Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Erster Band.

---

1 8 4 2.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1 8 4 3.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

1360

Universitäts-
Bibliothek

BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort zur ersten Auflage.

Über den Geist, in dem dieses Buch empfangen und geschrieben, hat sich die Zueignung verbreitet. Das Vorwort hat nur weniges Äußerliche zu berichten, will dem Leser nur kleinere Bitten um Gunst und Nachsicht vortragen. Das riesenhafte Gewebe der Weltgeschichte, dessen wunderbare Anlage und geheimnißvolle Verknüpfung kein Sterblicher ganz zu ergründen vermag, ist auch in seiner äußern Ausdehnung ein unermeßliches für die einzelne Kraft. Der Dichter vermochte deshalb nur wenige Gestalten aus dem unübersehbaren Gemälde hervorzuheben; und diese mußte er bisweilen, so sehr er sich der Treue bestrebte, anders verbinden und zu einander treten lassen, als sie in der Wirklichkeit gestellt waren. Im ersten Entwurf des Buches gedachte er das ganze Europa, so weit es damals von Kampf und Krieg bewegt wurde, zu umfassen, und den Leser aus den winterlichen Öden Rußlands in die farbenglühenden Gefilde des heißen Spaniens zu führen, um so durch die Kunst der Contraste täuschend zu heben, was er an sich nicht hoch genug zu stellen vermochte. Aber bald sah er, daß er mit

der Keule des Herkules spielen wollte; er vermochte die gigantische Masse nicht zu regieren, sie wuchs ihm über jedes Maß hinaus. Er schied also die Hälfte des Stoffes ab und beschränkte sich auf die andere; aber auch diese wuchs ihm unter den Händen, und trotz alles Kämpfens sah er endlich, daß er auch hier seinen ersten Vorsatz, in drei Bänden das Ganze zu bezwingen, aufgeben, und vier Bände füllen mußte. Wesentlich aber hat das Buch nur drei Theile; nur daß der letzte, als der umfassendste, jetzt in zwei Hälften zerfallen ist.

Wie Ségurs wunderwürdige, wenngleich geschichtlich oft nicht getreue Darstellung des russischen Feldzuges dem Verfasser oftmals zum Vorbilde gedient hat; wie er der Schilderung dieses Meisters mit Absicht bisweilen fast wörtlich gefolgt ist, liegt so offen da, daß er es kaum zu gestehen braucht. Ségur aber, Geschichtschreiber der Thaten seines Volkes, hatte andere Rechte und Pflichten als der deutsche Dichter. Dieser durfte sich über den Boden seines Vaterlandes empor in ein freies unbegrenztes Reich der Unparteilichkeit erheben, von dessen Höhen herab der Ruhm des Siegers, die unterliegende Größe des weltgeschichtlichen Cäsars unsrer Tage, der Kampf und das Dulden seiner Helden, die sich mächtig über ein zerschmetterndes Geschick erhoben, der düstere Untergang einer edlen Nation im Osten, die goldnen Morgenröthen und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes, das ganze erhabene Walten und Weben der Allmacht in den Geschicken der Völker — gleich nahe und fern vor dem dichterischen Auge lag. In diesem Sinne also versuchte der Verfasser, sein Buch nicht in engerer, vaterländischer

Bedeutung allein, sondern in einer kühner umfassenden, weltgeschichtlichen Ansicht zu schreiben, obgleich er sich bewußt ist, was die innere Welt des Gemüths und der Anschauung betrifft, den theuern Boden der Heimat nicht treulos verlassen zu haben.

Die poetischen Gestalten mögen sich selbst vertheidigen und behaupten; die historischen, sind sie getreu, sind sie verstanden, werden es ohne Mühe können. Kleine Aufeinanderrückungen von Ereignissen und dadurch verändertes Datum derselben durfte die so im Großen arbeitende Geschichte wol der Dichtung zugestehen, ohne für sich befürchten zu müssen. So ist der Brand Moskau's und die Erscheinung Napoleons dabei allerdings zusammengezogen. Daß ein Bund vaterländischer Freunde, der zu jener Zeit mächtig wirkte, ebenfalls, theils in chronologischer Beziehung, theils mit Rücksicht auf seine Zwecke, freier behandelt worden ist, verzeiht man vielleicht deshalb leicht, weil dies Verhältniß ja nur an das Buch hinstreift, ohne in seinen tiefern Kern einzudringen. Endlich vergebe man bei der Entfernung des Druckortes vom Wohnorte des Schriftstellers, wenn manche der kleinen Irrthümer und Nachlässigkeiten unausgeglichen bleiben, die sich immer erst bei der letzten Feile, wenn der Verfasser seine Arbeit in dem raschen Fluß des Abdrucks übersehen kann, entdecken und verbessern lassen. Zwar hat der Autor die letzten Correcturen selbst gelesen, allein da der Umfang des Buches es nöthig machte, an mehren Theilen zugleich zu drucken, und auch eine schnelle Rücksprache mit der Druckerei unmöglich war, so mag sich doch Manches eingeschlichen haben, welches

sich nur bei einer zweiten Auflage vertilgen läßt. Ob des Verfassers Werk diese erleben wird, wagt er nicht zu hoffen, indessen glaubt er, daß man bei einem Buche, dessen größere Unvollkommenheiten es von einer literarischen Auferstehung ausschließen, wol über die kleinern hinwegsehen wird. Ein ärmlicher Vortheil, welchen man dem Dichter, der auf den größern verzichten muß, gewiß nicht mißgönnt.

So sei denn das lang in der Brust getragene, mit ernster Anstrengung geförderte Werk der Gunst des Lesers empfohlen. Wenigstens wird die erhebende und erschütternde Größe der Zeit ihn für Das entschädigen, was er dem Dichter nicht verdanken kann.

Berlin, am 15. Januar 1834.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Eine Hoffnung, welche der Verfasser dieses Werkes kaum ernstlich ins Auge zu fassen wagte, hat sich erfüllt. Eine zweite Auflage des Romans ist schneller nöthig geworden als es irgend zu erwarten war. Das Publicum erhält die Arbeit in fast ganz unveränderter Gestalt. Gewiß waren größere Verbesserungen sehr zu wünschen, allein dieselben hätten so tief in den Organismus des Ganzen eingreifen müssen, daß es dadurch völlig umgestaltet worden wäre. Dazu aber fehlte dem Verfasser, so sehr er viele Mängel einsieht, theils die Muße, theils der Muth. Denn aufs Neue hätte er den erschöpfenden Kampf mit dem gigantischen Stoffe beginnen müssen, eine Arbeit, zu der ihm, bei vielfacher anderer Zeitbedrängniß, Jahre erforderlich gewesen wären. Auch war er ja in gewisser Beziehung Denen, welche einmal dem gegenwärtigen Buch ihr Wohlwollen geschenkt hatten und weiter danach verlangten, eben Dieses schuldig, durfte ihnen kein anderes dafür reichen. So hat er es denn vorgezogen, das Werk in sofern völlig in seiner Integrität zu lassen, als er es nur von den mehr zufälligen Fehlern, wie klei-

nern Nachläſſigkeiten im Ausdruck, und die mancherlei Druckfehler, möglichſt zu ſäubern ſuchte; Unvollkommenheiten, die, bei aller Sorgfalt, welche man auf eine Arbeit verwenden mag, doch niemals ganz zu tilgen ſind.

Und ſo wüßten wir denn auch nichts weiter über unſer Werk zu ſagen, als was Zueignung und Vorrede ſchon zur erſten Ausgabe ſo beſtimmt angedeutet haben, als es die Zeitumſtände in unſerm Vaterlande geſtatten. Nichts bleibt uns übrig, als den Dank auszuſprechen für das Wohlwollen in der Anerkennung, für die Belehrung im Tadel wie wir ſie öffentlich und von einzelnen in unſerer Verehrung beſonders hochgeſtellten Männern empfangen haben.

Möge Ernſt in der Gunſt, Liebe in der Strenge unſerm Thun auch jetzo, wie es ſich erneuert dem Spruch des Leſers unterwirft, zu Theil werden.

Berlin, in den Oſtertagen des Jahres 1836.

Der Verfaſſer.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die zweite Auflage, zu der der Autor sich am Schluß des Vorworts zur ersten zwar im Stillen, doch nur eine ungewisse Hoffnung gemacht, ist der ersten bald, völlig unverändert gefolgt, und nun erlebt er die Freude, eine dritte erscheinen zu sehen, die zugleich eine Ausgabe seiner gesammelten Schriften überhaupt eröffnet. Was diese letzteren anlangt, so behält er sich's vor, sie durch einige Worte, theils im Allgemeiner, theils bei einzelnen Arbeiten, zu begleiten, weil Manches zu erklären, manche Anordnung, Abänderung zu rechtfertigen sein wird. Indeß ist es ihm wünschenswerther, diese Erläuterungen erst einer spätern Lieferung beizufügen. Der Roman 1812 erscheint ganz unverändert; geringfügigere Correcturen sind schon bei der zweiten Auflage gemacht worden. Tiefer eingreifende Änderungen würden eine Umarbeitung des ganzen Werks veranlaßt haben, zu der es einerseits dem Verfasser an Muße gebricht, und die er andererseits auch nicht unternehmen möchte. Es ist fast ein Jahrzehend verflossen, seit er den Roman schrieb. In dieser Zeit haben seine Ansichten über Kunst,

Geſchichte und Politik durch reiferes Alter und innere Fortbildung ſo unabweisbare Änderungen erfahren müſſen, daß er ſich in manchen Beziehungen nicht mehr mit ſich ſelbſt zu einigen wiſſen würde. Verſchiedene Lebensalter müßten um ihre gleich begründeten Rechte ſtreiten; beſſer, daß ein jedes die ſeinigen behalte und vertrete. Dieſe Erwägung ſtellte den Beſchluß feſt, das Werk auch jetzt unverändert zu laſſen, wie es zuerſt in die Welt trat, und neu gewonnene Anſchauungen, entwickeltere Einſichten und Kräfte lieber bei künftigen Arbeiten geltend zu machen. Es ſei denn hier nur noch der warme, aufrichtige Dank ausgeſprochen für die ſeltene Gunſt, welche dem Buche von den Leſern zu Theil geworden, — und der Wunſch, daß der Autor, ſich eine ſo die Thätigkeit auffriſchende Geſinnung auch ferner zu bewahren, die Kraft haben möge. Sein Wille ſoll in ſo belohnender Aufgabe nicht zurückbleiben.

Berlin, am 15. Dec. 1842.

Der Verfaſſer.

Zueignung.

An die Fürsten und Völker Europas.

Verwegenheit des Verfassers wäre es zu nennen, wenn er es wagte, nur auf sich selbst gestützt, seinem Werke eine Zueignung vorangehen zu lassen, welche sich fast an die ganze Mitwelt richtet. Aber nicht er in seiner einzelnen Kraft ist es, der sich eines solchen Unterfangens anmaßt, sondern es ist eine höhere Gewalt, als deren Vertreter er zu gelten versuchen will. Und auch Das ist schon ein Unternehmen, dem man es vergeben muß, wenn der kühne, glühende Wille dem Vermögen beflügelt vorauseilt.

Die Begebenheiten unserer Tage waren und sind so groß, daß der Dichter nicht mehr sie erhöht, sondern von ihnen getragen wird. Die mächtig ausgespannten Flügel der Weltgeschichte heben ihn in ein hohes, leuchtendes Reich empor, wo er, in der Nähe sich verkündender Gottheiten, selbst wächst und erstarkt. Aber er fühlt

die fremde Kraft in sich; es ist der rollende Strom, auf dem er treibt, es ist die brausende Gewalt des Sturms, die sein Fahrzeug beflügelt, nicht sein schwacher Ruderschlag. Sein Verdienst ist nur das, sich auf dieses ungeheure Element gewagt zu haben, und er muß seinen Vorwitz büßen, wenn er zerschellt wird.

Wie das Jahr 1789 alle die großen Gedanken gebar und erzeugte, welche jetzt unsere Welt gestalten und umgestalten, so ist das Jahr 1812, von dem dieses Buch den Namen leiht, als das Geburtsjahr, oder besser, als das der Empfängniß für die Bildung der heutigen Staatenverhältnisse Europa's zu betrachten. Es schrieb mit furchtbaren Schriftzügen gigantische Lehren in das Buch der Weltgeschichte ein. Nie hat sich ein Verhängniß grausenvoller gestaltet, nie wurde Überhebung des Einzelnen gegen die Allmacht der Schickung durch eine ähnliche Nemesis heimgesucht. Alle Höllen verschlangen die Heere des Eroberers; aus dem Flammenmeere brennender Städte wurden sie, wie Dante's Verdammte, zu entsetzenvollerer Qual in die Eisschlünde ewiger Erstarrung hinabgestürzt. Dies ist das Gemälde der Weltgeschichte, welches der Dichter, selbst erbebend vor dem vermessenen Unternehmen, vor Euch aufzurollen wagt.

Doch über den Wüsten von blutgetränkter Asche, über den Schneefeldern voll erstarrter Leichen ging eine große, leuchtende Sonne des Segens allen Völkern auf. Wen durchzittert nicht eine heilige Begeisterung, wenn er an diese Tage denkt? Diese Tage des Erwachens, des erhebenden Kampfes, der reichsten Verheißungen!

Doch hat sich erfüllt, was verheißen war? Sind die überreich hingestreuten Saaten zu gesegneten Fluren aufgesproßt? Hat der Mensch die Verkündigungen des Gött-

lichen in ihrer Wahrheit gedeutet? Wird nicht gefrevelt im Verkennen heiligſter Winke? Schließen ſich nicht die Augen mit Gewalt vor Dem, was erfüllt werden muß, dem nun und nimmer entrathen werden kann? — Das ſind die gewichtig tiefen Fragen, die Fürſten und Völker ſich ernſt zu thun haben! Und darum wagt es der Dichter, ſein Werk an ſie zu richten, zumal aber an die Fürſten. Denn ſie ſind die Vertreter, die Gipfel der Geſchichte, die am weiteſten leuchten und ragen, aber auch am tiefſten ſtürzen, wenn die Fluth der Völker, welche nährend ihren Fuß umwallt, unnatürlich zurückgedämmt, anſchwillt, überbrauſt, den Boden unterhöhlt, daß Alles krachend einbricht, was auf granitnen Veſten zu ruhen ſchien.

Erinnert Euch an die verheißende Morgenröthe des Jahres achtzehnhundertundzwölf! Gedenkt daran, welche Hoffnungen den beiden nächſten Jahren des heiligen Kampfes leuchteten! Erwägt, wie treu, aber auch wie gewaltig damals die Völkerwoge emporbrauſte, durch alle Dämme brach und die dämoniſche Gewalt fremder Tyrannei zu Boden ſchlug!

Ihr habt erfahren, was ein Volk iſt! Vergeßt es nicht! Mahnend und warnend redet die Zeit, welche der Dichter in wechſelnden Bildern lebendiger wieder vor Eure Seele zu führen trachtet! — Das Eine darf er von ſich ſagen: von Ehrfurcht und Begeiſterung war er gleich durchſchauert, wenn der mächtige Geiſt näher und näher zu ihm trat und ſich in tauſend Wundergeſchichten verkündete. Ob er ihn begriffen, ſeine tiefſten Geheimniſſe erlauſcht? — ob er mit ungeweihter Seele frevelnd nahe zu treten gewagt und nur Mißbildungen [illegible]Verzerrung im unlautern Spiegel der Bruſt empfing?

darüber wird eben jener mächtige Geist strenges Gericht halten. Denn an ihm vergeht sich Keiner ungestraft, und Sanduhr und Sense der allschauenden Zeit messen gerechter, richten strenger als selbst Waage und Schwert der blinden Themis!

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

An einem lauen Aprilabende des Jahres 1812 trat Ludwig Rosen, ein junger Deutscher, eben mit der sinkenden Sonne vor dem Städtchen Duomo d'Ossola am Abhang des Simplon ein. Er war zu Fuß von Baveno am Lago Maggiore ausgegangen, und daher ziemlich ermüdet, wiewol seine Wanderung durch dieses reizende Gartengelände, das die hohe Mauer der Alpen stets vor dem rauhen Nordwinde schützt, nichts weniger als beschwerlich gewesen war, sondern ihn auf jedem Schritte mit neuen Freuden und Genüssen überrascht hatte. Er würde diese noch lebhafter empfunden haben, wenn er nicht aus dem südlichern Italien gekommen wäre, nachdem er den Winter theils in Sicilien und Neapel, theils in Rom zugebracht hatte. Gern hätte er länger in diesem schönen Lande der Freude geweilt, das selbst, während das ganze Festland von furchtbaren Stürmen des Krieges erschüttert wurde, seinen Charakter einer durch den nächsten Schutz der Götter behüteten, heitern Zufluchtsstätte der Künste, wenigstens für den Fremden zu bewahren gewußt hatte; allein eben jene gewaltigen Begebenheiten, welche die beiden Hälften des übrigen Europa gegen einander in Waffen riefen,

forderten auch ihn zu einer beschleunigten Rückkehr auf. Seine Mutter und Schwester lebten in Dresden in weiblicher Stille und Zurückgezogenheit; mehr aus Neigung als durch die Umstände dazu gezwungen, da das Vermögen der Mutter ihr eine unabhängige, wenngleich nicht glänzende Lage gewährte. Den Vater hatte Ludwig schon in seiner Kindheit verloren. Wie, wußte er selbst nicht, denn die Mutter hatte zwar bisweilen einige Andeutungen von dem unglücklichen Schicksale desselben gegeben, sich aber niemals näher darüber erklärt. — Die vier letzten Jahre waren, wiewol traurig genug, doch wenigstens so ruhig für Norddeutschland gewesen, daß zwei einzelne Frauen sich auch ohne besondern männlichen Schutz den Ereignissen des Lebens gewachsen fühlen konnten. Jetzt aber rückten die Colonnen der französischen Heere wieder auf allen Landstraßen vor; Deutschland war mit dem beginnenden Frühling aufs Neue in ein Feldlager verwandelt. Deshalb kehrte Ludwig zurück, denn sein Herz trieb ihn an, in so bedenklicher Zeit der Mutter, die überdies, wie ihm die Schwester schrieb, an einem besorglichen Brustübel kränkelte, rathend und schützend zur Seite zu stehen. Er gehorchte dieser Stimme der Pflicht, obgleich mit schwerem Herzen. Nicht daß Italien ihn so unwiderstehlich gefesselt hätte, sondern weil ihm bangte, sein unglückliches, entwürdigtes Vaterland zu betreten, in dem er tiefere und schwerer zu heilende Wunden entdeckte, als das Schwert der Franken demselben geschlagen hatte. Ludwig befand sich in dem für Glück und Schmerzen empfänglichsten Alter; er war drei und zwanzig Jahre alt. Seine Seele neigte sich früh zum Ernst, denn sie reifte unter ernsten Geschicken. Die Jahre der Studien, welche Andere in sorglosester Heiterkeit zuzubringen, sich höchstens bei den Büchern einigermaßen zu sammeln pflegen, waren für ihn eine Zeit strenger

Schule gewesen. Denn kaum an dem Trost der Wissenschaften vermochten damals deutsche Jünglinge von ernsterm Gemüthe sich einigermaßen freudig emporzurichten, so niederschlagend war der Blick auf die Gegenwart, war die Aussicht auf die Zukunft. Ein Jahr lang hatte er nun sein Vaterland nicht betreten, seit zwei Jahren Mutter und Schwester nicht gesehen; denn von Heidelberg aus, wo er das letzte Jahr seiner Studien zubrachte, hatte er seine Reise angetreten. Jetzt stand er wieder vor der schneebedeckten, riesigen Grenzmauer, welche die ernste deutsche Erde von den Fluren des heitern Italiens scheidet. Ach, wie schlug ihm das Herz nach Allem, was er jenseit der Alpen liebte und verehrte, wie drängte es ihn nach den lieben Armen der Seinigen, nach den Heiligthümern des vaterländischen Herdes! Aber was er liebte, war in Trauer eingehüllt, was er verehrte, schmachvoll entweiht! Darum scheute sich sein Fuß vor der Heimat, zu der doch das ganze Herz ihn sehnend hinzog.

Mit diesen Gefühlen in der Brust näherte er sich dem freundlichen Städtchen, dem letzten Orte Italiens, der ihm ein Obdach gewähren sollte. Ein Hügel zur Seite des Weges lockte ihn, denselben zu besteigen, um noch einmal, bevor die letzte italienische Sonne ihm unterginge, einen Scheideblick auf das schöne Land zu werfen, das ihm oft so schmeichelnden, süßen Trost für die Schmerzen seiner Seele geboten hatte. Er schritt durch das duftende, frisch aufgeschossene, hohe Gras hindurch, geraden Weges dem Gipfel zu. Von oben sah er mitten in das Städtchen hinein, das, wie stets im Süden, mit der Abendstunde erst recht belebt wurde. Auf den Feldern grünte Alles im reichsten, nicht einmal mehr im ersten Schmucke des Lenzes, während jenseit jener hohen Bergkolosse, die hinter der Stadt aufstiegen, vielleicht die Blüthen noch im dumpfen Winterschlaf lagen.

Hier aber prangten die Ulmen, die Kastanien in der Fülle des Laubes, ein gewürzig duftender Teppich, mit Tausenden von wilden Nelken und Aurikeln besäet, dehnte sich über die Wiesen hin; das Getreide war bereits hoch aufgeschossen, ja, selbst die Rebe hatte sich schon mit dem vollen Schmucke ihres breiten Laubes bekleidet und zierte die Giebelseiten der reinlichen Häuser. — Ludwig konnte zur Rechten weithin die Landstraße übersehen, zur Linken lagen Markt und Gassen von Duomo d'Ossola fast zu seinen Füßen. Er sah die fröhlichen, zwanglosen italienischen Mädchen mit ihren breiten Strohhüten auf dem Markte lustwandeln, deutlich konnte er den Kram einer Fruchthändlerin, die ihre Körbe mit Orangen und Feigen vor sich aufgestellt hatte, erkennen, Knaben schlugen den Ballon gewandt in die Lüfte, französische Dragoner, von denen ein Piket in der Stadt stand, saßen auf einer Bank vor dem Wachthause und schwatzten. Er hörte das fernbrausende Getöse der durcheinander schwirrenden Stimmen jubelnder Knaben, lachender Mädchen, ausrufender Verkäufer; ja, sogar einzelne Töne von den Gesängen eines Zitterspielers, der einen großen Kreis von Hörern um sich versammelt hatte, drangen durch die Stille des Abends zu ihm herüber. Dieses kleine, bunte, verworrene Treiben menschlicher Lust und Betriebsamkeit stach wunderbar gegen den majestätischen Ernst, die feierliche Stille des Hochgebirges ab, das sich steil, mächtig, den Fuß und Gürtel in bläuliche Nebel gehüllt dicht hinter dem Städtchen aufthürmte, und die Schneehäupter in den Wolken verbarg.

Ludwig stand in Gedanken verloren. Plötzlich weckte ihn der Schall eines Posthorns, und munterer Peitschenknall schlug an sein Ohr. Ein mit vier Pferden bespannter offener Reisewagen kam die Landstraße von Baveno daher und rollte dem Städtchen zu. Es saßen zwei Frauen darin.

Die eine, ältere, war offenbar eine Dienerin. Die jüngere, deren dunkles Gewand durch ein weißes leichtes Spitzentuch gehoben wurde, trug über dem Strohhut einen grünen Reiseschleier, den sie eben zurückschlug, sodaß er im Luftzug rückwärts flatterte. Dieser Anblick weckte eine lebhafte Erinnerung in Ludwig auf. Gerade bei seinem Eintritt in Italien, als er über den großen Bernhard in das Thal von Aosta hinabstieg, hatte er ein weibliches Wesen getroffen, dessen Bild ihm nicht verloren gegangen war, und für welches er ein ähnliches Zeichen des äußeren Erkennens in der Vorstellung trug. Damals nämlich sah er beim Besteigen des Berges, kurz vor dem Hospitium, vor sich eine Karavane, wie es schien, von reisenden Engländern, unter denen ihm eine auf dem Maulthiere sitzende, schlanke weibliche Gestalt auffiel, die sich das Antlitz, um gegen den blendenden Glanz des Schnees geschützt zu sein, durch einen grünen Schleier verhüllt hatte. Obwol die Reisenden sich nur wenige hundert Schritte vor ihm befanden, und er, von einem seltsam lebhaften Gefühl getrieben, sich bestrebte, sie einzuholen, so gelang es ihm dennoch nicht, da sie zwar nur durch einen kurzen Raum, aber durch einen mühsam zurückzulegenden Weg von ihm getrennt waren. So blieb der grüne Schleier ihm ein leuchtender Zielpunkt auf den weißen Schneefeldern, bis er in der Pforte des Hospitiums verschwand. Er hoffte, Abends an der Tafel den Gegenstand seiner ahnungsvollen Theilnahme kennen zu lernen; doch vergeblich. Nach Dem, was er hörte, vermuthete er, daß die Unpäßlichkeit einer älteren Dame, wahrscheinlich der Mutter des jungen Mädchens, die Ursache sei, weshalb Beide in ihrem Gemache blieben. Am andern Morgen hatten die Reisenden ungewöhnlich frühzeitig ihren Weg fortgesetzt. Ludwig erfuhr es kaum, als ihn ein Gefühl der Sehnsucht nach der Fremden ergriff,

das er selbst belächeln mußte, welches ihn aber dennoch mit einem unwiderstehlichen Reiz antrieb, ihr so rasch als möglich zu folgen, obgleich es Anfangs seine Absicht gewesen war, einen Tag im Hospitium zu verweilen. Ein junger, rüstiger Wanderer, wie er war, mußte er, zumal abwärts, eine Karavane englischer, mit vielem Gepäck belasteter Reisenden bald einholen. In der That entdeckte er auch schon nach wenigen Stunden bei einer Wendung des Thales, die einen weiten Blick abwärts gestattete, den grünen Schleier, dieses magisch lockende Zeichen, nach dem sein Auge spähte, tief unter sich, wie er im Sonnenschein aus der Ferne her schimmerte und leuchtete. Nunmehr blieb derselbe das Banner der Hoffnung, unter dem er seinen Einzug in Italiens Fluren hielt; er folgte ihm mit unabläſſiger Anstrengung, allein der vielfach gewundene Weg rückte ihm das Ziel seines Strebens bei jeder neuen Windung wieder aus dem Auge. Wie glücklich aber war er, wenn er nun die nächste Biegung erreicht hatte, und es dann näher vor sich erblickte! So dauerte das neckende Spielwerk fort, bis er in die tieferen Regionen des Berges gelangte, wo der Pfad ebener, und zuletzt für die schmalen Gebirgswagen fahrbar wird.

Jetzt war er den Wandernden so nahe, daß er sie hätte anrufen können; der Weg schlug sich noch einmal um eine scharf vorspringende Felsecke; er eilte, sie zu erreichen, und hoffte von nun an der Wandergenosse der Reisenden zu werden. Doch als er umbog, sah er kaum hundert Schritte vor sich ein mit Reben dicht umsponnenes Häuschen, vor dessen Thüre zwei Sesselwagen hielten, wie man sich deren hier im Gebirge zu bedienen pflegt. Der Führer, welcher das Maulthier der holden Unbekannten geleitet hatte, half derselben soeben absteigen, und ein ältlicher Herr bot ihr sofort den Arm, um sie an den char à banc zu führen. So sollte sie in

demſelben Augenblicke, wo Ludwig ſie zu erreichen hoffte, ihm ganz entriſſen werden? Zu lange hatte ſeine Phantaſie ſich mit dem reizenden Abenteuer beſchäftigt und ſich romantiſche Zauberſchlöſſer gebaut, als daß er dieſen Raub an ſeinem eingebildeten Glück ſo leicht hätte ertragen können. Faſt beſtürzt, eilte er haſtig vorwärts; nur einmal wollte er das Antlitz des lieblichen Genius ſehen, der ihn an wunderbaren Zauberfäden in das Land der Künſte und der Schönheit eingeführt hatte. Dennoch wäre ſein Beſtreben vergeblich geweſen, hätte nicht ein Zufall, in dem er einen neuen Wink des Schickſals erkennen wollte, ihm Beiſtand geleiſtet. Plötzlich ſah er nämlich, trotz ſeiner Eile, etwas Glänzendes im Wege liegen. Es war ein Armband mit einem goldnen Schloß. Entzückt hob er es auf, weil dieſer Fund ihm die Veranlaſſung bot, den Wagen, der ſchon davonzurollen drohte, ein lautes Halt! nachzurufen. Zugleich winkte er mit der Hand zum Zeichen, daß er etwas wolle. Die Führer, welche die Reiſenden begleitet hatten, wandten ſich um und kamen ihm entgegen; er aber eilte haſtig an ihnen vorüber und an den Wagen, wo die verſchleierte Dame ſaß. „Sollte ich ſo glücklich ſein," redete er ſie in der Gewohnheit, ſeine Mutterſprache zu gebrauchen, deutſch an, obgleich er ſie fortdauernd für eine Engländerin gehalten hatte; „ſollte ich ſo glücklich ſein, Ihnen ein verlorenes Gut zurückſtellen zu können?" Dabei reichte er ihr das Armband dar. Die junge Dame warf einen überraſchten Blick auf den Finder und dann auf die eigene Hand, wo ſie erſt jetzt die leere Stelle entdeckte. „Es iſt in der That das meinige," erwiderte ſie; „ich danke Ihnen ſehr." Der Klang dieſer Worte überraſchte Ludwig auf ganz eigene Weiſe, denn ſie wurden zwar geläufig und mit ungemeinem Wohllaut, aber doch mit Beimiſchung eines fremdartigen Accents, der ſogleich die Aus-

länderin verrieth, gesprochen. Er fühlte, daß er erröthete, und hob daher das Auge nur scheu zu der Sprechenden empor, die eben, was sie schon früher, als Ludwig herantrat, thun wollte, den Schleier unbefangen zurückschlug. Als er das holde Antlitz so plötzlich unverhüllt erblickte, brachte der milde Glanz ihrer Schönheit ihn in die äußerste Verwirrung. Es war ihm, als sei plötzlich eine Heilige vor ihn getreten, so durchdrang ein Gefühl süßer Beklemmung und Ehrfurcht seine Brust. Ihr blaues Augenpaar, von langen Wimpern beschattet, weilte mit dem Ausdruck der Unschuld und Güte auf ihm. Ein freundliches Lächeln schwebte ihr um die Lippen, und ein so sanfter, edler Reiz waltete in ihren Zügen, daß Ludwig von überwältigender Rührung unwiderstehlich ergriffen wurde. Vergeblich suchte er ein Wort der Erwiderung; zu dem Erröthen der Überraschung gesellte sich noch das der Verlegenheit. Als berühre der Widerschein seiner Glut das Antlitz der Unbekannten, überflog auch ihre Wangen jetzt ein flüchtiger Rosenschimmer; sie verbeugte sich, freundlich, aber befangen grüßend. Der Herr neben ihr zog seinen Hut ab, und der Wagen rasselte davon. Bestürzt folgte ihm Ludwig mit unverwandten Blicken und bemerkte es kaum, daß noch eine zweite, ältere Dame, ebenfalls in männlicher Begleitung, den andern Wagen bestieg und an ihm vorüberfuhr. Sein Auge heftete sich an den grünen Schleier, den er jetzt im Winde flattern und ferner und ferner verschwinden sah. Lange stand er so, bis die letzte Spur der Wagen verschwunden, bis die Staubwolke, die sich hinter ihnen erhob, wieder gefallen war. Es war ihm, als habe er geträumt! — — Das holde Bild verließ ihn nicht mehr. In ganz Italien suchte er es auf; doch umsonst. Trat es auch vor der Fülle der reizenden Gegenstände, die sein begeisterter Sinn mit allem Feuer der Jugend in sich auf-

nahm, in den Hintergrund, immer leuchtete es doch wieder von Zeit zu Zeit hell auf, und die leiſeſten Anklänge ähnlicher Erſcheinungen riefen es mit ganzer Lebhaftigkeit in ſeine Seele zurück.

Und jetzo, als er auf der Ausgangsſchwelle des romantiſchen Landes ſtand, wie damals an deſſen Eingang, jetzo erblickte er plötzlich, unvermuthet, dieſes Wahrzeichen ſeines Glücks, ſeiner Hoffnungen aufs Neue! Kaum war er daher jener Reiſenden anſichtig geworden, als er mit hochklopfendem Herzen den Hügel hinabeilte, um die flüchtige Erſcheinung raſch zu ergreifen, ehe ſie ihm wieder entſchwinden möchte. Doch der Wagen, der wie ein Pfeil dahinrollte, war vorüber, bevor er die Chauſſée gewonnen hatte. Ludwigs Spannung wuchs mit der Gefahr, ſeinen Wunſch (es war wol mehr als ein Wunſch) nicht erreicht zu ſehen. Im Städtchen mußten die Pferde gewechſelt werden; dieſer Umſtand gab ihm die Hoffnung, daß er den Wagen noch einholen werde, bevor er wieder abführe. Denn das Glück, mit dem holden Weſen (und wußte er es denn auch, ob ſie es war?) unter einem Dache übernachten zu können, wagte er ſich kaum vorzuſpiegeln. Er beſchleunigte ſeine Schritte mehr und mehr; jetzt hatte er den freien Platz dem Wachthauſe gegenüber, wo der Gaſthof lag, erreicht. Er ſah den Wagen vor der Thür ſtehen, aber ſchon führte man neue Pferde herbei, um ſie vorzulegen. Ein großer Kreis von Neugierigen hatte ſich um die Reiſenden verſammelt. Ein Offizier, der von der Wache herkam, theilte die Menge, und ging, ein Papier in der Hand haltend, auf den Wagen zu: die junge Dame mit dem grünen Schleier ſtieg bei ſeiner Annäherung aus und trat ihm einige Schritte entgegen. Der Offizier verneigte ſich und ſprach mit ihr, zwar ſehr höflich, doch ſchien ſein Achſelzucken anzudeuten,

daß er ihren Wünschen nicht willfahren könne. Ludwig näherte sich jetzt den Umstehenden; da jedoch die junge Dame, die dem Bilde seiner Erinnerung immer ähnlicher erschien, sich der entgegengesetzten Seite zugekehrt hatte, er aber um Alles einen Augenblick erhaschen wollte, wo er ihr ins Angesicht sehen könnte, so umging er den Kreis der Versammelten und theilte ihn, von derjenigen Seite nach dem Wagen zu tretend, wohin sie gewendet stand. Himmel, sie war es selbst! Nur bleich und ängstlich schienen ihre Züge, und sogar eine Thräne war in dem schönen blauen Auge sichtbar. Von einem unbezwinglichen Gefühl getrieben, schritt Ludwig auf sie zu; so auffallend es sein mochte, er wollte die holde Gestalt, die ihn eingeführt hatte in Italiens schöne Wunder, beim Ausgange wieder begrüßen, wollte sie an den rasch vorübergeflogenen Augenblick jenes ersten Begegnens erinnern. Sein Muth dazu wuchs, da er sie unbegleitet sah, denn außer einem alten Diener, der vorn auf dem Bocke saß, und jener ältlichen Frau im Wagen, die ebenfalls allem Anschein nach nur in einem dienenden Verhältniß zur Reisenden stand, war Niemand zu sehen. Hastig trat er daher aus dem etwas zurückgezogenen Kreise der Menge hervor. Ihr Blick fiel plötzlich auf ihn; da überflog ein so schneller freudiger Schreck ihre Züge, daß Ludwig keinen Augenblick zweifeln konnte, sie erkenne ihn wieder. Eben wollte er grüßen, die Lippe zur Anrede öffnen, als sie mit auffallender Hast die französischen Worte ausrief: „Voilà mon frère!“ und ihm entgegeneilte. Ludwig, höchst bestürzt, ahnte ein Mißverständniß; doch bevor er sich faßte, ihr nur ein Wort entgegnen konnte, rief sie ihm italienisch, sodaß alle Umstehenden es hörten, zu: „Gott sei Dank, Bruder, daß Du kommst,“ und setzte leise, aber hastig auf Deutsch hinzu: „Ich bin verloren, wenn Sie mich verleugnen.“ Eben so schnell

wandte sie sich zu dem Offizier zurück, nahm ihm das Papier aus der Hand und reichte es Ludwig, indem sie französisch sagte: „Dieser Herr will unsern Paß nicht gelten lassen, weil Du nicht bei uns warst. Das kommt von Deinen romantischen Seitenwegen, lieber Bruder! Sie sind Graf Wallersheim," setzte sie leise deutsch hinzu.

Wie überrascht und bestürzt Ludwig durch das seltsame Abenteuer war, so begriff er doch schnell genug so viel davon, daß er es hier in der Gewalt habe, dem reizenden Wesen, das ängstlich, mit Thränen in den Augen vor ihm stand, einen wichtigen Dienst zu leisten. Er ging daher, ohne sich zu bedenken, auf die List ein und erwiderte: „Beruhige Dich, liebe Schwester, ich werde schon mit dem Herrn sprechen." Hierauf wandte er sich zu dem Offizier, und um Zeit zu gewinnen und einigermaßen das Verhältniß kennen zu lernen, sagte er ihm: „Ich muß Sie schon bitten, mein Herr, mir Ihre Bedenklichkeiten gegen unsern Paß zu wiederholen; Sie wissen wohl, daß Damen in solchen Angelegenheiten zu unerfahren sind." — „Von diesem Augenblicke an," entgegnete der Offizier, „habe ich nicht die mindesten Bedenklichkeiten mehr. Sie waren aber im Paß als der Begleiter Ihrer Gräfin Schwester genannt, jedoch nicht zugegen. Er mußte mir daher unrichtig scheinen. Zwar sagte mir die Gräfin sogleich, daß Sie sich nur auf kurze Zeit entfernt hätten, um einen romantischen Seitenweg zu Fuß zu machen, und daß Sie den Wagen jenseit der Stadt wieder treffen würden; allein unsere Befehle sind für die Grenzorte, wie Duomo d'Ossola, so streng, daß ich gezwungen gewesen sein würde, die junge Dame zu bitten, so lange hier zu verweilen, bis Sie, Herr Graf, als der eigentliche Inhaber des Passes sich eingestellt hätten. Sein Sie aber versichert, daß ich es für meine Pflicht gehalten haben würde, einen meiner Leute auf die Straße

nach Sempione zu senden, um Sie von dem Hinderniß zu benachrichtigen. Indessen muß ich Sie doch warnen, sich nicht wieder von der Seite der Comtesse zu entfernen, da die Befehle, so weit unsere Bezirke reichen, überall von der Art sind, daß Sie leicht eine neue, ähnliche Unannehmlichkeit erfahren würden. Sind Sie erst über die schweizerische Grenze, so hört unsere Autorität freilich auf, und Sie werden mit freier Bequemlichkeit reisen können."

Ludwig stand stumm vor Erstaunen, zumal da der alte Diener vom Bock abgestiegen war, ihm ohne Umstände die leichte Reisetasche, die ihm über die Schulter hing, abnahm, sie, in den Wagen legte und ihn fragte, ob es ihm gefällig sei einzusteigen. Verwirrt sagte er dem Offizier einige höfliche Worte und reichte ihm die Hand zum Abschiede. Der Diener schlug den Tritt des Wagens vollends herunter, der höfliche Franzose war der jungen Dame, die sich jetzt dicht in ihren grünen Schleier gehüllt hatte, beim Einsteigen behülflich, der Diener half Ludwig hinein, der Offizier verneigte sich tief, wiederholte sein bon voyage, Ludwig nahm, fast ohne zu wissen, was er that, an der Seite seiner räthselhaften Unbekannten Platz — denn die Duenna hatte bescheiden den Rücksitz eingenommen —, und der Wagen rasselte dahin.

Zweites Capitel.

So lange man durch die Gassen des Städtchens fuhr und belebte Häuser am Wege standen, beobachtete die schöne Verschleierte das tiefste Schweigen, und den Versuch Ludwigs,

sich durch eine Frage den Zusammenhang des höchst seltsamen Abenteuers erklären zu lassen, lehnte sie durch einen stummen, ängstlichen Wink ab. Er blieb daher einige Minuten lang ganz seinen eigenen Vermuthungen überlassen. In dieser Zeit fand er eine mögliche Auflösung des Räthsels, wenn auch nicht die wahre. Aller Wahrscheinlichkeit nach war seine Begleiterin eine Engländerin, vielleicht die Tochter eines Mannes von Bedeutung. Der neuausbrechende Krieg hatte Haß und Wachsamkeit der Franzosen gegen die Einwohner dieses Landes verdoppelt; sie war daher muthmaßlich aus politischen Gründen genöthigt, sich der List zu bedienen, um ein Land zu verlassen, das im Besitz der Feinde ihres Vaterlandes war, in dem man sie selbst vielleicht als Geisel betrachten und verhaften konnte. Ludwigs Herz schlug daher heftig vor Freude, daß die wunderbarsten Fügungen des Zufalls gerade ihn ersehen hatten, um einem Wesen, dessen süßer Reiz ihn so mächtig gerührt, ihn so lange in zarten, aber unzerreißbaren Fesseln gehalten hatte, diesen rettenden Dienst zu erweisen. Er richtete seinen Blick auf sie; sie saß sichtlich zitternd, beklemmt athmend neben ihm. Endlich verschwanden die letzten Häuser an der Seite des Weges, die Umgegend wurde einsam. Eine steil aufsteigende Strecke des Weges nöthigte den Postillon, der aus dem Sattel fuhr, seinen raschen Trott in Schritt zu verwandeln, sodaß das betäubende Rasseln des Wagens aufhörte. Da ergriff die schöne Verschleierte mit rascher Heftigkeit Ludwigs Hand, drückte sie warm und innig mit ihren beiden und sprach flüsternd aus beklommener Brust: „Sie sind mein Retter! Der Retter des Theuersten, was ich auf dieser Erde besitze!“ Und wie erschöpft von der tödtlichen Angst, von dem langen Zurückpressen der heftigsten Empfindungen in ihrer Brust, stieß sie schwer aufathmend ein gepreßtes Ach! aus, sank der ihr ge-

genübersitzenden Begleiterin an die Brust, umfaßte sie mit beiden Armen, verbarg das Haupt an ihrer Schulter und brach in einen unaufhaltsamen Strom von Thränen aus.

Die ältere Begleiterin, obgleich sie in ihrer ganzen Haltung etwas Kaltes, Gemessenes hatte, schien jetzt doch auch bewegt. Sie suchte indessen die Weinende zu beruhigen, bediente sich aber dabei einer fremden Sprache, die Ludwig nicht verstand und sie auch nicht für undeutlich ausgesprochenes Englisch halten konnte. Die Unbekannte richtete sich wieder auf, schlug den Schleier zurück, um freier Luft zu schöpfen, richtete ihr blaues Auge gen Himmel und faltete die Hände über der Brust zu einem stummen Dankgebet. Ludwig, der sich gleichfalls im Innersten bewegt fühlte, wollte ihre heilige Rührung nicht unterbrechen und sah sie lange und erstaunt an. Sie erwiderte den Blick mit offener, reiner Gesinnung: „Wie soll ich Ihnen je vergelten!“ sprach sie. „Vergelten?“ entgegnete Ludwig lebhaft, aber mit inniger Betonung. „Das Schicksal bereitet mir auf die wunderbarste Weise ein Glück, das ich niemals zu träumen gewagt hätte, und Sie sprechen von Vergeltung? Etwa weil ich von Ihren Lippen den süßen Namen Bruder hörte? Was habe ich denn für Sie gethan? Ich weiß nur, daß Sie einem Fremden, Unbekannten plötzlich, wie eine Göttin aus himmlischer Höhe, das überschwenglichste Glück bereitet haben!“ — „O Sie wissen nicht“, entgegnete sie, „was Sie für mich gethan durch Ihr schnelles und gewagtes Verstehen!“ — Sie wollte fortfahren, doch wurde sie durch den alten Diener unterbrochen, der sich umsah und einige fremdartige Worte zu ihr sprach, die sie ebenfalls in einer Ludwig völlig unbekannten Sprache erwiderte, und über welche er auch, da nur so wenige, noch dazu fast unverständlich leise Worte gewechselt wurden, gar keine Muthmaßung gewinnen

konnte. Einigemal glaubte er spanische, dann wieder polnische Wortformen zu hören. Der Wagen rollte jetzt wieder rascher dahin, und das Gespräch war abermals unterbrochen. Indeß mußte bald das fortwährende Ansteigen der auf der italienischen Seite ungleich steileren Simplonstraße beginnen; Ludwig setzte daher seine Wünsche um Enträthselung dieser Geheimnisse bis dahin aus.

Man erreichte eine freie Höhe, wo der Weg sich so bog, daß man noch einmal den Blick auf Italien zurückwerfen konnte. Das romantische Land lag in der Purpurglut der Abendröthe da; die dunkeln, waldigen Vorgebirge der Alpen streckten sich weit in die blühenden Ebenen hinein; schäumende Bäche zogen silberne und goldene Straßen durch die Thäler; das weiße, glänzende Städtchen am Fuße des Gebirges leuchtete hell auf dunkelm Grunde; die Ferne verschwand in purpurner Dämmerung und ließ keine deutlichen Umrisse mehr erkennen. „Leb wohl!“ sprach Ludwig bewegt. Auch seine Gefährtin wandte das schöne Antlitz noch einmal dem Eden zu, das sie verlassen mußte, eine sanfte Rührung verklärte ihre Züge; die Lippen schienen über eine Thräne zu lächeln, die den blauen Krystall des Auges plötzlich mit feuchtem Schimmer überglänzte. „Leb wohl,“ wiederholte sie mit süßem Wohllaut und winkte leicht mit der Hand hinüber. Es war ein bewegter, aber kein tief schmerzender, kein zerreißender Abschiedsgruß. — Da die Straße nunmehr ganz steil anstieg, sodaß der Wagen sich nur langsam fortbewegte, trat endlich der Augenblick ein, wo sich Ruhe genug zu einem Gespräche fand. Ludwig wollte nun seine Frage über das seltsame Ereigniß wiederholen, als seine Gefährtin schon unaufgefordert begann:

„Sie müssen ganz erstaunt sein über Das, was Ihnen begegnet ist; doch die jetzt alle Länder und Völker erschüt-

ternden Verhältnisse führen auch den Einzelnen oft in verhängnißvolle, seltsame Lagen. Eine solche ist die meinige. Schon gab ich mich verloren, ach und ich zitterte für ein theureres Gut als mein Leben, als der Himmel Sie zu meinem Retter sandte. Werden Sie mir aber Ihren Beistand auch ferner leisten wollen?"

„Bis zu meinem letzten Athemzuge," rief Ludwig fast heftig. — „Versprechen Sie nichts," entgegnete die Unbekannte unterbrechend, „da Sie wissen, was ich von Ihrer großmüthigen Gesinnung erbitten muß. Sie würden noch länger für meinen Bruder gelten, mich bis nach Deutschland als solcher in unaufhaltsamer Reise begleiten müssen! Und — es ist nicht ohne Gefahr für Sie!"

Ludwig wies mit einem fast unwilligen Stolz den Gedanken zurück, als könne irgend eine Gefahr ihn zurückschrecken.

„Das wußte ich wohl und mußte es Ihnen zutrauen," entgegnete die Unbekannte; „aber noch ein schwereres Geständniß habe ich Ihnen zu thun. Ich werde undankbar, ich werde niedrig argwöhnend vor Ihnen erscheinen müssen; denn ich muß Ihre Hülfe anflehen, ohne Ihnen mein Geheimniß vertrauen zu dürfen, weil es nicht das meinige ist. Andere haben heiligere Rechte daran, und mich binden die strengsten, unerläßlichsten Pflichten. Kaum mehr, als Sie schon errathen haben müssen, darf ich Ihnen enthüllen denn daß ich nicht die Gräfin Wallersheim, daß ich nicht einmal eine Deutsche bin, kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein."

„Aber mit welchem Namen darf ich Sie nennen? Wird Ihr Geschick Sie mir auf ewig verhüllen?" fragte Ludwig nicht ohne schmerzliche Betonung.

„Nein, ich hoffe es nicht," entgegnete seine Begleiterin sanft; „und bis dahin nennen Sie mich Schwester, Bianca.

wenn Sie wollen. Dieser Name muß Ihnen schon genügen."

„Schwester! Bianca!" sprach Ludwig nach, und ein bebender Schauer des Entzückens durchdrang sein Herz. „Schwester! Schwester!" — die Stimme versagte ihm. Der heilige Name legte ihm das reizende Wesen so nahe an das Herz, raubte es ihm aber zugleich so unwiederbringlich, daß er bei dem Klange desselben das vollste Maß der Seligkeit und den tiefsten, bittersten Kelch der Schmerzen zugleich leerte. Und so war sein ganzes Finden der Geliebten. Die vertraulichste Nähe war ihm gestattet, doch zugleich hatte das Schicksal, dies ahnte er schon jetzt, eine furchtbare Kluft zwischen Beiden aufgerissen, die sie um so weiter trennte, je inniger vereint sie schienen.

Er blickte sie an, es däuchte ihm, sie sei eine holde Traumgestalt, die ihm entschweben werde, wenn er erwache. Sein Herz schlug heftig; doch er bezwang sich, und stumm verschloß er den ahnungsvollen Schmerz in seiner Brust.

Doch Bianca brach das Schweigen. „Sie dürfen mich nicht nur Schwester nennen," sprach sie ein wenig erröthend, „sondern Sie müssen es auch, wenn Sie mich nicht verrathen wollen. Sie werden sich gewiß bald daran gewöhnen, sowie an das vertraute Du, das ich öffentlich von Ihnen zu fordern gezwungen bin, wenn Sie deutsch sprechen."

Die Prüfung für Ludwig wurde immer schwerer. — „Wenn ich mich nur nicht vergesse," sprach er verlegen.

„Sie werden es gewiß nicht," entgegnete Bianca; „der Gedanke, daß ein leichtes Versehen für Sie und mich höchst gefährlich werden könnte, wird Sie gewiß immer warnen; und überdies sollen Sie es stets in meinen Zügen lesen, daß ich Sie an Ihre brüderlichen Pflichten erinnere. Doch ich

muß Ihnen noch Einiges über meine Lage entdecken. Sie sehen mich hier von meiner Jugendpflegerin und einem alten getreuen Diener unsers Hauses begleitet, den Einzigen, die mein Geheimniß zum Theil kennen. Wir würden ohne alle Gefahr reisen, wenn nur diese die Mitwisser wären, doch zu unsrem Unglück ist es leider schon verrathen. Wissen Sie denn, daß bis Mailand ein Anderer Ihre Stelle einnahm!" Hier stockte die Erzählerin. „Ein empörender Mißbrauch, den er von meiner Lage machen wollte," fuhr sie hocherröthend fort, „zwang mich, den günstigen Augenblick zu nutzen, der sich mir zur Flucht aufthat. Ich darf nicht zweifeln, daß er jetzt aus Rache zum Verräther geworden ist. Darum meine Eile, meine Todesangst unten im Städtchen; denn jeden Augenblick kann die Botschaft eintreffen, die unsere Verhaftung befiehlt. Zwar habe ich eine andere Straße eingeschlagen, als ich Anfangs wollte, was die Unbestimmtheit des Passes, der nur von Rom über Florenz und Mailand nach Deutschland lautet, möglich machte; denn eigentlich hätte ich den Weg nach Verona nehmen sollen. Allein wie schnell ist das ermittelt! Wie leicht kann der Verräther selbst diese Muthmaßung hegen und uns daher auf zweien Straßen verfolgen lassen! Denn welche dritte wäre mir übrig geblieben? — Sie wissen nun, was Sie wagen! Und ich muß Ihnen auch Das sagen, man würde das Vergehen, dessen Sie sich schuldig machen, sehr streng bestrafen."

„Das größeste aller Vergehen wäre das, hier feig zurückzutreten," sprach Ludwig fest. „Ich weiß nicht," setzte er bewegter hinzu, „ob es mich nicht noch glücklicher machen würde, für Sie zu leiden, als für Sie zu wagen."

Bianca schwieg.

Die Nacht senkte sich tiefer herab und umhüllte die Gegenstände mit einem grauen dämmernden Schleier. Die

Straße wurde steiler; schon stiegen die grotesken, zackigen Felsen von beiden Seiten auf, während in der Tiefe die Veriola schäumend und donnernd dahinschoß. Das großartige Schauspiel würde einen mächtigeren Eindruck auf die Reisenden gemacht haben, wenn die Stimmung ihrer Gemüther eine ruhigere, dem Genuß empfänglichere gewesen wäre. Bianca schien überdies durch die Reise und durch die Angst, die sie erduldet hatte, erschöpft. Sie lehnte sich in die Ecke des Wagens zurück, und sank in leisen Schlummer. Ludwigs aufgestürmte Seele ließ keinen Schlaf in sein Auge dringen, wiewol auch er durch die lange Wanderung zu Fuß körperlich ermattet war. Die schauerlichen Wunder der Straße, die er zurücklegte, steigerten zwar das unruhige Wogen in seiner Brust, doch spiegelten sich Felsen, Abgrund und Wassersturz in seinem Auge nur wie in einem bewegten See ab: unbestimmt, verwischt, schwankend. Oft nahm er auch fast so wenig von diesen Bildern in sein Bewußtsein auf wie ein abspiegelndes Gewässer. Meist staunte er sie träumerisch an, und erst, wenn sie längst vorüber waren, tauchten sie ihm als dunkle, unbestimmte Erinnerungen auf, worüber er wieder die Eindrücke der nächsten Gegenwart verlor. Seine Seele sah ja nur Bianca's Bild; er stand entzückt vor der hehren, sanften Gestalt einer Madonna; wie mochte er seine Augen fesselnd auf die Landschaft im Hintergrunde des Heiligenbildes heften, so wunderreich sie sich auch ausbreitete!

Es war dunkel, als sie über die erste schaurige, auf thurmhohe Pfeiler gestützte Brücke rollten, unter welcher der Strom im tiefen Abgrund wie eine weiße Schlange dahinzischte. Bald darnach erreichten sie eines der Posthäuser, wo die Pferde rasch gewechselt wurden. Bianca war in so festen Schlummer gesunken, daß sie auch dort nicht erwachte; es war, als ob ihre Seele dem neuen rettenden Freunde so

fest vertraue, daß keine Unruhe, keine Sorge mehr sie quälte.

Die Straße wurde immer wilder und schauerlicher, die Veriola schoß tosend im Abgrunde dahin; himmelhohe Felsmauern starrten schroff empor; nur wenige Sterne blinkten durch die schmale Spalte der tief geklüfteten Schlucht. Plötzlich bog sich der Weg scharf um, und Ludwigs erstauntes Auge sah ein weißes riesiges Gespenst vor sich, das furchtbar aufgerichtet an der schwarzen Felswand stand. Zugleich schlug ein dumpfer Donner an sein Ohr.

Bianca erwachte von dem Getöse und rief erschreckt: „Gott! was ist das? Wo sind wir?"

„Es ist der Wasserfall am Eingange der großen Gallerie," sprach der alte Diener sich umwendend. Indem hielt der Wagen und ein heller Lichtstrahl aus erleuchteten Fenstern fiel hinein. Der Postillon klatschte mit der Peitsche.

„Was bedeutet das," fragte Bianca ängstlich, „sollten wir hier angehalten werden?"

„Hier ist, so viel ich weiß, die Grenze der Lombardei; jenseit der kleinen Brücke vor uns befinden wir uns schon in der Schweiz," entgegnete Ludwig.

„Gott sei gedankt!" rief Bianca und schöpfte tief Athem. „Nur noch bis dorthin verlaß mich nicht, gütiger Himmel!" setzte sie leise hinzu und erhob das schöne Auge gegen die Sternennacht über ihr.

Indem traten zwei in graue Mäntel gehüllte Gestalten an den Wagen, deren einer eine Laterne in der Hand trug; die hohen Helme mit Roßschweifen ließen französische Dragoner erkennen.

„Votre passeport, Monsieur," lautete die höfliche aber kurze und entscheidende Frage.

„Den Paß, lieber Bruder," sprach Bianca und drückte

ihre Hand leise gegen seinen Arm, um ihm ein Zeichen zu geben, daß er sich nicht vergessen möge.

Ludwig zog das Papier aus der Brusttasche und reichte es hin. So wenig hier eine Entdeckung zu fürchten war, so bewirkte das Bewußtsein seiner Lage doch, daß ihm der Puls rascher ging. Bei Tage würde ein aufmerksamer Beobachter die Unruhe in seinen Zügen bemerkt haben; er war an Abenteuer dieser Art noch nicht gewöhnt.

Der Offizier ging mit dem Paß ins Haus; nach fünf Minuten kehrte er zurück und übergab ihn Ludwig mit den Worten: „Votre serviteur, Monsieur le comte!"

„Vorwärts!" rief der alte Diener, und der Wagen rollte fort über die Brücke auf den Wasserſturz zu. Das Donnern desselben betäubte das Ohr, die weißen stäubenden Wolken umhüllten den Wagen wie mit dichtem Nebel. Plötzlich waren sie verschwunden, und dichte Finsterniß bedeckte die Reisenden; das Getöse des Wasserfalls und des Stroms vernahm man nur noch ganz dumpf.

„Wo sind wir?" fragte Bianca.

„Ich glaube im Gewölbe einer der Gallerien, durch welche die Straße führt."

„Das ist die Gallerie von Frisſinone," ließ sich die Stimme des Postillons vernehmen, der sich nicht wenig darauf einbildete, die Schrecken und Wunder dieser Straße genau zu kennen und sie französisch namhaft zu machen.

Weder Bianca noch Ludwig hatten, da ihr Blick an dem Wasserſturz hing, bemerkt, daß man in ein Felsenthor eingefahren war. Der Wagen rückte langsam in dem Gewölbe vor, das auch nicht durch den leisesten Schimmer des Lichts erhellt wurde. Plötzlich aber fiel ein dämmernder Schein von oben herab; erstaunt sahen die Reisenden aufwärts und erblickten einige schimmernde Sterne, die aber

eben so rasch wieder verschwanden. Man hatte sich unter einer Öffnung in der Schlucht befunden, die am Tage einiges dämmernde Licht in diese düstere Felsengruft wirft. Nach zehn Minuten erreichte man das Freie wieder.

Bianca athmete aus tiefer Brust. „Gott sei Dank!“ sprach sie, „mir wurde doch ein wenig bange in der Schlucht. Aber wozu dient diese finstre Wölbung?“

„Hauptsächlich zum Schutz gegen die Lawinen, denn man hatte sie meist an den Stellen angelegt, wo das Hinabstürzen derselben am häufigsten stattfindet; mehrfältig aber hat man auch durch dieses kühne Durchbrechen des Felsens einen bedeutenden Umweg erspart. Die ganze Straße ist ein Riesenwerk wie alle, die der kolossale Mann unternimmt, der mit so scharfem Blick die Wichtigkeit dieses Baues zur Verknüpfung seiner Völker erkannte. Was seit einem Jahrtausend dringender Wunsch gewesen war, und wovor zwanzig Geschlechter zurückbebten, weil die Aufgabe menschliche Kräfte zu übersteigen schien, das richtete dieser kühne, schöpferische Geist durch einen Wink ins Werk, nur weil sein mächtiger Wille es gebot.“

„Ich staune ihn an! Aber ich glaube doch, daß dieser düstere Genius furchtbarer im Verheeren als mächtig im Erschaffen ist,“ entgegnete Bianca mit weiblichem Zurückbeben vor den kriegerischen Ereignissen, die sie bei ihren Worten im Sinne zu haben schien.

„Er zerstört nur, um zu schaffen,“ erwiderte Ludwig mit Feuer; „auf der Lava, die der Vulkan auswirft, blüht die reichste Flur empor!“

„Und gedenken Sie nicht Derer, die unter dem Aschenstaub verschüttet liegen?“ fragte Bianca.

Ludwig seufzte. Seine Seele war hier im Tiefsten getroffen. Wohl gedachte er der Verschütteten, gedachte er sei-

nes Vaterlandes; aber dennoch vermochte er nicht, seiner Bewunderung des Mannes, vor dem Europa bebte, zu entsagen. Dieser Streit in seiner Brust hatte ihn schon oft schmerzlich zerrissen, und jetzt ging er, durch die Rückkehr in seine Heimat, durch die Nähe des ungeheuren Krieges, dessen schwarzes Wettergewölk sich mit jedem Tage düsterer zusammenzog, neuen furchtbaren Kämpfen dieser Art entgegen.

„Wir sind geboren," sprach er nach einer Pause mit leiser Stimme, „um die Schuld unserer Väter zu sühnen. Das eiserne Rad des Schicksals zermalmt uns; ach, ich weiß es nur zu wohl! Aber nicht auf Die wälze ich die Schuld, die den Richterspruch der unvermeidlichen Nemesis vollstrecken. Die Geschichte hält ein strenges, schweres Strafgericht. Sie richtet nur Thaten, nicht Thäter. Darum büßen wir die Schuld der Vorfahren. Aber auch die eigne; denn dürfen wir uns von feiger Versunkenheit und Entartung freisprechen? Deutschland — — o lassen Sie mich schweigen, denn mein Herz blutet, wenn ich daran denke!"

Beide schwiegen; da bog sich der Weg ein wenig nach Osten, und plötzlich glänzte ihnen der sanfte Mond, der im reinsten Aether zwischen zwei zackigen Berggipfeln schwebte, entgegen, gleichsam als ein freundliches Pfand der Gottheit, daß nach dem Sturm die Ruhe wiederkehren werde. Zugleich stiegen über der schwarzen, aus dem Schatten der Nacht aufwachsenden Felswand vor ihnen zwei silberweiße Schneehörner empor, die das Mondlicht glänzend zurückwarfen.

„O Gott!" hauchte Bianca aus tiefgerührter Brust, ergriff die Hand ihrer Pflegerin und deutete auf die Schneegipfel.

Ludwig fühlte, daß warme, milde Thränen über seine Wangen rollten. Er drückte sich das Tuch vor die Augen

und ließ nun dem süßen Strom, der ihm die beklemmte Brust erleichterte, freien Lauf.

„Der Gipfel links, das ist der Sempione," erklärte der Postillon, indem er sich zu Bianca's altem Diener wandte.

„Werden wir bald oben sein?" fragte dieser.

„Im Dorfe sind wir bald, dann haben wir noch zwei Stunden bis zum höchsten Gipfel, wo das Hospitium gebaut wird. Allein der Bau liegt schon seit einem Jahre still, denn es fehlt am Besten, am Gelde. Aber vorwärts!" damit schwang er die Peitsche, und in kurzer Zeit hatte man das Dorf Sempione, das dicht unter dem Schneegipfel des Berges zu liegen scheint, erreicht.

Es war hier schon empfindlich kalt. Nur wenige Augenblicke verweilten die Reisenden, um sich durch eine flüchtig genossene Mahlzeit und ein Glas warmen Weines zu stärken, denn Bianca trieb fortwährend zur Eile an. Mit dem Frühling war es nun bald vorüber, denn nach kurzer Zeit befand man sich mitten im Schnee, der von beiden Seiten hoch aufgeschüttet war. Da die Straße nicht gar steil anstieg, so ging die Reise rasch von Statten. Bald erreichte man den höchsten Gipfel, und nun rollte der Wagen mit Blitzesschnelle abwärts. Nach einigen Minuten hielt der Postillon an.

„Was gibt's?" fragte Ludwig.

„Hm, Signore," lautete die Antwort, „die Jahreszeit ist nicht die beste. Man muß vorsichtig sein. Wir haben warme Tage gehabt, und da stürzen die Lawinen herunter wie der Sperber auf die Lerche. Ich muß einen Schuß thun." Er holte eine alte, rostige Muskete hervor und schoß in die Luft. Der Schall dröhnte weit durch die öden Berge und donnerte ein tausendfaches Echo nach; doch alsdann blieb Alles still.

„Es wird gehen," sprach der Postillon und trieb seine Pferde an.

Man war in ängstlicher Spannung, denn Jeder malte sich im Stillen die schauerlichen Schrecken eines Begräbnisses unter stürzenden Lawinen aus. In wenigen Augenblicken gingen alle die Erzählungen an der Erinnerung vorüber, welche die jugendliche Phantasie schon in den frühesten Jahren durch Berichte von diesen furchtbaren Naturereignissen in der Schweiz süßschauerlich aufgeregt hatten.

Plötzlich donnerte und krachte es dumpf in der Höhe.

„Dio santo!" rief der Postillon und sah empor. Zugleich aber setzte er dem Pferde, auf dem er ritt, die Spornen ein, schwang die Peitsche, und in betäubender Schnelligkeit rasselte der Wagen dahin.

Bianca ergriff ängstlich die Hand der Pflegerin ihr gegenüber. Ludwig suchte Ruhe zu gewinnen und sprach: „Es wird keine Gefahr haben; diese Leute wissen sehr genau Bescheid und sind ungemein vorsichtig."

Doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein furchtbares Krachen dicht über ihren Häuptern erscholl; es war, als stürze der Berg mit ihnen zusammen. Die Pferde bäumten sich und prallten scheu auf die Seite, sodaß der Wagen hart an den Rand des Abgrundes geschleudert wurde. Doch der muthige Reiter verlor die Fassung nicht, sondern trieb sie mit Spornen und Peitsche vorwärts. Die Gefahr, hinabzustürzen, dauerte nur eine Secunde; doch der größern war man noch nicht entronnen, denn jetzo krachte es fürchterlich rings um die Reisenden her, und sie sahen sich plötzlich in eine weiße Wolke gehüllt. Der Boden bebte, ein gewaltiger Druck der Luft schleuderte Ludwig von dem Sitz herab, Bianca hing in bewußtloser Angst am Halse ihrer Pflegerin. Die weiße Wolke verdunkelte sich schnell wie zu dichten schwar-

gen Rauchwirbeln; einen Augenblick darnach hielt der Wagen mit einem heftigen Stoß an, als ob ein Schiff auf ein Felsenriff geriethe. Die Achsen knarrten, beide Frauen schrieen laut auf, selbst Ludwig vermochte einen Ausruf des Schreckens nicht zu unterdrücken. Undurchdringliche Finsterniß verhüllte jetzt Alles ringsumher. Noch einige Augenblicke vernahm man das Getöse des rollenden Donners, dann verlor es sich dumpf, und plötzlich war Alles still und finster wie in der Gruft.

Drittes Capitel.

„Das war Rettung aus dem Rachen des Löwen!“ rief jetzt der Postillon. „Wir haben noch glücklich die Gallerie erreicht.“

Diese Worte erfüllten die von Entsetzen Erstarrten mit neuem Leben. „Wir sind nicht verschüttet?“ rief Ludwig freudig.

„Die Lawine muß dicht hinter uns heruntergeschossen sein,“ antwortete der Postillon, „denn die Eissplitter und der Schneestaub haben uns ja fast blind gemacht. Aber eine Achse, oder gar alle zwei wird es gekostet haben, denn ich spüre wohl, daß wir etwas hart an die Felswand gerathen sind. Es war aber auch kein Spaß im vollen Galopp in das enge Loch einzufahren, und noch dazu im Finstern!“

Ludwig hörte die letzten Worte des Postillons nicht mehr, weil er fühlte, daß Bianca an ihm niedersank und er die Ohnmächtige in seinen Armen auffing. „Um des Himmels willen, Schwester,“ rief er, indem er sie mit beklom-

mener Seligkeit sanft an sich drückte; „Schwester, was ist Dir?“ — Sie antwortete nicht; überhaupt ließ sich kein Laut vernehmen. Ludwig bebte schaudernd zusammen. Hatte der entsetzenvolle Augenblick Allen zugleich das Leben geraubt?

Indem erhellten Funken das Dunkel. Es war der Postillon, welcher Feuer anschlug; bei dem zuckenden Lichtschimmer sah er, daß Bianca bleich, mit geschlossenen Augen und Lippen in seinen Armen lag, und auch die Pflegerin, wie es schien, bewußtlos auf den Sitz des Wagens zurückgesunken war.

„Licht, Licht!“ rief er hastig.

„Gleich, Signore!“

Die Laterne war angezündet und erhellte das düstere Felsgewölbe der Gallerie mit einem trüben Schimmer. Der Postillon hob sie in die Höhe und fragte: „Es hat doch Niemand Schaden genommen? Aber der Teufel, wo ist denn der Bediente?“ Erst jetzt bemerkte Ludwig, daß dieser fehle; er mußte gestürzt sein. „Wir müssen ihn aufsuchen,“ rief er, und ließ die theure Last, die er in seinen Armen hielt, sanft auf den Sitz des Wagens nieder. Dann sprang er hinaus, um mit dem Postillon gemeinschaftlich den Verunglückten aufzusuchen. Dies war schnell geschehen, denn sie fanden ihn dicht am Eingange der Gallerie besinnungslos auf dem felsigen Boden liegen. An der Stirne blutete er zwar ein wenig, doch war die Verletzung nicht bedeutend, auch schien er sonst nicht verwundet zu sein. Der Postillon wusch ihm mit einer Hand voll Schnee, den der Wind an den Seitenwänden der Gallerie angetrieben hatte, die blutende Stirn, während Ludwig ihn aufzurichten und zu erwecken bemüht war. Der Alte fand die Besinnung schnell wieder. „Wo bin ich?“ fragte er mehr erstaunt als

erschöpft. Ludwig nahm sich nicht die Zeit, ihm zu antworten, sondern eilte, die Laterne in der Hand, zu Bianca zurück. Sie schien, sanft in den Wagen zurückgelehnt, nur leicht zu schlummern, so still und lieblich waren ihre Züge. Als ihr der Schimmer des Lichts, das Ludwig auf den Rücksitz des Wagens gestellt hatte, ins Auge fiel, öffnete sie es, schloß es aber, geblendet, eben so rasch wieder und athmete tief auf. Ludwig ergriff ihre Hand und nannte leise aber mit Innigkeit ihren Namen; sie schlug das Auge groß auf. Dann fragte sie fremd, noch halb in ihre Träume versunken: „Wer ruft mich denn?"

„Dein Bruder, Bianca," sprach Ludwig tief gerührt.

„Bruder! Bruder!" rief sie noch bewußtlos ängstlich aus, neigte sich bebend vorwärts und lehnte sich sanft gegen Ludwigs Brust, der sie in seliger Überwältigung an sein Herz und einen leisen Kuß auf ihre Stirn drückte. Da fuhr sie, plötzlich erwachend, auf, sah ihn mit scheu staunenden Blicken an, und indem sie sich jungfräulich beschämt seinen Armen entwand, sprach sie: „Mein Gott! Die Betäubung — Ich weiß nicht, was ich gethan habe!" Indem fiel ihr Blick auf die Pflegerin, die noch besinnungslos mit zurückgesunkenem Haupt in der Ecke des Wagens saß. Ein Ausdruck des Schreckens überflog bei diesem Anblick ihre Züge; sie öffnete die Lippen zu einem Ausruf, aber er erstarb in einem gepreßten Seufzer. Da bewegte sich die Ohnmächtige und sprach einige fremdartige Worte aus. „Sie lebt! Sie lebt!" rief Bianca freudig und umschlang den Nacken der Zurückgesunkenen, indem sie sie liebend emporrichtete. „O meine Margarethe, erkennst Du mich?"

Ihre Umarmung war so innig, daß Ludwig ahnen mußte, es finde hier ein näheres Verhältniß als das zwischen Herrin und Dienerin statt. Doch bevor er sich einer bestimm-

ten Muthmaßung bewußt wurde, richtete Bianca die ängstliche Frage an ihn: „Aber wo iſt — um des Himmels willen —" Ludwig errieth, was ſie wollte, und unterbrach ſie durch die Nachricht, daß der Diener keinen Schaden genommen habe. Indem kam dieſer mit dem Poſtillon heran. Bianca machte eine raſche Bewegung ihm entgegen; der Diener verbeugte ſich mit Ehrfurcht und ſprach ernſt: „Ich freue mich, daß die gnädigſte Herrſchaft keinen Schaden genommen hat; auch ich bin der Gefahr noch glücklich genug entgangen."

Man ſah in Bianca's Zügen, daß eine ſeltſame Bewegung in ihrem Innern vorging; ſie ſchien auf das Heftigſte mit einem Wunſche zu kämpfen, den ſie ſchwer bezwang. Der alte Diener war jedoch nicht ſonderlich aufmerkſam auf ſie und meinte kurz abbrechend: „Jetzt müſſen wir vor allen Dingen ſehen, was der Wagen für Schaden genommen hat." Dabei ergriff er die Laterne und leuchtete damit gegen die Achſen.

Bianca ſprach matt: „Ich kann mich noch gar nicht faſſen, — ich weiß ja auch noch nicht, was uns begegnet iſt, und wo wir jetzt ſind." Dabei neigte ſie ſich zärtlicher gegen die Bruſt ihrer Begleiterin, die jedoch ungleich kälter und gemeſſener gegen ſie war, als ob ſie ſehr auf ihrer Hut ſei, die Schranken des Standesverhältniſſes vorwitzig zu überſchreiten.

Ludwig erklärte in wenigen Worten, was vorgegangen war, und wo man ſich befinde.

„Der Wagen iſt nicht viel beſſer als in tauſend Stücke zerſchellt," berichtete jetzt der Poſtillon, der gemeinſchaftlich mit Paul, dem Diener, die Räder und Achſen unterſuchte. „Die Herrſchaft wird wol ein wenig ausſteigen müſſen."

Ludwig half den Frauen aus dem Wagen. „Wird

uns der Unfall lange aufhalten?" fragte Bianca besorgt, indem sie zu den beiden Männern trat, die eben die Hinterachsen und Räder besahen.

„Je nun, Signora," antwortete der Postillon, indem er die rothe Mütze ehrerbietig abzog, „bis zum nächsten Posthause, vielleicht auch bis Brieg schleppen wir uns allenfalls hinunter; aber dort wird der Stellmacher wol einen oder anderthalb Tage Arbeit haben. Die rechte Vorderachse ist mitten von einander geborsten, und das Rad hält mit Noth und Mühe noch die Speichen in der Nabe. Die Deichsel hat der Henker auch geholt; daß der Kasten schmählich zerfahren ist, will ich nicht einmal rechnen. Hinten geht's noch so leidlich, aber das rechte Rad hat auch gelitten."

Bianca warf während dieses Berichts unruhige Blicke auf ihre Begleiterin und auf Paul. Der Letztere fing endlich an: „Es wird sich noch machen lassen, gnädigste Gräfin; ich denke, wenn man Schmied und Rademacher gut bezahlt, so kommen wir mit einigen Stunden Aufenthalt davon. Freilich aber wäre jetzt keine Zeit zu verlieren."

„Ja, mein Freund," fing der Postillon an, „so können wir nicht vorwärts; ein Paar junge Bäume müssen wir erst abschlagen: einen, um ihn unter die Achse, den andern, um ihn gegen die Deichsel zu binden. Es ist nur verwünscht, daß wir hier schwerlich passendes Holz finden, denn wenn ich mich jemals gut hier oben umgesehen habe, so wächst auf dieser Höhe noch kein Stamm, wie wir ihn brauchen; es ist nichts als krummes, verkrüppeltes Knieholz. Eine halbe Stunde weiter unten möchte es eher angehen."

„So laß uns dahin," erwiderte Paul; „denn vorwärts müssen wir, die Herrschaft hat große Eile."

Der Postillon stand unschlüssig. Ludwig glaubte, er wolle nach Art der Italiener erst sehen, wie hoch man ihm

den außerordentlichen Dienst bezahlen werde, und versprach ihm daher eine ansehnliche Belohnung, wenn er den Wagen bald wieder in Stand setze. Doch der kleine Schwarzkopf mit dem Zigeunergesicht zog eine bedenkliche Miene und sprach: „Das ist freilich leicht gesagt, Monsignore, aber nicht leicht ausgeführt. Wenn um die jetzige Zeit erst die Lawinen zu stürzen anfangen, so ist man keine Viertelstunde sicher. Eine nach der andern setzt sich in Bewegung. Ja, wenn wir harten Frost hätten! Aber ich spüre Thauwetter, und da mag der Teufel trauen. Es könnte leicht sein, daß Ihr hier lange vergeblich auf unsere Rückkehr wartetet. Bei Tage kann man sich eher vorsehen, auch hört gegen Morgen die Gefahr auf, denn was die Sonne am Tage locker geschmolzen hat, ist bis dahin heruntergestürzt, und sie muß dann erst neue Massen losthauen. Aber jetzo, bei Nacht, da ist das Ding nicht zu wagen!"

Ludwig ahnete, wie peinlich die Verzögerung der Reise für Bianca sein müsse, obwol sie der dringendsten Gefahr bereits entronnen war. Er sprach daher entschlossen: „Ich begleite Euch, wir wollen die Gefahr theilen."

„Das wäre ganz gut, Monsignore," antwortete der Postillon, ohne seine bedenkliche Miene zu ändern, „wenn wir's mit ein paar Galgenvögeln zu thun hätten, die am Wege hinterm Busch lauern. Aber die Lawine fragt nichts darnach, ob wir zwei, oder drei, oder zwanzig sind. Sie macht reinen Tisch mit Allen, die ihr in den Weg kommen!"

„So laßt's uns doch wenigstens versuchen, Freund," sprach Ludwig, indem er die Laterne ergriff. „Ich will voran."

Bianca sah ihn mit einem dankbaren Blicke an, der ihn noch mehr in seinem Entschluß bestärkte. „Habt Ihr ein Beil?" fragte er.

„Beil und Stricke liegen im Kasten unterm Bock," erwiderte Paul, öffnete denselben und nahm das Beil heraus.

„So komm, mein Freund," sprach Ludwig fest zu dem Postillon; „der Bediente mag bei den Damen bleiben."

„Nun so möge St. Borromäus uns beistehen," rief der Postillon halb seufzend, halb verdrießlich.

Paul trat vor: „Wenn Jemand gehen soll, Herr Graf, so bin ich es. Sie selbst bleiben dann zum Schutze der Damen zurück."

Bianca war unschlüssig, ob sie Ludwig bitten sollte, das Wagestück zu unterlassen. Doppelte, gleich mächtige, aber einander widerstreitende Pflichten und Gefühle kämpften in ihrer Seele. Seine Entschiedenheit ließ ihr keine Wahl.

„Ich gehe selbst," rief er mit freudigem Tone, „es bleibt, wie ich gesagt habe."

Mit diesen Worten ergriff er die Laterne und schritt vorwärts. Der Postillon folgte ihm.

„Gott möge Dich beschützen, mein Bruder," rief ihm Bianca nach.

Der Postillion nahm ihm jetzt, als des Weges kundiger, die Laterne aus der Hand. Kaum waren sie funfzig Schritte gegangen, als er rief: „Santo Borromeo! Ich glaube, die Gallerie ist gesperrt! Seht nur, Signore! der Ausgang ist ja ganz mit Schnee verrammelt. Die Lawine muß sich getheilt haben und von beiden Seiten der Gallerie herabgestürzt sein. So sitzen wir wie die Maus in der Falle. Denn daß die Thür hinter uns zuschlug, haben wir, Gott sei's geklagt, nur zu deutlich gemerkt!"

Es war, wie der Postillon es sagte. Wenige Schritte vorwärts reichten hin, um Ludwig zu überzeugen, daß der Ausgang völlig verschüttet war.

„Was fangen wir jetzt an?“ fragte er, erschrocken, sich in der Höhle als Gefangener zu wissen.

„Was wir anfangen? Wir gehen zurück zu den Damen, denn hier können wir nicht heraus, bis wir herausgeholt werden,“ erwiderte der Postillon.

„Aber wird man uns befreien?“ — „Pah! davor ist mir nicht bange. Sie müßten taub sein in Sempione und im nächsten Posthaus, wenn sie diese Lawine nicht gehört hätten. Und wenn ich Morgen früh nicht mit meinen Pferden zurück bin, so suchen sie schon nach, wo ich stecke.“

Etwas beruhigt durch diese Antwort trat Ludwig den Rückweg zu den Damen an und berichtete ihnen, in welcher Lage man sich befinde. Bianca hörte ihn mit banger Seele an, doch mit ergebenem Gemüth richtete sie das Auge empor und sprach: „Wir müssen dulden, was Gott uns sendet; er selbst will jetzt unser Geschick entscheiden. Es sei denn — ich bin auf Alles gefaßt!“

Der Postillon, der nichts Außerordentliches in dem Falle sah, wollte sie beruhigen. „Es hat keine Noth, Signora, man wird uns schon herausholen, morgen Mittag sind Sie frisch und gesund in Brieg, darauf verlassen Sie sich. Indessen wollen wir doch suchen, ein Zeichen zu geben. So viel Luft werden wir uns wol durch den Schnee machen können, daß der Knall einer Muskete ins Freie fahren kann. Wenn sie uns im Posthause hören, das keine halbe Stunde mehr von hier entfernt ist, so läuten sie die Nothglocken, und mit Tagesanbruch werden Leute genug hier sein, um uns herauszugraben. Denn höher als funfzehn bis zwanzig Fuß bleibt der Schnee auf der schmalen Straße nicht liegen.“

Nach diesen Worten machte der muntere, gewandte Italiener sich gleich daran, um die Deichsel auszuheben, mit der er sich ein Luftloch durch den Schnee bohren wollte. Indem

er aber damit beschäftigt war, hörte man einen fernen dumpfen Knall.

Bianca fuhr zusammen. „Was bedeutet das?“ fragte sie.

„Ihr werdet's gleich hören,“ rief der Postillon und nahm die Stellung eines Aufhorchenden an. „Da habt Ihr's! Sagt ich's nicht? Es ist eine zweite Lawine.“ Der Knall ließ sich verstärkt zwei, dreimal rasch hintereinander hören, dann folgte ein lang anhaltendes schollerndes Getöse, wie wenn eine große Last von Steinen in den Abgrund rollte. Es kam immer näher; jetzt rasselte es dicht über den Häuptern der Lauschenden, als sollte die Decke der Gallerie eingeschmettert werden. Bianca schmiegte sich ängstlich an Margarethen an; auch die Männer verriethen Schrecken durch ihre erblassenden Wangen. Der Postillon aber lachte und rief: „Hier regnet's nicht durch!“ — Das Getöse nahm nach und nach ab und verlor sich dann in ein dumpfes Sausen in der Tiefe, als ob ein ferner Strom wild über Felsentrümmer dahinbrause.

„Hab' ich nicht Recht gehabt?“ fragte der Postillon. „Wenn uns nicht zum Glück der Ausweg versperrt gewesen wäre, so möchten wir jetzt schwerlich den Eingang wiederfinden.“

Bianca dankte Gott durch ein stummes Gebet, daß Ludwigs großmüthiges Wagestück vereitelt worden war.

Indessen hatte der Postillon die Deichsel ausgehoben und band mit Pauls Hülfe eine Ortscheide gegen den Bruch derselben. Als sie auf diese Art hinlänglich in Stand gesetzt war, um damit den lockern Schnee zu durchbohren, machten sich Beide auf, um an dem thalwärts gerichteten Ende der Gallerie eine Öffnung ungefähr wie einen Schornstein, durchzuarbeiten. Ludwig und die Damen folgten ihnen, denn der Erfolg war zu wichtig für sie, als daß sie nicht die Arbeit fortwährend hätten beobachten sollen. Das Öffnen eines Luft-

loches geschah mittelst einer trichterförmigen Bohrung, indem Paul und der Postillon die Deichsel fortwährend in kurzen Bogen umdrehten. Nach wenig Minuten stürzte aus der erweiterten Öffnung eine große Last Schnee herab. „Aha!“ rief der Postillon, „wir haben genug minirt, die Decke ist eingestürzt.“ Zugleich beugte er sich unter das Loch und rief: „Wahrlich, der Mond scheint gerade zu dem Fenster herein. Wenn ich jetzt schießen will, muß ich ihn ordentlich aufs Korn nehmen.“ Ludwig hatte die Büchse gleich mitgenommen und einstweilen geladen.

„Wir wollen noch ein paar starke Pfropfen aufsetzen,“ meinte der Postillon, „damit es besser knallt,“ und holte einige Stücke altes Papier aus der Tasche, die er fest zusammenkäute und mit dem Ladestock einstampfte. „So; jetzt aber,“ sprach er, „muß ich ein wenig emporgehoben werden, damit ich mit der Mündung möglichst ins Freie lange, sonst hört man den Schuß nicht weit genug.“ Ohne Umstände ließ er sich auf Pauls und Ludwigs Schultern heben und schoß nun sein Feuergewehr ab. Es gab einen im Gewölbe stark widerhallenden Knall, und deutlich hörte man wie die Berge ihn fortpflanzten. „Bravo, Bravissimo!“ rief der Postillon, sich selbst lobend. „Aber jetzt heißt's da capo, sonst versteht man's nicht.“ Er lud und schoß aufs Neue, und zum dritten Mal. „So,“ rief er, „nun hat's gute Wege, jetzt werden wir nicht vergessen werden. Damit aber die Luft hier etwas besser werde, wollen wir an der andern Seite auch ein wenig nachhelfen.“

Er ging mit seiner Deichselstange nach dem andern Ende der Gallerie und bohrte ein ähnliches Loch in den Schnee.

Indessen nahmen die Frauen und Ludwig wieder im Wagen Platz, um in Geduld den Anbruch des Tages zu erwarten. Schon nach wenigen Minuten hörten sie den fernen Schall

eines Glöckleins. Es war die Glocke, mit der von Posthaus zu Posthaus das Zeichen gegeben wird, daß Jemand auf der Straße in Noth ist. So war denn ihre Rettung gesichert, und sie hätten ruhig die Stunde derselben erwarten dürfen, wenn nicht durch die Verzögerung die Gefahren, welche den Reisenden drohten, gleich der steigenden Fluth des Meeres immer mächtiger angewachsen wären. Noch zweimal ließ sich der Donner stürzender Lawinen, doch in größerer Ferne, vernehmen und mischte so die Schauer zerstörender Naturereignisse in die bangen Empfindungen, welche Bianca's Brust erfüllten. Für Ludwig war jede Minute des längern Verweilens an der Seite der Geliebten in diesem vertraulich dunklen Zufluchtsort ein köstlicher Gewinn. So ungleich wägt das Schicksal seine Gaben in derselben Schale zu!

Viertes Capitel.

Gegen Morgen hatte die überwältigende Müdigkeit jedes Auge geschlossen, wie wach auch die Sorgen es lange erhalten haben mochten. Ein Schuß, dessen donnernder Hall die öde Stille unterbrach, erweckte die Reisenden plötzlich. „Das ist das Zeichen der Hülfe," rief der Postillon, der seinen Platz neben Paul auf dem breiten Bock eingenommen hatte, und verwandelte durch dieses Wort Bianca's Erschrecken in lebhafte Freude. „Wir müssen nun gleich Antwort geben," setzte er hinzu und ergriff die Muskete, um sie zu laden. Er begab sich hierauf, von Allen begleitet, an den nach Brieg zu gelegenen Ausgang der Gallerie und schoß durch die Öffnung.

Gleich darauf ertönte ein lautes Geschrei vieler Männerstimmen ganz nahe an der Höhle.

„Die Schneelage kann nicht breit sein," rief der Postillon munter aus. „In kurzer Zeit sind wir vielleicht schon losgearbeitet."

Es dauerte nicht zehn Minuten, so erschienen bereits einige Männer auf der Höhe des Schnees vor dem Ausgang der Gallerie, so daß man mit ihnen sprechen konnte. Sie schaufelten bald eine Öffnung aus, durch die man zu Fuß auf die Straße gelangen konnte, wenngleich der Wagen noch nicht hätte hindurchkommen können. So war denn die Pforte des düstern Gefängnisses geöffnet. Ludwig führte die Geliebte über den Schneehügel hinaus ins Freie. Mit stillem Entzücken begrüßten Beide das holde Licht des Tages wieder. Aus der finstern Gruft traten sie in eine romantische Gegend, die man hätte reizend nennen können, wenn der Winter nicht noch hier oben Herr gewesen wäre. Vor ihnen öffnete sich zwar ein tiefes, steiles Thal; aber die Umgegend war mit schlanken Fichten grün bewachsen, und unten ganz in der Ferne und Tiefe sah man das freundliche Städtchen Brieg, von dem silbernen Bande der Rhone umschlungen, und dort grünte die Flur schon im reizenden Schmuck des Frühlings. Die Luft war nicht warm, aber doch milde, und die Sonne glänzte hell an einigen Schneegipfeln. Freilich das laue duftige Wehen der italienischen Frühlingslüfte, von denen man gestern geschieden war, traf man nicht mehr an, sondern nur ein thauender Februartag herrschte auf dieser Höhe. Daher sprach Bianca lächelnd:

„Wir sind seit gestern um einige Monate jünger geworden; unten athmeten wir Mailuft, hier begrüßen uns höchstens die ersten Tage des März."

„Sie waren mir von jeher die liebsten," antwortete Ludwig lebhaft; „stets hat mich der Frühling am tiefsten bewegt, wenn sein Hauch nur eben die ersten Eisspitzen des

Winters schmilzt, wenn wir ihn mehr ahnen als wirklich empfinden. Die Sonne, welche uns die ersten tropfenden Bäume im Garten bringt, die ersten Halme, die aus dem Schnee emporsprießen, galten mir als Knabe schon mehr als eine ganze Maienflur."

Von Bianca's Lippen ertönte, indem sie das schöne Haupt freundlich zuwinkend neigte, ein leiser Ton, wie das Summen der Bienen. „Es ist wahr," sprach sie sinnend, „es sind die ersten Tage der Genesung nach langer düstrer Krankheit. Die Frische der Gesundheit ist noch nicht zurückgekehrt, aber man empfindet die Wohlthat der geringen Gabe stärker!"

„Gewiß," erwiderte Ludwig, „sie erfreuen uns, wie den Dürftigen das kleinste Geschenk, mehr, als in der Fülle des Glücks ein großer Gewinn."

Paul unterbrach das Gespräch, indem er den Vorschlag machte, daß die Herrschaft zu Fuß voran bis zu dem nächsten, nur eine halbe Stunde entfernten Posthause gehen und dort warten möchte, bis der Wagen nachkomme. Ludwig fand dies sehr zweckmäßig, weil die Frauen der Erfrischung bedurften; er reichte Bianca den Arm und machte sich mit ihr und Margarethen auf den Weg. Paul und der Postillon wollten, während die Landleute den Schnee vollends weggrüben, den Wagen, so gut, als es einstweilen möglich war, herstellen.

Das Posthaus war nach einer kleinen halben Stunde erreicht. Es lag schon so viel tiefer, daß man dort keinen Schnee mehr fand. Auch war der Waldwuchs schon hoch, wiewol bis jetzt nichts daselbst grünte als Moos und Tannen. Das wohlgebaute, reinlich geordnete Haus, eben hinreichend, um die Wohnung einer Familie zu bilden und ein oder zwei Zimmer für Reisende zu enthalten, gewährte ein eignes Bild der Befriedigung und Ruhe. Mitten in der Wildniß hingestellt, einsam, hoch über andere Menschenwohnungen erha-

ben, in der Nachbarschaft einer oft furchtbaren Natur, war es doch so sichtlich ein heimischer, trauter Zufluchtsort für das harmlose Glück geringer Bedürfnisse, daß man die Bewohner desselben beneiden konnte. Welche Sorgen sollten sie hier treffen? Welche quälende Begierde ihr Glück untergraben? Ein geordneter Hausstand, ein bestimmtes Geschäft, kein Nebenbuhler, kein Feind, kein friedenstörender Nachbar, genug Verkehr mit Menschen, um nicht abzusterben, nicht so viel, um von dem Wechsel der Schicksale in der bewegten Welt mit getroffen zu werden — gewiß, dies sind die natürlichen, gesunden Verhältnisse eines wahrhaften Glücks, und nur ein selbstfeindlicher Sinn vermag sie zu stören. Aber leider ist der Trieb, der sich blind und wahnsinnig gegen das eigne Wohl richtet, nur zu häufig und zu mächtig in der Brust des Menschen. Daher wird Keiner seinem Unsterne entfliehen, der ihn auf diese Weise selbst mit sich trägt; aber auch Keinen wird ein feindseliges Geschick finden, der in ruhiger, zufriedener Brust sich selbst das Glück gründet.

„Mamma, Mamma," rief, als Ludwig und Bianca sich näherten, ein kleines Mädchen, das vor der Thür des Hauses saß, und klatschte vergnügt in die Händchen. „Mamma mia! Un signore, una signora!" Die Mutter, eine schwarzlockige Italienerin, eilte herbei, nahm das Kind auf den Arm und ging den Fremden entgegen.

„Die Herrschaften haben ein Unglück gehabt?" fragte sie theilnehmend mit dem reizenden Wohllaut italienischer Sprache und Stimme. „Es ist doch Niemand zu Schaden gekommen?"

„Zum Glück nein," erwiderte Ludwig italienisch. „Können wir ein Frühstück haben?"

„Gewiß, Signore. Ist es gefällig einzutreten?" Dabei trat sie auf die Seite und wollte den Fremden den Vortritt lassen.

Bianca neigte sich im Vorübergehen zu dem kleinen Mädchen, das sich Anfangs ein wenig blöde zurückbog, als aber Bianca es liebkosend anredete, mit unschuldiger Freude zur Mutter sprach: „Una bellissima signora!“ — „Ja wohl, Giannettina,“ erwiderte diese, „eine schöne, vornehme, liebe Dame! Gib ihr doch ein Händchen.“ Die Kleine reichte die Hand dar; Bianca neigte sich dem holden, lächelnden Rosenmunde des Kindes entgegen, das schnell vertraut beide Ärmchen um ihren Hals schlang und sie von Herzen küßte.

„Giannettina!“ rief die Mutter. „Wer wird so unartig sein!“

„O laßt sie doch,“ antwortete Bianca, indem sie das Kind zu sich nahm und es liebkosend hineintrug; „ich spiele so gern mit Kindern!“

Sie traten in das für die Fremden bestimmte Gemach, welches mit angenehmen Blumendüften erfüllt war, indem die schönsten Töpfe von Hyacinthen, Rosen, Reseda und andern duftenden Gewächsen auf den Fenstern und auf einer Blumenterrasse in der Ecke standen. „Ei, wie schöne Blumen gibt's hier oben,“ sprach Bianca erfreut.

„Hier wächst so wenig,“ antwortete die Wirthin, „daß man wol etwas aus dem Thale heraufschaffen muß. Die Postillone und Fuhrleute bringen sie uns aus Duomo d'Ossola mit. — Ist's der Signora gefällig, sich niederzulassen, ich werde sogleich das Frühstück bringen.“

Sie ging. Bianca setzte sich auf das Sopha und behielt die kleine Giannettina auf dem Schoos. Margarethe nahm einen Stuhl, Ludwig stellte sich in das Fenster und blickte in die romantische Landschaft hinaus. Er überdachte seine seltsamen Schicksale seit gestern Abend. Sie erschienen ihm noch wie ein Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete; er sah oft nach Bianca hinüber, um sich in dem Gefühl der Wirk-

lichkeit zu stärken. Und diese Wirklichkeit, konnte sie selbst sich nicht in eine noch viel herbere Wahrheit auflösen, als wenn Alles nur ein Scheinbild der Phantasie gewesen wäre? Nein! Nein! Und sollte er auch Alles wieder verlieren, was er jetzt besaß, diese Augenblicke, wie flüchtig sie verschwinden möchten, waren doch ein Glück. Er hatte die Geliebte wirklich am Herzen gehalten, hatte seine Lippen auf ihre reine Stirn gedrückt. Sie wußte es und zürnte ihm nicht. Ihre Seele neigte sich in liebendem Dankgefühl ihm entgegen, und er empfand es in heiliger süßer Ahnung, daß eine Stimme in ihrer Brust der seinen antworte. Wie auch weibliche Scheu sie jetzt fern von ihm hielt, in einem selig überwältigenden Augenblick hatte sie ihm ihr Herz hingegeben, und furchtbarer war ihm nichts als der Gedanke, daß dies eine Täuschung gewesen sein könnte. Verlieren konnte er, darauf war er gefaßt; aber in das Gefühl, nie besessen zu haben, in diese öde Leere des Nichts zurückgeschleudert zu werden, das wäre ihm tausendfach schrecklicher gewesen. Mit gerührtem Dank der Seele betrachtete er daher die Wendung seines Geschicks. Er fühlte es tief, daß ein veredelnder Schmerz uns theuer werden kann, daß man den flüchtigsten, aber wahrhaften Besitz selbst durch den herbsten Verlust nicht zu hoch erkauft.

Die Wirthin erschien mit einem echt schweizerischen Frühstück. Auf dem Tassenbret, welches sie trug, stand ein großes Gefäß mit Kaffee, ein anderes mit Chocolade; frische Butter, Honig, eingemachte Früchte und Gebäck trug eine Magd ihr nach.

Man setzte sich. Bianca nahm die kleine Giannettina auf den Schoos und lud sie ein, mit zu frühstücken; es schien, als sei ihr die tändelnde Unterhaltung mit dem Kinde lieb, um eine ängstlich gespannte, die sie unter den vertrautesten Formen mit Ludwig hätte führen müssen, abzuwenden.

Man hatte noch nicht lange verweilt, als schon der Wagen herankam, der mit Hülfe der Landleute, die den Weg geräumt hatten, leidlich genug hergestellt war. Bianca hielt dringende Eile noch immer für nothwendig; sie nahm daher einen schnellen, freundlichen Abschied von der Kleinen, die zu weinen anfing, als die schöne Signora fortwollte. „Ich komme bald wieder, liebe Kleine," sprach sie freudig kosend, doch das Kind weinte fort und war nicht zu beruhigen. Bianca küßte es, gab es der Mutter und eilte hinaus.

„Wie Alles sie liebt und lieben muß!" rief es in Ludwigs innerster Seele, als er sie jetzt an den Wagen begleitete und die sanfte Rührung ihres schönen Antlitzes wahrnahm.

In raschem Trabe rollte man die fast ebene Straße dahin, denn der neue Postillon, welcher Zeuge gewesen war, wie reichlich Paul den alten und die helfenden Landleute im Namen seiner Herrschaft beschenkt hatte, machte sich gleichfalls Hoffnung auf ein gutes Trinkgeld. So erreichte man denn Brieg, im Kanton Wallis, in wenigen Stunden, aber doch nur mit genauer Noth, denn der Wagen wollte kaum bis dahin aushalten, so daß man zuletzt schon aus Furcht vor einem neuen Unglück langsam fahren mußte.

Im Wirthshause angelangt, war es Ludwigs erste Sorge, die Herstellung des Wagens zu betreiben. Ein Schmied und Rademacher wurden gerufen; sie erklärten, daß mindestens vier Stunden darüber vergehen müßten.

Bianca hätte gern den Wagen mit einem andern vertauscht; allein in dem ganzen kleinen Städtchen war kein Reisewagen zu haben, und der Eintausch eines andern gegen den vortrefflich eingerichteten, dessen man sich bediente, würde Argwohn erregt haben, der gefährlicher werden konnte als selbst eine Verzögerung. Man mußte sich daher begnügen,

durch Versprechung einer reichlichen Zahlung die Thätigkeit der Handwerker zu beleben.

Bianca bezog mit Margarethen gemeinschaftlich ein Zimmer, Ludwig das daranstoßende. Paul blieb unten in der Gaststube, wo er sich müde auf einen Lehnsessel niederließ. Er hatte einen Arzt holen lassen, der ihm die blutende, schmerzende Stirn verband. Seine Kräfte schienen sehr erschöpft; in dieser Beziehung waren daher einige Stunden Ruhe vielleicht nothwendig, wenn man das Leben des schon ziemlich bejahrten Dieners nicht gefährden wollte.

Ludwig, der, so sehr auch sein Hang ihn dazu trieb, es für unschicklich und zudringlich hielt, zu den Frauen hinüberzugehen, die gewiß der Ruhe bedurften, wollte die Stunde der Muße benutzen, um die Erlebnisse dieser letzten Stunden in sein Tagebuch einzutragen. Da bemerkte er mit Schrecken, daß er seine Brieftasche, deren Blätter er auf diese Weise zu füllen pflegte, verloren habe. Er entsann sich ganz deutlich, noch kurz vor Brieg im Besitz derselben gewesen zu sein, und konnte sie nur hier im Hause oder auf dem kurzen Weg bis dahin verloren haben. Da alles Nachsuchen in seinem Zimmer und Nachfragen bei dem Wirth vergeblich war, beschloß er, den freilich nicht sehr hoffnungsreichen Versuch zu machen, sie auf der Landstraße aufzusuchen, indem für ihn wichtige Papiere darin enthalten waren. Er erreichte den Ausgang des Städtchens, ohne sie zu finden, und ging nun auf der Chaussée fort. Jetzt bemerkte er erst, daß die Stelle, die ihm beim Hereinfahren so nahe an der Stadt zu liegen schien, doch eine ganze Strecke entfernt war. Er ging eine volle Stunde im raschesten Schritte vorwärts, ohne etwas zu finden. Schon gab er die Hoffnung auf, als ihm in der Ferne etwas Rothes auf dem Rasen entgegenglänzte; er eilte darauf zu und fand in der That das verlorene Gut wie-

der. Freudig eilte er nun nach der Stadt zurück. Etwa eine Viertelstunde mochte er noch von derselben entfernt sein, als er hinter sich den Hufschlag eines Pferdes hörte. Er wandte sich um und sah einen Reiter, welcher in vollem Galopp heransprengte. Kaum einige hundert Schritte dahinter erblickte er einen von einem andern Reiter begleiteten Wagen, der eben um die Ecke bog, welche durch die Windung der Chaussée entstand, und hierauf mit ungewöhnlicher Schnelligkeit die Straße herabkam. Dies fiel ihm auf. Er hatte aber noch nicht so viel Zeit gehabt, um seine Vermuthungen sich selbst klar zu machen, als schon der erste Reiter dicht an ihm war und ihn französisch anrief:

„Sind Sie aus Brieg, mein Herr?"

„Das nicht," erwiderte Ludwig; „ich bin ein Reisender und habe nur so eben einen Spaziergang vor die Stadt gemacht."

„Können Sie uns nicht sagen, ob ein Wagen, mit vier Pferden bespannt, in welchem zwei Damen und ein Herr, auf dem Bock aber ein Bedienter saß, dort angelangt ist?"

Ludwig wollte eben nein! antworten, als der Reisewagen heranrollte und anhielt. Ein Mensch, der in Begleitung eines französischen Offiziers in demselben saß, beugte sich heraus nnd wiederholte dieselbe Frage. Dies verschaffte Ludwig, der sogleich den Zusammenhang dieser Nachforschungen mit dem Schicksal Bianca's ahnete, Zeit, sich auf eine die Gefahr ableitende Antwort zu besinnen. Er erinnerte sich, daß das Posthaus ganz vorn im Orte lag, und man also die Pferde wechseln konnte, ohne bis an das Wirthshaus zu fahren. Rasch erwiderte er daher: „Allerdings ist ein solcher Reisewagen hier eingetroffen, aber schon vor mehreren Stunden. Es war, glaube ich, eine Achse gebrochen, die hier erst gemacht worden ist. Doch vor etwa einer guten Viertel

stunde, gerade als ich die Stadt verließ, fuhren auch diese Fremden wieder ab!"

„Teufel!" rief der Mensch im Wagen; „welche Straße nahmen sie?" Die einzige, die sie nehmen konnten, über Sion nach Genf," erwiderte Ludwig; „Ihr seht sie dort unten an der Rhone hinlaufen."

„Kann man nicht hier querüber fahren?" fragte der Reisende hastig. „O ja," nahm der Postillon das Wort für Ludwig; „dort unten kann man gleich links abbiegen, und wenn Euer Gnaden sich nicht scheuen, durch eine Furth der Rhone zu fahren, wo Ihnen das Wasser jedoch etwas in den Wagen kommen könnte, so ersparen wir eine starke halbe Stunde Weges ohne die Stadt zu berühren. Wenn Euer Gnaden mir diesen Weg erlauben wollen, so getraue ich mich die Reisenden noch einzuholen, denn sie müssen jetzt gerade in dem Gebüsch dort unten sein, weil man sonst von hier den Wagen auf der Landstraße sehen müßte."

„Ist der Seitenweg gefährlich?"

„Ei behüte, nur ein wenig holperig; in einer Stunde spätestens haben wir die Reisenden eingeholt, wenn Euer Gnaden es nur verantworten wollen, daß ich die Station überfahre."

„Ich stehe für Alles," rief der Offizier im Wagen, „und überdies bleiben die zwanzig Napoleond'ors, die ich Dir versprach, wenn wir die Flüchtigen vor Brieg einholen würden, Dein. Nur rasch vorwärts!"

Der Wagen jagte davon, die Reiter sprengten nebenher.

Ludwig war fast erstarrt vor Schrecken; doch es blieb keine Wahl, was er zu thun hatte. Mit größter Hast eilte er zurück, um die Frauen zu benachrichtigen. Schnellern Laufs als selbst der Wagen erreichte er das Gasthaus wieder und stand, kaum seiner bewußt, in Bianca's Zimmer. „Mein Himmel, was ist Ihnen?" fragte sie, als sie seine Bewegung und

Erhitzung sah. Athemlos begann er zu erzählen, was ihm begegnet war.

„Barmherziger Himmel," rief sie, ihn unterbrechend, „so sind wir verloren! Wie sah der Reisende aus? Hatte er nicht schwarzes Haar und Augen, ein bleiches Gesicht, sehr weiße Zähne?"

„Es schien mir so," antwortete Ludwig, „doch war er so eingehüllt, daß ich sein Gesicht nicht deutlich erkennen konnte; auch gestehe ich, darauf nicht sonderlich gemerkt zu haben, da die Sache selbst mich so in Bewegung brachte; aber hören Sie weiter!" Er berichtete jetzt, durch welche seltsame Verkettung der Umstände die Verfolger von der Straße abgeleitet worden seien.

„Gott sei es gedankt!" rief Bianca aus und schloß ihre Begleiterin bewegt ans Herz. „O, Sie sind unser Schutzengel!" sprach sie mild, indem sie sich zu Ludwig wandte und ihm die Hand darreichte. „Doch wir haben keinen Augenblick zu verlieren!" Hiemit stand sie auf und schellte eilig nach Paul.

„Zwei Stunden bleiben uns wenigstens," rief Ludwig, „bis sie ihren Irrthum bemerken, denn in einer Stunde gedachte der Postillon erst das Ziel seines Bestrebens zu erreichen. Er wird sich von einer Minute zur andern weiterlocken und täuschen lassen und vielleicht gar auf die nächste Station fahren. Alsdann können sie vor der einbrechenden Nacht nicht zurück sein, und bis dahin schaffe ich mit Gottes Hülfe Rath."

Bianca zitterte heftig; sie wies Ludwigs unterstützenden Arm, der sie zu einem Sessel geleitete, nicht zurück. „Gott hat uns so wunderbar beschirmt," sprach sie, als sie sich erholt hatte, beruhigter, „daß ich auch jetzt fest auf ihn vertraue. Sie wurden zum zweiten Mal unser Retter. Ohne den Zu-

fall, der Sie wieder auf die Landstraße führte — etwas, das sonst die größte Gefahr für uns haben konnte —, waren wir unwiederbringlich verloren. Aber der Allgütige ist sichtbar mit uns!" Dabei richtete sie einen unbeschreiblichen Blick, in dem die Thräne des gerührten Dankes mit der der Angst zusammenschmolz, gen Himmel.

Paul war heraufgekommen. Margarethe zog ihn sogleich auf die Seite und sprach einige Worte leise mit ihm, worauf der alte Diener erschreckt und erblassend zurücktrat. „Wir müssen auf der Stelle fort," rief er aus; „hier gibt es kein anderes Mittel. Die Herstellung des Wagens können wir nicht abwarten, auch würde sie uns nichts nützen, da wir keine andere Straße einschlagen könnten, als die, auf der wir unserm Verfolger gerade entgegenfahren. Es bleibt uns nichts übrig, als unbemerkt, einzeln, zu Fuß die Stadt zu verlassen und unsern Weg gerade ins Gebirge zu richten. Nehmen Sie also das Unentbehrlichste zu sich, Frau Gräfin, und verlassen Sie sofort mit der Frau Margarethe die Stadt. Sie nehmen Ihren Weg dem Thal entlang, die Rhone aufwärts, am linken Ufer derselben. Im Hereinfahren habe ich gesehen, daß ein sehr betretener Pfad sich dem Fluß entlang zieht, der ihn ohne Zweifel das Thal hinauf begleitet. Etwa eine halbe Stunde von hier erwarten Sie mich an irgend einer buschigen, bedeckten Stelle des Ufers, von wo Sie jedoch den Weg nach der Stadt übersehen können, damit wir uns nicht verfehlen. Ich werde das Haus gerade nach einer entgegengesetzten Seite verlassen; der Herr Graf muß scheinbar einen dritten Weg einschlagen, damit es möglichst verborgen bleibt, wohin wir uns gewendet haben. Wenn wir erst wieder beisammen sind, werden wir wol Führer finden, die uns über das Gebirge leiten, und

vielleicht laſſen ſich zur Erleichterung der Reiſe auch Maulthiere anſchaffen.“

Paul ſprach dieſe Worte ſo entſcheidend, daß ſie faſt Befehlen gleich klangen; indeſſen war ſein Rath ſo gut, daß man ihm ſchon um ſeiner Zweckmäßigkeit willen unbedingt hätte gehorchen müſſen. Ludwig verwunderte ſich über die kalte, gewandte Entſchloſſenheit des alten Mannes und ſeinen klaren, ſcharfen Ausdruck. Er ſchien dieſe Entſchiedenheit des Geiſtes auch auf ſeine Umgebungen überzutragen; denn ſelbſt Bianca zeigte bei aller ihrer Ängſtlichkeit eine Entſchloſſenheit und Beſtimmtheit, die in Erſtaunen ſetzen mußte. Sie nahm ihre Papiere, ihre Brieftaſche und einige andere Kleinigkeiten zuſammen, während Margarethe die unentbehrlichſten Kleidungsſtücke hervorſuchte und Einiges in einen leichten Arbeitsbeutel, Anderes in ein Körbchen that und endlich noch Manches in ihrem und der Gräfin hohem Hut verbarg. In weniger als fünf Minuten verließen beide Frauen reiſefertig das Zimmer. Das Stubenmädchen begegnete ihnen auf dem Gange. Bianca führte ſie an ein Fenſter, das nach der Gegend von Sion, gerade der entgegengeſetzten Richtung, in der ſie flüchten wollten, hinausſah, und fragte, indem ſie auf einen nahen Hügel deutete: „Wie weit iſt es bis auf die Spitze jenes Hügels? Können wir wol vor Abend noch einen Spaziergang dahin machen?“

„Wenn die gnädigen Damen gut zu Fuß ſind, geht es noch an; aber es iſt eine gute Stunde,“ erwiderte das Mädchen.

„So werden wir erſt mit der Dunkelheit, vielleicht auch wol noch ſpäter zurückkehren,“ antwortete Bianca; „ſorge dann nur, daß unſer Zimmer in Ordnung iſt, mein Kind.“

„Werden Ihro Gnaden auf dem Zimmer ſpeiſen?“ fragte das Mädchen.

„Ja wohl; drei Couverts; aber erſt um neun Uhr,“ lautete Bianca's Antwort, und hierauf ſchwebte ſie an der Seite der Begleiterin die Treppe hinab.

Ludwig rief ihnen abſichtlich laut nach: „Viel Vergnügen, liebe Schweſter, aber ich theile Deine Neigung nicht; wenn ich nicht lieber ganz zu Hauſe bleibe, werde ich mich doch wenigſtens mit einem nähern Spaziergange begnügen.“

Hierauf lehnte er ſich ins Fenſter und ſah, welche Richtung ſie einſchlugen. Noch fünf Minuten wartete er, dann nahm auch er zuſammen, was er für das Unentbehrlichſte hielt, und verließ nun, ein Liedchen pfeifend, das Haus nach der andern Seite, als wollte er nur eben müßig einen Weg durch die Gaſſen ſchlendern. Zwar ſah er ſich im Hinuntergehen nach Paul um, wurde deſſelben jedoch nicht gewahr. Wenige Schritte vom Hauſe begegnete ihm der Hausknecht. Dieſem trug er auf, die Beſtellung an Paul zu machen, daß er noch einmal zum Schmied und Rademacher gehen ſollte, damit der Wagen noch vor Abend fertig werde, denn er wolle jedenfalls gleich nach dem Nachteſſen abreiſen.

Der Hausknecht antwortete: „Der Kammerdiener läßt nur hier unten in der Gaſſe das Uhrglas für den Herrn Grafen einſetzen; wenn er von dort zurückkommt, will ich's ihm ſogleich beſtellen.“ Ludwig wußte nun wenigſtens, daß Paul auch unter einem geſchickten Vorwande bereits das Haus verlaſſen habe.

Fünftes Capitel.

Mit ſchlagendem Herzen gelangte er ins Freie, und ſah ſich nun um, wie er am beſten und unbemerkteſten den

bezeichneten Weg erreichen könnte. Es war nicht ganz leicht, denn eine Wendung der kleinen Gasse, der er gefolgt war, hatte ihn an eine ganz entgegengesetzte Seite des Örtchens geführt. Der Querweg, den er einschlug, war von Gärten rings umgeben, er konnte nicht einmal die Rhone sehen; eine ziemliche Strecke verfolgte er den Pfad, ungeduldig, sich immer von Hecken oder Zäunen begleitet zu sehen. Jetzt endlich erreichte er das Freie, befand sich aber so tief in der Ebene, auf Wiesengrunde, daß er sich durchaus nicht zu orientiren vermochte. Auf gutes Glück ging er quer über die Triften hin nach der Richtung zu, die er nehmen mußte. Es war nun bereits eine halbe Stunde verflossen, seit Bianca das Haus verlassen hatte, deshalb wurde ihm jede Minute kostbar, weil er die Theure nicht der ängstlichen Erwartung überlassen und durch langes Ausbleiben einer drohenden Gefahr preisgeben wollte. Er beschleunigte daher seine Schritte und erreichte endlich fast athemlos einen Pfad, welcher auf eine kleine Anhöhe zu leitete, von der aus er die Rhone sehen mußte. Endlich hatte er die Höhe erreicht. Zu seinem Schrecken aber sah er sich viel weiter von dem Flusse entfernt, als er beim Ausgehen gewesen war; ja, es schien ihm, als thue er jetzt fast am besten, den Weg gerade wieder zurück zu machen. Denn die Rhone schlug gleich oberhalb Brieg einen so starken, fast rückwärtsgekrümmten Bogen, daß Ludwig, der hier seiner Richtung den ursprünglichen Lauf des Flusses und Thales zum Grunde gelegt hatte, jetzt die Stelle des Ufers, die etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegen konnte, und wo Bianca verabredetermaßen warten sollte, weit hinter sich sah. Nahm er also den Weg in nächster Richtung nach dem Flusse zu, so traf er weit über den Ort der Zusammenkunft hinaus; wählte er die Richtung so, daß er vor dem Punkte ans Ufer gelangte,

wo Bianca muthmaßlich wartete, so mußte er fast eine eben so weite Strecke wieder rückwärts machen, als er schon von der Stadt entfernt war, und eine volle Stunde Zeit war rein verloren. Es schien ihm daher endlich am gerathensten, gerade auf den Strom zuzugehen und dem Laufe desselben abwärts zu folgen, wo er dann von der entgegengesetzten Seite auf die Wartenden stoßen mußte. Er eilte, was seine Kräfte vermochten. Doch verging, da häufig Erdspalten, kleine Vertiefungen, auch sumpfige Stellen ihn zu Umwegen nöthigten, eine volle halbe Stunde, und er hatte das Ufer noch immer nicht erreicht. Schon war die Sonne hinter die hohe Wand der Alpenkette hinabgesunken, und das tiefe Thal von Brieg lag bereits in bläulichem Abendschatten. Jetzt hörte er die Rhone rauschen; noch eine felsige, mit Brombeersträuchen überwachsene, ziemlich steile Anhöhe, welche den Fluß gleich einem Damm zu begleiten schien, mußte er überklimmen, dann hoffte er den Uferpfad erreicht zu haben. Er stieg angestrengt aufwärts; die Höhe war steiler und bedeutender, als er sie anfangs geschätzt hatte; die lang verschlungenen Rankenzweige der Brombeerbüsche legten sich wie Schlingen über den Boden und zerrizten ihm durch den Stiefel hindurch den Fuß mit ihren scharfen Dornen. Endlich hatte er das Hinderniß mit blutenden Händen und Füßen überwunden und sah sich auf der Höhe. Er schritt rasch über den Kamm derselben hin, um jenseits hinabzusteigen. Plötzlich aber mußte er innehalten, denn er stand an einem Absturze, und unter sich hörte er die Rhone dahin brausen, doch so, daß er sie nicht einmal sah, weil der Felsen weit über die Strömung hinüberhing. Es blieb ihm daher nichts übrig, als umzuwenden und die Richtung der Höhe stromabwärts zu verfolgen. Zu seiner großen Beunruhigung entdeckte er keinen betretenen Pfad, befand sich also noch nicht

auf der Bahn, wo er der Geliebten begegnen mußte. Indeß blieb ihm nichts Anderes übrig, als auf dem Kamm des steilen Ufers entlang zu gehen. Es bedeckte sich jetzt mit dichtem Kiefergebüsch; dies beunruhigte ihn zu Anfang ebenfalls, weil ihm der Blick in die Ferne geraubt wurde. Doch zu seinem Trost bemerkte er, daß nach und nach der Boden betretener wurde und unerwartet in einen viel benutzten Pfad überging. Dies mußte durchaus der Weg sein, den Paul bezeichnet hatte. Ludwig verfolgte ihn daher mit angestrengtester Eile. Darüber vergaß er, auf das Brausen des Stroms zu achten, und erst nachdem er eine starke Viertelstunde vorwärtsgegangen war, bemerkte er die tiefe Stille rings umher, die ihn fürchten ließ, daß er sich wiederum weiter von dem Ufer entfernt haben müsse. Zum Glück lichtete sich jedoch das Gebüsch, deshalb eilte er nur um so hastiger vorwärts, weil er, sobald er nur das Freie erreicht hätte, gewiß zu sein glaubte, Bianca sehr bald aufzufinden. Kaum aber gestatteten die niedrigen Büsche einen Blick in die Ferne, als er zu seinem größten Schrecken sich wieder weit ab von der Rhone sah und zwischen seinem Wege und dem Strom eine breite Strecke ebenen Landes entdeckte. Der täuschende Fluß wich hier abermals durch eine weite Krümmung von der Bahn ab. Ohne Bedenken schlug sich daher Ludwig, fast außer sich vor innerm Unmuth und Sorge, zur Rechten und eilte querfeldein dem Rhoneufer zu. Athemlos erreichte er es nach zehn Minuten und stieß auch sogleich auf einen betretenen Pfad, der der Krümmung des Flusses von der Stadt her zu folgen und auch weiter hinauf am Rande desselben hinzuleiten schien. Er sah nach der Uhr. Volle zwei Stunden war er jetzt auf dem Wege und doch nicht weiter als eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt. Einzelne Gruppen von Brombeer- und Hollundergebüschen

fanden ſich von Zeit zu Zeit am Ufer; ſie waren zweifelsohne bequeme Punkte für die Frauen geweſen, um die nachfolgenden Männer zu erwarten. Aber ob ſie jetzt, da ſchon die Dämmerung hereinbrach, noch harren würden? Ob ſie den Punkt, um Ludwig zu erwarten, an dem Orte, wo er ſich jetzt befand, oder vielleicht dicht hinter ihm gewählt hatten? Das waren zwei Fragen, die ihn mit banger Ungewißheit quälten. Indeß zauderte er nicht, ſich zu entſcheiden. Er wollte wieder ſo weit zurückeilen, bis er gewiß ſein durfte, daß der Punkt des Zuſammentreffens nicht mehr zwiſchen ihm und der Stadt liege. Dann konnte er wenigſtens mit Sicherheit ſeinen Weg vorwärts richten. So ſchnell es ihm daher irgend möglich war, ging er der Stadt zu; in jedem nächſten Buſch hoffte er die Theure zu entdecken; immer täuſchte er ſich. Jetzt ſah er etwas Weißes ſchimmern; ſie mußte es ſein! Vergebene Hoffnung, es war ein Stück Linnen, das zum Bleichen am Abhang eines Raſenhügels ausgeſpannt zwiſchen den kaum belaubten Büſchen hindurchſchimmerte. Nunmehr war er der Stadt ſo nahe, daß Bianca unmöglich ſchon hier angehalten haben konnte. Da bewegten ſich, wie er in der grauenden Dämmerung unterſchied, zwei Geſtalten im nächſten, etwa hundert Schritte entfernten Gebüſch. Sein Herz ſchlug freudig empor; er eilte näher. Es waren Frauen, ſie trugen hohe Reiſehüte, er ſah ein weißes Tuch ſchimmern. O Himmel, ſie iſt es, jauchzte ſein Herz aus tiefſter Hoffnungsloſigkeit wieder in ſeliger Freude auf. Als er ihnen näher gekommen war, ſah er, daß ſie im Geſpräch vertieft, den Blick aufwärts nach den mit Schnee bedeckten Bergſpitzen gerichtet hatten, die, da die Sonne ſchon verſunken war, kalt, leichenähnlich, gleich blaſſen Geſpenſtern in den dunkelnden Horizont emporragten. Paul war nicht bei den Frauen, überdies ihre Haltung durch-

aus gleichgiltig und ruhig; das machte Ludwig sehr zweifelhaft. Jetzt wandten sie sich, durch sein hastiges Heranschreiten aufmerksam gemacht, um. O Himmel, er sah, daß er sich völlig getäuscht hatte!

Wie niedergeschmettert stand er da; kaum vermochte er sich so weit zu fassen, daß er sie anredete und fragte, ob sie nicht zwei Damen in Begleitung eines Dieners gesehen hätten. Die Eine verneinte es, die Andere erinnerte jedoch daran, daß sie vor einer Stunde bei ihrem Spaziergange im Thal weiter aufwärts in der Ferne zwei Damen in Begleitung eines Mannes gesehen hätten, die ihren Weg der Rhone entgegen nahmen. Ludwig dankte hastig für die Nachricht, und glücklich, nun wenigstens ein Zeichen gefunden zu haben und zu wissen, wohin er sich wenden müsse, stürzte er wieder zurück, dem Lauf des schäumenden Stromes entgegen. Die Angst der Eile gab ihm Flügel. Bald hatte er die Stelle wieder erreicht, von wo er ausgegangen war; er verfolgte jetzt den Uferpfad rastlos weiter. Doch nun war es in diesem tiefen, von beiden Seiten durch die hohe Alpenmauer eingeschlossenen Thale bereits völlig dunkel und unter einer Stunde keine Hoffnung da, daß das Mondlicht dem Wanderer zu Hülfe kommen werde. Schauerliche Einsamkeit umgab ihn; die Gegend wurde bald rauh und wild. Die Bergmassen thürmten sich immer schroffer und kolossaler empor; die Zinnen der Schneehörner glänzten hoch über den dunkeln Felsmauern. Reißend schoß die Rhone neben ihm dahin und kronte ihre schwarzen Wellen mit zischendem Schaum. Jetzt wurde das Ufer durchaus steil und bald darauf hing der Fels sogar drohend weit herüber. Ludwig erkannte, daß er hier an der Stelle sei, wo er vor länger als einer Stunde auf der Höhe stand; der Pfad schmiegte sich unter dem gewölbten Felsen hindurch. Vielleicht war Bianca

eben in dem Augenblicke mit bangem, trauerndem Herzen unten vorübergeschritten, während er droben in tödtlicher Angst stand und nichts hörte als den tobenden Strom, der hier wild durch das steile Geklüft brach. Der Weg wurde sehr beschwerlich, ja, bei der immer tiefer dunkelnden Nacht gefahrvoll. Denn er klimmte bald steil an den Felswänden hinauf, bald senkte er sich jäh wieder abwärts. Ludwig freute sich fast dieser Gefahren und Mühseligkeiten, weil er hoffte, Bianca werde dadurch so aufgehalten worden sein, daß er sie bald erreichen müsse. Mit rüstiger Kraft drang er vorwärts, obwol seine Hände bluteten, und auch die von dem hastigen Lauf glühend brennenden Füße ihn bei jedem Schritte heftig schmerzten. Eine volle Stunde dauerte dieser beschwerliche Weg; da zog er sich entschieden die Höhe hinan, und bald sah sich Ludwig auf dem Rücken eines Hügels, wo jedoch die Spur des Pfades ihm theils auf felsigem Gerüll, theils in niedrigem Buschwerk verschwand. Jetzt faßte ihn die Angst der Ungewißheit aufs Neue; denn wie leicht konnte er hier vollends die Richtung verfehlen und bei der Wildheit des Thales in ganz unwegsame Gegenden gerathen! Zwar tröstete ihn der Gedanke, daß die Hauptrichtung des Weges keine andere sein konnte, und er daher vielleicht am nächsten Morgen einzubringen im Stande war, was er heut versäumte; doch welche Pein der Besorgniß mußte er bis dahin erdulden! Etwas war jedenfalls gewonnen, wenn er so viel als möglich vorwärts eilte; er behielt daher im Allgemeinen, so gut es sich thun ließ, die Richtung bei und gönnte sich nicht Rast noch Ruhe. Abermals verging eine Stunde. Da schimmerte ihm ein Licht entgegen; er war einer Hütte nah, der ersten menschlichen Wohnung, die er bis jetzt auf seinem Pfade angetroffen hatte. Ein süßes Gefühl der Ahnung sagte ihm, dort werde er die Geliebte tref-

sen, denn weiter konnte ihr schwacher Fuß sie unmöglich geführt haben. Hastig ging er dem freundlichen Glanze des Lichtes entgegen; in wenigen Minuten hatte er das Haus erreicht. Er pochte.

„Wer ist da?" ließ sich eine rauhe männliche Stimme vernehmen, und zwei schwere Holzschuhe klappten im langsamen Takt auf dem Boden heran.

„Ein verirrter Wanderer," entgegnete Ludwig.

„Schon gut, Freund, ich werde gleich öffnen," antwortete es drinnen.

Sein Herz schlug heftig in der athemlosen Brust; jede Secunde, die bis zum Öffnen der Thür verging, spannte ihn auf eine unbeschreibliche Folter der Angst.

Der Riegel wurde endlich zurückgeschoben, und ein Greis mit silberweißem Haar und Bart stand, von einem flammenden Holzspan, den er in der Hand hielt, seltsam beleuchtet, vor ihm und hieß ihn freundlich willkommen.

„Habt Ihr keine andern Gäste bei Euch, guter Vater?" fragte Ludwig.

„Keine Seele," erwiderte der Greis; „wer sollte auch hierher in die Wildniß zu mir armem, altem Mann kommen! Ich fürchte nicht einmal böse Gäste, denn bei mir ist nichts zu finden, was einen habsüchtigen Sinn reizen könnte. Aber wer seid Ihr, lieber Herr, und wie kommt Ihr so spät in der Nacht noch hierher?"

Es dauerte einige Augenblicke, bevor Ludwig, von seiner nun völlig fehlgeschlagenen Hoffnung fast betäubt, zu antworten vermochte.

„Ich bin im Gebirge verirrt; ich bin von den Meinigen, um die ich noch in der größten Sorge schwebe, abgekommen. Sie wollten von Brieg aus das Thal an der Rhone hinauf, ich folgte ihnen nach und bin, ohne eine

Spur von ihnen zu treffen, hier endlich auf die erste menschliche Wohnung gestoßen, wo ich sie durchaus vermuthen mußte, da meines Wissens nirgend ein Weg zur Seite möglich war!"

„Doch, doch," erwiderte der Greis; „der Hauptweg im Thale führt am andern Ufer der Rhone entlang; aber Ihr habt vermuthlich in der Dunkelheit den Steg, der über das Wasser leitet, nicht bemerkt. Dieser Pfad verliert sich hier in unsrer Wildniß."

„Könnt Ihr mich auf den rechten Weg führen, guter Vater?" rief Ludwig lebhaft. „Ich will's Euch reichlich belohnen."

„Morgen früh recht gern, mein lieber Herr," entgegnete der Alte; „aber heute Abend vermögen es meine schwachen müden Glieder nicht mehr, denn der Weg ist im Finstern äußerst gefährlich, selbst für die besten Bergsteiger, die ihn genau kennen. Hinanwärts geht es noch, aber hinunter, wo wir steil bergab müssen, ist es gar nicht zu wagen."

Ludwig wäre, so erschöpft er sich fühlte, mit Freuden die ganze Nacht hindurch gewandert; doch ein Blick auf den schwachen, zitternden Greis überzeugte ihn, daß er das Unmögliche von demselben verlangen würde, wenn er ihn beredet hätte, ihn gleich zu geleiten. Er nahm daher die gastliche Einladung, die Nacht in der Hütte zuzubringen, an, und folgte dem gutmüthigen Wirthe in die kleine, enge, von dem brennenden Holzspan düster erleuchtete Stube.

„Es thut mir nur leid, daß mein Sohn nicht daheim ist," sprach der Alte, „der würde besser für Euch sorgen können. Aber er kommt erst morgen Abend von Sion zurück, wo er zur Hochzeit seiner Base geladen ist. So müssen wir uns denn schon allein behelfen."

„Lieber Vater," sprach Ludwig, „ich bedarf nur der

Ruhe, und die würde mich doch fliehen, selbſt wenn ich hier das üppigſte Lager fände. Das Einzige, was ich Euch bitten will, iſt, daß wir morgen recht zeitig aufbrechen."

„Das wollen wir," ſprach der Greis, „denn von drei Uhr an leuchtet uns der Mond ſchon; aber nehmt jetzt mit einem Stück ſchwarzem Brot und Alpenkäſe vorlieb; auch einen Trunk Milch kann ich Euch geben. Heute früh hatte ich noch einen Reſt Wein, den habe ich aber wahrlich ſchon ſelbſt getrunken."

Ludwig genoß das ländliche Mahl mit dem Alten. Es würde ihm herrlich gemundet haben, wenn nicht Schmerz und bange Sorgen ſein Herz erfüllt hätten. Indeſſen wider Willen gaben ihm Ruhe und Speiſe friſche Kräfte und damit zugleich heitere Hoffnungen zurück. Er empfand bald die große körperliche Ermüdung, die ſein angeſtrengtes raſtloſes Eilen auf beſchwerlichen Pfaden, das über fünf Stunden gedauert hatte, nach einer faſt ſchlafloſen Nacht und der geſtrigen Tageswanderung wohl erzeugen mußte. So erſchien das Lager von duftendem Alpenheu, welches der freundliche Alte bereitet hatte, ihm ſehr willkommen, und er ſank bald in tiefen Schlaf, der, wie unruhige Träume auch durch ſeine Seele zogen, ihn doch zu der neuen mühſeligen Wanderung ſtärkte.

Sechstes Capitel.

An Bianca's Seite hatte ihn der täuſchende Traumgott geführt, und er wähnte, ſich mit ihr in lieblichen Auen zu ergehen, als die Stimme ſeines Wirthes ihn erweckte.

„Es wird Zeit, lieber Herr; eben iſt der Mond über die Simplonhörner heraufgekommen und leuchtet ins Thal. Wenn Ihr Eile habt, ſo wollen wir jetzo den Weg antreten.“

Ludwig hörte die Worte des Alten noch halb in ſeine Träume hinein. Er konnte ſich nicht beſinnen, wo er war, denn aus den blühenden Fluren Italiens, aus dem heiterſten Sonnenglanz, der ſein ſchlummerndes Auge umgeben hatte, ſah er ſich jetzt, da er es aufſchlug, in einen düſtern engen Raum verſetzt, wo das Mondlicht ſeltſam mit dem Schimmer des dunkel glimmenden Holzbrandes kämpfte. Erſt als ihm der Greis die Hand reichte, um ihn emporzurichten, und ihm jetzt die volle Mondſcheibe durch das kleine Fenſter der Hütte gerade entgegenglänzte, gewann er ſeine völlige Beſinnung wieder und antwortete auf die freundliche Ermunterung: „Gleich, guter Vater, ich war noch halb im Traume gleich.“

Mit dieſen Worten ſprang er auf und war in wenigen Augenblicken zur Reiſe gerüſtet.

„Wollt Ihr nicht ein wenig frühſtücken, lieber Herr?“ fragte der Alte, „ich habe etwas Milch gewärmt. Der Morgen iſt kühl, es könnte Euch leicht übel zu Muthe werden, wenn Ihr nüchtern ins Freie wolltet. Ein warmes Getränk iſt immer wohlthätig, wenn es auch noch ſo gering ſein mag.“

Ludwig fand ſich durch die treuherzige Fürſorge des Alten faſt gerührt; er nahm gern von dem dargebotenen Frühſtück an, gönnte ſich jedoch nur wenige Augenblicke dazu, indem die geſtrige Unruhe ſich ſchon wieder ſeiner ganzen Seele bemeiſtert hatte.

Der Alte ſchloß die Hütte nicht ab, als ſie hinausgingen. „Hier nimmt uns Niemand etwas,“ ſprach er, „wir

ſchieben nur Nachts, wenn wir daheim ſind, den Riegel vor, damit nicht etwa ein wildes Thier eindringe, denn es gibt gar böſe Wölfe hier in den Bergen."

Der Mond leuchtete ihrem Pfade hell genug; bald fing auch der Tag ſchon an zu grauen. Ludwig mußte geſtehen, daß der Weg abwärts allerdings ſehr gefährlich war, denn ſelbſt jetzt, wo man doch wenigſtens ſehen konnte, wohin man den Fuß ſetzte, war Vorſicht nöthig. Doch ſchien ihm ſein Führer zu behutſam, zu bedenklich; zumal aber an ebenen Stellen des Weges machte ihn der altersmüde, langſame Schritt deſſelben ungeduldig; indeſſen ſah er wohl ein, daß er ſich ihm ſchon bequemen müſſe.

Nachdem man faſt zwei Stunden gewandert war, ſprach der Greis: „Seht-Ihr, mein Herr? Das iſt dort der Steg über die Rhone."

Ludwig ſah in einiger Entfernung zwei ſtarke ſehr lange Baumſtämme ohne Geländer quer über den Strom gelegt. Er erkannte jetzt die Stelle an einigen ſeltſam gebildeten Felsblöcken, die ihm geſtern aufgefallen waren, wieder, hatte aber in der Dunkelheit den Steg nicht bemerkt, ſondern ihn nur für eine halb aus der Wurzel gelöſte Fichte, die ſtark nach dem Waſſer überhänge, gehalten, wie ſich deren mehrere auf dem Wege fanden. Daß der Pfad ſich hier ſcheide, war gar nicht zu bemerken geweſen, denn beim Näherkommen ſah Ludwig, daß man, um nach dem Stege zu gelangen, rechtwinkelig ausbiegen und alsdann einige ſteile Felsſtufen abwärts ſteigen mußte, die in der Dunkelheit gar nicht als ein ſich abzweigender Weg zu erkennen waren.

Ludwig wollte ſeinen Begleiter eben fragen, ob er ſich auch mit Gewißheit zu behaupten getraue, daß der Weg jenſeit der Rhone der einzige ſei, den die Reiſenden, die er aufſuche, einſchlagen konnten, als ein Gegenſtand, auf den ſein

Auge fiel, ihn mit einem freudigen Erstaunen erfüllte. Er gewahrte nämlich an einem Baumzweige, gerade an der Ecke, wo die Felsstufen abwärts zur Rhone führten, ein rosenfarbenes Band, das im Morgenwinde hin- und herflatterte. Eine selige Ahnung durchbebte seine Brust; er eilte auf das Gebüsch zu und erkannte mit Entzücken, daß eine Schleife von Bianca's Gewand daran geknüpft war.

„O daß die Nacht mir gestern dieses holde Zeichen verbarg!" rief er aus, und eine Thräne drang ihm ins Auge. „Ja, sie trennte sich ungern von mir, sie wollte meine Schritte leiten, damit ich sie nicht verfehlen sollte."

Er knüpfte das Band von dem Baume los und legte es in seine Brieftasche. Freudigen Muthes schritt er nunmehr weiter. Doch jenseit des Steges, der über die schäumenden Wellen der Rhone leitete, fragte ihn der Greis: „Wohin soll ich Euch aber jetzo führen, lieber Herr?"

„Je nun, das Thal entlang; ich meine, es gebe nur einen einzigen Weg," antwortete Ludwig.

„Das wohl!" entgegnete der Greis, „allein Ihr sagtet mir gestern, Euer Freund hätte über das Gebirge tiefer in die Schweiz hinein gewollt. Da haben wir nun freilich eine große Wahl, denn es führen hier viele Steige über die Alpenkette ins Berner Oberland hinein. Es ist die Frage, welchen Ihr wählen wollt."

Ludwig stand unentschlossen still. Plötzlich dachte er, sie wird mich nicht ohne ein ferneres Leitungszeichen lassen. „Nur vorwärts," sprach er, „macht mich nur aufmerksam, sobald ein Pfad sich abzweigt, ich werde mich dann schon entschließen."

Sie gingen. Bald befanden sie sich auf einer Straße, die sich für Gebirgswagen und Maulthiere sehr wohl benutzen ließ. Ludwig war es hauptsächlich um schnelles Vorwärts-

kommen zu thun, der Greis aber vermochte nur im langsamen gewohnten Schritt zu gehen. Nach einiger Zeit, da man schon mehreren jungen Landleuten begegnet war, die rüstigere Führer hätten abgeben können, fing daher der Alte selbst an: „Lieber Herr, ich sehe wohl, Ihr möchtet gern rascher fort, als ich vermag. Wollt Ihr Euch nicht lieber einen jüngern Führer nehmen? Wir werden hier gleich an einen Meierhof kommen, wo ich bekannt bin und Euch leicht einen Boten verschaffen kann, der von hier bis Bern oder Zürich genau Bescheid weiß."

Ludwig, der nur aus Gutmüthigkeit gegen seinen redlichen Begleiter den Vorschlag noch nicht selbst gemacht hatte, nahm das Anerbieten freudig an und sprach: „Es soll drum Euer Schade nicht sein, guter Vater; aber die Eile ist mir so wichtig, daß ich im Nothfall allein weiter gegangen wäre, um nur schneller fortzukommen. Denn ich muß meine Freunde durchaus noch heute einholen."

„Da kommt der Joseph wahrhaftig selbst," unterbrach der Greis ihn durch eine frohe Ausrufung und deutete auf einen jungen Mann, der, einen Korb auf der Schulter tragend, eben des Weges daherkam.

„Ei, Seppi," rief er ihn von Weitem an, „willst Du den Herrn geleiten? Er will übers Gebirg."

„Gar gern," erwiderte mit kräftiger Stimme der junge Bursch; „wenn ich nur meine Last hier los wäre; aber ich muß damit nach Brieg hinein!"

„Ei was," rief der Alte, „her damit, ich trage sie in die Stadt, und Du führst den Herrn weiter."

Joseph lud dem Alten den Korb auf, den dieser auf gewohnten Schultern ohne Mühe trug. Ludwig nahm herzlichen Abschied von dem biedern Greise und beschenkte ihn so reichlich, daß derselbe in die freudigsten Danksagungen

ausbrach, die er gewiß nicht so bald geendet haben würde, wenn Ludwig nicht in seiner Eil dieselben durch die Fortsetzung seines Weges unterbrochen hätte. Sein Erstes war jetzt, den neuen Begleiter auszufragen, ob er nicht Spuren von Denen bemerkt habe, die er aufsuche.

Joseph verneinte es.

Ludwig hatte jetzt die Aufgabe, seinen Begleiter darüber auszuforschen, welchen Weg wol Reisende, die ihre Straße eilig fortzusetzen und wenig bemerkt zu sein wünschten, genommen haben könnten, um am leichtesten über das Gebirg und die befahrne Landstraße, die nach Deutschland führte, zu gelangen. Es war schwer, ohne den Zusammenhang der Verhältnisse zu verrathen; endlich ersann er sich, um jeden Verdacht von Bianca und den sie Begleitenden fernzuhalten, folgende Fabel. Er äußerte vertraulich zu Joseph: „Ich will Dir nur gerade heraus gestehen, guter Freund, daß eine heftige Neigung zu einer jungen Dame, wahrscheinlich eine Engländerin, mit der ich von Italien aus zu gleicher Zeit über den Simplon reiste, mich zu solcher Eile antreibt. Ich erfuhr zu Brieg, daß sie trotz der frühen Jahreszeit den Entschluß gefaßt habe, mitten durch das Gebirge zu reisen, um dessen wilde Schönheiten kennen zu lernen. Da jedoch ihre Reise anderweitig große Eil erfordert, so wollte sie denjenigen Weg einschlagen, wo sie ihren Zweck mit möglichster Zeitersparniß ausführen und nachher Deutschland auf dem nächsten Wege erreichen könnte. Ich wagte es nicht, mich ihr als Begleiter anzutragen, da sie nur eine ältere Dienerin und einen Diener bei sich hatte, übrigens aber von keinem Verwandten begleitet wurde, sondern, wie die Engländerinnen einmal sind, abenteuerlich als ihre eigne Führerin und Gebieterin umherstreift. Indessen war mein Wunsch, ihr Geführte auf der Reise zu sein, so groß, daß

ich fest beschlossen hatte, ihr unbemerkt zu folgen und mich dann im Gebirge, wenn die Wege sich nicht mehr so leicht scheiden, wie zufällig zu ihr zu gesellen. Ob sie meine Absicht errathen hatte und sie vereiteln wollte, oder ob es sonst in ihrer abenteuerlichen Weise lag, weiß ich nicht, aber sie verließ Brieg gestern Nachmittag während ich einen kleinen Spaziergang machte, obwol sie gegen mich geäußert hatte, sie werde erst am andern Morgen aufbrechen. Ich weiß nun weiter nichts, als daß sie diesen Weg an der Rhone eingeschlagen hat; davon aber habe ich zuverlässige Spuren. Nun rathe mir, Freund, was soll ich beginnen, um sie aufzufinden? Wenn es mir gelänge, würde ich Dich reichlich für Deinen Dienst beschenken."

„Ei, mein lieber Herr, das ist freilich eine schwere Sache, Jemanden aufzusuchen, von dem man nicht weiß, welchen Weg er genommen hat. Denn wir können hier gar mancherlei Pfade einschlagen. Wenn wir bei Naters, das dort unten vor uns liegt, über die Berge gehen, so könnten wir an der Jungfrau vorbei ins Oberland kommen. Das wäre der nächste Weg nach Bern, aber er ist jetzo gar gefahrvoll und beschwerlich, und ich glaube nicht, daß irgend ein Gemsjäger ihn leicht wagen würde. Drei Stunden weiter aufwärts, von Wesch aus, führt ein ähnlicher Pfad über den Kamm. Da würden wir die Jungfrau zur Linken lassen und könnten, wenn Gott uns behütet, nach Grindelwald gelangen. Aber es ist auch ein Weg, den man wol im hohen Sommer macht, zur halben Winterszeit, wie jetzo, aber nicht. Diese Straßen also, glaube ich, wird die Dame nicht eingeschlagen haben, denn dazu findet sie schwerlich einen Führer. Nun gibt's noch einen Weg, die Maienwand herauf nach der Grimsel, oder wenn wir ganz im Rhonethal bleiben wollten, so müßten wir über die Furka nach Realp, Hospital,

und dann die Gotthardsſtraße hinunter. Das ſind die vier Hauptwege; wer aber klettern will und umherſtreichen und einen Umweg nicht ſcheut, der kann noch gar manchen andern einſchlagen. Auf dieſen Schleifwegen wiſſen wir Landleute aber nicht Beſcheid, ſondern dazu gehört ein guter Gebirgsjäger, der ſich Tag und Nacht in den Bergen umhertreibt. Jetzo im Frühjahr aber, lieber Herr, wo der Schnee noch gar hoch liegt, und überdies viele Lawinen ſtürzen, jetzo iſt's wahrlich nicht zu wagen. Ich glaube daher immer, die Engländerin wird entweder über die Grimſel oder die Furka ihren Weg genommen haben, und falls ſie Eile hat, iſt der letzte noch der beſte, denn er führt ſie zunächſt auf die große Straße nach Altorf und ſodann über Brunnen und Zug nach Zürich. Einen nähern Weg, um nach Deutſchland zu kommen, gibt es kaum. Die andern nehmen zwar eine gerade Richtung, aber ſie ſind drum doch nicht die nächſten, weil ſie ſo gar mühſelig und gefahrvoll ſind. Und wenn uns vollends ein böſes Wetter überraſchte, ſo dürften wir leicht acht Tage im Gebirge liegen, ehe wir einen Fuß weiter ſetzen könnten."

Ludwig hörte dieſen nicht ſehr tröſtlichen Bericht im Gehen an. Er beſchloß bis zur Maienwand im Thale aufwärts zu wandern, ſich aber auf jeden Seitenpfad aufmerkſam machen zu laſſen, um zu ſehen, ob ihm Bianca nicht irgend ein neues Zeichen gegeben haben möchte.

In kurzer Zeit erreichte man das Örtchen Naters, wo Bianca wahrſcheinlich übernachtet haben mußte. Ludwig zog genaue Erkundigungen ein, doch Niemand wußte ihm Beſcheid zu geben. Als ſie vor den Ort hinaus an die Stelle kamen, wo der Pfad ins Gebirge links abführte, blickte er vergeblich nach einem flatternden Bande umher — es war keine Spur der Geliebten zu entdecken. So romantiſch das

Thal war, in dem er wanderte, er erblickte die Schönheiten deſſelben nicht. Seine ganze Seele war mit Bianca beſchäftigt, die er, ſo ſchien es jetzt faſt, eben ſo ſchnell und unvermuthet wieder verlieren ſollte, wie er ſie gefunden hatte. Jeden Wanderer, der ihm begegnete, befragte er, in vielen einzelnen Häuſern, die am Wege lagen, erkundigte er ſich — vergeblich. Noch bei guter Vormittagszeit gelangte er über Morill nach Weſch; aber umſonſt forſchte er überall nach einer Spur von Denen, die er ſuchte, umſonſt hoffte er ein Zeichen von Bianca aufzufinden. Er gönnte ſich kaum ſo viel Raſt, als ihm und ſeinem Führer zur Erquickung nothwendig war. Mit ſteigender Angſt und Trauer ſetzte er den Weg fort; der letzte bewohnte Ort, den er traf, war Urlichen. Es war Nachmittags um drei Uhr, als er dort anlangte. Zwölf volle Stunden dauerte jetzt ſeine Wanderung, und der Weg war oft ſehr beſchwerlich. Unbegreiflich ſchien es ihm, daß er auch nicht eine Spur der Geliebten fand. Weiter konnte ſie, ſelbſt bei großer Eile, kaum gelangt ſein; ja, wenn ſie auch die ganze Nacht hindurch ihre Flucht fortgeſetzt hätte, ſo mußte ſie doch den letzten Theil der Straße bei hellem Tage zurückgelegt haben und konnte, da bei ſo früher Jahreszeit reiſende Damen eine auffallende Erſcheinung ſein mußten, gar nicht unbemerkt geblieben ſein. Faſt fing Ludwig daher an zu fürchten, daß ſie, um der Spur des Verfolgers ſo ſchnell als möglich zu entgehen, es gewagt haben möge, einen der gefährlichen Pfade über das Gebirg einzuſchlagen. Und nun hatte er nicht nur den Schmerz der Trennung von ihr zu ertragen, ſondern auch für ihr Leben mußte er fürchten. Seine einzige, letzte Hoffnung war noch die, daß er an der Maienwand, wo der ſteile Pfad nach dem Hospitium auf die Grimſel emporſteigt, ein Zeichen vorfinden werde, das ihn einlade, dieſen Weg zu verfolgen, oder den auf den

Gotthard fortzuſetzen. Seine erſchöpften Kräfte erlaubten ihm jedoch nicht, weiter zu Fuß zu wandern; er beauftragte daher Joſeph, zwei Maulthiere zu miethen, da dieſer ihm ſchon früher geſagt hatte, daß dergleichen in dieſem Orte zu haben ſein würden, wo die Reiſenden ſich derſelben häufig bedienen, um ſich das Erſteigen der ſchroffen Maienwand zu erſparen. Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher Ludwig raſch das Mittagsmahl einnahm, erſchien Joſeph mit zwei wohlgeſattelten Maulthieren und einem Führer für dieſelben, denn Ludwig wollte, um ſich nicht abermals einem Andern verrathen zu müſſen, ſeinen muntern Begleiter nicht entlaſſen. Sie ſetzten ſich auf und traten ihre Reiſe an. Bald erreichten ſie die Maienwand. Ludwig ſpähte nach einem roſenfarbnen Bande wie nach dem köſtlichſten Kleinod. Jeden Strauch, jedes Bäumchen betrachtete er mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit; doch kein roſiger Schimmer wollte ſich zwiſchen den faſt überall noch geſchloſſenen Knospen des Grüns zeigen!

Nun blieb ihm keine Wahl mehr. Die Theure hatte ihm auch hier keinen Wink gegeben, die Straße zu verlaſſen; war ſie daher noch vor ihm, ſo mußte ſie den Weg über den Gotthard gewählt haben. Von jetzt an begann die einſame Wildniß; nur wenige, jetzt verlaſſene, Sennhütten entdeckte man in dem noch faſt ganz mit Schnee bedeckten Thale. Zur Linken der Wanderer thürmte ſich der Eispalaſt des Rhonegletſchers, im Sonnenſtrahl tauſendfarbig funkelnd, empor; zur Rechten ſtiegen ungeheure Felswände auf, und vor ihnen ragten die beide.. Schneepyramiden der Furka, mächtig aufſteigend, hoch in den reinen blauen Äther hinein. Das Thal war dem prachtvollen Eingangsthor in das ewig ſtarre, funkelnde Reich des Winters zu vergleichen, auf deſſen diamantenem Boden kein grüner Halm ſprießt, und der warme Sonnenſtrahl in ſeine ſieben kalten Farben zerſplittert.

Ludwig entdeckte noch ein grünes Reis, das an einer sonnigen Stelle des Felsabhanges zwischen den Steinspalten wuchs und schon die zarten Blätter dem Licht entgegengebreitet hatte. Er pflückte es, um noch ein Erinnerungszeichen von den letzten Grenzen des Frühlings mit hinein zu nehmen in die winterliche Wüste. Das kaum entfaltete Grün war das Bild seiner bangen Hoffnung, deren Knospe sich vor den steten, rauhen Berührungen des Fehlschlagens auch schon fast wieder geschlossen hatte. Wer weiß, dachte er, fallen die Blüten meiner Hoffnung nicht noch früher völlig ab, als diese kaum geöffneten Knospen welk an dem nahrungslosen Reis herabhangen. Er steckte den Zweig an seinen Hut und, schweigend dem Führer folgend, ritt er vorwärts. Als sie den hohen Schneepaß, über den der Weg durch aufgesteckte Signalstangen bezeichnet war, erreicht hatten und sich nun mitten in der winterlichen Kälte am Fuße der beiden starren Felskegel befanden, zwischen denen die berühmte Straße hindurchführt, da wandte sich Ludwig noch einmal zurück. Die Sonne neigte sich schon tief gegen die Berge und schoß ihre Strahlen nur noch eben über die blauen nebligen Höhen hinweg. So weit sein Auge reichte, sah er nur Schneefelder und Granitmassen. Sein Schmerz überfiel ihn mit gewaltsamer Heftigkeit auf diesem Kirchhofe der Natur. O gütiger Gott, flehte sein Herz, laß sie mich wiederfinden, sie, die Einzige, die den reinen Hoffnungsstrahl des Glücks in meine trauernde, tief verwundete Brust geworfen hat. Du hast sie mir gesendet, ungeahnet, ungehofft, gleich einer himmlischen Erscheinung aus deinem seligen Reiche; o laß sie nicht wie ein Traumbild spurlos wieder verschwinden, nimm sie mir nicht, wie du sie mir gegeben!

Der rauhe Sturm, der sich wild auf der nackten Höhe erhob und den Schnee in Wirbeln hoch aufjagte, war die

einzige Antwort, welche er auf die stumme Klage seiner Brust erhielt; denn hier drückt die Natur Niemanden an die warme, liebevolle Brust; nur gegen kalte Leichensteine lehnt sich der ermüdete Wanderer. Eben verschwand auch die Sonne hinter einem Felsgipfel, und ein langer, kalt anhauchender Schatten fiel über das Schneefeld.

„Weiter," sprach Ludwig zu dem Führer und wandte das Maulthier um, „weiter!"

„Wir haben auch Eile nöthig," antwortete dieser, „wenn wir An der Matt vor Nacht erreichen wollen. Es könnte leicht sein, daß wir, wenn der Sturm anhält, beim Kapuziner in Realp übernachten müßten."

Sie setzten den Weg fort; Ludwig in stummes Brüten versunken, die Führer, indem sie ein Gespräch in ihrem schweizerischen Dialekt führten, von dem ein Fremder wenig zu verstehen vermögend war, selbst wenn er darauf gehört hätte.

Der Sturm legte sich, als man die Höhe erst im Rücken hatte. Man war bei guter Zeit in Realp, wo man einige Augenblicke bei dem Kapuziner, der dort, in kleiner Hütte wohnend, die Fremden gastlich mit Brot, Honig, Milch, Käse und Wein bewirthet, anhielt. Die Spende wird unentgeldlich gereicht; was der Reisende dafür zahlen will, ist sein freies Geschenk, und der würdige Vater, der in dieser steten Einsamkeit seine Tage zubringt, empfängt es im Namen des Klosters in einer Armenbüchse. Auf Ludwigs Nachforschung nach Bianca erhielt er den Bescheid, daß am 17. October der letzte Reisende diese Straße gezogen sei, und zur Bestätigung legte der Mönch ihm das Buch der Fremden des vorigen Jahres vor. Damit war seine letzte Hoffnung verschwunden; er seufzte tief, bekämpfte mühsam seine Thränen und stand auf, um zu gehen. „Der himmlische Vater gebe Euch Trost und Segen," sprach der Mönch;

Ihr scheint nicht froh!" Dabei reichte er ihm die Hand wohlwollend dar. Ludwig drückte sie stumm und verließ die kleine Zelle hastig.

Als er wieder ins Freie trat und der rauhe Wind den Schnee ringsum aufwirbelte, kam es ihm einen Augenblick vor, als würde er beruhigenden Frieden in der tiefen Einsamkeit dieses traulichen Wohnorts finden, wo er Zeit hätte, nur seinen Träumen nachzuhängen, nur in der Welt des Gedankens und des Gefühls zu leben, unbekümmert um das Schicksal der Erdenbewohner, die draußen in stetem Sturme der Ereignisse unstät auf und nieder schwanken.

Doch wie, dachte er, könntest du denn hier dem Sturme entfliehen, der sich in deiner eignen Brust erhebt? Wohnen nicht in der Seele auch des Einsamsten alle die gefährlichen Keime, die plötzlich zu Giftpflanzen aufschießen, wenn der Feind sie tückisch heraustreibt? Und wer ist der Feind des Menschen, als er selbst? — Nein, auch das wäre eine Täuschung!

Gedankenvoll ritt er vor sich hin. Man befand sich jetzt in dem einsamen Urserenthal auf der Höhe des Gotthard, das im Sommer einem grünen Wiesenstrome zwischen hügeligen Schneeufern gleicht, jetzt aber ganz in das Leichentuch des Winters gehüllt war.

Allgemach fing es an zu dunkeln. Wiederum erhob sich ein rauher Sturmwind und kräuselte die Schneeflocken hoch auf. Es wurde kalt. Jetzt begann Ludwig endlich seine große Erschöpfung zu empfinden, und der Körper machte das Bedürfniß nach Ruhe geltend. Mit einer Art von Verdruß über sich selbst empfand er, daß das Erreichen einer Herberge, daß ein behagliches Nachtlager unbemerkt zu einem dringenden Wunsche in ihm geworden war, der neben der tiefen Sehnsucht seines Gemüthes Raum fand. Die An-

ſtrengungen der letzten Tage waren aber auch faſt unglaublich geweſen, und ſchwerlich möchte ſonſt jemals ein Reiſender die Wegſtrecke in einem Tage zurückgelegt haben, welche ſich zwiſchen Ludwigs letztem Nachtlager und An der Matt, dem Ziele ſeiner heutigen Wanderung, ausdehnte.

Durch den kalten Nebel, der ſich auf das Thal herabſenkte, und durch die dichten Schleier, mit denen die Nacht es umgab, ſchimmerte von Zeit zu Zeit, wie der Sturm das Gewölk zerriß, ein Lichtſchimmer von erleuchteten Fenſtern hindurch, die dem Wandernden als Leitſtern dienten. Endlich erreichte er Häuſer, und nach wenigen Minuten hielt er vor einem anſehnlichen Gebäude, deſſen unteres Geſchoß von hellen Lichtern glänzte.

Siebentes Capitel.

„Gott ſei Dank," rief Joſeph, „daß wir angelangt ſind! Es war kein kleines Tagewerk. Ich bin ſonſt auch nicht der Schwächſte, aber wir haben heut ein gut Stück Weges zurückgelegt!"

Der Maulthierführer half Ludwig vom Sattel herab; ein dienſtfertiger Kellner war ſchon zu derſelben Hülfleiſtung bereit und lud ihn ein, in das wohlgeheizte, erwärmte Gemach zu treten, wo ſchon einige andere, ſo eben erſt eingetroffene Gäſte beim Nachteſſen verſammelt ſeien.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Ludwig, aus der tiefen Öde und ſchauervollen Wildniß, in der er den ganzen Tag zugebracht hatte, ſich plötzlich in die bequemen

Geleise des geselligen Lebens, des muntern Verkehrs zurück geführt zu sehen. Denn er trat in einen gastlichen, geräumigen Saal, in welchem er eine gedeckte Tafel fand, auf der eine Anzahl von Kerzen hell und einladend schimmerte. Am obern Ende, dem Ofen zunächst, saßen drei Reisende, denen man so eben das Abendessen aufgetragen hatte.

„Die Herren haben sich bereits zu Tisch gesetzt," sprach der Kellner; „ist Ihnen gefällig, mein Herr, sogleich an der Mahlzeit Theil zu nehmen, oder wünschen Sie zuerst auf ein Zimmer geführt zu werden, um sich's bequem zu machen?"

Ludwig, welcher keine Reisebequemlichkeiten weiter bei sich trug, sondern so, wie er ging und stand, fertig war, hätte auf diese Behaglichkeit verzichten müssen, wenn es ihm auch nicht angenehm gewesen wäre, sogleich zu Nacht zu essen, um nachher schnell zur Ruhe gehen zu können.

Er näherte sich daher den Fremden und begrüßte sie, indem er Platz nehmen wollte, jedoch ohne sie anzureden. Sie erwiderten seinen Gruß mit einer so zuvorkommenden Gefälligkeit, daß er sich schon dadurch wohlthuend berührt fühlte. Er faßte die Gäste näher ins Auge. Es schienen ihrer Tracht und ihrem gebräunten Antlitz nach Offiziere zu sein. Zwar hatten sie ihn französisch angeredet, doch zeigten sie etwas in ihrem Wesen, das einer andern Nation ähnlich sah. Zwei, von denen der Ältere etwa sechsundbreißig, der Jüngere einige zwanzig Jahre zählen mochte, hatten schwarzes Haar und kurze, schwarze Knebelbärte; der Dritte war blondlockig und frisch von Farbe. Ludwig setzte sich und suchte, seiner Stimmung Gewalt anthuend, die heitere Höflichkeit der Fremden zu erwidern. „Kommen die Herren aus Italien, oder wollen Sie dahin?" fragte er.

„Unser Weg," erwiderte der Ältere, dessen hoher Wuchs und man hätte sagen mögen, königliches Auftreten ihm etwas

Gebietendes gaben, „unser Weg führt uns hoffentlich weit nach Norden. Vorläufig wollen wir jedoch nach Deutschland, und zwar nach Dresden, wohin der französische Kaiser sich in diesen Tagen begeben wird.“

„Der Krieg scheint also gewiß?“ fragte Ludwig.“

„Wir hoffen es,“ sprach der Fremde mit einem Ton der Stimme, der mehr ausdrückte als die gewöhnliche Freude eines Soldaten, welcher beim Beginn eines Feldzugs eine Reihe glänzender Thaten und Hoffnungen unbestimmt in der Zukunft schimmern sieht.

Ludwig schwieg. Sein deutsches Herz sah mit unwilliger Wehmuth die Scharen fremder Krieger aufs Neue sein Vaterland überschwemmen; doch sagte ihm die unabweisbare Richterstimme der Wahrheit, daß Deutschlands Schmach nicht unverdient sei, und daß, wie schwer das fremde Joch sein mochte, wie hart es war, sich ohne Wahl und unbedingt dem Sieger anschließen zu müssen und seinen kolossalen Zwecken zu dienen, es, wenngleich demüthigender für die Fürsten, doch für die Völker immer noch ehrenvoller blieb, als der feigen, elenden, schmachvollen, eigennützigen Politik preisgegeben zu sein, wodurch seit einem Jahrhunderte, vorzüglich aber seit dem Tode des großen Friedrichs die deutsche Nation von ihren eigenen Fürsten so tief herabgewürdigt worden war. Die drei Worte des Fremden: „Wir hoffen es,“ weckten daher den ganzen innern Zwist seiner Brust so lebhaft wieder in ihm auf, daß sogar die schmerzliche Besorgniß, die ihn seit gestern erfüllte, einen Augenblick dadurch verdrängt wurde.

Der Fremde schien die Bewegung, die in Ludwigs Seele vorging, zu durchschauen. Nach einigen Augenblicken allgemeiner Stille erwiderte er mit ruhiger Würde, und zwar in deutscher Sprache: „Es befremdet Sie, mein Herr, daß ich von einem aller Wahrscheinlichkeit nach furchtbaren Kriege

ſagte: wir hoffen ihn; es befremdet Sie um ſo mehr, da Sie, wie ich höre, ein Deutſcher ſind. Wir ſind es durch langen Aufenthalt halb und halb: erlauben Sie daher, daß wir uns in der Sprache Ihres Landes unterhalten. Es muß Ihnen vielleicht frevelhaft leichtſinnig ſcheinen, daß wir auf eine Wendung der Weltbegebenheiten hoffen, der halb Europa mit Zittern, mit düſtrer Trauer entgegenſieht. Es iſt freilich ein hartes Loos, ſich in einer Lage zu befinden, wo man nur aus einem großen, allgemeinen Unheile Hoffnungen für die eignen theuerſten Güter ſchöpfen kann; allein wir ſind in dieſem Fall." Hier hielt er einen Augenblick inne, als hindere ihn die Bewegung ſeines Gemüths weiter zu ſprechen. Die edlen Züge ſeines Angeſichts erhielten durch den Ausdruck eines erhabenen Schmerzes eine Art von Weihe; auf der hohen Stirn lagerte ſich eine dunkle Wolke der Schwermuth; das Auge ſtarrte träumeriſch vor ſich hin, ohne daß der Wille den Blick beſtimmte; denn die ernſten, ſchweren Gedanken, die in ſeiner Bruſt auf und nieder wogten, waren fern von der Außenwelt.

Ludwig fühlte ſich wunderbar ergriffen; er wagte es nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Auch die beiden jüngern Begleiter des Fremden ſchwiegen und hingen mit wehmüthigen Blicken an ſeinem Angeſicht.

„Wir ſind Polen, mein Herr," ſprach dieſer nach einer Pauſe mit männlich gefaßtem Tone. „Wir erwarten von dem bevorſtehenden Kampfe ein Vaterland, während wir jetzt heimatlos in der Verbannung umherſchweifen müſſen. Sie begreifen nun wohl, daß ich ſagen durfte: wir hoffen den Krieg!"

Ludwig war ſo überraſcht, daß er nicht gleich etwas zu erwidern wußte; allein der Fremde überhob ihn der Mühe, indem er das mit Wein gefüllte Glas vor ſeinem Teller er-

griff und sprach: „Dem Vaterlande! Diesen Toast muß jeder Wackere mittrinken, er sei welches Volkes er wolle.“ Ludwig stieß an; auch die Übrigen näherten die Gläser zu dem feierlichen Toast, der unter den obwaltenden Verhältnissen der Zeit in Jedem einen so ernsten Anklang finden mußte.

Es war, als hätte der Fremde mit dem Glase Wein seine düstre Stimmung wie durch ein Zaubermittel verbannt. „Wir sind Reisende,“ begann er, „die zu einer ungewöhnlichen Zeit auf einer ungewöhnlichen Stelle zusammentreffen. Von den Gebirgen des Gotthard, auf denen wir uns befinden, sprudeln die Quellen nach allen vier Gegenden der Welt und gießen ihre Ströme nach Deutschland, Frankreich und Italien aus. Dagegen führen die Straßen dieser Länder auf diesem Punkte zusammen und verschlingen sich in einem begrüßenden Knoten. Man trifft sich hier gewissermaßen an einem Kreuzwege der Welt. Morgen folgt Der dem Rheine oder der Reuß, Jener dem Tessino, der Dritte der Rhone. Den Augenblick des Beisammenseins soll man genießen, ihn als eine frohe und theuere Erinnerung bewahren; denn wer weiß, ob man sich je noch auf den Straßen dieser Erde wieder begegnet? Wir Drei,“ fuhr er gegen Ludwig gewendet fort, „kennen uns, sind Landsleute, Kriegskameraden. Sie müssen fremd zu uns sein, wir zu Ihnen, wenn wir hier nicht eine vertrauliche Offenheit walten lassen: so könnte uns eine glückliche Stunde, der wir vielleicht Alle gern künftig einmal gedenken, kalt, ungenossen vorübergehen. Ich denke daher, wir tauschen Namen um Namen. Der meinige ist Stephan Rasinski; ich bin Oberst in des Kaisers Heer; diese, meine jungen Freunde und Kameraden, sind Offiziere desselben Regiments, Graf Boleslaw und Graf Jaromir; und Sie, mein Herr?“

„Mein Name ist Ludwig Rosen, ich bin ein Deutscher," entgegnete Ludwig.

„Willkommen denn! Rosen ist ein schöner Name. Wohl Dem, welchem noch Rosen blühen, und wären es auch nur Alpenrosen. Diese Zeit ist für mich dahin; denn wer bald sein vierzigstes Jahr erreicht hat, darf nicht mehr an Blüthen denken und kann höchstens noch auf einige späte Früchte hoffen. Nun, auch ich sahe Blüthen — und sah sie auch fallen! Auf die Entfaltung jeder schönen Blüthe, der Jugend, der Hoffnung, der Liebe! Stoßt an, junge Freunde, dieser Wunsch geht Euch mehr an als mich!"

Ludwig entsprach der Aufforderung in einer seltsamen Bewegung. Der Trinkspruch Rasinski's traf sein Herz schmerzlich; aber er erfüllte es auch wieder mit leisem Schimmer der Hoffnung; denn, wie es in solchen Stimmungen zu sein pflegt, er fand eine Art glücklicher Vorbedeutung in dessen Trinkgruß. Noch eine zweite Empfindung stieg lebhaft und Reue erweckend in ihm auf. Wie glücklich war die Offenheit des Grafen, welche vier Fremde wie durch das einzige, gewissermaßen zauberisch wirkende Mittel des Austausches der Namen und nächsten Verhältnisse so rasch zusammenführte! Wenn ich nicht, dachte er, in scheuer Zurückhaltung es versäumt hätte, dem holden unbekannten Wesen, das mir seine nähern Verhältnisse verhüllen mußte, wenigstens die meinen zu entdecken, ihr meinen Namen zu nennen, so wäre das Band zwischen uns doch nicht völlig abgerissen, wenn ich sie auch jetzt nicht wiederfände. Nein, wie zart auch weibliches Handeln sein muß, gewiß würde Bianca mir ein Zeichen zukommen lassen, an dem ich sie dereinst wieder auffinden könnte. So hat diese ängstliche Versäumniß mich vielleicht unwiederbringlich um das Glück meines Lebens gebracht!

Diese Gedanken erfüllten Ludwigs Seele, während das

Gespräch sich über andere Dinge rasch fortbewegte. Graf Rasinski schien absichtlich die Rückkehr zu dem ernsten Anfangspunkte, den er genommen hatte, zu vermeiden; die jungen Offiziere ehrten darin bescheiden seinen Wunsch. Man sprach von Italien, von Paris, von den Eigenschaften des Kaisers als Feldherr und Staatsmann, von seinem Zuge über den großen St. Bernhard, dem man so nahe war, von den furchtbaren Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege, von den verwegenen Entwürfen seines Geistes überhaupt, der die Fahnen Frankreichs rastlos von den Pyramiden bis zum Tajo, vom Tajo bis in die Schneegefilde Rußlands führe — kurz, man sprach über Alles, was damals den Geist jedes Denkenden mächtig aufregte, was alle Zungen Europa's in Bewegung setzte.

So verschwand unvermerkt eine Stunde; das Mahl war vorüber; man begab sich zur Ruhe.

Von mannichfaltigen Gedanken und Gefühlen so aufgeregt, daß Ludwig selbst nach den großen Anstrengungen des Tages nicht gleich einschlafen konnte, überdachte er auf seinem Lager, was er für den nächsten Morgen zu thun habe. Sollte er vorwärts, sollte er zurück? Machte er den Versuch, Bianca auf einer andern Straße aufzusuchen, oder sollte er nur die nächste, welche ihn nach Deutschland führte, unablässig verfolgen? Es war ihm nicht entgangen, daß die Polen mit ihm ein und dasselbe Ziel der Reise hatten, und im ersten Augenblicke hätte er sich fast freudig verrathen; allein es war ihm doch lieb, zur rechten Zeit geschwiegen und sich beherrscht zu haben; denn er würde sich durch eine solche Begleitung der Möglichkeit beraubt haben, seine Nachforschungen fortzusetzen. Er beschloß daher endlich, wenn es angehe, ohne von seinem hauptsächlichen Zweck zu viel

aufzugeben, ſich ſobald als möglich wieder von den neuen Bekannten zu trennen.

Unter dieſen Gedanken entſchlief er endlich, von der groſſen Müdigkeit übermannt.

Achtes Capitel.

Es war ſchon heller Tag, als er durch ein leiſes Klopfen an ſeine Thür erwachte. Auf ſein „Herein!" trat der jüngſte der drei Offiziere, der blondlockige, blühende Graf Jaromir ein. „Verzeihen Sie," ſprach er, „daß ich Sie ſo früh ſtöre. Allein es würde uns ein ſo großes Vergnügen ſein, die Reiſe mit Ihnen gemeinſchaftlich fortzuſetzen, daß ich von meinen Kameraden beauftragt bin, Sie darüber zu befragen; ein Auftrag, den ich ſehr gern vollziehe, ſelbſt auf die Gefahr, Sie erzürnt zu haben."

Ludwig entſchuldigte ſein langes Schlafen und verſprach ſogleich aufzuſtehen und in den Frühſtücksſaal hinunterzukommen. In wenigen Minuten fand er ſich daſelbſt ein. Die Offiziere grüßten ihn mit Herzlichkeit. Raſinski, der alle geſelligen Beziehungen gern ſo weit als möglich auszudehnen ſchien, erklärte, daß er die Veranlaſſung geweſen, auf Ludwig zu warten, weil man ſich unmöglich habe entſchließen können, vor ihm abzureiſen und ihn die berühmte Gotthardsſtraße allein paſſiren zu laſſen. „Zwei Menſchen," meinte er, „die zuſammen über die Teufelsbrücke gegangen ſind, bleiben durch dieſe Erinnerung für das Leben ſo verbunden, wie die beiden Ufer der Reuß eben durch dieſe Brücke.

Selbſt der wildeſte Strudel des Lebens wird nicht alle Fäden zwiſchen ihnen zerreißen, ſo unzerſtörbar ſind gemeinſame, anziehende Erlebniſſe und Erinnerungen.“ Ludwig empfand dieſe Wahrheit und dankte dem Grafen mit warmer Aufwallung für ſein freundſchaftliches Benehmen. Überdies der friſche, winterliche Morgen, das kräftige Körpergefühl, die wohlthuende Zuvorkommenheit der Gefährten, Alles zuſammen wirkte ſo glücklich auf ihn, daß er ſogar eine Art von Heiterkeit wieder gewann, obgleich Bianca's Bild nicht aus ſeiner Seele wich und als eine ſtumme, trauernde Geſtalt mitten in den ſchönen friſchen Gemälden der Gegenwart ſtand, die ihn umgaben. Der Schmerz um ſie drang durch alle die muntern und rauſchenden Lebensmelodien, die er um ſich her vernahm, wie ein lang gehaltener Klageton mit unabläſſiger Beharrlichkeit hindurch.

Die Maulthiere waren gezäumt; die Führer ſtanden bereit. Man verließ das ſtattliche Gaſthaus der drei Könige zu An der Matt und ritt nun das Thal abwärts, dem ſchwarzen Eingangsthor deſſelben entgegen. Wie mußte die Ähnlichkeit der Umgebungen Ludwigs Erinnerungen mächtig erwecken. Wie auf dem Simplon öffnete ſich jetzt die düſtre Höhle, das Urner Loch genannt; wie dort brauſte daneben der Strom, wie dort fiel in der Mitte durch ein großes vergittertes Oval augenblicklicher Lichtſchimmer hinein, und man ſah die Reuß, einem weißen Geſpenſt ähnlich, ſchäumend vorüberſchießen. Jetzt betäubte der furchtbare Donner des Stromes das Ohr. Die Kluft öffnete ſich, und man ſtand in dem von thurmhohen Felſen umſtarrten Engpaß, wo die tobende Reuß ſich tief in den Abgrund hinunterſtürzt und in ihrer Wildheit alle Schranken der Ufer zu durchbrechen und zu zertrümmern droht. Über dieſen wogenden, ziſchenden Keſſel iſt die ſchmale Brücke mit ſo verwegener Hand gewor-

fen, daß die Sage fast Recht zu haben scheint, wenn sie behauptet:

Sie ist nicht erbaut von Menschenhand,
Es hätte sich's Keiner vermogen.

Als die Wanderer über den Steg ritten, zitterte er unter ihnen. Graf Rasinski hielt einen Augenblick an und starrte in die Felskluft über sich hinauf und in den schäumenden Abgrund unter sich hinab. Er wollte etwas sagen; allein das Getöse des Wassersturzes übertäubte jede menschliche Stimme. Und dennoch herrschte hier das schauerliche Gefühl einer ewigen Stille und Öde; denn kein Vogel regt sich, kein Insect summt, kein Halm, kein armes Moosfädchen grünt, sondern nur die starren, unbeweglichen Granitmassen ragen zackig in den blauen Äther empor. Man fühlt gewissermaßen mitten in dem tobenden Donner der Reuß, daß, sowie der Strom versiegte, auch jeder Laut erstorben wäre, und man wie in einer steinernen Grabeshöhle der Natur stehen würde.

Eine Zeitlang verweilten die Reisenden und ließen den mächtigen Eindruck dieses wilden Gemäldes still in sich nachwirken. Ludwig beobachtete mit einer eignen Bewegung des Gemüths einige silberweiße, leichte Wölkchen, die in dem schmalen blauen Raum des Äthers, den man zwischen den Felsenmauern erblickte, über das Thal hinwegzogen. Sie schienen wie selige, lächelnde Geister in jenen glücklichen Räumen des Lichts hoch über dem schauerlichen Abgrunde der Verdammniß dahinzuschweben. Ludwig verlor sich, den Blick nach oben gerichtet, in träumendes Sinnen. Rasinski weckte ihn daraus, indem er an ihm vorüberritt, ihn leicht auf die Achsel schlug, dann seine Hand ergriff, sie herzlich drückte und ihm durch ein ernstfreudiges Zuwinken (denn der Donner des Wassersturzes versagte die Mittheilung durch Worte)

zu sagen schien: Nicht wahr, ein prachtvolles Schauspiel? Die es gemeinsam genossen, verbindet die Erinnerung auf lange Zeit!

Rasinski war durch Alter, Entschiedenheit, Übergewicht an Einsicht und Erfahrung der stillschweigend anerkannte Gebieter seiner Umgebungen; so gehorchte man ihm auch ohne Weiteres bei den Anordnungen der Reise; denn er wußte überall das rechte Maß und Das, was sich für den Augenblick am besten schickte, glücklich zu treffen. Er war es, der den Weg fortsetzte, die Andern folgten ohne Zwang, aber doch unwillkürlich.

Über eine Stunde lang ritt man in den sogenannten Schüllenen auf breiten, nackten Granitplatten hin; von beiden Seiten stiegen die nackten Felswände auf, doch zur Rechten drängte sich die Reuß, in einer ununterbrochenen Kette von Wasserfällen in das Thal hinabbrausend, zwischen dem schmalen Pfade und der felsigen Mauer des jenseitigen Ufers ein. Über die nächsten Felsabstürze ragten hohe, zackige, ganz mit Schnee bedeckte Gipfel der Alpen herein, die bald, in graue Wolkenschleier gehüllt, das glänzende Haupt verbargen, bald, blitzend in dem kalt abprallenden Sonnenstrahl, sich mit kühnen Umrissen auf dem tiefblauen Grunde des Himmels abzeichneten.

Wäre es nicht zu früh in der Jahreszeit gewesen, so würde das Thal von nun an bewachsener und freundlicher geworden sein. Indessen herrschte hier noch viel mehr als auf der freiern Simplonstraße der Winter, und der Schnee deckte noch die meisten Felskuppen, ja oft auch noch die Wipfel der Schwarztannen, die nach und nach häufiger zu werden anfingen. Allmälig wurden die Höhen jedoch waldig und buschig, und von Zeit zu Zeit sah man schon einen grünen, hellen Grasstreifen unter der dünnen Schneedecke hervorschimmern.

Die Reise wäre trotz der zu frühen Jahreszeit noch überreich an schönen Eindrücken gewesen, und würde für Ludwig durch das Interesse, welches ihm seine Begleiter einflößten, gewiß zu einem der erfreulichsten Erlebnisse geworden sein, wenn nicht der Schmerz sich mit steigender Kraft seiner Seele bemächtigt hätte. Eine Zeitlang mochten die neuen Umgebungen, der Antheil an den Begleitern, die wunderbare Natur, ja selbst Sonnenlicht und heiterer Himmel mit ihren vereinten Kräften dem tiefen Gram seiner Seele einigermaßen das Gleichgewicht halten. Jetzt aber, da diese frischen Reizmittel sich abgestumpft hatten, da die Hoffnung, doch noch das Ziel seines Strebens zu erreichen, mehr und mehr schwand, die Angst, es auf immer zu verlieren, höher und höher stieg, jetzt ward seine ganze Seele wieder der ungestillten Sehnsucht zum Raube, die unsere Brust vielleicht noch heftiger und schmerzlicher erregt als ein entschiedener Verlust. Denn bei diesem wirkt jede dahineilende Minute beruhigend, heilend; bei jener aber spannt die langsam verrinnende Zeit das Herz auf eine gesteigerte Folter, wenigstens so lange, bis die völlige Betäubung und Ermattung durch den Schmerz und die dumpfe, abgestumpfte Ruhe eintritt, die dem halben Tode gleiche.

Schon bei guter Zeit erreichte man das Dorf Am Steg, wo das Schächenthal sich in wilder Zerklüftung von dem der Reuß abzweigt. Hier frühstückten die Reisenden und setzten dann den Weg nach Altorf fort, der im breiteren, grünen Thale an frischen Wiesen entlang führt und nicht mehr von dem donnernden Getöse der Reuß, sondern nur von einem muntern, jugendlichen Brausen und Rauschen derselben begleitet wird.

Die Reisegefährten Ludwigs wollten den Vierwaldstättersee beschiffen und eilten deshalb, Flüelen zu gewinnen, um

wo möglich zum Abend noch Luzern zu erreichen. Ludwig aber hatte jetzt nur noch die einzige Hoffnung, den Gegenstand seines Suchens auf der nächsten großen Straße nach Deutschland zu treffen, und war daher entschlossen, zumal da er den See und seine Merkwürdigkeiten bereits kannte, seine Reise so rasch als möglich über Zürich nach Schaffhausen fortzusetzen. Er beschloß daher, sich von seinen Begleitern zu trennen. Rasinski, dessen aufmerksamem Blicke selten etwas entging, fragte ihn nach seinem Gepäck. Ludwig hatte sich schon auf diese Frage gefaßt gemacht und eine Ausflucht vorbereitet. Er erwiderte, daß er, und dies war richtig, sein größeres Gepäck nach Heidelberg vorausgeschickt, das geringere aber, und hier berichtete er unwahr, durch die Nachlässigkeit oder Untreue eines Vetturino auf dem Wege von Mailand nach Duomo d'Ossola eingebüßt habe.

Mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit, aus dem Felde her daran gewöhnt, das Letzte gern und freudig zu theilen, boten ihm seine Begleiter einiges Nothwendige aus ihrem Vorrathe an. Dies war ihm in der That willkommen, denn er wäre sonst genöthigt gewesen, in Zürich einige Ankäufe zu machen, die er scheuen mußte, weil seine Reisekasse in der That nicht mehr die stärkste war, und er wenigstens alle seine Mittel darauf verwenden wollte, Bianca einzuholen oder aufzufinden.

Man nahm also herzlichen Abschied von einander und versprach sich in Dresden ein frohes Wiedersehen, wenn es das Glück nicht fügen sollte, daß man sich schon früher wieder auf der Landstraße begegnete. Nicht ohne Wehmuth sah Ludwig seine rasch gewonnenen Freunde scheiden; denn ob er sie wiederfinden würde, blieb ungewiß, da ihr Aufenthalt in Dresden vielleicht nur kurze Zeit dauerte und nicht mit Ludwigs Eintreffen daselbst zusammenfiel, weil dieses wegen

der Nachforschungen, die er anzustellen gedachte, unbestimmt war. Der Krieg aber trieb Alles in rascher Bewegung vorwärts.

Im Wirthshause zu Altorf befand sich zufällig ein Hauderer, der mit einem leeren Wagen nach Zürich wollte. Ludwig bedingte sich für ein Billiges einen Platz und setzte, nachdem er seinen freundlichen Führer Joseph und den Maulthiertreiber aus Ulrichen entlassen hatte, seine Reise unverzüglich fort. Ohne weitere Erlebnisse erreichte er am späten Abend Zug, und am andern Mittag, über den Albis, wo er den letzten reichen Blick über die Berge und Seen der Schweiz und auf die Alpenkette genoß, Zürich. Dies war ein Punkt, den Bianca, wenn sie einen jener Alpenpässe im Kanton Wallis überschritten hatte, fast nothwendig berühren mußte. Mit größter Sorgfalt erkundigte sich Ludwig daher in allen Gasthäusern, ob Fremde, denen ähnlich, die er beschrieb, eingetroffen wären. Er hatte seinen Weg so schnell und glücklich zurückgelegt, daß er fast nicht zweifeln konnte, er müsse früher in Zürich eingetroffen sein. Daher beschloß er, diesen und den nächsten Tag zu warten und seine Nachforschungen fortzusetzen. Er that es, aber vergeblich. Auch den dritten Tag gab sein sehnendes Herz noch zu, wiewol er in der tödtlichen Angst schwebte, daß er vielleicht eben dadurch die Möglichkeit verliere, die Geliebte auf einer der Straßen Deutschlands einzuholen. Als auch diese letzte Bemühung ihm keine Spur entdeckte, mußte er sich endlich mit zerrissenem Herzen entschließen, den Weg nach der Heimat fortzusetzen. Über Schaffhausen und Freiburg traf er nach einigen Tagen in Heidelberg ein.

Es war in den ersten schönsten Tagen des Mai, als er in den reizenden Ort, wo er so manche frohe Stunde zugebracht hatte, einfuhr. Er betrat ihn mit Wehmuth.

Seine Universitätsfreunde hatten mit ihm zugleich die Stadt verlassen. Nur ein Jahr war vergangen, und schon würde er, einige entferntere Bekannte abgerechnet, sich ganz fremd unter den Jünglingen, die hier studirten, gefunden haben.

Worauf er sich Anfangs mit treu anhänglichem Sinn gefreut hatte, seinen alten redlichen Wirth, einige Familien der Stadt, mit denen er Umgang gehabt hatte, endlich seine Lieblingsspaziergänge wieder zu besuchen, die jetzt im frischesten Grün prangten und von lauen Blüthendüften umhaucht wurden, Alles dies erregte in ihm nur eine ernste, ja düstere Schwermuth. Unmuthig beschloß er endlich, seine Reise nach Hause zu beschleunigen, um in den Armen der geliebten Mutter und Schwester Trost für sein von allen Seiten schmerzlich verwundetes Herz zu suchen; er bestellte für den nächsten Morgen einen Platz auf der Post.

Als er am Abend zuvor seine Sachen gepackt und Alles geordnet hatte, ging er, um an der Wirthstafel das Abendessen einzunehmen, in den Saal hinab. Die Gäste, einige Fremde und einige unverheirathete Professoren aus Heidelberg, saßen schon bei Tische. Einer derselben hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, aus dem er der Gesellschaft die wichtigsten Nachrichten über den bevorstehenden Krieg mitgetheilt zu haben schien.

„Was gibt's Neues?" fragte Ludwig, ohne Bedeutung in die Frage zu legen.

„Was den Krieg anlangt, noch nichts Entscheidendes," erwiderte sein Nachbar; „Truppenmärsche, Nachrichten vom Ankommen und Abreisen der Generale, lange Berichte über die furchtbaren Zurüstungen des französischen Kaisers, kurz alles Das, was wir schon seit Wochen täglich wiederholt

finden. Aber mitunter werden die Zeitungen auch in anderer Beziehung interessant. Sie gestalten sich in unserer romantischen Zeit selbst zu kleinen Romanen, und wir finden sogar Briefe darin, die Liebesbriefen nicht unähnlich sind. Lesen Sie einmal hier diese Anzeige, die so eben den Gegenstand unsres Gesprächs bildet." Ludwig warf einen gleichgültigen Blick in das Blatt. Doch kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, als er der Herrschaft über sich selbst fast nicht mehr mächtig war. Die Worte, die das neugierige Erstaunen der Gesellschaft erregt hatten und in ihm einen wahrhaften Sturm wechselnder Empfindungen aufjagten, lauteten folgendermaßen:

„An den unbekannten Freund!"

„Dem Retter in der höchsten Noth, der die Fremde als Schwester begrüßte, sie treu wie ein Bruder geleitete und beschirmte, heißen, unvergeßlichen Dank. Zerriß er selbst die Bande eben so schnell, wie eine höhere Hand sie wunderbar knüpfte, so erfahre er, daß sein Wille geehrt wird, daß nur gerührte Dankbarkeit die Scheidende erfüllt. Doch trennte unbegreiflicher Zufall die Schwester von dem Bruder, o so glaube er ihr, daß die tiefste Wehmuth und Trauer sie in die weiteste Ferne begleiten wird. Führen die verschlungenen Pfade menschlicher Geschicke ihn jemals wieder mit der jetzt weit von ihm Getrennten zusammen, o so soll er eine treue Schwester wiederfinden, die ihm jedes Opfer freudig bringen wird, weil sie ihm Alles, Alles dankt."

„Die gerettete B....."

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Nachbar Ludwig, der den Blick nicht von den theuren Zeilen wegwenden konnte, und dem verdunkelnde Thränen ins Auge gedrungen waren.

„Seltsam, in der That seltsam!“ erwiderte er hastig und suchte seine Bewegung hinter dem rasch hervorgezogenen Tuche zu verbergen. „Ich finde den Brief so rührend,“ fuhr er mit einem erzwungenen Lächeln fort, „er erregt so tausend Ahnungen und Vermuthungen, daß er mich fast mehr bewegt hat, als er sollte. Ich bin aber einmal ein romantischer Träumer!“

„Es ist uns Allen nicht anders ergangen,“ entgegnete der Nachbar, „denn gerade das Geheimnißvolle dieser Worte erregt so romantische Ahnungen, daß man nie jung gewesen sein, nie dichterisch gefühlt haben müßte, wenn man nicht in der Phantasie das reizendste weibliche Wesen erblicken, die süßesten Thränen, die je ein holdes Auge getrübt haben, fließen sehen sollte. Ja, ich möchte beinahe behaupten, daß Jedermann in seinem Leben irgend ein Verhältniß gehabt hat, an das hier mit wunderbarer Macht erinnernder Bewegungen gestreift wird.“

„Und gerade in dieser jetzigen so ereignißvollen Zeit,“ bemerkte ein Dritter, „wo die friedlichsten, die sichersten Lebensverhältnisse häufig durch Geschicke betroffen worden sind, die den wunderbarsten Abenteuern nichts nachgeben, gerade jetzt knüpfen sich die vielfachsten Vorstellungen an diese Zeilen.“

Das Gespräch über diesen Gegenstand wurde aufs Neue sehr lebhaft und gab Ludwig Zeit, sich zu fassen. Doch stand er Qualen des Todes aus während der Stunde der Mahlzeit. Endlich war sie vorüber; hastig, aber unvermerkt steckte er das theure Blatt in den Busen, verließ den Saal und eilte fast betäubt auf sein Zimmer. Hier stürzte ein Strom lang zurückgehaltener, heißer Thränen über seine Wangen. Von sehnsüchtigem Schmerz überwältigt, flehte er aus der

tiefſten Tiefe ſeiner Seele: „O gütiger Gott, trenne mich nicht auf ewig von ihr, laß das holde Geſtirn noch einmal auf meinem dunkeln Pfade leuchten! Zu grauſam wäreſt Du, hätteſt Du mir des Himmels Seligkeit nur darum gezeigt, um mich auf ewig in die Finſterniß der Ausgeſchloſſenen zurückzuſtoßen!“

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

„Nun, liebe Mutter, ist Alles in Ordnung," sprach Marie mit freudeglänzenden Augen und einem stillen Lächeln in dem sanften Angesicht, indem sie ins Zimmer trat und auf den Tisch, an welchem die Mutter saß und nähte, einen Schlüssel legte. „Jetzt mag er in jeder Minute kommen, er findet uns bereit."

„Du hast doch auch die Bücher in den Schrank eingeräumt?" fragte die Mutter.

„Ich denke, nicht das Kleinste habe ich vergessen," entgegnete Marie, „und wenn er noch der alte Bruder ist, wenn seine Neigungen sich nicht ganz geändert haben, so wird sein Zimmer ihm gewiß gefallen. Es hat sich Alles gar zu glücklich getroffen. Daß wir gleich eine Wohnung fanden, die für uns Alle Raum hat und unsrer gemeinsamen Neigung so sehr entspricht! Nun aber kann ich auch die Stunde seiner Ankunft kaum noch erwarten, so sehnt sich mein Herz, wieder an seiner treuen redlichen Brust zu schlagen! Doch Du, liebe Mutter, bist mir nicht freudig genug! Hast Du eine Sorge? Ein Bedenken?"

Mit diesen Worten beugte sich Marie theilnehmend zu

der Mutter hinab und legte den Arm schmeichelnd um ihren Nacken. Diese sah der Tochter gerührt in das holde, von der frohen Hoffnung verschönte Antlitz und drückte sie dann bewegt ans Herz. „Keine, Marie, keine als die, welche das Mutterherz immer hat. Wir haben Ludwig nun zwei Jahre nicht gesehen. Er ist weit in der Welt umher gewesen, hat ihre glänzendsten Seiten kennen gelernt. Wird seinem schon damals so stolzen, feurigen Herzen unsre häusliche Beschränkung genügen? Wird er zufrieden auf die Lebensbahn hinblicken, die vor ihm liegt? Wenn Du mich nicht so rein freudig siehst, als Du selbst Dich fühlst, so suche dies nicht in geringerer Liebe, sondern eben in der größern und darum sorglichern. Weil Dein junges unerfahrenes Herz keine andere Welt kennt als unsere häuslich eng begrenzte und die wenigen näheren Freunde unsers Umgangs; weil der ganze Kreis Deiner Wünsche sich im nächsten Ringe leicht erreichbarer Gegenstände bewegt, ohne eine Hemmung zu empfinden, glaubst Du, daß Ludwig sich hier eben so befriedigt fühlen werde? Es wird vielleicht mit allen Dingen des Lebens so gehen wie mit seinem Zimmer; weil seine Fenster nach der Elbe hinausliegen und sein Schlafzimmer in das kleine Gärtchen unseres Hauses blickt, so meinst Du es reizend gelegen. Vergiß aber nicht, daß er in Heidelberg den Neckar unter seinen Fenstern vorbeiströmen und das stolze Schloß gegenüber sich darin spiegeln sah, und erinnere Dich, daß er aus der Schweiz, aus Italien zurückkehrt. Wie unsere Gegend ihm dürftig, wie die Lage seiner Wohnung ihm leicht beengt erscheinen mag, so dürften noch vielmehr unsere bürgerlichen, häuslichen, ja fast nur weiblichen Lebensverhältnisse und Beziehungen ihm nicht genügen. Und wie vollends, wenn nun ein Blick auf seine künftige wahrscheinliche Laufbahn ihm zeigt, daß er sich stets in diesen Schranken wird

bewegen müssen! Glaubst Du, daß er dann glücklich sein wird?"

„O gewiß, beste Mutter," erwiderte Marie; „er hatte von jeher ein so leicht befriedigtes, wohlwollendes Herz, so viel Anhänglichkeit an die stillen Freuden unsers kleinen Kreises, daß er sich auch jetzt gewiß glücklich und heimisch bei uns fühlen wird. Ich denke, gleich der erste Anblick seines Zimmers soll ihm die alte Behaglichkeit wiedergeben. O käme er nur jetzt gleich zurück und sähe, wie die breite prächtige Elbe zwischen die Rosenstöcke vor dem Fenster hindurchschimmert, wie die Abendsonne über den blauen Höhen am andern Ufer steht und ihr freundliches Gold durch das Blumenlaub in das Gemach wirft! Wenn er seine Bücher schon geordnet im neuen Schranke, über dem Sopha das Bild des Vaters erblickt, und gegenüber das ihm so liebe kleine Fortepiano mit den alten wohlbekannten Notenheften darauf wiederfindet, die so oft den Kreis unserer heitersten Stunden ausfüllen halfen, o gewiß, gute Mutter, dann wird er sich gleich heimisch und wohl bei uns fühlen!"

„Du liebe Thörin," sprach die Mutter lächelnd, „Du meinst, weil Du Deine ganze mädchenhafte Freude an dem zierlich und ordentlich eingerichteten Zimmer hast, die Wünsche eines Mannes würden damit auch befriedigt sein? — Du kennst Männer und Welt noch zu wenig, Marie!"

„Aber ich kenne meinen Bruder, ich kenne Ludwig," entgegnete sie, und eine Thräne der schwesterlichen Rührung perlte in ihrem blauen Auge; „ich denke nicht, daß er sich glücklich fühlen wird, weil sein Zimmer freundlich und wohnlich ist, sondern weil er gleich erkennen wird, daß ihn hier die alte Liebe, die alte Herzlichkeit der Mutter und Schwester erwartet!"

Ein Posthorn ließ sich hören. „Er ist es," rief Marie

und eilte ans Fenster. Auch die Mutter schreckte freudig zusammen, doch plötzlich besann sie sich und sprach:

„Wie Du Dich verleiten lässest, Marie! Meinst Du denn, er werde wie ein vornehmer Mann mit Extrapostpferden hier eintreffen? Bedenke doch, daß er nur mit den Mitteln eines Studirenden gereist ist. Vielleicht, so pflegt es bisweilen zu gehen," setzte sie lächelnd hinzu, „kommt er, weil die Baarschaft ihm ausgegangen ist, ganz demüthig zu Fuße in seiner Vaterstadt wieder an."

Marie, die indessen ihre Täuschung wahrgenommen hatte, sprach, sich zur Mutter umwendend: „Ich denke mir jede Art seiner Ankunft als möglich. Wenn er ganz schüchtern und leise an die Thüre pochte, so würde ich glauben, er verstellte sich, um uns desto mehr zu überraschen. Wenn eine stattliche Carosse vorführe — je nun, warum sollte er nicht drinnen sitzen, warum nicht in Begleitung eines reichen Freundes oder Reisegefährten eintreffen? Wenn die Hausthür auf ihren Angeln kreischt, wenn ein männlicher Fuß sich auf der Treppe hören läßt — ich denke immer an Ludwig, hoffe immer, die Thüre sich öffnen und ihn eintreten zu sehen. Gott im Himmel, er ist es!," rief sie plötzlich aus, da in der That die Thüre des Gemachs sich öffnete; und mit dem Rufe: „Bruder, liebster Bruder!" flog sie dem Eintretenden entgegen und hing in der herzlichsten Umarmung an seinem Halse. Sie küßte, weinte, lachte und ließ sich halb zu der Mutter hintragen, die zitternd vom Sopha aufzustehen versuchte, aber, von der heftigen Wallung der Freude überwältigt, wieder zurücksank, bis Ludwig ihre beiden Hände ergriff, sie mit heißen Freudenthränen küßte und dann in tiefster Bewegung sein Antlitz an der mütterlichen Brust verbarg.

Diese legte die Hände segnend auf sein Haupt, und

den Blick gen Himmel gewendet, dankte sie in sprachloser Freude dem Allmächtigen für das Wiedersehen des theuren, einzigen Sohnes., Marie hatte wenigstens die Hand des Bruders nicht losgelassen; sie hielt diese mit sanftem Druck in ihrer Rechten, während sie den linken Arm um die Mutter legte und ihre Wange leise gegen die Schulter derselben neigte, als wolle sie sich doch einen kleinen Theil von dem Strom der mütterlichen Liebe, die sich in diesem Augenblicke ganz auf den Bruder ergoß, zusichern. Es war aber nur, um den Bruder, als er das Antlitz endlich wieder erhob, gleich von Neuem zu herzen und zu küssen, und ihm durch tausend schwesterliche Liebkosungen ihre Freude auszudrücken.

Nachdem die ersten Augenblicke, die in der Freude wie im Schmerz etwas Betäubendes, Überwältigendes haben, vorüber waren, kehrte der unbeschreiblich liebe Zustand in die drei Herzen ein, wo man Ruhe genug hat, sein Glück zu fassen und zu überschauen, und doch noch die ganze Frische des ersten Eindrucks empfindet. Dann erst erfreut man sich des Besitzes, genießt die Gaben, mit denen eine gütige Gottheit uns plötzlich reich überschüttet hat. Nun begannen auch jene heitern Spiele unbefangener Herzlichkeit, jene tausend Fragen nach Kleinigkeiten, Erinnerungen; dieses süße erste Ergießen der vollen Herzen, dieses Mittheilen der neuesten liebsten Eindrücke der Seele, durch deren Austausch man sich gewissermaßen erst wieder einlebt und einweiht, und die kleinen Entfremdungen, die Zeit und Ferne in den vertrautesten Gemüthern erzeugen, ausgleicht.

Marie strich ihrem Bruder das Haar aus der Stirn und sprach lächelnd, indem sie ihn liebevoll anblickte: „Du bist ganz unverändert, wenn auch Deine Stirn etwas männlich gebräunt ist; sie ist doch noch so frei und schön wie ehemals. Und wenn ich nichts von Dir gesehen hätte als diese,

etwa über einer Hecke hervorragen, hinter der Du lauschtest, ich würde Dich doch augenblicklich erkannt haben!"

Ludwig sah ihr in das treue freundliche Auge, das ihn mit unaussprechlicher Liebe anblickte. Er erwiderte ihr kindliches Spiel, indem er ihr die eine Hand auf die Stirn legte, mit der andern leicht das Gesicht bedeckte, so daß nur die Augen zwischen beiden hindurchblickten. „Und Dich," sprach er jetzt, „hätte ich in dem entferntesten Sicilien erkannt, wenn Du so, wie jetzt zwischen meinen beiden Händen, durch die Spalte grüner Jalousien gesehen hättest. Deine lieben blauen Augen würden Dich gleich verrathen haben. Und doch kommen sie mir noch reiner vor als sonst; ja Du bist überhaupt viel schöner geworden!"

„Geh doch," sprach Marie, indem sie sich seinen Händen sanft entzog, worauf man erst sah, daß ein leichtes Erröthen ihre Wangen höher gefärbt hatte, „geh doch! Wir wollen uns lieber ganz frei und heiter anblicken. Und Du mußt mir tausend Dinge erzählen. Doch halt: zuvor sage mir, bist Du denn in dem Wagen gekommen, der mit vier Postpferden bespannt so eben hier vorbeifuhr?"

„Ja wohl, Marie," antwortete Ludwig; „aber ich wollte Euch überraschen, drum war ich schon an der Ecke ausgestiegen und schlich, während der Wagen vorüberrasselte, ins Haus, so daß Ihr auch nicht einmal die Thüre gehen hörtet."

„Das war herrlich von Dir; und wie ist Dir's gelungen!" rief Marie. „Aber wie kommst Du nur in dem schönen Wagen mit vier Pferden?"

Die Mutter schien eine ähnliche Frage auf der Zunge gehabt zu haben. Ludwig erwiderte rasch: „Seltsam genug, liebe Mutter, aber recht angenehm. Ich machte schon in der Schweiz die Bekanntschaft einiger polnischen Offiziere.

In Leipzig trafen wir uns wieder. Sie drangen darauf, daß ich mit ihnen fahren sollte, und ich nahm das herzliche Anerbieten gern an. Doch von Deiner Güte, liebe Mutter, werde ich die Erwiderung dieser Höflichkeit erbitten müssen, denn es möchte sich fast nicht vermeiden lassen, daß ich sie einlade, unser Haus zu besuchen."

„Wenn sie sich in der beschränkten Häuslichkeit zweier Frauen nicht unangenehm fühlen," erwiderte die Mutter, „so weißt Du, daß Deine Freunde mir immer willkommen sind."

„Aber Du kennst ja Dein Zimmer noch nicht einmal," rief Marie lebhaft dazwischen; „o das muß ich Dir gleich zeigen! Und wo ist denn Dein Gepäck?"

„Das können wir nachher aus dem Hotel de Pologne holen lassen, liebe Schwester. Es war mit dem meiner Freunde so verpackt, daß ich es hier nicht so rasch hätte bekommen können; doch jetzt eilt es ja nicht. Zeige mir nun, wie ich wohne."

„O gewiß recht traulich, und ich denke, ich habe Alles so eingerichtet, daß es Dir gefallen kann," sprach Marie, indem sie mit dem Schlüssel in der Hand fröhlich voranhüpfte.

Als Ludwig in das stille freundliche Gemach eintrat, überkam ihn ein unwiderstehliches Gefühl der tiefsten Wehmuth. Es liegt im Menschen, seinen Schmerz tiefer zu empfinden, wenn er einen Schein des Glücks um sich her erblickt. Die Liebe der Mutter und der Schwester hatte ihn so herzlich empfangen, und das Gemach, in welches er trat, wo er Alles beisammen sah, worauf er jemals seine Neigung geworfen, was ihm glückliche Stunden verschafft hatte, war ein neuer Beweis für diese Liebe. Er würde sich noch vor wenigen Wochen so glücklich in diesem Bewußtsein, so heimisch in dieser traulichen Umgebung gefühlt haben — und

jetzt empfand er es so schwer und so unleugbar, daß das Alles nur den Schein des Glückes bilde. Was ihm bisher genügte, ihn erfreute, sein Herz ganz erfüllte, hatte plötzlich alle Kraft verloren und blickte ihn nur um so trüber an, je theurer es ihm zuvor gewesen war.

Marie bemerkte in ihrer arglosen Freude nicht, welch einen Kampf er mit sich bestand; sie hielt die Thräne, die in seinem Auge glänzte, für eine der freundlichen Rührung, oder glaubte sie lieben alten Erinnerungen gewidmet, die sie selbst jetzt mit erneuter Kraft ergriffen und auch ihr Thränen ins Auge trieben, aber selige, unbeschreiblich beglückende. „Nicht wahr, Ludwig, wir verstehen uns wohl?" fragte sie ihn und blickte ihn lächelnd an.

In seinem Innern rief es laut: Nein! Nein! Wir verstehen uns nicht! Doch er öffnete die Lippe nicht, sondern zwang sie nur zu einem schmerzlichen Lächeln und ließ der Schwester die Hand, die sie freundlich ergriffen hatte.

„Die schönen Rosenstöcke!" sprach er nach einer Pause; „und voller Knospen!"

„Es waren immer Deine liebsten Blumen," entgegnete Marie, erfreut, daß er den Blick gegen das Fenster wandte; „aber hier sind auch Nelken dazwischen. Und bilden sie nicht einen schönen Vordergrund zu der Landschaft dahinter? Schimmert die Elbe nicht silbern zwischen den Blättern hindurch, und die Abendsonne golden, und der Himmel blau oder gar purpurn, wenn ihn die untergehende Sonne röthet?"

„Purpur, Silber und Gold, und azurnes Blau, und smaragdnes Grün der Blätter — es klingt fast zauberhaft, wenigstens recht südlich italienisch. Aber Du hast doch Recht, Schwester, es ist gar schön hier," entgegnete Ludwig

in gesuchter Wendung, weil ihm die natürliche Erwiderung versagte.

Marie öffnete noch zwei Fensterflügel, um die mildkühle Maienluft das Zimmer recht durchströmen zu lassen. Ludwig trat, indem er den Arm um die Schwester schlang, mit ihr ans Fenster und blickte über den breiten glänzenden Strom dahin. Er blieb still, Marie gleichfalls; doch war ihr Schweigen das selige des vollen Genügens, der schönsten innern Befriedigung, seines aber das der verstummenden Qual.

Hätte sie jetzt das Auge zu ihm emporgewandt, so würde sie es in seinen bleichen Zügen, in seinen düstern Blicken gelesen haben, daß seine Seele in schweren Kämpfen verschlossen ringe und dulde.

„Sprich mir von der Mutter, Marie," begann er nach einigen stummen Minuten; „sie sieht ein wenig bleich aus, kränkelt sie bedenklich? Leidet sie wirklich an der Brust?"

„Der Arzt gibt uns ja die beste Hoffnung," entgegnete Marie zutrauensvoll.

„Und wie lebt Ihr sonst in dieser unruhigen Zeit? Ist die Mutter besorgt, bist Du es?"

„Nun Du hier bist, fühle ich mich auch wieder ganz ruhig und geborgen," erwiderte Marie und schmiegte sich sanft an den Bruder. „Bisher hat das rauhe Kriegsgetümmel, hat sogar die glanzvolle Pracht, die sich jetzt hier entfaltet, mich fast beängstigt. Morgen, sagt man, kommt der Kaiser Napoleon. Viele Fürsten sind schon versammelt, um ihn zu erwarten. Was muß dieser Mann doch für eine Gewalt über die Menschen üben! Wie vermag er es nur, sie zu den furchtbarsten Opfern und Anstrengungen zu bewegen, da fast alle sie doch gewiß mit dem widerstrebendsten Herzen

bringen. Nur unser König nicht, der ihm in unseliger Verblendung anhängt, der —"

„Sprich nicht weiter, Marie," unterbrach Ludwig die Schwester ernst. „Verurtheile nicht, wo es dem Besonnensten schwer fällt, zu urtheilen. Weißt Du, was ein Fürst abzuwägen hat? Und begreifst Du die unwiderstehliche Kraft, die eine überwiegende Geistesgröße ausübt? Hier verwickeln sich Pflichten und Empfindungen oft so, daß es dem schärfsten Verstande nicht gelingt, sie klar zu scheiden."

„Wie," sprach Marie betroffen, „wärest auch Du ein Anhänger des Mannes, der unser Vaterland in ein so namenloses Elend gestürzt hat und noch täglich tiefer darein versenkt?"

„Liebe Schwester," antwortete Ludwig, „Du sprichst wie ein Mädchen; aber freilich auch wie viele Männer, die nur das Nächste sehen, nicht die Kette der Ursachen und Folgen überschauen, welche Deutschlands unseligen Zustand herbeigeführt haben; die nicht mehr urtheilen können, weil sie Partei in dem Streit genommen haben. Hältst Du mich für einen Feind des Vaterlandes? Wie aber, wenn ein echtes, aufrichtiges, nicht aber ein geheucheltes Anschließen in Frankreich allein das Vaterland retten könnte? Doch laß das; das sind düstere Fragen, die uns ja jetzo eben nicht kümmern, die der weiblichen Brust fern liegen, die uns die ersten Stunden des Wiedersehens nicht verkümmern sollen." Marie schwieg und senkte den Blick unruhig auf den Boden.

„Sieh mir ins Angesicht," fuhr Ludwig fort, „ich bin redlich und treu wie immer, bin Dein Bruder wie sonst; Du darfst mich von Herzen lieben, denn ich habe nichts gethan, was meiner unwürdig wäre. Und ob ich das Beste meines Vaterlandes will? Marie, dürftest Du daran zweifeln, selbst

wenn ich es auf anderm Wege wollte als Du, als so Viele, die gleich Dir denken?"

„O, Du bist gewiß gut von ganzem Herzen!" rief Marie; „aber darum würde mich's eben tief bekümmern, wenn wir hier verschieden fühlten und dächten."

„Wir werden uns schon verstehen und einigen," erwiderte Ludwig; „laß uns aber jetzt zur Mutter hinüber."

Sie gingen.

Da Ludwig mit männlicher Gewalt seiner Stimmung Herr wurde und in dem Faden seiner Erzählungen, die er absichtlich ausführlich und systematisch einrichtete, einen Anhalt fand, der ihn verhinderte, sich seinen trüben, geheimen Empfindungen zu überlassen, so verfloß der Abend unter traulichen Gesprächen, verschönt durch die liebevollen häuslichen und schwesterlichen Aufmerksamkeiten Mariens, die Alles aufbot, damit es dem Bruder recht wohl im mütterlichen Hause sei, damit er nichts vermissen, und, so dachte sie nach dem Gespräch in seinem Zimmer ganz heimlich, ohne sich's selbst zu gestehen, damit er ganz der Ihrige werden sollte. Denn, ohne es zu berechnen, fühlte sie doch, wie unzerreißbar der Mensch von den kleinen, feinen Fäden des täglichen Lebens und der nächsten Verhältnisse umsponnen wird und wie er, durch diese gehalten, oft einer einzelnen mächtigen Gewalt widersteht, oder leichter eine starke Fessel sprengt als sich jenen tausend fast unsichtbaren Geweben entwindet.

Zweites Capitel.

Am folgenden Abend bot Dresden das großartige Schauspiel des Zusammenströmens einer unübersehlichen Volksmenge und die geordnete Aufstellung furchtbarer kriegerischer Massen dar. Der Einzug des Kaisers war die Veranlassung zu diesem gewaltigen Wogen und Treiben in der Stadt. Man erwartete denselben in einer feierlichen Spannung, die fast an ein gewisses unheimliches Grauen grenzte. Denn seine Erscheinung sollte das Signal zu einem Unternehmen sein, dessen riesenhafte Kühnheit auch die verwegensten Gemüther mit schwindelndem Erstaunen erfüllte. Dieses Gefühl knüpfte sich an die Empfindungen des Schreckens, des Hasses, oder der Bewunderung, welche der außerordentliche Mann seinem ganzen Zeitalter einflößte; Empfindungen, die bei dem Einen oder dem Andern einzeln vorwalteten, vielleicht aber bei den Meisten zu gleichen Theilen gemischt waren.

Es war der funfzehnte Mai.

Ludwig hatte Schwester und Mutter bis zu dem Hause einer Freundin geleitet, aus dessen Fenstern die Frauen den Einzug des Kaisers gemächlich mit ansehen konnten. Er selbst zog es vor, auf den Gassen unter den treibenden und wogenden Massen des Volkes zu bleiben, die sich in erwartungsvoller Unruhe auf- und abbewegten.

Plötzlich rief ihn eine Stimme unvermuthet an. Es war Rasinski, der auf einem prächtigen polnischen Schimmel an langen Reihen von Soldaten hinabsprengte. Er hielt das edle Thier, auf dem er ritt, ganz leicht im Zügel; denn mehr bedurfte es nicht, da das Roß, so feurig es schien, von

dem gewandten, sichern Reiter spielend gebändigt wurde und ihm nach dem Wink und Druck des Fingers gehorchte.

„Guten Abend, lieber Freund vom Sanct Gotthard," rief er Ludwig an. „Daß wir uns heute schon wiedersehen würden, hätte ich nicht geglaubt, denn es ist ein gar beschäftigter Tag für uns. Ich habe mich schon beritten gemacht, wie Sie sehen; Boleslaw und Jaromir laufen noch nach Pferden umher. In einer Stunde wird der Kaiser hier sein, und ich weiß, sie zahlen gern den doppelten Preis, um nur noch in seinem Gefolge sein zu können, wenn er hereinreitet."

Da Ludwig mit einem Offizier sprach, ließen die bärtigen Krieger, von denen dieser umgeben war, ihm unbedenklich, eine Lücke zum Eintreten. Er reichte Rasinski die Hand. Als er den schönen Mann in der glänzenden Uniform so stolz und leicht zu Roß erblickte und aus dem schwarzen Auge die kriegerische Freude leuchten sah, die ihn selbst über den tiefen Schmerz um sein Vaterland erhob, regte sich in seiner Brust fast ein Gefühl des Neides auf den Stand, der das Leben so frisch, so brausend und schäumend genießt, weil er nur der nächsten Gegenwart gewiß ist. Es war ihm, als werde sich jede trübe Zukunft vergessen, jeder Schlag leicht vermeiden lassen, ja, als müsse das Geschick da alle Macht auf das menschliche Herz verlieren, wo es uns nicht mit kommenden Trübsalen bedrohen, nicht durch ferne Hoffnungen reizen kann, sondern die Scheere der Parze den Faden jeden Augenblick abzuschneiden bereit ist, und der Mensch daher nur um Stunden, nicht um Jahre des Glückes buhlt und wirbt.

„Sie betrachten mich ja so aufmerksam," fragte Rasinski; „fällt Ihnen etwas an mir auf?"

Ludwig wollte entgegnen, als plötzlich der wirbelnde

Schall der Trommeln ertönte und die Krieger ihre Reihen schlossen und ordneten, so daß er eiligst zurücktreten mußte. Ein General kam mit vielem Gefolge vom Schlosse herangesprengt; es war der König von Neapel in seiner von Gold strotzenden, phantastischen Uniform (sie glich am meisten der der Husaren), welcher auf einem andalusischen Goldfuchs in wahrhaft königlicher Haltung durch die Gassen ritt, um sich zum Empfange des Kaisers vor den freiberger Schlag zu begeben. Sein funkelndes Auge flog rasch über die Scharen dahin; er schien zufrieden. Rasinski hatte sein Roß seitwärts etwas zurückgezogen und begrüßte den General mit Ehrfurcht; dieser hielt an, sprach einige Worte mit ihm und drückte ihm sogar die Hand. Man sah, daß diese auszeichnende Behandlung dem ganzen Gefolge eine gewisse Achtung vor dem polnischen Offizier einflößte, denn selbst die Generale boten ihm, als derselbe sich jetzt in ihre Reihen setzte, um sich dem Gefolge anzuschließen, einen ehrenvollen Gruß.

Die prächtige Schar der Reiter, unter denen sich Marschälle, Generale, die angesehensten Stabsoffiziere und auch viele deutsche Fürsten befanden, sprengte rasch dahin, die Schloßgasse hinunter, dem wilsdruffer Thore zu, durch welches der Kaiser einreiten sollte. Eine freudige Keckheit, man möchte sagen, ein kühner Übermuth, war fast in Aller Zügen sichtbar. Ludwig stand noch in Gedanken verloren und überließ sich dem Gange seiner Gedanken, als der rasselnde Galopp einiger Pferde bewirkte, daß er sich umwandte. Es waren die beiden jüngern Polen Boleslaw und Jaromir, die auf das Eilfertigste heransprengten, um dem Zuge nachzukommen. Auch sie bemerkten Ludwig und warfen ihm im Vorüberfliegen einen freundlichen Wink und Gruß mit der Hand zu.

Ihr Glücklichen! dachte er; was vermöchte wol ein

freudigen Muth zu trüben, die ihr der Zukunft mit keinem andern Begehren entgegengeht, als in jedem Augenblick euer Leben an eure theuersten Wünsche zu setzen! Ihr gewinnt, wenn ihr siegt und euer Ziel erreicht, ihr verliert nicht, wenn ihr ehrenvoll fallt, ehe die Früchte zu brechen sind! Glücklich jeder Krieger, doppelt aber ihr, die ihr mit dem ganzen vollen Herzen der Sache, für die ihr fechtet, angehören könnt, und zugleich die heiligste und süßeste Pflicht erfüllt, indem ihr der Stimme der Ehre und des Ruhmes folgt! Mit diesen Gedanken beschäftigt, ließ er sich in dem wogenden Gedränge der Menschen forttreiben, ohne sonderlich viel von Dem wahrzunehmen oder vollends zu beachten, was um ihn her vorging.

Plötzlich rief Jemand ihn von hinten her laut bei Namen, und indem er sich umwandte, fühlte er sich schon von männlichen Armen umfaßt, und ein froher Kuß brüderlicher Freundschaft brannte auf seinen Lippen, noch bevor er Zeit gehabt hatte, zu erkennen, wer seiner Jugendfreunde ihn so herzlich begrüße. „Ludwig! Erkennst Du mich denn nicht?“ rief der Freund voller Erstaunen, weil er die Überraschung und Verwunderung, die sich in Ludwigs Zügen malte, unverkennbar wahrnahm. „Hättest Du mich so ganz vergessen, oder ich mich so verändert?“

„Bernhard, mein theurer, lieber Bernhard!“ rief Ludwig jetzt, „wie sollt ich Dich nicht erkennen? Aber wie konnte ich Dich hier vermuthen?“

„Nun beim Henker! wenigstens doch so gut als ich Dich,“ rief Bernhard, indem er ihm fröhlich ins Gesicht blickte und die Hand, die er nicht losgelassen, mit Freundeswärme drückte.

„Meine Schwester sagte mir gestern,“ sprach Ludwig,

„Du seiest seit zwei Jahren auf Reisen in Norwegen und Schottland.“

„Und von Dir wußte ich's, der ich erst gestern hier angekommen bin, nichts anders, als daß Du auf dem Ätna oder Vesuv herumkletterst. Aber sollte ich Dich deshalb nicht erkennen? Und wärest Du mir meinethalben auf dem Hekla begegnet, — um doch gleich den dritten Cyklopenrachen in Europa zu nennen, — glaubst Du, ich würde Dich für einen Eisbären angesehen haben?“

„Aber mein Himmel, Du packtest mich gleich so und erstickest mich fast in Deiner Umarmung, ich hatte ja kaum eine Secunde —“

„Ich kaum eine halbe, denn ich schwöre Dir, daß ich nichts von Dir gesehen habe als höchstens ein Achtelsprofil, indem ich eben aus der wilsdruffer Gasse debouchirte, während Du vorbeischossest. Aber wenn ich auch nur dieses Lockenzöpfchen Deines Seitenhaares im Winde hätte flattern sehen, so würde ich Dir über den ganzen Markt hinweg einen Gruß zugerufen haben, weil ich alte Freunde im Gedächtniß behalte, Du aber nicht, Du Verräther!“

„Weil Du ein Maler bist,“ sprach Ludwig lächelnd und froh, den Freund in seiner alten Weise wiederzufinden; „ein Maler, der sich von seinen Freunden nur die Umrisse einprägt, während wir genauer auf ihr Inneres merken und sie darum desto lieber haben!“

„Auch gut, aber ich thue Beides und werde ein buntes Schlangenfell nicht sonderlich ins Herz schließen. Wer aber wie Du seine passable Seele in eine erträgliche Haut eingenäht hat, der kann auf mein Gedächtniß rechnen. Wäre es aber nicht gescheidter, daß wir hier zu dem Italiener Longo hineingingen und uns setzten, eins tränken und einander die Sünden der vergangenen Jahre beichteten? Ich

bin's überdrüssig, mich hier von jedem Packknecht, Schneidergesellen oder Juden angaffen und anrennen zu lassen. Zudem wird man des Getümmels ungewohnt, wenn man so lange in den schottischen Bergen zugebracht hat als ich. Komm, ein Glas italienischen Weins schmeckt Dem, der aus Neapel kommt, in der Erinnerung, Dem, der von den Hebriden heransegelt, in der Sehnsucht köstlich. Komm, komm, denn ich brauche eigentlich eine dunkle Ecke, um Dir meinen Reisebericht abzustatten, und werde bisweilen einen tüchtigen Schluck trinken, damit ich's auf den Wein schieben kann, falls mich irgend eine Röthe anfliegen sollte, die der Pöbel Schamröthe nennt. Komm!"

Bernhard war ein Schulgenosse und Jugendfreund Ludwigs; von jeher hatte er seine tiefern Empfindungen, wie es willenskräftigen Menschen bisweilen eigen zu sein pflegt, unter dem Schleier des Scherzes, der Satire und des Spottes auf sich selbst gewissermaßen zu verlarven gesucht; seine nähern Freunde kannten aber das edle Antlitz, welches sich hinter den verzerrten Zügen verbarg. Ludwig wußte daher wohl, daß Bernhards Freude und Rührung über das unvermuthete Wiedersehen nicht geringer war als seine eigene. Gern folgte er der Einladung zum Frühstücke, weil Bernhard es sehr liebte, mit der entzündenden Kraft des Weins die dunkle Glut seiner Seele zu hochlodernden Flammen aufzujagen.

„Gebt uns eine Flasche Syrakuser, Signor Longo, oder Lacrymae Christi," rief er im Eintreten; „aber sorgt, daß sie feurig, aromatisch, lieblich und mächtig, kurz, daß sie echt sei. Komm hier ans Fenster, Ludwig, daß wir den Pöbel vorbeitreiben sehen und an seiner Bewegung wie an einem Barometer abmessen, wenn's Zeit ist, uns unter ihn zu mischen, damit wir den Kaiser nicht versäumen."

Der Wein kam, die Freunde ſtießen an; Bernhard leerte das Glas, Ludwig hatte nur leicht gekoſtet.

„Ich muß Dir nur," begann Bernhard, „vorweg eine Rede halten, damit ich nicht in falſchen Verdacht komme. Du könnteſt glauben, ich ſei ein Säufer geworden, weil ich das Glas mit dieſem edlen Blut ſo hinunterſtürze wie ein Vampyr das Herzblut. Nein, Bruder! Nur an einem hohen Feſttage zünde ich ſolche Freudenfeuer an; dann will ich aber, daß ſie ein wenig raſch auflodern. Monate lang leb' ich ſtreng wie ein Karthäuſer oder Spartaner. Aber von Zeit zu Zeit muß man den Lebensbodenſatz, den der beſte Kerl ſo gut abſcheidet wie das edelſte Metall, in ſolchem Feuer verflüchtigen. Im Grunde genommen iſt es der erdige Leib des Philiſterthums, den man auf dieſem reinflammenden Scheiterhaufen verbrennt, damit die Seele ſich reinige wie Asbeſt und wieder frei werde von ihren Banden und jauchzend auffliege wie der Phönix aus der Aſche. Ich habe jetzo etliche Monate ſtark angeſetzt, ſo daß Herz und Seele in dem erdigen Gehäuſe, das ſich um ſie herum legt wie die Schale um die Perle, beinahe erſticken mußten, und die armen Dinger ſich die Flügel lahm ſchlugen in dem verfluchten Käfig; denn ich begleitete einen engliſchen Lord auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland — warum, ſage ich Dir ein andermal, — deshalb iſt's Zeit, daß ich die Lunte in's Pulverfaß werfe und den Plunder auffprenge. Stoß an! Was wir lieben! Es iſt und bleibt meine alte Geſundheit."

Ludwig hob das Glas, ſtieß an und leerte es mit tiefer Bewegung. Er machte jetzt die Erfahrung, daß, wenn unſere Seele von irgend etwas erfüllt iſt, ſie auch durch alle zufälligen äußern Ereigniſſe und Beziehungen darauf zurückgeführt wird, und nichts ſo fremd iſt, das nicht in irgend eine Bedeutung dazu trete. Freilich, die Erinnerung durch

Bernhards Trinkſpruch lag nahe genug; allein auch jedes andere Verhältniß, jede andere Begebenheit fand ſtets in ihm einen Verknüpfungspunkt mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe. In der Einſamkeit beſchäftigte er ſich mit ihr; im tobenden Gewühl bildete ſie den Gegenſatz zu Dem, was ihn umgab, wie der Schiffer mitten im ſtürmenden Meere allein den ſtillen Glanzpunkt des fernen Leuchtthurms im Auge behält.

Auch Bernhard wurde, nachdem er getrunken, einen Augenblick ſtill und blickte nachdenklich vor ſich hin; irgend eine milde aber wehmüthige Erinnerung, das bemerkte ſelbſt Ludwig in ſeiner eigenen Bewegung, glitt über die kühne, trotzige Stirn hin, wie wenn zerriſſenes, unruhig treibendes Gewölk ſich einen Augenblick öffnet und uns den ſtillen Mond, in ſanfter Himmelsbläue ſchwimmend, wahrnehmen läßt. Aber er verſcheuchte den Eindruck ſchnell wieder, indem er einige übermüthig kecke Blitze durch den gewitterſchwülen Horizont kreuzen ließ, als ſei er beſorgt, ſich verrathen zu haben.

„Was wir lieben," rief er: „feurige Küſſe oder feurigen Wein! Eine keuſche Muſe, oder eine lockende Aspaſia! Mein Toaſt legt wenigſtens Niemandem Ketten oder Hemmſchuhe an. Wer im Moraſt damit ſtecken bleiben will, mag es haben; wer die Fittige ſpreizt, um zu den Sternen zu fliegen, Glück auf! wer im Stillen ſein eignes Wohl trinkt, — ins Teufels Namen, ich will's ihm auch nicht verbieten, ja ich thue es ſogar ſelber. Denn zuletzt kommt es ja doch immer nur darauf an, worein wir unſer Wohl ſetzen. Der letzte Reflex bleibt doch das Ich. Aber trink aus, Ludwig, und ſei vernünftig und erzähle, wo haſt Du geſteckt die vier Jahre, daß wir uns nicht geſehen?"

Ludwig berichtete in wenig Worten von ſeinen Studien und ſeiner Reiſe; doch er ſchwieg von Bianca.

„Und ich," nahm Bernhard das Wort, „kann eben ſo kurz ſein. Ein Jahr, nachdem Du fort warſt, copirte ich immer drei Narren oder Affengeſichter zwiſchen einem Raphael, ungefähr wie die Soldaten nach drei Tagen ſtrengen Arreſts einen mildern haben, mit beſſerer Koſt als Waſſer und Brot. Dann warf ich mich auf die Genremalerei und wußte nicht ungeſchickt Stallbuben, Viehmägde, alte Vetteln beim Spinnrade, Zahnbrecher, beſoffene Bauern, Betteljungen, ja ſogar Schweinekoben und deren nächſte Grenzdepartements idealiſirt auf die Leinwand zu zaubern, was etwas Geld abwarf. Denn die Menſchen lieben die Kunſtwerke am meiſten, wo ſie ihre Natur am getreueſten wiederfinden. Was ich in der gebildeten Welt erworben hatte, beſchloß ich in der Wildniß zu verthun, nämlich in Norwegen und Schottland, weil mir's ſchon lange in den Gliedern lag, an kalten nordiſchen Landſchaften mein Herz zu wärmen. Ich kann Dir ſagen, Ludwig, ich habe etliche Seeſtürme, ein paar Felſen und Waſſerfälle gemalt, die ihren Preis haben und vielleicht dreißig Silberlinge werth ſind und darüber. Doch das beiläufig. Kaum war ich in London angekommen, als mir ein Brief von meinem Oheim nachkam, der mir allerlei wunderliches Zeug über meine Geburt, meine Ältern und dergleichen erzählte, das mich einen Augenblick in Harniſch brachte. Bald aber warf ich den Plunder, der eigentlich auf nichts hinauslief, als daß mein Vater ein Schelm war, der ſich ſein Lebtag nicht um mich bekümmert hat, aus allen Fenſtern meines Herzens heraus. Denn ich hatte damals andere wichtigere Dinge zu denken als dieſe Gevattergeſchichten. Ich war froh, daß ich meine Exiſtenz eigentlich Niemandem zu danken hatte, und beſchloß mehr als jemals, mir frei von der Welt zu ertrotzen und zu erobern, was ich haben wollte. Das war damals nicht wenig, Lieber, denn —"

Hier stockte er. Ludwig wiederholte: „Denn?“

„Teufel, hörst Du den Kanonenschuß? Der Kaiser kommt! Sieh wie der Pöbel in Bewegung geräth! Wir gehören auch dazu, laß uns hinaus!“

Mit diesen Worten sprang er auf und zog Ludwig nach, auf die Gasse hinaus.

Die Menge, die bisher ohne bestimmtes Ziel auf und nieder wogte und sich auch hie und da mehr in die Ferne verloren hatte, strömte jetzt von allen Seiten zusammen gegen das willsdrufer Thor zu.

Es war schon fast ganz dunkel geworden; man zündete bereits die Laternen an, und auch die Feuerkörbe, die zur Erhellung der Straße besonders aufgestellt waren, wurden in Brand gesetzt. „Wir werden ein Nachtstück zu sehen bekommen,“ sprach Bernhard, „das liebe ich. Nun der Kaiser bis jetzt nicht gekommen ist, wünschte ich aber auch, daß er noch eine Zeitlang ausbliebe, sonst leuchten weder Tag noch Feuerbecken hinlänglich, um sein Angesicht zu sehen.“ Es war in der That blinder Lärm gewesen; man hatte einen andern Wagen für den des Erwarteten genommen. Die Massen zerstreuten sich daher wieder. „Ins dumpfe Mauerloch mag ich nicht zurück,“ fuhr Bernhard fort; „laß uns nun auf den Gassen wandelnd zubringen.“ Sie gingen in dem treibenden, wogenden Volksgedränge auf und nieder, das, von der röthlichen Feuerbeleuchtung halb bestrahlt, halb in das Dunkel der Nacht gehüllt, einen eigenthümlichen Eindruck machte. „Ich freue mich nur,“ sprach Bernhard, „wie ruhig der Maienhimmel mit seinen Sternchen sich über die unruhige Erde spannt, deren Getöse nicht bis zu ihm heraufdringt. Aber horch! das Stimmengebrause wälzt sich näher und näher! Jetzt muß etwas vor sich gehen.“ Er sprang auf den unbeachtet gebliebenen Steinvorsprung eines

Hauſes, der für Zwei Raum hatte. „Dort kommt er!“ rief Bernhard und deutete auf einen Wagen, hinter dem man viele Reiter erblickte, deren Säbel und Lanzenfähnlein im Feuerſchein glänzten. Es war die polniſche Nobelgarde, die den Wagen begleitete. Der Kaiſer hatte ſich in die Ecke gedrückt, und ſchien ſich nicht zeigen zu wollen. Doch dicht vor dem Standpunkte Ludwigs und Bernhards beugte er ſich, da der Zug durch einen Zufall aufgehalten wurde, vor, und man konnte ſein von dem Flammenſchein hell beleuchtetes Antlitz wahrnehmen. „Das iſt er,“ rief Bernhard leiſe. Ringsher wurde Alles ſtill, als habe das Auge des Mächtigen, der die Welt mit ſeinem Ruhm und Schrecken erfüllte, dieſes ehrfurchtsvolle Schweigen geboten. Bernhard und Ludwig hielten die Blicke unbeweglich auf das Haupt des Kaiſers geſpannt. Erſt als daſſelbe verſchwand und der Zug ſich wieder vorwärts bewegte, erwachte Ludwig wie aus einer Betäubung und wandte ſich zu Bernhard um. Noch mehr als über ſich ſelbſt, erſtaunte er über dieſen; denn der ſeltſame Menſch, der faſt niemals den Ernſt Herr über ſich werden ließ, wenigſtens ihn niemals zur Schau trug, ſtand jetzt einem Verſteinerten ähnlich, die feurigen, düſtern Blicke unbeweglich auf die Gegend gerichtet, wo der Kaiſer verſchwunden war. Ludwig ergriff ihn bei der Hand und rief ihn an: „Bernhard!“

Jetzt erwachte er und erſchreckte faſt. „Ja ſo!“ erwiderte er. „Hm! Er ſah gut aus! Nicht wahr? Ein Maler darf wol aufmerkſam ſein auf dergleichen. Hm! Ich hätt's nicht gedacht. Kein ſchöner Zug an dem ganzen Geſicht und doch ſo etwas! Zum Teufel, ich weiß noch gar nicht, mit welcher Gattung von Linien und Strichen man Das ausdrückt, was auf der Stirne ſtand, was ich in dem Auge geleſen habe! Aber ich bitte Dich, ſieh nur alle die

vertrackten, kahlen, fahlen, nüchternen, verfluchten Physiognomien hier um uns her. Hab' ich denn noch niemals ein Gesicht gesehen? Sind denn das Gesichter? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll; in meinem Leben habe ich nicht so viel schäbige, abgenutzte, verbrauchte Philisterköpfe beisammen getroffen. Mir wird zu Muthe, als müsse ich einen Schluck Seifwasser saufen hinter einem Becher Johannisberger, wenn ich die Augen im Kreise umherspazieren lasse."

Ludwig suchte vergeblich nach einem Bilde oder nach Worten, um den ähnlichen Eindruck, den er empfand, zu schildern.

„Mir war es," fing er an, „als zöge ein mächtiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen vorüber, mitten durch eine Schar niedern Gevögels hindurch."

„Ja ja, Du hast Recht," antwortete Bernhard, „lauter Enten, Gänse, Staarmätze und Spatzen. Zuverlässig ein Löwe, der mitten in einer Heerde Esel vorbeitrottirte. Und zum Teufel, traben wir Beide nicht etwa auch hinterdrein? Oder glaubst Du, daß unsre zwei Gesichter geleuchtet hätten wie seine Nebensonnen an dem grauen fahlen Firmament, das ihn umgab?"

Unter diesen Worten hatte er Ludwig in den Arm gefaßt und zog ihn aus dem Strome des Gedränges in eine Seitengasse fort. Ernst. schweigend, gingen sie nebeneinander hin. Plötzlich sprach Bernhard kurz: „Gute Nacht, Bruder! Auf Wiedersehen bis morgen!" Damit riß er sich in seiner seltsamen Weise los und verschwand im Dunkel. Ludwig ging nachdenklich nach Hause; selbst das freundliche „gute Nacht!" welches ihm Marie noch sagte, konnte seine ernsten, ja finstern Gedanken nicht verscheuchen.

Drittes Capitel.

Am andern Vormittage machte Ludwig einen Spaziergang auf der Brühlschen Terrasse. Plötzlich stand Bernhard vor ihm. „Salve!“ rief ihm dieser zu. „Eben habe ich unsern Zeus oder Pluto, wie Du willst, reiten sehen.“

„Den Kaiser?“ rief Ludwig lebhaft, indem er den Gruß durch die dargereichte Hand erwiderte; „nun, wie sieht er bei Tage aus?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Dir's beschreiben soll,“ begann Bernhard; „es war viel Lärmen umher, Glockenläuten, Kanonenschüsse, Volksgetümmel, Truppen, die zur Parade wollten, kurz aller Teufel; aber ich hörte nichts. Wenn ich mich aber jetzt so recht als Zeichner auf den Kaiser besinnen soll, so war es, däucht mir, ein fahlgelbes Gesicht, eckig, zackig im Profil, wie es ein Hund besser in ein Stück Papier fressen kann. Ein Paar grauschwarze Augen, ein kurzer untersetzter Kerl — weiß der Teufel was für ein lumpiger Kobold. Aber sieh, das ist's eben, worüber ich sogleich, wenn ich nicht etwas Anderes nöthig zu thun hätte, verrückt werden könnte und einigermaßen überschnappen, weil ich gar nicht begreife, was eigentlich für ein Spuk mich bethört hat. Bald war mir's, als zöge eine schwere Gewitterwolke durch einen blaßblauen nüchternen Himmel und werfe Blitze aus, daß die Sonne wie ein krankes Mädchen dagegen aussah, — dann kam mir's wieder vor, als ziehe ein düsterroth funkelndes Gestirn zwischen grauen Nebelwolken hindurch, so daß Alles blutig erhellt ward rings umher, endlich, und das hielt am längsten an, — Du wirst mich aber auslachen — erschien mir's, als werde der Rheinfall plötzlich stille, oder als bedecke die feierliche Stille sein Getöse, was freilich sehr unvernünftig klingt.“

„Wahrlich nicht so unvernünftig, als Du glaubst," rief Ludwig. „Denn was ist Stille? Es gibt eine feierliche, erhabene Stille der Seele, die mitten in dem unruhigsten äußern Treiben stattfinden kann. Als der Kaiser gestern vorüberfuhr, war mir's, als müsse Jeder, der ihn anblicke, in dieser schweigenden, gespannten Ehrfurcht des Gemüthes, sich ihm innerlich neigen; und so würde mich auch jezt das Gefühl tiefer Stille durchdrungen haben, trotz des Glockenläutens, des Kanonendonners und des Jubelrufes der rohen Massen. Und da Du den Rheinfall nanntest, muß ich Dir sagen, daß ich dort wie an dem tobenden Sturz der Reuß auf dem St. Gotthard noch ganz kürzlich eine ähnliche Empfindung gehabt habe. Denn die Erhabenheit in der Umgebung dieser Naturschauspiele bewegt die Seele auf ähnliche Art und wirkt noch überdies durch den Gegensaz der starren, einsamen Felskegel, der Abgeschiedenheit des ruhigen Himmels, so daß das Getöse des Wasserfalls selbst den Eindruck der Stille, den wir nur in der Ahnung empfinden, erhöhen kann."

„Du sprichst wie ein Buch," antwortete Bernhard, „wie Thales, ja wie Solon selbst, den ich höher stelle, weil er gute Gesetze für widerspenstige Menschen zu geben wußte, während Jener nur die Gesetze der Natur mit einigem Glück studirte. Indessen Du hast Recht. Ich habe dergleichen in Schottland auch erlebt, zum Beispiel in der Fingalshöhle, wo ich stets dachte: Würde man nun wol das hohle Brausen der See und des Windes hier hören, wenn es nicht so still wäre wie in einer Herrnhutherkirche? Auch vor einem Wasserfall, in einer tiefen engen Felsschlucht, vor dessen Getöse man kein Wort verstehen konnte, mußte ich denken: hier ist es still wie im Grabe, nur daß der Strudel tobt und zischt. Und dies Gefühl ergriff mich besonders, da ich ein wildes Rosengebüsch auf dem Vorsprunge eines Felsen entdeckte; denn es

hing die zarten Zweige und Knöspchen über den brauſenden Abgrund hinaus, ohne nur im mindeſten zu ſchwanken oder durch ein Lüftchen gewiegt zu werden, ſo ruhig war Alles umher. Dieſer Gegenſatz des Zarteſten gegen die ungeheuren Naturkräfte erhöhte meine Empfindungen ungemein. Etwas Ähnliches, zugleich aber auch etwas völlig Anderes fühlte ich bei einer Feuersbrunſt in Edinburg, wo ich in einem obern Stockwerk, welches die ſauſende Flamme ganz erfüllte und hoch daraus emporſchlug, einen vergeſſenen Kanarienvogel in ſeinem Gitterkäfig in der Fenſterhöhle hängen ſah. Er glich Dir einer Forelle im ſtürmenden Weltmeer! Aber, God dam, da kommt ein ſchöner Kerl heran! Der ſieht auch aus, als könne er Kaiſer ſein!" unterbrach er ſich plötzlich und ſtieß Ludwig an, der kaum das Auge nach der Gegend richtete, als ihm Raſinski auch ſchon ſeinen Gruß entgegenrief und winkte.

„Sieh da, Freund!" redete er ihn mit einem freudig ſtrahlenden Geſichte an; „nun kann man ſich doch endlich einmal vernünftig begrüßen. Fünf bis ſechs Tage ſind nunmehr mein und einige davon hoffe ich, werden wir wenigſtens zuſammen verleben. Indeſſen dürfen Sie mir Glück wünſchen. Der Kaiſer hat mir die Bildung eines leichten Regiments aufgetragen, das als Freicorps agiren ſoll und wobei mir die unbeſchränkte Vollmacht in der Wahl meiner Leute und Offiziere gelaſſen iſt. Eine herrlichere Stellung in der Armee konnte ich mir nicht träumen. Dreier Tage bedarf es etwa noch, damit ich alle die nöthigen Ausfertigungen, Vollmachten und Anweiſungen ſchriftlich erhalte, dann ordne ich das Nöthige an und reiſe hierauf ſofort nach Warſchau ab, wo ich mir unter meinen polniſchen Landsleuten meine Kameraden zu wählen denke."

Bernhard hatte den ſchönen Polen unverwandt ins Auge gefaßt und ſah ihn mit Blicken an, als wolle er ihn ſogleich

für ewig im Gedächtniß behalten. Rasinski schien dies seltsame Anstarren fast beleidigend zu finden, Ludwig suchte daher einer Reibung zu begegnen, indem er sie einander vorstellte. „Mein bester Jugendfreund, Bernhard, ein Maler — Graf Rasinski, den ich auf der Reise über den St. Gotthard kennen gelernt."

„Ich hoffe die Freunde eines Dritten werden auch einander befreundet werden," sprach Bernhard lebhaft; „schon nach mathematischen Grundsätzen ist dies nothwendig."

„Freilich, freilich," erwiderte Rasinski lächelnd und ergriff Bernhards halb dargebotene Hand, „zwei Größen, die einer dritten gleich sind, sind einander gleich, indessen —"

„Hat der Satz für meinen Fall freilich eben so viel gegen als für sich," fiel Bernhard rasch ein; „das gestehe ich Ihnen vorweg zu; aber ich hoffe, doch Recht zu behalten."

„Nichts soll mich mehr freuen," erwiderte Rasinski.

„Wollen Sie," sprach Ludwig, „um die Wahrheit Ihres Satzes näher zu prüfen, heute Beide meine Gäste sein? Ich habe," fuhr er zum Grafen gewendet fort, „meiner Mutter bereits versprochen, Sie und unsre beiden jüngern Freunde in unser Haus einzuführen, wenn anders sie meine Einladung in den ganz beschränkten Kreis einer bürgerlichen Häuslichkeit nicht verschmähen."

„Was für seltsame Worte, junger Freund," sprach Rasinski freundlich, indem er den Finger zu einer scherzhaften Drohung erhob; „Sie wissen, wie wir uns schon darauf gefreut haben. Und kann dem Soldaten, dessen Leben ein stetes, wüstes, herz- und heimatloses Umhertreiben auf der großen Landstraße öffentlicher Ereignisse ist, irgend etwas einladender und reizender sein als ein vertrauter, herzlicher Familienkreis?"

„Ich hatte geglaubt," bemerkte Ludwig, „nur die

drückende Enge solcher Verhältnisse könnte der Krieger empfinden."

„O, lieber Freund, Sie glauben nicht, wie hoch man das Glück eines häuslichen Herdes schätzen lernt, wenn man fühlt, daß man überall ein Fremdling ist. Ein Tag auf diese menschlich schöne Weise zugebracht, nachdem man Monden lang in der Öde umherstreifte wie ein aufgescheuchtes Wild ohne Lager, wird ein unschätzbares Glück. Freilich werden auch wehmüthige Empfindungen dadurch geweckt, denn man sieht goldne Früchte, die man nicht brechen darf; aber es thut doch so wohl, einmal auch durch unsere Umgebungen und Verhältnisse daran erinnert zu werden, daß es eine Zeit gab, wo man ebenfalls Sohn, Bruder, vielleicht Gatte und Vater sein durfte!"

„Hm," sprach Bernhard, „es ist etwas Wahres daran. Halb und halb habe ich selbst seit langer Zeit die Rolle des ewigen Juden gespielt und darum gelüstet's mich zu Zeiten nach Ruhe; aber auf die Dauer möcht' ich sie doch nicht mit einer andern vertauschen. Ich habe einen unüberwindlichen Abscheu, eine wahre Angst vor der Schlafmütze und den Pantoffeln; keine Festungsmauer, kein Kerkergitter, keine Galeerenketten würden mich so beengen."

„Wer daran gewöhnt ist," meinte Rasinski, „den Himmel des Lebens täglich zwischen Sturm und Sonnenschein wechseln zu sehen, der fühlt sich allerdings auch durch das Ermüdende einer steten Heiterkeit beengt. Wer sich aber stetig und treu einer Weise gewidmet hat, der sieht in der eintönigen Farbe tausend leise Schattirungen, die dem zarter gewöhnten Sinne eben so genügen, ihm dasselbe Wechselspiel des Lebens vorzaubern; natürlich muß er alle scharfe Trennungen, alles Gewaltsame, alle Risse, Spalten, Klüfte und Abgründe, die die schöne Ebene seiner Tage unterbrechen könn-

ten? scheuen. Gewinnt man aber wol, wenn man sich an die stärksten Reizmittel gewöhnt? Werden wir nicht bald so abgestumpft, daß wir den Wechsel zwischen Eis und Glut kaum noch beachten? So führen unsere stumpf gewordenen Sinne zuletzt eine ähnliche Monotonie herbei, nur mit dem Unterschiede, daß in unserer Lebensweise stets ein rauher, wilder Ton der vorherrschende ist, dort eine süßere Melodie die Seele erfüllt und sanft erfreut."

„Der Fluß ist gut für den Nachen, der Ocean für das Kriegsschiff," warf Bernhard leicht hin. „Jener wird von den Wellen des Stroms verschlungen, dieses bleibt auf den Sandbänken des seichten Fahrwassers hängen. Was mich anlangt, ich halte es mit dem hohen Meer; bisweilen muß ich darauf hinaus, und etwas Sturm und Schiffbruch würzt mir die Fahrt. Lege ich auch einmal an einem grünen, stillen Eilande an, so treibt mich doch der nächste günstige Wind schon wieder hinaus in See. Doch auf etwas Anderes zu kommen. Deine Einladung, Ludwig, gefällt mir nicht. Haben wir nicht einen Maitag mit Sonnenschein und blauem Himmel? Soll man sich da zwischen vier Wände einpferchen? Ich denke, wir machen zusammen eine Fahrt ins Freie."

„Gern," antwortete Ludwig, „so schlage ich eine Elbfahrt vor."

„Herrlich!" rief Rasinski, „ein Tag im Freien, unmittelbar unter dem Angesichte des Himmels zugebracht, verknüpft die Menschen schneller und wahrhafter als ein Jahr des Umgangs im Gesellschaftssaal."

„Gewiß," sprach Ludwig bewegt, denn er gedachte dessen, was ein Tag ihm gebracht und geraubt hatte.

„Wann denn also?" fragte Bernhard. „Ich denke drei Uhr ist die günstigste Stunde."

„Wohl," entgegnete Ludwig. „Ich eile, den Nachen

zu bestellen. Doch bitte ich jedenfalls, daß wir uns in der Wohnung meiner Mutter zusammenfinden, denn falls irgend ein Hinderniß eintreten sollte, würde wenigstens mein erster Vorschlag ausgeführt."

Nach diesen Worten trennten sich die Freunde, jeder um seinen besonderen Wegen nachzugehen. Ludwig blieb einen Augenblick am Rande der Terrasse stehen, blickte den Strom hinauf und überlegte bei sich selbst, wohin man wol die Wasserfahrt am besten richten möchte. Der Vorschlag dazu war ihm eigentlich durch Überraschung entlockt worden, indem Bernhard mit seinem rauh heftigen Wesen und Rasinski durch die Freude, mit welcher er den Gedanken auffaßte, den Tag im Freien zuzubringen, ihm keine Wahl gelassen hatten. Doch empfand er wohl, daß es nicht ganz schicklich sei, wenn seine Schwester in der Begleitung so vieler fremden Offiziere eine Lustfahrt dieser Art unternähme, zumal, falls sie das einzige junge Mädchen dabei wäre. Ein großer Theil der Bewohner Dresdens war überdies streng deutsch gesinnt und haßte die Fremden als die Feinde und Unterdrücker des Vaterlandes, wenngleich Sachsen sich seit lange ihnen angeschlossen hatte und dem Kaiser sogar den Schein einer bedeutenden Erhöhung und Vergrößerung dankte. Marie theilte diese Gesinnung auf das Lebhafteste; doch wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so gab es doch zu viel Geachtete in der Gegenpartei, bei welchen ein junges Mädchen durch den öffentlichen Umgang mit den im Allgemeinen nicht im besten Rufe stehenden Offizieren der Armee in ein zweideutiges Licht gestellt wurde. Die ganze Sache war ihm daher sehr unangenehm und er überlegte noch, in welcher Weise er seiner Mutter den Vorschlag thun sollte, als er diese mit Marien und mehren andern Damen die Terrasse herabkommen sah.

Noch ehe er sich entschlossen hatte, ob er ihnen entge-

Univ. Bibl. München

gegangen sollte oder nicht, hüpfte Marie, die ihn bereits von weitem erkannt hatte, mit leichten Schritten aus der Reihe der Übrigen hervor, auf ihn zu und rief ihn an: „Da bist Du ja, Bruder! Sei herzlich gegrüßt.“ Bei diesen Worten lächelte sie ihn überaus freundlich an und bot ihm die Hand. „Du bist mir noch so neu,“ fuhr sie fort, „daß, wenn ich Dich eine Stunde nicht gesehen habe und Dich dann wieder treffe, es mir scheint, als kommest Du eben erst an und ich müsse Dich neu begrüßen.“

„Du Gute,“ sprach Ludwig und liebkoste ihre Hand, „glaubst Du aber, daß es mir anders geht?“

Marie lächelte ohne zu antworten. Dann sprach sie: „Nun komm einmal rasch mit mir, Du sollst alte Bekannte wiedersehen; ich bin neugierig, ob Du sie erkennen wirst.“ Mit diesen Worten zog sie ihn auf die Damen zu, welche in einiger Entfernung, auf einem Platze, den eine Bank verzierte und wo man einen angenehmen Blick über die Gegend hatte, wie es schien, absichtlich stehen geblieben waren, um Ludwig zu erwarten.

Er trat, von Marie geleitet, etwas verlegen näher. Eine ältere und zwei jüngere Damen befanden sich in Gesellschaft seiner Mutter. Die jungen Mädchen lächelten angenehm, als sein Blick zweifelhaft auf ihnen weilte; die ältere Dame hatte das mit einem großen Hut bedeckte Haupt ein wenig geneigt, sodaß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Es schien, daß sie nicht erkannt sein wollte, um die Töchter nicht zu verrathen, in denen Ludwig mit Recht zwei Kinder vermuthete, die während seiner Abwesenheit zu Jungfrauen herangeblüht waren. Seine Mutter lächelte ihn seltsam an. „Er hat ein treuloses Herz,“ sprach sie endlich; „er vergißt seine Schwüre, wie die Männer alle.“ Eins der beiden jungen Mädchen erglühte bei diesen Worten wie die lieblichste

Rose, die andere verzog den frischen Mund zu einem anmuthigen Lächeln. Jetzt hob auch die ältere Dame den Kopf in die Höhe und blickte Ludwig an.

„Beste Tante!" rief dieser plötzlich, „wäre es möglich! Emma und Julie?"

„Freilich," sprach die ältere Dame, „aber ist es erlaubt, seine nächsten Verwandten zu vergessen?"

Ludwig küßte der Tante die Hand; wie er die Töchter begrüßen sollte, wußte er nicht, denn obgleich er seine ganze Jugendzeit mit ihnen verlebt hatte, so tritt doch zwischen dem gereiften Jüngling und der herangewachsenen Jungfrau, zumal wenn in der Zeit der Entwickelung eine lange Trennung stattgefunden hat, eine natürliche Entfremdung ein, die sich den vertrautesten frühern Verhältnissen entgegenstellt. Er blieb also bei einem Begrüßen mit freundlichen Worten und einem, wiewol etwas wärmern Kuß und Druck der Hand als bei der Mutter.

Emma und Julie waren Ludwig nahe verwandt, denn ihre Mutter Elisabeth war die Schwester der seinigen, Witwe, wie sie, und lebte mit ihren Töchtern auf einem kleinen Landgute einige Meilen von Dresden. In den Knabenjahren hatte er oft Wochen und Monate daselbst zugebracht, sodaß zwischen ihm und den blühenden Mädchen die kindlichsten, offensten Verhältnisse bestanden.

Sie waren mit ihrer Mutter unvermuthet in die Stadt gekommen, um den Kaiser zu sehen, und Dem, was sich sonst von öffentlichen Festlichkeiten an seine Gegenwart knüpfte, beizuwohnen.

Es fand die freudigste Überraschung von allen Seiten statt und das Wiedersehen wäre gewiß noch herzlicher gewesen, hätte der Ort nicht einige Zurückhaltung geboten. Daher trieb Marie zum schnellen Nachhausegehen an, damit

man sich in der freundlichen Wohnung so recht in ungestörter Vertraulichkeit beisammen finden möge.

Es war nahe an Mittag, und es begann sehr warm, fast schwül zu werden; am fernen Horizont stiegen Dünste auf, die sich zu Gewölk zu sammeln drohten. Ludwig sah es nicht ungern, daß das Wetter sich zu ändern schien, denn es gab ihm einen schicklichen Vorwand, die übereilt angeordnete Wasserfahrt rückgängig zu machen. Indessen war er zu offen, um der Mutter zu verschweigen, was geschehen war; er zog sie einen Augenblick bei Seite, sagte ihr gerade heraus, welche Unbesonnenheit er begangen hatte, und fragte sie um Rath, wie man am schicklichsten ausweichen könne, ohne zu verletzen. Wider sein Vermuthen entgegnete die Mutter freundlich: „Es ist mir gerade nicht angenehm, so öffentlich mit fremden Offizieren zu erscheinen; indessen liegt, zumal da es Polen sind, die wir ja als halbe Landsleute betrachten müssen, da ihr Herzog unser König ist, nach meinem Gefühl durchaus nichts entschieden Unschickliches darin. Und nun vollends die Schwester und die Nichten hereingekommen sind, so darfst Du ganz ruhig sein und die Entscheidung nur der Gunst oder Ungunst des Wetters überlassen."

Seltsamerweise kann uns eine augenblickliche Sorge oder Widerwärtigkeit oft mehr in Anspruch nehmen als ein durchgehender tiefer, schon lange getragener Schmerz; dies war mit Ludwig der Fall gewesen, und darum fühlte er sich nach dieser Erklärung sehr wohl zu Sinne, ja er wurde fast heiter. Inmitten seiner beiden, hold aufgeblühten Jugendgespielinnen, die sich, schnell wieder vertraut, an seinen Arm gehängt hatten und mit mädchenhafter Neugier von den Wunderdingen, die er auf seiner Reise gesehen haben mußte, unterhalten sein wollten, gewann er eine angenehme Gesprächigkeit. Seine Seele öffnete sich den zauberischen Erinne-

rungen an die harmlosen Tage der Jugend; es war ihm, als schaue er von dem Gipfel eines durch dunkle, die Aussicht verschließende Waldschluchten mühsam erklommenen Berges in ein stilles Thal zurück, das er mit lieben Nachbaren lange gemeinschaftlich bewohnt habe. Freilich lag es schon in verdämmernder Tiefe und Ferne hinter ihm, aber das Auge konnte ja alle die gewohnten Pfade und heimischen Plätzchen durchspähen, auf denen es dem Fuß nicht mehr vergönnt war zu wandeln. Fragten daher Julie und Emma nach dem Ätna und Vesuv, so gab er ihnen einen kurzen, muntern Bescheid, erkundigte sich aber gleich nach den beiden Weinhügeln, die auf dem Gütchen der Tante lagen und wo er so manchen frohen Tag zugebracht hatte. Forschten die aufhorchenden Mühmchen nach dem Colosseum, so wollte er dagegen wissen, ob das Gartenhäuschen noch stehe, das er selbst mit bauen geholfen, und tausend ähnliche kleine Beziehungen mehr. Marie, die nur ungern den Platz am Arm des Bruders abgetreten hatte, ging bald neben ihnen, bald voran und sah bei jeder Frage und Antwort mit still vergnügten Blicken um, weil sie sehen mußte, welchen Eindruck sie hervorbrachten. Denn es that ihr ebenso wohl, wenn sie sich in dem weit gereisten Bruder stolz fühlen konnte, als wenn sie ihn lieben mußte, weil er so treu noch die kleinsten, unscheinbarsten Freuden seiner Jugend in Erinnerung behalten hatte. So erreichte man die Wohnung. Hier machte die Mutter den Plan mit der Wasserfahrt bekannt, der von den unbefangenen Mädchen mit großer Fröhlichkeit aufgenommen wurde. Damit man schnell bereit sein möchte, traf Marie sogleich die Anstalten zu dem Mittagsessen und ließ Ludwig mit den beiden Mädchen und den Müttern allein, wobei sie jedoch die Bedingung machte, daß er nichts erzählen dürfe, als was er schon früher berührt hatte. „Denn,“

sprach sie, „die Mutter hört es gern zweimal, und ich darf nichts verlieren.“

Kaum hatte man sich gesetzt, als es an die Thür pochte. Auf Ludwigs: herein! trat Bernhard ins Gemach.

Er wurde als vertrautester Jugendfreund Ludwigs mit großer Freundlichkeit von dessen Mutter empfangen; auch Julie und Emma erinnerten sich seiner noch sehr wohl, da er ihnen vielfach kleine Zeichnungen geschenkt, oder auf ihre kindischen Bestellungen sogar besonders verfertigt hatte.

„Du wirst erstaunen, lieber Freund!“ begann Bernhard, „mich so vorzeitig hier zu sehen. Allein es sind wichtige Dinge im Werke, die ich Dir mittheilen mußte. Der ganze Hof will nämlich heute hinaus nach Pillnitz, um den Porsberg zu besteigen und nachher mit Fackeln herunterzufahren. Da glaubte ich denn, daß es den Damen vielleicht angenehm wäre, diesem Schauspiel beizuwohnen, was jedoch wol ein früheres Aufbrechen nöthig machen dürfte, zumal wenn es bei einer Wasserfahrt bliebe, wo wir stromaufwärts etwas lange Zeit zubringen würden. Noch weiß außer mir, dem es eben der Hofmarschall gesagt, kein Mensch in Dresden von der ganzen Sache, wodurch wir bedeutend in der Concurrenz um Wagen oder Gondeln wie auch um Platz in Pillnitz selbst gewinnen.“

Bernhards Nachricht wurde, von den beiden Landmädchen besonders, mit großer Freude gehört; Ludwigs Neigung wäre zwar die gewesen, in einer einsamern Gegend der Natur und des herrlichen Wetters zu genießen, indessen war er auch zu Bernhards Vorschlag freudig bereit. Man beschloß, die Abfahrt zu beschleunigen, aber nicht mehr eine Gondel, sondern zwei Wagen zu wählen, deren Besorgung Bernhard mit Gefälligkeit übernahm, indem er sich zugleich anheischig machte, den Grafen Rasinski und dessen jüngere

Begleiter aufzusuchen und sie von dem geänderten Plane zu benachrichtigen. Er entfernte sich daher sehr bald wieder. Während dessen war Marie mit den Vorbereitungen zu dem einfachen, häuslichen Mittagsmahle fertig geworden, man setzte sich und brachte eine sehr heitere Stunde mit einander zu, wobei sogar Ludwig fast vergaß, wie tiefe Wunden in seinem Innern bluteten.

Es hatte kaum zwei Uhr geschlagen, als einer der beiden von Bernhard bestellten Wagen schon vor die Thüre des Hauses rollte; wenige Minuten später folgte der zweite, in welchem die drei Offiziere und Bernhard bereits saßen. Ludwig eilte hinab, um sie zu empfangen und heraufzuführen. Als sich jetzt die Thür des Gemaches öffnete und der hohe, männlichschöne Rasinski mit dem edelsten Anstande eintrat, war ein freudiges Erstaunen in den Zügen der versammelten Frauen nicht zu verkennen. Die drei Mädchen erröteten gleich darauf in dem allerdings richtigen, wiewol nur dunkeln Gefühl, daß der Eindruck, den die Erscheinung des Polen auf sie machte, sich durch ihre Züge verrathen habe. Überdies contrastirte der natürlich vornehme Anstand Rasinski's, welcher durch den Glanz seiner reichen Uniform noch erhöht wurde, auffallend mit der Einfachheit des bürgerlich schlichten Gemachs und der häuslichen Tracht der Frauen. Sogar Ludwigs Mutter, der die Gewandtheit im Verkehr mit höheren Personen durchaus nicht fehlte, war einen Augenblick überrascht, ja fast verlegen; doch die wohlwollende, freundliche Weise Rasinski's und seine große Leichtigkeit in geselligen Formen ließen diesen Zustand nur einen Augenblick dauern. Da Ludwig ihn der Mutter mit der Bezeichnung vorgestellt hatte: „Der Graf Rasinski," sprach er angenehm: „Meine Anrechte an das Herz Ihres Herrn Sohnes sind noch zu jung, um mich darüber beschweren zu dürfen, daß er mich nicht als seinen Freund vorstellt, sonst würden,

den die ersten Worte, die ich mit Ihnen wechsle, in einer Anklage bestehen müssen."

„Doch muß mein Sohn," entgegnete die Mutter, „sehr auf seine Freundesrechte zählen, weil er Sie allein im Vertrauen auf diese in einen Kreis einführen durfte, der Ihnen nichts bieten kann als Gaben, die nur in innig befreundeten Beziehungen Werth gewinnen."

„Es sind die einzigen, die ich schätze, die mir aber auch über Alles theuer sind," entgegnete Rasinski lebhaft.

Ludwig machte nun auch die übrigen Personen miteinander bekannt, ein Geschäft, welches ihm durch die angenehmen gesellschaftlichen Formen, in denen sich seine Freunde mit der größten Natürlichkeit bewegten, und durch Mariens Benehmen, das durch Unbefangenheit nichts an Feinheit verlor, sehr erleichtert wurde. Nur Julie und Emma, des städtischen Verkehrs ungewohnter, waren in den ersten Augenblicken ein wenig befangen.

Da die Männer eine angebotene Erfrischung ablehnten, stand der Abfahrt nichts im Wege. Rasinski führte Ludwigs Mutter, dieser seine Tante hinab. Unten ordnete man sich anders. Den ersten Wagen nahmen die Tante, Marie, Bernhard und die beiden jüngern Offiziere ein. Im zweiten folgten die Mutter, Rasinski, Julie, Emma und Ludwig, welcher Letztere, trotz der Einwendungen des Grafen, zwischen seinen beiden Mühmchen den Rücksitz einnahm.

Viertes Capitel.

Der Entschluß zu der Fahrt auf den Porsberg war am Tage so plötzlich gefaßt worden, daß wenig davon in der

Stadt bekannt wurde, und man daher Pillnitz noch faſt ganz leer antraf. Ludwig benutzte dies, um ein eigenes Zimmer im Wirthshauſe in Beſchlag zu nehmen, weil ſpäterhin doch der Zudrang leicht ſo groß ſein durfte, daß es an Platz gemangelt haben würde. Nachdem die Damen dort ihren Anzug ein wenig in Ordnung gebracht hatten, ſchritt man zu einem Spaziergange in den Garten, deſſen ſchattige Gänge bei der noch ziemlich drückenden Hitze den angenehmſten Aufenthalt boten. Erſt ſpäterhin bei der eintretenden Kühle wollte man den Berg beſteigen, da man um dieſe Zeit doch noch nicht von den vielen Wagen beläſtigt werden konnte, indem der Hof erſt etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang oben eintreffen wollte.

Die Zeit verging den Spazierengehenden ſehr angenehm. Reiſende, zumal Soldaten, die ein langes Wanderleben führen, werden weit ſchneller bekannt in den Kreiſen, die ſie flüchtig berühren, als es Einheimiſchen zu gelingen pflegt. Die raſch bevorſtehende Trennung lehrt dabei den Werth des Augenblicks höher ſchätzen; man beachtet Jeden, den man nur auf kurze Zeit ſehen ſoll, um dann vielleicht auf immer von ihm Abſchied zu nehmen, viel aufmerkſamer, als Den, deſſen Lebensweg den unſrigen länger zu begleiten verſpricht. Auch findet unter ſolchen Verhältniſſen ein eigenthümlicher, gegenſeitiger Reiz ſtatt. Der Heimiſche betrachtet den Fremden, der weite Länderſtrecken durchmeſſen hat und in noch entferntere Gegenden eilt, vielleicht um die ſeltſamſten Schickſale zu erlebgn, mit erhöhter Theilnahme; der unſtete Fremde dagegen wird durch den Anblick des gleichmäßigen, ſo [illegible] Glücks einer trauten Häuslichkeit zu einer wehmüthigen [illegible] ſucht geſtimmt, die ihm gleichfalls alle Gegenſtände [illegible] reizendern Lichte zeigt. Beide Theile gewinnen du[rch] ſchroffen Gegenſatz des Lebens. So können Perſönlichkeiten,

die uns im gewöhnlichen Verkehr vielleicht gleichgiltig gelassen hätten, ungemein anziehend werden; vollends aber, wo sich ein in der That seltener Verein fesselnder Eigenschaften findet, da schlingt sich, wenn der Contrast der Lebensverhältnisse die gegenseitigen Anregungen mächtig verstärkt, schnell ein inniges Band von Herz zu Herzen, das sich, und wäre es auch noch so vorübergehend geknüpft, oft nicht mehr zerreißen läßt, ohne tief schmerzende Wunden zurückzulassen.

Dieser Fall trat bei den jugendlichen Gemüthern ein, die sich jetzo eben in arglosester Offenheit vor einander frei entfalteten. Es konnte nicht fehlen, daß zwei in der Stille des Landlebens erzogene Mädchen von glücklichen Anlagen, deren Ausbildung jedoch durch die Verhältnisse oft mangelhaft geblieben war, von der Unterhaltung zweier feurigen Jünglinge mächtig angezogen wurden, in denen eine edle Flamme kriegerischer und vaterländischer Begeisterung loderte, und deren Leben schon in frühen Jahren so reich an denkwürdigen Ereignissen, an ehrenwerthen Thaten war. Jaromir besaß dazu jene volksthümliche, fast naive Lebhaftigkeit der Polen, die durch die fremdartige Behandlung der deutschen Sprache und daher häufig durch eine ganz eigene Weise der Darstellung bei ihm noch einen besondern Reiz gewann; Boleslaw dagegen war ernst in seinem Wesen, aber der Adel seiner Züge, seine hohe Marmorstirn, von dunkellockigem Haar umschattet, sein feuriges Auge sicherten ihm sogleich einen warmen Antheil. Dagegen mußten zwei junge Helden, die kaum auf Tage das rauhe Feldlager verlassen hatten, und denen ein vertraulicher Verkehr mit edlen, gebildeten, weiblichen Wesen fast nur als eine Erinnerung aus dem Familienleben während ihrer Knabenzeit bekannt war, vielleicht noch schneller durch die Bande gefesselt werden, die sich so leicht zwischen natürlichen, jugendlichen Herzen knüpfen. Es pflegt unter solchen

Verhältnissen zwar nicht so leicht eine tief eindringende Leidenschaft zu entstehen, weil das Flüchtige, Vorübergehende, Zukunftlose sich unabweisbar mit empfindet; doch der Augenblick macht dafür seine Rechte um so lebhafter geltend.

Diese beiden Paare genossen daher eines schuldlosen Glücks, ohne sich Rechenschaft über dessen Ursache zu geben; es erfüllte und bewegte ihnen die Brust gleich einem milden Frühlingstage, dessen beseligende Huld uns gleichfalls aus verborgenen Quellen in die Seele dringt und nur eine allgemeine Sehnsucht anregt, ohne unsern Blick auf bestimmte Hoffnungen zu leiten.

Bewußter in seinen Empfindungen war Bernhard, der durch gewaltige Flammen der Seele, gleich den Pflanzen des glühenden Südens, früher zu einem ungleich höhern Wuchs, zu reiferer Entfaltung aller seiner Kräfte gezeitigt war. In seiner Brust war es selten heiterer, lichter Tag; er kannte fast nur Nacht und Flammen, und diese brannten niemals rein, sondern warfen, gleich dem Feuerkrater der Sonne fortwährend riesenhafte Schlackenmassen, die sich zu schwarzen Flecken auf der leuchtenden Scheibe gestalteten, aus. Indessen wurde ihm auch die düsterste Nacht erleuchtet, entweder durch Blitze, oder durch fernfunkelnde Gestirne, an denen sein sehnsüchtiges Auge hing, die sein Herz bebend verehrte. Diese bildliche Anschauung seines Innern legte er selbst zum Grunde, als er einen Augenblick mit Ludwig zurückgeblieben war und Beide, stillstehend, sinnend, ihre Blicke den Wellen des Stromes folgen ließen.

„Es ist mir bisweilen," begann er, „als dämmere es purpurn am äußersten Norden des Nachthimmels meiner Seele, und dann kommt es über mich, als wolle mir der Mond sanft leuchtend aufgehen. Aber er steigt blutig herauf, darauf will ich wetten, und die ganze Mond-Aurora war nur der Wider-

ſchein einer Feuersbrunſt, die mir, der Teufel weiß was, niederbrennt."

„Und mir iſt's," antwortete Ludwig, den der Vergleich in ſeiner jetzigen Stimmung tief ergriff, „mir iſt's, als deute die dämmernde Röthe nur den Untergang eines ſchönen Geſtirns an, und bald werde Alles graue Nacht ſein."

„Du kannſt auch Recht haben," entgegnete Bernhard kurz und rauh, wie er pflegte; „aber laß uns zur Geſellſchaft."

„Ich tröſte mich damit," ſprach Ludwig im Gehen, „daß jedes ſinkende Geſtirn in einer andern Welt aufſteigt."

„Ja, ja, recht hübſch," warf Bernhard hin; „das Rad, was mir die Rippen und meinethalben das Herz dazwiſchen zerquetſcht, dreht ſich an der Achſe eines Triumphwagens für einen Andern, der vielleicht ein Eſel iſt; oder mindeſtens fährt doch eine Gans mit einem Affen gemächlich in der Chaiſe ſpazieren, oder in der Hochzeitskutſche zur Kirche, deren Rad mich in den Koth drückt und ſchindet. Das tröſtet ungemein."

„Ich meinte es nicht ſo, Bernhard," ſprach Ludwig ein wenig empfindlich; „auch haſt Du mich wol abſichtlich mißverſtanden. Nicht eine Welt Anderer, ſondern nur die uns ſelbſt eine andere, beſſere ſein wird, hatte ich im Sinne."

„Guter Ludwig," antwortete Bernhard, indem er aus dem bittern Ton in den ſeines gewöhnlichen Humors fiel, „es iſt freilich eine ſehr angenehme Beruhigung, wenn wir im Arioſt leſen, daß ſich die Dinge, die uns hier verloren gehen, im Monde wiederfinden; ich meinestheils behielte aber doch gern, was ich habe; man ſpart Mühe dabei. Hätte die Sache indeſſen ihre Richtigkeit, ſo kann ich Dir betheuern, daß die meiſten meiner Güter im Monde liegen, und ich im dortigen Hypothekenbuch, falls dort einige Ordnung herrſcht,

mit namhaften, sicheren Forderungen eingetragen sein muß. Aber wenn wir so fortschwatzen und die Augen nicht aufthun, so werden wir unsere Gesellschaft auch bald zu den Dingen zählen können, die wir leichter auf dem Monde wiederfinden, als hier; denn hätte ich nicht noch soeben die beiden Mütter dort hinter den Fliederbüschen verschwinden sehen, so wüßte ich wahrlich nicht, ob ich die Töchter rechts oder links suchen sollte, zumal da sich an der Ecke dort so viele Wege kreuzen, daß man glauben möchte, es wäre in ganz Deutschland kein besserer Platz zu einer Teufelsbeschwörung zu finden."

Indem die Freunde den Ihrigen rasch nacheilten und eben in einen dunklern Gang einbogen, den dieselben eingeschlagen hatten, stießen sie auf zwei fremde Herren, deren einer sehr sorgfältig gekleidet war und das rothe Band der Ehrenlegion im Knopfloch trug. Der andere hielt sich ein wenig hinter ihm zurück, sodaß er etwa das Ansehen eines Kammerdieners, höchstens eines Secretairs hatte. Noch weiter zurück folgten zwei Livreebediente. Mit Höflichkeit grüßend streifte der Herr mit dem Orden rasch an ihnen vorüber, der andere sah sich nach den Dienern um und stand dabei einen Augenblick still. Als er sich darauf umwandte, waren Ludwig und Bernhard eben dicht an ihm. Beide schienen ihm aufzufallen; flüchtig grüßend, doch sie scharf ins Auge fassend, ging er vorüber. Als Bernhard, dem die Phy-
blieben war und Beide n noch mehr aufzufallen schien als je-
Wellen des Stromes fo urückwandte, um ihm nachzusehen, be-
„Es ist mir bisweilen," eben ein Gleiches that. Darüber wa-
am äußersten Norden des N Bedienten vorübergegangen.
kommt es über mich, als t kennen," sprach Bernhard, „mir
tend aufgehen. Aber er stils hätte ich es schon irgendwo ge-
wetten, und die ganze Mo ich, wenn ich behauptete, es gefiele

mir. Verwünscht, daß ich als Maler die Linien und Winkel der vertracktesten Physiognomien genau behalte, aber die Pässe, auf die sie durch die Welt reisen, nebst allen übrigen Accessorien des Signalements immer vollständigst vergesse; ich meine die Namen und sonstigen Umstände. Meine Gesichtserkenntniß ist groß, aber sie hilft mir nicht mehr als eine Sprache, von der ich alle Worte weiß, aber nicht die Dinge kenne, die sie bezeichnen."

„Er fiel auch mir auf," antwortete Ludwig; „doch habe ich für Physiognomien, die mich nicht an sich oder durch die Umstände interessiren, fast gar kein Gedächtniß."

„Wenn er uns nicht gestern oder heute schon aufgestoßen ist," sprach Bernhard leicht hin, „so magst Du ihn am Südpol, ich am Nordpol gesehen haben, da ich gestern von Schottland kam, Du von Neapel her in Dresden einrücktest. Mich quälen dergleichen verlorene Gesichter, zu denen ich schlechterdings keine Unterschrift finden kann, oft; aber so hat mich lange keins geplagt."

„Es schien, als kenne er Dich oder mich," entgegnete Ludwig; „wenigstens sah er uns aufmerksam an."

„Mag sein, daß er sich unserer Beider erinnert und verwundert ist, was er diesseit und jenseit des Äquators gesehen hat, hier im Garten zu Pillnitz auf einem Breitengrade und unter demselben Meridian anzutreffen. Verdrießlich! Ich weiß, der Kerl verdirbt mir die Laune für den ganzen Nachmittag, denn ich bin überzeugt, daß ich fortwährend an ihn denken muß, weil ich eben bemüht bin, ihn mir aus dem Sinne zu schlagen."

„Laß es gut sein, Lieber," meinte Ludwig. „Was ist es am Ende mehr als ein Reisender, mit dem wir in einem Postwagen oder an einer Wirthstafel gesessen haben. Verkümmere Dir darum Deine gute Stimmung nicht; bis auf

die wenigen, scharf dissonirenden Accorde, die Du zuvor anschlugest, schien Deine Seele ja so angenehm harmonisch und melodisch gestimmt, daß ich Dich darum beneidete. In mir kann und will sich der blaue Frühlingshimmel über uns nicht so hell abspiegeln."

Unter diesen Worten hatten die Freunde die Ihren eingeholt, worauf sich Bernhard an Marien anschloß, der Rasinski bisher viel Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Indessen wurde es allgemach Zeit, den Berg zu besteigen. Da dies fast eine Stunde erfordert, so hielt Ludwig es für gut, wenn die Frauen zuvor ein wenig ausruhten und eine Erfrischung einnähmen. Dies geschah im Wirthshause.

Hierauf trat man die Wanderung an. Schon waren die verschiedenen Wege, die hinaufführen, sehr belebt; man sah Frauen und Männer aus allen Ständen in bunter Mischung durcheinander der Höhe entgegenklimmen. Als Ludwig mit den Seinigen die Ruine erreicht hatte, erklärte die Mutter, daß ihr das Steigen ihrer Brust halber zu beschwerlich falle, sie daher auf den Genuß der Aussicht vom Gipfel her verzichten und hier verweilen wolle, indem sie bekannte Familien aus Dresden genug erblicke, denen sie sich anschließen könne. Ihre Schwester war desselben Willens. Die jungen Leute setzten also ihren Weg allein fort, während die Mütter vor einem in den Gebüschen, nahe bei der Ruine aufgeschlagenen Zelt Platz nahmen, in welchem Erfrischungen feilgeboten wurden.

Ludwig und Bernhard, des Weges kundig, machten die Führer. Sie suchten, wo es irgend möglich war, von der großen Straße abzuweichen und stillere Pfade zu wählen, die sich durch das Gehölz schlängelten. Hier umgab sie grüne, wohlthuende Dämmerung; der mit Blumen bedeckte frische

Rasen hauchte liebliche Düfte aus; der Himmel leuchtete blau zwischen dem Laubgitter hindurch; Quellen rieselten und hüpften in leichten Wasserfällen über den Pfad hin und spannen ihr schimmerndes Silberband den Abhang hinunter; die Vögel sangen mit hellem Laut; tausend Insekten summten; der Frühling lebte und webte in Büschen und Blumen, in Wassern und Lüften und wiegte die Seele in träumerische Wonne. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Waldung und gestattete einen Blick in die Tiefe und Weite. Jetzt sah man Pillnitz, wie es sich in dem breiten Elbstrome spiegelte; jetzt schweifte das Auge über weite blaue Höhen hinaus, der böhmischen Grenze zu. Und hielt man an, wo sich rückwärts ein offener Blick bot, so gewahrte man den ganzen grünen Bergabhang, wie er sich in das Thal hinunterſenkte, erblickte die Straße von tausend bunten Gestalten bedeckt und belebt, und im Hintergrunde die Ruine, die sich gegen einen düstern Waldabhang lehnte. So wurde die Wanderung durch den reizenden Wechsel der Erscheinungen verkürzt, und man hatte den Gipfel erreicht, ohne eine Anstrengung oder Ermüdung zu empfinden.

Hier waren und wurden noch festliche Anstalten getroffen, um die hohen Besucher zu empfangen. Eine große Zahl von Arbeitern und Gärtnermädchen wurde unter der Anleitung des Hofgärtners beschäftigt, den Platz mit Blumengewinden und Kränzen, die von Baum zu Baum geknüpft wurden, zu umziehen. Ein prachtvolles Gezelt war auf dem Rasen aufgeschlagen, und selbst der Wartthurm, von dessen Zinnen man nur über die nächsten Waldgipfel hinwegblicken konnte, wurde mit blumigem Schmucke geziert, der wundersam genug mit dem alten verwitterten Gestein contrastirte. Bernhard warf einen raschen Blick über das Ganze und sprach dann: „Recht artig; nicht eben künstlerisch, doch festlich,

heiter; ungefähr wie Volkstrachten, so unschön sie auch häufig sind, doch eine nicht abzuleugnende warme Lebendigkeit haben und so der Kunst oft förderlicher werden als edle antike Gewänder. Nur den Thurm hättet Ihr im Stiche lassen sollen, Ihr Leute! Es sieht aus, als ob Ihr einen achtzigjährigen Kahlkopf bekränzen wolltet; Blumen gehören der Jugend, Kränze ins frische lockige Haar."

Bei diesen Worten nahm er einer der Kranzwinderinnen ohne Umstände einen eben fertiggewordenen Kranz aus Frührosen, Veilchen und Reseda aus der Hand und drückte ihn mit einer zierlich gewandten Bewegung in Mariens hellbraune Locken, sodaß diese ganz erschrocken emporsah, dann aber mit einem lieblichen Erröthen lächelte und ihn unschuldig fragte: „Steht er mir gut?"

„Eine Frühlingsgöttin!" rief Bernhard. „Allerliebst!" sprachen Julie und Emma, indem sie Marien betrachteten. Bernhards Gedanke hatte so viel Beifall gefunden, daß Rasinski der Kranzwinderin einige Geldstücke in die Hand gleiten ließ und dafür noch zwei ähnliche Kränze erstand, die er Emma und Julien überreichte und darauf drang, sie müßten sich ebenfalls damit schmücken. Zwar weigerten sie sich erröthend und mit mädchenhafter Scheu vor dem Auffallenden; doch Marie half in sie dringen und so gaben sie endlich nach. Vorzüglich bestimmte sie der Umstand, den Alle erst jetzt mit einigem Erstaunen wahrnahmen, dazu, daß sie sich ganz allein unter den arbeitenden Leuten befanden, indem von den vielen Zuschauern sich noch Niemand hier oben eingefunden hatte. Ohne es zu wissen, verdankten sie dies den Offizieren und namentlich Rasinski; denn es war Befehl gegeben worden, alle diejenigen Personen, die nicht zum Hofe gehörten, nur bis zu einer gewissen Höhe des Berges zuzulassen, und daher hatte man auf dem großen Wege Posten

ausgestellt. Der kleinere Pfad war unbesetzt geblieben. Auf dem Gipfel befanden sich nun zwar auch Wachtposten; da jedoch Rasinski die reiche Uniform trug und von zwei jüngeren Offizieren begleitet war, so glaubten die Wachen, denen eine Uniform überhaupt für einen Freipaß zu gelten pflegt, darin die vollste Berechtigung für ihn zu sehen, mit seiner Gesellschaft auf dem Berge zu verweilen, zumal da sie annahmen, man habe ihn bereits unten desfalls durchgelassen. Überdies hatte sein Wesen stets etwas so Gebietendes, Vornehmes, daß selten untergeordnete Leute ihn dem allgemeinen Gesetz unterworfen glaubten, sondern gewöhnlich, mit unverkennbarer Ehrfurcht vor ihm, meinten, er sei eine vollgiltige Ausnahme.

Fünftes Capitel.

Man bestieg jetzt den Thurm; Rasinski bot Marien den Arm, um sie die kleine Treppe hinaufzuleiten. Sie genoß des reichen Blicks von oben nicht zum ersten Male, doch immer neu überraschte er sie durch seine Schönheit. Von der Thurmzinne über die grünen Waldgehege, die bisher rings die Aussicht vergitterten, hinwegblickend, schweifte das Auge über den Vordergrund zarter, schlanker, im Luftzuge anmuthig wehender Wipfel hinaus in eine fast unbegrenzte Ferne. Der größere Theil des Landes zieht sich in wellenähnlichen Korn- und Waldhügeln dahin, zwischen denen sich Dörfer und Städte in unabsehbarer Zahl eingestreut finden. Höhere Gebirgsrücken steigen ringsum, wie die Ufer dieses in leicht

geſchwungenen Linien wallenden Meeres, auf. Die ſilberne breite Bahn des Elbſtromes theilt die Landſchaft in zwei überſichtliche Hälften. Gern verfolgt das Auge die anmuthigen Bilder, die der Strom wiederſpiegelt, von den blauen dämmernden Thürmen Dresdens an, den Rebenhügeln von Loſchwitz vorüber, bis zu den ſchroffen Felskegeln des Königſteins und Lilienſteins, die, gleich halbeingeſtürzten, ägyptiſchen Pyramiden, koloſſal über ihre Umgebung emporragen. Mitten in dieſem Teppich, der von tauſend bunten, aber durch die Ferne matter ſchimmernden Farben gewebt wird, ſteht der friſche, grüne Berg ſelbſt, mit ſeinen bald ſanfteren, bald ſchrofferen Waldhängen, als das Herz des weiten Panoramas. Er fügt zur wunderbar erregenden Ausſicht romantiſche, wahrhaft maleriſche Anſichten, während die Ferne weniger der Malerei als der Poeſie angehört und faſt nur durch den bewußten Gedanken ihre Reize erhält, weil ſie dem Menſchen das Gefühl der Erweiterung und Beſchränkung ſeiner Kräfte zugleich gewährt. Denn indem ſein Auge mit unbegreiflicher Schnelle fernſte Punkte verknüpft, weite Räume durchfliegt, meilenlange Strombahnen oder Landſtraßen in einem Blicke verfolgt und überſieht, fühlt ſich der Fuß um deſto enger gefeſſelt; aber gerade dieſer Gegenſatz iſt es vielleicht, der weiten Ausſichten einen ſo wunderbaren, geheimnißvollen Reiz gibt, da wir jede Größe und Kraft ja nur durch ein vergleichendes Maß empfinden.

Während die Männer faſt gleichgiltig über die naheliegenden Schönheiten hinausblickten und die ihrem raſtlos vorwärts ſtrebenden Geiſte verwandten Fernen durchflogen, wandte ſich der Blick der Frauen aus gleichen Urſachen auf die vertrautere Nähe. Sie betrachteten die Räume, die ſie eben durchwandelt hatten, ja Marie ſah mit einem beſondern Wohlgefallen auf den grünen, mit Blumenkränzen geſchmück-

ten Rasenplatz hinunter, auf dem sie soeben noch geweilt hatte, und wo sich die Kränze windenden Mädchen und Bursche in der That sehr zierlich ausnahmen.

Bernhards Blick schweifte über die Erde hinweg in die seltsamen Wolkengestalten am Horizont hinein, wo er für seinen phantastischen Sinn mehr Nahrung fand, zumal da die heimischen Gegenden ihm gegen die grotesken nordischen Landschaften, in denen er zuletzt geweilt und die er vielfach gezeichnet hatte, ein wenig nüchtern erschienen. Diesmal aber wurde aus dem Träumer, der in Nebelgebilde und flüchtiges Gewölk hineinschaute, ein sehr praktischer Mensch. „Es gibt noch ein Gewitter," sprach er; „seit Mittag hat es gebraut, jetzt aber haben wir die zweite Wetterwendezeit, nämlich sechs Uhr; das Zünglein der Wetterwaage steht zwischen Mittag und Mitternacht gerade ein. Nun muß sich's schnell entscheiden, ob es sich der Finsterniß oder dem Lichte zuneigt, das heißt, ob wir ein Donnerwetter bekommen oder heitern Himmel behalten. Ihr müßt wissen, ich bin als Seereisender ein starker Wetterkundiger geworden; daher prophezeie ich nichts Gutes, denn der Wind setzt wahrlich um und fängt an auf mächtigen Flügeln zu rauschen."

Wirklich trieb von dem Gebirg her schwarzgraues Gewölk herauf, das nur deshalb die Luft noch nicht verdunkelt hatte, weil die Sonne gerade an der entgegengesetzten Seite des Horizonts stand, wo der Himmel noch im reinsten Blau glänzte. Zugleich erhob sich ein hohles Brausen, und man sah an dem Wogen der niedergebeugten Baumgipfel schon von Weitem her den Strom der Lüfte über die dunkeln Waldhöhen heranziehen. Es schien, als habe Bernhards prophezeiendes Wort die Entscheidung gegeben, so plötzlich brach das Ungewitter herein. Ein starker Windstoß umsauste den Thurm und hätte in unvermuthetem Überfall fast die Tü-

cher und Hüte der Frauen entführt. Einzelne schwarze, weit vorgetriebene Wolken zogen jetzt vor die Sonne, sodaß riesenhafte Schatten über die Landschaft fielen, und die Luft sich mit jedem Augenblicke mehr und mehr verfinsterte.

Die Mädchen sahen einander ängstlich verlegen an; das Gewitter schien allem Anschein nach sehr heftig werden zu wollen und war schon so nahe herangerückt, daß man ihm nicht mehr entfliehen konnte. Ihre Lage wurde daher in der That bedenklich. Indessen gestaltete sich das Schauspiel so großartig, daß der Anblick desselben einigermaßen die Besorgnisse in den Hintergrund treten ließ. In schweren Massen zog das wettergraue, schweflichte Gewölk von dem östlichen Horizont herauf und hüllte allmälig das Gebirge in seine düstern Schleier ein. Mit ihm senkte sich Nacht auf die ganze Landschaft; nur einige zum Theil mit hellen Gebäuden gekrönte Höhen, auf welche der zwischen den Wolkenrissen durchblitzende Sonnenstrahl fiel, leuchteten auf dem dunkeln Grunde in desto klareren Umrissen und Farben. Der Strom wand sich finster gekräuselt unter dem Bogen des Gewitterhimmels dahin und spiegelte ihn aus verdunkelnder Tiefe zurück. Im Westen blickte das klare Auge des reinsten Blaus unter den düstern Brauen der Gewölke hervor, die, schwarz vor die Sonnenscheibe gelagert, mit feurigen, gezackten Goldrändern von ihr umsäumt wurden. Mehrere Male setzte der Sturm in wirbelnden Stößen an, schüttelte die Wipfel der Bäume und kräuselte den Staub zu hohen Säulen empor; in den Pausen trat daher eine desto tiefere Stille ein, und ein schwüler Druck beklemmte die Brust. Kein Vogel ließ sich hören, nur hie und da flatterte noch einer ängstlich dem Neste zu. Jetzt flammte es roth leuchtend durch den ganzen westlichen Himmel, und der zackige Blitzstrahl schoß in den Strom hinunter. Das Gewitter stand indeß noch ziemlich

ferne, denn es verfloß wol eine halbe Minute, bevor das dumpfe Rollen des Donners sich vernehmen ließ, das an den Häuptern der Berge murmelnd hinlief.

„Prächtig!“ rief Bernhard, „Ich gebe ein Dutzend schöner Tage mit Freuden für ein Gewitter wie dieses hin. Was für Lichter auf die Landschaft fallen! Nacht und Tag in scharfen Streifen nebeneinander gelagert! Seht nur, wie der Sonnenstein drüben bei Pirna noch leuchtet und glänzt gegen die blauschwarze Wolke, die sich hinter ihm aufthürmt. Und die weißen Segel dort auf der Elbe, die wie Möven über die graue Fluth hinschießen; die Schiffe ziehen ordentlich eine Schaumfurche durch die Wellen!“

Die Mädchen empfanden die wunderbare Schönheit des Schauspiels so lebhaft, daß sie sich scheuten, ihre kleinen Besorgnisse um Kleider und Hüte laut werden zu lassen. Doch zog das Gewitter mit so furchtbarer Majestät näher, daß es ein weibliches Herz doch wol mit einiger Furcht erfüllen konnte.

„Dorthin regnet es schon stark,“ bemerkte Ludwig, indem er mit dem Finger nach der Gegend deutete.

„Wo?“ fragte Marie.

„Dort, rechts vom Königstein, wo die dichten, grauen und violetten Streifen sich aus dem Schoos der Wolke gegen die Erde ziehen; man bemerkt deutlich, wie der Regen mehr und mehr nach Westen vorrückt.“

„Sollte es wol möglich sein,“ fragte Marie, „daß wir Pillnitz erreichten, ehe das Wetter vollends ausbricht?“

„Kaum,“ entgegnete Ludwig, „und ich möchte nicht anrathen, den Versuch zu machen, da wir hier oben in dem kleinen Gewölbe des Thurmes Schutz finden können, das man uns gewiß gern öffnen wird. Vielleicht aber zieht das Wetter ganz vorüber; denn der Sturm scheint so stark

werden zu wollen, daß er es leicht über uns dahintreiben kann."

In der That zog das Gewölk jetzt so zerrissen über den Berggipfel hinweg und verdichtete sich dagegen auf der andern Seite des Stromes, daß Ludwigs Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewann. Während man noch darüber sprach, kam ein Reiter in vollem Galopp den Berg heraufgesprengt. Er brachte dem Hofgärtner die Nachricht, daß die Fahrt mit Fackeln plötzlich abgesagt sei, er daher schleunigst alle Vorbereitungen zum Empfange der hohen Herrschaften einstellen, aber dieselben auf morgen in Bereitschaft halten solle. Die Arbeiter, welche, rings von Wald umgeben, die Annäherung des Gewitters erst seit den wenigen Minuten bemerkt hatten, wo die Sonne durch das Gewölk verdeckt wurde und der erste Donner sich vernehmen ließ, beeilten sich auf diese Nachricht, ihre abgelegten Kleidungsstücke anzulegen und so schnell als möglich ein Obdach zu gewinnen. Die Mädchen warfen ihre Tücher über den Kopf und flüchteten hastig den Berg hinab. Von den Männern blieben jedoch einige auf Befehl des Hofgärtners, um das Zelt abzubrechen, das schwerlich dem Wetter getrotzt haben würde.

Diese Anstalten, besonders die Flucht der Arbeiterinnen, brachten natürlich in den jungen Mädchen, die noch auf der Höhe des Thurmes standen und mühsam die im Winde flatternden Gewänder zusammenzuhalten suchten, eine erhöhte Besorglichkeit hervor. Marie meinte, so gut wie jene könne man wol auch noch ein Obdach gewinnen, und vielleicht sei ein Gebäude in der Nähe, das sie aufnehmen könne. Ludwig sprang rasch die Treppe hinunter, um sich bei dem Hofgärtner zu erkundigen. Dieser ließ eben die zum Aufschlagen des Zeltes verwendeten Geräthschaften sowie dieses selbst in den engen Raum, welchen der Thurm gewährte, bringen.

Auf Ludwigs Frage entgegnete er, man werde gewiß Pillnitz noch glücklich erreichen, da man abwärts den Weg sehr schnell zurücklegen könne und die Wetter hier oben auf der Höhe, wo man dem Sturme völlig preisgegeben sei und den ganzen Horizont überblicke, immer näher und drohender aussähen, als sie in der That seien. Es dauere vielleicht noch eine Stunde, bis es zu regnen anfange. Ziehe es die Gesellschaft indessen vor, hier oben zu verweilen, so wolle er ihnen gern den Schlüssel zu dem kleinen, engen Raum im Thurme lassen, der jedoch, nachdem er jetzt mit Geräthschaften, Stühlen und Tischen angefüllt sei, kaum einige Personen fassen könne.

Ludwig nahm das Anerbieten mit Dank an und versprach, die Thüre sorgfältig zu schließen und den Schlüssel zuverlässig in Pillnitz abzugeben. Obwol der Gärtner die Erfahrung für sich hatte, so schien es doch, als täusche er sich diesmal über die Nähe des Gewitters sehr. Wenigstens wollte Ludwig vorher den Frauen die Wahl lassen, ob sie den Rückweg dem freilich nicht sehr angenehmen Aufenthalte vorzögen. Er nahm daher den Schlüssel an sich und stieg dann eiligst die Stufen wieder hinan, um Bericht zu erstatten. Die Stimmen waren getheilt. Die Männer, zumal Bernhard, entschieden sich unbedingt für das Bleiben, da man augenscheinlich kein Obdach mehr gewinnen könne, bevor das Ungewitter in seiner ganzen Gewalt losbräche. Die Frauen waren, besonders mit Rücksicht auf die Besorgniß, in der die Mütter schweben würden, wenn man ausblieb, für das gewagte Unternehmen, sofort aufzubrechen. Da ihr Wunsch am meisten in Betracht kam, indem eigentliche Gefahr nicht zu fürchten war, beschloß man denn, zu gehen. Aber indem Marie, von Rasinski geleitet, den Fuß auf die erste Stufe der schmalen, steilen Treppe setzte, blitzte es, daß

der ganze Himmel in Flammen ſtand und man das Auge geblendet ſchließen mußte; zugleich ertönte ein furchtbarer Donnerſchlag, von dem der Berg in ſeinen Grundfeſten zu erzittern ſchien. Geblendet und erſchreckt bebte Marie zurück und drängte ſich ſchüchtern gegen ihren Begleiter; dabei glitt ſie mit dem Fuße aus, und hätte Raſinski ſie nicht raſch umfaßt, ſo würde ſie vielleicht einen gefährlichen Sturz hinab gethan haben. Wenigſtens ſchien die Gefahr ſo nahe, daß Emma und Julie, die ſie fallen ſahen, einen lauten Schrei ausſtießen und eilig hinzuſprangen. Doch hatte Marie ſich ſchnell wieder aufgerichtet und erwiderte auf die von allen Seiten zugleich an ſie gerichtete, ängſtliche Frage, ob ſie Schaden genommeu habe, mit einem holden Lächeln auf dem erblaßten Geſicht: „O nein, nur ein wenig erſchreckt bin ich.“

Raſinski unterſtützte ſie ſorgfältig und geleitete ſie mit Vorſicht hinab. Erſt als ſie den ebenen Boden erreicht hatten, bemerkte er, daß ihr das Gehen ſchwer wurde. „Der Fuß ſchmerzt mich ein wenig,“ erwiderte ſie auf ſeine Frage; „aber es wird ſich wol bald geben.“ Zugleich bemühte ſie ſich, ihres Schmerzes Herr zu werden und feſt aufzutreten. Allein ſie vermochte es nicht, der Fuß brach unter ihr ein und ſie mußte ſich an Raſinski halten, um nicht niederzuſinken.

„Jetzt werde ich doch wol hier oben das Gewitter abwarten müſſen,“ ſprach ſie; „denn ſchnell hinabzugehen iſt mir nun unmöglich.“

„Auch nicht, wenn ich Dich von der andern Seite unterſtütze, liebe Marie?“ fragte Ludwig und ergriff ihren rechten Arm.

Marie verſuchte einige Schritte, dann antwortete ſie mit einem ſichtlich bekämpften Schmerz in den Zügen: „Ich glaube auch ſo nicht.“

„Wir tragen Sie hinab," rief Bernhard rasch.

„Nein, nein," entgegnete Marie mit einem freundlichen Lächeln, das sie durch eine abwehrende Bewegung der Hand begleitete, „ich kann ja nun hier oben verweilen; Ludwig bleibt wol bei mir."

„Nun bleiben wir Alle," rief Julie entschieden, und Emma stimmte sogleich ein.

„Es ist auch wahrlich das Beste," sprach Ludwig, „denn es fallen ja schon Tropfen, und das übermäßige Eilen beim Hinabgehen könnte, wenn wir durch den Regen überrascht würden, die gefährlichsten Folgen haben. Hoffentlich wird ja das Wetter wol bald genug vorüber sein, da es so heftig zu werden scheint."

Sechstes Capitel.

Die letzten Arbeiter, welche noch einige Geräthschaften in einen großen Korb zusammengepackt hatten, verließen eben den Platz; der Hofgärtner war schon hinunter. Es blieb also Ludwig, der die Schlüssel besaß, völlig freie Hand, sich in dem Thurme einzurichten. Er öffnete das kleine Gemach, das, mit übereinandergebauten Tischen, Stühlen, Zeltstangen, und vielem andern Geräth unordentlich angefüllt, kaum den Eintritt so vieler Personen, viel weniger irgend eine Bequemlichkeit gestattete. Die Männer griffen indessen rüstig zu, um durch ein sorgfältigeres Ineinanderschichten und Übereinanderpacken einigen Raum zu gewinnen. Dies gelang end-

lich so weit, daß man für die acht Anwesenden acht Stühle eben setzen konnte; die Thüre mußte natürlich, um Licht und Luft zu behalten, offen bleiben; denn an ein Öffnen der Laden war, da die Fenster hoch versetzt waren, nicht zu denken. Gerade zur rechten Zeit wurde man mit seiner Einrichtung fertig. Schon fielen die großen Tropfen häufiger und der Sturm ließ nach. Ein heftiger Donnerschlag dicht über den Häuptern der Versammelten schien die Wolken plötzlich zu zerreißen und den Strömen des Himmels die Bahn zu öffnen. Prasselnder, großkörniger Hagel, mit starken Schloßen untermischt, stürzte zugleich mit dem heftigsten Platzregen herab. Das junge Laub der Bäume wurde mit einer wahrhaft verheerenden Gewalt und Schnelligkeit niedergeschlagen. Die Geborgenen mußten sich in der That glücklich preisen, daß sie den Weg nicht anzutreten gewagt hatten; denn ein Gewitter in dieser Stärke war allerdings mit großen Gefahren verknüpft, und es würde sie mitten auf dem Wege überrascht haben, wo nach keiner Seite mehr schnell genug ein Obdach zu erreichen gewesen wäre. Eine der tiefsten Dämmerung ähnliche Finsterniß umgab die Berggipfel. Die Wetterwolken lagerten sich immer dichter und dichter darauf und Blitz folgte auf Blitz, sodaß oft die ganze Atmosphäre flammend erfüllt war, während das Rollen des Donners nicht mehr aufhörte, sondern nur einzelne, betäubend krachende Schläge die Gleichförmigkeit desselben unterbrachen.

Der Anblick dieses großartigen Naturschauspiels ließ die männliche, der Gefahr vertraute Brust nicht ganz unerschüttert; wie vielmehr mußte die weibliche dadurch von einer stummen Ängstlichkeit erfüllt werden. Still und bleich saßen die drei Mädchen neben einander auf derjenigen Seite, wo sie vor dem einschlagenden Regen am meisten geborgen

waren. Marie litt noch überdies heftige Schmerzen; zwischen Julie und Emma sitzend, hatte sie sich sanft gegen diese angelehnt, während jene theilnehmend eine Hand der Freundin hielt. Die Männer suchten durch eine anscheinende Ruhe, die Rasinski in gleichgiltig hingeworfenen Nebenbemerkungen, Bernhard sogar durch Scherze auszudrücken suchte, den Muth der Frauen aufrecht zu erhalten. Indessen verrieth sich das Absichtliche dabei zu leicht, um nicht eben dadurch eine fast entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Denn in der That wurde diejenige Besorgniß, welche sich bei den Frauen durch die scheinbaren Gefahren erzeugte, bei den Männern reichlich durch eine größere Kenntniß der wirklichen aufgewogen. Keiner derselben konnte es sich verhehlen, daß das Gewitter zu den stärksten gehörte, die überhaupt vorzukommen pflegen, und daß der einsame Höhenpunkt, um den sich die elektrischen Dünste wie um einen Leiter sammelten, der gefährlichste war, den man zum Aufenthalte wählen konnte. Namentlich besorgte Ludwig, daß der Blitz in den Thurm einschlagen könne, da der Wetterleiter ihm durchaus nicht hinlänglichen Schutz zu gewähren schien. Ein Glück war es übrigens, daß Niemand die Spitze [redacted]ben sehen konnte, sonst würde der Anblick des Feuerbüschels, der an demselben flammte und der fortwährend an der Stange heruntergleitende elektrische Strahl die Besorgnisse noch bedeutend erhöht haben.

Etwa eine halbe Stunde währte das heftige Toben des Gewitters; dann ließ es nach, es donnerte und blitzte seltener und der Regen strömte, wiewol immer noch reichlich genug, doch gemäßigter herab.

Die Mädchen athmeten wieder leichter und genossen das freudige Gefühl einer überstandenen Gefahr, wodurch in der edlern Brust nur eine sanfte, dankbare Rührung geweckt

wird. Marie ſah ihren Bruder mit einem unbeſchreiblich liebevollen Blicke an; Ludwig verſtand ihn. Er reichte ihr die Hand und ſprach: „Marie, Du Gute, leideſt Du noch Schmerz?“

„Nein,“ erwiderte ſie nicht aufrichtig; „doch gehen würde ich nicht können.“

Bernhard rief: „Mir wird's zu eng hier in dem ſchwülen Käfig, ich muß mich etwas erfriſchen!“ Mit dieſen Worten ſprang er ins Freie, wo der friſche, duftige, jetzt nur noch wie Silberſtaub herabfallende Regen ihm die glühenden Wangen kühlte. Ludwig trat ebenfalls hinaus. Beide gingen auf die andere Seite des Thurms, wo man den Himmel etwas weiter überſehen konnte. „Das regnet noch vierundzwanzig Stunden ſo fort,“ ſprach Bernhard. „Aber höre, was ich ſagen wollte, Du haſt eine Schweſter, die weiß Gott mehr taugt als Du und ich zuſammengenommen. Gewiß, ſie iſt nicht ganz ſchlecht für ein Frauenzimmer, und ich glaube, ſie hat Dich lieber, als Du verdienſt. Mir ſind nur Thränen von jeher unausſtehlich geweſen, das heißt in meinen eignen Augenhöhlen, ſonſt wollte ich nicht dafür ſtehen, daß ich, als ſie Dich ſo freundlich anblickte —“

„Du haſt eine Thräne im Auge,“ ſprach Ludwig und ſah ihn freundlich ernſt an, „Du brauchſt Dich ihrer nicht zu ſchämen.“

„Hol' Dich der Henker!“ rief Bernhard unwillig; „es iſt ein Regentropfen, der mir auf die Wange geſpritzt iſt. Ich ſage Dir, Thränen in Männeraugen ſind mir ſo widerwärtig wie ein Kernfluch oder ein Schnurrbart auf Mädchenlippen; ſelbſt Frauen ſehe ich nicht gern weinen, weil es anſteckt. In der Wirklichkeit nämlich; denn daß ich gern trauernde weibliche Köpfe male, will ich nicht leugnen und

kann's gleich beweisen." Indem zog er ein Skizzenbuch von Pergamentblättern hervor, welches er stets bei sich führte.

„In diesem Büchlein," sprach er, „steht manches Gesicht, das des Ansehens werth ist, obwol nicht immer ein blauer Himmel aus den blauen Augen lacht. Wahrlich, Deine Schwester käme jetzt auch hinein, wenn es nicht so verflucht regnete, daß man nichts machen kann. Überhaupt wollte ich die ganze Gruppe zeichnen, sogar den Mars Rasinski, der die drei Tauben wie ein Adler unter seine Flügel nimmt, wiewol ich anfange, dem Kerl das Donnerwetter auf den Kopf zu wünschen."

„Es ist mir lieb," antwortete Ludwig, „daß Du die Zeichnungen bei Dir hast, denn ich fürchte, der Regen hält noch lange an, und in der steten Erwartung scheint die Zeit sich zu verdoppeln. Wenn wir daher die Frauen über eine Stunde täuschen können, so geschieht mir wahrlich ein großer Dienst damit. Laß uns hinein, und zeige den Mädchen Dein Buch."

„Ich bin's zufrieden," antwortete Bernhard, „obwol es eigentlich eine Schmach ist, daß uns die Kunst nicht bei heiterer, freier Muße als göttliche Gefährtin begleitet, sondern nur als Vogelscheuche gegen ein paar umherflatternde Besorgnisse, oder gerade heraus, als der Silberschaum auf der Pille, die uns das Schicksal eingibt, dienen soll." Sie gingen hinein.

„Wir haben das Wetter auf allen Seiten beobachtet," sprach Ludwig; „es wird sich, denken wir, allmälig abregnen. Indessen will unser Freund Bernhard uns mit seinem Skizzenbuche unterhalten, und so haben wir am Ende von unsern Unfällen noch den besten Gewinn."

„Und sind dies nicht immer die Wege Gottes?" sprach Marie lächelnd.

„Freilich," antwortete Bernhard, „und ich will sie mir besonders zu Nutze machen. Denn wenn ich hier mein Zeichnentaschenbuch zeigen soll, so kann es unmöglich bei jedem Umwenden des Blattes aus Hand in Hand gehen, sondern ich muß als Erklärer und Obhut übender Besitzer immer selbst dabei sein. Also muß ich bitten, mir jetzt einige Augenblicke zu gehorchen, indem ich Anstalten treffen will, die mir den beneidenswertheſten Platz sichern sollen."

Man war sehr gern bereit, Folge zu leisten. Bernhard setzte demnach vier Stühle in eine Reihe, sodaß der rechte Flügel derselben sich gegen die Thüre lehnte. Auf diesem mußte Marie Platz nehmen, er selbst setzte sich neben sie und nahm dann Emma und Julie zur Linken. Die übrigen vier Männer mußten sich hinter die Stühle stellen; Rasinski trat hinter Marie, Ludwig hinter Bernhard, die beiden jungen Offiziere hinter Julie und Emma.

„So," begann Bernhard; „nun werde ich mit unparteiischer Gerechtigkeit bald rechts, bald links bei den Damen beginnen und stets den Erklärer machen; denn das Beste dabei muß freilich, da es oft kaum angedeutet ist, gesagt werden. Doch um Eins bitte ich; fragen Sie mich bei Landschaften, bei Männern, kurz bei Allem nach Paß, Stand und Namen; aber die weiblichen Köpfe bleiben incognito, denn in das Geheimbuch meines Herzens kann ich wahrlich nicht Jedermann blicken lassen."

Man fügte sich gern diesem harten Gesetz und ging mit wahrer Frische und Lust an das Betrachten der Handzeichnungen. Die meisten waren, wie Bernhards Charakter, keck, lebendig, mit wenigen dreisten Strichen, mehr scharf angedeutet als ausgeführt, seltener zierlich, sauber. Doch mitunter hatte er auch die feine Grazie seines Griffels gezeigt. Der Inhalt des Buchs waren Landschaftsstücke, als:

romantiſche Felspartien, Baumgruppen, bisweilen eine ganze Landſchaft; daneben und dazwiſchen nationelle Köpfe, norwegiſche Fiſcher, ein Eiderfänger, eine Rennthiermelkerei und Ähnliches. Alles aber war eigenthümlich und auch durch die Fremdartigkeit der Gegenſtände feſſelnd.

„Sie werden bemerken," ſprach Bernhard dazwiſchen, „daß das Buch zugleich einen geographiſchen Zuſammenhang hat, da Sie daraus meine Reiſeroute verfolgen und ſehen können, wo ich mich mehr den Städten und Menſchen genähert habe, wo ich in der Einſamkeit verweilte. Denn ich hatte mir's gleich anfangs zum Geſetz gemacht, nicht bald hier, bald dort aufzuſchlagen und zu zeichnen, ſondern ein Blatt nach dem andern zu benutzen und dabei wo möglich auch Raum zu ſparen, weil ich das Umherſchleppen ſo vieler Dinge haſſe und gern Alles beiſammen habe. Daher ſind mir auch noch, obgleich ich dieſes Skizzenbuch mit dem erſten Tage meiner Reiſe begann, einige große Blätter übrig geblieben, worauf ich dieſen Thurm und uns Alle darin zeichnen kann, wenn das Wetter uns nur eine halbe Stunde gönnt. Aber ſehen Sie hier dieſen Bergſchotten mit ſeiner Tochter; hinten die Partie gehört zum Kathrinſee. Wir werden nun mit jedem Blatte civiliſirter, denn es dauert nun nicht lange, ſo befinden wir uns in der beſten londoner Geſellſchaft. Wahrhaftig, da iſt ſchon eine Lady, der ich, ohne daß ſie's wußte, ihr Portrait entwendete, da ich ſie vor ihrem Landhauſe auf der Terraſſe ſitzen ſah, während ich in einem Fliedergebüſch ſteckte."

„Wie lieb und unſchuldig ſich das Kind an ihre Knie lehnt," ſprach Marie. „Der Blumenſtrauß, den es der Mutter bringt, iſt aber wol Ihre eigene Erfindung?"

„Keineswegs," erwiderte Bernhard; „das vierjährige

Lockenköpfchen hatte eine ganze Hand voll Federnelken, Aurikel und andere kleine Blumen abgerupft und hielt sie der Mutter dar, die es meines Erachtens dafür hätte abstrafen sollen, da schwerlich in einer Woche so viel nachwuchs, als der kleine holde Unhold in einer Minute abriß; allein sie lächelte und streichelte ihm das Köpfchen; auch dazu habe ich nicht für einen Heller erfunden. Überhaupt das ganze Buch ist nur gewissermaßen ein Taschenspiegel, indem ich die Bilder der Wirklichkeit auffing."

Man blätterte weiter. Es folgten einige carikirte Figuren, der englischen Post entlehnt, wie Bernhard erklärte, dann einige hübsche Landmädchen, Pachterstöchter, eine Milchverkäuferin. Endlich war man in London. Wie er zuvor gesagt, ließ er die Zeichnungen weiblicher Gestalten und Köpfe ohne Commentar, was Ludwig sehr lieb war. Er erkannte nämlich, daß Bernhard diese Clausel gemacht hatte, um den Frauen eine Verlegenheit zu ersparen; denn unter den londoner Erinnerungen befanden sich einige, die dem Männerblick unzweideutig als solche erscheinen mußten, über welche eine nähere Auskunft sich nicht ziemte. Daß ein Maler sie als physiognomische Studien behandelt hatte, konnte man ihm nicht verargen. Zwischen den muthwilligen, lüsternen Gesichtern war wol hier und da eine sanfte, gesittete Engländerin anzutreffen.

„O wie schön!" rief Marie, als Bernhard eben wieder ein neues Blatt umwandte; „wie außerordentlich schön!"

Rasinski beugte sich, durch diesen Ausruf gespannt, näher über Mariens Schulter. Fast betroffen rief auch er: „Beim Himmel, dieser Kopf ist reizend!"

„Unbeschreiblich!" stimmte Marie ein. „Aber wer ist sie? Diese Eine müssen Sie uns nennen," setzte sie bittend hinzu.

„Wenn ich nun," begann Bernhard, „gerade dieses Kopfes wegen meine Bedingung gemacht hätte? Aber es ist nicht so, nur bin ich hier gezwungen, sie zu halten. Ich stahl dieses Gesicht wie Prometheus den göttlichen Funken aus dem Himmel, nämlich im Kings theatre zu London, als „Romeo und Julie" gegeben wurde, ich aber die Julie nur in einer Loge entdecken konnte, um die ich die Bühne übersah und überhörte. Da raubte ich diesen Kopf mit seinem sanft schwärmerischen Ausdruck."

„O die rührenden Thränen!" sprach Marie.

Ludwig, der sich bis jetzt, um Rasinski nicht zu hindern, zurückgehalten hatte, beugte sich nunmehr nieder, um die Zeichnung zu sehen. Unbefangen hielt ihm Marie das Buch ganz nahe entgegen. Doch er, als rede ihn plötzlich die Stimme eines seligen, verklärten Geistes an, bebte im Tiefsten wunderbar erschüttert zusammen, da er Bianca's Bildniß erkannte. Ein rascher Ausruf entfloh seinen Lippen; mehr durch Hülfe einer unbekannten unwillkürlichen Gewalt als durch eigene Fassung und Überlegung wurde er jedoch noch schnell genug seiner Herr, um dem „O Himmel!" das ihm entflohen war, die kältern Worte: „Welch ein reizendes Wesen!" anzuhängen. Mehr aber vermochte er nicht. Sein Auge verdunkelte sich; obwol das holde Antlitz seine Blicke mit unbeschreiblicher Macht anzog, riß er sich doch gewaltsam zurück, um seine Bewegung nicht zu verrathen. Mit angstvoller Spannung harrte er darauf, ob sich ihm jetzt durch den wunderbarsten Zufall das Geheimniß, an welchem das Glück seines Lebens hing, lösen werde; denn Marie, die sich gar nicht überreden, noch darüber beruhigen konnte, daß Bernhard nicht wissen sollte, wer dieses rührend holde Wesen sei, fragte ihn noch einmal: „Und Sie verlochten wirklich gar nichts zu erfahren? Ein so reizendes

Wesen kann ja doch selbst in dem unermeßlichen London Niemandem unbekannt sein."

„Wirklich, ich weiß nichts," erwiderte Bernhard. „Zwar bemühte ich mich, etwas zu erfahren, doch es ging mir unglückselig genug damit; wie, will ich Ihnen sogleich erzählen."

„Die sanfte Hoheit dieses Antlitzes, der unbeschreiblich rührende Schmerz darin — denn ich habe, aufrichtig gesagt, nur eine Carikatur davon geliefert — machte mich, warum sollte ich's nicht gestehen, ein wenig verrückt auf meinem Platz im Parterre. Ich wollte das Gesicht haben, das schwur ich mir innerlich; aber wie sollte ich es zeichnen, ohne aufzufallen? Neben mir saß ein Kaufmann, der lange in Konstantinopel gewesen war und sich dort ein wenig den orientalischen Ausdruck angewöhnt hatte. Ich kannte ihn so halb und halb. Dieser bemerkte es, daß ich nur nach der Loge, nicht nach dem Theater sah, obwol so eben Julie von Romeo Abschied nahm. Er sagte zu mir: „Nicht wahr, Sir, ein Gesicht, das sich malen ließe, wenngleich aus dem blauen Himmel der Augen feuchter Thau auf die Rosen der Wangen perlt." Sie weinte nämlich die schönsten Thränen, die ich jemals gesehen. „Freilich, bei Gott!" antwortete ich, „aber wo und wie?" — „Dort oben ist eine Loge leer," flüsterte er mir zu, „die den besten Auffassungspunkt darbietet; wenn Sie dort hineingehen und die Thüre nach dem Corridor ein wenig offen lassen, fällt von diesem her gerade so viel Licht auf Ihr Blatt, als Sie brauchen, und Sie selbst bleiben im Dunkel sitzen." Ich eilte, sofort diesen Rath zu befolgen. Mein Standpunkt war vollkommen günstig; ich saß im Hintergrunde der Loge ganz unbemerkt und blickte dem himmlischen Wesen gerade ins Gesicht, während sie das feuchte Auge unverwandt auf die Bühne richtete.

Der theure Raub gelang mir so vollkommen, als es überhaupt möglich war. In meine Arbeit vertieft, hatte ich jedoch nicht bemerkt, daß Jemand in die Loge getreten war. Plötzlich redete mich eine unangenehm rauhe Stimme leise an: „Sir!" Ich fuhr auf. „Ein Wort, Sir," sagte die Stimme, die einem Manne von etwa dreißig Jahren gehörte, der mir zur Loge hinaus auf den Corridor winkte. Ich merkte, was die Sache bedeuten wollte und folgte natürlich. Der mürrische Unbekannte tritt mit mir hinaus auf die Gasse. Hier fängt er an, mich zu fragen, mit welchem Rechte ich mir erlaubte, eine Dame ohne ihren Willen zu zeichnen. Ich antwortete kurz, wir geriethen etwas heftig aneinander. Das Ende war die Verabredung zu einer Zusammenkunft auf den andern Morgen um acht Uhr im Hydepark. Der Fremde verließ mich darauf, ohne ins Theater zurückzugehen; ich nahm dagegen den Weg nach meiner Loge, um noch ein wenig zu retouchiren. Aber noch heute möchte ich rasend werden vor Grimm: als ich eintrat, war die andere Loge völlig leer und das reizende Wesen sammt ihrer Gesellschaft verschwunden. Ich frage den Thürsteher; sie sind so eben weggefahren, lautete die Antwort, aber er kennt sie nicht. Ich eile hinab ins Parterre zu meinem Kaufmann. Er ist nicht mehr dort. Mein einziger Trost war jetzt die Bestellung im Hydepark, wo ich wenigstens zu erfahren hoffte, wer mein Gegner sei. Um halb acht Uhr fand ich mich pünktlich ein; aber ich glaube, wenn ich noch dort stände, so wäre bis diese Stunde Niemand gekommen. Kurz, ich hatte jede Spur verloren, denn sogar der Kaufmann war an dem Tage plötzlich wieder zu Schiffe nach der Levante gegangen, ohne daß ich ihn gesprochen hatte. Vertrauten Freunden habe ich nachmals wol das Bildniß gezeigt, aber Niemand kannte es; vergeblich bin ich ein Vierteljahr lang

jeden Abend in alle Theater Londons gelaufen, und zumal versäumte ich keine Vorstellung von Romeo und Julie; doch niemals ist es mir gelungen, auch nur die geringste Spur meiner Unbekannten wieder zu entdecken."

Siebentes Capitel.

Bernhards Erzählung hatte die Aufmerksamkeit Aller so gefesselt, daß man nicht bemerkte, wie inzwischen der Regen wieder ungleich heftiger geworden war und die Dunkelheit nach und nach hereinzubrechen begann.

Erst jetzt wurde Marie darauf aufmerksam und nicht wenig mit Sorgen deshalb erfüllt; denn in der That war die Lage für die jungen Mädchen bedenklich zu nennen. Sie versuchte, ob sie zu gehen im Stande sein würde, und wollte dann entschlossen dem Wetter trotzen; allein es war ihr nicht möglich; der Fuß war stark angeschwollen; sie litt empfindliche Schmerzen. Ludwig hatte bei der heftigen Aufregung seines Innern die nächsten Verhältnisse ganz vergessen und war in tiefe Gedanken versunken. Marie faßte seine Hand und fragte ihn leise: „Was sollen wir jetzt anfangen, Bruder? Wir sind wirklich recht übel daran; ich fühle, daß ich nicht hinunter kann, wenn ich auch das Wetter nicht scheuen wollte."

Ludwig sann einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Jetzt, da das üble Wetter anhält, ist die Sache ganz leicht entschieden. Ich gehe allein hinab und sende Euch die Wagen herauf."

„Du, Guter! wollteſt Dich dem heftigen Wetter aus-ſetzen?“ ſprach Marie.

„Es wird mir wohlthun,“ entgegnete Ludwig, „mir iſt ſo ſchwül, daß ich mich nach der Abkühlung ordentlich ſehne. Aber es iſt die höchſte Zeit, denn ſonſt bricht die Nacht an, ehe die Wagen heraufkommen.“

Es entſtand jetzt ein Wetteifer unter den Männern, wer Ludwig begleiten ſollte. Gern wäre er mit Bernhard gegangen, um von dieſem noch wo möglich etwas zu erforſchen; aber es ſchien ihm ſchicklicher, daß derſelbe als ein älterer Freund des Hauſes oben verweile, damit die drei Mädchen nicht allein mit den drei Offizieren zurückbleiben möchten. Er lehnte daher jede Begleitung ab, wiewol auch Rasinski und die jüngern Offiziere darauf beſtanden, die Unannehmlichkeit mit ihm zu theilen. „Es iſt völlig unnöthig,“ erwiderte Ludwig, da ſie freundſchaftlichſt in ihn drangen. „Einer reicht ja vollkommen zur Verrichtung des Auftrags hin; warum ſollten alſo Zwei damit beſchwert werden?“ Ohne ſich daher weiter zu beſinnen, trat er ſeinen Weg raſch an und verſprach, längſtens in einer guten Stunde ſollten die Wagen zur Abholung dort ſein.

Dieſe Zeit verfloß ein wenig ängſtlich, da die Mädchen, nachdem ihr natürlicher Beſchützer und Verwandter ſich entfernt hatte, die Verlegenheit ihrer Lage erſt recht deutlich empfanden.

Der Regen rauſchte ſchauerlich herab; grauer Nebel wälzte ſich über den Berg hin; es wurde allgemach dunkel. Jetzt war eine Stunde verſtrichen. Von Minute zu Minute hoffte Marie, daß die Wagen eintreffen würden. Geſpannt lauſchte ſie auf jedes Geräuſch, in der Hoffnung, endlich den Schall einer Peitſche zu vernehmen. Nachgerade fing ſie an, ſich zu beunruhigen, denn es verging eine halbe

Stunde über die festgesetzte Zeit, ohne daß sich die sehnlich erwartete Hülfe blicken ließ.

Es war völlig Nacht geworden. Durfte man gleich etwas auf den Regen und den düster bewölkten Himmel rechnen, so mußte es dennoch schon sehr spät sein. Marie fragte Bernhard einigemal leise nach der Zeit; dieser gab ihr anfangs täuschende Antworten, dann erklärte er ihr, er könne es nicht mehr sehen.

Es war nun nicht mehr die Seltsamkeit des Verhältnisses allein, was Marien quälte, sondern sie fing auch an, Besorgnisse anderer Art zu hegen. Sollte Ludwig verunglückt, sollte der Mutter etwas zugestoßen sein? Dazu gesellte sich der körperliche Schmerz, der nachgerade so heftig geworden war, daß sie sich in einem fast fieberhaften Zustande befand.

Weder Bernhard, noch die übrigen Männer konnten sich's jetzo mehr verbergen, daß ein außerordentlicher Vorfall eingetreten sein müßte, denn es waren weit über zwei Stunden verflossen, seit Ludwig sie verlassen hatte. Sie fingen daher an zu berathschlagen, was man thun solle, ob es nicht die Pflicht gegen den Freund erfordere, mit Ernst nachzuforschen, was geschehen sei; denn es konnte ihm ja doch ein Unfall zugestoßen sein. Bernhard hielt es nunmehr für das Beste, mit der Sprache herauszurücken, um die ängstlichen, eingeschüchterten Mädchen nicht noch mehr durch ein dunkles Verhüllen und Verbergen, das zuletzt doch nicht durchzuführen wäre, zu beunruhigen. Man stimmte ihm bei. Er erklärte daher Marien offen, daß er selbst anfange, besorgt zu sein und es daher für Pflicht halte, sich um Ludwig zu kümmern.

Marie erwiderte diese Eröffnung durch einen Händedruck, denn schon längst hatte es auf ihrem gepreßten Herzen gelegen, die Männer um Das zu bitten, wozu sie sich

jetzt erboten. Nur wagte sie es nicht, theils weil sie besorgte, daß man ihre Angst für ungegründet halten möchte, theils weil ihr das Ansinnen zu viel zu fordern schien.

Bernhard, als des Wegs am kundigsten, und Jaromir übernahmen es, hinunter zu gehen; Rasinski, als der Älteste, blieb zum Schutz der Frauen zurück, und behielt auch Boleslaw bei sich, weil man nicht wissen konnte, ob Mariens Zustand nicht vielleicht die Hülfe zweier Männer nothwendig machte, und weil es überhaupt gut schien, daß auf jeder Seite Zwei blieben, um einander zu unterstützen.

Bernhard und Jaromir machten sich auf den Weg. Sie versprachen, es möge vorgefallen sein, was da wolle, wenigstens Botschaft zu bringen oder zu senden. Obgleich der Regen heftig herabströmte und man kaum die Hand vor Augen zu sehen vermochte, ward es den beiden Wanderern doch Anfangs nicht schwer, den richtigen Weg zu finden. Sie erreichten ohne Schwierigkeit die Ruine und glaubten schon ihrem Ziele ganz nahe zu sein, als sie, minder achtsam, plötzlich vom Wege abgewichen waren und sich in hohem Grase befanden. Sie versuchten, die Straße wieder zu gewinnen, aber vergeblich. Um nicht wieder Zeit zu verlieren, beschlossen sie daher auf dem ungebahnten Wege fort durch Gesträuch und hohes Gras oder Getreide nur gerade abwärts zu gehen, da sie die Hauptrichtung nicht verfehlen konnten. Indessen war dies nicht so leicht; denn sie wurden anfangs durch einen ziemlich tiefen und breiten, mit Regenwasser angefüllten Graben aufgehalten, und als sie über diesen endlich einen Übergang gefunden hatten, geriethen sie an eine undurchdringlich dichte Hecke. Sie mußten an derselben hintappen, um ihr Ende oder eine Öffnung zu suchen; doch plötzlich hemmte sie eine Querverzäunung, die sie nöthigte, wieder bergauf zu klimmen. Zum Glück entdeckte Bernhard

eine Stelle, wo man leicht übersteigen konnte. Sie thaten es und sahen nun in einiger Entfernung ein Licht schimmern, das in einem der Hofgebäude, die zu dem Schlosse gehören, zu brennen schien. Hatten sie dieses erst erreicht, so war es ein Leichtes, nach dem Wirthshause zu gelangen. Bald bemerkten sie jedoch, daß das Licht wandle und näher komme; es waren Leute mit zwei Laternen. Erfreut, auf Menschen zu stoßen, die ihnen Auskunft geben konnten, gingen sie denselben entgegen und trafen auch bald den gebahnten Pfad, auf dem dieselben herankamen. Da Bernhard und Jaromir durch die völligste Dunkelheit verborgen, jene aber hell beleuchtet wurden, war es nicht schwer, schon in ziemlich bedeutender Entfernung zu erkennen, daß es zwei französische Gensdarmen waren, die muthmaßlich einen Gefangenen transportirten. Bernhard war durch seine mannichfaltigen Reiseerfahrungen vorsichtig gemacht, und Jaromir war es als leichtem Cavalerieoffizier zur andern Natur geworden, im Dunkeln immer die Taktik der Schleichpatrouillen zu beobachten. Es bedurfte also für Beide nur eines gegenseitigen Winks, um die Leute mit den Laternen erst näher herankommen zu lassen und sie vorläufig aus einer dunkeln Stelle am Wege zu beobachten. Mit Erstaunen sahen sie, als die Gensdarmen sich näherten, daß Ludwig in ihrer Mitte ging, und mit noch größerm Erstaunen erkannte Bernhard in einem vierten zur Seite gehenden, tief in einen weiten Regenmantel eingehüllten Manne, der gleichfalls eine Laterne trug, jenen Menschen, der ihm den Nachmittag im Garten als so bekannt aufgefallen war. Ein Druck mit der Hand reichte als Zeichen hin, daß man sich vorläufig durchaus still und nur beobachtend zu verhalten habe. Hinter einen Baumstamm gedrückt, den Athem anhaltend, ließen sie daher den Zug vorbei, und als er etwa funfzig Schritte vorüber war,

folgten sie ihm mit möglichster Behutsamkeit, wobei ihnen der matte Lichtschein, den die Laternen zurückwarfen, ungemein zu statten kam. Bernhard hatte zu viel Vertrauen zu Ludwig, kannte ihn zu genau, um nicht zu ahnen, daß hier entweder ein arges Mißverständniß, oder, wie es in diesen Zeiten leider nur zu gewöhnlich war, ein patriotischer Anlaß, oder endlich, was ihm besonders durch die Mitwirkung des widerwärtigen Fremden wahrscheinlich wurde, ein Bubenstück zum Grunde liegen mußte. Dieser Gedanke setzte sich so fest in ihm, daß er beschloß, Ludwig, es koste, was es wolle, aus der augenblicklichen Gefangenschaft, in der er sich befand, zu befreien; denn oftmals kam es in jener Zeit ja nur darauf an, Jemanden seinen heimlichen Richtern oder Gewalthabern im ersten Augenblicke zu entreißen, um ihn nachher durchaus zu retten und zu sichern. Er sprach daher leise zu Jaromir: „Ich fürchte, hier ist ein Bubenstück im Spiele, und ich habe meine ganz besondern Ursachen zu diesem Argwohne. Gelänge es uns, unsern Freund nur aus der Gewalt dieser drei Leute zu befreien, ihm einen einzigen Wink zu geben, so wollten wir schon Mittel finden, ihn anderweit zu retten. Wollen Sie mir in meinem Wagestück beistehen?“

Jaromir, welcher wußte, was er wage, wenn er als Soldat eine Wache, insbesondere aber die fast geheiligten Personen zweier französischer Gensdarmen verletze, fand das Unternehmen sehr bedenklich; indeß fühlte er auf der andern Seite so viel Freundschaft für Ludwig, daß er es nicht zurückweisen zu dürfen glaubte. Auch besaß er jenen Jünglingsleichtsinn, der die Folgen einer That nur obenhin bedenkt, oder vielleicht war es ein tieferer Zug des polnischen Nationalcharakters, der das Verwegenste keck beginnt und den Ausgang nicht berechnen will und kann. Kurz, er sagte zu.

„Gut denn,“ sprach Bernhard; „und für uns soll gar

keine Gefahr dabei ſein, wenn wir geſchickt verfahren. Der Weg, auf dem wir gehen, iſt erhöht; hier rechter Hand an der Hügelwand läuft ein ſchmaler Graben zur Ableitung des Waſſers hin, der aber tief genug iſt, daß Jemand, der hineinfällt, einige Minuten Zeit braucht, um wieder herauszukommen; links ſenkt ſich der Weg nur drei bis vier Fuß ſteil ab. Wenn wir jetzt den Gensdarmen leiſe nacheilen, uns dann plötzlich auf ſie ſtürzen, den einen rechts in den Graben, den andern links die kleine Anhöhe hinunterſtoßen und dann Beide vereint den Mann im Regenmantel niederrennen, ſo haben wir Zeit genug, mit Ludwig zu fliehen."

Es galt kein längeres Verabreden. Leiſe, auf den Zehen, aber doch mit größter Schnelligkeit folgten die gewandten Jünglinge dem Zuge, der den gefangenen Freund geleitete; unbemerkt waren ſie bis auf zehn Schritte nahe gekommen. Ludwig befand ſich noch wie zuvor in der Mitte zwiſchen beiden Gensdarmen, deren einer links nahe am Rande des Weges, der andere rechts neben dem Graben hinſchritt. Einige Schritte voran ging der Fremde im Mantel mit der Laterne. „Ich nehme den rechts," flüſterte Bernhard; „jetzt!"

Wie zwei anſprengende Wettrenner ſtürzten die beiden kecken Angreifer vorwärts, indem ſie zugleich ein lautes Geſchrei erhoben. Noch ehe die Gensdarmen ſich umwenden konnten, rannten beide Läufer ſchon ſo feſt und gewaltſam gegen ſie an, daß der eine links, der andere rechts hinuntergeſchleudert wurde, ohne einmal recht zu wiſſen, wie und wie ihnen geſchah. Verabredetermaßen wollten Beide jetzt auf den Fremden los; doch dieſer ſparte ihnen die Mühe; denn ſowie der laute Ruf der Angreifenden erſchallte, hatte er ſchon, da er nicht das beſte Gewiſſen haben mochte, ſeine Laterne weit von ſich geſchleudert, ſodaß ſie verlöſchte, und lief, was

er vermochte, den Weg weiter hinunter. Bernhard fand nicht für gut, ihm nachzusetzen, sondern raunte nur dem höchst betroffenen, unbeweglich daſtehenden Ludwig zu: „Wir sind gute Freunde; flüchte mit uns!“ Zugleich ergriff er ihn beim Arme und rief: „Mir nach!“ Ludwig erkannte ihn sofort und säumte nicht, ihm zu folgen; da dem Gensdarmen im Fallen gleichfalls die Laterne verlöscht war, so begünstigte die tiefste Finsterniß diese seltsame Flucht. Alle drei junge Leute schossen in der Dunkelheit pfeilschnell dahin, des Weges, den sie gekommen waren, zurück. Bernhard rief im Laufen den Andern leise zu: „Immer mir gefolgt! Wir müssen bei einander bleiben, so behalten wir im Nothfalle noch die Übermacht.“

Schon ein gutes Stück mochten sie gelaufen sein, als sie hinter sich zwei Schüsse fallen hörten. Es waren die Gensdarmen, die ihre Karabiner nach der Richtung abfeuerten, in der die drei Freunde entflohen.

„Schießt nur!“ rief Bernhard. „Wir hören nicht einmal eure Kugeln pfeifen, geschweige daß sie uns träfen!“

An der Entfernung des Knalles, so wie an dem Zeitraum, der verflossen war, bis die Schüsse fielen, konnten die Läufer hinlänglich abnehmen, daß sie sich in vollkommenster Sicherheit befanden. Doch setzten sie ihren Weg noch so eilig als möglich fort. Jetzt bog sich ein Seitenweg links den Berg hinauf. Bernhard schlug ihn ein; als man etwa hundert Schritte aufwärts gelangt war, sprach er: „Nun langsam, sonst verlieren wir Kraft und Athem! Vorläufig sind wir in Sicherheit; nur kein Wort gesprochen!“

Schweigend klimmten sie aufwärts. Von Zeit zu Zeit lauschte Bernhard, ob ihnen Jemand folge. Es blieb Alles still. Nach einer Viertelstunde, wo man eine lichte Stelle

des Gebüsches erreicht hatte, konnte man endlich annehmen, daß man sich in völliger Sicherheit befand.

„Was nun beginnen?“ fragte er, indem er stillstand.

„Vor Allem,“ sprach Ludwig und ergriff die Hände seiner Begleiter lebhaft, „vor Allem Euch, Ihr treuen Freunde, meinen heißesten Dank. Aber erklärt mir nur, wie Ihr meine Verhaftung erfuhret, und durch welch ein Wunder Ihr meine Rettung bewirken konntet.“

Bernhard berichtete über die Zufälligkeit der Entdeckung und über die dunkle Triebfeder seines Entschlusses.

„Dich hat eine Stimme Gottes geleitet,“ entgegnete Ludwig bewegt; „denn ich glaube, ich war dem Verderben nahe. Was habt Ihr aber gewagt!“ rief er plötzlich tief gerührt und umarmte Beide mit brüderlicher Wärme.

„Gewagt?“ entgegnete Bernhard; „nichts das ich wüßte! Aufs höchste war das Ganze ein Studentenstreich, für den man uns nicht hängen könnte, wenn man uns auch erwischte. Aber wie soll das geschehen? Wer kennt, wer vermuthet uns? Wir könnten jetzt dreist den beiden Gensdarmen in die Arme rennen, es würde keiner von ihnen ahnen, daß er uns sein Schlammbad zu verdanken hat. Aber weshalb hatten sie Dich denn eigentlich beim Schopf genommen? Doch bin ich vielleicht neugieriger als billig.“

„Die Geschichte ist wunderbar genug, und mir selbst noch ein tief verborgenes Räthsel,“ begann Ludwig. „Doch ist sie so verwickelt, daß ich sie Dir lieber ein anderes Mal bei Muße erzählen möchte.“

„Schon recht,“ antwortete Bernhard; „allein die Hauptsachen müssen wir doch jetzo wissen, um darnach handeln zu können, und namentlich zu bestimmen, wo die beste Sicherheit für Dich ist. Könntest Du z. B. nach Dresden zurückkehren?“

„Ich glaube nicht," erwiderte Ludwig. „Doch ich will in der Kürze erzählen. Du entsinnst Dich des Menschen, der uns zuvor im Garten als bekannt auffiel?"

„Freilich, nur weiter."

„Als ich vom Berge herabkam und die Ruine erreicht hatte, fand ich dort noch sehr viele Menschen versammelt, die sich vor dem Regen geflüchtet hatten. Natürlich war es, daß ich mich umsah, ob vielleicht meine Mutter und Tante darunter seien. Ich fand sie nicht; es waren meistens Leute, die zur Dienerschaft des Hofes gehörten. Als ich darauf meinen Weg fortgesetzt hatte und kaum hundert Schritte von der Ruine entfernt war, kam mir ein französischer Gensdarm nach, der mir ein ziemlich rauhes „Bon soir, Monsieur!" zurief. Ich grüßte wieder und wollte meinen Weg eilig fortsetzen, doch er erklärte mir, daß ich ihm folgen müsse. Ich fragte, weshalb und wohin? Dies zu beantworten sei nicht in seinem Auftrage, entgegnete er mir. Mir bewußt, nichts verschuldet zu haben, beschloß ich, wiewol höchst ungern, zu gehorchen, denn ich hatte die Hoffnung, daß die ganze Sache sich als ein Mißverständniß im Augenblick lösen müsse. Indem ich mich jetzt jedoch umsah, bemerkte ich einen Mann im Regenmantel und einen zweiten Gensdarmen, die uns Beide eiligst nachfolgten. Als sie näher kamen, erkannte ich jenen Fremden. Er trat zu mir heran und sprach mit einem unangenehmen Lächeln: „Sie werden uns zu einem kleinen Verhör folgen müssen, mein Herr!" „Das habe ich mit Erstaunen hören müssen," antwortete ich, „und es wäre mir sehr erwünscht, zu wissen, weshalb." Da er schwieg, fuhr ich fort: „Ich kann nur ein Mißverständniß voraussetzen und hoffe daher auf Genugthuung wegen dieser kränkenden Verhaftung."

„Das wird sich finden," sprach er kalt und wir gingen weiter abwärts nach dem Schlosse zu.

„Es war mir sehr erwünscht, daß wir, da der Regen noch immer heftig strömte, Niemandem begegneten; denn ich fühlte mich in der That beschämt, so als Verbrecher zwischen zweien Schergen gehen zu müssen. Im Hofthore des Schlosses angelangt, wurde ich in das kleine Portierzimmer auf der Seite geführt, wo ich, von beiden Gensdarmen bewacht, eine gute Stunde warten mußte, während der Fremde sich entfernte. Diese Zeit benutzte ich, um einen Entschluß über mein Betragen zu fassen; ich beschloß bei mir selbst, mich auf nichts einzulassen, sondern nur gegen die Gewaltsamkeit meiner Verhaftung zu protestiren. Natürlich dachte ich besonders darauf, wie ich meiner Mutter den Schreck, der sie auf jede Weise treffen mußte, ersparen könnte; indessen wurde Alles, was ich in dieser Hinsicht zu thun vermochte, wie Du gleich hören wirst, vereitelt. Nach einer guten Stunde erschien der Fremde wieder; es war schon ganz finster, sodaß ich nicht recht weiß, wohin ich geführt wurde. Ich glaube jedoch, es war eines der Nebengebäude des Schlosses. Nachdem ich eine schmale Treppe hinaufgestiegen, einen ziemlich langen Corridor heruntergegangen war, wurde ich in ein Zimmer geführt, wo ich denselben Mann mit dem Orden der Ehrenlegion antraf, der uns diesen Nachmittag im Garten begegnete. Er sprach nur französisch. Ich beschwerte mich über meine Verhaftung. Er lächelte, zuckte die Achseln und meinte, ich werde den Grund derselben wol kennen. Hierauf schritt er zu einem förmlichen Verhör und verlangte zuvörderst meinen Namen zu wissen. Ich erklärte ihm, ich würde mich nicht eher nennen, bis ich den Grund meiner Verhaftung wüßte."

„Sie sind des Hochverraths angeklagt," rief er heftig.

„Und durch wen?“ fragte ich kalt. „Durch diesen Herrn,“ erwiderte er und zeigte auf den Fremden.

„Ich kenne diesen Herrn nicht,“ erwiderte ich unwillig.

„Er aber Sie desto besser,“ antwortete mein Inquirent in heftigem Ton.

„Nun denn,“ sprach ich ebenfalls geeizt, wenn dieser Herr mich des Hochverraths anklagt, so wird er auch im Stande sein, Ihnen meinen Namen zu sagen, den ich verweigere, weil ich das Gericht, vor dem ich stehe, nicht anerkenne.“

Der Fremde wußte auf diese Worte nichts zu antworten, sondern stand mit tückischer und verlegener Miene da. Endlich flüsterte er Dem, der sich zu meinem Richter aufgeworfen hatte, einige Worte ins Ohr. Hierauf sprach dieser: „Es versteht sich ganz von selbst, daß wir Ihren Namen kennen, mein Herr, aber die Form des Verhörs verlangt, daß Sie selbst sich nennen.“

„Ja, die Form des gesetzlichen Verhörs,“ erwiderte ich.

Mein Inquirent wurde roth vor Verdruß über diesen Einwurf. Er ging einige Male auf und ab, dann zog er sich mit meinem Ankläger in ein anstoßendes Gemach zurück. Nach einer guten Viertelstunde erschienen Beide wieder. Der Inquirent ging stolz auf mich zu und sprach: „Man wird Sie jetzt an einen Ort bringen, der vielleicht einigen Einfluß auf Ihre Hartnäckigkeit hat. Sie werden diesem Herrn folgen.“ Jetzt fielen mir Mutter und Schwester, ihre Sorge, ihre Angst ein.

„Sie werden mir doch erlauben, daß ich einige Freunde, mit denen ich hier im Orte bin, von meinem Schicksale benachrichtige,“ sprach ich heftig.

„Ich kann Ihnen dies nicht gestatten,“ entgegnete mein Inquirent.

„Wie!“ rief ich, „scheut Ihre Gerechtigkeitspflege so das Tageslicht? Dies ist das Verfahren eines Inquisitionsgerichts!“

„Ein Verhafteter, der sich nicht nennen will, kann unmöglich auf Vergünstigungen dieser Art Ansprüche machen.“

„Nun wohl denn,“ rief ich, „ich werde mich nennen, sobald ich die Meinigen benachrichtigt habe und somit Jemand frei weiß, der gegen die willkürliche Gewaltsamkeit meiner Haft protestiren kann. Ich schreibe zwei Zeilen; in zehn Minuten kann ich sie unterschrieben zurückerhalten. Sowie dieser Beweis, daß die Meinigen unterrichtet sind, in meinen Händen ist, werde ich jede billige Frage Ihres Verhörs beantworten.“

Mein Inquirent schien unschlüssig. Nach einer kleinen Pause erwiderte er jedoch: „Ihr Verlangen ist durchaus unzulässig; ich kann Ihnen gar keine Communication mit den Ihrigen gestatten. Übrigens werden wir wol Mittel finden, Dasjenige von Ihnen zu erfahren, was wir wissen müssen. Auf Wiedersehen.“

Mit diesen Worten empfahl er sich. Ich war in heftiger Wallung. Die Vorstellung, die ich mir von der Angst meiner Mutter machte, wenn ich verschwunden sein würde, ohne daß sie auch nur die leiseste Spur von mir haben sollte, bewog mich, meinen Widerwillen gegen den Fremden so weit zu überwinden, daß ich den Trotz gegen ihn aufgab und mich ihm in mildern Formen näherte. „Ich hoffe es von Ihrer Menschlichkeit, mein Herr,“ sprach ich, „daß Sie mir gestatten werden, meine Freunde wenigstens durch eine mündliche Botschaft zu benachrichtigen, damit sie nicht vergebliche Sorge um mich tragen.“

„Ich kann nur meinen Auftrag vollziehen,“ antwortete er mit schneidender Kälte.

„Und worin besteht derselbe? Hoffentlich werde ich doch erfahren dürfen, wohin man mich bringt?"

„Der Augenschein wird es Sie zeitig genug lehren," lautete seine Antwort.

Ich will es gestehen, ich hatte vor Zorn über diesen Elenden und aus Besorgniß um die Meinigen, Thränen in den Augen. Mit Mühe bezwang ich meinen Unwillen so weit, daß ich mich nicht zu Dingen vergaß, die meine Lage nur verschlimmern konnten. In diesem Augenblicke trat einer der beiden Gensdarmen ein und meldete halblaut, jedoch so, daß ich's hörte: „Der Wagen ist schon auf der Fähre und wird jenseit der Elbe halten. Auch der Nachen ist bereit."

Auf diese Meldung gingen wir. Von jetzt an kennst Du mein Schicksal; denn auf dem Wege, den wir einschlugen, wurdet Ihr getreuen Freunde meine Retter."

„Die wenigen Minuten, die wir auf Deine Erzählung gewartet haben, sind nicht unnütz verflossen," entgegnete Bernhard; denn erst jetzt können wir einen Operationsplan entwerfen. Das größte Glück ist es, daß Du Dich nicht genannt hast; so soll ihnen das Nachforschen wol vergehen, wiewol es immer bedenklich bleiben wird, Dich nach Dresden zu schaffen. Was in aller Welt aber können sie wollen?"

„Im ersten Augenblicke war ich durch die Verhaftung selbst zu aufgeregt, um ruhig nach den Gründen derselben zu forschen; jetzt aber hege ich allerdings eine Vermuthung, doch kann ich Dir darüber in diesem Augenblicke keine Auskunft geben. Vielleicht führt das Ganze aber nur zu meinem Glück, und auf die ungehoffteste Weise."

„Nichts soll mir lieber sein als das," entgegnete Bernhard; einstweilen müssen wir aber auch Anderer gedenken. Deine Schwester ist oben in einer sehr üblen Lage und Deine Mutter drunten vielleicht in keiner bessern. Wir gingen hin-

ab, um Nachricht zu bringen und die Wagen hinaufzusenden; dies müssen wir zuvörderst thun. Was Dich selbst anlangt, so glaube ich, ist es am besten, Du gehst von hier gerade hinauf und wartest ab, bis wir kommen. Droben magst Du als Entschuldigung Deines Ausbleibens angeben, es sei etwas an dem Wagen zerbrochen gewesen, dessen Ausbesserung sich von Minute zu Minute verzögert habe. Sprich auch, Du seist uns begegnet und wir hätten den Überrest der Besorgung übernommen, während Du Dich beeilt habest, die Nachricht davon heraufzubringen. Ich werde indessen unten Alles einleiten und schlichten; auf keinen Fall aber erzähle ein Wort von Deinem wirklichen Abenteuer. Und nun geleite Dich Gott, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

„O, meine Freunde!" rief Ludwig, „wie soll ich Euch danken? Wer kann ermessen, welchem Unheil Ihr mich entrissen habt."

„Ei was," rief Bernhard, „danke dem Zufall, aber nicht uns. Mir schießt bisweilen so ein Ding, was man im gemeinen Leben Ahnung nennt, durch die Seele und das hat mich heute zu meinem eigentlich verrückten Handeln angetrieben. Schelten solltest Du uns, wenn Du nach der innersten Bedeutung der Handlung, nicht nach ihrem Erfolg richten wolltest. Denn falls man nicht wirklich so schurkenmäßig schlecht mit Dir umging, falls Deine Verhaftung nur, wie es uns doch am wahrscheinlichsten sein mußte, aus einem Mißverständniß, oder doch aus einem ganz geringen Anlaß entstanden war, so konnte uns Allen der unnöthige Angriff auf die Gensdarmen und die gewaltsame Rettung und Befreiung verteufelt schlecht bekommen, und Dich zehnmal tiefer in den Morast führen. Aber hinterdrein ist man klug. Indessen, eins muß ich sagen: eigentlich bleibt der Kunst die

Ehre. Schwerlich hätte ich mein tolles Project ausgeführt, wenn ich nicht mit meinem Pinslerblick in Deiner Physiognomie etliche Linien erkannt hätte, die uns nicht von einer bloßen Verdrießlichkeit oder vom Unmuth in die Stirn geschnitten werden. Trotz des unbestimmten Laternenschimmers aber hätte ich die Hostie darauf genommen, daß Dir die Horizontal- und Vertikalstriche an dem Centralpunkt der ganzen Physiognomie, nämlich an der Grenze zwischen Stirn und Nasenbein, von der Hand eines ernstlichen Unfalls eingezeichnet waren. Einen tüchtigen Meister kennt unsereiner sogleich an zwei, drei Schwungstrichen. Dem hast Du's zu danken. Also: es lebe die Kunst! Und nun fliege frei wie ein Adler nach dem Gipfel dort oben hinauf, wo die Jungen ängstlich in dem Horst lauern. Glückliche Reise!"

Mit diesen Worten eilte er, Jaromir am Arm ergreifend, abwärts, ohne Ludwigs neu ausbrechenden Dank abzuwarten.

„Meine beste Handzeichnung gäbe ich drum," sprach er im Gehen zu Jaromir, „wenn uns die beiden Gensdarmen begegneten und uns nach der Spur der zwei verteufelten Spitzbuben, von denen sie so völlig turnierwidrig aus dem Sattel gehoben worden sind, und nach ihrem entwischten Fang fragten. Ich wollte sie eher auf den Berg Sinai als auf den Gipfel des Porsberges schaffen."

Ludwig ging indessen aufwärts. Als er in die Nähe des Thurmes kam, tönte ihm plötzlich ein „Wer da?" entgegen. Doch er erkannte schnell Rasinski's Stimme, der, abwechselnd mit Boleslaw, einen förmlichen Patrouillendienst versah. „Gut Freund!" rief Ludwig froh. „Endlich!" schallte es ihm entgegen, und Rasinski reichte ihm froh die Hand. „Wie wird Ihre Schwester sich freuen, die sich schon so um Sie geängstigt hat!" Gewissermaßen triumphirend

führte er den Wiedergekehrten nach dem Thurm zu, wo die Mädchen in banger Schweigsamkeit saßen, Marie jedoch halb lag, da der schmerzende Fuß ihr diese Stellung gebot. „Ludwig, bist Du's endlich," rief sie ihm entgegen, als sie seine Stimme hörte und streckte die Hand nach ihm aus; „wie konntest Du uns nur so lange in der bangen Sorge lassen!"

Ludwig entschuldigte sein Ausbleiben, der Verabredung mit Bernhard gemäß, so gut er konnte und verhieß den Mädchen eine nahe Erlösung aus dem seltsamen Gefängniß. „O, nun Du bei uns bist und die Mutter von uns weiß, nun wollen wir gern ausharren," antwortete Marie. Sie wollte ihn bitten, sich zu ihr zu setzen, doch er schlug es aus unter dem Vorwande, daß er ganz durchnäßt sei und daher lieber in Bewegung bleiben als sich setzen wolle. Die Hauptursache war aber die innere Unruhe, ob Bernhard eintreffen werde, oder nicht; diese hoffte er besser zu verbergen, indem er mit den Männern draußen umherwandelte, denn der Regen hatte längst aufgehört.

Endlich nach einer bangen halben Stunde hörte man Peitschenknall aus dem Walde und bald unterschied man auch das Geräusch der langsam heraufkommenden Wagen. Jetzt blinkte Laternenschimmer durchs Gebüsch und nach wenigen Minuten konnte man sich durch das Auge überzeugen, daß man sich nicht täusche. Jaromir kam zu Fuß voran und brachte die Nachricht, daß beide Mütter mit heraufkämen, damit man nachher einen bedeutenden Umweg ersparen könne. Gleich darauf rollte einer der Wagen heran; der Kutscher sprang gewandt ab, es war Bernhard.

„Da sind wir," rief er, „und zwar ich aus guten Gründen als Kutscher. Denn der eine der beiden Automedons hat sich so betrunken, daß er zu nichts zu gebrauchen ist. Wir haben ihn daher auf der Streu liegen lassen und

ich war so frei, mich für den Erben seines Mantels zu erklären, da mein Wamms bis auf den letzten Faden so naß ist, als wäre ich mit Odysseus um die Wette nach der Phäakeninsel geschwommen. Jetzt bin ich fast wieder trocken und nun magst Du auch trocknen, Ludwig." Damit nahm er den Mantel ab und hing ihn dem Freunde um, indem er ihm zugleich ins Ohr raunte: „Das ist Deine Verkappung, man kann nicht wissen, was vorfällt. Du mußt uns auf dem Rückwege fahren; die Kutscher sind schon bestochen und wissen, was sie zu thun haben."

Ludwig dankte durch einen unbemerkten Händedruck für die gewandten vorsorglichen Bemühungen des Freundes. Dieser war jedoch nicht dabei stehen geblieben, sondern darauf bedacht gewesen, in seinem Wagen einige Flaschen guten Weins und einen gehörigen Vorrath kalter Küche zu verpacken und mit hinauf zu nehmen, damit man sich droben vor der Abfahrt ein wenig stärken könne und nicht nötig habe, in später Nacht wieder nach dem Wirthshause zurückzukehren, was Ludwigs halber gefährlich war. Als nach allen diesen guten Nachrichten und Anstalten nun endlich noch beide Mütter auf dem Berge eintrafen, die Bernhard durch das eigentlich falsche Vorgeben, daß man dadurch einen sehr bedeutenden Umweg ersparen könne, zu der nächtlichen Fahrt, die ihnen freilich ein wenig ängstlich erschien, beredet hatte, da war die letzte Sorge aus dem Herzen der drei Mädchen verschwunden und sie überließen sich nunmehr der heitersten Freude. Ja sie wurden sogar ein wenig stolz auf die romantischen Abenteuer des Tages und waren auch nicht die Letzten, sich an den von Bernhard mitgebrachten guten Gaben zu erquicken.

Endlich schickte man sich zur Rückfahrt an. Sowol Mariens Zustand, welche ihren Fuß ausstrecken mußte, als

auch die ſpäte Stunde, ließen es ſchicklich erſcheinen, daß die Frauen und die Männer geſondert fuhren. Überdies hatte Bernhard ſehr gute Gründe, dies zu wünſchen, denn im äußerſten Falle war es immer beſſer, wenn alle Männer in einem Wagen beiſammen ſaßen, zumal da auf dieſe Weiſe der Wagen der Frauen ſchwerlich irgend einen Aufenthalt erfuhr. Dieſer war der erſte bei der Abfahrt und wurde von dem wirklichen Kutſcher geführt, weil er des Weges und des Fahrens am kundigſten war. Als nunmehr die Männer unter ſich waren, berichtete Bernhard in möglichſter Kürze das ganze Abenteuer, wenigſtens inſoweit, um die ſeltſame Verkleidung Ludwigs als Kutſcher zu erklären. Man gab ſich das Wort, in der vollſten Übereinſtimmung zu handeln, und Raſinski verſicherte überdies, ſeine Uniform werde hinreichen, um für den Augenblick jede Gefahr abzuwenden. Ludwig drückte ſich eine von Bernhard mitgebrachte Kutſchermütze tief in die Stirn, hüllte ſich dicht in den Mantel und ſchwang ſich hinauf auf den Bock. Während des Fahrens ſetzte Bernhard die Verhältniſſe vollends auseinander, ſodaß durch Mißverſtändniſſe oder Unkunde auch nicht das Mindeſte mehr verdorben werden konnte.

Die Fahrt ging glücklich von ſtatten. Man kam an die Fähre und ſetzte über die Elbe ohne Hinderniß.

Etwa die Hälfte des Weges mochte man zurückgelegt haben, als Bernhard zum Wagen heraus Ludwig anrief und ihn anzuhalten bat.

„Es iſt zwar ziemlich wahrſcheinlich," ſprach er, „daß man Dich gar nicht kennt; allein es iſt doch nicht ſo ganz gewiß. Wie wenn man Dich im Hauſe Deiner Mutter aufſuchte? Vorſichtiger wenigſtens iſt es, wenn Du dieſe Nacht nicht dort zubringſt und Dich morgen noch verſteckt hältſt, bis wir das Terrain ſondirt haben. Einen Vorwand

dazu will ich schon finden; für den Augenblick rufe nur Deinem Collegen, dem ersten Kutscher, zu, daß er anhalte, dann wird sich das Übrige leicht machen lassen."

Ludwig that, was Bernhard wollte. Jetzt stieg dieser aus dem Wagen, ging zu den Frauen heran und bat sie, es nicht übel zu nehmen, wenn man sie allein fahren lasse. Aber die Pferde des zweiten Wagens seien so ermüdet, daß sie nicht mehr von der Stelle wollten, und man daher nothwendig eine Stunde anhalten und füttern müsse. Den Kutscher zog er bei Seite, gab ihm ein Trinkgeld und sprach: „Sei unbesorgt, wir fahren in kurzer Entfernung nach, aber wir haben unsere Gründe, weshalb wir nicht mit den Frauen zugleich eintreffen wollen."

Der Kutscher murmelte ein „Schon gut", setzte sich wieder auf den Bock und fuhr weiter.

Gleichsam als falle es ihm jetzt erst ein, lief Bernhard dem Wagen nach und rief in den Schlag hinein: „Noch eins! Da wir muthmaßlich viel später ankommen als Sie, so wird Ludwig Sie nicht erst stören, sondern den Überrest der Nacht bei mir zubringen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er zu den Freunden zurück. „Nun ist Alles in Ordnung," rief er fröhlich, „jetzt haben wir uns vermummt und verlarvt, geharnischt und verpallisadirt dazu. Nun soll Einer die Festung stürmen, belagern oder aushungern, ich denke, er wird mit seinem Volk an unsern Mauern verderben."

Fünf Minuten später als die Frauen setzten auch die Männer ihren Weg fort, sodaß sie sich immer in einiger Entfernung von jenen hielten, die indessen doch nicht groß genug war, als daß sie nicht im Nothfall zu einem schleunigen Beistande hätten hinzueilen können.

Auf dem ganzen Wege begegnete ihnen nichts Verdäch-

tiges; ungehindert erreichten sie das Thor von Dresden. Als sie hier einfuhren, die Frauen waren schon einige Minuten früher passirt, wurden sie jedoch angehalten.

Ein Polizeiofficiant und ein Gensdarm traten an den Wagen und fragten, woher man komme, wer man sei. Verabredetermaßen übernahm es Rasinski, die Antwort auf diese von Bernhard schon gemuthmaßten Fragen zu ertheilen. Die Uniform, der Stand des Grafen schienen den Fragern zu imponiren; sie traten einige Schritte zurück und sprachen leise mit einander. Bernhard, der sie nicht aus der Acht ließ, sah, wie ein Dritter, der tief in einen Mantel gehüllt war, zu ihnen trat. Sein malerisch geübtes Auge für Faltenwurf wie für Trachten überhaupt erkannte mit ziemlicher Gewißheit Ludwigs Hauptfeind in dem Vermummten; man befand sich also in der That in einer sehr gefährlichen Lage. Rasinski beugte sich endlich ungeduldig zum Wagen heraus und rief: „Worauf haben wir noch zu warten? Es ist spät, man fertige uns rasch ab."

Man zögerte noch einige Augenblicke, dann trat der Gensdarm mit einer Laterne näher, leuchtete in den Wagen und sprach höflich: „Verzeihen Sie, mein Herr Obrist, aber wir sind beauftragt, einer Person, die von Pillnitz kommen muß, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit gleich hier am Thore eine Nachricht zu geben; ich habe also nur den Auftrag, zu sehen, ob sie sich unter den Herren hier befindet."

„Mag der Teufel!" rief der Obrist. „Diese Herren sind meine Regimentskameraden, und Jener dort ist mein Freund, und Keiner von uns hat spät in der Nacht hier am Thore Nachricht zu erwarten. Lassen Sie uns in Ruhe! Vorwärts, Kutscher!"

Ludwig fuhr rasch davon, und man gelangte nun ohne weitere Gefährde bis an das Hôtel de Pologne, wo Rasinski

mit seinen beiden Offizieren wohnte. Dort sollte Ludwig die Nacht bleiben, während Bernhard es übernahm, den Wagen an Ort und Stelle zurückzubringen. Mit dem Frühesten wollte man dann fernere Verabredungen treffen.

Achtes Capitel.

Am andern Morgen machte sich Bernhard zeitig auf, um Ludwig aufzusuchen. Er nahm seinen Weg die Schloßgasse hinunter und überlegte im Gehen bei sich selbst, was bei dieser ernstlich unangenehmen Sache wol das Gescheiteste sei, und ob Ludwig nicht wohlthäte, sich wenigstens auf einige Zeit von Dresden zu entfernen; da stieß er, weil er, in Gedanken versunken, nicht auf die Gegenstände um sich her merkte, ziemlich unsanft an den Ellenbogen eines eilig Vorübergehenden. Mechanisch griffen Beide nach ihren Hüten und wollten sich eben höflichst gegeneinander entschuldigen, als Bernhard sah, daß er den Fremden vor sich habe, von dem alles Unheil ausging.

Nur ein so gewandter, nie die Geistesgegenwart verlierender Abenteurer wie Bernhard, vermochte dabei die Fassung zu erhalten. Mit großer Höflichkeit entschuldigte er seine große Unhöflichkeit; der flüchtige Zug der Überraschung in seinen Mienen konnte allerdings der Betroffenheit über das heftige Zusammenstoßen ebenso gut gelten, als der Empfindung, die der Anblick der Person ihm einflößte.

Der Fremde antwortete ebenso höflich; Bernhard spähte mit Falkenblicken in seinen Zügen umher, um zu entdecken, ob er erkannt werde oder nicht. Es schien ihm, als sei der

Fremde ungewiß. Da schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wie, wenn es dir gelänge, diesen Schuft vertraulich zu machen und dich seiner selbst gegen ihn zu bedienen? Columbus konnte über den plötzlichen Gedanken, der ihm eine neue Welt hinter unbekannten Meeren zeigte, nicht erfreuter sein als Bernhard über diesen Einfall. „Sie scheinen zwar fremd, mein Herr," erwiderte er, „allein ich dächte, wir sollten uns doch schon irgendwo anders begegnet sein als hier, wo uns der Zufall ein wenig hart aneinander geführt hat."

„Es will mir gleichfalls scheinen," entgegnete der Fremde mit derjenigen sichtlichen Unruhe in den Mienen, die es uns verursacht, wenn wir einer unabweislichen Personalerinnerung keinen rechten Namen oder Platz in unserm Gedächtniß zu geben wissen.

„Mein Gott, jetzt fällt mir's ein," rief Bernhard; „waren Sie nicht gestern im Garten zu Pillnitz? Begegneten wir einander nicht bei den schönen Fliedergebüschen?"

„Ganz recht," rief der Fremde mit einem von boshafter Freude leuchtenden Gesicht, „ganz recht; aber Sie waren nicht allein."

„Ich ging mit einem Reisebekannten, den ich im Wirthshause getroffen," warf Bernhard leicht hin. „Nachher bestiegen wir den Porsberg, aber das Gewitter brachte uns auseinander. Sind Sie vielleicht auch davon überrascht worden?

„Ein wenig; indessen —"

„Ich ganz ordentlich," unterbrach Bernhard mit Absicht; „ich wurde naß bis auf die Haut. Und dazu hatte ich keine Gelegenheit, zurückzukommen, da der Schuft von Kutscher, den ich bestellt hatte, zum Teufel gefahren war, vermuthlich weil man ihm mehr geboten hatte, denn die Preise stiegen gewaltig. Indessen gerieth ich an einige französische Offiziere, prächtige, wohlwollende Leute, die nahmen

mich noch ganz spät mit nach Dresden herein, sonst säße ich vielleicht noch dort. Eben will ich zu ihnen gehen und meinen Dank abstatten; da diese Herren aber früh auszugehen pflegen, so entschuldigen Sie wol, wenn ich ein wenig eile."

Mit diesen Worten machte er den Scheinversuch, zu gehen, doch der Fremde ergriff ihn bei der Hand: „Ein Wort, ich bitte. Wer war, wenn ich fragen darf, Ihr Begleiter im Garten?"

„In der That," entgegnete Bernhard, „das kann ich Ihnen ebenso gut sagen als nicht sagen. Ich reise viel hin und her; schon vor längerer Zeit traf ich ihn einmal in Manheim, und vor einigen Tagen fand ich ihn an der Table d'hôte in Leipzig wieder. Wir tranken zusammen Kaffee im Rosenthal, gingen ins Theater und speisten Abends in einem Austernkeller. Gestern geriethen wir zufällig im Garten von Pillnitz zusammen, und ebenso zufällig brachte uns das Gewitter wieder auseinander. Das ist meine ganze Wissenschaft. Von Stand und Namen weiß ich nicht Bescheid zu geben, denn welcher Reisende kümmert sich in dieser Beziehung um den andern? Wenn Ihnen aber daran liegt, so kann ich Ihnen leicht Bescheid geben, denn wir haben uns auf heute Nachmittag ein Rendezvous beim Hegereuter im plauischen Grunde gegeben."

„Wann, wenn ich fragen darf?"

„Um vier Uhr. Wollen Sie vielleicht mit von der Partie sein, so hole ich Sie ab und führe Sie, denn ich weiß vollkommen Bescheid."

„Sie würden mich unendlich verpflichten; doch erlauben Sie mir, Ihnen diese Mühe zu ersparen, mein Herr, und vielmehr Sie abzuholen; darf ich um Ihre Wohnung bitten?"

„Das würde ich um keinen Preis zugeben! Um aber

den Streit zu schlichten, wollen wir uns um drei Uhr bei dem Italiener Longo hier gleich auf der Schloßgasse treffen. Für jetzt muß ich mich beurlauben. Auf das Vergnügen Sie wiederzusehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, empfahl sich Bernhard mit dem Anstande eines Erzsaufewinds und eilte die Gasse hinunter; aber nur um unvermerkt in eines der nächsten Häuser zu schlüpfen und von dort aus dem verdächtigen Fremden mit Adlerblicken zu folgen. Als er sich sicher glaubte, ging er ihm nach, entschlossen, die Spur desselben nicht zu verlassen. Der Beobachter trat in ein ansehnliches Haus der Schloßgasse ein; Bernhard wußte, daß dasselbe einen Portier habe, den er sogar kannte, und beschloß, diesen auszuforschen. Er folgte dem Fremden daher in das Haus und befragte den Portier, ob er ihn kenne.

„Nicht von Namen," erwiderte dieser; „aber er wohnt hier im Hause und gehört zu den Leuten des Baron St. Luces, ich glaube, er ist der Secretair desselben."

Bernhard wußte genug. Wie ein Pfeil eilte er jetzt zu Rasinski. Er fand ihn mit Ludwig und den jungen Offizieren beim Frühstück. Seine Nachricht wurde mit Begierde gehört. Bei dem Namen St. Luces zog Rasinski die Stirn in finstre Falten. „Das ist kein guter Name für Sie, lieber Freund! Der Mann ist halb Legationsrath, halb Polizeibeamter, halb Spion; sehr gewandt, aber sehr ränkevoll und habsüchtig; unentbehrlich, aber verächtlich. Eigentlich heißt er Rumigny, ist aber wegen seiner schurkischen Dienste vielfach empfohlen und auf diese Weise in den sogenannten Adelstand erhoben worden, der seit dem Kaiserthum in Frankreich so reichlich aufsprießt. Ich kenne ihn nur zu gut. Was in der Welt aber kann er von Ihnen wollen?"

Ludwig hatte sein italienisches Abenteuer, dem er aller-

dings den Grund seiner Verhaftung zuschrieb, noch Niemandem entdeckt; jetzt erzählte er es in seiner ganzen Ausführlichkeit, verschwieg jedoch Alles, was sein Herz dabei berührte. Bernhard hörte mit gefesseltem Erstaunen zu. Also auch Ludwig kannte dies geheimnißvolle Wesen? Er war zu demselben in so nahe Beziehungen gerathen. O, wie tief, dachte Bernhard ahnungsvoll, muß sich unter so wunderbaren Verhältnissen das süße Bild in das Herz des Freundes geprägt haben! Ihm war diese holde Gestalt wie ein Traumbild erschienen und verschwunden; jetzt aber, da er den Freund in so innigen Verbindungen der Wirklichkeit zu dem Ideal erblickte, das ihm bisher nur gleich einem Raphael'schen Bilde vor der Seele schwebte, jetzt wurde sein Herz auf das tiefste bewegt, und er fühlte, wie alte, nur leicht bedeckte Wunden wieder bluteten. In seiner gewöhnlichen Weise setzte er aber dem Ernst, den er nicht mehr frei beherrschte, die Schellenkappe auf. „Ein unvergleichliches Abenteuer! Beim Himmel!" rief er. „Sollte man sich aber jetzt noch Deinetwegen kümmern? Für eine Spazierfahrt über den Simplon, in lauer italienischer Nachtluft, an der Seite eines so holden Wesens, das mich als Bruder adoptirte, ließe ich mich zehnmal aufhängen. Sollte man also viel daraus machen, wenn's Dir geschähe?"

„Scherz bei Seite," entgegnete Rasinski und wandte sich zu Ludwig; „ich fürchte aber, die Sache nimmt eine sehr schlimme Wendung, denn ich glaube, Sie haben, ohne es zu ahnen, eine That begangen, die man Ihnen schwerlich verzeiht. Auf jeden Fall müssen Sie sich jetzt noch verborgen halten, bis wir genauer unterrichtet sind. Hier sieht Sie Niemand; auch Ihrem Freunde möchte ich rathen, sich einstweilen nicht zu dem Rendezvous einzufinden, bis ich nähere Erkundigungen eingezogen habe. Dies will ich sogleich thun."

„Für mich fürchte ich nichts," erwiderte Ludwig ernst; „allein was soll ich meiner Mutter, meiner Schwester sagen?"

„Die volle Wahrheit, lieber Freund," entgegnete Rasinski; „denn sind die Ihrigen gar nicht oder falsch unterrichtet, so könnten sie leicht wider Willen Ihre Verräther werden. Zwar scheint man bis jetzt nur Ihre Person, nicht Ihren Namen zu kennen, allein wie leicht kann dieser entdeckt werden! Ich selbst will es übernehmen, Ihre würdige Mutter auf das schonendste von Allem in Kenntniß zu setzen, und dann den Stand Ihrer Angelegenheiten untersuchen, wozu ich die besten Mittel in Händen habe."

Ludwig reichte dem entschlossenen, vorsichtigen Freunde dankend, aber schweigend die Hand. Bernhard stampfte unwillig mit dem Fuße, Jaromir und Boleslaw zeigten brüderliche Theilnahme.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren," sprach Rasinski und stand auf. „Ich will sogleich fort. Sie thun indessen wol am besten, hier ins Nebengemach zu treten und sich von Niemand erblicken zu lassen. Zuerst, lieber Freund, gehe ich zu Ihrer Mutter; die Umstände werden meinen frühen Besuch entschuldigen. Dann beginne ich meine Nachforschungen; Sie sollen baldigst von mir hören." Er wollte gehen, doch blieb er an der Thüre stehen, als habe er einen plötzlichen Einfall gehabt. „Ja, so geht es am besten," sprach er. „Ich muß Sie um etwas bitten," wandte er sich zu Ludwig, „ohne das ich nichts vermag, nämlich um zwei Zeilen von Ihrer Hand, die meine Vollmacht bei Ihrer Mutter bilden sollen."

„Sie wird Ihnen unbedingtes Vertrauen schenken," entgegnete Ludwig.

„Schenken Sie es mir zuerst," sprach Rasinski; „die

Zeilen, die ich verlange, sind mir für einen gewissen Fall nothwendig."

„Gern," antwortete Ludwig.

„Nun wohl, so setzen Sie sich und schreiben: Theure Mutter! Dringend bitte ich Dich, schenke dem Überbringer dieser Zeilen unbedingtes Vertrauen und folge seinen Anordnungen."

Ludwig stutzte, aber schrieb, was Rasinski verlangte; dieser ging. Bald nach ihm auch Jaromir und Boleslaw, welche in Dienstangelegenheiten Geschäfte hatten, da sie Rasinski behülflich sein mußten, die nöthigen Besorgungen für sein neu zu errichtendes Freibataillon zu machen.

Bernhard blieb bei Ludwig zurück. Beide gingen eine Zeitlang schweigend im Zimmer auf und ab, Ludwig mit seiner Lage sorglich beschäftigt, Bernhard, weil die ganze Macht jenes, in der Tiefe seines Herzens schlummernden Gefühls in ihm erwacht war. Fast eine Stunde berührten sie nur ganz unbedeutende Zufälligkeiten in dem stets wieder abreißenden Gespräch. Endlich begann Bernhard:

„Deine Lage ist eine sehr verwünschte; für Dich nämlich, denn mir wäre sie vollkommen gleichgiltig, da ich auf einem Isolirstuhl in der Welt stehe und die Leitkette, die mich mit den Menschen zusammenhält, jeden Augenblick wegwerfen kann. Du aber sitzest nicht auf einem solchen glasfüßigen Schemel, sondern hast Wurzeln in die heimatliche Erde getrieben, die sich nicht so leicht ausreißen lassen, ohne ein Stückchen Land umher zu verwüsten, wo manche liebe Blume zu blühen dachte, und zuletzt vertrocknet man selbst. Mein Nachen hat keine andere Fracht als mich selbst; ich knüpfe ihn auf jeder Rhede an und gehe mit jedem frischen Winde unter Segel. Schlägt das gebrechliche Ding einmal um, so rufen im äußersten Fall ein paar mitleidige Seelen:

„O weh!“ aber Niemand macht ſich die Finger naß, um mich zu retten. Und mit dem Schrei iſt das Gefühl aus der Bruſt heraus und verhallt faſt ſo ſchnell wie er; tauche ich nicht wieder empor, ſo iſt mein Gedächtniß ſo raſch verwiſcht als eine Grabſchrift, die mir Jemand mit einem Stab auf die Wellen gezeichnet hätte. Du haſt aber einige Güter, nicht ganz ohne Werth, geladen und ſteuerſt einem erwünſchten Ziele entgegen; Du ſiehſt mit Freuden den günſtigen Wind der Hoffnung Deine Segel ſchwellen, Du — nun zum Henker, was ſchwatze ich, Du mußt freilich einige Scheu vor Wetterwolken, Felſenriffen, Sandbänken und dergleichen haben. Aber dennoch — ich glaube, Ludwig, die That, die Dich und die Deinigen jetzt etwas auf ein Sept-le-va ſetzt, gereut Dich doch nicht. Sieh mir ins Geſicht! ich glaube, ſollteſt Du heut dafür an den Galgen und würdeſt nur begnadigt, weil der Strick riſſe, Du führteſt ſie morgen zum zweiten Male aus, und wollte man Dich wie den Simſon in ſieben neuen Baſtſeilen aufhängen, die ſchwerlich reißen. Nun rede doch, Galgenvogel!“

„Die Pflicht der Ehre —“ entgegnete Ludwig.

„Hol' der Teufel die Pflicht! Wenn es ein dicker, engliſcher Pair geweſen wäre, den Du hätteſt über die Grenze ſchmuggeln ſollen, Du würdeſt geſagt haben, belieben Ew. Herrlichkeit Ihren Hals nur allein zu wagen, ich bin nicht Ihr Whiſt bei dieſer Partie, wir könnten ſlam werden und jedenfalls eher einen Strick als einen Trick dabei erſchnappen. Und Du hätteſt vielleicht Recht. Aber der Bruder einer ſo ſchönen Schweſter zu ſein — gerade heraus, Ludwig, Du zögeſt nicht zurück!“

„Ich glaube nicht!“

„Und wenn Du den Helleſpont unter dem Kreuzfeuer der Dardanellenſchlöſſer paſſiren müßteſt, wenn die Fahrt

zwiſchen Scylla und Charybdis hindurch, wenn ſie über den Acheron, den Phlegethon und Styx ginge, wenn zehn Vierwaldſtätterſeen die Wellenrachen nach ihrem Johannisopfer aufſperrten und der Föhn vom Gotthard wie raſend herunterbrauſte, Du ſprängeſt doch in den Kahn und ſagteſt: ich bin dein Tell, Bianca, ich ſteure hinüber — Du thäteſt es, wenngleich Deine Mutter und Marie händeringend am Ufer ſtänden — Sag' an, Du thäteſt es?"

Ludwig erſtaunte über die ſeltſame Wendung und das Feuer in Bernhards Worten. „Sag mir, thäteſt Du es?" wiederholte dieſer.

„Ich glaube, ich müßte es thun," antwortete Ludwig.

„Das glaub' ich auch, upon honour!" warf Bernhard plötzlich im Tone des trockenſten Scherzes hin, obwol er vorher die Klimax ſeiner Wenns im heftigſten Crescendo hinaufgetrieben hatte. Dann drehte er ſich gegen das Fenſter, trommelte mit den Fingern an die Scheiben und ſah nach den Dächern der gegenüberſtehenden hohen Häuſer hinauf. Eine einzige Thräne drang ihm ins Auge. Er wiſchte ſie unwillig weg und murmelte, wie er in Momenten heftiger Leidenſchaft pflegte, halb vor ſich hin, halb dachte er nur: „Er liebt ſie! Das weiß ich, und ſie ihn, das weiß ich auch, denn mir ſagt's eine Stimme in der Bruſt, der ich mehr traue als meinen eignen Augen. Thörichter Träumer du! Wie, und ſollteſt du nicht einmal die Kraft haben, deine Luftſchlöſſer einzureißen? Lumperei!"

Ludwig hatte indeſſen ſeine Brieftaſche geöffnet, zog ein Blatt hervor, berührte Bernhard leiſe an der Schulter und gab es ihm, als er ſich umdrehte, mit den Worten: „Lies das, Lieber!"

Es war das Zeitungsblatt, in welchem Bianca Abſchied von Ludwig nahm.

Bernhard las; das Blatt machte ihm seine Ahnung zur Gewißheit. Sein festes, starkes Herz wollte in heißen, glühenden Thränen schmelzen, doch er bezwang sich mit eherner Kraft. „Schön, innig und rührend," sprach er kurz, das Blatt zurückgebend; doch mußte er sich wieder gegen das Fenster umwenden. „Sagt ich's nicht," dachte und murmelte er wie zuvor; „o, diese Stimme hat nie gelogen! Wohlan denn, ich will die Keime mit allen Wurzeln aus meiner Brust reißen, und bliebe mein Herz daran hängen!"

Er zog schnell sein Zeichnenbuch hervor, griff nach einer Scheere, die auf dem Tische lag, und schnitt das Blatt mit Bianca's Bildniß heraus. „Da," rief er und legte es vor Ludwig hin. „Du hattest bisher nur die Noten, dies ist der Text; Du mußt mich aber philologisch verstehen, sonst gilt's umgekehrt, Du hattest den Text, die dürren Worte, hier aber sind die Noten, d. h. die Melodie, die Himmelsmusik dazu. Denn wer versteht den gedruckten Quark dort, wenn er nicht weiß, aus welcher Brust solche Worte tönten, welchen Lippen sie entflohen, in welchem Auge die Abschiedsthräne zitterte! Da, ich schenke Dir das Portrait!"

„Bernhard!" rief Ludwig gerührt und betroffen, „theurer Freund! welches Kleinod schenkest Du mir —"

„Kleinod? Ich wüßte nicht. Wenn ich's recht von oben betrachte, denke ich ganz anders und muß Dir sagen, daß Du ein Philister bist. Glaubst Du, ich gebe das Bild weg? Kein Zug wird mir davon entschwinden, denn Maler haben ein gutes Physiognomiengedächtniß, obwol ich glauben sollte, Andere könnten solche Gesichter auch behalten; man sieht sie nicht täglich. Ich kann mir's den Tag zwanzigmal zeichnen, wenn ich will. Du bekommst also nur etwa 21 Quadratzoll verarbeiteter Lumpen, oder Eselshaut, denn es ist Pergament, item ein wenig Abschwärzung von Sil-

berstift. Ich gebe nicht mehr weg, als ob ich Dir die aufgeschriebenen Noten einer Melodie schenkte, die ich in Himmelstönen singen gehört, und die mir nie aus Ohr und Brust entschwinden kann — nun Du hörtest sie ja selbst —; aber freilich, Du verstehst das Alles nicht, denn ich rede hier natürlich nur als Maler. Indessen darin bist Du ein Lump, daß Du das schmuzige Zeitungsblatt aufhebst, als würdest Du sonst die Worte vergessen, die dort so schön mit Kienruß und Öl auf Lumpen gedruckt sind. Hast Du keinen Platz, wo sie ewiger eingegraben sind als auf dem Wisch, den Du nicht dreimal mehr auseinanderfalten kannst, ohne daß er zerreißt wie ein alter Guldenschein? Nicht ansehen könnte ich das Blatt ohne Wuth, wenn ich bedenke, wo die ganze übrige Auflage ein Ende genommen hat, in welchen Krämerbuden oder Victualienkellern Pfeffer, englisch Gewürz, oder gar alte Heringe dareingewickelt werden! Ich rathe Dir, den Wisch zu verbrennen und Dir die Asche auf die Herzgrube zu reiben, Ludwig —, im Grunde aber plappere ich viel abgeschmacktes Zeug, und wir haben ernstere Dinge zu thun. Das Bildniß ist Dein, versteht sich, und ich zeichne mir's wol gelegentlich einmal ab. Was ich sagen wollte — mir däuche, der Graf bleibt lange aus?"

Ludwig hatte Bernhards unaufhaltsam fließendem, betäubendem Redestrom mit Verwunderung zugehört. Das Wesen des Freundes war ihm noch zu fremd, als daß er in die innersten Geheimnisse der Brust desselben hätte blicken können. Nur seltsam, unheimlich war ihm dabei zu Muthe. Es war ihm daher lieb, daß Bernhard selbst dem Gespräche wieder eine andere Wendung gab.

„Er ist längst über anderthalb Stunden fort," entgegnete er auf dessen letzte Frage. „Ich weiß nicht, soll ich mir das zum Guten oder zum Schlimmen deuten?"

„Wahrlich, ich auch nicht!“ rief Bernhard. „Aber die Ungeduld sitzt mir schon in Händen und Füßen. Ich bin hier gewissermaßen mit Dir eingesperrt, da unsere Nachbarschaft im pillnitzer Garten mich zum Verräther an Dir macht. Vielleicht heißt es: mit gefangen, mit gehangen. Nun Du sollst einen getreuen Pylades an mir haben, wiewol ich mir sonst wenig von diesem Charakter zusprechen darf. Aber ich höre Schritte auf der Treppe, die mir fast wie die des Grafen klingen. Wahrhaftig, er ist es!“

Neuntes Capitel.

Rasinski trat ein. Sein Auge war düster, seine Stirn gefurcht.

„Freunde, ich denke, Ihr seid Männer,“ fing er an, „und werdet eine Widerwärtigkeit des Geschicks zu ertragen wissen. Aber Eure Sache steht schlimm, und zwar durch Sie selbst, liebster Freund,“ hierbei wandte er sich zu Bernhard; „denn der Portier des Hauses, wo St. Luces einquartiert ist, hat Sie verrathen!“

„Teufel! Und wie wäre das möglich!“ rief Bernhard.

„Auf die leichteste Weise von der Welt. Denn nachdem Sie sich nach dem Fremden, den ich Ihnen jetzt als St. Luces Secretair, Beaucaire, bezeichnen kann, erkundigt hatten und das Haus wieder verließen, stand er oben im Erker. Natürlich mußte es ihm auffallen, daß Sie ihm nachgegangen waren; er erkundigte sich daher seinerseits ebenfalls nach Ihnen, und erfuhr, da der Portier Sie kennt, was er nur wünschte. Der unglaublichste Zufall von der Welt hat

es überdies gefügt, daß derselbe Portier gestern mit in Pillnitz gewesen ist und Sie dort mit unserm Freunde Ludwig, den er leider so gut kennt als Sie, Arm in Arm gesehen hatte, als Sie daselbst St. Luces und Beaucaire begegneten. Jener ist der gewandteste Spitzbube von der Welt, und dieser scheint es zu sein. Es konnte also nicht fehlen, daß ihnen bald nichts mehr zu entdecken blieb als das ausgedehnte Complot, welches sie muthmaßen, weil Ludwig auf so kühne Weise befreit worden ist."

„Eine Kugel möchte ich mir durch den Kopf jagen!" rief Bernhard.

„Und meine Mutter?" fragte Ludwig.

„Ist bereits von Allem unterrichtet."

„Hat man sie schon beunruhigt?"

„Noch nicht, denn glücklicherweise kennt der Portier nur Ihren Namen, aber weiß nicht, wo Sie wohnen. Das ist man so eben auszuforschen bemüht. Darüber werden indessen einige Stunden vergehen, und diese müssen wir benutzen. Ich habe bereits einen Plan gemacht, und werde meine Anstalten noch zeitig genug vollendet haben. Für jetzt nur diese Benachrichtigung, denn ich muß Augenblicks wieder fort."

„Nur eine Minute!" rief Ludwig. „Wenn ich mich nun, um Alle, die in meine Sache verwickelt sind, mit einem Schritte von jeder Verantwortung zu befreien, freiwillig zur Untersuchung stellte?"

„So könnte ich nicht für Ihr Leben bürgen, junger Freund," erwiderte Rasinski ernst. „Denn Sie haben, wie man mir gesagt hat, einen der gefährlichsten geheimen Agenten unserer Feinde in Italien, dem man jedoch schon auf der Spur war, und bei welchem man die wichtigsten Papiere zu entdecken gewiß sein durfte, zur Flucht verholfen."

„Nannte man Ihnen denselben?" fiel Ludwig lebhaft

ein, denn er hoffte, so eine Spur von der Verschwundenen, der er sein Herz geweiht, zu erhalten.

„Nein," erwiderte Rasinski; „ich fragte selbst darnach, doch die Antwort war, dies sei ein diplomatisches Geheimniß, was vermuthlich nur St. Luces kenne und, weil die Verhältnisse noch nicht gelöst seien, wol noch lange ein Geheimniß bleiben werde. Wissen Sie wirklich gar nichts darüber?"

„Nicht das Mindeste," erwiderte Ludwig; „in diesem Punkte bin ich also wenigstens völlig ohne Schuld!"

„Ihr Wissen oder Nichtwissen, wenn man Ihnen auch glauben wollte," antwortete Rasinski, „kommt dabei leider durchaus nicht in Betracht. Unser Kriegsgesetz bestimmt Ihnen den Tod. Fassen Sie indessen Muth! Sie werden vielleicht ein Opfer bringen müssen, aber ich denke, es wird mir gelingen, Sie zu retten. Für jetzt leben Sie wohl, Sie sollen bald von mir hören. Noch Eins, meinen beiden jungen Kameraden dürfen Sie in Allem blind vertrauen, sie sind mir treu wie Söhne ergeben."

Er ging.

Ludwig und Bernhard blieben in sorgenvoller Unruhe zurück; Beide jedoch am wenigsten um ihrer selbst willen. Bernhard machte sich die bittersten Vorwürfe.

„Daß ich Alles so leichtsinnig nehme!" rief er aus. „Meine Thorheit stürzt Dich ins Verderben und mich dazu, denn ich kann Alles ertragen, nur nicht ein mit Vorwürfen belastetes Herz und Gewissen."

„Deine Absicht war die beste, lieber Bernhard," entgegnete Ludwig sanft; „und kannst Du es vergessen, daß ich die Hoffnung, die mir noch bleibt, allein Dir verdanke? Wäre ich nicht vielleicht schon jetzt verurtheilt, wenn Du mich nicht aus den Händen meiner Feinde befreit hättest?"

„Gäbe mir das etwa ein Recht," fiel Bernhard heftig ein, „Dich jetzt ans Messer zu liefern? Und bei Lichte besehen war meine Handlungsweise in Pillnitz auch eine verrückte! Standen die Sachen nicht schlimm, so hätte ich sie schlimm gemacht!"

„Es war doch gut," antwortete Ludwig, indem er sich bemühte zu lächeln, „daß Du dort nicht so vernünftig warst als jetzt. Ich säße sonst vielleicht auf dem Königstein oder hier in irgend einem Gefängniß und wartete auf den Geistlichen, der mich bis an den Sandhügel begleiten sollte."

Bernhard sah ihm mit seinem dunkeln wilden Auge treu und wehmüthig ins Gesicht; plötzlich breitete er die Arme aus, drückte den Freund heftig ans Herz, küßte ihn und rief: „Bruder! Mich absolvirt Niemand, wenn ich's nicht selbst kann! Und glaube mir, ich bin ein strenger Beichtvater gegen mich! Hier hilft nichts als gut machen. Ich habe den Karren in den Morast geschoben, so will ich wenigstens treu daran helfen, ihn herauszuziehen. Und geht's nicht, so sollen mich alte Weiber verspotten, wenn ich nicht Alles mit Dir ausharre und dulde, was Dir die Haut naß macht. Ja, ich schwöre es Dir, hängen sie Dich auf und lassen mich frei, so hänge ich mich selbst daneben."

„Guter! Lieber!" sprach Ludwig bewegt und hielt ihn fest umschlossen. „Du rauher Diamant! Aber Dein Inneres ist lauterer als Krystall."

Die Freunde wurden durch ein Geräusch an der Thüre unterbrochen; es war der rückkehrende Rasinski. Ludwig und Bernhard blickten ihm gespannt ins Gesicht.

„Ich will Euch," begann er ohne Umschweife, „mit einem Worte Euer Schicksal verkünden, Freunde, denn Ihr seid Männer. Ich kann Euch retten, wenn Ihr in mein Freibataillon treten wollt; die Uniform bahnt Euch den Weg

aus Dresden, sonst weiß ich keinen, den die Ränke Eurer Feinde Euch nicht verlegt hätten. Überdies seid Ihr alsdann vor jeder fernern Nachforschung sicher; denn einmal bei der Armee angekommen, steht Ihr unter meinem Schutz, unter meiner Aufsicht. Ich weiß, die Wahl, die Ihr zu treffen habt, ist hart, allein sie ist die einzige."

„Und könnten wir nicht unter dem Schutz der Uniform die Stadt verlassen und nachher einen andern Weg einschlagen?" fragte Bernhard, in dessen Seele ein mißtrauischer Gedanke gegen Rasinski aufstieg.

„Ich kann Euch nur Pässe nach Warschau ausfertigen, dazu habe ich Erlaubniß und die nöthigen Mittel. Dort müßt Ihr Euch bei dem Divisionscommando, dem ich zugehöre, melden. Nähmet Ihr einen andern Weg als den, welchen meine Pässe Euch vorschreiben, so würdet Ihr als Deserteure behandelt werden, und ich selbst vermöchte nicht mehr Euch zu schützen. Und auf welche andere Weise wolltet Ihr aus Dresden entkommen? Wohin wolltet Ihr Euch wenden? Bei der Polizei seid Ihr bereits signalisirt und als Flüchtige oder irgendwo Verborgene angegeben. Alle Behörden erhalten die Weisung, Euch aufzugreifen; auf dem ganzen Continent befindet sich kein einziger Punkt, wohin die Macht der französischen Polizei — denn diese ist es, die Euch verfolgt — nicht reichte; ausgenommen die Armee, wo man Euch erstlich nicht sucht, und wo sich zweitens durch die unmittelbare Einwirkung des Chefs alle Nachforschungen der Art vereiteln lassen, wenn er sie vereiteln will."

„Ich werde mich in Das, was unvermeidlich ist, zu fügen wissen," sprach Ludwig mit Fassung. „Doch — meine Mutter, meine Schwester werden untröstlich sein! In ihrer Seele leide ich unaussprechlich! Und in Deiner, mein Bernhard! daß ich Dich in diesen Abgrund ziehe — —". Hier

wandte er das Haupt und legte die Hand schwermüthig gegen die Stirn.

Bernhard hielt das Auge finster, schweigend auf den Boden geheftet; nach einigen Augenblicken begann er: „Soldat oder Galeerensklave zu sein, ist nach meinem Gefühl Dasselbe. Ich meinestheils ließe mich mit Vergnügen statt dessen hängen. Doch wenn mich auch das Schicksal nicht jetzt mit Dir zusammenkuppelte, wenn ich frei wie ein Vogel von hier nach England zurückfliegen könnte — hier meine Hand darauf, ich zöge doch die Uniform an, und würde Dein Kamerad. Ich verlange nichts weiter, als daß Du mir dies glaubst."

Ludwig reichte ihm stumm die Hand, blieb aber abgewendet in tiefster Erschütterung stehen.

„Ihr werdet Euer Loos liebgewinnen lernen, meine Freunde," sprach Rasinski; „denn ich hoffe, Ihr sollt nur die schöne, die rühmliche Seite unseres Standes kennen lernen. Ihr tretet als Volontairs ein; ich werde Euch durch irgend ein Dienstverhältniß zunächst an meine Person knüpfen. Wir wollen dann als Freunde und Zeltkameraden leben. Es stünde in meiner Gewalt, Euch sogleich zu Offizieren zu ernennen; aber es wäre wider mein Gewissen und wider Euer eigenes Wohl. Denn als Befehlshaber, wenn gleich einer geringen Mannschaft, würdet Ihr eine Verantwortlichkeit haben, von der Euch selbst der Kaiser nicht entbinden könnte. Um aber dabei nicht Gefahr zu laufen, müßtet Ihr den Dienst verstehen, den Krieg kennen. Der Ehrgeiz des Soldaten kann Euch nicht treiben; daher ist das Verhältniß, das ich Euch bestimmt, ein ungleich besseres für Euch. Eure Bildung sichert Euch die Gemeinschaft mit den Offizieren; meine Freundschaft für Euch wird Euch die andern Vortheile schaffen, die dem Gebildeten werth scheinen.

Wenn nur wenige Monden vergangen sind, so läßt sich indessen vielleicht ein Ausweg finden, der Alles ins Gleiche bringt. Betrachtet Euren neuen Stand als eine Verkleidung, die Ihr einstweilen gewählt habt; in irgend einer Verkappung müßtet Ihr dennoch das spähende Auge Eurer Feinde zu täuschen suchen. Diejenige, welche ich Euch vorschlage, scheint mir wenigstens die ehrenvollste, die am leichtesten zu ertragende und, was am meisten in Betracht kommt, die einzig sichere."

Rasinski's vernünftige, wohlwollende Rede flößte selbst dem starrsinnigen Bernhard Vertrauen ein und brach seinen heftigen Widerwillen in etwas. Ludwig erkannte, daß ihm keine Wahl blieb; mit geläuterter Kraft seines Willens wußte er das Nothwendige frei zu tragen. Doch Freund, Schwester und Mutter in dieses Unglück zu verflechten, das schmerzte ihn in tiefster Brust.

„Weiß meine Mutter schon," fragte er mit zitternder Stimme, „um das Geschehene?"

„Sie ist hinlänglich vorbereitet," antwortete Rasinski, „und hat sich mit einer Festigkeit dem Nothwendigen unterworfen, die ich bewundern muß. Ihre Schwester ist ungleich tiefer erschüttert."

„Marie!" rief Ludwig schmerzvoll aus. „O, ich weiß auch, was sie dabei am bittersten kränkt! Das deutsche treue Herz!"

Über Bernhards Stirn flogen finstere Wolkenschatten.

„Wird man aber," fragte Ludwig, „meine Flucht nicht meiner Mutter zur Schuld anrechnen? Wird sie nicht die Rache der Gewalthaber zu fürchten haben? Erfahre ich, daß man ihr nur die leiseste Kränkung zufügt, so kehre ich zurück!"

„Beruhigen Sie sich," antwortete Rasinski; „bereits

habe ich Alles so eingeleitet, daß die Ihrigen nichts zu fürchten haben. Sie sind in diesem Augenblicke schon nicht mehr in Dresden, sondern auf dem Gute Ihrer Tante."

„Wie?" rief Ludwig; „so sollte ich sie vielleicht nicht wiedersehen?"

„Ich denke doch," antwortete Rasinski, „obwol ich's Ihnen nicht gewiß versprechen kann."

„Das wäre das Härteste von Allem," seufzte Ludwig. „Sollte aber der Aufenthalt auf dem Gute hinreichend sicher sein?"

„Er ist es vorläufig für einige Tage, alsdann wird sich Manches anders gestalten, denn aus sicherer Quelle weiß ich, daß St. Luces nicht länger als höchstens noch zwei Tage hier bleiben kann. Ist er, den ich allein für fähig halte, ränkesüchtig zu verfahren, erst fort, so geht die Sache ihren gewöhnlichen Gang, und alsdann wird, nach den Einleitungen, die ich getroffen, nichts mehr zu besorgen sein. Nur müssen Sie Beide mir Ihr festes Versprechen geben, ganz nach meiner Vorschrift zu handeln; sonst kann ich für nichts bürgen."

„Unbedingt," rief Ludwig.

Bernhard schwieg; in seiner, alle Verhältnisse spähend überschauenden Seele keimte der furchtbare Argwohn auf, daß Rasinski es nicht redlich meine. Fast war er entschlossen, sich mit einem kühnen Schritte Gewißheit zu verschaffen und zu erklären, er werde nicht gehorchen, werde nicht Soldat werden, sondern allein für seine Rettung sorgen. Nur der fest gefaßte Vorsatz, daß er Ludwigs Schicksale theilen wolle, mochten sie sich auch noch so rauh gestalten, hielt ihn von der Unbesonnenheit, die er zu begehen im Begriff war, zurück. „Ich theile in Allem, was da kommen mag, Schicksal und Entschluß meines Freundes; mehr kann ich nicht

versprechen," sprach er nach einigen Secunden und reichte dem Grafen die Hand dar.

Rasinski ahnete etwas von Dem, das in seiner Seele vorgegangen sein mochte; es machte ihn einen Augenblick unwillig, doch sein großmüthiger Sinn verzieh das Unrecht, welches ihm durch den Verdacht angethan wurde, fast so schnell, als er es entdeckt hatte.

„Nun denn," antwortete Rasinski, „so hören Sie, was geschehen ist, und was noch geschehen soll. Ich kenne die Frauen; ihre Gewissenhaftigkeit ist oft so groß, daß sie sich selbst gegen die teuflischste Arglist nicht durch irgend eine Unwahrheit zu waffnen vermögen. Mein ganzer Versuch, Sie zu retten, konnte an dem Unvermögen Ihrer Mutter oder Schwester scheitern, bei einer richterlichen Frage irgend einen Umstand nur zu verschweigen, vollends aber ihn anders anzugeben. Diese schöne Reinheit weiblicher Gesinnungen, die sie in der Zurückgezogenheit von dem uns Männer so vielfach befleckenden Verkehr des Lebens bewahren, konnte hier unser Aller Verderben werden. Darum wählte ich den sichersten Weg, nämlich den, die Ihrigen nur so weit zu unterrichten, wie sie aussagen dürfen, ohne uns schaden zu können. Mit dem Zettel von Ihrer Hand, der mir als Vollmacht dienen sollte, sandte ich einen mir durchaus ergebenen Kriegsgefährten, den ich gestern Vormittag hier traf und auf dessen Treue ich Felsen bauen kann, zu Ihrer Mutter. Er mußte darauf dringen, daß sie sofort mit Ihrer Tante nach dem Gute abreisen solle, indem Sie gestern in Pillnitz in einen Ehrenhandel mit einem französischen Offizier gerathen seien, der heute in aller Frühe entschieden würde und Sie nebst Ihrem Freunde und Secundanten Bernhard vielleicht zwänge, Dresden auf das schleunigste zu verlassen. Alsdann bliebe Ihnen kein anderes Mittel, sie noch zu sprechen,

als auf dem Gute der Tante. Diese Nachrichten, beglaubigt durch die Zeilen Ihrer Hand, reichten hin, die Ihrigen zu bestimmen. Und wenn man sie jetzt auf der Folter befragte, so würden sie nichts Anderes auszusagen wissen, als was ich Ihnen so eben erzählt habe. Sie selbst werden nun dafür zu sorgen haben, Ihre Mutter zu einem Aufenthalte von einigen Tagen auf dem Gute zu bestimmen, unter dem Vorwande, daß alsdann die ersten unangenehmen Folgen, denen sie mit ausgesetzt wäre, vorüber sein würden."

Bernhard erkannte jetzt seinen Irrthum mit froher Reue. „Vortrefflich, schlauer Odysseus," rief er aus, „Ihr schafft uns wahrlich aus der Höhle des Cyklopen heraus. Nehmt dafür hier meine Hand zum Pfande, daß Euch mein Kopf jederzeit zu Diensten stehen soll."

„Ihr seht wohl ein, lieben Freunde," begann Rasinski freudig, „daß ich Eurer beiderseitigen Zustimmung gewiß sein mußte; denn wolltet Ihr nicht durchaus nach meiner Vorschrift handeln, so könnte unser ganzes Spiel aus Mangel an Übereinstimmung der Maßregeln verloren gehen. Falls das Gut nicht so weit von der Straße nach Posen, die Ihr noch heute einschlagen müßt, entfernt liegt, so ist bei dem Abschiede nichts zu besorgen. Einen großen Umweg aber dürfen wir wegen des Zeitverlustes nicht wagen."

„Gott sei Dank," rief Ludwig und drückte dem Grafen froh bewegt die Hand; „das Gut liegt nicht eine Viertelstunde abseit der Straße."

„Jaromir und Boleslaw," fuhr Rasinski fort, „sind schon von Allem unterrichtet. Für Jaromir habe ich einen Courierpaß ausgewirkt, unter dem Vorwande, daß ich ihn der Organisation meines Regiments wegen aufs schleunigste vorausſenden müsse. Ihr Beide erhaltet Päſſe von mir, als Eurem Chef, und begleitet ihn; diese Legitimationen genügen

vollkommen. Boleslaw hat auf seine Figur, die der Eurigen gleicht, bei einem französischen Regimentsschneider schon zwei Uniformen anmessen lassen, die noch diesen Nachmittag abgeliefert werden, sodaß Ihr am hellen Tage unerkannt zur Stadt hinausfahren könnt. Für Geld und sonstige Bedürfnisse werde ich schon sorgen, wenn Ihr nur erst in Sicherheit seid, und vorläufig ist Jaromir mit Allem versehen."

Dieser trat eben ein. Er war nach Jugendart voller Freude, daß ihm der abenteuerliche Auftrag geworden war. Aufs herzlichste begrüßte er die beiden Kameraden und versprach ihnen die fröhlichsten Tage. „Ihr wißt noch nicht," wie prächtig der Krieg ist," rief er aus. „Es ist ganz gut hier in Dresden, es ist sogar wunderschön," dabei erröthete er ein wenig, weil er vermuthlich an eines der schönen Mädchen dachte, die er gestern kennen gelernt; „aber doch möchte ich den sorglosesten Aufenthalt hier nicht mit Pferd und Säbel vertauschen. Das reizendste Glück würde mich unglücklich machen, wenn ich niemals wieder zu Roß steigen und mitfechten sollte! Und dann sollt Ihr Warschau sehen, meine Vaterstadt! O, sie wird Euch gefallen!" Die Liebenswürdigkeit des offenen Jünglings verfehlte selbst in diesen ersten Minuten ihres Eindrucks nicht. Bald kehrte auch Boleslaw zurück, der die Nachricht mitbrachte, daß die Uniformen auf den Schlag sechs Uhr eintreffen würden. Dieser ernste Jüngling empfand, so sehr er dem Kriegsstande anhing, doch die Lage Bernhards und Ludwigs in ihrer Wahrheit und schenkte ihnen die herzlichste Theilnahme.

So verstrich die Zeit in kameradschaftlich herzlicher Vertraulichkeit. Endlich schlug die Stunde des Aufbruchs. Die Uniformen waren gekommen; Bernhard und Ludwig wurden eingekleidet; Jaromir machte sich reisefertig; der Postillon stieß ins Horn, sie stiegen ein und rollten in

der glänzenden Verkleidung mitten durch die Stadt und durch die zahlreiche Menge der Spaziergänger vor dem Thor dahin, ohne daß einer derselben ahnete, ein wie ernstes, seltsames Geschick unter dieser heitern Äußerlichkeit verborgen sei.

Bald hinter der ersten Station, die sie gegen Abend erreichten, lag das Haus, wo Ludwig die Seinigen zum letzten Male umarmen sollte. Rasinski hatte ihnen wohl eingeschärft, sich daselbst nicht in der Uniform blicken zu lassen, auch war es Jaromir zur besondern Bedingung gemacht worden, die Freunde nicht zu begleiten, so gern dieser auch noch von Marien, Emma und Julien Abschied genommen hätte. Gleichsam als rüsteten sie sich auf die Nacht, legten daher Ludwig und Bernhard die Uniformen ab, zogen ihre Überröcke an und entfernten sich. Während Jaromir zum Schein beim Abendessen verweilte, gingen sie unvermerkt aus dem Posthause, um das schmerzlich-süße Lebewohl zu sagen.

Ludwig, dem alle Pfade der Gegend wohl erinnerlich waren, führte Bernhard so, daß man an die Hinterthür des Gartens gelangte, welche für einen Kundigen leicht zu öffnen war. So erreichten die Freunde in tiefer Dämmerung das Haus; vorsichtig blickten sie erst zwischen die Spalten der Fensterladen in das Wohnzimmer, in welchem schon Licht brannte, hinein, ob nicht ein Fremder anwesend sei. Nur die Frauen saßen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, beisammen. Zitternd pochte Ludwig an die Thür; als er sie öffnete, flog ihm zuerst Marie entgegen und hing weinend an seinem Halse. Die Mutter versuchte aufzustehen, doch sie vermochte es nicht; Ludwig hatte sich tausend Mal die männlichste Fassung vorgesetzt, aber jetzo fühlte er, wie seine Kraft dem Schmerz zu erliegen drohte. Er ging auf die Mutter zu, beugte sich über ihre Hand und küßte sie mit ehrfurchtsvoller Innigkeit. Tief erschüttert legte sie die Rechte auf des

Sohnes Haupt und sprach: „O Ludwig, wüßtest Du, wie viel Jammer schon ein Zweikampf über mein Leben gebracht hat, Du hättest mir diese Sorge vielleicht erspart. Doch vielleicht mußte es sein! Ich will nicht richten; aber darf ich dieses Haupt auch segnen? Gehört es nicht einem unglücklichen Schuldigen?“

„Wahrlich, Du darfst es,“ sprach Ludwig fast mit dem Ausdruck der Freude. „Es haftet keine Schuld an mir!“

„So wäre,“ rief die Mutter freudig, „Alles glücklich beendet, und Du dürftest nicht flüchtig werden?“

Ludwig erschrak über den eitlen Wahn der Freude, den seine unvorsichtig rasch ausgesprochenen Worte bei der Mutter erzeugt hatten; er gerieth in Verwirrung, denn er wußte nicht, wie er sich helfen und der Flucht jetzt noch einen geschickten Vorwand leihen sollte. Bernhard, der indessen gleichfalls näher getreten war, rettete ihn durch seine Geistesgegenwart. „Ludwig ist völlig schuldlos,“ sprach er; „er dürfte den heiligsten Eid der Reinigung schwören. Aber nicht Jeder, den der unparteiische göttliche Richter freisprechen muß, wird von dem weltlichen für unschuldig erklärt, zumal wenn derselbe, wie es hier der Fall sein würde, sein Richteramt in eins der Rache verwandeln will. Unsere Flucht ist für jetzt unvermeidlich, es sind uns nur wenige Augenblicke des Abschieds gestattet. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen, denn nur das möglichste Nichtwissen bewirkt es, daß Sie und vielleicht Alle, die hier versammelt sind, möglichst gering in unser Verhältniß verwickelt werden.“

Marie, in deren Auge bei Ludwigs Worten selige Strahlen der Hoffnung geglänzt hatten, wurde jetzt wieder bleich und neigte sich weinend und bebend gegen die Schulter des Bruders.

„Wir haben Dich Jahre lang entbehet,“ rief sie, von

ihren Thränen unterbrochen, mit schmerzlicher Heftigkeit aus; „endlich umarmen wir Dich wieder, und schon nach wenigen Stunden wirst Du uns aufs Neue entrissen, und wer weiß, für wie lange Zeit! O das ist grausam!"

„Fasse Dich, liebe Schwester," sprach Ludwig, der in dem Schmerz Mariens die verdoppelte Aufforderung fand, sich männlich zusammenzuraffen; „Du bist so sanft, so gut, Du kannst Niemandem zürnen, der Dich gekränkt hat. Trage auch diesen Schmerz sanft, den der Geber alles Guten uns sendet. Seine dunkeln Wege werden endlich doch zum Heile führen!"

„Ach, Ludwig!" Mehr vermochte die ganz Überwältigte nicht hervorzubringen. Der Bruder hielt sie in sanfter, liebender Umarmung, bis er fühlte, daß ihre bebende Brust sich erleichterte. Dann sprach er: „Lebe nun wohl! Meine Mutter, lebe wohl; Ihr alle, alle Ihr Lieben — Ihr sollt von mir hören!"

Jetzt wollte er, weil er fühlte, daß er seinem Schmerz nicht mehr gebieten könne, sich losreißen und schnell hinaus. Doch Marie ließ ihn noch nicht; sie umschlang ihn noch einmal und bedeckte ihm das Antlitz mit Küssen und Thränen. Plötzlich faßte sie sich. Sie trocknete das Auge und sprach: „Nun geh', Lieber! Du wirst uns Alle in treuem Angedenken behalten, das weiß ich! Doch, wohin flüchtest Du?"

Jetzt hatte Ludwig die Kraft verloren; Bernhard, der bisher ein stummer, aber im Innersten bewegter Zeuge von der rührenden Liebe Mariens zu ihrem Bruder gewesen war, antwortete statt seiner: „Noch muß auch Das ein Geheimniß bleiben; aber sorgen Sie nicht, Sie werden bald Nachricht erhalten."

Marie sah Bernhard mit sanften, thränenfeuchten Blicken an: „Sie sind sein Freund, Sie sind so gut, o verlas-

sen Sie ihn nicht, bleiben Sie sein treuer Begleiter, sein Bruder, denn die Schwester muß er ja entbehren — ich will dann auch Ihre Schwester sein, und er selbst soll meiner Sorge künftig nicht näher stehen als Sie." Dabei reichte sie ihm die Hand dar, um sein Versprechen zu empfangen.

Als Bernhard ihr in das holde, traurig-bittende Auge sah, aus dem die treueste Seele so rein erglänzte, verlor er selbst fast die entschlossene Haltung. Ihre Blicke fielen wie Mondlicht in die dunklen, unruhigen Wogen seiner Brust. Es war ihm plötzlich, als könnten alle Stürme des Geschicks durch ein so sanftes Wort beschwichtigt werden, als müsse selbst sein brausender Lebensstrom plötzlich mild und klar zwischen heiteren Ufern dahinwallen, wenn sie es geböte. Eine Wehmuth überkam ihn, die sein trotziges, ehernes Herz weich auflösen wollte. Schien es ihm doch, als tönten süße, längst verhallte Klänge aus der Kindheit herüber, als sähe er weitverwehte Traumbilder alter schöner Zeiten wieder aufsteigen — sein dunkelbrennendes Auge wurde durch eine Thräne feucht verschleiert.

„Das Schwesterherz darf ruhig sein," sprach er bewegt, „ein Bruderherz soll es vertreten. Aber jetzt müssen wir fort!" Er faßte Ludwigs Arm und riß ihn eilig mit sich hinweg.

Als sie einige Minuten stumm durch die Nacht gegangen waren, begann Bernhard: „Es gäbe gar kein Unglück ohne die Weiber, freilich auch kein sonderliches Glück; aber ihre Thränen versalzen und verbittern Alles, was sonst im schlimmsten Falle nach nichts schmeckt. Keine Prise Schnupftaback fragte ich darnach, ob wir Beide in Rußland von den Wölfen gefressen würden oder nicht, wenn Du nicht Mutter und Schwester hättest. Aber Deine Schwester ist brav geworden; sie war schon immer ein gutes Kind, und ich entsinne mich jetzt,

daß sie mich einmal recht sanft und liebreich verbunden hat, als ich mir hier auf dem Gute die Stirn blutig gefallen hatte von dem großen Birnbaume herunter. Sie hat Dich lieber, als Du es verdienst, denn wir Männer taugen insgesammt nicht genug, um recht geliebt zu werden. Es muß aber wohl thun. Ich hab's noch nicht erfahren, am wenigsten von Altern oder Geschwistern. Mich hat das Schicksal spartanisch behandelt; denn — zwar weiß ich nicht, ob ich bei der Geburt kränklich war —, aber es setzte mich gleich darnach einigermaßen aus in die Wildniß. Nun, dem König Agesilaos ging's auch nicht besser! Wer weiß, für welchen Thron ich bestimmt bin; in unsern Tagen fällt so etwas ja kaum auf. Nun, Du bist ja so still? Schäme Dich! Der Abschied ändert doch nichts in der Sache? Warum sollten wir jetzt bewegter sein als vor einer Minute?"

„Und Du bist es selbst, Bernhard," entgegnete Ludwig sanft. „Schäme Dich nicht Deiner Rührung, sie zeugt von Deiner Menschlichkeit! Weil wir menschlich fühlen, gehorchen wir den Sinnen und der Macht der Gegenwart!"

„Amen, Du hast Recht, Bruder," rief Bernhard, und reichte dem Freunde die Hand.

Beide standen still. Feierliches Dunkel umhüllte sie; das Gebirge lagerte sich schwarz am klaren Horizont, die Sterne leuchteten sanft; ein heiliges Schweigen, wie im Tempel des Gottes, herrschte ringsum. Da sanken die Freunde einander in die Arme, hielten sich fest umschlungen und thaten ein stummes Gelübde unverbrüchlicher Treue.

„Das soll die letzte weichherzige Minute gewesen sein," sprach Bernhard, nachdem er einen sanften Bruderkuß auf Ludwigs Lippen gedrückt hatte, „von nun an laß uns wie alte Steuermänner kalt und besonnen im Sturm des Schicksals bleiben. Wir sind Soldaten geworden und müssen

wenigstens für die deutsche Männerehre fechten, da es keinen Kampf fürs deutsche Vaterland gilt. Wenn mir die rothe Morgensonne in die Augen scheint, soll sie zittern und erblassen vor dem Eisenfressergesichte, das ich mir diese Nacht anzulegen denke. Nun vorwärts, Kamerad, wir kommen sonst zu spät in Dienst!"

Sie beschleunigten ihre Schritte und erreichten nach wenigen Minuten die Station, von der sie rasch weiter ihrer abenteuerlichen Zukunft entgegeneilten.

Zehntes Capitel.

Rasinski war nicht ohne Grund besorgt gewesen, daß die Nachforschungen, die Ludwig und Bernhard veranlaßt hatten, sich auf die Familie des Erstern erstrecken würden. Wenige Stunden, nachdem diese auf das Land hinausgefahren war, fanden sich auch schon zwei französische Gensdarmen ein, um in der Wohnung nach Ludwig zu forschen. Sie fanden Niemand in derselben, denn Rasinski hatte durch seinen vertrauten Abgeordneten weislich darauf dringen lassen, daß man die Magd mit auf das Gut hinausnehme, damit Niemand zurückbliebe, dessen Aussagen seine Plane etwa kreuzen könnten. Kraft ihrer Willkür geboten daher die Gensdarmen dem Hauswirth, die Zimmer zu öffnen, durchsuchten sie auf das genaueste, und da sie nichts vorfanden, versiegelten sie nicht nur die Schränke, sondern auch die Außenthüren und statteten nunmehr Bericht ab. Rasinski wurde durch seinen Reitknecht, Namens Andreas, einen höchst gewandten und treuen Menschen, von Allem

unterrichtet, was äußerlich beobachtet werden konnte; sein Unterhändler, der mit St. Lutes' Bureau in Verbindung stand, hielt ihn in Kenntniß über Alles, was dort geschah. So erfuhr er, daß dieser durchaus nicht wußte, wo er Ludwigs Familie aufsuchen sollte, da Niemand ihm Bescheid zu geben vermochte, wohin die Frauen gefahren waren. Denn zufällig hatte die Tante ihrer Schwester, seit diese sich in der neuen Wohnung, die sie für ihren durch Ludwigs Ankunft vergrößerten Hausstand gemiethet hatte, befand, noch keinen Besuch gemacht, sodaß Niemand im Hause diese Verwandten kannte. So leicht konnten daher die Späher den Aufenthalt derselben nicht erforschen, und es war Alles darauf zu wetten, daß St. Luces abreisen müsse, bevor er sie entdeckte. So geschah es wirklich, denn am dritten Tage, früh Morgens, sah Rasinski ihn selbst mit seinem Secretair zum Thore hinaus nach Wien fahren, für welchen Ort ihm ein dauernder Aufenthalt mit wichtigen Geschäften angewiesen war.

Am Abend darauf kehrte Marie mit der Mutter zurück. Mit Erstaunen fanden sie ihre Wohnung versiegelt und erfuhren durch den Wirth, was geschehen war. Das mütterliche Herz begann etwas Schlimmeres zu ahnen, was noch in dunkler Verborgenheit ruhe. Die Frauen bedurften des Rathes, der Unterstützung; aber an wen sollten sie sich sofort wenden? Da trat, wie zufällig, Rasinski, der ihre Ankunft schon durch Andreas wußte, welcher mit unermüdlicher Wachsamkeit Alles beobachtet hatte, ins Haus. Er war nicht nur durch seine Verhältnisse, sondern auch durch seine männliche Festigkeit und Bestimmtheit der geeignetste Helfer in dieser Noth, und durch sein freundliches, theilnehmendes Wesen erschien er den Frauen als ein Engel der Rettung und des Trostes. Obgleich er sich, um seiner Rolle getreu zu blei-

den, völlig unwiſſend ſtellte und dem mütterlichen Herzen die Qual einer Erzählung der Begebenheiten auflegen mußte, ſo verſtand er es doch, ſogar dieſe peinlichen Augenblicke zu erleichternden des mittheilenden Vertrauens zu machen, verſprach ſeine volle Mitwirkung, um die ganze Angelegenheit beizulegen, und erbot ſich, ſogleich zum Commandanten zu gehen.

Er that es. Die Frauen traten indeß bei dem Wirth ein, wo ſie eine ängſtliche Viertelſtunde zubrachten. Beſonders war Marie voller Schmerz und Sorge. Ach, wie war ſo Alles, was ſie von glücklichen Tagen gehofft hatte, plötzlich vereitelt! Die Zeit, auf die ſie ſich Jahre lang gefreut, war nun gekommen; doch wie bitter wurde das ſchweſterliche Herz aus ſeinen ſchönen Träumen geweckt! Wie Manches hatte ſie freudig entbehrt, um die Zukunft des Bruders feſter gründen und bauen zu helfen! Wie gern hatte ſie mit der Mutter in der engſten häuslichen Beſchränkung gelebt, damit er, den ſie ſo über Alles liebte, ſeinen reichen, edeln Geiſt in freiern Verhältniſſen ausbilden, alles Gute und Schöne kennen lernen und genießen ſollte. Ihr beſcheidenes Herz wollte nichts als ſich dereinſt an dem Glück des Bruders freuen; es wollte auf ſein edles Wiſſen, ſeine mannichfaltigen Erfahrungen ein wenig ſtolz ſein und begnügte ſich gern damit, einen freundlichen Widerſchein des Glanzes zu gewinnen, der ſein Leben reich umſtrahlen ſollte. Die ſorglich gepflegten Keime waren zur ſchön entfalteten Krone gediehen; ſchon öffneten ſich die vollen Knospen und verhießen den endlichen Lohn aller Mühen, alles Entbehrens — da ſchüttelt ein rauher Sturm den jungen Wipfel, und plötzlich ſteht er entblättert, herbſtlich wieder da, ein Anblick ſtummer Trauer!

Aus dieſen wehmüthigen Betrachtungen weckte Raſmeli's

Rückkunft Mariens Herz. Ihn begleiteten zwei Gensdarmen, welche die Siegel abnahmen und den Frauen die Wohnung öffneten.

Rasinski hatte dies erlangt, indem er Bürge geworden war, daß beide Frauen sich einer gerichtlichen Vernehmung nicht entziehen würden; auch mußten die Schränke und sonstigen Behältnisse einstweilen versiegelt bleiben. Einige Zeit darauf erschien ein höherer Beamter der französischen Polizei, der, vermuthlich durch Rasinski's Gegenwart bestimmt, höflich, aber entschieden, die Auslieferung aller Papiere forderte. Diese wurden ihm mit dem ruhigsten Gewissen eingehändigt, worauf er alle Siegel abnahm und sich, mit einer Entschuldigung über die Belästigungen, die seine Amtspflicht ihm gebiete, empfahl.

Jetzt machte die geängstigte Mutter ihrem Herzen endlich Luft: „Um Gottes willen, was bedeutet das?“ fragte sie Rasinski. „So verfährt man nicht in Folge eines Duells! Ich beschwöre Sie, entdecken Sie mir, was ist vorgefallen? Was hat Ludwig gethan?“

„Darüber bin ich,“ entgegnete Rasinski, „fast so in Ungewißheit als Sie selbst, würdige Frau. Das Duell aber, so viel weiß ich jetzt, war nur Vorwand seiner Flucht; er ist irgend einer Handlung angeklagt, die gefährliche Folgen haben kann. Vermuthlich hat er sich in eine Verbindung eingelassen, die —“

„O,“ rief Marie nicht ohne ein Gefühl des Stolzes auf den Bruder aus, „gewiß hat sein edles, vaterländisches Herz —“ hier brach sie ab, hielt einige Augenblicke inne, seufzte aus tiefster Brust und sprach dann fest, aber mit dem Ausdruck des bittersten Schmerzes: „Wir leben in einer Zeit, wo oft die edelste Gesinnung für verbrecherisch gilt!“

Rasinski war erschüttert; er, dessen ganze Seele für

das eigne Vaterland glühte, mußte Mariens Schmerz in seiner vollen Größe empfinden. In ihren sonst so holden, nur sanfte Weiblichkeit athmenden Zügen wurde ein edles Zürnen sichtbar, das eine fliegende Glut auf die bleiche, mit Thränen benetzte Wange trieb und ihrem Schmerz den Adel einer stolzen Aufrichtung innerer Würde gegen die Ungerechtigkeit des äußerlichen Geschicks verlieh.

„Mäßige die Heftigkeit Deines Gefühls, liebe Marie," sprach die Mutter sanft, da sie sah, wie aufgeregt die Tochter war; „bedenke, daß Du Deines Bruders Loos verschlimmern könntest."

„Nicht, wenn ich der Zeuge dieser Aufwallung bin, wahrlich nicht!" rief Rasinski mit Feuer. „Was ist heiliger als das vaterländische Gefühl? Ich selbst glühe für mein Volk, für das Land meiner Geburt; wie sollte ich dasselbe edle Gefühl in einer andern Brust verdammen? Nein, Ihr Zürnen im Schmerz ist schön, es ist edel!"

Mit diesen Worten reichte er Marien die Hand gleichsam zu einem Bunde mit ihren Gesinnungen dar. Ein sanfteres Erröthen verschönte jetzt ihre Wange, und eine holde Verwirrung mischte sich mit dem schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge. Doch legte sie nach leisem Zögern ihre Hand in die dargebotene Rasinski's und sprach dann: „O, Sie werden uns helfen; zu Ihnen habe ich Vertrauen!"

Gern hätte er jetzt den Schleier von allen Verhältnissen und Begebenheiten dieser letzten Tage gerissen, wenn er nicht als erfahrener Kenner der edlern weiblichen Herzen eine zu gegründete Besorgniß vor der unbesiegbaren Aufrichtigkeit gehabt hätte, mit der sie dann ihre ganze Blöße den Feinden preisgegeben haben würden. Er wußte gewiß, daß sie weder den Bruder noch ihn selbst verrathen würden; aber alsdann waren sie auch die Opfer, denn ihr Bekenntniß hätte

gelautet: ich weiß, aber ich schweige. Zu ihrer eignen Rettung ließ er sie also in dieser wohlthätigen Unkunde.

Die Frauen baten ihn, sie diesen Abend nicht mehr zu verlassen; er versprach es und brachte die wenigen Stunden bis zum Einbruch der Nacht bei ihnen zu. Der Schmerz öffnete ihm das ganze schöne Herz Mariens, denn nichts bewegt die weibliche Seele zu größerm Vertrauen als ein Ereigniß tiefer Trauer, bei welchem ein Mann ihr mit Festigkeit zur Seite tritt; nichts aber zieht auch das männliche Herz mit stärkern Banden zu dem weiblichen hinüber als das Dulden eines zarten, holden Wesens. So würde Rasinski diesen Abend für den glücklichsten seines Lebens gehalten haben, wenn nicht ein so trauriges Ereigniß ihn herbeigeführt hätte. Von frühester Jugend an war er durch Begebenheiten, die nicht nur sein Vaterland, sondern ganz Europa erschüttert hatten, auf das offene Meer des Lebens getrieben worden. Selten hatte das Schicksal ihm vergönnt, in einem ruhigen Hafen Anker zu werfen; um so tiefer mußte es ihn daher ergreifen, wenn diese Augenblicke einer heitern Windstille des Lebens eintraten, wo es auch ihm einmal vergönnt war, von den Früchten zu genießen, die er sonst nur von fern an den Küsten gedeihen sah, vor denen er vorübersegelte. Er hatte jetzt das Mannesalter erreicht, wo das Herz aufhört stürmisch in die Weite zu treiben; in Augenblicken, wo ihm das unruhige Wogen seiner Tage Muße ließ, war die Sehnsucht, endlich einmal zu rasten, oft mächtig in seiner Brust erwacht. Sollte es uns Wunder nehmen, daß jetzt, wo eine so holde Gestalt ihm zu winken schien, dieser Stimme in seiner Brust Gehör zu geben, der Wunsch fast zum Entschluß reifte? Ein kühner Sinn faßt das Ziel scharf ins Auge, auch wenn er es jenseit tiefer Klüfte und Abgründe schimmern sieht; es kann daher nicht

befremden, daß Rasinski in einem Zeitpunkte, wo ein ganzer Welttheil in Waffen stand, wo der Boden noch unter ganzen Nationen bebte, und Niemand wußte, ob der nächste Tag ihm Heil oder Vernichtung bringen werde, dennoch dem Gedanken Raum gab, den Grundstein einer friedlichen Zukunft zu legen. Ein kühner Entschluß war jedoch bei ihm kein unbesonnener; er hatte männliche Festigkeit genug, ihn in sich reifen zu lassen und nicht eher ein fremdes Schicksal mit seinen Hoffnungen zu verflechten, bevor er die Wege übersah, auf denen er ihre Erfüllung zu erreichen vermochte. Deshalb verbarg er jetzt die in ihm erwachte tiefere Liebe zu Marien und widmete ihr dafür eine desto wärmere Freundestheilnahme, doch mit dem festen Vorsatze, sich ihr zu entdecken, noch bevor er scheiden würde.

Der Abend verstrich in jener wehmüthigen Innigkeit, welche vertrautes Beisammensein in Zeiten der Trübsal erzeugt. Rasinski ging später, als er fast gesollt hätte. Am andern Morgen begab er sich früh auf die Commandantur, um sich nach dem Stande der Angelegenheiten bei einem ihm bekannten Offizier des Bureaus zu erkundigen. Zu seiner Freude erfuhr er, daß der Commandant sich mit wohlwollender Schonung über die Lage, in der sich Ludwigs Mutter und Schwester befanden, geäußert und die Entscheidung ausgesprochen habe, daß, wenn nicht die dringendsten Verdachtsgründe gegen die beiden Frauen vorhanden seien, man von allem weitern Verfolg der Untersuchung gegen dieselben, welche einen so ungroßmüthigen Charakter an sich trage, abstehen solle. Mit dieser frohen Nachricht eilte er, die besorgten Frauen zu überraschen. Als er ins Haus trat, begegnete ihm bereits ein Beamter, der von ihnen kam. Er hatte auf Befehl des Commandanten schon in aller Frühe, sowol Marien als ihre Mutter verhört; Beide konnten natürlich

nichts ansagen, als was sie wußten, und dies war so wenig, daß unmöglich ein weiteres Verfahren deshalb gegen sie eingeleitet werden konnte. Glücklicherweise befanden sich unter den in Beschlag genommenen Papieren auch Briefe Ludwigs aus Italien und der Schweiz, kurz vor und bald nach seinem Abenteuer in Duomo d'Ossola geschrieben, die dessen nicht im mindesten Erwähnung thaten. Dieser Umstand mußte dazu beitragen, es aufs höchste wahrscheinlich zu machen, daß beide Frauen nicht den geringsten Antheil noch Kunde von Dem hatten, dessen Ludwig angeklagt war. Nach einigen Stunden wurden ihnen daher sämmtliche Papiere auch wirklich mit der Erklärung zurückgegeben, daß sie auf keine Weise ferner beunruhigt werden sollten.

Diese Bedrängniß war also vorüber; indessen hatte Rasinski jetzt freilich die schwere Aufgabe zu lösen, die besorgte Mutter und Schwester mit Ludwigs und Bernhards Schicksal bekannt zu machen. Er schob dies absichtlich noch hinaus; inzwischen konnte er den Frauen einen Zettel von Ludwig, welcher ihm in einem Briefe Jaromirs geschickt war, auf einem Umwege zukommen lassen. Derselbe enthielt nur einige Zeilen, absichtlich ohne Ortsangabe, wodurch Ludwig der Mutter das glückliche Gelingen seiner Flucht und sein und Bernhards Wohl meldete. Rasinski wollte nicht eher von den Frauen als Mitwisser gekannt sein, bis er Dresden verlassen konnte; dies war die Ursache, weshalb er alle nähern Erklärungen bis wenige Stunden vor seiner Abreise versparte.

Eilftes Capitel.

Mit schwerem Herzen ging er, nachdem er Alles geordnet hatte, gegen Abend, als die Dämmerung einbrach, zu ihnen, um Abschied zu nehmen; daß er kommen werde, hatte er schon zuvor gemeldet.

Marie öffnete ihm; sie befand sich allein. Die Mutter war einer häuslichen Angelegenheit wegen auf einige Minuten zu dem Wirth hinuntergegangen.

„So kommt wirklich der letzte Freund, um Abschied von uns zu nehmen?“ sprach Marie bewegt, als sie Rasinski im Reiseüberrocke vor sich sah.

„In wenigen Stunden habe ich diese Mauern hinter mir,“ antwortete er. Beide schwiegen jetzt einige Augenblicke, theils aus Bewegung, theils aus Verlegenheit. „Werde ich den Trost mitnehmen,“ fragte der Graf mit dem Tone sanfter Bitte, „daß Sie meiner nicht so rasch vergessen wollen, als die Zeit unserer Bekanntschaft kurz war?“

„Dürfen Sie fragen?“ entgegnete Marie gerührt; „Sie, der Sie uns in den schreckenvollsten Tagen unsers Lebens Alles waren, und von dem wir noch jetzt Alles hoffen, was unsern Schmerz lindern kann!“

„O, wenn ich Das könnte, wenn ich ihn nicht sogar vermehren müßte!“

„Wie?“ fragte Marie erwartungsvoll und blickte ihn betroffen an.

„Lassen wir das,“ erwiderte Rasinski, „bis Ihre Mutter kommt, jetzt —“

„Ich eile, sie zu rufen,“ rief sie ängstlich und wollte gehen.

„Nein, nein, bleiben Sie," bat Rasinski und nahm ihre Hand, „in dieser Minute habe ich ein Wort zu Ihnen allein zu sprechen."

Der Ton, mit dem er diese Worte sprach, sein heftiger, warmer Händedruck, mehr aber noch ihr eignes geheim wünschendes Herz hatte Marien Alles enthüllt, was er ihr bekennen wollte, noch bevor ein Wort seinen Lippen entflohen war. Es fiel wie ein Blitzstrahl leuchtend in ihre Seele, daß sie liebe und geliebt werde. Von einem süßen Erschrecken wie betäubt, stand sie zitternd, unvermögend ein Wort zu erwidern, mit gesenktem Auge da.

„Könnten Sie das Schicksal Ihres Lebens mit mir theilen, Marie," sprach Rasinski, dem die Secunden kostbar wurden, mit ernster, sanft bewegter Stimme. „Ich dringe Ihnen kein entscheidendes Ja ab, nur ob Sie ein entscheidendes Nein sprechen müssen, nur Das beantworten Sie mir. Wir stehen vor einer Zukunft, wo Keiner sein nächstes Schicksal ahnen oder weissagen kann; fern sei es von mir, Sie jetzt mit in den Strudel zu reißen, dessen Wirbel mich bald ergreifen werden. Nichts soll Sie binden, ja ich würde das unwiderrufliche Ja zurückweisen, weil mein Gewissen mir verbietet, es hinzunehmen. Das aber dürfen Sie mir sagen, und das durfte ich Sie fragen, ob ich, wenn der Sturm ausgetobt und die Welle mich nicht begraben hat, einen Blick wieder auf dieses holde, wirthliche Ufer richten darf?"

Moriens Seele wurde während dieser Worte von einem unnennbaren Schmerz zerrissen. Die erste Betäubung war vorüber, sie hatte das Auge geöffnet und sah, vor welchem Abgrund des Jammers sie stand. Die Schuld der Dankbarkeit, welche sie gegen Rasinski fühlte, seine höhere Lebensstellung, sein mehr Ehrfurcht als vertraute Neigung erweckendes Wesen, ja sogar seine nahe Abreise hatten ihr bisher das

wahre Gefühl ihres Herzens für den edlen Mann verschleiert und ihr in ähnlichen der Liebe verschwisterten Gestalten vorgespiegelt. Plötzlich war sie aus dem Traume zum vollsten Bewußtsein erwacht und sah nun auch, durch welch eine Kluft das Geschick sie von Dem trennte, der ihr Herz gewonnen hatte und begehrte. Er war im Bündniß mit Denen, die sie nur als die Feinde ihres Vaterlandes betrachtete; sie konnte ihn als einen edlen Mann ehren, als einen großmüthigen Freund lieben, niemals aber ihm angehören, ihr ganzes Wesen mit dem seinigen verschmelzen, ohne Pflichten zu verletzen, von deren Heiligkeit ihre Seele aufs tiefste durchdrungen war. Darum stand sie sprachlos, vor dem Medusenhaupte ihres Schicksals erstarrend, da, und vermochte nicht den unnennbaren Schmerz durch ein sanftes Wort, durch eine milde Thräne zu lösen. Rasinski fühlte ihre zitternde Hand in der seinigen; eine ahnende Stimme verrieth ihm, was in Mariens Brust vorging; er deutete ihr Schweigen richtig. Doch fragte er noch einmal: „Marie, soll ich keine Antwort haben?“

„O Gott!“ rief sie mit einem Tone des Schmerzes, der ihr das Herz zu zerreißen schien, „nie, nie!“ Sie riß sich gewaltsam los, schwankte einige Schritte und sank dann ermattet auf einen Sessel nieder.

„Ich verstehe Sie,“ sprach Rasinski mit leiser Stimme; „ich verstehe Sie und achte Ihre Gesinnung. Wir können darum aber doch —“ hier versagte ihm die Stimme, er mußte innehalten. „Das Loos der Völker,“ fuhr er nach einigen Augenblicken fester fort, „geht dem Loos der Einzelnen vor. Ich beklage mich nicht. Von Jugend auf war ich's gewohnt, mein eignes Geschick durch das der Welt zertrümmert zu sehen. Dieser harten Nothwendigkeit können wir nicht entweichen; es ist der Beruf des Mannes, sich dar-

über zu erheben; ich glaube, ich weiß ihn zu erfüllen! Aber nicht immer widerstreben die Weltgeschicke denen der Einzelnen, oft gehen sie Hand in Hand; der Irrthum fordert so viele Opfer als die Wahrheit; ist es nicht genug an denen, die wir dieser bringen?" Diese letzten Worte sprach er sanfter, indem er sich Marien wieder näherte.

Sie sah ihn wehmüthig an und erwiderte: „O, ich weiß, was Sie sagen wollen! Sie geben mir Unrecht. Vielleicht irrt mein Verstand, vielleicht täuscht sich mein Urtheil. Welche die rechte Wahrheit ist, weiß ich nicht; die heilige aber ist die, welche unser Herz uns vorschreibt — ach, zu seiner eignen Qual!"

Man hörte die Mutter heraufkommen. „Lassen wir das Geschehene verschwiegen bleiben," sprach Marie, „es würde meine Mutter vielleicht noch tiefer betrüben — und bleiben Sie mein Freund."

Rasinski drückte die dargereichte Hand heftig, aber stumm gegen seine Lippen. Nicht nur der Schmerz zerriß seine Brust, sondern auch die Sorge belastete sie schwer. Denn mit welchen Gefühlen mußte Marie jetzt das Schicksal Ludwigs, welches er ihr enthüllen sollte, vernehmen? Wie sollte sie es ertragen, daß der eigne Bruder der Sache diente, für welche sie ihre Liebe aufzuopfern den Muth und die Pflicht fühlte? Der gefährlichsten Schlacht war er mit leichterm Herzen entgegengegangen als dieser schweren Stunde.

Die Mutter trat ein; Marie ging ihr entgegen. „Unser Freund kommt schon, um Abschied zu nehmen, liebe Mutter," sprach sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ja," fiel Rasinski ein, indem er der Mutter entgegenging, „in wenigen Stunden werden wir uns vielleicht auf immer trennen müssen."

„Das wolle Gott nicht," antwortete die Mutter; „seine Rathschlüsse sind oft milder, als unsere Besorgniß sie scheinen läßt, darauf wollen wir auch diesmal hoffen."

Rasinski erwiderte auf diese letzten Worte nichts; er bot der Mutter den Arm, um sie in das Nebenzimmer zu führen, wo man Abends gewöhnlich versammelt war. Marie ging, um ihre Bewegung zu verbergen, hinaus, um Licht und den Thee zu besorgen, welchen Rasinski diese letzten Abende her stets mit ihnen eingenommen hatte. Diese häuslichen Geschäfte nahmen einige Minuten weg; erst nachdem Alles angeordnet war und Marie bereits mit stiller Freundlichkeit die Pflichten der Wirthin geübt hatte, begann Rasinski, da jetzt keine Störung mehr zu befürchten war, folgendermaßen: „Ich muß diese letzte Stunde zu Mittheilungen benutzen, die ich Ihnen, so traurig sie auch sein mögen, nicht ersparen kann. Ludwig hat sich bei seiner Rückkehr aus Italien einer Handlung schuldig gemacht, welche unser strenges Kriegsgesetz, das ich durch nichts entschuldigen will als durch seine Nothwendigkeit, unwiderruflich mit dem Tode bestraft. Er ist einer Person, die ich selbst nicht näher kenne, an deren Habhaftwerdung aber dem Kaiser Alles gelegen war, weil sich höchst wichtige Documente in ihrer Hand befanden, zur Flucht behülflich gewesen, und zwar in einem Augenblicke, wo man sie schon zu erreichen hoffte. Deshalb wurde er, da man ihn zufällig in Pillnitz entdeckte und als Thäter erkannte, verhaftet; mit Bernhards Hülfe gelang es ihm, sich der Haft wieder zu entziehen, worauf so strenge Befehle zur Verfolgung Beider gegeben wurden, daß sie schleunigst fliehen mußten. Dazu gab es nur ein Mittel, es gab nur eines, ihr Leben zu retten; das stand glücklicherweise in meiner Gewalt. Der Ausweg war rauh, aber unvermeidlich." Hier zögerte er einen Augenblick; die Frauen

sahen ihn ängstlich gespannt an. „Unsere Freunde," fuhr er mit einem weichen Ausdruck der Stimme fort, die die Härte der Mittheilung zu mildern versuchen sollte, „unsere Freunde konnten ihr vor ihren Feinden am sichersten nur dadurch retten, daß sie sich ihnen am nächsten anschlossen und sich dahin begaben, wo man sie am wenigsten vermuthen kann — sie tragen jetzt die Kleidung, die ich selbst trage."

„Allmächtiger Gott!" rief Marie aus, „sie dienen in dem französischen Heere?"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," entgegnete Rasinski; „sie führen die Waffen gegen ihr Vaterland!"

Die Mutter hatte diese Nachricht mit einem sprachlosen Schrecken vernommen. Sie schien Rasinski's Worte noch nicht ganz gefaßt zu haben, so ängstlich fragend hefteten sich ihre Blicke an dessen Lippen.

Marie vermochte ihrem Schmerz nicht zu gebieten; sie warf sich weinend an die Brust der Mutter und rief aus: „O Mutter, Mutter! Nun sind wir ganz unglücklich! Was kann nun noch geschehen?" Die Mutter war unfähig, ihr zu antworten; sie preßte die Tochter in die Arme; ein heftiges, fast krampfhaftes Schluchzen drohte ihrer kranken Brust den Athem zu rauben. Rasinski wurde durch diesen Anblick mehr als schmerzlich verwundet; er wurde aufs tiefste gekränkt, ja fast beleidigt. Denn nach Dem, was zwischen ihm und Marien vorgefallen war, mußte er sich und die Sache, der er mit ganzer Seele diente und anhing, für wahrhaft verabscheut halten. Sein männlicher Stolz lehnte sich unwillig gegen diese Ansicht auf. Aber er bedachte den Schmerz der Mutter, er sah Mariens Thränen, und seine Seele war versöhnt. „Weinen Sie Ihren Schmerz aus," sprach er theilnehmend; „ich begreife, daß er groß ist; versagen Sie aber darum dem Freunde, der es wohlwollend und redlich meinte, nicht Ge-

hör. Was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat, wird auch zu Ihrem Troste dienen.“ Die Mutter suchte sich zu fassen; sie winkte ihm mit dem Haupte zu, daß er sprechen möge; sie selbst war noch unfähig dazu. Auch Marie, die es bereuete, in ihrer Heftigkeit dem edlen Manne so weh gethan zu haben, suchte ihn freundlich anzublicken und wiederholte den Wink der Mutter.

„Sie betrachten gewiß,“ begann Rasinski, „die Verhältnisse zu schroff. Ich will es glauben, daß der Deutsche Ursache hat, den Franzosen zu hassen; ich finde es natürlich, daß er ihn haßt. Aber ist darum Alles, was Frankreich thut, gegen Deutschlands Wohl gerichtet? Theilen nicht viele der geachtetsten Männer die Ansicht, daß ein freies, aufrichtiges Bündniß beider Völker beiden zum Heil gereichen würde? Und ist nicht in diesem Augenblicke ein solcher Bund geschlossen? Fechten nicht die Heere des Rheinbundes, Östreichs, Preußens, ja selbst Sachsens, welches Ihr nächstes Vaterland ist, für die Sache des französischen Kaisers? Dürfen Sie nun wol mit Recht behaupten, daß der Einzelne, welcher dem Völkerstrome des ganzen Vaterlandes folgt, als Verräther an demselben handle? Sie werden mir vielleicht erwidern wollen, daß die Völker durch eine politische oder geschichtliche Nothwendigkeit getrieben werden, die Einzelnen aber Herren ihres Schicksals sind. Sie sind es jedoch nicht mehr als jene. Ein Volk, ein Staat will sein Dasein durch Gehorsam gegen eine Übermacht der Umstände retten; und was will der Einzelne anders? Warum sollte diesem als Verbrechen angerechnet werden, was jenem gestattet ist? Und bestehen Preußens, bestehen Östreichs Heere nicht aus Einzelnen? Hätten alle diese nicht, ein Jeder für sich, die Verpflichtung, der allgemeinen Nothwendigkeit zu widerstreben? Und gäbe es alsdann noch eine allgemeine? Nein, meine

Freundinnen; ein Unglück haben Sie vielleicht zu beweinen, aber kein Verbrechen der Ihrigen zu betrauern oder zu vergeben. Ich fordere Denjenigen auf, der zu behaupten wagt, daß er an der Stelle dieser beiden Jünglinge anders gehandelt hätte. Weshalb sollten sie als nutzlose Opfer fallen, wenn es noch Mittel gab, Leben und Kräfte für eine bessere Zeit zu sparen? Wenn dereinst Deutschland so ganz und tief von dem Gefühle der Entwürdigung seiner heiligsten Rechte durchdrungen ist, daß es sich mächtig aufrafft und in voller, einiger Masse gegen Frankreich andringt, dann mag es auch für jeden Einzelnen Pflicht sein, zu den Fahnen des Vaterlandes zu eilen und jede Gemeinschaft mit dem alten Feinde desselben aufzuheben; alsdann werden aber auch unsere Freunde nicht fehlen. Und wahrlich, nicht ich will Derjenige sein, der sie verurtheilt, wenn sie dann einen Bund brechen, den nur die eiserne Hand der Nothwendigkeit zusammenschmiedete, so wenig wie ich sie jetzt deshalb verurtheilen kann, daß sie sich unter diese schwere Hand beugen."

Marie saß, ein stummes Bild des Schmerzes, da; ihr Ohr vernahm zwar Rasinski's Worte, doch von ihrem Herzen glitten sie wie matte Pfeile ab. Allein sie schwieg, theils weil sie wenig zu entgegnen wußte und sich gegen Rasinski's Verstandesgründe nur durch widerstrebende Gefühle gewaffnet fand, theils weil sie ihn zu kränken besorgte, endlich aus Erschöpfung. Denn zu deutlich fühlte sie, daß hier kein Widerstreben fruchten könne und nichts übrig bleibe, als das zermalmende Rad des Schicksals über sich weggehen zu lassen. Die Mutter, nicht so heftig in ihren Gefühlen, nicht so entschieden einer entgegengesetzten Ansicht, war für Rasinski's Trost zugänglicher. „Es ist schön von Ihnen," sprach sie, „daß Sie uns durch Hoffnungen aufrichten wollen, wenngleich dieselben noch fern in verhüllter Zukunft schimmern.

Aber, mein großmüthiger Freund, bedenken Sie, wie schwer es ist, ein Mutterherz zu beruhigen, und vergeben Sie mir also, wenn Ihr mildes Bestreben durch die Gefühle meiner Brust vereitelt wird. Welche Sorgen umschweben das Haupt einer Mutter schon, wenn sie den Sohn hinsendet in einen Kampf, den sie selbst für einen heiligen hält, für welchen jeder Sohn des Vaterlandes freudig Blut und Leben opfern muß! Wie ängstlich wägt sie die Gefahren, die ihn bedrohen, wie zählt sie die Minuten, in denen sie keine Kunde von ihm erhält! Und nun vollends, wenn sie weiß, daß sein Herz nicht für die Sache schlägt, der er zu dienen gezwungen ist; daß er die Waffen trägt wie eine Kette, das Lager ihm ein Gefängniß, der Tag der Schlacht ein Tag des Blutgerichts ist! O gütiger Himmel, wie soll da Trost und Hoffnung Eingang in das gequälte Herz einer Mutter finden?"

Nach diesen Worten, mit äußerster Anstrengung gesprochen, lehnte sie das Haupt müde gegen die Wange der Tochter und vergoß bittere Thränen. Rasinski, so fest er allen Stürmen des Lebens von jeher zu trotzen gewußt hatte, fühlte sich doch durch solche Angriffe auf sein Herz fast bezwungen. Sanft ergriff er die Hand der Mutter und sprach: „Wer wollte Ihnen die Gerechtigkeit Ihrer Schmerzen streitig machen? Sie sind das einzige Heiligthum des Duldenden, und glauben Sie mir, auch ich fühle dies in diesem Augenblicke tiefer, als Sie vermuthen." Dabei warf er einen schwermüthigen Blick auf Marien, welche, gleich einem weinenden Heiligenbilde, blaß, schweigend ihm gegenüber saß. Ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust, als Rasinski's Auge dem ihrigen begegnete; doch wandte sie es nicht ab, sondern blickte ihn sanft und wehmüthig an. „Es gibt indessen etwas in der Seele des Mannes," fuhr er fort, „wodurch ihm das

Schicksal, von welchem unsere Freunde getroffen sind, erleichtert wird, was eine Frau jedoch nicht in Anschlag zu bringen weiß. Ich meine jenes, allen Männern eigene Ehrgefühl des Muthes, der in der Gefahr schon einen Adel der That erblickt, der sich für jedes kühne Unternehmen, eben weil es kühn ist, begeistern kann, ohne sich um den Zweck desselben zu kümmern. Nicht allein dem Stande des Soldaten gehört diese Gesinnung an, sondern sie ist ein Eigenthum des Mannes überhaupt. Und wäre dies auch nicht, so gesellt sich doch selbst der nothgedrungenen Wahl eines Standes sogleich das Pflichtgefühl des Berufs zu. Die Würfel des Schicksals, welche unser Loos zu entscheiden hatten, sind einmal gefallen; Ereignisse kennen so wenig ein Umwenden auf der Bahn des Vorwärts als der fliegende Pfeil der Zeit selbst; und haben uns Wahl, Zufall, Glück oder Nothwendigkeit einmal auf einen Standpunkt gestellt, so wollen wir ihn auch würdig in freier Kraft des Willens behaupten. Die Vergangenheit ist abgeschlossen, ihre Thore schlagen hinter uns zu; nur vorwärts steht die Bahn noch offen; wie unfreiwillig wir auch hineingeschleudert wurden, jetzt ist unsre Aufgabe die, uns würdig zu behaupten. Darin finden wir Trost, Stärkung, ja Erhebung, und nimmermehr wird uns die Kraft versiegen, das Nothwendige mit Freiheit zu erfüllen." Rasinski hatte, indem er auf diese Weise seine Gesinnungen in einer festen Form aussprach, sich dieselben klarer zum eignen Bewußtsein gebracht und so in diesem Augenblicke, wo er ihrer bedurfte, die Kraft selbst gefunden, von der er sprach. Wie vergeblich alle Scheingründe des Trostes sein mögen, die wahrhaften richten auch das gebeugteste Herz auf. So auch hier; was Rasinski aus tiefstem Bewußtsein seiner männlichen Seele gesprochen hatte, war auch in die weibliche eingedrungen. Er hatte den ein-

zigen festen Boden, auf dem Trost und Hoffnung sichere Anker werfen konnten, aufgefunden; der Nachen schwankte nicht mehr so unstät auf den sturmbewegten Wellen. Doch in Mariens Herz drückte sich ein neuer verwundender Stachel; denn wie viel schwerer mußte es ihr jetzt werden, einem Manne zu entsagen, bei dem die zarte, schwankende Blüte der Liebe sich an eine so feste Stütze der Achtung emporranken konnte.

Die düstere Beklemmung, welche bisher so schwer auf Allen gelastet hatte, war verschwunden; die Betäubung des Schmerzes hatte aufgehört, das Herz begann auch seine Segnungen und Heiligungen, die er stets mit sich führt, zu empfinden.

„Sie sind ein treuer, redlicher Freund," sprach die Mutter und drückte Rasinski die Hand; „wie erkenne ich es als eine unaussprechliche Wohlthat Gottes, daß gerade Sie in diesen verhängnißvollen Tagen der Führer und Beschützer meines Sohnes sein werden! Ich sehe darin ein Pfand seiner Huld, das uns eine glückliche Lösung dieser verworrenen Fäden des Schicksals verspricht. In diesem Vertrauen unterwerfe ich mich beruhigt seinen Fügungen."

„So werden wir denn nicht in Zwiespalt, sondern als liebende Freunde scheiden," antwortete Rasinski.

„Und Sie können fragen?" rief die Mutter lebhaft. „Welchen Grund könnten wir wol zu einer mißwollenden Empfindung auffinden gegen Den, der uns das Liebste gerettet hat und es noch jetzt in seine treue Obhut nehmen will?" Rasinski küßte die mütterliche Hand mit Ehrfurcht und Innigkeit; er war sehr bewegt. Es ward ihm zu Muthe, als kehrten Tage seiner Jugend zurück, aus denen das Bild seiner eignen ehrwürdigen Mutter, die freilich schon längst dahingegangen war, ihm mit treuer Lebendigkeit der Erinne-

rung vor die Seele trat. Das Gefühl, Sohn zu ſein, welches die Jahre ſchon längſt aus ſeinem Herzen verwiſcht hatten, durchdrang ihn plötzlich mit der alten Wärme und Ehrfurcht. O wie gern hätte er Die, gegen welche ſein Herz die Gefühle des Sohnes empfand, auch mit dem Namen der Mutter gegrüßt! Eine heilige Stille des Schmerzes herrſchte in dem Gemach; eine ſpäte Nachtigall, deren Töne man durch das offene Fenſter in der lauen Mainacht vernahm, warf auch die ſüß beklemmenden Anregungen der Frühlingswehmuth in die Bruſt. Marie ſtand auf, trat ans Fenſter und neigte ihr von Thränen überſtrömtes Antlitz in die kühlenden Blätter und Blüten eines reich belaubten Roſenſtocks. Das Mondlicht berührte ſie mit ſeinem milden Strahl; ſie hob das ſchöne Haupt aus der Blumenhülle empor und blickte fromm gegen den Himmel auf, als wolle ſie ſagen: „Dir, du alliebender Vater, vertraue ich die Heilung dieſes blutenden Herzens, dem du in derſelben Stunde den Bruder und den Geliebten zugleich raubſt.“ Raſinski betrachtete ſie, ſeitwärts ſtehend, unbemerkt; er fühlte, daß ihn dieſes Bild für ewig durch's Leben begleiten werde.

Ein Poſthorn ließ ſich auf der Gaſſe hören. Marie wandte ſich erſchrocken um: „Müſſen Sie fort?“ fragte ſie ängſtlich leiſe.

„Es gilt nicht mir,“ antwortete Raſinski. Dieſer Zufall bildete den Übergang aus jenem Augenblick der Stille zu einem neuen Geſpräch. Denn wie Vieles war noch zu verabreden, welche Grüße hatten Mutter und Schweſter an Ludwig zu ſenden! So verfloß eine Stunde; da war der Augenblick der Trennung gekommen.

Marie verſchwand in einem Nebenzimmer; nach einigen Minuten kehrte ſie zurück mit einem kleinen Taſchenbuche in der Hand. Sie reichte es Raſinski und ſprach faſt un-

hörbar: „Wollen Sie der Überbringer dieſes Andenkens für meinen Bruder ſein?“

Er bejahte es ſtumm.

„Doch die Mutter muß mir erſt etwas dazugeben,“ ſetzte ſie erröthend hinzu und näherte ſich derſelben. „Eine Locke,“ ſprach ſie und ſchickte ſich mit einer anmuthigen Bewegung an, ſie der Mutter abzuſchneiden, die es willig geſchehen ließ. Marie band das Haar mit einer ſeidenen Schleife, welche ſie ſchon in der Hand hielt, dann legte ſie der Mutter ein Blatt hin, indem ſie ſagte: „Ein Wort, liebe Mutter; ich will die Locke darin einſchlagen.“

Die Mutter nahm die eingetauchte Feder, die Marie ihr brachte, und ſchrieb mit von Thränen verdunkelten Augen: „Die Hand Gottes walte über Dir! Deine Mutter!“ — — „Mehr vermag ich jetzt nicht,“ ſprach ſie erſchöpft. Marie legte die Locke in das ſorgſam gefaltete Papier, nahm die Brieftaſche noch einmal aus Raſinski's Hand, öffnete ſie und legte das Haar ein. Indem ſie dieſelbe zurückgab, ſprach ſie leiſe: „Öffnen Sie, wenn Sie allein ſind.“

Es mußte geſchieden ſein. Raſinski drückte noch einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die Hand der Mutter, einen heißen auf Mariens zitternd dargebotene Rechte und ging dann ſtumm und ſchnell hinaus, denn er fühlte, daß ſeine männliche Kraft den Schmerz nicht länger zu beherrſchen vermochte.

Auf ſeinem Zimmer erwartete ihn nur ſein Reitknecht Andreas; Boleslaw war noch mit Einpacken beſchäftigt.

Eben kündigte der blaſende Poſtillon den vorfahrenden Reiſewagen an. Andreas eilte hinunter. Raſinski benutzte haſtig den Augenblick, wo er allein war, und öffnete Mariens Geſchenk. Er fand ein Blatt, überſchrieben: „Dem Freunde.“

Er entfaltete es; es lag eine zarte Locke von Ma-

riens Haar darin. Sie hatte die Worte darunter geschrieben: „Dem unvergeßlichen Freunde die treue, liebende, doch auf ewig von Ihm getrennte Freundin. Marie.“

Rasinski betrachtete das Geschenk lange mit stummem Schmerz; er drückte es an die Lippen, an die Brust. Andreas trat ein: „Es ist Alles zur Abreise fertig, Herr Graf!“

Er schauerte wie vom Fieber geschüttelt zusammen. „So gib mir den Mantel,“ rief er rasch und kurz, hüllte sich ein, drückte sich die Reisemütze tief in die Stirn, ging hinab, stieg mit Boleslaw in den Wagen und rollte in die Nacht hinaus, welche sich, ein Bild seiner Zukunft, düster, ohne freundliche Sterne über die Erde lagerte.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Es war an einem Sonntage in den spätern Nachmittagsstunden, als Jaromir, Ludwig und Bernhard zuerst von einer Anhöhe die Thürme von Warschau erblickten. Der Weg hatte sich lange in einem dunkeln Fichtenwalde, der keine Aussicht gestattete, hingezogen. Jetzt schlug er eine Ecke und klimmte einen mit Haidekraut und Brombeergebüsch überwachsenen Hügel hinan. Von dem Gipfel desselben übersah man die Ebene weithin; an ihren fernen Grenzen stiegen Warschau's stolze Paläste und Thürme empor. Der feurige Jaromir rief dem Postillon ein „Halt" zu und sprang mit freudig glänzenden Augen aus dem Wagen. „Das ist meine Vaterstadt!" rief er aus. „Acht Jahre habe ich sie nicht gesehen; aber ich kenne noch jedes Haus, jeden Giebel, jede Thurmspitze hier im ganzen Umkreis. Kommt, meine Freunde, steigt ein wenig aus und laßt uns zu Fuß den Hügel hinabgehen. Hier durch das Brombeergebüsch zieht sich ein Pfad, der nachher über die Wiesen wieder auf die große Straße führt. Im Gehen zeige ich Euch die merk-

würdigen Orte hier ringsumher; denn so weit Euer Auge reicht, entdeckt Ihr keinen Kirchthurm, an dem nicht polnische Helden begraben lägen, die für das Vaterland gefochten haben. Ach, wann wird diese Erde endlich die Saat der Freiheit blühen sehen, welche unsere Väter hier mit ihrem Blute düngten! Seht Ihr das Dorf hier gerade vor uns? Das ist Wielka Wola, wo Kosciuszko im Jahre 1794 focht; hier links hinüber, hinter dem Fichtenwalde, seht Ihr den spitzen Thurm von Opalin und weiter unten den von Wawryscew. An beiden Orten floß polnisches Blut in demselben Jahre, und bei Opalin blieb mein Oheim, Kasimir Graf Brescinsky! O Freunde, hier liegt Mancher begraben, der blutiger Thränen werth ist! Ich wollte aber, wir wären mit Sonnenaufgang hierher gekommen; denn es will mir nichts Gutes bedeuten, daß ich die Thürme meiner Vaterstadt im Golde der Abendsonne leuchten sehe!"

Hier schüttelte er schwermüthig das Haupt, und ein Zug edlen Grams umwölkte seine so offene heitere Stirn.

„Du bist ein schlechter Wahrsager," rief Bernhard frisch aus; „ich will Dir unsere Ankunft anders deuten. Siehst Du nicht Dein Vaterland im Frühling wieder, wo Alles keimt und sproßt und blüht? Dringen nicht selbst aus den Gräbern Blumen herauf, und wogten nicht alle Fruchtgärten, an denen wir heute vorüberfuhren, wie ein Meer von Blüten, wenn der leise Frühlingswind durch die Wipfel wehte? Wahrlich, sie standen geschmückt wie Bräute, mit zartem grünen Blätterkranz unter leichtem Blütenschleier verhüllt. Für den Herbst weissage ich Euch reife Früchte; dann werdet Ihr eine Ernte halten und ein Erntefest begehen, daß Freude und Jubel durch das ganze Land erschallen soll!"

„Du bist ein Prophet," rief Jaromir feurig aus und

ſchloß Bernhard mit einem brennenden Kuß auf ſeine Stirne heftig in die Arme; „wenn Dein Wort in Erfüllung geht, ſo mag immerhin die fröhliche Luſt über meinem Grabe erſchallen, wenn ich nur weiß, daß ich in freier, glücklicher, polniſcher Erde ruhe!“

Unter dieſem Geſpräch waren die Jünglinge den Hügel hinabgegangen und ſchritten jetzt auf einem anmuthigen Pfade zwiſchen reichen Wieſen dahin, während Jaromir fortfuhr, auf geſchichtlich merkwürdige Orte in der nächſten Umgebung aufmerkſam zu machen und zugleich die Ereigniſſe zu berichten, durch welche der polniſche Name ſich dort verewigt hatte. Ludwig hörte dieſem Geſpräche nur zu, nahm aber den wärmſten Antheil daran, während er im Stillen dieſelben Wünſche für ſein deutſches Vaterland hegte, welche Jaromir ſo laut und feurig für Polen ausgeſprochen hatte. Nach einer guten halben Stunde erreichten ſie die große Straße wieder, ſtiegen ein und fuhren nunmehr raſch auf die Thore der Hauptſtadt zu.

Hinter Wielka Wola wurde die Landſchaft durch Spaziergänger, Reiter und Wagen aus der Stadt lebendig. Jaromir ſah mit ſeinen blitzenden ſchwarzen Augen ſcharf umher, ob er nicht Bekannte oder Freunde entdecken könne. Indeſſen ſchien ihm das Glück in dieſer Hinſicht nicht wohlzuwollen. Etwas verdrießlich rief er aus: „Es iſt wahr, in acht Jahren wird man fremd in ſeinem eignen Vaterlande; es ſcheint, ich kenne hier Niemand mehr und werde noch weniger gekannt!“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als eine weibliche Stimme aus einem ihnen nach und dicht vorbeifahrenden Wagen die Worte rief: „Graf Jaromir! iſt's möglich? Sind Sie es, oder täuſche ich mich?“ Jaromir hatte ſich ſchon auf den Klang der Stimme lebhaft umgewendet und rief jetzt, faſt vergeſſend, daß er ſich auf öffentlicher Landſtraße

und in fremder Begleitung befand, feurig aus: „Gräfin Mielska! O Gott im Himmel, Sie erkenuen mich noch?“

Die Kutſcher hielten beide ohne weitern Befehl an, da ſie ſahen, daß ein Geſpräch zwiſchen Jaromir und der Dame angeknüpft wurde. Die Gräfin war eine Frau von hohem, majeſtätiſchem Wuchs; ſie mochte über dreißig Jahre alt ſein; aber ihr ſchwarzes Auge glänzte noch jugendlich unter der blendendweißen hohen Stirn, die von reichem, dunkelm Haar umwallt wurde. In ihrer Jugend mußte ſie hinreißend ſchön geweſen ſein. Bernhard mit ſeinem geübten Malerauge hatte ſie ſogleich für die Schweſter Raſinski's erkannt, noch bevor Jaromir ſie als ſolche mit ſeinen Begleitern bekannt gemacht hatte. Er übergab ihr einen offenen Brief Raſinski's, welcher in wenigen Worten ſein Verhältniß zu den Freunden angab und ſie der Schweſter zur gaſtlichen Aufnahme empfahl. „Wie erfreut bin ich,“ ſprach die Gräfin, als ſie haſtig geleſen, mit Wärme, „daß ich Sie hier gleich bei Ihrer Ankunft treffe! Es verſteht ſich, daß Sie bei mir wohnen; Ihre Zeit wird, fürchte ich, nur zu gemeſſen ſein; Sie können mir es daher nicht verargen, wenn ich jeden Augenblick der Muße benutzen will, um Nachrichten von meinem Bruder und Erzählungen von den Erlebniſſen und Schickſalen ſo vieler theuern Landsleute zu vernehmen. Deshalb müſſen Sie mir den Eigennutz verzeihen, mit dem ich Sie zu meinen Hausgenoſſen, oder, wenn Sie wollen, zu Gefangenen in meinem Hauſe mache.“ Sie ſprach dieſe verbindlichen Worte, durch welche ſie ihrer Gaſtfreiheit eine ſo beſcheidene Einkleidung gab, faſt noch mit mehr Innigkeit als Freundlichkeit, ſodaß man fühlte, es ſei ihr ein wahrhaft freudiges Ereigniß, den jungen Landsmann wiederzuſehen und ihn und ſeine Begleiter in ihrem Hauſe aufzunehmen. Jaromir's lebhaften Dank erwiderte ſie

mit der Bemerkung, sie wolle rasch vorausfahren, um Anstalt zum Empfange ihrer Gäste zu treffen, da man ja überdies von einem Wagen in den andern das Gespräch nicht frei führen könne. Ihr Kutscher trieb die raschen Schimmel an, sie verneigte sich freundlich grüßend und rollte vorüber.

„Ein herrliches Omen," rief Bernhard aus, „das mir mehr gilt als die zwölf Geier, welche Romulus auf dem Aventinus sah, wiewol schwerlich jemals ein Vogelflug größere Dinge geweissagt hat. In einer Stadt, wo eine so majestätische Juno uns willkommen heißt, muß uns der Olymp geöffnet werden."

Jaromir lächelte und wiegte sein schönes jugendliches Haupt.

Unsere Freunde erreichten das Thor, wo sie als Fremde einigen Aufenthalt erfuhren; so kamen sie erst mit einbrechender Nacht vor dem Palaste der Gräfin an. Es war ein großes Gebäude in edlem, doch etwas alterthümlichem Style; zwei Bedienten sprangen, sobald der Wagen hielt, an den Schlag, ein dritter empfing die Aussteigenden und führte sie, den silbernen Armleuchter vortragend, in die zu ihrer Aufnahme bereits angewiesenen Zimmer. „Die Gräfin," begann der Kammerdiener, „läßt die Herren ersuchen, sich zuvörderst ganz bequem einzurichten und dann, sobald es Ihnen möglich und gefällig ist, herüber in den Gesellschaftssaal zu kommen, wo sie dieselben auf ein Glas Thee erwartet." Die Reisenden waren schnell eingerichtet und umgekleidet, d. h. sie hatten die Uniform des neu zu errichtenden Regiments angelegt. Es war schon zwischen ihnen verabredet, daß Ludwig und Bernhard ihre wahre Namen ablegen und fremde annehmen sollten. Der Erstere hatte sich durch eine leichte Umstellung der Buchstaben seines wahren Namens Soren genannt; Bernhard gab sich, nach Erinnerung an

ein schottisches Abenteuer am Loch Lomond, weil er das Seltsame liebte, für einen Grafen Lomond aus.

Sie gingen jetzt hinüber in den Gesellschaftssaal der Gräfin. In der Thür trat sie ihnen schon entgegen und hieß sie nochmals willkommen. Jetzt sah man erst, wie hoch und edel ihr Wuchs war, und wie sie auch in dieser Beziehung ganz ihrem Bruder glich. „Lassen Sie uns sitzen," sprach sie zu Allen gewandt; „zuerst muß ich, Sie verzeihen dies schon der weiblichen Neugier, ein wenig wissen, wen ich als Gast beherberge; denn mein Bruder hat mir nur geschrieben, daß Graf Jaromir von zwei Freunden begleitet sein werde. Nachher werde ich Sie ausforschen und ausfragen, selbst über die kleinsten Umstände; denn nichts ist mir gleichgiltig, was meinen Bruder und diesen Krieg betrifft." Sie hatte sich bei diesen Worten auf das Sopha gesetzt; die Herren nahmen ihr halb zur Seite und gegenüber auf Sessein Platz.

„Nun sagen Sie mir, Jaromir," begann die Gräfin, „wer sind Ihre lieben Begleiter und was bewegt sie als Fremde, die polnische Uniform anzulegen?"

„Wir geben wol am besten selbst Auskunft über uns," antwortete Bernhard. „In mir sehen Sie einen halb schottischen Grafen, jedoch in Deutschland geboren; aber ich glaube in der That, mein Grafentitel ist nicht mehr werth als meine Grafschaft, die ich gewiß nicht zu wohlfeil für das Spiegelbild eines Schattens verkaufte. Indessen wem ein berühmter Name etwas gilt, der darf mit dem eines Grafen Lomond wol zufrieden sein. Ich meines Theils gestehe, daß ich auf meinen Stand stolzer bin als auf meinen Rang, und daher meinen Pinsel höher schätze als mein Wappen. Sie sehen hieraus, gnädigste Frau, daß Sie einen Maler vor sich haben, der, so lange er lebt, die Pflicht gehabt hat, einen

Grafen zu ernähren, wofür dieser, und das ist vielleicht sein einziges Gute, ihm herzlich dankbar ist."

„So könnte also," erwiderte die Gräfin lächelnd, „Ihr Pinsel Ihr Wappen auffrischen."

„Vielleicht," entgegnete Bernhard; „es wird aber zuverlässig die letzte Arbeit sein, die er unternimmt."

Ohne eine Frage weiter abzuwarten, nannte sich Ludwig und gab als Ursache seines Kriegsstandes die Neigung für denselben überhaupt an, die sein Freund mit ihm theile; als Grund, weshalb er gerade die polnische Uniform trage, nannte er seine Bekanntschaft mit Rasinski.

„Wie dankbar bin ich Ihnen," sprach die Gräfin, „daß die Freundschaft für meinen Bruder Sie zum Freunde der Sache unseres Vaterlandes gemacht hat. Ja, wir erwarten und hoffen viel von dem Kriege, der sich jetzt entspinnt; er wird für uns ein heiliger sein."

„Es ist dies eine Ursache mit," entgegnete Ludwig, „weshalb ich in einer polnischen Heeresabtheilung zu dienen wünschte, obwol ich ein Deutscher bin; denn die Sache Polens in diesem Kampfe ist eine unbestreitbar gerechte und schöne. Als Deutscher habe ich nicht den Beruf, für den Ruhm des französischen Kaisers zu fechten; in der Lage, wo mein Vaterland, welches fast eben so unglücklich ist als Polen, sich befindet, kann ich den Kampf nicht für dasselbe führen. Den deutschen Heeren wird nur die halb ehrenvolle Aufgabe dabei zu Theil, den Ruf deutscher Tapferkeit zu erhalten; ein größeres Ziel, für welches das Blut unserer Landsleute fließen könnte, gibt es dabei nicht."

„Ich glaube sogar," erwiderte die Gräfin, „daß die Meisten lieber besiegt zu werden als zu siegen wünschen."

„Gewiß," entgegnete Ludwig; „indessen würde ich mich

zu dieſen nicht unbedingt zählen. Deutſchland bedarf einer andern Freundſchaft als derjenigen, welche Rußland uns bieten würde. Die rohe Gewalt dieſes Koloſſes mag meinem Vaterlande allenfalls frommen, um es den fremden Einflüſſen, unter denen es jetzo ſeufzt, zu entreißen; aber ich fürchte faſt, dieſer Dienſt würde uns theuer zu ſtehen kommen, und vielleicht hätten wir am Ende nur den Herrn gewechſelt. Soll ich mich aber Einem von Beiden unterwerfen, ſo wird es mir Niemand verargen, daß ich lieber einer mächtigen Geiſteskraft als einer rohen äußerlichen Gewalt gehorchen will."

„Keine Frage," rief Bernhard lebhaft dazwiſchen; „ein Mann von Ehre, der die Wahl hat zwiſchen dem Schwert und der Knute, wählt das erſte. Wir können keine beſſere Stätte finden, um uns vor Rußland warnen zu laſſen, als Polens Hauptſtadt, wo der Wind noch die Aſche von den Feuerbränden aufſtäuben kann, welche der barbariſche Feind in dieſe Mauern ſchleuderte."

„O," rief die Gräfin ſchmerzlich bewegt aus, „wir können noch die Brandwunden aufzeigen, und der Ruf des Jammers, der damals erſcholl, iſt noch nicht verklungen. Ich war eine junge Zeugin jenes ſchaudervollen Ereigniſſes; aber dieſe Bilder des Schreckens haben ſich für ewig in meine Seele geprägt. Leichter wollte ich meinen Namen vergeſſen als jenes Gefühl ohnmächtiger Verzweiflung, welches damals mein und jedes Herz zerriß!"

Nach dieſen Worten ſtand ſie in lebhafter Bewegung auf und ging raſch einigemal im Saale auf und ab. Die Männer ſchwiegen; endlich begann Jaromir: „Es wird nun anders werden; die Buße, welche durch die Hand der rächenden Geſchichte unſerm Vaterlande auferlegt iſt, geht zu Ende. Ich glaube, Gräfin, die Zeit iſt nahe, wo wir aus

unſrer babyloniſchen Verbannung wieder an den Herd unſrer Väter zurückkehren."

Die Gräfin, welche noch immer auf und nieder ging, ſchien nur die erſten Worte Jaromirs gehört zu haben. „Es wird anders werden?" fragte ſie, indem ſie in edler Haltung vor Jaromir hintrat. „Es muß anders werden." Und wenn es noch tauſend Jahre ſo fortdauerte, ſo würde es doch laut in meiner Bruſt rufen: es muß anders werden. Oder wähnt Ihr, daß die Mutter, welche gebunden am Boden liegt, während Räuber ihren Säugling ermorden, an einen vergeltenden Gott nur glaubt? Sie ſieht ihn; die ungeheuere That muß ſein rächender Arm beſtrafen. Er muß, oder das Gewölbe des Himmels iſt taub und leer, und Niemand waltet in dem öden Nichts." Bei dieſen letzten Worten hatte ſie die Hand halb drohend, halb betheuernd erhoben; ihr Auge rollte, ein edler Unwille röthete ihre Wange. Nur an dem feuchten Glanze einer Thräne, die noch in ihren Wimpern hing, bemerkte man eine Spur der weichern Stimmung, aus welcher ſie in dieſe heftige Leidenſchaft gerathen war.

„So oft ich's mir vorgenommen," ſprach ſie nach einer Pauſe, indem ſie das Haupt ſchmerzlich mißbilligend bewegte und die gehobene Hand wieder herabſinken ließ, „meiner Gefühle Herrin zu werden — es überwältigt mich doch immer wieder! Ach, dieſer Schmerz wird nicht alt und ſtumpf in unſerer Bruſt! Mit jeder Sonne geht er neu auf, und mit keiner geht er unter."

In dieſem Augenblicke tönte durch die offenen Fenſter des Saales, von der lauen Luft der Mainacht getragen, der Wohllaut einer Silberſtimme, zwar aus einiger Entfernung, aber doch ganz vernehmlich herüber; Harfenklang miſchte ſich in die ſüße Melodie. Alle lauſchten geſpannt.

„Die liebliche Sirene, Françoise Alisette," sprach die Gräfin lächelnd; „o diese Zauberin hat schon manches Mal die düstern Träume, welche sich mir so schwer um Brust und Haupt lagerten, verscheucht. Es ist eine junge Sängerin, eine Französin, welche zu dem Theater hier in Warschau gehört." Man horchte aufmerksam dem lieblichen Gesange; als er verstummt war, zog die Gräfin eine Klingelschnur und sagte dem eintretenden Kammerdiener einige Worte. Dieser ging. „Ich erwarte den Besuch einiger Freundinnen für diesen Abend," wandte sie sich zu den Gästen; „es wird Ihnen doch nicht unangenehm sein?" Sie wurde unterbrochen, indem die Thüre eines anstoßenden Gemaches sich öffnete und eine junge Dame in leichter weißer Frühlingskleidung eintrat. Die Männer sprangen mit eiliger Höflichkeit von ihren Sitzen auf, die Gräfin aber ging der Ankommenden entgegen, nahm sie bei der Hand und stellte sie mit den Worten vor: „Meine Hausgenossin; den Namen verschweige ich, weil Graf Jaromir zeigen soll, ob er ein treues Gedächtniß hat." Jaromir betrachtete die schöne Gestalt mit dem Ausdruck verwirrten Befremdens, welches eine solche Aufgabe des Wiedererkennens stets hervorbringt, wenn man seiner Erinnerungen nicht ganz sicher ist. Die edlen Züge der Unbekannten wurden durch ein angenehmes Erröthen verschönert. Sie gewährte in ihrer jungfräulichen Schüchternheit fast einen klösterlichen Anblick, welchen zum Theil auch ein faltiger, weißer Schleier, den sie trug, hervorbrachte; er war mit goldenen Nadeln in dem dunkeln Haar befestigt und wallte, leicht hinter die Locken zurückgeschlagen, an der Wange hernieder über die Schulter bis fast auf das Knie hinab. Auf der andern Seite verhüllte er eine frische Rose im Haar, sodaß dieselbe nur mit mattern Farben durch das Gewebe schimmerte. Der zarte Wuchs, den die Sommerkleidung mehr

wahrnehmen ließ als verbarg, das Schuchterne, Ungewisse in der Haltung der Gestalt, das verschämte Lächeln, der scheue und doch zutrauliche Blick des Auges vollendeten die zauberische Anmuth, welche in der ganzen Erscheinung lag.

„Wahrlich," rief endlich Jaromir, „ich stehe ganz beschämt; wenn Sie Töchter hätten, Gräfin —"

„So würden Sie dennoch falsch rathen," unterbrach ihn diese.

„Ich war wol zu sehr Kind," begann die Eingetretene mit wohllautender Stimme, „als daß ich Ansprüche darauf machen sollte, selbst einem so nahen Verwandten im Gedächtniß geblieben zu sein."

Nach diesem Wink heftete Jaromir schärfer forschende Blicke auf das reizende Wesen; sie lächelte mit holder Anmuth, als wolle sie sagen: „Nun, erkennst Du mich noch nicht? Da rief er plötzlich aus; „Lodoiska, wärest Du es?" „Endlich gefunden," sprach die Gräfin; doch Jaromir hatte Lodoiska's Hand ergriffen, küßte sie feurig, zog dann das schöne erröthende Mädchen sanft an sich, umarmte sie und drückte ihr den nach polnischer Sitte gestatteten Kuß auf die Stirn. Sie erwiderte diese Vertraulichkeiten zwar ein wenig befangen, doch mit Herzlichkeit.

„Die seit lange gestorbenen Väter dieser Beiden waren Brüder," begann die Gräfin erklärend zu Ludwig und Bernhard. „Die sterbende Mutter hat mir dieses holde Vermächtniß hinterlassen. Sie war meine innigste Freundin," setzte sie nach einigen Augenblicken mit Wehmuth hinzu, während sie die Blicke wohlwollend auf Lodoiska geheftet hielt. „Meine Pflegetochter und ihr Vetter Jaromir sind zusammen erzogen und haben sich ihre ganze Jugend hindurch als Geschwister betrachtet."

In der That hatte sich die Vertraulichkeit zwischen Bei-

den sehr rasch hergestellt; Jaromir setzte sich zu Lodoiska, ließ ihre Hand nicht mehr los und that ihr tausend Fragen, welche sie theils erwiderte, theils mit dem innigsten Antheil beantwortete. Indessen verstanden Bernhard und Ludwig von den Einzelheiten des Gespräches nichts, weil jene Beide sich ihren Jugenderinnerungen wie natürlich in ihrer Muttersprache überließen. Es dauerte nicht lange, so hörte man das Rollen eines Wagens, und bald darauf traten zwei ältere Damen ein, welche die Gräfin als Freundinnen vorstellte. Die Unterhaltung wurde nun allgemein; man führte sie fast ausschließlich französisch; doch wandte sich die Gräfin, die geläufig deutsch sprach, auch oft in dieser Sprache zu Ludwig und Bernhard, weil sie dieselbe liebte, und die edle Weise, in der besonders Ludwig sich darin auszudrücken wußte, ihr ungemein wohlgefiel.

Zweites Capitel.

Man war auf diese Art in ein sehr lebhaftes Gespräch gerathen, dem es keinen Eintrag that, daß es sich oft in drei verschiedenen Zungen kreuzte.

„Es sollte mich wundern, sprach die Gräfin, als eine augenblickliche Pause eingetreten war, „wenn der Oberst ausbliebe, da er sonst nicht leicht einen Abend bei mir zu versäumen pflegt. Zwar weiß ich sehr wohl, daß hier im Hause ihn Niemand fesselt; allein er trifft nicht selten einen Liebling hier, und auch heute wird es der Fall sein, wiewol ihm anfangs diese Überraschung nicht zugedacht war."

„Und wen meinen Sie," fragte Bernhard mit einer gewandten Wendung; „wen könnten Sie noch erwarten, der geeigneter wäre, einen Mann an dieſes Haus zu feſſeln, als dieſe bereits verſammelten Damen?"

„Das bleibt, hoffentlich aber nur noch ganz kurze Zeit, mein Geheimniß, bis ich durch die That antworten kann. Aber wahrlich, ich kann es ſchon," rief die Gräfin, nach der Thür blickend, und eilte der jungen Dame, welche eben eintrat, entgegen. „O wie gütig," redete ſie die Kommende an, „daß Sie meiner ſpäten Einladung ein ſo freundliches Ja geſagt haben. Aber Ihre Töne lockten mich ſo ſüß, unwiderſtehlich, daß ich nicht umhin konnte, die unbeſcheidene Bitte zu wagen."

„Müſſen Sie mich denn immer beſchämen?" entgegnete Françoiſe Aliſette, denn ſie war die eben Eingetretene, mit dem anmuthigſten Klang der Stimme, indem ſie ſich neigte, und wie mit kindlicher Aufmerkſamkeit, zugleich aber auch mit Ehrfurcht vor dem hohen Rang der reichen Gräfin, die Hand derſelben zu küſſen. Die Gräfin hinderte es jedoch und küßte das anmuthige Mädchen recht herzlich auf die friſchen Lippen. „Sie wiſſen es nur gar zu gut," ſprach dieſe, „daß es mich über Alles glücklich macht, wenn ich einen Abend bei Ihnen zubringen kann."

In dem Weſen dieſes Mädchens lag eine ganz eigne Miſchung von Zärtlichkeit und Schalkhaftigkeit; man wußte kaum, ob ſie es ernſtlich meinte, oder ob ſie Spott mit der Gräfin trieb. Indeſſen, mochte auch das Letztere der Fall ſein, man hätte es ihr doch vergeben müſſen, weil es mit einer ſo liebenswürdigen Anmuth geſchah, daß an ein Erzürnen gar nicht zu denken war. An der Hand der Gräfin näherte ſich Françoiſe jetzt der Geſellſchaft, grüßte mit Freund

lichkeit, als ob ſie mit Allen bekannt wäre, rings im Kreiſe herum und nahm dann zwiſchen Jaromir und Bernhard Platz. Sie begann ſogleich ein munteres Geſpräch, auf welches Bernhard mit Leichtigkeit einging; Jaromir ſchien ſich weniger um die anmuthige Nachbarin zu kümmern, ſondern ſetzte ſeine vertraute Unterhaltung mit Lodoiska fort. Aliſette war bald munter, bald weich; mit einer unglaublichen Schnelligkeit ging ſie aus einer Stimmung in die entfernteſte, entgegengeſetzte über, ohne daß dabei irgend eine Abſichtlichkeit oder Gewaltſamkeit zu bemerken geweſen wäre. Ihre Züge bildeten, ſei es nun aus Gewohnheit der Schauſpielkunſt, oder aus natürlicher Anlage, ſtets den getreueſten Spiegel ihrer Empfindungen oder vielmehr ihrer Äußerungen. Dadurch gewann ſie einen ganz eignen, ſchwer beſchreiblichen Reiz; ihr Geſicht glich in gewiſſer Hinſicht dem eines Kindes im zarteſten Alter, wo ſich auch die leiſeſten Regungen der Freude und der Schmerzen ſogleich auf das beſtimmteſte ausprägen. Nichts aber kam ihrem Entzücken gleich, als ſie hörte, daß Bernhard in England und Schottland geweſen ſei. „Ach," rief ſie aus, „ſo finde ich doch endlich Jemand, mit dem ich von dem Lande reden kann, wo ich meine ſchönſten Tage verlebte; freilich aber auch meine traurigſten," ſetzte ſie plötzlich betrübt hinzu. Bei den erſten Worten glänzte ihr Angeſicht ſo heiter wie der Frühlingshimmel, und ihre lächelnden Lippen zeigten die blendendſte Perlenſchnur kleiner Zähne; mit dem Zuſatz aber ſchien es, als falle ein Wolkenſchatten auf die freie, heitere Stirn, und faſt glaubte man den Blick durch eine Thräne getrübt zu ſehen.

„Ihre freudigſten und Ihre betrübteſten Tagen zugleich verlebten Sie dort?" fragte Bernhard. „Ich könnte von mir faſt Daſſelbe ſagen. Aber darf ich Sie um Das fragen, was

Ihr Glück störte?“ setzte er hinzu. „Denn nach Dem, was es begründete, zu forschen, würde etwas verwegen sein.“

„Wie muthwillig und eitel zugleich zeigen Sie sich,“ rief Alisette mit komischem Zorn aus, und sogleich legte sich ihre Stirn in krause Falten; „recht wie ein Mann; denn wahrlich, Ihr Alle bildet Euch ein, man könne nur durch Euch glücklich werden.“

„Und ist es nicht schon bescheiden genug,“ entgegnete Bernhard auf den Scherz eingehend, „daß ich wenigstens auch andere Ursachen zum Unglück annehme?“

„Nein, darüber müssen Sie nicht scherzen,“ sprach Franzoise wehmüthig, aber leise, sodaß sie ihre Worte nur an Bernhard richtete; „ich verlor meine einzige, über Alles geliebte Schwester dort, die kurz zuvor Wittwe geworden war und mir kein anderes Andenken hinterließ als ihr verwaistes kleines Töchterchen Nadine, die mir dereinst die Mutter ersetzen soll. Ach, mein Herr, Sie glauben nicht, wie viel Jammer sich im Leben zusammenhäufen kann! Ihr Reichen und Vornehmen wißt nicht, in wie viele Bedrängnisse der Arme und besonders ein hülfloses Mädchen nur zu leicht kommt! Wir müssen davon abbrechen, es taugt nicht für so Viele; erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen in England gefallen hat.“

„Nicht so gut als in Schottland,“ antwortete Bernhard; „denn dort zog mich die wunderbare Natur des Landes und der Menschen an, während mich in London die wunderliche Unnatur der letztern zurückstieß. In Schottland fand ich auch tausendmal mehr Gegenstände für meinen Pinsel — denn ich bin Maler — als in England.“

„Sie sind Maler!“ rief Alisette freudig aus. „O das ist herrlich! Da haben Sie gewiß viele Zeichnungen mitgebracht,

die Sie mir zeigen müssen, denn auch ich bin das Land vielfältig durchreist."

„Sehr gern," entgegnete Bernhard; „doch für jedes Blatt, welches ich Ihnen zeige, müssen Sie mir ein Lied singen!"

„Tausend, mit Freuden," sprach Alisette munter, und jede Spur des Ernstes oder Schmerzes war aus ihren Zügen verschwunden. „Oder glauben Sie wol, ich sänge ungern? Ach, meine ganze Seele ist glücklich, wenn ich nur singen kann." Bernhard wollte ihr eben sagen: nun, so machen Sie doch sich und uns zugleich glücklich, als ihr Gespräch durch das Eintreten eines Fremden, des Obristen Regnard, unterbrochen wurde. Dieser war ein stattlicher Mann, vielleicht viertig Jahre alt; doch schienen seine Züge anzudeuten, daß er das Leben rascher genossen habe, als heilsam zu sein pflegt. Seine Stirn wurde durch eine breite Narbe, die sich am Auge nahe den Schläfen herunterzog, nicht entstellt; der Blick hatte nur noch ein abnehmendes Feuer; seine Züge waren bestimmt, bedeutend, Geist verrathend, doch ohne Lebendigkeit. Im Übrigen besaß er eine große Gewandtheit des Benehmens und jene besonnene Haltung, welche der Franzose selten eher als in den Jahren des Obristen erwirbt. Der Deutsche erlangt sie zehn Jahre früher.

Regnard ging auf die Wirthin zu und begrüßte sie mit dem feinen Anstande des Weltmannes; gegen die übrigen Personen verbeugte er sich im Allgemeinen, ohne irgend Jemand besonders auszuzeichnen; nur Alisetten warf er einen bekannten, freundlichen Blick zu. „Ich sehe hier," begann er nach einigen Augenblicken, „etwas doppelt Auffallendes für mich; drei mir ganz fremde Herren in einer mir eben so unbekannten Uniform. Darf ich Sie bitten," wandte er sich

zur Gräfin, „mich mit meinen Kameraden bekannt zu machen?“ Sie ſtellte ihm die neuen Ankömmlinge vor.

„Alſo Graf Raſinski wird bald hier eintreffen?“ fragte der Oberſt, als ihm das Verhältniß der jungen Männer zu dieſem bekannt gemacht wurde. „Dies freut mich ungemein, denn wir haben in Spanien und Italien manchen heißen Tag miteinander zugebracht. Ein trefflicher Soldat,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich halb zur Gräfin, halb zu den jungen Männern wandte; „der Kaiſer konnte den Führer eines Freicorps nicht beſſer wählen. Der Graf hat militairiſchen Blick, er überſieht den Zuſammenhang großer Operationen und beurtheilt mit Scharfblick, an welchem Punkte die ſcheinbar kleine Hilfe zu einer unberechenbar großen wird. Die meiſten Führer ſolcher Corps verſehen es darin, daß ſie ihre Unternehmungen nur für ſich betrachten und ausführen. Es iſt ganz gut, wenn man dem Feinde einen Transport Lebensmittel abnehmen kann, wenn man ein Detachement abſchneidet oder aufhebt, ihn auch allenfalls einmal nur beunruhigt und dadurch ermüdet; im Großen aber wird damit wenig gefördert. Der wahre Parteigänger muß entweder die Rolle der Biene ſpielen, welche den Jäger in die Hand ſticht in dem Augenblicke, wo er abdrücken will; oder er muß im andern Falle die der Maus übernehmen, welche das Netz zernagt, in dem ſich der Löwe gefangen hat.“

Der Obriſt ſprach über militairiſche Gegenſtände mit einer großen Klarheit und ſehr entſchieden, ohne jedoch in jenen unangenehmen Ton zu verfallen, welcher ſtets vorauszuſetzen ſcheint, daß man völlig Unkundige zu unterrichten und ihnen ganz beſondere Schätze des Wiſſens mitzutheilen habe. Er warf ſeine einſichtigen Bemerkungen wie beiläufig, als Dinge, die ſich eigentlich von ſelbſt verſtehen, hin, und in ſeiner ſich überhaupt wenig ändernden Miene

zeigte ſich nichts, was eine prunkende Anerkennung des Werths einer ausgeſprochenen Meinung zu erwarten ſchien. So auch jetzt, wo Alles, was er ſagte, eigentlich nur den Charakter eines Lobſpruches für Naſinski trug. Jaromir beantwortete die Bemerkungen des Obriſten beiſtimmend, wodurch ſich ein Geſpräch über militairiſche Gegenſtände entſpann, dem Bernhard und Ludwig mit Antheil folgten. Dies zog ſie ein wenig von der Unterhaltung mit den Damen ab, und ſie wurden daher um ſo angenehmer überraſcht, als plötzlich einige Accorde auf dem geöffneten Flügel ertönten. Es war Françoiſe Aliſette, die, zum Singen aufgefordert, ſich mit heiterer Anmuth an das Inſtrument geſetzt hatte und, indem ſie wie unwillkürlich einige Griffe that, ſinnend aufwärts blickte, als ſuche ſie etwas, das ſie vortragen möchte.

„St!“ ſprach der Obriſt. „Nun laßt uns zuhören, meine Freunde! Ewig ſchade iſt es um jeden Laut dieſer Silberſtimme, der ungehört verloren geht.“

Alle wandten die Blicke auf Aliſetten, welche jetzt mit leichtem Wiegen des holden Köpfchens eine franzöſiſche Romanze ſang, deren ſanfte, wellenförmig auf- und niederſchwebende Melodie von ihr mit zarteſter Innigkeit vorgetragen wurde. Es war ein in der That reizendes Schauſpiel, ſie dabei anzuſehen; denn ohne irgend eine Abſichtlichkeit, ohne irgend gemachtes Mienenſpiel anzuwenden, folgte doch der Ausdruck ihrer Züge dem der Worte und Töne bis in die feinſten Beziehungen nach. Die ſchönen Wellenlinien ihres Antlitzes ſchienen durch den zarteſten Hauch der Klänge bewegt zu werden, wie der klare Spiegel eines Weihers ſich leiſe wehenden Lüften mit ſanftem Wiegen anſchmiegt. Und welch ein namenloſer Reiz lag in dieſen ſilberhellen Tönen, die ſich ſo ſchmeichelnd an das Ohr legten, mit ſo rühren-

der Bitte an das Herz zu dringen schienen! Alles lauschte mit zurückgehaltenem Athemzuge. Bernhard ließ seine forschenden Blicke ringsumherschweifen; er hätte gern Alles porträtirt, was im Zimmer Auge und Ohr hatte; denn der Antheil, welcher sich auf jedem Angesicht ausdrückte, verlieh auch jedem einen besondern malerischen Charakter. Von jeher gewohnt, den Ausdruck der Züge aus den verborgenen Tiefen der Seele zu erklären, weil er überzeugt war, daß alle Formen einem geistigen Gesetz gehorchten, welches uns nur nicht immer gleich verständlich ist, beschäftigte er sich auch jetzt damit, diese schönste Hieroglyphenschrift zu enträthseln, wobei man freilich oft noch in viel dunklere Irrwege geräth, als wenn man die Geheimnisse ägyptischer Katakomben aus der magischen Schrift der Priester zu enthüllen sucht. Indessen entgingen ihm doch zwei Bemerkungen nicht. Lodoiska schien weniger durch den Gesang ergriffen zu werden, als mit gespannter, fast unruhiger Aufmerksamkeit die Wirkung desselben auf Jaromir zu beobachten; dieser dagegen war so versunken in den Anblick der Sängerin, daß er es nicht bemerkte, wie dieselbe in fast auffallender Weise Blicke und Worte nur an ihn richtete. Noch ein Drittes entdeckte Bernhard kurz vor dem Schluß des Liedes; nämlich daß der Obrist den letzten Theil seiner Wahrnehmung ebenfalls gemacht zu haben schien und darüber die Stirn in finstre Falten zog. Bernhard war zu geübt in der Schule der Erfahrung, um aus Dem, was er sah, nicht mancherlei Muthmaßungen zu schöpfen. Einige Äußerungen der Gräfin hatten es deutlich zu verstehen gegeben, daß der Obrist sich sehr angelegentlich um die Gunst der reizenden Alisette bewerbe; wenn diese daher dem schönen, jugendlichen Jaromir den Vorzug gab, so konnte dies zu verwickelten Unannehmlichkeiten führen, da der Obrist nicht aussah wie ein Mann, der

einen Nebenbuhler geduldet hätte. Bei allem Schein jungfräulicher Schuldloſigkeit in Françoiſens Benehmen und Weſen wollte es Bernhard aber doch bedünken, als könne dieſer Schein täuſchen. Zu häufig hatte er im Leben ſchon Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu machen, in welchem Grade die Frauen durch ihr äußeres Weſen ihr Inneres zu verhüllen wiſſen, und wie ſchwer es hält, zu unterſcheiden, ob ein unſchuldiger Blick aus einer unſchuldigen Seele kommt. Er hatte wenig Grund zum Verdacht gegen Aliſetten, und was er ſo eben bemerkte, konnte eben ſo leicht Zufall als Abſicht ſein, da Jaromir ihr gerade gegenüber ſtand; indeſſen war es ihm, als rufe eine innere Stimme ihm zu: der blaue, klare Spiegel dieſes Gewäſſers, welches Sonnenlicht und Himmel in ſo ſchöner Verklärung zurückwirft, bedeckt eine gefährliche Tiefe! Dagegen ſprachen Lodoiska's edle, ſanfte Züge unfehlbar das tiefſte Innere ihrer Seele aus, und ohne durch den Reiz dieſer Geſtalt mehr als ganz allgemein angeregt zu werden, ſchien ihr Bild ihm doch unabweislich zuzurufen: dieſer darfſt du trauen; ihr Auge iſt auch ihr Herz. Aber ſchien nicht eben dieſes Auge, wie es ſich ſo unruhig auf Jaromir heftete, zu ſagen: Du trauter Jugendfreund, Dich liebe ich aus tiefſter treueſter Bruſt! Muß ich ſehen, daß dieſe lockende Sirene Dich mit den ſilbernen Zauberfäden ihrer Töne umſpinnt, um Dich mir zu entführen?

Drittes Capitel.

Der Geſang war zu Ende. Die Gräfin trat auf Aliſetten, die unbefangen ſitzen geblieben war, zu, ergriff ihre Hand, ſtreichelte ihr freundlich das Kinn und ſprach: „Wie rührend, wie ſanft bewegend; o, ich glaube, dieſe milden Töne müßten den heftigſten Sturm in der Bruſt zum Schweigen bringen. Sie ſind das lindernde Öl, welches der Schiffer in die Brandung gießt, um das empörte Meer zu beſänftigen. Welch ein Glück, wenn man einen ſolchen Troſt des Himmels bei ſich führt!“

„Ach,“ antwortete Aliſette mit einem leiſen Seufzer, „wenn ſie auch vielleicht eine fremde Wunde kühlen, den brennenden Schmerz der eignen lindern ſie nicht!“

„Wie?“ ſprach Ludwig, „ſollte eine ſolche Göttergabe den umgekehrten Fluch der Kaſſandra mit ſich führen?“

„Wie ſo?“ fragte die Gräfin.

„Jene,“ erwiderte Ludwig, „verkündete die Wahrheit und Niemand glaubte ihr; dieſer ſchönen Prophetin glauben Alle; nur ihr ſelbſt ſollte die ſüße Wahrheit ewig unverſtanden bleiben?“

Aliſette ſchien betroffen über Ludwigs Bemerkung; Bernhard, der ſie gehört hatte, trat näher und fiel ein: „Unſere Kaſſandra hat Recht. In vielen Fällen gleicht die Kunſt der Sonne, die Alles wärmt und belebt, aber ſelbſt entweder ein kalter Körper iſt, oder ein Feuerkoloß, der in ſich zu Aſche brennt. Das Letztere iſt häufiger. Die Welt nennt die Künſtler glücklich, weil ſie Glück verbreiten; Wenige aber wiſſen, wie theuer oft das Kunſtwerk von dem Künſtler erkauft wird. Wenn ich ſanfter vergleichen will, ſo möchte ich

ſagen, die Gaben der Kunſt gleichen einer thauenden Wolke, welche, indem ſie die Flur mit erquickenden Perlen überſchüttet, ſich ſelbſt verzehrt und dahinſchwindet."

„O, das iſt ſo wahr," rief Aliſette mit wehmüthigem Blick; „wie oft war mir's, als ſolle ich an meinen Tönen ſterben, und welch einen bitterſüßen Tod!"

„Ich kann mir nicht denken," entgegnete Ludwig, „daß die wahre Kunſt nicht eine tröſtende, erhebende Gefährtin durch das Leben ſein ſollte, deren Fittig uns trüge und kühlend bedecke, wo der Pfad durch brennende Wüſten führt."

„Das thut er freilich," rief Bernhard, „wenn Du Dich erſt in einer ſolchen Wüſte befindeſt; dafür aber treibt dieſer ſcheinbar ſo ſanft leitende und tröſtende Genius Dich auch mit dämoniſcher Gewalt aus allen ebenen und betretenen Bahnen des Lebens heraus in die Wildniß hinein; er reißt Dich an Abgründen dahin, ſtürmt Dich jähe Felshöhen hinauf, ſchleudert Dich in ſchäumende Wirbel eines empörten Oceans, um Dich von der kalten Woge an irgend ein ödes Eiland werfen zu laſſen."

Ludwig ſchüttelte ernſt das Haupt. „Einiges iſt wahr von Dem, was Du ſagſt," erwiderte er, „doch Du ſchilderſt nur die Hälfte, ſprichſt nur von den rauhen Nächten des künſtleriſchen Lebens, von den Ungewittern ſeines milden Frühlings, aber nicht von dem göttlichen Tag, den es Euch leuchten, nicht von den tauſend Blüten, die es auf Euren Pfaden ſprießen, nicht von dem ſanften Mondglanz, den es in die dunkeln Tiefen einer trauernden Bruſt ſo tröſtend hinabſchimmern läßt."

„Tiefere Wunden, ſüßerer Troſt; das iſt Alles mit einem Wort geſagt," antwortete Bernhard kurz, beſtimmt, aber nicht ohne eine leiſe Schattirung wehmüthigen Ausdrucks.

Die Gräfin und Françoiſe hatten mit Antheil zugehört. „Wie ſeltſam iſt es doch," ſprach die Letztere, „daß man oft Etwas ganz genau gekannt und empfunden hat, ohne es eigentlich zu wiſſen; wie oft habe ich das Alles gefühlt, und doch wird es mir erſt jetzt ſo klar! Wie beneide ich die Männer, welche ihre Gedanken und Gefühle ſo auszuſprechen wiſſen! Und Sie haben Beide Recht," wandte ſie ſich zu Bernhard und Ludwig, „obgleich Sie verſchiedener Meinung zu ſein ſcheinen."

Das ernſte Geſpräch hätte ſich wol noch eine Zeitlang fortgeſetzt, wenn nicht der Obriſt dazwiſchengetreten wäre, um ſich mit Artigkeit zu Aliſetten zu wenden und ihr nach geſelligem Gebrauch einiges Verbindliche über ihren Geſang zu ſagen.

„Sie haben uns gerührt, ich möchte faſt behaupten, zu ſehr erweicht," ſprach er; „allein ich weiß, daß Sie innerlich über uns lächeln, weil Sie ſich der Zaubermacht wol bewußt ſind, mit der Sie eben ſo leicht die Heiterkeit zurückführen und aufs Neue flattern laſſen, als Sie ihr jetzt die muthwilligen Flügel gebunden haben. Wir wiſſen Alle, daß Sie nicht nur ein Proteus ſind, der ſich ſelbſt, ſondern auch eine Circe, die Andere nach Belieben verwandelt. Allein was hälfe es, gegen die Macht der holden Zauberin unwillig zu murren? Sie würde nur deſto loſer ihre Willkür üben; es bleibt uns daher nichts übrig, als daß wir uns aufs Bitten legen. Das thue ich denn, ſchöne übermüthige Gebieterin! Wie wäre es, wenn Sie die dunkelfarbigen Nachtvögel, welche Ihr Klagelied herbeigelockt hat, verſcheuchten und einige bunte Tagſchmetterlinge flattern ließen, die ſich mit ihren farbigen Flügeln ſo reizend im Sonnenſtrahl wiegen?"

Aliſette ſah ihn mit einem anmuthigen, faſt ſchalkhaften Lächeln an und ſprach ein ungemein wohllautendes „Gern,

sehr gern!“ Fast in demselben Augenblicke begann sie auch schon das Vorspiel zu einem fröhlichen Liedchen, welches sie mit so hellen, frischen Tönen anstimmte, daß man eine wirbelnde Lerche zu hören glaubte, die sich am schönsten Frühlingsmorgen über die bethaute Saat in den blauen Äther aufschwingt; und diese Morgenfrische verbreitete sich in jeder Brust, selbst die ernste Lodoiska ließ ein Lächeln um ihre Lippen spielen.

So wie Françoise geschlossen hatte, sprang sie munter auf und eilte auf Lodoiska zu, welcher in der Ecke des Sopha's saß. „Nun, liebe Gräfin,“ bat sie, „müssen Sie uns ein Lied singen; Ihre kleinen, polnischen Nationallieder sind gar zu reizend, so wenig ich auch von den Worten verstehe.“

„O nein, nein,“ entgegnete Lodoiska sanft abwehrend, „wie sollte ich meine traurigen Gesänge, meine bebende Stimme nach diesen lieblichen Tönen vernehmen lassen!“

„O, sie lautet so süß, so rührend! Oder glauben Sie, ich hätte Sie nicht belauscht, wenn Sie bisweilen spät in der Nacht in Ihrem Zimmer diese eigenthümlichen Lieder unbefangen für sich gesungen haben?“ Lodoiska erröthete mit Lieblichkeit. „Ja,“ fuhr Alisette fort, indem sie Lodoiska's Hand mit einer bittenden Bewegung ergriff, „die Nacht und offene Fenster sind oft Verrätherinnen der süßesten Geheimnisse. Das kleine Lied,“ hier summte sie die Melodie, welche den Anfang desselben bildete, „möchte ich Sie auch einmal singen sehen, da ich es nun schon zwei Nächte hintereinander gehört habe.“

Lodoiska glühte wie eine dunkle Rose, denn, ohne es zu wissen, hatte Françoise sie sehr in Verlegenheit gesetzt, da die Worte des Liedes Denjenigen, die des Polnischen kundig waren, in der That Herzensgeheimnisse zu verrathen scheinen mußten.

„Das Lied," sprach sie, „ist eine Erinnerung aus früher Kindheit, wo ich es oft von meiner Mutter hörte; ganz zufällig habe ich es zwei Abende hintereinander, wo mich die Nachtigall hier gegenüber wach erhielt, gesungen."

„So singen Sie es auch den dritten," erwiderte Franzoise; „bitte, bitte!" Dabei schmeichelte sie so anmuthig, daß Lodoiska sehr dringende Gründe hätte haben müssen, um ihr eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Sie würde dieselbe freilich gern gegeben haben, doch fühlte sie jetzt, daß es besser sei, sich willig zu zeigen, als den Worten des Liedes durch Weigern statt der zufälligen Beziehung eine wirkliche zu geben, zumal da sie annehmen durfte, daß Jaromir und die Gräfin es wahrscheinlich schon an der Melodie erkannt hatten. Sie gab daher den Bitten Alisettens nach, ließ sich von dieser, wiewol ein wenig befangen, an das Instrument führen, setzte sich und begann:

Einsam wandle ich so gerne,
Suche mir den stillsten Weg;
Von den Frohen bleib' ich ferne,
Liebe Waldes dunklen Steg;
An der Felsenwand,
An des Bächleins Rand
Setze ich mich sinnend nieder: —
Wann, ach wann kehrst Du mir wieder!

Auf der Lüfte linden Schwingen
Kehrt der holde Lenz zurück;
Alles wird er wieder bringen,
Alle Lust und alles Glück.
In dem dunkeln Hain,
Selig, traut allein,
Tönen neu die alten Lieder —
Wann, ach wann kehrst Du mir wieder!

Wenn die kleinen Schwalben fliehen
Unser traulich stilles Dach,
Möchte ich beflügelt ziehen
In die fernsten Lande nach.
Ob die Lippe bleicht,
Bis ich Dich erreicht,
Senk' ich nimmer mein Gefieder —
Wann, o wann kehrst Du mir wieder!

Wie des Bächleins Wellen fließen
Fort und fort bis an das Meer,
Werde Thränen ich vergießen,
Und sie trocknen nimmermehr.
Säumest Du noch lang,
Bricht mein Herze bang,
Legt das müde Haupt sich nieder —
Wann, ach wann kehrst Du mir wieder!

Lodoiska hatte eine sanfte, ungemein rührende Stimme, der sie aus Schüchternheit nur ganz leise Töne entlockte, welche aber in ihrem reinen Ansprechen den bebenden, verwehenden Klängen der Äolsharfe glichen. Verbunden mit dem leichten Erröthen des edlen Angesichts, weil die Worte geheime Regungen ihres Herzens auszusprechen schienen, brachte ihr Gesang eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Es war die Jungfräulichkeit selbst, die sich hier gewissermaßen in Tönen darstellte; nicht ein Kunstwerk, sondern ein holdes Bild der Natur, welches diese in heiligen Momenten schuf und mit allen rührenden Reizen des Lebens ausstattete. Es ließ sich leicht erklären, weshalb Lodoiska das Lied, welches sie gestern noch ganz unbefangen gesungen haben würde, heute mit einiger Schüchternheit vortrug. Denn da seit wenigen Stunden in ihrem Herzen die ersten Keime zu einer besondern Beziehung der Worte auf ihr eignes Leben zu sprossen begannen, so brachte dies dunkle Ahnen jene Scheu hervor,

welche sie sonst nicht gekannt haben würde. Der Mann ist leichter geneigt als die Jungfrau, in Zufälligkeiten Absichten zu suchen, wenn diese seinen Wünschen entsprechen; deshalb wagte Jaromir, und sein Herz schlug dabei in überschwenglicher Freude, diese Worte für sich zu deuten. Er bedachte, daß sie, wie Françoise erwähnt hatte, dieses Lied in einsamen Stunden der Nacht gesungen; hatte sie dabei an ihn gedacht? Ja, ja! sagte er sich und glaubte, was seine heißesten Wünsche waren. Dieses vermeinte Entgegenkommen ihrer Liebe entflammte die seinige daher schnell zur mächtigen Glut; ihm ward das seltene Glück, nicht zu zweifeln, ob die Geliebte auch ihm hold-gesinnt sei, sondern er glaubte ihr Herz schon enthüllt zu sehen. Freilich nicht durch die That, denn sie trug es wie die Rose in der innersten Blüte verborgen, sondern die Hand eines lenkenden Geschicks streifte die zarten Blätter des Kelches auseinander und zeigte das Kleinod, welches er verschloß; dem diamantenen Thautropfen gleich glänzte es im tiefen Blüthenschoos und strahlte alle schönsten Farben des Weltalls verklärt wieder; und mitten in ihrer schimmernden Hülle glaubte Jaromir sein Bild schweben zu sehen.

Es war nicht gedankenlose, gemüthsarme Eitelkeit, die ihn zu diesem Errathen führte, sondern der starke Glaube des liebenden Herzens, die kühne Hoffnung der Jugend, welche heiße Wünsche und süße Erfüllungen in glücklicher Täuschung zu verwechseln vermag. Hier aber täuschte er sich nicht, wenn er auch vielleicht mehr errathen hatte, als verrathen wurde, ja, als Lodoiska zu verrathen vermochte, da für sie selbst ihr Herz noch klösterlich verschleiert war.

Der Wunsch des Obristen, den die Musik mehr unterhielt als bewegte, trug auf ein Duett an; doch Lodoiska sprach ein sanftes, aber entscheidendes Nein. Es blieb dem Obristen, der sich nicht sogleich ergeben wollte, keine Zeit zu

einer Beſtürmung, nachdem ſein erſter Verſuch zurückgeſchlagen war; denn die Gräfin unterbrach ihn mit der Aufforderung, ſie zu Tiſch zu führen. Er reichte ihr höflich den Arm; Jaromir bot den ſeinigen Lodoiska dar, Ludwig, der einer der ältern Damen nahe ſtand, führte dieſe, und Bernhard nahm Aliſetten an den linken, die andere, noch allein übrige Freundin der Gräfin an den rechten Arm. „Sie führe ich auf der Seite, wo mein Herz ſchlägt," ſprach er halblaut zu Aliſetten, welche ihm durch einen munter zutraulichen Blick antwortete. Die Thüren des glänzend erleuchteten Speiſeſaals öffneten ſich, man ging hinein.

Viertes Capitel.

Gegen Mitternacht zogen ſich die jugendlichen Kriegsgenoſſen erſt auf die ihnen angewieſenen Zimmer zurück. Es waren deren Drei, welche auf einem Corridor lagen; die Fenſter gingen nach dem Garten hinaus. Bei dieſer Anordnung waren die Freunde beiſammen und getrennt, je nachdem es ihnen behagte; Jeder bewohnte ein eigenes Gemach, doch ein Schritt führte ihn in das des Nachbars. Jaromir wünſchte den andern Beiden eine gute Nacht; er ſchien müde zu ſeln. Bernhard und Ludwig blieben in des Erſtern Zimmer, wo ſie durch das Ludwigs von dem, in welchem Jaromir ſchlief, getrennt waren, noch eine Zeitlang beiſammen, und ſprachen über die wunderbare Geſtaltung ihrer Lebensverhältniſſe, die plötzlich eine ſo völlig andere Wendung genommen hatten.

Es war dies eigentlich die erſte vertraute Stunde, welche ſie ſeit ihrer Abreiſe von Dresden mit einander zubrachten; denn ſie hatten den Weg aus vielen Gründen ſo eilig zurücklegen müſſen, daß, zumal in der Gegenwärt des noch weniger von ihnen gekannten Jaromir, zu einem ruhigen, Mittheilung geſtattenden Verweilen keine Zeit geblieben war.

„Es ſoll mich wundern," ſprach Bernhard, „was Fortuna uns noch für Glückszüge mit ihrem Netze thun laſſen wird. Ich meinestheils habe ihr als ſtattlicher Graf Lomond die Thore möglichſt weit aufgeſperrt, während Du als Ludwig Soren nur auf ein paar Angelfiſchchen an Deinem kläglichen Hamen zu hoffen haſt. Ich dagegen fiſche mit dem breiten Netz der Grafenkrone und darf erwarten, daß an ihren neun Spitzen etwas von Belang hängen bleiben werde. Ja, hier in Polen fange ich ſchon an, es zu bereuen, daß ich mir nicht einen Fürſtenhut aufgeſtülpt habe, denn in der langen echten Perlenſchnur polniſcher Magnaten hätte ſich eine unechte, ſchottiſche Perle wol verloren. Nun, wer weiß, was geſchieht!"

„Ich beneide Dich um Deine glückliche Laune," erwiderte Ludwig; „allein ſo viel Mühe ich mir gebe, mein Schickſal von einer guten Seite zu betrachten, es will mir nicht gelingen. Ich denke, ich werde demſelben mit Ernſt und mit Faſſung entgegentreten; aber es liegt vor mir wie ein dürrer, ſchroffer Fels, auf dem ich nicht Raum zu ſo viel fruchtbarer Erde erblicke, um eine einzige arme Blüte darauf zu ziehen."

„Es wird eine Hand kommen," antwortete Bernhard, „die wie Moſes gegen den Stein ſchlägt, daß ein reicher, friſcher Quell daraus hervorſprudelt. Bisweilen habe ich meine Stunden, wo mir ein unſichtbarer Dreifuß der Pythia untergeſchoben wird, und die Weisheit des delphiſchen Gottes

aus mir redet. Jetzt eben glaube ich auf dem begeisternden Sessel recht behaglich zu sitzen, und es zieht eine ganze Laterna-Magica der rosenfarbensten Bilder unserer Zukunft vor mir vorüber. Ich sehe gar nicht ein, weshalb wir nicht im ersten Gefechte den Offiziershut verdienen, im zweiten uns auf den Rittmeistersattel schwingen, im dritten ein paar Majorsepaulets erbeuten sollten. Hat der russische Kaiser nur zwei oder drei tapfere Generale, so weiß ich nicht, weshalb der Krieg nicht mindestens sieben Jahre dauern sollte, und das ist eine hinlängliche Zeit, um einen Marschallstab, mit einer Fürstenkrone darauf, reif werden zu lassen, gegen die ich meinen unechten schottischen Adelsbrief nicht unvortheilhaft austauschen würde. Und sollte der Name Fürst von Petersburg, oder Herzog von Archangel, oder gar, falls ich den rechten Flügel der Armee commandirte, Prinz von Astrachan nicht so gut klingen als Prinz von Pontecorvo, Herzog von Albufera oder Dalmatien? Mir däucht, stattlich genug würde es lassen, wenn ich mich nur Herzog von Kamtschatka, oder Fürst von der Lena titulirte und einen Mammuthsknochen in mein Wappen aufnähme."

„Du willst den Feldzug etwas weit ausdehnen," erwiderte Ludwig lächelnd, „indessen bleibe ich dabei, Du bist zu beneiden, daß Dir auf einem so schwarzen Hintergrunde der Zukunft so heitere Bilder erscheinen."

„Das ist ein Malertalent," rief Bernhard, „und ich habe es viel geübt; stelle ich mich vor einen recht schwarzen Gewitterhimmel, so sehe ich in den drohend gethürmten Wolken, in ihren kühnen Bogen und schwefligen Auszackungen die wunderbarsten Zauberpaläste und Gebirge. Aber Du scheinst mir müde; laß uns daher versuchen, ob das Lager bei der Juno, die uns aufgenommen hat, ihrem übrigen, wahrhaft olympischen Empfange entspricht."

Ludwig nahm Bernhards Hand, wünschte ihm eine gute Nacht und ging in sein Zimmer. Bernhard fühlte den Geist des edlen Tokaier, den er nicht sparsam getrunken hatte, noch zu feurig in seinen Adern, um sich dem trägen Schlaf überlassen zu können. Er trat ans Fenster, öffnete es und blickte nach dem Garten hinaus, an dem der eine Seitenflügel des Palastes sich hinunterzog. Ein kühler Abendwind rauschte in den Bäumen und wiegte die Büsche leicht hin und her; der Mond stand tief und warf daher den finstern Schatten des Gebäudes weit über den grünen Gartenteppich hin. Da aber, wo sein Strahl durch nichts verhüllt wurde, beleuchtete er die Wege und Rasenplätze fast mit Tageshelle. Bernhard erinnerte sich, daß Alisette ihm bei Tische gesagt hatte: „Hier sitzen wir gerade meinen Fenstern gegenüber, in welche die ganze Nacht der Mond freundlich hineinscheint.“ Es fiel ihm ein, ob er wol den Versuch machen solle, sich in den Speisesaal, der auf dem entgegengesetzten Flügel des Palastes lag, zu schleichen, und die Fenster des schönen Mädchens ein wenig zu belauschen. Von seinen Entschlüssen bis zur Ausführung pflegte nicht weit zu sein; er warf sich daher in den Überrock und verließ leise das Gemach. Nur eine einzige matte Lampe flimmerte am Ende des Corridors. Er horchte vorsichtig auf, ob auch Alles stille sei; es ließ sich in dem ganzen weiten Gebäude kein Laut vernehmen. Mit leisen Schritten ging er auf die Lampe, die im Haupttreppengewölbe brannte und auf diese Weise ihr Licht nach beiden Flügeln warf, zu. Ohne irgend Jemand zu begegnen, gelangte er an der ganzen Hauptfronte hinunter bis zu dem andern Seitenflügel; an der Stelle, wo der Corridor die Ecke schlug, brannte eine zweite, dem Verlöschen jedoch nahe Lampe. Sie leuchtete indessen noch so viel, um die einzelnen Thüren, welche aus dem Gange in die Gemächer führten, zu erken-

nen. Die dritte war die des Speiſeſaals; dies hatte ſich Bernhard, der ſehr viel Aufmerkſamkeit und Gedächtniß, beſonders für architektoniſche Ortsverhältniſſe beſaß, genau gemerkt. Leiſe klinkte er an, um zu verſuchen, ob die Thüre verſchloſſen ſei; ſie war es nicht, er trat ein und ſtand nun in dem großen, dunklen Saale, deſſen weiße, zugezogene Fenſtervorhänge bleichen Geſpenſtern glichen, ganz allein. So leiſe er ging, verurſachte ſein Schritt in dem weiten Raume doch einen flüſternden, ſchauerlichen Widerhall. Behutſam näherte er ſich einem Fenſter, theilte die Vorhänge ein wenig und blickte hinüber. Gerade vor ihm lag in der nicht breiten Straße, deren gegenüberſtehende Häuſerreihe vom Monde beleuchtet wurde, ein kleines Haus, in welchem die Fenſter des zweiten Stockwerks durch Jalouſien verſchloſſen waren. Der Schatten des Palaſtes fiel ſo weit hinüber, daß der untere Theil des Hauſes noch ganz damit bedeckt wurde. So wenig man daher Jemand im Erdgeſchoß oder in der Hausthüre erkennen konnte, um ſo deutlicher unterſchied man die Gegenſtände da, wo das helle Mondlicht ſie beſtrahlte. Der Beſchreibung nach war Aliſettens Wohnung in dieſem Hauſe, und ihre Fenſter waren die des mittlern Stockwerks. Bernhards ſcharfes Auge ſah zwiſchen den Jalouſien Licht hindurchſchimmern, und ein ſich bewegender Schatten gab ihm die Gewißheit, daß noch Jemand auf ſein müſſe.

Plötzlich hörte er das Geräuſch eines, obwol mit Vorſicht im Schloß umgedrehten Schlüſſels; die Hausthüre gegenüber öffnete ſich leiſe, und eine lange Geſtalt, die ſich dicht in den Mantel verhüllt hatte, trat eilig heraus und verſchwand ſogleich in dem Schatten des Palaſtes. Sie ſchritt quer über die Gaſſe und ſchlich ſich hierauf unter den Fenſtern des Saales fort, ſodaß Bernhard die Richtung, welche ſie nahm, nicht mit dem Auge verfolgen und auch nicht ein-

mal aus dem Schalle der Schritte errathen konnte, indem der Unbekannte mit äußerſter Behutſamkeit ſo leiſe auftrat, daß man trotz der Stille der Nacht ihn nicht gehen hörte. Bernhard war faſt betroffen über ſeine Entdeckung, die, in Verbindung mit manchen andern Bemerkungen und Vermuthungen, zu denen Françoiſe ihm Gelegenheit gegeben hatte, ihm den Gedanken aufdrang, jener Unbekannte ſei Niemand anders als der Obriſt, der einen ſpäten Beſuch bei der leichtfertigen Schönen gemacht hatte. Mit Adlerblicken hielt er jetzt die Fenſter Aliſettens bewacht, ob ſie ſich vielleicht noch zeigen und dadurch ſeinen Verdacht beſtärken ſollte. Indeſſen blieb Alles ſtill; der trübe Lichtglanz ſchimmerte noch immer zwiſchen den Jalouſien hindurch und wurde von Zeit zu Zeit durch einen vorüberſchwebenden Schatten bedeckt; weiter aber ließ ſich nichts hören noch ſehen. Wol eine halbe Stunde mochte Bernhard in ausharrender Spannung am Fenſter zugebracht haben; da ſich aber auch nicht das Geringſte entdecken ließ, beſchloß er, jetzt in ſein Zimmer zurückzugehen. Er wandte ſich um und wollte auf die Thüre zuſchreiten; da blieb er plötzlich, von Erſtaunen gefeſſelt, ſtehen, denn ſie öffnete ſich, und eine weiße, in einem Schleier gehüllte, geiſterartige Geſtalt, welche der durch das Fenſter des Corridors einfallende Mondſtrahl hell beleuchtete, ſchwebte herein. Bernhard ſchrak zuſammen; ſo ungewöhnlich die Erſcheinung war, ſo waren es doch nicht die Schauer der Geiſterfurcht, die ihn ergriffen, ſondern vielmehr die Beſorgniß, auf ſeiner ſehr ſeltſamen, ja faſt unerklärlichen Nachtwanderung betroffen zu werden. Mit angehaltenem Athem lehnte er ſich, froh, nicht mehr die weißen, durchſchimmernden Vorhänge zum Hintergrunde zu haben, gegen einen Pfeiler. Die Thür ſchloß ſich hinter der eintretenden Geſtalt, die mit kaum hörbaren Schritten ihren Weg die ganze Länge des

Saales hinunternahm. In dem tiefen Dunkel, welches den großen Raum erfüllte, wurde sie dem Auge nur wie ein vorüberziehendes weißes Nebelbild, das mehr und mehr in Nacht und Ferne zerfloß, sichtbar. So scharf Bernhards Auge die Erscheinung verfolgte, so konnte er doch nicht entdecken, wohin sie ihren Weg nahm. Sie verlor sich an dem entfernten Ende des Saales; man hörte nicht, daß eine Thür geöffnet oder geschlossen wurde, doch kehrte Niemand zurück, und auch nicht der leiseste Laut ließ sich vernehmen. Bernhard war anfangs ungewiß, ob die Gestalt nicht noch im Saale verweile. Er blieb daher, um sich nicht selbst zu verrathen, noch eine gute Weile regungslos stehen, dann näherte er sich behutsam der Thüre, erreichte den Corridor und, obwol alle Lampen erloschen waren, auch ohne weitern Unfall die Thüre seines Gemachs. Auffallend war es ihm, als er an Jaromirs Thüre vorüberging, daß dieser noch wachte; er hörte ihn im Zimmer auf- und abgehen. Um so leiser schlich er daher, damit er sich nicht noch im letzten Augenblicke verrathen möchte, vorüber. Unbemerkt hatte er glücklich sein Zimmer gewonnen. Zwar begab er sich jetzt zur Ruhe, doch dauerte es lange, bis die vielfachen Empfindungen und Muthmaßungen, welche die abenteuerlichen Erlebnisse in ihm aufgeregt hatten, ihn einschlummern ließen.

Fünftes Capitel.

Am andern Morgen war Jaromir zuerst wach, sprang schnell von dem Lager auf und weckte die Freunde; denn jetzt sollten die ernsten Stunden der dienstlichen Thätigkeit beginnen.

Bernhard und Ludwig waren rasch in Uniform; man schickte sich an, auszugehen. Im Palaste war noch Alles still; auch auf den Straßen regte sich kein Laut. Der Weg führte die drei Freunde durch die Seitenstraße, in welcher Alisette wohnte. Bernhard warf in der Erinnerung an den gestrigen Abend spähende Blicke hinauf. Die Fenster waren noch durch die Jalousien geschlossen. Jaromir blickte dagegen nach den Fenstern des Palastes gegenüber, die durch weiße Vorhänge verhüllt waren.

„Was sucht denn Dein Auge dort oben?“ fragte Bernhard ahnend; „hier hinüber wende es, denn in einem dieser Häuser muß, wie sie mir gestern sagte, die liebliche Françoise Alisette wohnen.“

„Und dort wohnt —“ rief Jaromir lebhaft, stockte aber plötzlich, denn einer der Fenstervorhänge, nach denen er eben blickte, fing an sich zu bewegen, rollte auf, das Fenster öffnete sich, und Lodoiska beugte sich heraus.

Sie erröthete im dunkelsten Purpur, als sie die drei jungen Männer erblickte; aber auch Jaromirs Wangen wurden von einer dunkeln Glut überflogen, und er gerieth in eine solche Verwirrung, daß er fast zu grüßen versäumte, als Bernhard und Ludwig sich schon hinaufblickend verbeugt hatten.

„Ei, Gräfin,“ sprach Bernhard mit Freiheit, „fürchten Sie die Morgenluft nicht? Kenner behaupten, sie sei der Schönheit nicht günstig!“

„Ich bin fast immer so früh im Garten,“ sprach Lodoiska etwas befangen.

„So müssen die Kenner im größten Irrthum sein,“ fiel Bernhard mit rascher Galanterie ein.

Lodoiska senkte das schöne Auge mit Anmuth und lächelte, aber erwiderte nichts.

Die Freunde grüßten nochmals hinauf und erhielten einen freundlichen Dank; dann verſchwand Lodoiska vom Fenſter und ſie ſetzten ihren Weg fort.

Ein Blick in Jaromirs Auge mußte einem ſo ſcharfen Kenner menſchlicher Züge wie Bernhard ſein ganzes Herz verrathen. Er liebte, er wurde geliebt, das las ſich in ſeiner und ihrer holden Freude, obwol Beide jetzo eben kein Wort miteinander gewechſelt hatten. Aus der Lage der Gemächer errieth Bernhard auch ſogleich, daß es Niemand anders als Lodoiska geweſen ſein konnte, die er geſtern Abend im Speiſeſaal geſehen. „Hm!“ ſprach er und blickte Jaromir im Scherz, aber prüfend an, „die junge Gräfin ſcheint am ſpäteſten und am früheſten hier zu wachen im Hauſe. Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo habe ich ſie geſtern als eine Geiſtergeſtalt geſehen.“

„Was ſahſt Du?“ fiel Jaromir raſch ein; „was, ich bitte Dich?“

„Wie, hätteſt Du Geſpenſterfurcht?“ fragte Bernhard ein wenig ſpöttiſch.

„O laß den Scherz,“ unterbrach ihn Jaromir halb unwillig, halb bittend; „ſage mir, was Du geſehen, es liegt mir etwas daran!“

„Ich ſah lange nach Mitternacht,“ ſprach Bernhard bedeutſam betonend, „die Zimmerthüre eines jungen Offiziers offen ſtehen, und er ſelbſt, ſo müde er von der Reiſe ſein konnte, wachte noch.“

„Haſt Du gelauſcht, Bernhard, ich bitte Dich,“ rief Jaromir.

„Ei, was ein böſes Gewiſſen nicht thut!“ lautete die ſcherzende Antwort. „Gelauſcht? Nein! Aber ich ſah Geſpenſter, weiße Frauen, verſchleierte, geheimnißvolle Geſtalten.“

„Ich werde ganz neugierig," sprach Ludwig. „Geſpenſter? Abenteuer? Laß doch hören!"

„Lieben Freunde!" rief Jaromir, ohne Bernhards Antwort abzuwarten und faßte Beider Hände, „ich will ganz aufrichtig gegen Euch ſein, denn ich ſehe, ich bin halb verrathen. Aber ſchwört mir Stillſchweigen, wenn Euch mein Glück lieb iſt."

„Herzlich gern," antwortete Ludwig und gab ihm die Hand.

„Beim Styx," ſchwur Bernhard und that desgleichen. „Obwol ich's kaum nöthig hätte, da ich ſchon Alles zuvor weiß und errathe. Aber erzähle!"

Jaromir begann: „Lodoiska war die Geſpielin meiner Jugend; ſie iſt meine nächſte Verwandte. Wir haben unendlich glückliche Tage auf dem Landſitze ihres Vaters am Narew zugebracht. Soll ich es Euch geſtehen, daß ich, faſt noch ein Knabe, die Holde ſchon liebte? Sie war erſt dreizehn Jahre alt, als ich ſiebzehn zählte; aber ſie blühte wie die lieblichſte Roſenknospe und war ſchon damals ſo gut, ſo verſtändig, ach, tauſendmal beſſer als ich! In dieſer Zeit mußte ich mich von ihr trennen, ich wurde Soldat; das ſind nun ſechs Jahre her! Ich bin ſeitdem durch die halbe Welt verſchlagen worden und habe nur im wilden Getümmel und Gebrauſe des Kriegs gelebt; aber glaubt Ihr wol, lieben Freunde, daß das Bild dieſes zarten Kindes mich überall hin begleitet hat, daß, ſo mancher ſchönen Spanierin und reizenden Franzöſin ich begegnete, doch Keine einen tiefern Eindruck auf mein Herz machte als ſie? Doch die Jahre und der Krieg verwehen viel! Wenn ich an die Heimat dachte, freilich, dann ſtand auch Lodoiska vor mir; aber ſeltner und ſeltner kam mir dieſer Gedanke, und nachgerade verlor ich in dem ewigen Wechſel das Gefühl des

Heimwehs. Wer nirgend zu Hauſe iſt, wird gar bald überall zu Hauſe! Erſt als wir die Thürme von Warſchau wiederſahen, erwachte die ganze alte Sehnſucht in mir, und auch Lodoiska's Bild ſchwebte lieblich und ſanft wieder an meiner Seele vorüber. Aber ich konnte ſie mir nur als das Kind von damals denken; zwar ſagte ich es mir ſelbſt tauſendmal, daß ſie eine Jungfrau geworden ſein müſſe, doch mein Herz ſah ſie nur wie ſonſt."

„Und mir däucht, es ſah ſie richtig," unterbrach Bernhard, „denn ihre Seele iſt noch die eines Kindes und leuchtet durch ihre Schönheit hindurch wie durch eine durchſichtige Hülle. So lag das unſchuldige Herz nie hinter dem klaren Kryſtall des Auges wie bei ihr; ich verſtehe das, Beſter, denn ich portraitirte manchen Engel, aber leider auch manchen Satan!"

„Du ſprichſt, als nähmeſt Du die Worte aus meiner Seele," rief Jaromir mit lebhaftem Ausdruck der Freude und hörte nicht auf den Zuſatz, womit Bernhard die muntere Caricaturlarve auf die entgegengeſetzte Seite des ernſten Profils zeichnete. „Deshalb waren wir auch gleich wieder ſo vertraut wie an dem Tage, wo wir uns trennten. Als wir geſtern auseinander gingen, war ich daher ganz mißmuthig, es quälten mich beunruhigende Gedanken, ich wußte nicht, was mir fehlte. Der Mond ſchien hell, die Nacht war ſo lau, ich lehnte mich ins Fenſter; da ſah ich eine weiße Geſtalt durch die dunkeln Gebüſche des Gartens ſchweben. Wenn ſie es wäre, dachte ich, und du könnteſt ſie noch ein wenig ſprechen! Ich flog hinab, ſuchte ſie in allen ſchattigen Wegen, doch vergeblich. Da hörte ich plötzlich ganz leiſe in der Ferne die Töne des Liedchens, das ſie uns Abends geſungen; ich ging den Klängen nach und entdeckte das holde Weſen in einer Laube bei dem Springbrunnen.

Anfangs wollte ich lauschen; doch schnell wurde ich unwillig auf mich selbst, ging näher, trat plötzlich vor sie hin und redete sie an."

„Du warst sehr kühn, lieber Freund," unterbrach Ludwig mit dem sanften Ton theilnehmender Bedenklichkeit; „Du hättest damit viel verscherzen können!"

„Jetzt weiß ich's auch, wahrlich; aber gestern mußte ich, ich konnte nicht anders, wahrhaftig nicht!" erwiderte Jaromir und sah überaus redlich und glücklich aus.

„Habeas absolutionem, sed confiteri pergas," sprach Bernhard gravitätisch; „ich glaube, ich hätte es eben so gemacht. Aber die Gräfin, was that sie?"

„Sie war erschrocken, sie zürnte, bat —"

„Ich kenne das," unterbrach Bernhard; „ist man nicht schon vollends des Teufels vor Liebe, so wird man's danach. Weiter!"

„Aber sie reichte mir die Hand und war so himmelgütig — und —" Das jugendliche Herz Jaromirs wallte über, die vollste Seligkeit leuchtete ihm aus den Augen, zu sprechen vermochte er nicht weiter, aber er fiel Bernhard, er fiel Ludwig um den Hals und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen. „Ludwig," rief er aus, „sie will die Meine sein; süß widerstrebend gab sie mir das holde Wort, aber vertrieb mich gleich danach mit ängstlicher Hast. Jetzt vielleicht schon öffnet sie ihr reines Herz der Mutter; o Freunde, kann man denn glückseliger sein?"

Jaromir, der sich ganz den brausenden Wellen der Jugend und Liebe hingab, bemerkte nicht, wie ernst und tief bewegt Ludwig war, ja, wie selbst über Bernhards Stirn sich dunkle Falten zogen. Jener dachte an seine Liebe, die wie ein zerrinnendes Traumbild aus der Wirklichkeit seines Daseins verschwunden war; er hielt die Schattengestalt seines

ſchmerzlichen Glücks gegen die lebendige, blütengekränzte, welche dem Jüngling an ſeiner Seite entgegentrat. Bernhard empfand vielleicht noch einen herbern Schmerz, weil die Liebe in ſeiner Bruſt dunkler und tiefer vergraben war. Für Ludwig glich ſie einer unter dem Horizont verſenkten Sonne, deren Abendröthe die ganze Nacht hindurch nachſchimmert, bis ein heller Morgen anbricht und das liebliche Geſtirn wieder heraufführt; für Bernhard war ſie nur ein ſchöner, unerreichbarer Stern, der die Strahlen in den tiefſten Schacht der einſamen Bruſt hinabſendet, ohne ſie zu erleuchten. Hätte Jaromir ihn beſſer gekannt, ihn überhaupt in ſeiner tiefſten Tiefe zu verſtehen vermocht, ſo würde er aus ſeiner Antwort ſein Inneres begriffen haben.

„Glück zu!“ ſprach er und ſchüttelte ihm die Hand; „Du darfſt ſelig ſein, wenigſtens glücklich oder vergnügt, oder doch leidlich gelaunt. Weiche Arme ſind eine ſanfte Feſſel, aber ſie bleiben eine. Ein Käfig iſt ein Käfig, ſei er ſo eng wie der Vogelbauer, in dem Johann von Leyden am Thurm zu Münſter hing, oder ſo finſter wie die ſchwarze Höhle in Indien, oder Beides zugleich, wie das Loch, in dem wir Alle ſtecken. Ich meine die Erde, nämlich die, auf der wir ſcheinlebendig umherwandeln, nicht das unermeßlich weite Grab — kurz, wie geſagt, Feſſeln ſind Feſſeln, und man ſollte froher ſein, daß man noch ein Paar ungelähmte Flügel hat zum Aufflattern. Was wollt' ich aber ſagen? Ja, nun verſtehe ich auch meine Geiſtererſcheinung, die ich hatte, als ich ſelbſt umging und im Ahnenſaal ſpukte.“

Jaromir horchte geſpannt auf; Bernhard erzählte ſein Abenteuer im Saale, ſtellte ſich aber dabei nur als einen Sonderling dar, der gern Nachts in fremden Gebäuden umherſchleiche, und that weder der Urſache, die ihn getrieben, Erwähnung, noch des Verdachtes, den er über Aliſetten gefaßt.

Unter dieſen Geſprächen hatten die Freunde das Ziel ihres Weges erreicht, nämlich den Exercierplatz, wo Bernhard und Ludwig für jetzt den wirklichen Dienſt beginnen, ihn in ſeinen kleinſten Anfängen erlernen ſollten. Man fand bereits Reiter und Unteroffiziere zweier unvollſtändigen Schwadronen polniſcher Lanciers, die den Stamm des neuen Regiments zu bilden beſtimmt waren, verſammelt. Jaromirs vorläufige Aufgabe beſtand darin, aus dieſen Trümmern ein Ganzes zu bilden. Während deſſen übergab er ſeine Freunde einem alten tüchtigen Graubart, damit er ſie in den erſten Waffenübungen unterrichte. Johann Petrowski, ein Unteroffizier, der noch unter Kosciuszko gefochten, wurde ihr Lehrmeiſter. Er begann das Geſchäft mit einer Art von Ehrfurcht, die ihm jedoch nicht der vornehme Stand ſeiner Rekruten, ſondern nur der Ernſt der Sache ſelbſt einflößte. Denn es galt ja die Ausbildung zweier Krieger, die für das Vaterland fechten ſollten; für das theuere, heilige Vaterland, dem Johann Petrowski in rüſtigen Mannesjahren, als ſein alter Feldherr Kosciuszko die Söhne Polens zu den Waffen rief, ſo freudig Blut und Leben zum Opfer dargebracht hatte. Jetzt war er der Schwelle des Greiſenalters nahe, denn mit dem nächſten Frühling mußte er ſich zu den Sechzigern zählen. Aber ſein grauer Kopf, den mancher Säbelhieb getroffen, bot ſich noch mit Freuden dem Dienſte des Vaterlandes dar, und in dem alten Herzen glühte noch, wie Wein, durch das Alter nur veredelt, die alte heilige Flamme der Vaterlandsliebe, des Heldenmuthes. Unter der halb kahlen, halb mit grauen Locken umkränzten Stirn leuchteten, von buſchigen Brauen überſchattet, zwei feurige Augen; die Adlernaſe bog ſich würdig gegen die ernſten Lippen herab; die ſich unter einem grauen Knebelbart, auf welchen Johann Petrowski ein wenig ſtolz war, faſt verbargen. Er ſtand vor den bei-

den frischen Jünglingen wie ein alter, halb gehohlter Eichenstamm vor zwei jungen kräftigen Bäumen einer neuen Pflanzung. Sein Antlitz schien zu sagen: Blickt mich nur an, so morsch und verwittert ich aussehe, vielleicht trotze ich, obwol der Frühling mir keinen andern Schmuck mehr leiht als das kärgliche Moos, das meine rauhe Rinde ein wenig sanfter macht, doch den Ungewittern und Stürmen noch rüstiger als eure jugendliche Kraft. Denn ich habe weithin Wurzeln durch den felsigen Boden getrieben, und wer mich stürzen will, muß den halben Hügel mit hinabreißen; ihr aber scheint mir nur in lockere Erde gepflanzt, und eure Krone ist größer als eure Wurzel. Seine Commandoworte, Gewehr auf, Gewehr ab, Rechts um, Marsch und Halt! sprach er mit einem so feierlichen Ernst wie der Priester in der Messe das Dominus vobiscum. Seine Lehrlinge gehorchten ihm mit eben so viel Liebe als Eifer; daher schritten sie rasch vorwärts, und Meister wie Zöglinge erfreuten sich aneinander. So verstrich den drei Freunden der ganze Tag in Dienstgeschäften, und erst Abends gewannen sie Muße, ihre liebenswürdigen Hausgenossinnen zu sehen.

Aus Lodoiska's Augen glänzte das reinste Glück; die Gräfin hieß Jaromir so freundlich willkommen, daß dieser über ihre Gesinnung keinen Zweifel hegen durfte. Bernhard und Ludwig fühlten, daß einige ungestörte Augenblicke für Jaromir von höchstem Werth sein mußten; sie bereiteten sie ihm daher, indem sie sich auf ihr Zimmer zurückzogen, noch ehe er sie darum gebeten hatte. Fast zur Tafelzeit rief Jaromir selbst sie wieder hinunter und erzählte ihnen voller Freude: „Auch die Gräfin ist mir günstig, ist so mütterlich gütig; aber sie ist auch streng, denn sie hat mir geboten, bis Rasinski kommt, meinem Herzen zu gebieten, weil sie ihm die Entscheidung übergeben will. Darum jetzt kein Wort

keinen Blick, lieben Freunde, wodurch unſere Liebe verrathen würde; ich habe es Lodoiska verſprochen, folgſam zu ſein, und ich will es männlich halten."

„Brav, wacker!" ſprach Bernhard kurz und rauh wie er pflegte; „und wir wollen Deinem Beiſpiel folgen. Biſt Du feſt, ſo will ich Dir dafür auch zur Belohnung Deine Braut malen, oder wenigſtens zeichnen, wenn wir nicht mehr Zeit haben."

So traten ſie ein in den Geſellſchaftsſaal; kein Wort verrieth das Glück, aber es weilte in ſtiller, ſegnender Gegenwart und lächelte aus Aller Blicken. Denn auch die Freunde theilten, was den Freund beſeligte.

Sechstes Capitel.

So verſtrichen mehre Tage ziemlich gleichförmig hintereinander. Aliſette und Regnard, ſelten Andere, waren die Gäſte, welche den Kreis der Familie, zu der ſich Ludwig und Bernhard jetzt ganz mitzuzählen gewöhnten, vergrößerten. Regnard brachte ſtets Nachrichten über die Kriegsereigniſſe, die Truppenmärſche und ähnliche Dinge mit und führte überhaupt die Welt und ihren Verkehr in den traulichen Zirkel ein, der ſich ſonſt dem äußern Treiben ziemlich entfremdete. Mit ſcharfem Beobachterblick bemerkte er, wie ſehr Jaromir ſich auch zu beherrſchen ſuchte, deſſen Neigung zu Lodoiska und ihre Erwiderung derſelben. Daher verſchwand der Anflug von Eiferſucht wieder, den er in Beziehung auf Aliſetten gehabt, und nichts trübte die heitere Geſelligkeit mehr. Aliſette war ſeit zwei Tagen ausgeblieben,

weil die Proben zu einer Oper, die man am folgenden Abend geben sollte, sie beschäftigten; der Obrist, der eine halbe Probe davon angehört hatte, erzählte viel Gutes, hatte aber den Titel vergessen. „Es verdroß mich sehr," sprach er, „daß ich nicht bis zu Ende bleiben konnte, aber ich wurde durch einen verdrießlichen Vorfall gestört. Mein Adjutant meldete mir, daß man in Erfahrung gebracht habe, ein russischer General, der mit geheimen diplomatischen Aufträgen in Frankreich gewesen sei und von dort hat flüchten müssen, halte sich in der Stadt verborgen und gedenke in dieser Nacht zu fliehen. Da mein Regiment gerade die Thorwache hat, so mußte ich fort, um für die Verdoppelung der Postenkette zu sorgen."

„Und wer soll der Flüchtling sein?" fragte die Gräfin aufmerksam.

„Das wissen wir nicht," erwiderte Regnard; „Einige behaupten der General G*****, der allerdings in Paris gewesen ist, eine Menge Einverständnisse und Verbindungen gehabt hat und auf Napoleons Befehl verhaftet werden sollte. Er war aber zeitig gewarnt worden und schon über Straßburg hinaus, bevor der Telegraph den Verhaftsbefehl nachbringen konnte. Es ist fast unmöglich, daß er sich so lange in feindlichen Ländern verborgen aufgehalten hätte. Andere wollen wissen, es sei der Graf Winzingerode, ein Deutscher in russischen Diensten; dies hat etwas für sich. Doch nennt man noch andere Namen, und das Resultat ist, daß Niemand etwas Gewisses weiß. Herr von Pradt hat nur ein ganz unbestimmtes Aviso erhalten."

Der Obrist sprach noch, als eine Ordonnanz militairisch ungemeldet eintrat und Jaromir ein versiegeltes Schreiben überbrachte. „Wahrhaftig, in derselben Sache," rief dieser, als er gelesen; „ich erhalte Befehl, mit meinen Leuten das

Viertel, in dem unsere Ställe liegen, und besonders alle Ausgänge nach der Weichsel hinab wohl zu besetzen."

„Ja, ja, die Sache scheint ernstlich betrieben zu werden," bemerkte der Oberst. „Ich kam um den Gesang der liebenswürdigen Franzoise, Sie werden um das Souper mit uns gebracht! Das sind Soldatenschicksale!"

„Sie lassen sich noch ertragen," antwortete Jaromir lächelnd; „es ist mir nur verdrießlich, daß ich auch unsere Freunde hier um Abend und vielleicht Nacht bringen muß, denn es fehlt mir noch gar zu sehr an gewandten Leuten, und ich muß doch, da die Anstrengungen am Tage groß sind, auf drei Ablösungen rechnen. So kann ich Euch denn nicht helfen, Freunde, Ihr werdet heute Euren ersten Wachtdienst als Posten thun müssen!"

„Auf den Anstand commandirt?" sprach Bernhard heiter; „in Gottes Namen. Wenn das Wild nur bei mir wechseln will, es soll nicht ohne Schuß wegkommen."

Es war Eile nöthig; man empfahl sich daher bei den Damen, schnallte den Säbel um, warf den Mantel über und ging. Regnard blieb zum Schutz und zur Unterhaltung bei den Frauen zurück.

Jaromir ließ durch Trompetensignale die Mannschaften zusammenrufen, bestimmte die zu besetzenden Posten, theilte die Leute ab, unterrichtete sie wohl, und befahl abzumarschiren.

Bernhard erhielt seinen Posten am entlegensten Ende des Quartiers. Der Weg dahin führte durch eine einsame Gasse zwischen zwei hohen Mauern entlang, deren eine den Garten eines Klosters begrenzte. Ein Quergäßchen schnitt hindurch; es führte nach der Weichsel hinab. Zweihundert Schritte von diesem Punkte stand die nächste Schildwache, weiter hinaus keine mehr, weil sich dort keine Ausgänge

weiter nach dem Strom befanden. Jaromir selbst hatte die Posten aufgeführt.

„Du stehst hier ziemlich entlegen," sprach er, als Bernhard den Säbel gezogen und die Haltung einer Schildwache angenommen hatte; „ich würde den Posten verdoppeln, wenn ich mehr Leute hätte. Aber gerade deshalb wählte ich Dich dafür, weil es der Umsicht bedarf; auch ist es gut, daß Du Französisch sprichst, weil so viele französische Soldaten hier sind, mit denen sich der Pole schwer verständigt. Gehab Dich wohl. Binnen zwei Stunden wird Dich Ludwig ablösen."

„Meinethalben laß mich die ganze Nacht hier," erwiderte Bernhard; „sie ist lau und mild, es freut mich sogar, daß wir vermuthlich etwas Regen bekommen. Und was die Einsamkeit anlangt, so sei ohne Sorgen; ich weiß mir die Zeit zu vertreiben und brauche Niemand, der mich wach erhält."

„Wenn etwas vorfallen sollte, so schieße Dein Pistol ab; für diesen Fall wird Dir sogleich Hilfe von dem nächsten Posten."

„Sei unbesorgt; die Schildwacht braucht keine zweite für sich selber, ich stehe für mich."

Jaromir ging, Bernhard blieb allein. Der Himmel bezog sich mit Gewölk; Mitternacht war nicht mehr fern, es wurde sehr finster, zumal da ein feiner warmer Staubregen begann.

Die Giebelspitzen und Thürmchen des alten Klosters gegenüber, dessen Umrisse Bernhard bisher sich als schwarze Schattenbilder auf dem Nachthimmel abzeichnen sah, verwischten sich jetzt in unbestimmte Formen. Nur ein mattes Lampenlicht schimmerte aus einigen kleinen Fenstern. Es war todtenstill. Man hörte nur hie und da eine Nachtigall

in der Ferne schlagen und das leise Rauschen des vorüberziehenden Stromes.

„Es ist gut, daß ich ein paar scharfe Augen habe," murmelte Bernhard vor sich hin, „denn hier muß man sie wahrhaftig aufthun, wenn man Einen sehen will, der sich vorüberschleicht. Ich thue wol gut, meinen Säbel von Zeit zu Zeit wie ein Fühlhorn auszustrecken und wie beim Blindekuhspiel mit ausgebreiteten Armen ein wenig umherzugreifen. Aha, jetzt wird's ein wenig hell; sie hängen ja eine Lampe aus dort oben im Kloster; die kommt mir gut zu statten."

In der That wurde in einem der obern Giebelfenster eine Lampe sichtbar, mit der Jemand hinauszuleuchten schien; das Licht bewegte sich einige Male rasch hin und her, dann verschwand es wieder.

„Nun ist's erst recht dunkel geworden; es kann in dem untersten Loch, der Baumannshöhle nicht finsterer sein. Das verdammte Licht hat mich ganz geblendet. Wollte Einer hier entwischen, er könnte nichts Klügeres thun, als eine londoner Straßenlaterne mitnehmen, der Wache erst damit in die Augen leuchten, sie ihr hernach an den Kopf werfen und dann zum Teufel laufen! Aber halt! Was war das? Hat es geblitzt? Schon wieder!"

Ein ganz matter, flackernder Schein wie von einem entfernten Blitze erhellte von dem Strom her das dichte Dunkel. Die kleine Gasse verstattete keinen freien Überblick desselben; doch plötzlich sah Bernhard deutlich Funken fliegen und entdeckte, daß Jemand auf dem Strome, wie es schien, nahe am Ufer Feuer schlage.

Sein rasch combinirender Verstand brachte diese Erscheinung mit dem auffallenden Lichtschimmer im Kloster zusammen. Sollte man sich hier Zeichen geben? dachte er. Holla, Freund! Aufgeschaut! Es wäre nicht übel, wenn dir das

Wild ins Netz liefe. Hm! dachte er weiter — ich will's nicht wünschen; meine Pflicht erfordert, daß ich den Fliehenden anhalte; und ich liefere vielleicht den Franzosen einen eben so schuldlosen Mann aus als Ludwig oder ich. Ich wollte doch, er suchte sich einen andern Ausweg aus dem Fuchsbau!

Plötzlich stand er still und lauschte! Er hörte leise Schritte; es war keine Täuschung. Scharf aufhorchend, das Haupt vorwärts gebeugt, stand er und gab keinen Laut von sich. Man kam rasch aber behutsam näher; es ließen sich flüsternde und murmelnde Laute unterscheiden. Jetzt waren die Kommenden heran, Bernhard streckte das Gewehr vor und rief in polnischer Sprache: „Wer da!"

Einen Augenblick blieb es still; dann trat eine dunkle Gestalt mit festem Schritte näher und erwiderte mit tiefer männlicher Stimme einige Worte, die Bernhard jedoch nicht verstand. Sie klangen fast wie ein frommer Gruß.

„Ich spreche nicht Polnisch," sagte er in dieser Sprache, deutete jedoch durch den vorgehaltenen Säbel an, daß er Niemand hindurchlassen dürfe.

„Also Französisch?" fragte jetzt eine weibliche Stimme von ungemeinem Wohllaut.

„Allenfalls; doch am liebsten Deutsch," erwiderte Bernhard französisch.

„Ein deutscher Soldat," rief dieselbe Stimme fast unwillkürlich aus, doch hörte man dem Klange die freudige Überraschung an.

„Ja ein Deutscher," entgegnete Bernhard; „und da Ihr diese Sprache versteht, so sage ich Euch hiermit, daß ich Niemand durchlassen darf, der nicht einen Schein führt, daß er sich auf der Hauptwache gemeldet hat und dort als unverdächtig befunden ist."

„O mein Gott,“ erwiderte das weibliche Wesen mit schüchterner, bebender Stimme; „wir haben Eile. Dieser fromme Mann soll einer Sterbenden den letzten Trost bringen, die drüben jenseit des Stromes liegt; deshalb haben wir ihn aus dem Kloster hier herbeigeholt. Ihr werdet das heilige Werk doch nicht hindern?“

Erst jetzt sah Bernhard, daß der Fremde in Mönchstracht gehüllt zu sein schien; hinter ihm stand noch eine andere weibliche Gestalt. Deutlich ließ sich in dem tiefen Dunkel nichts erkennen.

„Ich darf nicht von meinen Befehlen abweichen. Doch ist dem so, wie Ihr sagt, so geht hier zwischen den Mauern hinunter; nach zweihundert Schritten trefft Ihr den nächsten Posten; diesen fragt nach dem Offizier. Er ist im Wachthause unfern von dort und wird Euch gewiß durch einige Mann, die sich von der Wahrheit überzeugen können, geleiten lassen, damit Euer frommes Werk weniger Aufschub erleide.“

„Zweihundert Schritte von hier steht der nächste Posten?“ fragte der verhüllte Mann jetzt mit einer Stimme, die nicht mehr den frommen Klang von zuvor hatte.

„Zweihundert.“

„Das ist ziemlich weit.“

„Ich kann's nicht ändern.“

Der Fremde schien unschlüssig; es herrschte ein gespanntes Schweigen. In diesem Augenblicke glänzte wieder jener helle Flackerschein vom Flusse her, diesmal aber ganz nahe, und zugleich hörte man deutlich das Rauschen eines Ruderschlages. Bernhard stutzte und wandte sich gegen den Strom um; eine Ahnung, als sei diese Erscheinung mit der vor ihm nicht ohne Zusammenhang, blitzte in ihm auf. Doch der Gedanke war nicht so schnell in seiner Seele aufgestiegen,

als er sich plötzlich von starker Faust im Nacken gepackt fühlte und eine Dolchspitze gegen seine Brust blitzen sah. Der Stoß traf, glitt aber an dem breiten Riemen seines Wehrgehenkes ab und streifte nur die Haut. Durch einen gewandten Schwung riß er sich los, packte die Hand, in der der Angreifer den Dolch hielt, kräftig mit der Linken im Gelenk an und führte mit der Rechten einen Säbelhieb gegen das Haupt seines unbekannten Feindes. Dieser beugte sich zurück, entging so dem Schlage, glitt aber aus und lag am Boden; jetzt riß Bernhard das Pistol heraus, hielt es dem Liegenden auf die Brust und rief: „Du bist des Todes, wenn Du Dich regst."

Doch in demselben Augenblicke warf sich die weibliche Gestalt zu seinen Füßen nieder, hob die abwehrenden Arme flehend gegen ihn empor, und rief mit dem Ausdruck der höchsten Angst:

„Erbarmen! Erbarmen! Tödtet ihn nicht!"

Bernhard stand erstaunt; die Stimme drang in das Innerste seines Herzens ein. Er war im Begriff gewesen, laut um Hülfe zu rufen, doch der Anblick der Flehenden, die seine Knie umfaßte, zeigte ihm, daß er Gefahr hier nicht zu fürchten habe.

„Ich will keine Rache nehmen," sprach er entschieden, „aber meine Pflicht fordert Strenge. Ich muß Verdacht schöpfen; Ihr seid mein Gefangener."

„Schießt mir nur durch die Brust, junger Mensch," sprach der noch am Boden Liegende finster; „denn Euer Gefangener zu sein ist mir verabscheuungswerther als der Tod!"

„O mein Vater!" rief jetzt das junge Mädchen außer sich und ergriff seine Hand. „Nein, nein, nicht so. Er wird mitleidig sein! Ach, ich will für Sie flehen!" Sie sprang auf und wandte sich zu Bernhard.

„O, Ihre Sprache verrieth, daß Sie den Gebildeten angehören! Ihr Herz wird den Schmerz einer Tochter begreifen. Wir sind verloren, wenn Sie uns nicht die Flucht gestatten. Sein Sie großmüthig; lassen Sie uns entfliehen. Ich wollte Ihnen Gold bieten, aber ich wage es nicht, einen Mann zu beleidigen, von dem ich eine edle That fordere!"

Bernhard stand im Kampfe mit sich selbst. „Ich darf nicht — hören Sie auf! Jedes Ihrer Worte erhöht die Strenge meiner Pflicht. Ich glaube, ich weiß, wen ich vor mir sehe!"

Der Unbekannte hatte sich indessen emporgerichtet. „Sie sind ein Deutscher, was Sie auch hieherführen mag, Ihre ersten Pflichten sind vaterländische. Ich betheuere Ihnen, Sie verletzen diese nicht, wenn Sie meine Flucht gestatten!"

„Nein, beim ewigen Himmel, das thun Sie nicht," rief das junge Mädchen und erhob die Hand zum Schwur; „es ist kein Verbrechen, zu dem mein Flehen Sie verleiten soll. Nie, nie wird Ihr Herz einen Vorwurf zu tragen haben."

In der Ferne ließ sich Waffengeklirr hören; man schien zu kommen. Bernhard horchte erschreckt auf.

„O Himmel," rief die Bittende, „wenn Sie noch eine Minute zaudern, ist es zu spät! Hören Sie das Flehen der Bedrängten!"

Bernhard stand im heftigsten Kampf mit sich selbst. Sollte er die erste Pflicht der Ehre, die sein Stand ihm auferlegte, brechen? Sollte er vielleicht den Freund, der ihn retten half, ins Verderben stürzen? Und doch, sein eigenes Schicksal, mehr als Alles aber die mit unbeschreiblicher Gewalt rührend in sein Herz dringende Stimme der Flehenden bezwang ihn. „Flüchtet denn," sprach er hastig und ließ

die bewaffnete Hand sinken; „doch ich darf, ich will nicht sehen wohin! Fort! Fort!“

„Dank, Dank,“ hauchte die schöne Gestalt ihm mit in Thränen und Freude brechender Stimme zu und ergriff seine Hand und wollte ihr weinendes Antlitz dankbar darauf drücken.

Bernhard hinderte es sanft abwehrend und flüsterte hastig: „Eilen Sie, um Gotteswillen, man kommt näher!“

Wie er den warmen Händedruck der Dankbarkeit empfing, stürmte ein schmerzlich seliges Gefühl durch seine Brust, daß das Herz glühend und ungestüm schlug. Finden und Scheiden fiel in einem Augenblicke zusammen. Sollte diese wunderbare, große Minute, die zwei Seelen mit heiligster Empfindung vereinigte, spurlos verrinnen wie ein Tropfen, der in das ewige Meer fällt? Nimmermehr! Ein Angedenken wollte Bernhard wenigstens behalten, ein Zeichen für künftige Tage. Drum streifte er rasch den losen Handschuh von der Hand des holden Wesens, um diesen zu behalten. Doch indem er über ihre zarte, zitternde Hand glitt, fühlte er einen Ring an ihrem Finger. Es zuckte kalt durch seine Brust, als ihm der Gedanke kam, es könne dies ein Zeichen sein, wodurch sie sich einem Andern ewig verknüpft habe; als vermöchte er sie diesem zu entreißen, wenn er das Pfand der Treue raubte, griff er mit Hast nach dem Ringe und forderte ihn. „Ich weiß nicht, wem ich hier begegnete, ich darf es nicht wissen,“ rief er heftig, indem er die Zitternde, welche sich eben losreißen wollte, um dem schon zum Rande hinabeilenden Vater zu folgen, halb hielt, halb sie begleitete; „darum lassen Sie mir dies Angedenken, diesen Ring, an dem wir uns in glücklichern Zeiten wiederfinden wollen!“

Indem er sprach, suchte er ihn schon von ihrem Finger

zu ziehen. Sie widerſtrebte einen Augenblick. „Gerade dieſer Ring, o eben dieſer,“ begann ſie; doch Bernhard, der fürchtete, ſie werde ausſprechen, was ihn mit dunkler Ahnung ängſtigte, unterbrach ſie faſt wild:

„Gerade dieſen will ich; vollenden Sie nicht; gerade dieſen oder nichts!“ Aber er hatte ihn ſchon abgeſtreift und zugleich den ſeinigen, den er ihr ungeſtüm auf die Finger drückte. „Der Ihrige kann Ihnen nicht theurer ſein als mir der meinige,“ fuhr er fort; „ich gebe Ihnen viel, vielleicht Alles damit, was ich zu hoffen habe. Aber es iſt mein feſter Glaube, daß ich ihn einlöſen werde.“

Seinem Ungeſtüm wäre nicht zu widerſtehen geweſen, ſelbſt wenn die Pflicht der Dankbarkeit es der Unbekannten nicht unmöglich gemacht hätte, ihrem Retter jezo irgend eine Bitte, und wäre ſie um ihr Liebſtes geweſen, zu verweigern.

„So nehmen Sie ihn denn hin,“ ſprach ſie leiſe im eiligen Gehen; „aber ich muß ihn zurückhaben, wenn der Krieg nicht mehr jede ſanftere Verbindung der Menſchen wild zerreißt. Leben Sie denn wohl, und der Allgütige ſei ſtets mit meinem Retter!“

Bei den lezten Worten brach ihre Stimme; ſie wollte ihre Hand ſanft aus der ſeinigen löſen, doch er hielt ſie feſt und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann riß er ſich ſtumm los, und eilte zurück.

Kaum hatte er den Poſten wieder erreicht, als er hörte, wie ein Nachen vom Ufer ſtieß und mit raſchen Ruderſchlägen die Wellen theilte. Er athmete leicht auf. „Jezt ſind ſie gerettet; es war die höchſte Zeit!“ Denn ſchon nahten die Schritte der ablöſenden Kameraden; er konnte noch das Rauſchen der Ruder vernehmen, als ſie ſchon vor ihn traten und der kriegeriſche Gebrauch begann.

„Nichts Neues auf dem Posten?“ fragte der Unteroffizier; es war Petrowski.

„Nichts,“ sprach Bernhard fest.

„Abgelöst!“

Ludwig nahm jetzt die Stelle des Freundes ein; für Bernhard war der Dienst dieser Nacht vorüber. Rasch eilte er nach Hause; auf dem Wege befestigte er sich in dem Entschluß, den ganzen Vorfall stumm in seiner Brust zu bewahren, und selbst Ludwig und Jaromir nichts davon mitzutheilen, damit im äußersten Fall auch das Vergehen allein das seinige bliebe.

Er erreichte sein Zimmer. Mit größter Eile zündete er Licht an, um den Ring näher zu beleuchten. „Teufel!“ fuhr er auf, als er ihn jetzt gegen die Kerze hielt; „Teufel! Ist das ein Blendwerk des Satans, oder bin ich verrückt geworden!“ Er hatte seinen eigenen Ring in der Hand! „O ich Thor,“ rief er aus und drückte sich die Faust ingrimmig gegen die Stirn; „diese plumpen, ungeschickten Finger haben die Ringe verwechselt! Den Schädel möchte ich mir einschlagen und wie Franz Moor rufen: Das war dumm! dumm!“

Er ging wild auf und nieder. „Ha! ha! ha! Nun muß ich wahrhaftig der ganzen Welt die Geschichte erzählen; denn sie ist zu lächerlich schön, wenn sie nicht zu boshaft giftig wäre! Und wenn sie den Irrthum bemerkt! In wie herrlichem Glanze alberner Lächerlichkeit muß der Retter vor ihr stehen! Bernhard! Bernhard! Das war ein Meisterstreich! Wie der Thor von Zauberlehrling stehst Du jetzo vor der verschlossenen Pforte und hast das Wort vergessen, worauf sie sich öffnet.“

Er wurde weich; Thränen traten in seine Augen. Nieder setzte er sich und stützte das Haupt in die Hand.

„Ja ja, ich kenne Das," ſprach er vor ſich hin; „ich kenne ja das Alles ſchon; ich habe es ja oft erfahren. Es iſt die Nemeſis des Schickſals, das mir, weil ich ihm im Grimme ſtets eine verzerrt lachende Larve zeige ſtatt einer weibiſch greinenden, ſtets mit gleicher Münze vergilt. Ich ſollte ſeine Tücken endlich auslernen! Wie oft, wenn ich einen Freund, eine Geliebte ans Herz zu drücken dachte, ſchob es mir eine Strohpuppe zur lächerlichen Umarmung hin! Es thut aber doch weh! Ein Angedenken der ſeltenſten ſchönen Minute hätte ich doch gern gehabt. Es iſt mir nicht um das Wiederfinden; denn am beſten iſt's gewiß, ich finde ſie nicht wieder. Was die Nacht in ihrer Verhüllung ſo zauberiſch reizend ſcheinen ließ, iſt vielleicht alltäglich, wenn die Sonne ihre gemeinen Strahlen darauf wirft! Und will ich ſie finden, ſo finde ich ſie doch, ohne Ring oder andere Lumpereien — aber — ein Andenken hätte ich doch gern behalten!"

Halb trauernd, halb unmuthig warf er ſich aufs Lager; allein es dauerte lange, bis der Schlaf ihn fand.

Siebentes Capitel.

Die Oper, von der Regnard geſprochen hatte, ſollte den Abend gegeben werden. Weder aus dem Titel des Stücks, noch aus den Perſonen, welche der Zettel benannte, vermochte Ludwig zu erkennen, von wem es ſei, und den Componiſten hatte man gar nicht gekannt. Er war daher ſehr begierig, die Muſik zu hören, um ſo mehr, als Françoiſe der Gräfin erzählt hatte, ſie ſei unbeſchreiblich reizend und faſt noch

nie habe eine Rolle ihr ſo zugeſagt. Um ſieben Uhr fuhr man ins Theater; die Gräfin, Lodoiska, Regnard und unſere drei jungen Freunde befanden ſich in einer Loge. Mit Wohlbehagen ließ Bernhard ſeine Blicke über die Reihe der ſchönen Frauen und Mädchen hinſchweifen, welche den erſten Rang der Logen zierten. „Wahrlich," rief er und ſtieß Ludwig an, „niemals ſah ich ein Theater mit einer ſo reizenden Blumenguirlande verziert als dieſes. In Drury-Lane, im Kingstheater, im Vauxhall fand ich die Logen anmuthig genug beſetzt; die Engländerinnen ſind unwiderſtehlich in ihrer feinen Haltung, in der Eleganz ihrer geſchmackvollen Kleidung, in dem ſanften jungfräulichen Ausdruck des blauen Auges; aber bei Sanct Lukas, dem Schutzpatron aller Maler, ich betheuere Dir, ſie ſind nur unechte böhmiſche Steine gegen die Diamanten vom reinſten Waſſer, die man hier glänzen ſieht."

„Lodoiska iſt dennoch bei Weitem die ſchönſte," antwortete Ludwig leiſe, „obwol ich Dir Recht geben muß, daß ich niemals einen ſo reichen Kreis ſchöner weiblicher Geſtalten ſah."

„Die ſchönſte iſt ſie nicht, das darf Du einem Profeſſioniſten, wie ich bin, ſchon glauben," bemerkte Bernhard entgegen; „aber ſie iſt die reizendſte, die holdeſte, die lieblichſte von Allen. Wenn ſich alle die ſchönen Büſten, die hier über den Logenrand ſehen, in marmorne verwandelten, ſo würde manche edler in den Formen erſcheinen, ja ich ſtehe nicht dafür, daß die Gräfin ſelbſt ſie nicht verdunkelte. Ein Anderes wäre es freilich, wenn wir dieſe ſämmtlichen Bildniſſe auf der Leinwand hätten, wo das zauberiſche Spiel der Farben und des Blicks eine Art Regenbogenſchimmer über den reinen Himmel des Angeſichts wirft. Dann gäbe ich Dir's zu, daß Lodoiska die Frühlingsroſe, die ſchlanke, zarte Lilie, das beſcheidene Veilchen, kurz jedes Reizende zugleich

und die lieblichste Blüte auf diesem ganzen vollen Blumenbeet sei."

Die beginnende Ouverture unterbrach das Gespräch; Ludwig erkannte am ersten Ton, daß es keine andere Oper als die Schweizerfamilie sei, die man hören werde. Er lächelte ein wenig über den großen Enthusiasmus, mit dem der Obrist von dem Werke gesprochen hatte; doch begriff er, daß Alisette als Emmeline, welche auf dem Zettel den Schäfernamen Dorina bekommen hatte, eine sehr liebliche Erscheinung sein müsse. Und so war es auch. Die einleitenden Scenen gingen, noch dazu mittelmäßig dargestellt, ohne besondern Eindruck vorüber. Allein schon das erste Auftreten Alisettens nahm das Interesse im höchsten Grade in Anspruch. Sie hatte den Charakter ganz eigenthümlich aufgefaßt, nämlich ihn aus den bestimmten Formen und Farben schweizerischer Volksthümlichkeit in ein halb ideales Gebiet übertragen, ohne jedoch die charakteristische Besonderheit ganz daraus zu verbannen. In ihrer Kleidung hatte sie zwar einige Andeutungen der Schweizertracht beibehalten, allein dieselbe auf eigenthümliche Weise hie und da geändert. Das Haar trug sie in freien Locken, nur mit wenigen Bändern lose geknüpft, deren eines, von dunkler Farbe, die freie weiße Stirn begrenzte; Hals, Brust und Nacken waren nicht so tief verhüllt wie in der wirklichen Volkstracht, obwol sie das zierliche schwarze Mieder beibehalten hatte. Das Gewand dagegen fiel ihr, sittsamer als gewöhnlich, bis tief auf die Knöchel herunter, auch war es nicht so gebauscht, sondern zeigte die Gestalt ungleich vortheilhafter. Mit großem Geschick wußte sie dennoch den zierlichen Fuß, den sie in saubere Zwickelstrümpfe gekleidet und in einen eng anschließenden Schuh gelegt hatte, immer aufs vortheilhafteste zu zeigen, wodurch ihr Gang, ihr Stehen und Bewegen etwas sehr

Anmuthiges erhielt. Sie glich halb einer Schweizerin, halb einer Schäferin, wie die Idylle sie uns zeigt, und hatte auf diese Weise sehr glücklich die Forderungen volksthümlicher Charakteristik mit denen der idealisirenden Kunst ausgeglichen. Als sie die ersten Klänge ihrer lieblichen Stimme vernehmen ließ, erstaunte Ludwig, wie dies scheinbar so zarte Organ die Raume des ganzen, nicht kleinen Hauses so mit Wohllaut zu erfüllen vermochte. Von dem leisesten Anhauchen der Töne bis zum süßen, vollen Anschwellen derselben war der Klang in seiner silbernen Klarheit überall zu vernehmen; man fühlte niemals einen Mangel, sondern für das Zarteste wie für den heftigsten Ausdruck der Leidenschaft fand die bezaubernde Darstellerin immer das richtige Maß. Und da sie überdies den ganzen Körper in allen Bewegungen, bis zu dem leisesten Spiel der Mienen und Blicke, ganz mit der Seele des Tones erfüllte, so mußte das holdselige Bild, welches sie hinstellte, jedes Herz mächtig fesseln. Lodoiska zerfloß schon im ersten Act fast in Thränen. Bei den Worten: „Wer hörte wol jemals mich klagen!“ in welchen Alisette gewissermaßen die Todesangst gewaltsamer Freude ausdrückte, während ihr Auge doch einen so unnennbar schmerzlichen Blick gen Himmel warf, daß man fühlte, wie ihr Herz brechen wolle in der Qual dieser Lust — bei diesen Worten, wo der Widerspruch des Wortsinnes mit der Empfindung einen so zerreißenden Eindruck hervorbringt, griff das erschütterte Mädchen unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, als wolle sie dessen Beklemmung lindern. Während zwei große Thränen wie Sterne an dem dunklen Himmel ihres Auges aufgingen, zitterte ihre Brust unter einem leisen, verhaltenen Seufzer; sie war so von Mitgefühl bewegt, daß sie den Schmerz, welchen Alisette so täuschend darstellte, fast selbst empfand. Oder war es eine weissagende Stimme,

die sich dunkel in ihrer Brust vernehmen ließ? War es eine wunderbare Ahnung, durch die Nähe Derjenigen hervorgerufen, welche einen feindseligen Einfluß auf die Gestirne ihres Lebens zu üben drohte? Sah sie schon das schwarze Haupt der Natter, die sich noch unter duftenden Rosen verbarg?

Jaromir, dessen frisch lebendiges Gemüth durch jeden Eindruck rasch gefesselt wurde, war ganz Auge und Ohr. Gleich einer bezaubernden Armide wußte Alisette sein Herz zu leiten; Bernhard glaubte in der That zu bemerken, daß sie Spiel und Blicke häufig, wie schon am ersten Abende, gegen den schönen Jüngling richte. Doch war er selbst durch die holde Kunst des Mädchens so süß umsponnen, daß sogar er, dessen freier Blick selten beschränkt wurde, nicht Ruhe genug zur scharfen kalten Beobachtung behielt. Ging es doch allen versammelten Hörern und Zuschauern nicht besser; Alisette schien durch den Wink ihres Auges jede Brust zu beherrschen; unwiderstehlich hob sie das Herz aus der Tiefe der Schmerzen auf den Wellengipfel der Freude und ließ es eben so schnell sinken als steigen.

Nach dem Schlusse des Acts verließ Regnard die Loge; Bernhard, der ihn mit Argusaugen verfolgte, sah, daß er auf die Bühne ging. Es wurde ihm immer unzweifelhafter, daß zwischen Alisetten und dem Obristen eine sehr nahe Verbindung bestand, doch war es ihm fast gewiß, daß Alisettens Herz wenig Antheil daran hatte.

Jaromir wandte sich zu Lodoiska und fragte sie: „Ist das nicht unbeschreiblich schön?“

„Aber auch unbeschreiblich beängstigend,“ antwortete diese und schöpfte tief Athem.

Ludwig, der Einzige, der die Oper kannte und Kunstbildung genug besaß, um die hinreißende Darstellung nicht mit dem Werthe des Werkes zu verwechseln, sprach sich mehr be-

urtheilend als bewundernd gegen die Gräfin aus. Diese, durch ihre Jahre schon über die Macht unmittelbarer Gefühlseindrücke hinaus, hörte ihm gern zu, wie sie denn überhaupt seinem verständig ernsten Wesen einen großen Antheil schenkte. Auch Lodoiska ließ sich gern aus ihrer gereizten, fast beklemmenden Stimmung in die des ruhigern Genießens hinüberleiten und war nicht erzürnt, als Ludwig ihr durch sein besonnenes Urtheil manche Täuschung über die Schönheit des Kunstwerks nahm. Nur Jaromir zeigte sich fast unwillig, daß an Dem, was seine junge Brust so mächtig ergriffen hatte, irgend etwas Mangelhaftes oder gar Unschönes haften sollte. Er hatte bis jetzt der Kunst so entfernt gestanden, sich so vielfach mit den rauhen Stoffen des äußerlichsten Lebens umhergeschlagen, daß diese ersten Strahlen und Klänge aus einer ihm noch unbekannten schönern Welt ihm natürlich als etwas erscheinen mußten, das durch nichts übertroffen werden könne.

Der zweite Act begann, und schon dieser zeigte dem Unerfahrenen, daß er noch lange nicht an der Grenze des Erreichbaren gestanden hatte, denn der Antheil steigerte sich bedeutend. Vollends aber der Schluß des Werkes, mit seiner tiefen Wehmuth der Freude, seinem weinenden Jubel, drohte die jungen liebenden Herzen fast zu überfluthen durch die wogende Aufregung aller Gefühle. Alisette war aber auch so schön, so rührend, so verklärt in der Freude, daß sie selbst für den bewußt genießenden Ludwig das Kunstwerk aus den niedern Regionen, in welchen es mit seinen weichlich matten Flügeln schwebt, in eine reine Höhe frischer, göttlich erquickender Lüfte hob, wo es freie Fittige im Sonnenglanz entfaltete.

Lodoiska war bis in die tiefste Seele bewegt, aber nicht beseligend; unklar, aber eben deshalb durch unheimliche, ge-

ſtaltloſe Gegenwart ängſtigend, regte ſich das bange Gefühl in ihr, als vermöge ſie nicht mit dieſer mächtigen Zauberin, welche ſie ſelbſt ſo wider Willen hinriß, in den Kampf zu treten. Wie ſollte ſie den Geliebten feſſeln, wenn jene ihre lockenden Netze ausbreitete, ihre ſuß verführende Stimme ertönen ließ, die weichen, zarten Arme öffnete? Sie dachte dies zwar nicht beſtimmt, allein das demüthigende Gefühl der Armuth und Schwäche, welches edlere Seelen ſo leicht bei großen Bewegungen des Lebens oder der Kunſt ergreift, weil ſie ihren eigenen hohen Werth verkennen, drang in ihre Bruſt. Wer bin ich, dachte ſie, um mit meiner Liebe das Daſein des Freundes zu erfüllen in einer Welt, die ſo unendlich Schöneres bietet? O du Holde, verkanntest du es denn, daß ein lauteres Herz der reinſte Demant iſt, um das eigene und das fremde Leben zu ſchmücken? Nur der Verblendete geht achtlos an dieſem Kleinod vorüber, nur der Bethörte wirft es von ſich. Doch wie Vielen legt ein zürnender Gott die düſtere Binde über das Auge, daß ſie im ewigen Dunkel durch das Leben irren und das Heil nicht finden, wenn es die offenen Arme vor ihnen ausbreitet!

Achtes Capitel.

Die Gräfin und Lodoiska fuhren, von Regnard begleitet, nach Hauſe, die drei jungen Männer gingen und trafen demnach etwas ſpäter ein. Als ſie die große Treppe hinaufſtiegen, kam ihnen die Gräfin mit einem ſeltſamen, aber ſehr freudigen Lächeln entgegen. „Nicht in den Speiſeſaal," ſprach

sie, „folgen Sie mir zuvor noch ins Gesellschaftszimmer, denn die Tafel ist noch nicht vollständig gedeckt.“ Unbefangen gehorchten die Freunde dem Gebote der Gräfin. Es war Niemand im Zimmer als der Obrist. „Lodoiska,“ sprach die Gräfin,“ kleidet sich um, und wir werden auch noch etwas warten müssen, weil die liebenswürdige Alisette versprochen hat, mit uns zu speisen.“ Die Freunde saßen in unbefangenem Gespräch mit dem Rücken gegen die Thüre, als plötzlich Jaromir zwei Hände fühlte, die sich von hintenher über seine Augen legten, um ihn rathen zu lassen, wer der Unbekannte sei; allein es blieb ihm nicht Zeit dazu, denn schon waren Bernhard und Ludwig mit dem lauten Ruf der Freude aufgesprungen: „Graf Rasinski!“ Boleslaw aber war es, der Jaromirs Augen bedeckt hielt. Er umarmte den Freund und Kriegskameraden mit stürmender Herzlichkeit, und eben so feurig begrüßte er auch Rasinski. „Wie ist's Euch ergangen! Wie habt Ihr gelebt?“ schallten die Fragen durcheinander, ohne daß die Antwort abgewartet wurde, weil Jeder sie ja lebendig vor sich sah. „Tausend herzliche Grüße von den Ihrigen,“ waren die ersten Worte, welche Rasinski, nachdem die stürmisch freudige Begrüßung vorüber war, an Ludwig richtete; „zwar kam meine Abreise so überraschend, daß nicht Zeit vorhanden war, mir ausführlichere Briefe mitzugeben, indessen erhalten Sie doch einige Zeilen und mit dem nächsten Posttage mehr.“

Der Gruß von den Seinigen, dieser erste Anknüpfungspunkt an eine glücklichere Vergangenheit, mußte eine wehmüthige Stimmung in Ludwig erzeugen. Aber mit der Wehmuth zugleich erfüllte ihn ein sanftes Gefühl der Freude, daß es noch in einem fernen Hintergrunde liebe Wesen gab, die den dunklen Pfad seines Lebens mit Sorgen der Theilnahme verfolgen, deren treue Wünsche und Gebete ihn als

Schutzengel umschwebten. Er dankte daher dem Überbringer so lieber Botschaft auf das innigste und bat um die Aushändigung Dessen, was ihm bestimmt war.

Bernhard, welcher stets der Umsichtigste war und sich nicht leicht von einem Gefühl so hinreißen ließ, daß er die scharf umblickende Besonnenheit außer Acht gelassen hätte, wurde plötzlich durch den Gedanken beunruhigt, daß Rasinski ihren angenommenen Namen noch nicht kenne, und daher leicht eine verrathende Unvorsichtigkeit begehen könne. Schnell besonnen ging er daher hinaus und sandte einen Bedienten hinein, durch welchen er Rasinski ins Vorzimmer rufen ließ. Dieser war erstaunt, denn er wußte nicht, wer ihn an einem Orte, wo er erst seit einer Viertelstunde angekommen war, in dienstlichen Angelegenheiten zu sprechen verlangen könne. Er sandte daher Boleslaw; diesem sagte Bernhard, um was es sich handele. Als wäre die Sache dringend dienstlich, berichtete Boleslaw an Rasinski, Beide gingen mit einander hinaus, und Bernhard setzte ihnen nun das ganze Verhältniß deutlicher auseinander.

„Vortrefflich, mein junger Freund," sprach Rasinski, „Ihr habt Anlage zum Parteigänger, denn Ihr haltet Auge und Ohr offen. Das soll mir ein gutes Zeichen sein, Graf Lomond, Ihr könnt auf Beförderung Anspruch machen. Überdies lobe ich's, daß Ihr Euch den Grafentitel beigelegt habt, denn wie sehr auch das rauhe Würfelspiel der Zeit Altes und Neues im Becher durcheinander geschüttelt hat, Blei senkt sich doch immer in die Tiefe, und Öl schwimmt oben auf. So werden Rang und Reichthum selbst dann noch gelten, wenn auch das russische Reich zu einer athenienſischen Republik, und Madrid oder Neapel zu einem zweiten Sparta geworden sind. Aus Euch, Freund, kann etwas werden, und Ludwig mag wollen oder nicht, er muß

einem Soren einen Grafen oder Freiherrn vorhängen, wenn es auch nur der bequemern Anrede wegen geschähe."

Sie gingen hierauf wieder hinein.

„Nun, das muß wahr sein," redete die Gräfin die Eintretenden an, „Eure Dienstgeschäfte scheinen dringend, da Ihr sie gleich im ersten Augenblicke der Ankunft vornehmt."

„Du weißt," antwortete Rasinski, „der Soldat ist nur ein Rad in der Maschine, das sich nach dem Gesetz des Ganzen drehen muß, wenn dieses nicht stocken oder der widerspenstige Theil zerschmettert werden soll. Indessen ist nun hoffentlich für heute Alles abgethan, und wir gehören ganz Dir an." Er setzte sich mit diesen Worten zwanglos zu der Schwester nieder und nahm freundlich kosend ihre Hand. Sie betrachtete ihn mit einer gewissen liebenden Sorglichkeit, als wolle sie untersuchen, ob es auch noch der alte geliebte Bruder sei. „Ich weiß nicht," sprach sie nach einigen Augenblicken, „aber Du scheinst mir ein wenig verändert, Stephan; hier auf der Stirn nehme ich einen Zug wahr, der fast wie eine düstere Falte des Trübsinns aussieht. Wahrlich, Bruder, Deine Stirn ist nicht mehr der freie, heitere Himmel, dessen Anblick sonst so stärkend war."

„Das Alter, Johanna, übt seine Rechte an mir," erwiderte er lächelnd; doch ließ sich der tiefe Ernst seiner Züge durch eine so leichte Hülle der Heiterkeit nicht verschleiern.

„Es ist kein Zug des Alters, es ist einer der Sorge oder des Kummers. Theile der Schwester die Hälfte Deiner Bürde mit, sonst trägt sie die doppelte, ohne daß Du es zu hindern vermagst, denn Du weißt, jede Ungewißheit vergrößert Gefahren und Sorgen."

Das Gespräch wurde zwischen Beiden geführt, ohne daß die Gesellschaft darauf aufmerksam war; deshalb wiederholte die Gräfin ihre Bitte um Mittheilung dringender, da

der Bruder auf die erste nur durch ein ernstes Schweigen, wobei er sinnend vor sich hinblickte und langsam das Haupt schüttelte, geantwortet hatte.

„Das Vaterland," erwiderte er jetzt, „fordert außer der ganzen Kraft unsers Lebens auch manche andere Opfer desselben; wir bringen sie willig, allein verargen wird man es uns doch nicht, wenn wir nicht unempfindlich gegen den Schmerz sind, den uns der Verlust oder das Aufgeben solcher Güter verursacht, welche von den Meisten als die höchsten geschätzt werden, ja nicht selten für das Ziel des Daseins selber gelten."

Die Schwester sah ihn mitleidig an und reichte ihm die Hand; er drückte sie stumm und blickte ihr wohlwollend, dankbar in das treue Auge.

Die Aufmerksamkeit der Übrigen wurde jetzt durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen. Alisette trat ein. Gleich einer Frühlingsgöttin schwebte sie über die Schwelle des Gemaches, denn sie trug einen ganzen Busch junger Rosen in der Hand, deren sie eine vorgesteckt hatte. Freundlich grüßend streifte sie an den Männern vorüber und ging mit leichten Schritten auf die Gräfin zu, welche, ernst sinnend in Gedanken verloren, die Annäherung dieser lieblichen Flora nicht bemerkt hatte. Auch Rasinski erblickte sie erst, als sie schon dicht vor ihm stand, und sprang höflich und ein wenig betroffen auf, um sie als eine Fremde zu begrüßen.

„Da bin ich," sprach sie wohllautend und verneigte sich mit Grazie; „darf aber das Schweizermädchen auch in so vornehmem Kreise erscheinen?"

„Willkommen, willkommen," erwiderte die überraschte Frau des Hauses; „und welch eine Fülle der Gaben bringt meine holde Sirene mit!" rief sie, als sie den vollen Strauß

duftender Rosen erblickte; „mein ganzer Garten hat noch keine Knospe aufzuweisen, aber in Ihrer Hand blüht schon der ganze Rosenmonat!“

„Es ist eine Galanterie, welche ich, ich weiß nicht wem zu danken habe,“ entgegnete Alisette. „Ich befand mich noch in der Garderobe und war eben mit dem Umkleiden beschäftigt, als es anpochte. Constanze, meine Jungfer, öffnete die Thür zu einer kleinen Spalte und fragte, wer da sei. Statt der Antwort reichte eine unbekannte Hand mir diesen herrlichen Strauß hinein. Es ist eigentlich grausam, nicht wahr, so viele schöne Rosen einem so schnellen Tode zu weihen? Alle Blumenstöcke in Warschau muß der unbekannte, freigebige Freund geplündert haben, denn sie sind noch selten, und im Freien blüht gewiß noch keine einzige.“

„Glücklich diejenigen, welchen eine so holde Bestimmung ward,“ sprach Rasinski artig. Erst jetzt blickte Françoise ihn an und war überrascht, einen Fremden zu sehen. „Mein Bruder,“ stellte die Gräfin ihn vor und machte ihn mit ihr dadurch bekannt, daß sie gleich von dem unbeschreiblichen Genuß erzählte, welchen Alisettens Kunst diesen Abend Allen bereitet habe. Diese schien sehr glücklich zu sein, daß sie eine solche Anerkennung fand, wehrte aber mit bescheidenen Worten und Mienen alle Lobsprüche ab. Dann nahm sie muthwillig die Rosen und rief: „Ich muß dankbar sein für so viel Güte. So viele Huldigungen, so viel Rosen! Hier, hier.“ Und damit überreichte sie Jedem mit scherzender Freundlichkeit eine Rose; Regnard aber erhielt keine. „Sie haben mich nicht gelobt, Ihnen gebe ich auch keine Blume. Dafür sollen Sie zwei haben,“ wandte sie sich zu Jaromir und gab ihm die beiden schönsten des ganzen Straußes. Ohne seinen betroffenen Dank abzuwarten, kehrte sie mit leeren Händen zur Gräfin zurück, welche sie scherzhaft drohend mit

den Worten empfing: „Verſchwenderin! ſo gehen Sie mit den Gaben Ihres Verehrers um? Wenn er nun hier wäre?“ Dabei warf ſie einen Blick auf Regnard.

„Möchte er doch, ſo würde er ſehen, daß ſein Geſchenk mir die größte Freude gemacht hat. Tauſendmal mehr, als wenn ich es in einem Glaſe auf meiner Toilette traurig verwelken ſähe. Und um mir eine Freude zu machen, hat er es mir doch hoffentlich geſchenkt.“

Lodoiska war ſtill, gleich einer Erſcheinung in den Saal getreten und ſtand unvermuthet neben der Gräfin.

„Ach, da ſind Sie ja,“ rief Aliſette aus und näherte ſich ihr begrüßend; „wie, und Sie ſollten keine Roſe haben, und haben mich doch am allerſchönſten gelobt? Oder glauben Sie, ich hätte Ihre Thränen nicht geſehen? Wenn ich Sie anblickte, war es mir, als ſähe ich in einen Spiegel, deſſen reiner Kryſtall mir die unverhüllte Wahrheit zeigte. Wenn meine Töne Sie zu Thränen oder zum Lächeln bewegten, dann wußte ich, daß ſie wahrhaft zum Herzen drangen. Und Ihnen ſollte ich nicht einmal eine Roſe zum Dank geben können! Aber hier iſt ja noch eine,“ ſprach ſie freudig und blickte auf die herab, welche in dem Gürtel ihres Kleides, an ihrer Bruſt blühte. Sie nahm ſie und wollte ſie an Lodoiska's Buſen befeſtigen; doch dieſe widerſtrebte, freundlich aber dringend ablehnend.

Es war in der That ein anmuthiges Schauſpiel, dieſen kleinen Kampf der beiden ſchönen Mädchen zu ſehen. Aliſette, in ihrem weißen, ſchleierartigen Gewande ein Bild des Frühlings, der jugendlichen Hebe; Lodoiska, im dunklen ſeidenen Kleide ernſt und doch freundlich. Auf Aliſettens Wangen und Lippen das blühendſte Roth, in dem blauen Auge die Freude ſelbſt; flatterndes, leicht gelocktes braunes Haar. Jene der Lilie gleich, nur einen zarten, roſigen Hauch

auf der Wange, das Auge ernſt, ſanft, groß, die Marmorſtirn und der edle, blendendweiße Nacken von reicher Fülle des ſchwarzen Haares umſchattet; weiblich, edel in der Haltung; lieblich, ſchüchtern in den zurückweiſenden Bewegungen; Aliſette ſtets in reizender Beweglichkeit, ſie leicht umſchwebend, ſchmeichelnd, anſchmiegend, bittend.

Endlich gelang es ihr, die Roſe in dem goldnen Gürtelbande zu befeſtigen, welches das Kleid umſchloß, und die zarte Blüte ſchimmerte reizend auf dem dunkelgrauen Grunde des Gewandes.

„Nun bin ich zufrieden, nun bin ich glücklich,“ rief Françoiſe aus, als ſie geſiegt hatte. „Nun erſt ſcheint mir die Roſe ſchön; ich verdiene ſie gar nicht.“

Bei dieſen letzten Worten bemerkte Bernhard einen Anflug von Schwermuth in den heitern Zügen des Mädchens; es ſchien, als fühle ſie reuig, daß in ihren letzten Worten eine bittere Wahrheit für ſie enthalten ſei.

Sollte ſie wirklich eine ſchöne Magdalena ſein, für welche die Zeit der Buße noch nicht gekommen iſt? dachte er bei ſich und beſchloß ſeine prüfenden Beobachtungen fortzuſetzen. Als daher jetzt die Flügelthüren des Speiſeſaals geöffnet wurden, trat er zu ihr heran und bot ihr wie vor drei Tagen den Arm. Sie nahm ihn mit einem freundlichen Blick an und ſprach: „Sie haben nicht Wort gehalten, in vielen Dingen nicht. Sie wollten mir für jedes Lied eine Zeichnung ſchenken, mir Ihr Reiſezeichnenbuch ſehen laſſen, mich ſogar ſelbſt maley! Aber alles Das haben Sie vergeſſen, ja mich nicht einmal beſucht, da wir doch Nachbarn ſind. Nun, es iſt wenigſtens etwas, daß Sie doch jetzt an mich denken und bei Tiſche neben mir ſitzen wollen.“

Bernhard erwiderte dieſe ſcherzhaften Vorwürfe durch eine Erneuerung ſeiner Verſprechungen; man ging zu Tiſche

und er nahm mit Vergnügen an der Seite der liebenswürdigen Nachbarin Platz.

Boleslaw saß auf der einen Seite neben Lodoiska, Jaromir auf der andern. Theils aus wohlwollender Höflichkeit, aber auch weil die Gräfin ihr einen Wink gegeben, sich nicht zu verrathen und dem spähenden Auge Regnards oder der feinen Beobachtungsgabe Alisettens eine Blöße zu bieten, wandte sich Lodoiska viel zu Boleslaw, mit dem sie als ihrem Landsmanne und, wenngleich entfernten, Jugendbekannten, gleichfalls viele Berührungspunkte hatte.

Ludwig bemerkte, wie warm der ernste Jüngling wurde, welch ein mildes Feuer in seinem Auge glühte. Sollte ihm, dachte er, die schöne Nachbarin gefährlich werden? Er sah es mit Besorgniß, denn sein richtiges Urtheil sagte ihm, daß eine Flamme in Boleslaws Brust nicht flüchtig auflodern und erlöschen könne. Zündete der Funke, so brannte die Glut im tiefsten Innern und dauernd fort. Gern hätte er ihn gewarnt; allein es war nicht möglich, und er hatte überdies Jaromir sein Versprechen des Schweigens gegeben. Und würde es gefruchtet haben? Wenn Boleslaw in diesem schönen Wesen Das fand, was seine ernste Seele ganz erfüllen konnte, wenn die Macht der Liebe sich schnell und göttlich in ihm entzünden sollte, hätte es das Wissen von den sanften Fesseln, die schon den Freund umfangen hielten, geändert? Nein, nur mit tiefern Schmerzen wäre der glühende Pfeil in die Seele des Unglücklichen gedrungen. So blieb ihm mindestens die flüchtig verrauschende Minute eines schönen Traums, das Glück einer süßen Ahnung. Was hier nach ewigen, geheimen Gesetzen erfolgt, hindert Niemand; drum bleibe es dem Allmächtigen und Allgütigen anheimgestellt.

dem er dieſe Worte ſprach. Die Schweſter ſtand mit traurigen Blicken vor ihm, ſtrich ihm ſanft das Haar aus der Stirn und ſprach, indem ſie die Hand auf ſeinen Arm legte: „Du hatteſt ſonſt ein freudigeres Vertrauen, als weniger Sterne der Hoffnung am Horizont glänzten. Faſſe Muth, Stephan! Wenn wir uns nicht an Deiner freudigen Kraft aufrichten können, was ſoll uns halten und ſtützen?“

Raſinski lächelte. „Ich habe jetzt bisweilen Stunden, wo ich Alles trüb ſehe, Schweſter; es hält aber nicht lange an, und wo ich der Kraft, der Friſche zum Handeln bedarf, fehlt ſie mir nicht. Doch laß das jetzt; heut und morgen gehöre ich Dir, gehöre ich der lieben Beſchränkung des häuslichen Kreiſes an und will mich wohl darin fühlen. Selbſt meine Blicke ſollen über die heilige Grenze nicht hinausſchweifen, welche die finſtern Geiſter des Lebens wie eine geweihte Zauberlinie von uns zurückſcheucht. Denn trete ich heraus aus dem Zauberkreiſe, ſo empfängt mich das offene Meer, und die losgelaſſenen Stürme mögen mit meinem Nachen nach Willkür ſpielen. Und wir haben auch noch häusliche Geſchäfte abzuthun,“ fuhr er fort und warf einen Blick auf Lodoiska; „wir wollen Deinen holden Pflegling nicht verſäumen.“ Lodoiska ſenkte das ſchöne Auge zur Erde nieder und ein leiſes Roth hauchte die zarten Wangen an. „Ja, meine Kinder,“ fuhr Raſinski fort, indem er zwiſchen Jaromir und Lodoiska trat, „habt Ihr auch bedacht, was Ihr thun wollt? Wer möchte Eure Liebe nicht gern ſehen? Ihr ſeid einander werth; Jaromir iſt wacker, er wird ein Herz wie Deines, Lodoiska, als das köſtlichſte Kleinod zu ſchätzen und zu ſchirmen wiſſen. Aber ſind das die Zeiten, um den Bund der Liebe zu knüpfen? Darf man auf eine Saat hoffen, die man im Sturmwind ſtreut? Wer ſchifft

ſich ein, wenn die See tobt und brandet; wer mag ein Freudenfeſt begehen in einem Hauſe, das auf ſchwankem Boden über dem Abgrunde hängt? Habt Ihr ein Maß, die Erfüllung Eurer Hoffnung zu meſſen? Ihr werft Euch in den reißenden Strom, ohne zu wiſſen, ob die nächſte Welle Euch trennen, oder an ein glücklicheres Ufer werfen wird."

Lodoiska blickte ſanft zu Raſinski hinauf und ſprach: „Sind es denn nicht eben die Zeiten der Gefahr und der Sorge, die man gemeinſam leichter trägt? Das Glück, den Sonnenſchein des Lebens genießt auch der Einzelne für ſich."

„Aber der Mann ſoll kein Weſen an ſein Geſchick knüpfen, wenn dieſes ſelbſt unſicherer iſt als die ſchwankende Welle."

„Wahrlich!" rief Jaromir lebhaft, „ich darf jetzt nicht um Dich werben, denn Alles ſteht auf zu unſicherm Wurf! Und doch ein Band der Hoffnung möchte ich knüpfen!"

Er ſprach dieſe letzten Worte mit ſo unſchuldig bittendem Ausdruck des Geſichts, daß Raſinski ſich eines gerührten Lächelns nicht erwehren konnte. Er erwiderte, indem er Beide an der Hand faßte: „Wenn Ihr ernſt bedacht und erwogen habt, was Ihr thun wollt; wenn es nicht blos der Rauſch eines flüchtigen Augenblicks iſt; wenn Du, Jaromir, Deinen leichten jugendlichen Sinn ſo weit beherrſchen kannſt, um die Prüfung langer ernſter Jahre zu beſtehen, dann mögt Ihr Recht haben, den Bund der Treue zu ſchließen, und nicht die Gefahr, welche ihm von außen her droht, darf Euch zurückſchrecken. Denn auch ich weiß die würdige Geſinnung im Menſchen zu ſchätzen, welche in ernſter Stunde des Lebens, mehr für die Mühen als für die Freuden deſſelben, liebende Herzen verbindet. Dein Oheim, Lodoiska, hat mir väterliche Vollmacht geſandt, Dich Jaromir zu verloben. Wenn Du nicht ſelbſt zagſt, den Schritt in das ernſte Reich

der Pflichten zu wagen, so darf ich Eure Hände ineinander legen und die Ringe Eures Gelübdes wechseln.“

Die schöne Gestalt stand süß bebend und mit dunkler Rosenglut auf den Wangen vor dem ernsten, väterlichen Freunde. Dieser hob ihr das schamhaft gesenkte Antlitz sanft empor und fragte: „Du willst?“ Sie sank statt der Antwort stumm an die Brust der Gräfin, welche neben sie getreten war, doch ließ sie die Rechte in Rasinski's Hand, der sie in die dargebotene des von Entzücken trunkenen Jaromir legte.

„O wie unaussprechlich glücklich bin ich!“ rief er aus, indem er die Hand des bebenden Mädchens an seine Lippen preßte.

„Sie ist nun Deine Braut,“ sprach Rasinski, „und jede heiligste Pflicht bindet Dich an sie. Wirst Du den Muth haben, sie zu erfüllen?“

„Bis an meinen Tod!“ rief Jaromir heftig und zog das reizende Wesen, welches sich ihm mit der ganzen Hingebung des weiblichen Herzens weihte, an seine Brust.

In diesem Augenblick trat Boleslaw ein, der bleich wie der Tod wurde, als er die Umarmung der Glücklichen sah; denn sein Herz hatte eine tiefe, ernste Liebe zu der schönen Lodoiska gefaßt, und er ahnete nicht, daß sie die Braut des Freundes sei. Doch mit einer Fassung, die seinem strengen, zwar leidenschaftlichen, aber doch festen Charakter allein möglich war, bezwang er Schreck und Schmerz zugleich und zeigte ein ruhiges Antlitz, während der Todesstoß ihm die Brust zerriß. Festen Schrittes ging er auf die Anwesenden, deren Keiner ihn beim Eintreten bemerkt hatte, zu. „Ich darf Dir Glück wünschen?“ fragte er und trat zu Jaromir.

„Nein,“ rief dieser lebhaft, „denn ich bin im Besitz des seligsten Glücks, welches diese Erde uns bietet!“

Die Freunde umarmten einander herzlich, gegen Lodoiska verbeugte sich Boleslaw ernst, ergriff ihre Hand und sprach: „Sein Sie glücklich, ganz glücklich.“ Da zitterte und erblaßte er doch; es wurde selbst seiner jugendlichen Heldenkraft zu viel. „Weißt Du schon, Rasinski, daß wir übermorgen ausrücken?“ wandte er sich zu diesem, um dem Gespräche schnell eine andere Wendung zu geben.

„Allerdings,“ erwiderte dieser.

„Auch daß Obrist Regnard mit seinem Regiment marschirt, und die Dragoner, und die drei Compagnien reitender Artillerie gleichfalls?“

„Mir war nur,“ erwiderte Rasinski, „der Befehl bekannt, so weit er mich selbst betrifft. Übrigens muß ich sagen, daß mich diese Begleitung nicht sonderlich erfreut, denn wir werden, je mehr wir sind, nur um so schlechtere Nachtquartiere haben. Ich liebe unser Vaterland, allein was seine gastlichen Städte und Dörfer anlangt, so taugen sie besser, ein feindliches Heer verhungern zu lassen, als ein befreundetes zu ernähren.“

Bernhard und Ludwig, welche mit Boleslaw zugleich nach Hause gekommen, aber erst auf ihr Zimmer gegangen waren, traten jetzo ein und vervollständigten den häuslichen Kreis. Auch ihnen wurde das Brautpaar vorgestellt, auch sie widmeten ihm die aufrichtigsten Segenswünsche.

Rasinski zeigte im Laufe des Abends eine sanfte Heiterkeit, die ihn ungemein liebenswerth machte. „Wie Schade,“ rief er im Verfolg des Gespräches aus, „daß unser Freund Bernhard den Säbel und die Lanze so viel zu führen hat! Es ist ihm wahrlich keine Zeit geblieben, Pinsel und Griffel zu handhaben. Sonst hätte er mir ein Bildniß unserer lieben Braut zeichnen müssen.“

Jaromir rief aus: „Und er hatte es mir sogar versprochen! Ihr ganzes Bild wollte er malen.“

„Wenn ich auch nicht die Zeit zu einem Gemälde behalten habe, warum sollte ich nicht wenigstens noch eine Zeichnung versuchen?“ fiel Bernhard ein. „Der Abend ist unser; eine, wenn gleich flüchtige Skizze, ist doch mehr als nichts, und einige Stunden reichen noch vollkommen dazu aus. Es ist eine angenehme Eigenschaft unserer Thätigkeit, daß sie in solchen Fällen nur einen Theil unserer Kräfte in Anspruch nimmt und so wenig uns als Andere in der geselligen Unterhaltung stört; wenigstens verlangen wir nur sehr geringe Opfer. Hand und Auge arbeiten, aber das Ohr behält Muße, dem Gange der Unterhaltung zu folgen, und die Seele theilt sich mit Leichtigkeit in beide Beschäftigungen. Erlauben Sie mir daher, hier mein kleines flüchtiges Atelier aufzuschlagen, die Lichter nach meinem Bedürfniß zu stellen, gönnen Sie meinen Augen die sonst nicht ganz artige Freiheit, sich scharf auf den Gegenstand meiner Thätigkeit zu richten, und ich hoffe, noch etwas zu Stande zu bringen, das wenigstens einen kleinen Ersatz für die größere Ausführung, zu der uns keine Zeit bleibt, gewähren mag. Überlassen Sie sich Alle frei dem geselligen Verkehr; oft hat ein Bildniß viel mehr Wahrheit und Lebendigkeit, wenn wir es einem unbefangenen Augenblicke ablauschen, als wenn der Gegenstand sich gewissermaßen feierlich dazu anschickt, auf die Leinwand übertragen zu werden. Und am unglücklichsten pflegt es herauszukommen, wenn gar Jemand mit der ängstlichen Mühe versucht, alle Falten und Fältchen seines Gesichts mühseligst zurecht zu legen, um den Ausdruck der Unbefangenheit recht methodisch hineinzuarbeiten, und zur Zugabe noch gar ein unbewußtes Lächeln um die Lippen

herum zu meißeln, etwa wie man ein Kleid mit Blonden garnirt."

Freudig ſtimmten die Anweſenden in Bernhards Vorſchlag ein, und es wurde ihm völlig freie Hand gelaſſen, alle Anordnungen nach ſeinem Wunſche zu treffen. Er machte nur noch die Bedingung, daß ihm Niemand vorzeitig ins Blatt ſehen dürfe, weil kein Künſtler ſich gern bei der Operation des Schaffens belauſchen laſſe, indem dabei ſeine Irrthümer und Fehler am deutlichſten ans Licht träten.

Hierauf holte er ſein Zeichnengeräth, ſetzte ſich die Lichter in Ordnung, änderte noch Einiges in der Art und Weiſe, wie er zu den Übrigen ſaß und ging ſodann friſch ans Werk.

Die Unterhaltung der Übrigen ging ungeſtört fort; Bernhard nahm ſogar den ungezwungenſten Antheil daran, wiewol er im Ganzen mehr hörte und nur einzelne Worte dazwiſchenwarf, um dieſer oder jener Anſicht beizupflichten, ſie durch eine Bemerkung zu unterſtützen, oder einen ſcharfen Pfeil des Widerſpruchs darauf abzuſchnellen.

Indeſſen drehte ſich das Geſpräch nur um allgemeinere Gegenſtände, welche zwar eine gewiſſe Lebhaftigkeit der Theilnahme erweckten, aber doch keine leidenſchaftliche Aufregung der Seele verurſachten. Darum hatte Bernhard gleich anfangs gebeten, weil er bei eintretenden heftigen Bewegungen des Gemüths unmöglich in der ruhig begonnenen Weiſe hätte fortzeichnen können; mit großer Geſchicklichkeit wußte er dieſen Zuſtand zu erhalten und immer zur rechten Zeit dem Geſpräch Zügel anzulegen, oder den Sporn zu geben, je nachdem es zu ſtocken, oder in zu lebhaften Fluß zu kommen drohte.

„Ich bin fertig," rief er, nachdem etwa zwei Stunden vergangen waren, und ſprang mit dem Blatt in der Hand auf. Neugierig drängten ſich Alle hinzu, um ſeine

Arbeit zu betrachten. Er trat einige Schritte zurück, und hielt das Blatt, neckend, mit der Rückseite der Gesellschaft entgegen.

„Nur keine Spannung, nur keine Erwartung," rief er; „es ist ein halb mißlungener Scherz, nichts weiter. Hätte ich Zeit, ihn morgen zu wiederholen, so würde ich das Blatt verbrennen, bevor irgend Jemand es gesehen hätte; das betheuere ich hier bei meiner Künstlerehre, die ich soeben ein wenig an den Pranger zu stellen im Begriff bin."

Jetzt drehte er das Blatt um; man sah zwei Zeichnungen darauf. Die erste stellte Lodoiska dar, die zweite Jaromir, Beide im Brustbilde, nur leicht, aber geistvoll ausgeführt und sprechend ähnlich. Alles erfreute sich des gelungenen Werks und bewunderte die geniale Ausführung. Insbesondere war Jaromir vor Freude außer sich und rief beglückt aus: „Welch ein herrliches Geschenk, welche doppelte Überraschung! Wie soll ich Dir diese Freude jemals danken! Nun kann ich das Bildniß der Geliebten mit mir nehmen und ihr das meinige lassen."

Ludwig war der Einzige, der die Zeichnungen mit sorgfältigerer Aufmerksamkeit betrachtete; nach einigen Augenblicken sprach er lächelnd: „Ich wußte in der That anfangs nicht, weshalb Du die gothischen Rahmen um die Köpfe gezogen hattest; da ich Dich aber kenne, so vermuthete ich gleich eine Ursache und glaube, nunmehr sie gefunden zu haben. Der Einfall ist sehr gut, und ich glaube noch besser ausgeführt."

„Ja, ja, Du kennst meine Schliche," entgegnete Bernhard, „und weißt, daß ich selten hundert Schritte geradeaus gehe. Irgend ein Quer- oder Bocksprung aus dem geraden Wege ist mir einmal zum Bedürfniß geworden, denn der

Eulenspiegel sitzt mir unabänderlich, seit meiner Geburt, im Nacken."

Nach diesem Gespräch wurden die Übrigen ungemein begierig, das Geheimniß zu entdecken. Sobald man einmal darauf aufmerksam wurde, war es sehr leicht. Bernhard hatte nämlich um jeden Kopf einen viereckigen, scheinbar altmodisch-geschnörkelten Rahmen gezeichnet; jede Ecke desselben zeigt ein Gesicht, und zwar die äußerst wohlgetroffenen Bildnisse der Anwesenden. An den beiden oberen Seiten waren Rasinski und seine Schwester, unten Ludwig und Boleslaw abgebildet. Überdies hatte er jedem Rahmen einen Knopf gegeben, in welchen sein eignes Gesicht mit satyrischem Ausdruck hineingezeichnet war, als ob es spöttisch auf sein Werk drunten herabsähe.

Diese scherzhafte, aber doch sehr angenehme Zugabe zu dem Geschenk wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Bernhard erhielt Lobsprüche von allen Seiten, und namentlich Jaromir äußerte seine Freude mit liebender Zuthätigkeit. „Ein solches Bild," rief er aus, „macht mich wahrhaft glücklich, ja es macht mir jetzt mehr Freude, als ob ich das schönste Gemälde von meiner Lodoiska besäße. Denn dieses kann ich ja immer bei mir tragen und mich an seinem Anblick erquicken. So treu ihr liebes Bild mich überall begleiten wird, es ist doch etwas Anderes, wenn man es so wirklich mit den Augen sehen kann."

„Ebenso gewiß," erwiderte Bernhard, „als es noch etwas Anderes und tausendmal Schöneres ist, wenn man die Geliebte selbst vor sich sieht. Nicht wahr?"

Lodoiska senkte das schöne Auge ein wenig, da Bernhard sie bei diesen Worten anblickte; doch sie erhob es alsbald wieder und sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck

der Liebe zu Jaromir hinauf, als wolle sie damit Bernhards Worte bestätigen.

So viel Grund jeder Einzelne in der Gesellschaft zur ernsten Stimmung hatte, so war doch durch dieses kleine Ereigniß ein so angenehmes, heiteres Licht in die dunklere Färbung der Gemüther gefallen, daß man, wenn nicht fröhlich, doch sehr traulich und sanftheiter gestimmt war.

So bewährte die Kunst also auch hier ihren schönen Beruf, in den rauhen Ernst des Lebens vermittelnd einzuschreiten und seine dunklen, mühsamen Pfade zu erhellen und zu ebnen. O nicht genug können wir es der Milde des Schöpfers danken, daß er eine schöne Gestalt aus seinem Himmel herabsendete, deren Beruf es ist, die scharfen Umrisse der Wirklichkeit durch eine sanfte Farbengebung zu verschmelzen und über den tobend herabstürzenden Gießbach der Leidenschaften den schimmernden Staubregenbogen zu breiten, der uns beweiset, daß die Strahlen der göttlichen Sonne rein bis in die tiefste, schauerlichste Kluft der Erde hinabdringen.

Zehntes Capitel.

Schon mit dem frühesten Morgen dröhnte das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten durch die Straßen Warschau's und rief die Truppen zum Abmarsch zusammen. Mit banger Seele vernahm es Lodoiska, welche den Geliebten ihrer Seele jetzt tausend drohenden Gefahren entgegensenden sollte.

Nicht in so ängstlicher Besorgniß, sondern die Brust mit vaterländischen Hoffnungen erfüllt, sah die Gräfin das

Ereigniß an; ſie fühlte zu ſehr als Polin, um nicht mit einer Einmiſchung freudigen Stolzes jedes kriegeriſche Bild, deren die bewegten Tage dieſer Zeit ſo viele aufſtellten, zu betrachten. Auch ihren Bruder, der ihr das Liebſte auf der Erde, ja der ihr Alles war, da ſie ſonſt ganz allein ſtand, ſah ſie mit Hochgefühl an der Spitze ſeiner Schar ausrücken.

Ein Klirren von Säbeln auf dem Corridor kündigte das Herannahen Raſinski's und ſeiner Kameraden an, welche in das Gemach der Frauen traten, um Abſchied zu nehmen. Sie waren in voller Uniform; die Schärpe, der Säbel ſchmückte ſie, und von der Czapka wehten leuchtende Federbuſche. Der kriegeriſche Anzug verleiht kriegeriſche Haltung des Körpers und der Seele. Es iſt, als ob der Beruf des Standes mit den äußerlichen Zeichen deſſelben beſtimmter zum Bewußtſein käme. Daher waren die Männer weniger bewegt in der Minute des wirklichen Abſchiedes, als ihre frühere weiche Stimmung vermuthen laſſen durfte. Raſinski drückte die Schweſter mit brüderlicher Wärme an die Bruſt und ſprach männlichfeſt: „Wir ziehen aus zu einem freudigen Beruf; kein Schmerz komme in unſere Seele. Nur heilige Begeiſterung für das Vaterland durchglühe ſie mit mächtigen Flammen. Wir werden unſere entweihten Altäre reinigen, den vertriebenen vaterländiſchen Göttern einen neuen Herd gründen, an unſern alten Grenzen das Wappen der Jagellonen wieder aufpflanzen, ihr heiliges Banner wieder leuchten laſſen zum Ruhme unſers Volkes! Lebe wohl, Schweſter, nicht mich, nicht uns, nur unſre Waffen begleite Dein Segen, nur für den Sieg ſende Dein Gebet zu dem Allmächtigen! Ob wir fallen, ob wir wiederkehren, das iſt eins; wenn nur Polens weißer Aar' ſich mit ſtolzen Schwingen aus der Donnerwolke

als er sich halb zurückwandte und zur Gräfin hinaufblickte, die arglos, mit einem wohlwollenden Lächeln herabgrüßte; denn sie hatte sich gefaßt und den weiblichen Schmerz besiegt.

Jetzt erscholl der laute Ruf der Krieger, welche ihren Führer begrüßten; der Klang der Feldmusik ertönte, die Banner wehten in den Morgenlüften, die Waffen glänzten im Sonnenstrahl, Rosse stampften und schnaubten, Federbüsche wogten, immer bewegter wurde das bunte Getümmel. Die Erhebung, welche die Brust der Gräfin beim Anblick dieser muthigen Scharen durchdrang, gab ihr die Überzeugung, daß auch Lodoiskas Schmerz dadurch besänftigt und sie zu einer edlern Kraft begeistert werden müsse. Sie ging daher zu der kraftlos Hingesunkenen und forderte sie liebreich auf, mit ihr auf den Balkon hinauszutreten und den Abmarsch der Krieger zu sehen. „Ermuthige Dich, gewinne Fassung," sprach sie sanft, aber eindringend; „jedes strenge Wollen und Müssen wird dem Schmerz, unter dem wir zu erliegen drohen, eine aufrechthaltende Stütze. Es wird Dich trösten und stärkend erfreuen, den Geliebten als Mann und Held zu sehen, wie er, von kriegerischem Glanze umgeben, muthig auszieht, um für das Vaterland zu fechten. Aus der Achtung wächst unsere Liebe und mit ihr die Kraft, zu tragen und zu dulden. Komm, richte Dich auf, zeige dem scheidenden Freunde eine ermuthigte Seele; er geht ernsten Prüfungen und Gefahren entgegen, die er leichter überwinden wird, wenn ihn das Bild einer starken, gläubig hoffenden Geliebten begleitet, als wenn er sie, in Gram und Hoffnungslosigkeit erliegend, einsam zurückgeblieben weiß."

Lodoiska fühlte sich durch diesen sanften, festen Zuspruch wunderbar gestärkt; ihr liebendes Herz empfand es sogleich als eine Pflicht, dem Freunde die Stunde des Abschieds zu

erleichtern. Sie raffte daher ihre Kraft entſchloſſen zuſammen und folgte der Gräfin, die ſie in den anſtoßenden Saal und auf den Balkon hinausführte.

Schon der Anblick der bewegten, leuchtenden Maſſe der Krieger erfriſchte die tief verwundete Bruſt; denn an der Kraft entzündet ſich die Kraft. Eben fingen die Glocken der Kathedrale an, die Frühmeſſe einzuläuten, ſodaß ſich dieſer ernſte feierliche Klang in das brauſende Kriegsgetöſe miſchte. Der Himmel wölbte ſich lichtblau; die Vögel zwitſcherten munter im flüſternden Laub, der ſchönſte, ſonnenhellſte Morgen wehte die Bruſt mit erquickenden Lüften an. Es ſchien, als ob die Gnade Gottes ſich recht lebendig vergegenwärtigen und durch tauſend Zeichen den Menſchen verkündigen wolle: Ich bin Euch ewig nahe mit meiner unerſchöpflichen Güte und Milde. Welche Schmerzen und Schrecken das Thun Eures Wahnes Euch auch auf Erden bereite, ich bin immer gegenwärtig, um mit verſöhnender Hand die Wunden zu heilen, die Ihr ſelbſt Euch in Eurer Verblendung ſchlagt.

Raſinski erblickte die Frauen auf dem Balkon; er grüßte freundlich nickend hinauf. Sein Antlitz zeigte eine edle Begeiſterung, alle Spuren des Schmerzes waren verſchwunden, denn mit männlicher Selbſtbeherrſchung gebot dieſer feſte Geiſt ſeinen tiefſten Gefühlen und fand ſtets die Kraft zur freudigen Pflichterfüllung in ſeiner Bruſt. Mit freier Stirn wollte er vor ſeinen Kriegern erſcheinen, damit des Führers heitere Zuverſicht auch in ihnen Muth und Vertrauen erwecken möge; er wollte es, wollte es feſt, und deshalb war es ihm möglich. Das Erſcheinen der Frauen ſtörte ihn daher nicht im Mindeſten in ſeinen kriegeriſchen Anordnungen; ohne einen Blick von ſeinen Leuten zu verwenden, ohne die mindeſte Kleinigkeit außer Acht zu laſſen, wußte er doch der Schweſter wiederholt bemerkbar zu machen, daß ihre Anweſenheit

und ihre ermuthigte Theilnahme ihn erfreue. Anders war es mit Jaromir; dieser ließ sich durch den Anblick der Geliebten zerstreuen und gab darüber seinen Kameraden einen Anlaß zum muthwilligen Spott und Lachen, denn indem er die Augen nach dem Balkon richtete, ritt er unachtsam mitten in seine eigenen Leute hinein und brachte diese und die Pferde völlig in Verwirrung. Boleslaw dagegen raffte sich mit Gewalt zusammen und heftete die gespannteste Aufmerksamkeit auf seinen Dienst. Mit scharfem Auge musterte er Leute, Pferde, Zäumung, Gepäck; nur einmal warf er, gleichsam wie zu einem flüchtigen, verstohlenen Raub, einen Blick nach den weiblichen Gestalten droben hinauf.

Das Regiment stand jetzt dem Palaste gegenüber in dem ansehnlich breiten Raume der Straße in Front aufmarschirt. Alle Fenster der gegenüberstehenden Häuser waren mit Zuschauern und Zuschauerinnen erfüllt. Manche Thräne glänzte in schönem Auge, oder barg sich hinter dem Schleier, der nach alter Sitte die polnischen Mädchen beim öffentlichen Erscheinen von den verheiratheten Frauen unterscheidet.

„Richtet Euch!“ erscholl Rasinski's Commandowort, und wie ein Pfeil sprengte er auf den rechten Flügel hinab, um mit seinem Falkenblick die Linie einzurichten. Jetzt herrschte die lautlose Stille des Dienstes; jedes Auge war auf den Führer gespannt, jedes Ohr lauschte auf seine Worte. „Gewehr auf!“ Die Säbel blinkten. „Erster Zug, grad' aus! In Zügen rechts schwenkt! Marsch!“ Die Front brach sich; der fröhliche Kriegsmarsch der Trompeten erschallte, Rasinski sprengte an die Spitze des Regiments und führte dasselbe im feierlichen Zuge unter den Fenstern des Palastes vorüber. Als er an den Balkon kam, salutirte er auf militairische Weise und grüßte zugleich mit leuchtenden Augen hinauf. Die Gräfin schwang zur Erwiderung ein weißes

seidenes Tuch, das sie leicht um den Hals geknüpft hatte. Nach der schönen, alt-polnischen Sitte, welche den Frauen gestattete, ausziehenden Kriegern öffentlich ein Andenken von ihrer Hand mitzugeben und so durch den zarten aber mächtigen Anhauch aus weiblicher Brust den Muth höher zu entflammen; nach dieser Sitte, der in ältern Zeiten die Fürstinnen besonders huldigten, ließ sie das Tuch hinabflattern. Rasinski fing es mit der Säbelspitze auf und schlang es um den Arm. Ein lauter, jubelnder Beifallsruf der ganzen Schar ertönte bei diesem Anblick. Sogleich flatterten aus allen Fenstern Tücher, Bänder, Schleier herab. Nicht die Schwester schenkte dem Bruder, nicht die Braut dem Verlobten, nicht die Gattin dem Gatten ein Angedenken; nein, die Polin gab es dem Polen. Mit den Lanzen, mit den Säbeln fingen es die Krieger auf. Eine schöne Frau, mit reichem, dunklem Lockenhaar, die dem Palaste gegenüber an einem Fenster stand, zerriß ihren Schleier und ließ beide Hälften herniederwehen. Zufällig waren es gerade Ludwig und Bernhard, die sie mit den Lanzenspitzen auffingen. Der feurige Bernhard warf flammende, begeisterte Blicke und in übermüthiger Keckheit sogar einen Kuß hinauf; die Schöne lächelte holdselig. Ludwig grüßte in ernsterer Bewegung; er dachte an eine andere Gestalt, die für ihn in dem weiten öden Reiche alles Verlorenen schwebte. Doch trafen auch ihn die Strahlen der freundlichen Blicke mit sanfter Wärme. Bernhard rief französisch hinauf: „Ich bin kein Pole, aber ich fechte freudig für Polen.“ Sein Lohn war eine Rose, welche die Schöne von einem neben ihr im Fenster stehenden Stocke brach und hinabwarf. Er ergriff sie im Fallen mit Gewandtheit, steckte sie an die Brust, grüßte dankend noch einmal zu der Geberin hinauf und sprengte dann wieder in die Reihen.

Lodoiska war unschlüssig, was sie thun sollte. Den Schleier mochte sie nicht hinabwerfen, weil er ihre tiefe Trauer vor den Augen der Welt verhüllte. Doch löste sie rasch eine Busenschleife und ließ sie zu Jaromir niederflattern. Allein der neidische Wind entführte sie, und Boleslaw war der Glückliche, in dessen Hand sie gerieth. Er drückte sie gegen die Lippen und warf einen flammenden Blick zu Lodoiska hinauf. Jaromir bemerkte es und faßte den Verdacht, das Band sei nicht ihm zugedacht gewesen, obgleich Lodoiska eben ein zweites herabflattern ließ, das sich, von gütigen Lüften getragen, von selbst auf Jaromirs Schulter senkte. Rasch auflodernd in Zorn wie in Liebe, hatte er so schnell vergeben wie gezürnt, nahm das Band, blickte mit liebendem Auge zu der Theuren hinauf und befestigte es dann, stolz auf diese Zierde, an der Brust.

Der Zug wandte sich in die schmalere Straße hinein, wo Alisette wohnte. Sie stand am Fenster und sah die Reiter vorüberziehen. Alle Offiziere, die sie kannte, grüßte sie; sie selbst wurde aber, als die liebreizende Sängerin, fast von Allen gekannt und begrüßt. Mit französischer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit winkte sie bald heiter, bald wehmüthig lächelnd und blickend, den Einzelnen ihren Abschiedsgruß zu, und wo ihr Jemand nahe unter das nicht hohe Fenster vorbeiritt, rief sie ihm auch ein süß lautendes Lebewohl zu. Besonders erhielt Bernhard einen ungemein freundlichen Gruß dieser Art, den er eben so erwiderte, wiewol nicht ohne ein leises Gefühl der Wehmuth, daß er von diesem reizenden, verführerischen Wesen jetzt vielleicht für immer scheiden mußte. Sein alter Argwohn gegen sie wäre jetzt fast geschwunden, wenn er nicht, indem er noch einmal nach ihr hinübersah, bemerkt hätte, wie sich der Ausdruck ihrer Züge veränderte, als Jaromir, der um einen Zug hinter Bernhard ritt, sich

dem Fenster näherte. Sie zog einen Strauß von Rosen und Vergißmeinnicht, den sie bisher verborgen gehalten hatte, hervor, warf ihn dem jugendlichschönen Reiter zu und sagte ihm mit Worten und Blicken das bewegteste Lebewohl. Jaromir, dem halb Beschämung, halb Freude die Wangen röthete, hielt an, sprach einige Augenblicke mit dem reizenden Mädchen und dankte ihr mit fast zärtlichen Worten.

Hm, dachte Bernhard und schüttelte das Haupt, zumal da er bemerkte, daß Lodoiska, um den Truppen noch weiter nachblicken zu können, in ein Fenster des Saales im Palast getreten war und den Vorfall mit ansah, ohne daß Jaromir sie bemerkte. Bald danach suchte er einen Augenblick zu erhaschen, wo er, da das Gedränge in den schmalen Gassen, in welchen man sich eben befand, die Ordnung des Zuges gestört hatte, an Jaromir heranritt und ihm halb scherzhaft drohend sagte: „Treuloser! Was hast Du begangen? Also jener schönen verführerischen Phryne hast Du den letzten Abschiedsgruß gesandt? Sie ist die Letzte, an die Du bisher zurückdenkst!"

„Nein, wahrlich nicht," rief Jaromir; „nach wie vor gehört mein Herz nur Lodoiska allein. Doch Alisette war immer so freundlich zu mir!"

„Fast zu freundlich! Nimm Dich in Acht!" entgegnete Bernhard.

Jaromir lächelte: „Es hat keine Gefahr! Doch reite jetzt zu Deinem Zuge, denn wir kommen gleich an die Brücke von Praga, über die wir mit Ordnung defiliren müssen."

Der Zug stockte jetzt, weil an den zusammenstoßenden Straßen mehre Truppenabtheilungen aufeinandertrafen. Auch Obrist Regnard war an der Spitze seines ausmarschirenden Regiments zu sehen. Die Marschordnung wurde indeß rasch bestimmt, Rasinski mit seiner leichten Cavalerie rückte voran,

eine Abtheilung Dragoner folgte ihm, dann schloß Regnard sich mit der Infanterie an, und zuletzt rückte die Artillerie nach.

Es war ein großartiger Anblick, als der Zug jetzt die Brücke bedeckte und der prächtige Strom der Weichsel die glänzenden Gestalten spiegelnd zurückwarf, die sich in wechselnden Bildern über ihm dahinbewegten. Beide Ufer kränzten sich mit zahllosem Volk; weithin erschallte das stürmische Jubeln und Jauchzen; die wehenden Tücher leuchteten im Sonnenstrahl; das Klirren der Waffen, der Hufschlag der Rosse, das tobende Rasseln der Kanonen vollendeten das kriegerisch glänzende Bild. In der großartigen Bedeutung dieser Massen wuchs auch der Einzelne stolzer, kühner empor; selbst den Schmerz, der ihm hier nur allein gehörte, versenkte er in die brausende Welle, die das Ganze hob und trug, und, nur von muthigem Kampfgefühl beseelt, schlug die Männerbrust freudig der Zukunft entgegen.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Auf den Gütern des Grafen Dolgorow, welche unweit Smolensk am Dniepr lagen, war Alles in der größten Bewegung. Zwei Nachrichten, welche die Bewohner des Schlosses sowie der zur Herrschaft gehörenden Dörfer vor einigen Stunden erhalten hatten, brachten eine allgemeine, obwol sehr entgegengesetzte Aufregung hervor. Die eine war erfreulich, denn ein vorausgesandter Jäger meldete die Ankunft des Grafen aus Petersburg. Er hatte sich nebst seiner Familie über zwei Jahre im Auslande aufgehalten; während dessen hatten seine Leibeigenen die zwar strenge, aber, nach den Begriffen dieser Leute, gerechte Verwaltung oft vermißt. Eine allgemeine Freude herrschte daher über seine nahe Rückkehr. Indessen sie wurde sehr gestört durch eine andere Nachricht, welche der Gutsverwalter, der zum Markte in Smolensk gewesen war, von dort mitgebracht hatte. Der Feind, hieß es, war wirklich in das Reich eingefallen, der Krieg hatte begonnen, und schon zogen sich die russischen Heere vor der unwiderstehlichen Siegesgewalt des französischen Kaisers auf allen Punkten zurück. Wie gewöhnlich waren die Gerüchte weit übertrieben worden. Man wollte schon wissen, daß der Fürst Bagration völlig aufs Haupt geschlagen sei;

ſtraße herankommen ſahen. Mit lautem Jubel eilten ſie den Hügel hinab, um die Ankommenden zu begrüßen. Es war in der That der Graf Dolgorow mit ſeiner Gattin und ſeiner Tochter Feodorowna; die beiden Frauen ſaßen im erſten Wagen; im zweiten befand ſich der Graf und neben ihm ein Fremder von kriegeriſchem Anſehen; im dritten einige Diener. Als die Ankommenden der verſammelten Landleute anſichtig wurden, ließ der Graf die Wagen halten und ſtieg aus. Mit Demuth, die Hände über die Bruſt gekreuzt, grüßten die Vaſallen ihren Gebieter und bemühten ſich, den Saum ſeines Kleides zu küſſen. Die Weiber drängten ſich mit gleicher Demuth und Unterwürfigkeit um die Gräfin her. Feodorowna, eine hohe Geſtalt, war die Einzige, welche dieſe knechtiſchen Ehrfurchtsbezeigungen nicht duldete, ſondern den Frauen und Mädchen, die ſich ihr näherten, freundlich die Hand bot. Der Graf wies nach einigen Minuten die liebende Zudringlichkeit ſeiner Vaſallen nur inſofern vornehm zurück, als ſie ihm läſtig wurde. Indeſſen ſprach er und ſeine Gemahlin wohlwollend mit den Leuten und gingen inmitten derſelben den Hügel hinan. Auch der Geiſtliche, deſſen Alter ſeine Schritte verzögerte, hatte ſich jetzt genähert, drängte ſich durch die Menge und begrüßte den Grafen mit Ehrfurcht, jedoch ohne Unterwürfigkeit. „Siehe da, Vater Gregor, ſeid mir willkommen," ſprach Dolgorow. „Um Euch war mir zumeiſt bange, daß ich Euch nicht wiederſehen würde, denn Ihr ſtandet bei meiner letzten Anweſenheit ſchon nahe an der Grenze des Lebens. Ich freue mich, daß die Sonne dieſes Frühjahrs Euch noch geleuchtet hat."

„Meine Kraft iſt noch ungeſchwächt," entgegnete der Geiſtliche; „zwar bin ich jeden Tag des Rufes gewärtig, der mich vor den Thron des Allmächtigen fordert; doch Dank ſei es ſeiner Gnade, noch vermag ich auf Erden die

Pflichten zu erfüllen, die der Herr auf meine Schultern gelegt hat."

Indem trat Feodorowna heran: „Heil und Segen auf Euer Haupt, mein Vater! Welch eine Freude für mich, daß ich Euch in so heiterer Kraft wiedersehe."

„Die Mutter Gottes sei mit Dir und nehme Dich in ihren heiligen Schutz," sprach der Geistliche und ergriff mit der Linken Feodorownas Hand, während er die Rechte segnend auf ihr sanft gebeugtes Haupt legte. „Du bist wohl behütet gewesen von den Engeln des Herrn, meine Tochter, und schöner erblüht heimgekehrt, als Du, noch eine zarte Knospe, von uns schiedest. Die Heiligen haben mein Gebet gesegnet, denn täglich flehte ich sie an, Dir ihren Beistand zu leihen." So sprach der Greis und blickte die schöne Jungfrau, deren Jugend er geleitet, mit milden, freundlichen Augen an.

„O, gewiß hat es uns schützend begleitet," erwiderte Feodorowna mit dem Ausdruck frommer Rührung; „denn Gott war uns stets nahe in Drangsal und Gefahr." Sie schien mehr sagen zu wollen, doch ein ernster Blick des Vaters, dem die nahe Vertraulichkeit der Tochter zu dem Geistlichen überhaupt unangenehm war, bewirkte, daß sie abbrach und schwieg. Gleich darauf trat der Fremde, ein großer, schöngewachsener Mann in seinen besten Jahren, zu ihr, und bot ihr den Arm, um sie den etwas steiler werdenden Weg vollends hinaufzuführen. Der Graf ging inmitten seiner Vasallen und sprach mit den Einzelnen, indem er sich nach den häuslichen Umständen derselben so wie nach den Ereignissen erkundigte, welche sich während seiner Abwesenheit zugetragen haben mochten. „Du hast Dein Weib verloren, Isaak," redete er einen schon bejahrten Landmann an.

„Ja, gnädigſter Herr," erwiderte der Alte, „ſie ſtarb im vergangenen Herbſt, und mir fehlt ſeitdem eine Wirthin im Hauſe."

„Dein älteſter Sohn ſoll heirathen," erwiderte der Graf; „Waſiliews Tochter iſt ein Weib für ihn. Ich werde ihnen in dieſen Tagen die Hochzeit ausrichten." Der Alte dankte mit unterwürfiger Freude für dieſen Befehl; denn ein ſolcher war das ausgeſprochene Wort des Grafen.

Der Verwalter fragte behutſam nach den Kriegsbegebenheiten.

Der Feind rückt gegen unſere Grenze heran," entgegnete der Graf; „er dringt mit großer Heeresmacht vor; ich bin hauptſächlich deshalb hierhergekommen, um die Anordnungen zu treffen, welche der Krieg nöthig macht."

„Ich hörte heut' in Smolensk —" fing der Verwalter mit wichtiger und zugleich beſorgter Miene an.

„Vermuthlich dieſelben albernen Gerüchte, die auch mich verfolgt haben," unterbrach der Graf ihn ſtreng, ohne jedoch ſich näher auszulaſſen.

Der neugierige Verwalter verſuchte ſein Heil noch einmal und bemerkte mit ängſtlichem Ausdruck: „Man war hier bereits ſehr beſtürzt —"

Doch der Graf, der es nicht liebte, mit ſeinen Dienern zu ſchwatzen, wandte ſich ohne Antwort ab und zu dem Geiſtlichen: „Ich werde Eures Beiſtandes bedürfen, Gregor, um meine Unterthanen muthig und vertrauensvoll zu erhalten, zumal wenn man ihnen durch die Verbreitung thörichter Gerüchte unnütze Beſorgniſſe einflößt." Der Verwalter zog ſich ſcheu auf die Seite, froh, ſeinen Vorwitz nicht ſtrenger beſtraft zu ſehen.

Gregor erwiderte auf die Worte des Grafen: „Ich werde die Herzen des Volkes entflammen für den Glauben

ihrer Väter, für den alten Thron ihrer Zaaren, für das Heiligthum des Vaterlandes.“

„Ihr werdet wohlthun,“ erwiderte der Graf; „doch mehr als die Liebe vermag der Haß, darum sähe ich es lieber, wenn Ihr ihre Seele mit unversöhnlichem Grimm gegen die Feinde erfüllen wolltet. Schildert sie ihnen als Räuber, die nur heranziehen, um unsere Felder zu zerstören, unsere Dörfer und Städte mit Feuer zu verwüsten, die Heerden wegzuführen, Weiber und Töchter zu mißhandeln und die Männer zu ermorden.“

„Möchten sie dies Alles, möchten sie noch gräßlichere Verbrechen verüben wollen,“ erwiderte Gregor; „es wäre darum doch meine Priesterpflicht, Versöhnung und Milde gegen sie zu lehren; aber sie kommen als Feinde Gottes, als Zerstörer unserer Tempel, und diesen Frevel müssen wir rächen; die andern Güter, diese vergänglichen Zierden des Lebens, dürfen wir nur vertheidigen.“

Eine Falte auf des Grafen Stirn zeigte, daß er mit der Antwort des Geistlichen unzufrieden war. Doch er schwieg, denn er wußte, daß er leichter einen Felsen als Gregors gläubige Festigkeit und Strenge erschüttert haben würde.

Indessen hatte man das Schloßthor erreicht, und der Graf trat in seine Besitzung ein, während die Landleute draußen zurückblieben. Nur Gregor begleitete ihn auf einen Wink die Stiege hinauf. „Erwartet uns im Speisesaal, frommer Vater,“ sprach er zu ihm; „sobald wir die Reisekleider abgelegt haben, werden wir Euch dort aufsuchen. Ich selbst werde in wenigen Minuten wieder bei Euch sein, um eine Angelegenheit, die mir wichtig ist, mit Euch zu besprechen.“ Mit diesen Worten verschwand er in der Thüre, welche zu seinen Wohnzimmern führte; die Frauen begaben

sich gleichfalls auf ihre Gemächer, um sich umzukleiden; der Fremde wurde in die zur Aufnahme der Gäste bestimmten Zimmer geführt.

Gregor trat in den Saal ein, woselbst der Graf ihn geheißen hatte seiner zu warten. Länger als zwei Jahre war es her, daß er diese Räume des Schlosses nicht betreten hatte. Der Saal, in welchem er sich befand, war in einem alterthümlichen, seltsam gemischten Stile erbaut. Vier hohe gothische Bogenfenster sahen auf die Landschaft nach dem Strome zu hinaus, sodaß der glühend gefärbte Abendhimmel seinen goldener Widerschein in die gewölbte Halle warf. Die Wände waren mit Säulen von schwarzem Marmor geziert; zwischen diesen hingen lebensgroße, in alterthümliche Rahmen gefaßte Bilder der Vorfahren der gräflichen Familie. Die Täfelung des Fußbodens war von Holz; eben so die Pannelwerke, nach dem Geschmack aus den Zeiten Ludwigs XIV., mit goldenen Leisten geziert. Zwei alterthümliche Kronleuchter hingen von der Wölbung der Decke herab; rings an den Wänden standen große, doppelarmige Candelaber. Das Ganze zeugte von Pracht und Reichthum, hatte aber doch einen düstern, fast schauerlichen Anstrich, der es bewirkte, daß sogar die Landschaft und der Himmel, wie beide in den gothischen Rahmen der Bogenfenster sich darstellten, einen herbstlich traurigen Charakter gewannen, obwol man sich im Juni, dem eigentlichen Frühlingsmonat dieser Gegenden, befand.

Gregor nahm auf einem der alterthümlichen Lehnsessel, welche im Saale standen, Platz; er überließ sich seinen ernsten, trüben Gedanken. Vierundsiebenzig Jahre habe ich gelebt, dachte er, und mein Wirken war fromm und friedlich; denn keine bösartige Gewalt bedrohte die Heiligthümer, die meiner Obhut anvertraut waren. Und jetzt, in den spä-

ten Herbſttagen des Lebens, wo mein Pfad ſchon dicht am Rande der Gruft hinführt, jetzt muß ich noch die Palme des Friedens, die der Hand des greiſen Mannes ſo viel ſchöner ſteht, mit dem Schwerte der Rache vertauſchen! Allein wie der Allmächtige will. Sein iſt der ſegnende Thau, der milde Regen, der goldene Strahl der Sonne; ſein ſind die Blitze und Donner des verfinſterten Himmels. Er ſende ſeinen Diener aus, zu ſegnen oder zu rächen, die Frommen zu belehren und ſanft zu ihm zu führen, oder die Frevler in den finſtern Abgrund der Hölle, aus dem ſie aufgeſtiegen ſind, zurückzuſchleudern: Gregor wird ſein greiſes Haupt gehorſam dem Willen des Vaters beugen.

Während er, in dieſe Betrachtungen verſenkt, das Antlitz der ſinkenden Sonne, dieſem ſchönen Bilde ſeines Lebens, zuwandte, hatten ſich die Flügelthüren des Saales geöffnet, und Graf Dolgorow war eingetreten. Trotz ſeines ſtolzen Ganges, trotz des Herrſcherblickes, der unter ſeiner hohen Stirn flammte, erſchien er doch in ſeinem ganzen Weſen wie von Gram und Unmuth gebeugt. „Ich habe wichtige Dinge mit Euch zu beſprechen, Vater Gregor," begann er, indem er raſch auf den Greis zuſchritt und dieſen hinderte, von dem Seſſel aufzuſtehen; „wir müſſen die Augenblicke ergreifen, in denen wir allein ſind." Mit dieſen Worten zog er einen Seſſel heran und nahm dem Geiſtlichen gegenüber Platz.

„Es iſt eine ernſte Zeit," erwiderte Gregor und ſchüttelte langſam das ehrwürdige Haupt.

„Bevor wir von den Dingen reden, die das Land und uns Alle betreffen, habe ich von etwas zu ſprechen, was mich allein angeht. Der fremde Herr, welcher mich begleitet, iſt der Fürſt Ochalskoi, Obriſt im Heere des Kaiſers. Ich will meine Tochter Feodorowna mit ihm vermählen;

allein sie widerstrebt mir und sucht sich durch den thörichten Entschluß, das Kloster zu wählen, meinem väterlichen Befehle zu entziehen. Ihr, Gregor, habt den meisten Einfluß auf ihr Herz; von Euch erwarte ich es, daß Ihr sie zum Gehorsam zurückführt."

Der Priester wollte antworten, doch Dolgorow unterbrach ihn: „Laßt mich endigen, Vater. Ihr wißt vielleicht nicht, was ich in diesen verhängnißvollen Zeiten dem Dienste des Vaterlandes geopfert habe. Der dringende Trieb, an wichtigen Standpunkten zu stehen, Ehrenstellen und Ämter zu erlangen, durch die ich Theil hatte an der Leitung der Weltgeschicke, ließ mich Alles daran setzen. Mein ansehnliches Vermögen ist zerrüttet, und noch bin ich nicht an dem Ziele, wo sich diese Aufopferungen vergelten. Die Vermählung meiner Tochter mit dem Fürsten würde mich dahin führen; nicht nur sein unermeßlicher Reichthum, sondern auch seine mächtigen Verbindungen gewähren mir die Mittel dazu. Ja, ich bin ihm schon so verpflichtet, daß ich mich nur durch ihn in der Stellung erhalten kann, die ich jetzt behaupte. Es gilt das Glück, die Ehre ihres Vaters; Ihr werdet Feodorownas Pflichten jetzt richtig zu erkennen wissen. Euch vertraut sie; von Euch, frommer Vater, erwarte ich Hülfe. Ich könnte sie zwingen; doch ich möchte gern das Äußerste vermeiden. Auch fürchte ich, der Stolz des Fürsten würde sich weigern, eine Gattin aufzunehmen, die nicht Bitte, sondern Befehl in seine Arme führt. Denn er liebt Feodorowna!"

Gregor schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er sanft, doch fest: „Es thut mir wehe, wenn Vater und Tochter in Zwiespalt leben; allein ich kenne das Herz Feodorownas, es ist edel, groß, sanft und gut. Hat sie es heiligen Dingen zugewendet, will sie wirklich abscheiden aus

dieſer glänzenden Welt, um ſich der kloſterlichen Stille zu widmen, ſo darf der Diener des Herrn ſie von dieſen nächſten und reinſten Wegen zur ewigen Glückſeligkeit nicht abwendig machen."

Der Graf ſtand heftig auf und blickte den Prieſter mit rollenden Augen an: „Wie, auch von Euch erfahre ich Widerſtand? Iſt etwa das der fromme Beruf des Geiſtlichen, ungehorſame Kinder in Schutz zu nehmen wider ihre Väter? Aber wißt, wollt Ihr es aufs Äußerſte treiben, ſo thue ich es auch, und der Erfolg wird lehren, ob der Eigenſinn eines Mädchens, beſchützt von einem Prieſter, den eiſernen Willen eines Vaters zu brechen vermag."

Gregor blickte den Grafen ernſt, aber ohne zu zürnen, an. „Ihr mißverſteht mich ſehr, Herr Graf," antwortete er, „wenn Ihr glaubt, daß ich den Ungehorſam einer Tochter gegen ihren Vater in Schutz nehmen wolle; vielmehr das Gegentheil. Denn ich will ſie prüfen, ob ſie wirklich einem Gebot ihres Vaters im Himmel gehorcht; und das werdet Ihr doch nicht leugnen, daß ſeine Rechte den Eurigen vorgehen." Der Graf drückte vor Zorn die Lippen zuſammen und ſchwieg; heftig ging er einige Male in dem Saale auf und nieder, während Gregor ruhig auf ſeinem Seſſel blieb und in ſeiner ernſten, frommen Haltung, wie der Schimmer des Abendroths ſeine ſilbernen Locken umfloß, einem Heiligen ähnlich ſah. Dolgorow trat vor ihn hin und ſprach mit erzwungener Ruhe: „Seid vernünftig, Gregor, fügt Euch meinen Wünſchen. Erinnert Euch, daß Ihr noch Manches von mir zu bitten habt. Euer Wunſch, die Kirche neu auszuſchmücken, ſoll nicht nur gewährt, er ſoll weit übertroffen werden. Ich will ſie von Grund aus prächtig neu aufbauen, das Muttergottesbild —"

„Wollt Ihr den Herrn des Himmels beſtechen?" ent-

gegnete Gregor lächelnd. „O Herr Graf, schon dreißig Jahre wohne ich unter Eurer Herrschaft auf diesem Gute, und noch kennt Ihr mich so wenig. Euer Vater —"

„Es ist genug," unterbrach ihn Dolgorow finster. „Ich hoffte mit Güte zum Ziele zu kommen, Euer Eigensinn treibt mich zur Gewalt. Wohl denn, Ihr mögt Euern Willen haben, und Feodorowna mag versuchen, ob sie die Macht hat, dem Vater zu widerstreben, der ihre Vermählung unwiderruflich beschlossen hat."

„Die Wahl ihres Gatten hängt von Euch ab," erwiderte Gregor; „doch frei ist ihr Wille, wenn sie Jungfrau bleiben und den klösterlichen Schleier nehmen will, denn sie ist eine Freigeborne, nicht Eure Leibeigene."

„Sie ist —" fuhr der Graf, durch Gregors unerschütterliche Ruhe noch mehr erbittert, wild auf, hielt aber plötzlich wieder inne, da eben die Thüre sich öffnete und die Gräfin eintrat. „Wir reden morgen weiter davon," sprach er schnell, doch leise, und ging seiner Gemahlin entgegen. Mit der Gewandtheit des Hofmannes wußte er jede Leidenschaft seiner Brust durch ein heiteres, wohlwollendes Angesicht zu verhüllen. Auf die ungezwungenste Weise redete er die Gräfin an: „Nun, Liebe, sein Sie willkommen in diesen wohlbekannten Hallen. Ich denke, die mancherlei Sorgen, welche uns auch jetzt bewegen, sollen es doch nicht hindern, daß wir auf einige Tage recht heimisch hier werden, denn länger wird mich und unsern Gast die Pflicht hier nicht verweilen lassen."

„Ich hoffe es gleichfalls," entgegnete die Gräfin, „obwol mein Herz der Zukunft nicht fröhlich entgegenschlägt. Denn was werden die nächsten Monden, die sonst nur das Schöne bringen, Furchtbares für unser Vaterland gebären!"

„Dafür, hoffe ich, wird der Winter, der sonst so rauh

und ſtreng in dieſem Lande erſcheint, diesmal ein gütiger Beſchirmer deſſelben werden. Die Schrecken, welche über Rußland hereinzubrechen drohen, ſehen furchtbarer aus, als ſie ſind; der Feind weiß nicht, hinter welchen Wällen und Mauern dieſes Reich ſieben Monate lang jedem Angriffe zu trotzen vermag. Wir werden vielleicht die Ernte eines Jahres und einen zehnjährigen Nachwuchs unſerer unermeßlichen Wälder aufzuopfern haben; mehr befürchte ich nicht. Laſſen wir dem Feinde dieſen Boden auf einen Sommer, er wird ihn uns dafür im nächſten, mit ſeinem Blute gedüngt, deſto fruchtbarer zurückgeben. In Schlachten mag der große Welteroberer unbeſiegbar ſein; laßt ſehen, ob er auch auf Feldern von Sand und Aſche Ernten halten, ob er ſeine Krieger unter freiem Himmel gegen den nordiſchen Herbſt, des Winters nicht zu gedenken, beſchützen kann. Er muß, während wir ſprechen, über den Niemen gegangen ſein; es iſt ſein Rubicon; Cäſars Scheinglück nahm ein trauriges Ende. Nicht wahr, würdiger Vater," wandte er ſich zu Gregor, „auch Ihr habt Hoffnung, daß Rußland ſiegreich aus dieſem Kampfe hervorgehen wird?"

„Die Kraft ſeines Volks und die Gnade ſeines Gottes werden es erhalten," erwiderte der Geiſtliche. „Wenn alle Gemeinden ſo handeln gegen dieſe blutigen Zerſtörer unſerer Heiligthümer, wie ich es von der mir anvertrauten Schar erwarten darf, ſo würden die Heerſcharen des Xerres nicht hinreichen, unſer Vaterland zu unterjochen."

Fürſt Ochalskoi trat, in die Uniform ſeines Regiments gekleidet, in den Saal. Dolgorow begrüßte ihn, ging ihm entgegen und zog ihn ſogleich ins Geſpräch. „Es iſt mir lieb," fuhr er ſodann fort, „daß Ihr ſchon ſelbſtthätig zu wirken geſucht habt, Vater Gregor; denn eine Haupturſache, weshalb ich auf die Güter komme, iſt die, desfalls Rück-

ſprache mit Euch zu nehmen und Euch den Willen des Kaiſers in dieſer Beziehung zu verkünden. Es iſt zu Petersburg im großen Kriegsrathe beſchloſſen worden, daß wir dem Feinde den Schein des Sieges lange laſſen werden, um die Gewißheit deſſelben um ſo zuverläſſiger für uns zu gewinnen. Unſre Heere werden ihm nur da Widerſtand leiſten, wo er jeden Vortheil mit ungeheuren Aufopferungen erkaufen muß; vergeblich wird er auf eine Schlacht hoffen, vergeblich in raſtloſen Märſchen Tag und Nacht die Kräfte ſeines Heeres erſchöpfen, um das ewig vor ihm ſchwebende Scheinbild des Sieges zu erhaſchen. Nirgend ſoll er eine Ruheſtätte für die Ermatteten finden, überall muß ihn die öde, ſchauerliche Wüſte empfangen, ſodaß Muthloſigkeit und endlich Empörung die Bande zwiſchen Heer und Feldherrn löſen."

„Gebe der Himmel," ſprach die Gräfin halb ſeufzend, „daß der Plan gelinge, daß ſo viele Opfer nicht vergebens ſein mögen!"

„Was wird geopfert werden," entgegnete Ochalskoi, „als einige wenige Dörfer und Städte, die gegen den ungeheuren Raum unſres Reiches verſchwinden! Und denen, welche verlieren müſſen, wird es die Gnade des Kaiſers reichlich erſetzen."

„Doch wo bleibt Feodorowna?" fragte Dolgorow, welcher ſchon mehrere Male unruhig nach der Thüre geblickt hatte. „Geht hinüber," gebot er einem Diener, welcher an der Thüre ſtand, um jedes Winkes gewärtig zu ſein, „und meldet der Gräfin Feodorowna, daß uns ihre Gegenwart im Saale ſehr erwünſcht ſein werde." Der Diener ging, kam jedoch nach einigen Minuten zurück und berichtete, es ſeien Mädchen aus dem Dorfe auf dem Zimmer der Gräfin.

„Gewiß ihre Jugendgespielinnen," bemerkte die Mutter, „welche sie gleich hat zu sich laden lassen."

„So werden wir wol noch eine Stunde warten müssen," sprach Dolgorow verdrießlich. „Jedenfalls sagt der Gräfin, daß wir sie zum Abendessen erwarten, und tragt Sorge, daß bald angerichtet werde. Denn ich denke," wandte er sich zu den Übrigen, „Sie werden Alle so hungrig und müde sein wie ich, der ich mich in der That durch die Reise etwas angestrengt fühle."

Zweites Capitel.

Feodorowna war kaum in ihrem Gemach angelangt, als sie ihr Kammermädchen hinabschickte, um einige junge Mädchen zu rufen, welche mit ihr im Schloß als Gespielinnen erzogen worden waren. Das Loos dieser Armen erschien ihr äußerst traurig; denn nachdem sie das Glück besserer Verhältnisse und höherer Ausbildung halb gekostet hatten, mußten sie in den nun erst recht drückenden Stand dienstbarer Leibeigenschaft zurückkehren, und die düstern Wohnungen und Beschäftigungen ihrer Ältern theilen. Darum gedachte sie dieser Genossinnen ihrer Kindheit, mit denen sie so manche Stunde der unbefangensten Freude durchlebt hatte, stets mit ganz besonderer Liebe. Es waren drei Töchter der Landleute, mit denen sie aufgewachsen war: Kathinka, Olga und Axinia. Alle drei waren in Feodorownas Alter; Kathinka und Olga, gute Geschöpfe, doch in jener beschränkten, demüthigen Ansicht, welche dem Leibeigenen durch alle Verhältnisse des Lebens aufgedrungen wird, fast unter-

gegangen. Sie empfingen daher die Zeichen der Liebe und die Geſchenke, welche Feodorowna ihnen mitgebracht hatte, nur mit einer unterwürfigen Dankbarkeit, ohne den Muth zur Äußerung der Freude zu haben. Arinia dagegen zeigte eine tiefe, zitternde Rührung; ſie war dankbarer für die Liebe, als für die Gaben derſelben; doch ſagten die Thränen, welche ihre Wange benetzten noch etwas Anderes. Es ſchien ein geheimer Kummer auf ihrer Seele zu laſten. Feodorowna, welche theilnehmend nach Allem fragte, was die Lebensumſtände ihrer Jugendgeſpielinnen anging, ſuchte auch Arinens Kummer zu erforſchen. Doch das ſchüchterne Mädchen blickte ſcheu zur Erde; ihre Thränen floſſen reichlicher, aber ſie ſchwieg und ſeufzte nur aus tiefer Bruſt.

In dieſem Augenblicke trat gerade der Diener ein, der ihr die Aufforderung des Vaters, beim Abendeſſen zu erſcheinen, überbrachte.

„Man erwartet mich wol ſchon?“ fragte Feodorowna.

„Se. Excellenz,“ erwiderte der Diener ſich tief verneigend, „haben wenigſtens befohlen, daß ſchleunigſt aufgetragen werde.“

„Meldet meinem Vater, ich würde ſogleich kommen,“ erwiderte Feodorowna und winkte dem Diener, ſich zu entfernen. „Ich muß Euch jetzt entlaſſen,“ ſprach ſie zu den Mädchen, „allein morgen in der Frühe beſucht mich wieder. Und ſo hoffe ich Euch die Zeit hindurch, die ich hier verweilen kann, wenigſtens jeden Tag zu ſehen.“

Die Mädchen gingen; nur Arinia zögerte, als habe ſie noch etwas auf dem Herzen. „Wünſcheſt Du noch etwas, Liebe?“ ſagte Feodorowna, als ſie das Zögern des Mädchens bemerkte, und nahm ſie freundlich bei der Hand.

Arinia, in Thränen, vermochte nicht zu antworten; ſie zitterte. „Willſt Du mir's allein anvertrauen?“ — „Ja, ja!“ rief die Weinende heftig. — „Nun ſo komm' morgen

ganz früh, oder wenn Du magst, erwarte mich hier auf meinem Zimmer bis nach dem Abendessen. Es bleibt so jetzt die ganze Nacht hindurch hell, und Nathinka bestellt wol bei Deinem Vater, daß Du später kommst."

Dankbar ergriff Arinia die Hand ihrer milden Wohlthäterin, küßte sie mit innigster Liebe und bat mit kaum hörbaren Worten, bleiben zu dürfen. Feodorowna eilte indessen hinab, um den Vater nicht warten zu lassen. Sie trat in den Saal, wo schon die Abendtafel gedeckt wurde; der Vater hörte ihre Entschuldigung wegen des längern Verweilens finster aber schweigend an. Ochalskoi sagte ihr einige höfliche Worte, jedoch in jenem kalten Tone, welcher stets einen richtigern Maßstab für das Gesagte ergibt, als die Worte selbst. Man ging zur Tafel; die Unterhaltung war einsylbig und frostig. Das unbehagliche Gefühl des innern Zwiespalts unter den Anwesenden lähmte jede freiere und wärmere Ergießung der Brust. Selbst Gregor vermochte nicht das liebevolle Entgegenkommen seiner Schülerin so herzlich zu erwidern, als nach langer Abwesenheit zu geschehen pflegte; denn auch ihn drückte der niederschlagende Gedanke an die Mittheilungen, welche der Vater ihm gemacht hatte. So wurde die Tafel bald aufgehoben, und man begrüßte sich so kalt, als man beisammengesessen hatte. Gregor ging; der Greis nahm einen herzlich wehmüthigen Abschied von Feodorowna. Seine mitleidigen Blicke bewegten sie, denn sie verstand sie richtig. O Gott, alle Qualen ihrer Seele stammten von den Ältern, denen sie ihr ganzes Leben hindurch nur die heißeste Liebe gezeigt, ihnen tausend Opfer gebracht hatte! Um ihre Thränen zu verbergen, trat sie in eines der Fenster und blickte auf die Landschaft hinaus, welche noch immer in dem röthlichen Dämmerscheine des Abendhimmels glühte, da die Sonne in diesen nördlichen Gegenden kaum ein we-

nig unter den Horizont taucht, sodaß Abend- und Morgenröthe ineinanderschmelzen und mit ihrem Rosenschimmer die ganze laue Juniusnacht erhellen. Der Strom zog in golden fluthender Bahn zwischen seinen Hügelufern dahin; zwei Fischernachen wiegten sich leicht auf der Welle; ein Geier mit breiten ausgespannten Flügeln schwebte majestätisch, hoch über den Waldgipfeln des jenseitigen Ufers; die Thürme der Festung Smolensk ragten wie schwarze Basaltfelsen aus dem goldenen See des Abendhimmels empor. Eine feierliche Stille waltete über der ganzen Landschaft. Feodorowna blickte wehmüthig über die Fluren hin, wo sie die Tage der Kindheit verlebt hatte. „Ach," seufzte sie still, „ist denn mein Herz eine fremde Pflanze auf diesem Boden? Hat er es nicht genährt? Oder haben mich sanftere Sitten und ein milderer Himmel so entartet, daß ich nicht mehr tauge für den rauhen Norden? Die Wiege meiner Tage sieht mich nicht lächelnd an wie sonst, sondern düster, als solle sie zu meinem Grabe werden. Ist denn nichts wahr und ewig in der Natur? Trügen selbst die heiligsten Bande? Gütiger Gott, vergib mir, aber wie der Boden der Heimat mir fremd geworden, so scheint mir's auch, als ob der heilige Quell meines Lebens sich trübe, als ob das Herz des Kindes den Ältern nicht mehr warm und frei entgegenzuschlagen vermöge! Kalt wie eine Schlange umschlingt dies Gefühl meine Brust! Wäre es denn wahr, daß es nur noch eine Pflicht der Liebe für mich gäbe, aber daß ihre lebendigen Wurzeln selbst erstorben sind? Nein, nein! Es kann, es darf nicht sein, es ist nur der ewige Feind, der mich täuschen will. Die Natur ist heilig, wahr, redlich; nur unser Herz entartet. Himmlische Mutter Gottes, läutere das meine, flöße ihm die alte heilige Liebe wieder ein, in der das schuldlose Kind so glücklich war."

Ein großer, liebender Entſchluß war in dieſem Augenblicke in ihrer Seele gereift; ſie wollte ſich bittend, reuig, weinend zu den Füßen des Vaters und der Mutter werfen und von ihrer Liebe erflehen, was ſie bereits durch Feſtigkeit zu erringen ſich vorgenommen hatte. Schnell wandte ſie ſich um; da ſah ſie den Saal leer, nur die Diener waren noch beſchäftigt, die Tafel abzuräumen. Ihre Ältern, Graf Ochalskoi hatten ſich bereits gleichgiltig, ohne Nachtgruß entfernt; der Letztere wol nur, weil Dolgorow ihn zu einem vertrauten Geſpräch an den Arm genommen und mit in ſein Gemach geführt hatte. Von dem Schauer des Unbehagens berührt, den plötzlichen, vollen Erguß ihrer Seele ſo ſtörend gehemmt zu ſehen, koſtete es Feodorowna Mühe, die äußere Faſſung zu behalten. Da drang plötzlich der Gedanke ſanft tröſtend in ihr Herz: es wartet ja ſelbſt eine Unglückliche auf Milderung ihrer Leiden durch mich; ich will ſie freundlich an dieſes Herz nehmen; was ſie auch quäle und bedränge, von mir ſoll ſie die Liebe erfahren, nach der ich mich ſo vergeblich ſehne. Mit dieſen Gedanken ging ſie hinüber auf ihr Gemach, um Arinens Klagen zu hören.

Als ſie, denn ihr ſchwebender Schritt war kaum zu hören, unvermuthet die Thür ihres Zimmers öffnete, ſah ſie das Mädchen im inbrünſtigen Gebet vor einem Marienbilde knien, welches in einer Niſche an der gegenüberſtehenden Wand aufgeſtellt war. Um ſie nicht zu ſtören, blieb Feodorowna an der Schwelle ſtehen. Arinia kniete ſo, daß nur ihr Halbprofil zu ſehen war. Dieſes wurde aber durch das Roſenlicht, welches durch die Fenſter zur Seite fiel, zauberiſch beleuchtet. Sie hatte die weißen Arme ſanft gehoben und hielt die Hände gefaltet; das Haupt war zu der himmliſchen Helferin emporgewandt. In zwei zierlich geflochtenen Zöpfen hing das reiche braune Haar ihr über den Nacken

herunter. Leiſe zog Feodorowna die Thür nach ſich und ſchwebte einige Schritte vorwärts, ſodaß ſie nun das Geſicht des Mädchens faſt ganz von der Seite ſehen konnte. Da erſt bemerkte ſie die kalten, ſtarren Thränen, die der Armen auf der bleichen Wange hingen, die ſelbſt das roſige Licht des Abends, das ſie umfloß, nicht fröhlich röthen wollte. Ihr Buſen hob ſich von leiſen, tiefen Seufzern, die Lippen bewegten ſich wie flüſternd im Gebet; das Auge hing ſo unverwandt an dem Antlitz der himmliſchen Mutter, ihre Seele war ſo ganz in dem heißen Flehen aufgegangen, daß ſie die Kommende noch nicht bemerkte, als dieſe ſchon ganz nahe ſtand. Erſt als ſie ſanft zu ihr ſprach: „Axinia, Du beteſt?“ fuhr ſie erſchreckt empor, ſtand zitternd vor der gütigen Gebieterin und wollte ſich demüthig niederbeugen, um ihre Hand zu küſſen.

„Nein, nein, nicht ſo,“ ſprach Feodorowna, nahm ſie liebevoll in die Arme und blickte ſie mit unbeſchreiblicher Güte an; „ſei wieder die alte, vertraute Geſpielin. Schütte mir Dein ganzes Herz aus, Du Arme, denn ich ſehe, Du haſt tiefen Kummer!“

„Ach, Ihr werdet mich verſtoßen, werdet mich verachten,“ rief das Mädchen, wand ſich los und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Axinia, was iſt Dir, ſprich, entdecke Dich,“ fragte Feodorowna ahnungsvoll ſchauernd.

„Nein, nein, ich vermag es nicht,“ rief die Unglückliche, und bedeckte ihr glühendes Antlitz mit beiden Händen; die Beklemmung drohte ihr den Athem zu rauben.

Was bedurfte es noch der Worte! Jeder Zug des in Angſt, Schaam und Jammer vergehenden Mädchens ſprach zu deutlich. „Axinia, Du biſt gefallen? Du?“ ſprach Feo-

dorowna mit tiefſtem Ausdruck des Schmerzes, aber ohne Vorwurf.

Das Mädchen ſank, wie zuſammenbrechend, ihr zu Füßen nieder. „Tretet die Verworfene in den Staub,“ rief ſie wild; „ach, ſeid barmherzig, und laßt mich nicht länger bitten!“

Feodorowna beugte ſich mitleidsvoll zu ihr nieder und verſuchte ſie emporzuheben. „O, Du Unglückſelige! Richte Dich auf, faſſe Dich; Du haſt Troſt bei mir geſucht, ich werde Dich nicht von mir ſtoßen.“

„Nein! Laßt mich zu Euren Füßen liegen,“ rief Arinia und drückte das Haupt verbergend in Feodorownas Gewänder, indem ſie ihre Knie feſt umſchlang.

Feodorowna legte ihr beide Hände wie ſegnend auf das Haupt und ſprach erſchüttert: „Deine Schuld richtet Gott! Mein Herz, das ſelber menſchlich fehlt, ſoll Dich nicht verdammen; ich will mit Dir weinen, will Deine Qualen lindern, wenn ich's vermag. O, Du warſt gut, Arinia, Du warſt gut auch gegen mich. Du hatteſt ein weiches, liebendes Herz; es kann kein böſes geworden ſein. Ich will Dich nicht von mir ſtoßen, da ich weiß, was das Herz der Unglücklichen ſucht. Vertraue mir, richte Dich auf, ſei ganz offen gegen mich; dies iſt der erſte Schritt der Rückkehr von der Verirrung!“

Arinia hob das Antlitz langſam empor und blickte zu Feodorowna auf. „O, Ihr ſeid mild wie eine Heilige,“ rief ſie, und ſanfte Thränen entſtrömten ihren Augen. Sie bedeckte die hülfreich dargebotene Hand mit Küſſen und ließ ſich von der gütigen Gebieterin emporheben, denn ihre bebenden Kniee verſagten ihr faſt den Dienſt. Feodorowna leitete ſie an ihr Ruhebett, und ſetzte ſich zu ihr nieder.

Lange dauerte es, bis die Wallung in Arinens Bruſt

es ihr gestattete, das Bekenntniß ihrer Verirrung abzulegen. Der Graf hatte einen jungen Deutschen, Namens Paul, als Gärtner in seinen Diensten, den er sehr begünstigte. Dieser hegte schon längst eine Neigung zu der anmuthigen Axinia, der sich jedoch ihr Vater Wasiliew widersetzte, weil der Graf abwesend und dessen Erlaubniß unumgänglich nothwendig war. Sein Aufenthalt war aber damals den Bewohnern seiner Güter unbekannt, indem er schon seit Jahren durch die entferntesten Länder Europas reiste. Zugleich trug der Alte Bedenken, weil Paul sich zur protestantischen Religion bekannte. Indessen hatte Axinia ihm ihre innigste Liebe zugewendet, und Beide unterhielten lange ein geheimes, süßes Verständniß. Als nun der keimende Frühling alle Triebe mit süßen Kräften schwellte, wurde auch in den jugendlichen Herzen die Leidenschaft mächtiger als das strenge Gebot der Pflicht. Paul, der seinem deutschen Herzen die knechtischen Gesinnungen der Leibeigenen nicht einzupflanzen vermochte, glaubte überdies ein Recht des freien Menschen üben zu dürfen und wähnte, wenn Axinia erst durch die Bande der Liebe sein Weib sei, so müsse sich auch das Gesetz seinem Willen fügen. Mit kühnem Ungestüm bedrängte er das weiche, hingebende Mädchen; ihr widerstehender Wille ermattete und löste sich kraftlos auf in dem süßen Rausche des Herzens. Sein glühendes Bitten, seine brennenden Küsse siegten über ihre Thränen, über ihre bangen Seufzer. Zu spät erwachte sie aus der qualvoll seligen Betäubung, und mit Entsetzen sah sie nun das wahre Antlitz der That, erkannte die Natter, die sich unter den Rosen ringelte, auf denen sie entschlummert war.

Die stumme Todesangst in der Brust, barg sie sich scheu im Hause des Vaters und sah selbst den Geliebten nicht mehr. Angstvolle Nächte folgten den Tagen der Qual.

So verstrich ein voller Monat. Paul ging indessen stumm, verstört umher. Die Nachricht, daß der Graf komme, gab ihm das Leben wieder. Dem Herrn, der ihn liebte, wollte er Alles gestehen, von seiner Gunst die Geliebte erbitten. Unter die Landleute gemischt, eilte er ihm voller banger Hoffnungen entgegen. Da war das erste Wort, welches er hörte, das Versprechen Dolgorows, seine Geliebte, Wasiliews Tochter, mit dem Sohne des alten Iwan zu vermählen. Er wußte, daß der Graf solche Entschlüsse, solche Versprechungen nicht zurücknahm. In Todesangst eilte er zu Axinien, die still und traurig daheim geblieben war, während die Übrigen die ankommende Herrschaft begrüßten; denn sie wagte es nicht, ihrer sonst so geliebten Gebieterin vor die Augen zu treten. Während Paul in stummer Verzweiflung noch bei Axinien verweilte und Beide ihres Jammers keinen Rath wußten, traf schon Feodorownas Botschaft ein, welche die Gespielin aufs Schloß berief. Von der Kraft der Liebe ermuthigt, von dem immer näher heranbringenden Unglück zur Nothwendigkeit des Handelns getrieben, beschloß Axinia, der Gebieterin Alles zu entdecken, und durch den schwachen Schimmer der Hoffnung, der sich an diesen Entschluß knüpfte, aufgerichtet, ging sie aufs Schloß. Sie hatte ihn nun vollführt, und ihrem Unglück eine tröstende Theilnahme, ihrem Fehltritt eine milde Vergebung gefunden.

Nachdem Feodorowna die Bekenntnisse Axiniens angehört hatte, richtete sie die Verzagende durch sanften Zuspruch auf. „Es kann noch Alles gut werden, Axinia; ich werde meinen Vater morgen mit dem Frühesten bitten, daß er seine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit Paul gebe; für das Versprechen, welches er dem alten Iwan gegeben, wird sich wol eine Entschädigung finden lassen. Denkt mein Vater wie ich, so wird er Deine Verbindung mit Paul für eine

Pflicht halten, von der er ſelbſt ſich nicht loszuſagen vermag. Du, gehe nun nach Hauſe, und lege Dich getröſtet zur Ruhe; für heute iſt es zu ſpät, doch morgen mit dem Früheſten will ich Paul zu mir rufen laſſen und ſelbſt mit ihm ſprechen. Nun gute Nacht; ſtille Deine Thränen, Arinia, Gott hat Deine Reue, Deinen Schmerz geſehen; er wird Dir vergeben. Und haſt Du bittere Tage, troſtloſe Nächte erdulden müſſen, ſo glaube nur, Du biſt nicht die einzige Unglückliche auf dieſer Erde.“ Schnell wandte ſich Feodorowna nach dieſen Worten ab, verhüllte das ſchöne Antlitz in ihr Tuch, ſank müde in die Kiſſen ihres Lagers und ſtützte das gramgebeugte Haupt trauernd in die Hand. Arinia ergriff in gerührter Dankbarkeit die matt herabgeſunkene Rechte ihrer Gebieterin, bedeckte ſie ſtumm mit Küſſen und Thränen und verließ dann leiſe das Gemach. Es war ſchon Alles ſtill im Hauſe, das Kammermädchen, Jeannette, eine deutſch und franzöſiſch ſprechende Elſaſſerin, welche Feodorowna erſt vor wenigen Wochen zu St. Petersburg in ihre Dienſte genommen hatte, harrte noch im Vorſaale auf die Befehle ihrer Gebieterin. Sie geleitete Arinia bis an die Pforte hinab, die der alte Schließer mürriſch öffnete. Der Ordnung des Hauſes gemäß, die um ſo ſtrenger beobachtet wurde, da der Herr eben wiedergekehrt war, befanden ſich alle Diener und Beamte ſchon in ihren Wohnungen. So gern daher Arinia ihren Freund von der glücklichen Wendung ihres Geſchicks unterrichtet hätte, ſo beſtimmt ſie wußte, daß er bange darauf geharrt hatte, ſo war es doch heute nicht mehr möglich für ſie; haſtig, durch die ſpäte Stunde ein wenig ängſtlich, ſchlüpfte ſie daher der Hütte ihres Vaters zu, in der ſie ſeit einem Monat die erſte Nacht zubrachte, ohne wachend in hoffnungsloſem Jammer auf ihrem Lager zu ſitzen.

Drittes Capitel.

Feodorowna war ſpät entſchlummert; ſie erwachte daher erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Da ſie ihrem Mädchen klingelte, trat dieſe ängſtlich mit Thränen in den Augen ein. „Was haſt Du, Jeannette?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ach, gnädigſte Gräfin, wie ſchrecklich wird man in dieſem Lande gemißhandelt! Der unglückliche Menſch wird die gräßliche Strafe nicht überleben!“

„Wer?“ fragte Feodorowna erſtaunt; „was iſt geſchehen? Wer wird mißhandelt?“

Unter Zittern und Schluchzen ſtotterte Jeannette die Worte heraus: „Der Herr Graf iſt gar zu aufgebracht! O Himmel, wenn es mir einmal ſo ergehen ſollte! Das junge Blut — und vierzig Knutenhiebe! Er ſtürzte ja ſchon leichenblaß zu Boden, als der Herr Graf den Befehl gab.“

Feodorowna war mehr todt als lebendig. „Wer? wer?“ rief ſie außer ſich und trat erblaſſend zurück, als Jeannette den Namen des Gärtners Paul nannte. Das Mädchen ſprang der Gebieterin, die in Ohnmacht zu ſinken drohte, zu Hülfe. Doch nur wenige Augenblicke dauerte Feodorownas halbe Betäubung; dann ermannte ſie ſich mit gewaltſamer Anſtrengung und rief: „Gib ſogleich Befehl, die Leute ſollen einhalten, ich verantworte es! Eile, eile hinab, ehe es zu ſpät wird.“

Jeannette flog wie ein Reh durch den Vorſaal, die Stufen hinunter, in den Hof, wo drei Knechte eben beſchäftigt waren, den Unglücklichen an den Marterpfahl zu binden.

Indeß kleidete ſich Feodorowna in der höchſten Eile an,

warf einen Shwal über und eilte mit ſchwankenden Schritten, denn ſie ahnete die Veranlaſſung dieſes Unfalls nur zu richtig, zu dem Vater hinüber. Sie fand ihn in der heftigſten Aufregung in ſeinem Zimmer auf und nieder gehend. Er empfing die Eintretende mit finſtern Blicken und dem rauhen Wort: „Was willſt Du?“

„Gnade für einen Unglücklichen, mein Vater! O, nehmen Sie Ihr raſches Wort zurück; es war nicht Ihr menſchliches Herz, welches dieſes grauſenvolle Urtheil ausſprach.“

„Kennſt Du ſein Verbrechen?“ rief der Graf und rollte zornig die Augen. „Alle dieſe Fremden ſind Heuchler und Verräther; die Stunde iſt gekommen, wo die Rache ſie ereilt. Sie trotzen darauf, daß unſer Geſetz ſie nicht trifft; ſie ſollen wenigſtens erfahren, daß unſere Macht ſie ſtrafen kann, und daß Diejenigen, welche keinem Geſetz gehorchen wollen, auch von keinem beſchützt werden. Ließe ich einen ſolchen Frevel an der geheiligten Perſon des Herrn unbeſtraft, ich wäre werth, daß meine Vaſallen mich verachteten. Die Hand gegen ſeinen Gebieter aufzuheben! Es fehlte nur, daß eine Tochter, die den kindlichen Gehorſam verleugnet, ſich noch verbrecheriſcher und aufrühreriſcher Knechte annähme!“

Feodorowna, ſo ſehr ſie durch dieſe rauhe Entgegnung zurückgeſchreckt war, verlor doch den Muth nicht, ſondern nahte ſich dem Vater noch einmal mit rührender Bitte: „Ich kenne das Vergehen des Unglücklichen nicht, ich weiß nur, daß ſeine Strafe grauſenvoll, daß ſie entſetzlich iſt. Haben die ſanftern Sitten fremder Länder Sie nicht entwöhnt, mein Vater, von dem blutig ſtrengen Geſetz, das über den Bewohnern dieſes Landes waltet? Ich hatte es ohnehin heute im Sinne, Ihr Herz zu einer milden Handlung der

Gnade für dieſen Unglücklichen zu bewegen. Sein Loos knüpft ſich an das —"

„Ich glaube, Du biſt im Einverſtändniß mit meinen zuchtloſen Dienern," rief der Graf entrüſtet. „Alſo kennſt Du ſchon früher als ich die Verbrechen, welche hier verübt wurden? Wer hat es gewagt, meine Tochter zu Vertrauten von Vergehen zu machen, die das jungfräuliche Ohr nicht nennen hören ſollte?"

Feodorowna erröthete vor Unwillen und Beſchämung zugleich; ſie wollte im Gefühl ihrer Würde erwidern, doch bezwang ſie die Aufwallung und ſprach mit ſanftem Tone: „Meine Jugendgeſpielin, theuerſter Vater, die unglückliche Axinia, vertraute mir unter Thränen der Angſt und Verzweiflung geſtern am ſpäten Abend ihr Vergehen. War es nicht natürlich, daß ſie ihr Herz einer ſchweſterlich empfindenden Bruſt öffnete? Nein, mein Vater, ſo werden Sie Ihre Tochter nicht verkennen, daß Sie einen kränkenden Verdacht auf ſie werfen ſollten!" Feodorowna blickte den Vater bei dieſen Worten ſo ſchmerzlich mit ihren feucht glänzenden blauen Augen an, daß ſelbſt ſeine zürnende Strenge ſich einer mildern Regung nicht erwehren konnte. Ernſt nahm er das Wort: „Ich hätte dem Unbeſonnenen, der, ein Fremder, die Ehre einer Tochter Rußlands ſo gering ſchätzte, daß er ſie mit Füßen trat, vielleicht vergeben, wenn er in Demuth und zur rechten Zeit ſein Verbrechen geſtanden hätte. Warum ließ er mich geſtern mein Wort geben? Habe ich es jemals meinem geringſten Vaſallen gebrochen? Darf ich es jemals, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen? Der Burſche aber, im feigen Bewußtſein ſeiner Schuld, wagte nicht, den Mund zu öffnen, wagte nicht, was er doch konnte, mir ſchriftlich ſchon nach Petersburg ſein Vergehen zu melden! Und heute in aller Frühe kommt er zu mir wie

ein Rasender, begehrt ungestüm, was er in tiefster Demuth erflehen sollte, und da ich es ihm streng verweigere, stürzt er wüthend auf mich ein und bedroht mein Leben mit jenem Messer dort!" Dolgorow deutete hier auf den Tisch, wo ein Gartenmesser lag.

„O, vergeben Sie dem Wahnsinn eines Verzweifelnden," bat Feodorowna, „und krönen Sie das Werk Ihrer Gnade durch eine noch schönere Handlung menschlichen Mitgefühls!"

„Genug," entgegnete der Graf streng, „das Geschehene habe seinen Lauf! In der That, eine liebevolle Tochter, die den Mörder ihres Vaters belohnt wissen will!"

„O, allmächtiger Gott der Gnade!" rief Feodorowna aus und rang verzweiflungsvoll die Hände; „so soll denn das gräßlich Unmenschliche geschehen, und mein Flehen kann den Unglücklichen nicht retten! Vater! Vater! Es gibt einen Gott im Himmel; er wird Euch richten, wie Ihr gerichtet habt! Auf welche Gnade habt Ihr zu hoffen, wenn Euer Herz sich dem Mitleid ehern verschließt? O, Land des Entsetzens, wo die Willkür ohne Schranken gebietet! Vater, hören Sie die Bitte Ihrer Tochter, üben Sie das göttliche Recht der Gnade!" Feodorowna stand bleich und zitternd mit flehend emporgehobenen Armen vor dem Vater und war im Begriff, zu seinen Füßen niederzusinken, als der angstvolle Ruf einer weiblichen Stimme draußen erschallte, und gleich darauf Arinia mit fliegendem Haar hereinstürzte. „Laßt mich, laßt mich! Ich muß!" So rief sie wild, entrang sich den Dienern, welche sie zurückhalten wollten, und warf sich außer sich vor Dolgorow nieder, indem sie mit beiden Armen seine Kniee umklammerte. „Gnade! Gnade!" wimmerte sie. Ihre Stimme erstickte in athemloser Angst; heftig preßte sie das Antlitz gegen die Füße des Gebieters,

der sie, im Gefühle seines Unrechts, aber zu stolz, um der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben, nur desto ergrimmter anblickte. „Laß mich, schamlose Dirne!“ rief er. „Danke es meiner Gnade, daß ich Deine Schande durch eine ehrenvolle Ehe verbergen will!“ Arinia ließ die Arme ermattend los und richtete ihr bleiches, verzweifelndes Angesicht empor; jetzt erst gewahrte sie Feodorowna. „O, bittet, bittet für mich,“ sprach sie matt und versuchte, sich auf den Knieen zu ihr hinzuschleifen, sank aber kraftlos mit dem Antlitz gegen den Boden.

Feodorowna kämpfte mit einem furchtbaren Entschluß; ihr Busen flog, sie zitterte heftig. Endlich schwankte sie mit bebenden Schritten auf den Vater zu: „Vater!“ rief sie, „Gnade, Gnade! — Ich will, ich muß — o, auf dieser Folterbank wird mir das Ja erpreßt! — Nun wohl denn, es sei! Es gilt die Rettung zweier unschuldiger Opfer! Ich kann sie nicht bluten lassen — ich darf es nicht. Gnade für sie — und ich bin Ochalskois Gattin!“ Mehr vermochte sie in dieser gewaltsamen Anstrengung ihrer Kräfte nicht; ein Marmorbild, sank sie bewußtlos in Dolgorows Arme.

Dieser ließ sie auf einen Sessel niedergleiten und zog dann die Schelle: „Geht in den Hof hinunter und laßt den Gärtner Paul losbinden, seine Strafe ist vorläufig aufgeschoben,“ rief er dem Diener zu. „Ruft auch das Kammermädchen der Gräfin, ihr ist unwohl geworden!“

Feodorowna saß bleich, mit zurückgelehntem Haupt in dem Sessel; die weißen Arme waren matt herabgesunken, der tiefblaue Himmel ihres Auges durch das geschlossene Augenlid bedeckt. Arinia lag noch immer betäubt am Boden. Einen Tiger hätte dieser Anblick des zerreißendsten Jammers, dieses rührende Bild der aufopfernden Duldung gerührt. An

der kalten, durch das Verderben der Liebloſigkeit, welches in den höhern Ständen herrſcht, von Jugend auf verhärteten und vergifteten Bruſt Dolgorows, gleitete der Pfeil ab, als ob ein cherner Harniſch ſie bedeckte. Es wird vorübergehen, dachte er kalt; denn der Schmerz Feodorownas erſchien ihm nur wie die Thorheit einer Schwärmerin und Arinias Jammer berührte ihn gar nicht, da ſie zu einer Gattung Weſen gehörte, die er von Jugend auf nur als Dinge betrachtet hatte. Er war nur voller Freude, daß dieſes zufällige Ereigniß die Hinderniſſe aus dem Wege räumte, welche ſich noch geſtern ſeinen Planen unbeſiegbar entgegenzuſtellen ſchienen. Schnell eilte er daher zu Ochalskoi herüber, um dieſen von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und überließ es der eintretenden Jeannette, für ihre Gebieterin zu ſorgen. Dieſe ſchlug bald das Auge wieder auf und war nun der Dienerin behülflich, Arinien ins Leben zurückzurufen. Als auch ſie endlich aus ihrer Betäubung erwachte, blickte ſie irr umher und ſchien mit den Augen einen Gegenſtand zu ſuchen, den ſie nicht zu nennen vermochte. Anfangs traf der tröſtende Zuſpruch Feodorownas nur ein taubes Ohr, ſie wußte nicht, was der leere Schall der Worte bedeutete, die ſie vernahm. Endlich faßte ſie es, als Feodorowna zu ihr ſprach: „Beruhige Dich, Arinia, der ſchreckliche Traum iſt vorüber; Du wirſt glücklich ſein!“ Da ſank die Gequälte, wie im Rauſche des Entzückens, mit heißen Freudenthränen an die Bruſt der Wohlthäterin, die ihr beide Arme öffnete und ſie liebend an das Herz drückte: „Du wirſt glücklich ſein, Arinia,“ rief ſie noch einmal mit unausſprechlichem Schmerz. Aber Du weißt nicht, um welchen Preis! tönte es heimlich in ihrer Bruſt nach. Lange hielten ſich Beide umfaßt; die mächtigen, betäubenden Wellen der Schmerzen und der Wonne, auf denen ihr Herz gehoben wurde, hatten jeden

Damm, der ſonſt das Bett ihres Lebens ſchied, überfluthet, und wie gerettete Schiffbrüchige umarmten ſie ſich an dem Strande, wohin die Lebenswelle ſie geworfen hatte, kaum wiſſend, ob in Jammer oder in Seligkeit. Endlich verließen Feodorowna die Kräfte, und ſie bat: „O, leitet mich auf mein Zimmer! Ich bin ſehr erſchöpft!“ Gütiger Himmel! dachte ſie, habe ich denn nicht auf der Folterbank gelegen, bis die Qual mir mein eignes Todesurtheil auspreßte? Aber ſie ſchwieg, und kein Laut verrieth das unermeßliche Opfer, welches ſie der Menſchlichkeit gebracht hatte. Langſam geleiteten Jeannette und Arinia ſie auf ihr Gemach; hier fand ſie Einſamkeit und Ruhe, um einen klarern Blick auf die Löſung der verworrenen Fäden ihres Geſchicks zu werfen.

Viertes Capitel.

Die feierliche Verlobung ſollte ſogleich vollzogen werden; die Vermählung ſelbſt forderte der unerläßlichen Ceremonien wegen einen längern Aufſchub, und man mußte es einſtweilen der Wendung der Zeitereigniſſe überlaſſen, wann dieſes Feſt am ſchicklichſten anzuſetzen ſei. Daß Feodorowna zurücktreten werde, befürchtete der Vater nicht, denn er wußte, daß ſie bei der Strenge ihrer Grundſätze ein gegebenes Verſprechen zu heilig halte, um es unter irgend einem Vorwande zurückzunehmen.

Dolgorow und Ochalskoi gingen, um ſie zu benachrichtigen, zur Gräfin hinüber, die, gewohnt, ſpät aufzuſtehen, von

dem Vorgefallenen noch nicht das Mindeſte erfahren hatte, aber begreiflicherweiſe ſehr erfreut darüber war.

Während deſſen hatte Feodorowna mit Xinien auf ihrem Gemach eine traurige Stunde hingebracht, in welcher ſie erſt den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten erfuhr, die Xinias Hinzukommen zu ihrer Unterredung mit dem Vater verurſacht hatten. Um Paul von Dem, welches Feodorowna für Beide thun wollte, zu unterrichten, hatte ſie von dem früheſten Morgen an eine Gelegenheit geſucht, ihn zu ſprechen; indeſſen war es ihr mißlungen. Eben wollte ſie zum dritten Male nach dem Schloſſe gehen, als ihr der Verwalter, der ein erbitterter Feind Pauls war, im Schloßthore die Nachricht von ſeiner Beſtrafung mit höhniſchen Worten mittheilte.

Kaum hatte ſie die entſetzliche Nachricht vernommen, deren Zuſammenhang mit ihrem eignen Geſchick ſie ſogleich dunkel ahnete, als ſie auch im Hofe den an den Pfahl gebundenen Paul erblickte.

Dies ſehen, die Stufen der Marmortreppe hinanfliegen, durch die Schar der Diener unaufhaltſam bis zum Zimmer des Grafen vordringen und hineinſtürzen, war das Werk weniger Augenblicke geweſen. Glücklicherweiſe war Jeannette noch zur rechten Zeit mit Feodorownas Befehl, Pauls Strafe aufzuſchieben, eingetroffen. Jetzt hatte man ihn losgebunden und in ein kleines Zimmer geführt, wo er als Gefangener bewacht wurde. Xinia hegte anfangs noch einige Beſorgniſſe um ihn, indeſſen gab Feodorowna ihr die heilige Verſicherung, daß ſie nun nichts mehr zu fürchten habe; zugleich ſandte ſie, da ſie ſich der Vollmacht ihres Handelns gewiß fühlte, durch Jeannette den Befehl hinüber, Paul ſofort frei zu laſſen und ihn zu ihr zu ſenden.

Dolgorow ließ ſeine Tochter zu ſich bitten. Sie ging

erschüttert, aber gefaßt, bleich, aber ohne Thränen. Die Ältern waren allein. Sie fand den Vater freundlicher als jemals, auch die Mutter zeigte sich gütig. „Du willst nun gehorsam sein, willst unsere Wünsche erfüllen, Feodorowna?“ sprach sie sanft. Es war seit Monden der erste Laut der Liebe aus dem mütterlichen, sonst so heiß von der Tochter geliebten und verehrten Herzen.

„Ja, meine Mutter,“ entgegnete sie, „ich will jetzt das Glück meines Lebens einer Pflicht opfern, von der mich nichts loszusprechen vermochte. Allein ich mache es mir zur unerläßlichen Bedingung, daß ich über das Schicksal der Unglücklichen jetzt völlig frei bestimmen darf.“

„Es sei Dir gewährt,“ sprach Dolgorow fast mit dem Ausdruck der Güte.

„Noch eine zweite Bedingung muß ich mir machen,“ fuhr Feodorowna fort. „Den Schritt, welchen ich zu thun im Begriff bin, muß ich mit Fassung, mit weiblicher Würde vollführen; ich darf auch nicht mit dem zerstörten Antlitz des Schmerzes zu meinem Bräutigam treten, denn meine Züge würden dem Ja meiner Lippen zu schroff widersprechen. Es müßte ihn beleidigen, und das will ich nicht; denn von dem Augenblicke an, wo ich ihn zum Gatten wähle, bin ich ihm Achtung schuldig; mein zu heftiger Schmerz würde diese verletzen. Darum verlange ich drei Tage, um mein Herz zu fassen, meine Seele ernst zu sammeln; der fromme Zuspruch des Vater Gregor wird mir in diesem schweren Kampfe hülfreich zur Seite stehen. Mit der Sonne des vierten Tages bin ich bereit, den Verlobungsring mit dem Grafen zu wechseln; bis dahin lasse man mich meiner Einsamkeit.“

„Auch dies sei Dir gewährt,“ sprach der Vater; „Du weißt, Deine Ältern haben Dich stets geliebt, und nur Dein

ſtarrer, unbegreiflicher Ungehorſam konnte ihr Herz von Dir abwenden."

Feodorowna richtete ihr Auge gen Himmel und ſeufzte leiſe. O wie gern hätte ſie dieſen Worten Glauben geſchenkt; allein ſie fühlte, es war unmöglich, denn die That widerſprach ihnen zu hart. Wie hätten liebende Ältern ihr Kind der jahrelangen, ſtummen Qual übergeben können? Auch war kein Blick der Liebe in ihren Augen zu leſen, ſondern nur das Wort ahmte todte Formen der Neigung nach.

Sie ging zurück auf ihr Gemach.

Im Vorzimmer traf ſie Paul bleich, mit kummervollen Zügen an, denn er war zu furchtbar von dem Sturm gewaltiger Leidenſchaften auf- und niedergeſchleudert worden, um aus einem leichten Schimmer der Hoffnung Muth ſchöpfen zu können. Erſt jetzt gab ihm Feodorowna durch die Verſicherung das Leben wieder, daß ſein Schickſal ganz in ihrer Hand liege. Sie hieß ihn ihr folgen; im Gemach führte ſie ihn ſelbſt zu der ſelig erröthenden Arinia, legte ihre Hände ineinander und ſprach: „Seid glücklich! Ihr waret nicht ohne Schuld, doch Ihr habt ſie ſchwer gebüßt. Weihet nun Eure Liebe durch den geheiligten Bund der Ehe. Dann aber, Paul, verlaſſe dieſes Land und kehre zurück in Deine Heimat. Wehe Dem, der es Vaterland nennen muß; wohl Dem, der eine andere Heimat kennt! Beſchützen kann ich Euch nur, ſo lange ich hier bei Euch verweile; es werden vielleicht nur wenige Wochen ſein. Drum ſobald der Pfad Euch offen ſteht, ziehet hin in Länder, wo ein mildes Geſetz über Allen gleich waltet. Jetzt laßt mich; gehet, ſeid glücklich."

Sie wandte ſich ab, um den Schmerz zu verbergen, der ſie überwältigte.

Arinia ſprach, indem ſie ihre Hand ergriff, ſchüchtern,

doch mit dem Ausdruck der innigsten Liebe: „Habt Ihr mir auch ganz vergeben? Ach, verdiene ich es denn auch? O, seht mich noch einmal gütig an!“

Feodorowna wandte sich um; sie blickte sie, durch ihre Thränen, freundlich an. „Dein Herz ist lauter! Du liebst! Um der Liebe willen wird uns viel vergeben. Ich vergebe Dir Alles. Und könnte die Blüte Deines Glückes nur aus meinem Grabe aufsprießen — ich würde Dich segnen aus der stillen, kühlen Gruft herauf. Doch — geht, geht!“

Sie verließen still das Gemach.

„Himmlische Beschützerin! Gnädig waltende Mutter Gottes!“ rief Feodorowna jetzt und beugte ihre Kniee vor dem Marienbilde, „gib Du mir Trost und Kraft. Ich vertraue mich Deiner segnenden Milde! Du wirst mich nicht verlassen in der kalten, schauerlichen Nacht des Lebens. Dein sanftes Gestirn wird mir leuchten, auch wenn der ganze Himmel sich düster verhüllt!“

Nach diesem Gebet kam eine tröstende Ruhe über ihr Herz. Segnend empfand sie es, daß es eine Hand gibt, die unsere brennendsten Wunden zu heilen vermag, ein Auge, das uns nicht verliert in der dunkelsten Tiefe des Abgrundes. Durch das graue, finster wogende Nebelgewölk ihrer Zukunft brach ein Lichtstrahl und weckte einen zarten Keim der Hoffnung in ihrer Seele. Verzage nicht, rief es ihr zu; wenn auch Dein sterbliches Auge keinen Pfad mehr sieht, der Dich zu einem glücklichen Ziele führen könnte; hinter diesen düstern Nebelschleiern ruht ja der Himmel in seiner ewigen Klarheit. Ein Hauch des Allmächtigen und das Gewölk zerfließt, und über Dir steht das reine, blaue Gewölbe des Äthers mit seinem seligen Sonnenlicht.

Feodorowna trat ans Fenster. Der Frühling schmückte die Erde; er lieh ihr, selbst in dieser nordischen Öde, den

Reiz der Jugend. Der Strom ließ sein dunkelblaues Band durch die grünen Gefilde flattern; die Wipfel der Tannen wurden von milden Lüften gewiegt; aus den Gebüschen ertönte der Gesang der Drossel; über den Feldern wirbelte die Lerche; Schwalben kreuzten über dem Spiegel des Wassers; an den steilen, grünen Hügelwänden, die sich in den Strom hinabsenkten, hingen die Heerden; wohin das Auge blickte, Leben, Freude, Gnade! Eben rief der feierliche Ton der Glocke zum Frühgottesdienst, denn es war Festtag! Da kam eine süße Wehmuth über die Duldende. Die Bilder und Träume der Jugend drangen mit alter, heiliger Kraft in ihr Herz; ihre Thränen flossen sanft. Mit jedem Tropfen, der ihren Augen entrann, hob ihre Brust sich freier, füllte sich mehr und mehr mit gläubigem Vertrauen. „Gott ist mir nahe," rief sie stark und freudig aus, „ich fühle seine segnende Kraft. Muth denn, Feodorowna; Du hast nach seinem Gebot gehandelt, er wird Dich nicht verlassen."

So gestärkt und im Innersten gekräftigt, beschloß sie zur Kirche zu gehen und die Andacht der Landleute zu theilen.

Als sie zurückkehrte, fand sie das Schloß in lebhafter Bewegung. Das im Thor angebundene Pferd eines Kosacken unterrichtete sie schon von weitem von der Ankunft eines Boten. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Vater zu ihr aufs Gemach und redete sie folgendermaßen an: „Du weißt, meine Tochter, daß ich meine gegebenen Versprechungen streng halte; aber ich komme, mich zum Theil durch Dich davon entbinden zu lassen. Du wolltest drei Tage zu Deiner Sammlung haben. Gern hätte ich sie gewährt. Doch vor wenigen Minuten traf ein Bote, den mir der General sendet, mit Briefen für mich und den Fürsten Schalskoi hier ein. Der Feind ist wirklich über den Niemen gegangen und rückt

mit reißender Schnelligkeit vor. Dies zwingt uns, noch heute zur Armee abzugehen; meine Abreise ist dringend, die des Fürsten unerläßlich. Unter solchen Umständen wirst Du gewiß einwilligen, dem Aufschub zu entsagen, da es mir wichtig sein muß, eine Familienangelegenheit wenigstens so weit, als dies möglich war, geordnet zu haben, bevor ich mein Leben und das Deines künftigen Gemahls dem ungewissen Schicksal einer Schlacht preisgebe."

Nur durch die fromme Fassung, die sie errungen, war es Feodorowna möglich, dem Wunsche ihres Vaters zu entsprechen. Dennoch faßte ein innerer Schauer sie an und berührte ihr Herz mit einem kalten Entsetzen. „Wenn es denn sein muß," sprach sie mühsam, „so bin ich bereit, zu gehorchen. Nur eine Stunde der Sammlung gönnen Sie mir, mein Vater!"

„Wir werden indessen unsere Anstalten zur Abreise treffen," erwiderte dieser; „denn jede Minute ist jetzo wichtig. In einer Stunde werde ich zu Dir senden." Mit diesen Worten verließ er das Gemach.

Erschöpft sank Feodorowna auf einen Sessel. Sie hatte Muth zur Entsagung gehabt, doch der Augenblick der Entscheidung erneuerte alle Kämpfe ihrer zerrissenen Brust. „Noch ist die Rückkehr möglich — noch darf dieses Herz wählen —" rief sie und rang die Hände; „eine Stunde vereinnt und Alles ist vorbei! Nein es ist schon jetzt vorbei, denn Du gabst ein unwiderrufliches Versprechen. So übe denn mit Ergebung die Pflicht, die der strenge Arm des Allmächtigen Dir auferlegt. Er allein, der Dein Herz zermalmt, vermag es aufzurichten, ihm vertraue Dich!"

Sie schellte. Jeannette erschien.

„Du mußt mich zur Verlobung schmücken, Liebe," sprach

sie weich; „in einer Stunde schon spreche ich das entscheidende Wort aus.“

Sie zitterte; das Mädchen ahnete, was ihre Gebieterin empfinde. Sie weinte still und übte schweigend ihre kleinen Pflichten.

„Welches Kleid?“ fragte sie, als Feodorowna nur noch des letzten Gewandes bedurfte.

„Das schwarze — nein, das weiße; ich traure ja um Niemand, ich bin ja selbst die Blutende. O, wäre ich eine Braut, die man für die Gruft schmückt!“

Es war ein Ausruf des tiefsten, die Seele zerreißenden Schmerzes, der sich der Duldenden entrang. Ermattet sank sie in Jeannettens Arme und weinte überwältigt an ihrer Brust.

Nach einigen Minuten richtete sie sich sanft empor; sie wandte einen frommen Blick auf das Muttergottesbild, an welchem eben einige Sonnenstrahlen spielten. „Ein Trost, eine Hoffnung bleibt ja doch unzerstörbar in unserer Brust,“ sprach sie mit mildem Laut; „warum will ich denn verzagen? Nach allen Erdenmüden muß ja die Stunde kommen, wo Du Dein Kind mit unvergänglichem Heil beseligst.“

Von jetzt an blieb sie ruhig. Schön wie eine Lilie mit sanft gebeugtem Kelch war sie in der weißen Seidenhülle. Sie schwebte an Jeannettens Arm hinab in den Saal. Dort harrten schon die Ältern, Ochalskoi, Gregor.

Eine stumme Begrüßung fand statt.

„Ich wünsche, daß der Vater Gregor meine Verlobung einsegne, wenn es auch sonst nicht gebräuchlich ist;“ bat Feodorowna sanft, aber in einem Tone, der keine Abweisung zuließ.

Gregor sprach einige Worte. Dann wurden die Verlobungsringe gewechselt, und die Braut duldete stumm die Umarmung und den Kuß Dessen, dem sie sich jetzo feierlich

gegeben hatte. Aber in ſeinen Armen erblaßte ſie, ſeufzte leiſe auf, ſank zuſammen, und leblos mußte man ſie auf ihr Gemach tragen.

Sie blieb der Sorge der Mutter überlaſſen, denn ſchon ſtampften die Roſſe vor dem Wagen, in welchem Dolgorow und Ochalskoi ſogleich zum Heere abreiſten.

Fünftes Capitel.

Es war am 22. Junius, als Raſinski mit ſeiner Reiterſchaar zu der Hauptcolonne der Armee, welche der Kaiſer ſelbſt führte, ſtieß. Ein Befehl, den er unterwegs erhalten, hatte ſeinen Marſch beſchleunigt. Die übrigen Truppentheile, Regnards Regiment, die Artillerie und zwei Escadrons ſchwerer Cavalerie, welche bei Lomza zu ihnen geſtoßen waren, konnten nicht ſo eilig folgen. Die Sonne ſenkte ſich eben hinter die blauen Wälder, welche den weſtlichen Horizont umſchloſſen, als man von einer Anhöhe die franzöſiſche Armee zuerſt gewahr wurde. In unabſehbarer Weite bedeckten die ſchwarzen Truppenmaſſen die ſanfte Einſenkung, welche ſich dieſſeit der Hügelreihen, die das Ufer des Niemen begleiten, und an dem Saume des großen Waldes von Pilwiski hinzieht. Raſinski war mit Bernhard und Ludwig, die er gewiſſermaßen als ſeine Ordonnanzen gebrauchte, etwa tauſend Schritte dem Regiment vorausgeritten. „Heiliger Gott!“ rief er aus, „welch' eine Welt in Waffen. Seht Freunde, ſeht dort hin! Über eine Meile dehnt ſich die Linie dieſer eng aufeinandergerückten Colonnen aus. Und von dort herüber ſind noch unzählbare Maſſen im Anmarſch. Welch

ein ungeheurer Geiſt, der ſo viele tauſend Kräfte der Einzelnen alle in dem Mittelpunkte ſeines Willens vereinigt! Alle Zungen Europa's vernehmt Ihr in dieſem Feldlager. Von den Nachbarn des Ebro und des Veſuvs, von den Söhnen der Alpen und Pyrenäen bis zu den ſlaviſchen Stämmen, die unſre rauhen Steppen bewohnen, hat jede Stadt, jedes Dörfchen einen Sohn hieher geſandt, und Alle folgen ſie in glühender Begeiſterung und im ſtummen Gehorſam dem Wink des Führers. Sie gehorchen ihm und glauben an ihn wie an einen Gott, dem der Menſch ſich beugt, auch ohne ihn zu begreifen! Seht die herrlichen Artillerieparks, welche dort am Abhange aufgefahren ſind; ich ſchätze die Stärke derſelben auf vier- bis fünfhundert Feuerröhre, und doch iſt es kaum die Hälfte von denen, welche Napoleon heranführt, um das Verderben in die feindlichen Reihen zu ſchleudern."

Raſinski hielt und ſah ſich aufmerkſam rings um. „Hier, über jene drei Bäume hinweg, liegt Kowno; es wird muthmaßlich hartnäckig von den Ruſſen vertheidigt werden. Dorther kommt die Straße von Königsberg, die ſich in dem Gebüſch vor uns mit der unſrigen vereinigt. Das Örtchen hier unten am Walde heißt Pilwiski; dort weiter links jener ſpitze Thurm gehört dem Städtchen Schirwindt an. Seht Euch die Lage der Orte genau an, Freunde; denn ich könnte Euch noch in dieſer Nacht nach beiden zu verſchicken haben, da ich vermuthe, daß der Stab in denſelben liegt."

Während Raſinski ſeine beiden Begleiter auf dieſe Weiſe mit der Gegend bekannt machte, war ſein Regiment herangekommen. Er ſetzte ſich jetzo an die Spitze deſſelben und ließ es im geordneten Zuge gegen das Lager vorrücken.

Noch bevor er die erſten Poſten erreicht hatte, ſprengte ihm ein Generalſtabsoffizier entgegen: „Ich bin beauftragt, Herr Oberſt," redete derſelbe ihn an, „Ihnen die Stelle an-

zuweiſen, wo Sie mit Ihrem Regimente den Bivouac zu beziehen haben. Ihre Ankunft war bereits gemeldet. Sie werden Ihr Lager dort drüben auf jenem Hügel zunächſt der kaiſerlichen Garde einnehmen."

Raſinski erkannte ſogleich die Auszeichnung, welche in dieſer Beſtimmung lag und ſprach, indem er für die Meldung dankte, ſeine Freude darüber lebhaft aus.

Von dem Generalſtabsoffizier geführt, rückte das Regiment jetzt mitten durch das Lager ſeinem Bivouacsplatze zu. Das mannichfaltigſte Schauſpiel bot ſich auf dieſem Zuge dar. Zuerſt kam man an langen Reihen ſchwerer Geſchütze, an dicht aufgefahrenen Parks von Munitionswagen vorbei. „Das ſind die ehernen Knochen des Kriegsungeheuers," ſprach Ludwig zu Bernhard im Vorüberreiten.

„Oder vielmehr ſeine feuerſpeienden Rachen," erwiderte Bernhard. „Mir iſt ſeltſam zu Muthe," fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „indem ich in dieſe Thore des Krieges einziehe, erſcheine ich mir gegen die ungeheuern Maſſen der Kräfte plötzlich ſo ganz unbedeutend, ich verliere ſo vollſtändig das Gefühl eigner Thatkräftigkeit, daß ich mir vorkomme wie eine Nußſchale, die auf dem brandenden Ocean ſchwimmt. Aber etwas zu thun werde ich hier bekommen für mein Skizzenbuch, denn alle zehn Schritte ſehe ich ein köſtliches Genrebild vor mir, und ich merke, daß man nur einmal durch ein Feldlager geritten zu ſein braucht, um ein Philipp Wouvermann zu werden, wenn man ſonſt den Pinſel dazu hat und keiner iſt."

Man war jetzt an die erſten Bivouacs der Infanterie gekommen und konnte mit Muße die Gruppen betrachten, welche ſich um die Feuer gelagert hatten. In der Ferne hörte man die halbverwehten Töne der Feldmuſik, welche die marſeiller Hymne ſpielte. Gleich im Vordergrunde la-

gen ein Dutzend Grenadiere um ein ſtattliches Feuer. Ein bärtiger Sapeur rührte eifrigſt die Nachtkoſt im Feldkeſſel um. Er war jeden Augenblick genöthigt, ſeinen langen Bart vor der aufflackernden Flamme zu ſichern; einige junge Leute, die ſeine Noth anſahen, trieben ihren Spott mit ihm. Einer lag mit verbundenem Kopf und ſchlief; ſeine Kameraden hatten ihm mit Kohle einen ungeheuern Schnurbart gemalt. Zwei ſtanden und fochten ſcherzhaft mit den Händen. Die Übrigen ſaßen oder lagen im Kreiſe umher und betrachteten müßig das vorbeiziehende Regiment, ſchienen jedoch keine ſonderliche Aufmerkſamkeit auf die für ſie ſo alltägliche Begebenheit zu wenden. Ohne Umſtände deuteten ſie mit Fingern auf Das, was ihnen auffiel, und Einer drehte ſogar dem ihn ſcharf anblickenden Bernhard muthwillig eine Naſe, worüber die Andern ein helles Gelächter aufſchlugen.

Einige Schritte weiter war eine andere Gruppe gelagert, welche aufmerkſam einem muſikaliſchen Genie zuhörte, das auf einer kleinen Querflöte die Romanze: „Il pleut, il pleut bergère," blies. Dieſes Lieblingsliedchen ſchien die Zärtlichkeit eines Sergeanten zu entflammen, der hinter dem Kreiſe ſeiner gelagerten Kameraden einer niedlichen Marketenderin die feinſten Galanterien zu ſagen ſuchte und ihr das Kinn mit einem gewiſſen väterlichen Wohlwollen ſtreichelte, obgleich ſeine lebhaften Augen eine viel feurigere Zuneigung zu dem muntern Mädchen verriethen. Sie nickte wohlgefällig mit dem Köpfchen zu dem Takte der Melodie und achtete nicht ſonderlich auf den Liebhaber, dem ſie nur dann und wann die Hand abwehrend zurückſchlug.

„Die Liebe iſt überall zu Hauſe," ſprach Bernhard lachend; „auch im Bivouac treibt ſie ihre Blüthen. Der ewig dürre Boden, wo ſie gar nicht fort will, glaube ich, iſt mein

Herz. Denn wenigstens von den Blüthen glücklicher Liebe kann ich noch kein sonderliches Herbarium aufweisen."

Ludwig schwieg; er hing seinen ernsten Gedanken nach, die durch Bernhards Worte lebhaft aufgeregt waren.

„Nun Tölpel," rief Bernhard etwas verdrießlich, denn ein mächtiger Dragoner, dem ein dichter schwarzer Busch von Pferdehaaren vom Helme herabhing, ritt auf einem wahren Brauerpferde dicht an ihm vorbei und rannte ihn fast vom Sattel. Der Kerl steckte jedoch den Tölpel ein, ohne sich umzusehen und ritt seiner Wege.

„Ein unverschämter schnauzbärtiger Esel, der dort seine langen Beine über den plumpen normännischen Gaul gehängt hat," polterte Bernhard; „Der Kerl machte einen förmlichen Choc gegen mich mit seinem Elephanten."

„Das sind die Höflichkeiten des Lagers," rief Jaromir lachend, der Bernhards Unfall gesehen hatte. „Du wirst so lange welche einstecken müssen, bis Du sie wieder austheilen lernst!"

„Pah!" erwiderte Bernhard, „in diesem Punkte bin ich als Meister geboren; bei Grobheiten gleiche ich gewissen Echos, welche den Schall nicht nur vervielfältigen, sondern auch verstärkt zurückgeben. Bei mir wäre das Sprichwort: wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es wieder heraus, nicht ganz richtig angewendet, denn ein grober Flegel bekommt mich in einem Hohlspiegel zu sehen, wo ich ihm ein grimmiges Gesicht schneide."

Man kam jetzt an einen Cavalerielivouac, wo die Pferde in langen Reihen an ausgespannten Leinen standen. Das muthige Stampfen und Wiehern der Rosse machte das Schauspiel lebendiger. Eines derselben riß sich los, als das Cavalerieregiment anrückte, und wollte den brüderlichen Reihen zueilen; sogleich waren einige Dragoner hinterdrein, um es

zu greifen, doch es ſchlug unbändig aus, warf einige Feldkeſſel um, daß die eben fertige Abendkoſt in die Kohlen geſchüttet wurde, und entſprang dann in wilden Bogenſätzen. Die Infanteriebataillone, welche in der Nähe lagen, erhoben ein jubelndes Gelächter über dieſe Jagd und ſuchten das Thier durch Geſchrei zurückzujagen. Die polniſchen Reiter drehten gleichfalls lachend die Köpfe nach dem Schauſpiel um, als plötzlich Raſinski's Commandowort: „Richtet Euch! Augen rechts!“ ſie in die ſtrengen Feſſeln des Dienſtes legte. Es war ein franzöſiſcher General, welchem Raſinski auf dieſe Art den Zoll des militairiſchen Ehrengrußes abtrug. Er ritt einen prächtigen Grauſchimmel, deſſen Zäumung und Schabracke reich mit goldenen Verzierungen und Stickereien bedeckt war. Grüßend faßte er an den Hut und betrachtete im Vorüberreiten die Leute mit einem großen, aufmerkſamen Auge. Die athletiſche Geſtalt, das ernſte Feuer im Blicke, die ſtrengen Züge auf der hohen Stirn, alles Dies zuſammen verlieh ihm jene Gewalt der Perſönlichkeit, wodurch der Soldat ein ſo unbedingtes Vertrauen zu ſeinem Führer gewinnt. Auch ſtanden von beiden Seiten die Leute im Lager ehrfurchtsvoll ſtill und hielten ſich in ſtrenger dienſtlicher Haltung, bis er vorüber war.

Ludwig, auf den die Erſcheinung einen ganz beſondern Eindruck gemacht hatte, fragte leiſe den ihm zur Seite reitenden Boleslaw: „Wer iſt dieſer General?“

„Der Marſchall Davouſt, Fürſt von Eckmühl,“ erwiderte dieſer mit ernſter, gewichtiger Miene, welche die Bedeutung wahrnehmen ließ, die der berühmte Feldherr auch für ihn hatte.

„Der Marſchall Davouſt,“ ſprach Ludwig weiter zu Bernhard, und Beide ſahen ihm mit geſpanntem Auge nach, bis er ſich in das Getümmel des Lagers verlor.

Es fing ſchon an zu dunkeln, als das Regiment den Platz, der zu ſeiner Lagerſtätte beſtimmt war, erreichte. Der Raum, welchen es einnehmen durfte, war durch die Örtlichkeit genau abgeſteckt. Man befand ſich nämlich auf einem Hügel, der, auf der Oberfläche kahl, rings umher von Buſchwerk begrenzt wurde. Einige Hundert Schritte ſeitwärts hatte man auf der Spitze eines andern, etwas höhern Hügels das Zelt des Kaiſers aufgeſchlagen. Die dreifarbige Fahne wehte von demſelben herab. Zwei Mann der alten Garde ſtanden Wache davor. Generaloffiziere, Adjutanten, Ordonnanzen kamen und gingen ununterbrochen. Bernhard ſchaute unverwandt nach dem Gezelt hinüber, wo ſich in dieſem Augenblicke das Geſchick Europa's entſchied. Indeſſen blieb ihm nicht lange Zeit zu müßigen Betrachtungen; die angenehmſte Arbeit des Soldaten, ſich in ſeinem Bivouac einzurichten, begann. Die Ställe für die Pferde wurden durch Piketpfähle mit umgeſchlungenen Fouragierleinen abgetheilt. Man beſtimmte die Feuerſtellen; Einige holten Holz und Stroh, Andere Waſſer herbei. In kurzer Zeit loderten die Bivouacfeuer luſtig auf; die Kameraden lagerten ſich umher, trauliche Geſpräche knüpften ſich an, man wurde heiter und heiterer. Ein guter Trunk, den Raſinski ſpendete, erhöhte die ſorglos frohe Stimmung; ja ſogar fröhliche Kriegslieder erſchallten laut, bis die ſinkende Nacht und die Ermüdung des Tages den Schlaf herbeiriefen, der das bewegte Treiben des Lagers in eine feierliche Ruhe verwandelte.

Sechstes Capitel.

Mitternacht war vorüber. An einem größern Feuer, unter einer breitästigen Eiche, in den Reitermantel gehüllt, lag Rasinski und schlief auf dem schlichten Lagerstroh, ohne das Obdach einer Hütte oder eines Zeltes über sich zu haben; Boleslaw, Jaromir, Bernhard und mehre jüngere Offiziere waren um ihn gelagert.

Eine Ordonnanz trat in den Kreis und fragte Ludwig, der eben die Feuerwache hatte, nach Rasinski. Noch ehe er antworten konnte, fuhr dieser, dessen leiser Schlummer seine Wachsamkeit kaum unterbrach, bei dem Klange seines Namens auf.

„Was gibt's?“ fragte er, sich aufrichtend.

Die Ordonanz überreichte ihm einen versiegelten Zettel, den Rasinski bei dem Schimmer des Bivouacfeuers las. „Sehr wohl, Kamerad! Ich werde pünktlich sein,“ sprach er, nachdem er den Inhalt gelesen hatte.

Die Ordonnanz entfernte sich wieder. Rasinski rief nach seinem Reitknecht. „Sattle sogleich meinen Rappen,“ gebot er diesem; „und auch Ihr, Freunde,“ wandte er sich zu Ludwig und dem gleichfalls erwachten Bernhard, „sattelt Eure Pferde, denn wir müssen sogleich fort.“

Schnell sprangen Beide auf und eilten nach ihren Pferden; denn sie hatten sich's zum Gesetz gemacht, alle Arbeiten des Soldaten selbst zu verrichten, um weder weichlich zu erscheinen, noch Neid zu erregen. In wenigen Minuten kehrten sie zu Pferde zurück. Rasinski war schon aufgesessen. Die übrigen Offiziere, welche am Feuer gelegen hatten, waren erwacht und aufgestanden. „Ich bin wahrscheinlich vor Tagesanbruch zurück,“ sprach Rasinski; „sollte indessen

während meiner Abwesenheit etwas vorfallen, so haben Sie sich an den Rittmeister Negolinski, als den ältesten des Regiments, zu wenden. Er ist bereits benachrichtigt. Auf Wiedersehen!"

Sie ritten im Schritt hinweg, den Hügel herab durch das Gebüsch grade auf das Zelt des Kaisers zu.

„Wie spät ist's?" fragte Negolinski.

„Halb zwei Uhr," erwiderte Bernhard.

„So kommen wir noch fast zu früh. Um zwei Uhr, im ersten Dämmerschein will der Kaiser den Niemen recognosciren; ich bin befehligt, mich seinem Gefolge anzuschließen, weil ich die Gegend genau kenne. Ich empfehle Euch möglichste Stille, lieben Freunde, denn in so wichtigen Zeitpunkten, wo der Kaiser seine ungeheuren Entwürfe abwägt, haßt er jedes müßige Geräusch."

Beide junge Männer wurden durch diese Worte in eine feierliche Spannung versetzt. Zum ersten Male sollten sie jetzt Zeugen eines jener großen Augenblicke sein, wo der Beherrscher Europa's die ersten Fäden zu einem kühnen, riesenhaften Gewebe aufspannte. Sie wurden gewissermaßen in die Werkstätte der Weltgeschichte geführt, sollten dem unscheinbaren Quell der Ereignisse nahen, der, zum Strom, zum Ocean anwachsend, die Geschicke ganzer Nationen auf seinen brausenden Fluthen zu wiegen bestimmt war.

Stumm ritten sie, dem gleichfalls ernst schweigenden Führer folgend, durch Nacht und Wald dahin, zwischen den rechts und links düster glimmenden Feuern des Lagers hindurch, auf das Zelt des Kaisers zu. Sie fanden dort schon mehrere Generale und Offiziere versammelt. Einige Minuten später trat der Kaiser aus dem Zelt und schwang sich aufs Pferd. Es begann schon zu dämmern; doch war die ganze Landschaft noch in einen grauen Schleier, welchen die und

da die Morgennebel verdichteten, gehüllt. In weniger als einer Viertelstunde hatte man die Waldhöhen, welche den Lauf des Niemen begleiten, erreicht. Der schöne Strom schimmerte blaß glänzend, halb erlöschende Sterne wiederspiegelnd, zwischen den dunkeln Ufern. Jenseit beginnt das russische Gebiet.

Der Kaiser hielt auf der Anhöhe still und sah sich einige Zeit aufmerksam nach allen Seiten um. Dann sprengte er im kurzen Galopp die Höhe hinunter nach dem Flusse zu. Als sein Pferd die feuchte Sandfläche des Ufers erreichte, sank es plötzlich mit den Vorderfüßen ein, stürzte und schleuderte den Reiter über sich hinweg auf den Boden.

Einen Augenblick fühlte sich Jeder durch dieses Ereigniß, welches einem unheilvollen Vorzeichen zu ähnlich sah, betroffen; Rasinski war so überrascht, daß er unwillkürlich halb laut ausrief: „Ein Römer würde umkehren.“ Das rings herrschende tiefe Schweigen und die Morgenstille, welche den Schall so weit fortpflanzt, bewirkte, daß die Worte von Allen gehört wurden. Selbst der Kaiser, der rasch aufgesprungen war, mußte sie vernommen haben, denn er sah sich aufhorchend um, sagte jedoch nichts. Ruhig bestieg er sein Pferd wieder und setzte die Recognoscirung fort. Er rief Rasinski in seine Nähe und sprach öfters lebhaft mit ihm. Eine gute Stunde lang ritt er am Ufer entlang, dann wandte er um, sprengte einen Hügel hinab, winkte den Marschall Berthier zu sich und befahl, indem er mit der Hand auf den Strom deutete, daß mit der einbrechenden Abenddämmerung an drei Punkten des Ufers, die er bestimmt angab, Brücken geschlagen werden sollten. Hierauf kehrte er nach seinem Zelte zurück, und Rasinski ritt mit seinen beiden Begleitern der Stelle seines Bivouacs wieder zu.

Der Tag verging in einer erwartungsvollen Unruhe.

Das Zelt Napoleons wurde abgebrochen. Er begab sich in ein unfern gelegenes Bauerhaus, das er von Zeit zu Zeit verließ, um einen Ritt durch das Lager zu machen und den Muth der Truppen durch seine Gegenwart zu beleben. Mit der steigenden Sonne wurde es schwül und schwüler. Die drückende Hitze der langen Sommertage des Nordens drohte Alles zu ersticken; die Sonne schoß glühende Pfeile herab. Die Truppen hielten sich still im Lager; die Sorge für die Pferde und Waffen war die einzige Beschäftigung, welche man vornahm; doch selbst diese ermüdete in der durchglühten Luft. Jedes schattige Fleckchen wurde aufgesucht und benutzt; ein frischer Trunk war das einzige Labsal, wornach man strebte. In Ägypten, in Syrien, nicht in dem nordischen Rußland glaubte man Krieg zu führen.

Endlich wuchsen die Schatten wieder, die Sonne neigte sich. Gegen acht Uhr Abends brachen einige Pionierabtheilungen nach dem Strome auf, um die Brücken zu schlagen. Mit der näher und näher rückenden Minute der Entscheidung stieg die Spannung. Schon deswegen würde der Schlaf die erwartungsvollen Krieger geflohen haben, wenn sie auch nicht in der ermattenden Hitze des Tages der Ruhe gepflegt hätten. Endlich um Mitternacht kam der Befehl zum Aufbruch. In größter Stille sollte man ausrücken; kein Laut durfte gehört, kein Funke gesehen werden.

Rasinski ließ aufsitzen und rückte in dicht geschlossenen Colonnen auf einem breiten Wege vor, der nach dem Strome führte. Nach einer halben Stunde machte man Halt auf einem mit thauigem Getreide bewachsenen Hügel. Die hungrigen Pferde rupften das junge Korn ab; die Leute lagerten sich auf dem feuchten Boden. Mit Ungeduld erwartete man den Anbruch des Tages. Düstere Nachtnebelwolken verzögerten ihn. Endlich erhob sich ein frischer Wind, zerstreute

die Dünste und enthüllte das erste, zarte Morgenroth, welches aus dem tiefen Rußland herüberglänzte. Jetzt vermochte der Blick über die jenseitigen Ufer hinzuschweifen, denn man überblickte sie weit hin von den Hügeln, auf denen man stand. Welch ein düstere Ahnungen weckender Anblick! Nur über unermeßliche Wälder und wüste Sandsteppen schweifte das Auge hin. Wie? Zog man deshalb aus, um mit so vielen tausend Opfern, mit Strömen Blutes ein so ödes, unwirthbares Land, das nur einem unermeßlichen Gefängniß glich, erobern zu wollen? Eine trübe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Seele des Kriegers. Da tönte ein schmetterndes Trompetensignal; die Sonne stieg blutig, aber glänzend über dem schwarzen Fichtenwalde empor, und ein frisches Wehen der Morgenlüfte erfüllte die Brust wieder mit Freude und Kraft. Aller Augen wandten sich zurück nach der Gegend, woher das kriegerische Zeichen des Aufbruchs erklang. Es war am Gezelt des Kaisers, welches man in der Nacht auf der höchsten Uferhöhe aufgeschlagen hatte. Die Sonne beleuchtete es strahlend; prächtig schimmerten die weißen, blauen und rothen Felder der dreifarbigen Fahnen, die es schmückten. Ein glänzendes Gefolge von Marschällen und Generalen hielt vor dem Zelt. Der Kaiser trat heraus, grüßte militairisch und schwang sich auf seinen arabischen Schimmel. Jetzt brachen wie auf einen Wink die Colonnen aus dem Saume des Waldes hervor. In wenigen Minuten bedeckten sich alle Hügel mit den schwarzen strömenden Massen, aus deren hellen Waffen die glühende Morgensonne zurückblitzte. Das ganze Gefilde wogte und leuchtete; das Herz wuchs bei dem Anblick dieser ungeheuern Kräfte. In drei breiten Strömen ergoß sich die schwarze Flut schlängelnd durch die Strandebenen gegen die drei Brücken zu, welche die Ufer des Stroms verbanden, dessen Spiegel bald die

Schaaren verdoppelte. Jetzt brach auch der Kaiser auf und ritt mit seinem Gefolge an den Colonnen hinunter, der mittlern Brücke zu und hinüber. Nicht zagend, nicht bedenklich, betrat er das feindliche Ufer; ungestüm, feurig sprengte er hinüber. Jenseit hielt er an und ließ die Schaaren an sich vorüberziehen; der Blick seines dunklen Auges entzündete ein unerlöschliches Feuer des Muthes in der Brust der Krieger. Sie begrüßten ihn mit lautem Jubel, daß das ganze Gefilde erdröhnte und die stummen Waldwüsten das brausende Getöse staunend zu vernehmen schienen.

Erst gegen die zehnte Vormittagsstunde rückte Rasinski mit seinem Regiment über die Brücke; der Kaiser sah ihn wohlwollend an und grüßte freundlich, als die Polen in ihrer Sprache den Jubelruf: „Es lebe der Kaiser!“ erhoben. Dann wandte er plötzlich sein Roß und jagte pfeilschnell die sandige Landstraße hinunter, tief in den Wald hinein, sodaß er den Blicken seiner Krieger völlig verschwand. Ein Gefühl seltsamer Unruhe bemächtigte sich sogleich ihrer Brust, als sie Den, der sie in diese Öden des Nordens geführt hatte, plötzlich allein in denselben verschwinden sahen, als würde er von der Wüste verschlungen. Doch bald kehrte er mit verhängtem Zügel zurück. Er sah unruhig, mißmuthig aus; es schien ihn zu verdrießen, daß er den Feind, den sein kampfbegieriges, sieggewisses Herz herbeigewünscht, nicht antraf.

Langsam zogen die Heermassen den Strom aufwärts. Jetzt hörte man in der Ferne Kanonendonner. Man lauschte; es dröhnte abermals dumpf, wie fernes Krachen des Geschützes.

In Aller Zügen las man die unruhige, erwartungsvolle Spannung; die Reihen schlossen sich dichter, ordneten sich strenger. Adjutanten sprengten hin und wieder; Generale jagten die Uferhöhen hinauf. Man durfte vermuthen, daß

eines der Seitencorps unter dem Könige von Westphalen oder dem Vicekönige von Italien den Kampf angenommen habe. Da tönte das dumpfe Rollen stärker, aber es war nicht das einer fernen Schlacht, sondern der Donner eines schwer heraufziehenden Gewitters.

Schon wuchs das schwarze, mit schwefelichen Wetterstreifen durchzogene Gewölk über die niedern Waldhügel herauf; der Strom schoß in finstern Wellen dahin; die Sonne verschwand. Von allen Seiten zog sich die düstere Hülle über das reine Blau des Himmels; ringsumher rollte der Donner; eine erstickende Schwüle beklemmte den Athem. Schweigend, langsam rückte das Heer vorwärts; man vernahm nichts als das geheimnißvolle, hoch über den Häuptern und rings in den Tiefen der Wälder murmelnde Getöse des Donners. Jetzt erhob sich auch der Sturm, zog sausend heran und jagte die Wellen mit schäumenden Häuptern zwischen den Ufern dahin. Plötzlich zuckte ein furchtbarer Blitz durch den Himmel, daß der ganze Horizont in Feuer stand und der Niemen die flammende Helle röthlich zurückspiegelte. Mit bleichem Antlitz sahen die Krieger einander an. Da krachte der Donner betäubend über ihren Häuptern, der Himmel zerriß und in zischenden Strömen prasselte der Regen herab.

Das war der Empfang auf Rußlands Boden!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

1812.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Universitäts
München
Bibliothek

A D
MONAC

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Seit Ludwigs Abwesenheit schwanden seiner Mutter und Schwester die Tage still und traurig dahin; Marie trug ihren Schmerz mit sanftem Dulden. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, nur in verdoppelter liebender Sorge für die Mutter suchte sie Trost; über ihr ganzes Wesen war eine wehmüthige Freundlichkeit gebreitet, welche ihr einen neuen zarteren Reiz verlieh. Sie wurde, und dies ist die Natur edler Seelen, durch ihren Kummer besser, und jemehr sie selbst litt, desto reger wurde ihre Aufmerksamkeit und ihr Mitgefühl für die Leiden Anderer. So widmete sie der Mutter, deren Brustübel sich seit der innern Erschütterung, die Ludwigs Schicksal ihr bereitet hatte, leider bedenklich verschlimmerte, alle Gedanken ihrer Seele; vom frühesten Morgen an, wenn sie, vor dem Tage erwacht, einsam auf ihrem Lager saß, sann sie darauf, wie sie durch kleine Freuden und Annehmlichkeiten der Kränkelnden über die lange, stumme Trauer dieser trüben Tage hinweghelfen, sie unvermerkt über ihren Schmerz täuschen wollte. Heimlich aber quälte sie sich mit der Besorgniß, daß die Tage der Mutter ihrem Ziele nahe seien. Und nicht ohne Grund; denn sie kannte jenes stille Unterhaben

der Gesundheit, welches der verschlossene, entweder aus Grundsatz, oder in Folge einer besonderen Eigenthümlichkeit des Gemüths sich wenig äußernde, innerlich aber desto mächtiger verzehrende Schmerz ausübt. Und die Mutter duldete so. Ein Fremder hätte bei dem steten Gleichmuthe, welchen sie zeigte, bei ihrer freundlichen, wiewol nicht lebhaften Theilnahme an Allem, was um sie her vorging, schwerlich geahnet, daß die Brust dieser still wohlwollenden Frau von einer so schweren Sorge, einem so tiefen Kummer erfüllt war. Marie kannte sie und fürchtete daher um so mehr, je weniger zu fürchten schien.

So seltsam es scheinen mag, so war doch diese Zeit der Prüfungen eine ungemein wohlthätige für Marien, denn die strengen Forderungen der Pflicht, welche sie als besorgte Pflegerin der Mutter zu erfüllen hatte, zogen sie von der steten Beschäftigung mit ihrem eigenen Schmerze ab, der auf diese Weise unvermerkt von seiner herben Schärfe verlor und mild auszuheilen begann, sodaß sie nicht mehr die heißen Schmerzen der Wunde selbst, sondern nur die sanfte Ermattung empfand, welche nachzufolgen pflegt, wenn die heftigste Verblutung vorüber ist. Sie war auch zu einer äußerlichen Thätigkeit gezwungen, und diese zog sie am meisten von dem Versinken in sich selbst ab. Manches trug auch Das dazu bei, daß abwechselnd Julie oder Emma vom Lande hereinkamen und ihr treulich Gesellschaft und Beistand leisteten.

So verstrich die Hälfte des Sommers fast zum Erstaunen schnell, und die Tage fingen schon merklich an wieder abzunehmen, als die Mutter sich wieder gestärkt genug glaubte, um ins Bad nach Teplitz gehen zu können, welches sie in jedem Jahre zu gebrauchen pflegte. Der Julius war noch nicht ganz verflossen, als sie diese Reise in Begleitung Marien antrat. An einem heitern Morgen, wo der Himmel

im reinsten Blau über der Erde stand, und das Silbernetz des Thaues reich blitzend über die ganze Flur geworfen war, verließen sie die Stadt. In einem einsamen, an der Straße unweit Peterswalde stehenden Gasthause brachten sie die Mittagsstunden zu. Während dessen kühlte ein am Himmel heraufgestiegenes Gewitter, welches sich in einem fruchtbaren Regenstrom entlud, die glühende Atmosphäre wohlthätig ab. Sie fuhren weiter, als der Regen noch leise herabtröpfelte, obwol das Gewölk sich schon verzog und heitere blaue Streifen durch die duftigen Nebelschleier blickten. Die tiefer stehende Sonne warf freundliche Strahlen seitwärts herein, daß Laub und Auen im funkelnden Diamantenschmuck der Tropfen glänzten. So erreichten sie den nollendorfer Berg, den sie langsam hinanfuhren. Mit der Nachmittagssonne langten sie auf dem Gipfel bei der kleinen Kirche an, und nunmehr lag das ganze Königreich Böhmen zu ihren Füßen ausgebreitet da. So oft Marie auch diesen großartigen Anblick gehabt hatte, so war sie doch immer neu von demselben überrascht und entzückt.

Sie stieg mit der Mutter aus dem Wagen und ging mit ihr von der Straße ab bis an die Kapelle, wo sie sich im Schatten derselben — denn die Sonne stand schon westlich hinter dem Gebirg — auf eine Bank niedersetzten. Das Erzgebirge dehnte seine grüne schattige Waldmauer majestätisch nach Südost hin aus; in den tiefen Schluchten glänzten die reinlichen Häuser vieler Ortschaften, Schlösser, Abteien. Die langen Waldungen streckten sich oft weit in das Land hinein, bevor sie sich in Kornfelder oder Wiesen verliefen; die Chaussée zog ihren weißen glänzenden Streifen in schlängelnder Windung den Abhang des Berges hinunter, theilte den Fichtenwald und reihte dann nach und nach die reichen Dörfer der Hügelebene an ihrem Bande auf. Marie ließ

mit Wohlgefallen ihre Blicke über die bekannte Landschaft schweifen. Mit träumerischer Ahnung heftete sie das Auge an die hohen blauen Bergkolosse der beiden Milischauer, welche, ein majestätisches Zwillingspaar, im Herzen Böhmens aufstiegen und den Hauptheil der östlichen Begrenzung des Horizonts einnahmen. Über sie hinaus, dorthin, wohin der Westwind die verziehenden Gewitterwolken trieb, dorthin lag das ungeheure Land, wo jetzt die Theuersten weilten, welche sie auf Erden besaß. Denn in tiefer, verschleierter Stille schlug ihr Herz auch für den Mann, dessen männlichwürdiges Wesen, dessen edler Sinn ihre Liebe zugleich mit der wärmsten Achtung gewonnen hatte, und dem sie gern gefolgt wäre, wenn sie sich nicht durch heiligere Bande an das Vaterland gefesselt fühlte.

Der Wagen mußte des steilen Abhanges wegen einhemmen, daher konnten die Frauen einen nähern Fußpfad einschlagen, der sich bald wieder mit der Straße vereinigte. Dort stiegen sie ein und erreichten nunmehr nach wenigen Stunden ihren wohlbekannten Aufenthaltsort. Sie wurden daselbst von ihren alten Wirthen, dem Tischlermeister Holder und seiner Frau, denen sie schon angemeldet waren, aufs freundlichste begrüßt, und Marie hatte die Freude, von allen Kindern des Hauses, selbst von dem kleinen vierjährigen Mädchen, wieder erkannt zu werden. In wenigen Minuten waren sie in ihren beiden stillen Gartenstübchen eingerichtet und fühlten sich so traulich und wohl daselbst wie in ihrem eignen Hause. Die Thür ihres Wohnzimmers leitete unmittelbar in den ziemlich großen Garten — denn das Haus lag in der Vorstadt — hinaus; zwar war derselbe größtentheils zu Obst und Küchengewächsen benutzt, jedoch fanden sich auch einige Blumenstöcke und schattige Lauben darin, welche einen ganz angenehmen Aufenthalt gewährten, zumal da man in der Ferne

den Schloßberg mit seiner herrlichen Ruine über die Gebüsche hineinragen sah.

Marie hatte einen ganz eigenthümlich weiblichen Sinn des Einnistens und Einbauens in trauliche Verhältnisse; es war ihr zur andern Natur geworden, Alles um sich her freundlich und heimisch zu gestalten. Ein nicht geordnetes Zimmer erregte ihr oft, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt war, ein peinliches Unbehagen. Dagegen fand sie sich glücklich im Einrichten und Aufschmücken eines Ortes, den sie zum Aufenthalt gewählt hatte. Nicht daß sie die Pracht- oder auch nur die modische Eleganz geliebt hätte, aber Alles um sie her mußte einen freundlichen Anstrich haben. Die Art, wie sie einen Blumentopf setzte, ihre weiblichen Handarbeiten im Zimmer um sich her ordnete, die Bücher, welche sie zunächst las, ihre Noten, kleinen Zeichnungen rings um sich her verbreitete, alles Dies gewährte eine Behaglichkeit, von der sich jeder Eintretende, sobald er nur einen Blick über das Zimmer geworfen hatte, überrascht fand. So war es denn auch jetzt ihr erstes Geschäft, die Koffer auszupacken und die Räume des Gemachs theils zu füllen, theils zu zieren. Ihr weiblicher Ordnungssinn war aber nicht auf äußern Schein allein gerichtet, sondern erstreckte sich auch überall dahin, wohin das Auge des fremden Beobachters nicht drang. In ihrem Nähtisch, ihrem Kleiderschrank war dieselbe zierliche und bequemnützliche Einrichtung anzutreffen wie in ihrem Zimmer; ja, in ihrer Kleidung, in ihrem Haar erkannte der Beobachter das Walten desselben Gesetzes, die Wirksamkeit derselben Eigenschaften der Seele. Sollte man sich verwundern, wenn diese trauliche Ordnung und harmonische Verbindung der Räume und Dinge auch gewissermaßen in ihrem Charakter selbst zu erkennen war? Sie hätte einen düstern Kerker wohnlich zu machen gewußt durch weibliches Ordnen und Walten —

wie hätte sie nicht durch fromme entsagende Betrachtung, durch ein stetes aufmerksames Zusammenhalten ihrer Kräfte und Pflichten, durch ein williges Anerkennen alles Dessen, was ihr Gütiges begegnete, auch der trüben Verwirrung tief schmerzlicher Geschicke eine sanftere Gestaltung geben, durch einen gefaßten Willen die Heftigkeit aufgeregter Leidenschaften auf eine schöne, wohlthuende Weise zügeln sollen?

Dieser eigenthümlichen Kraft ihres Gemüths verdankte sie eine sanfte Heiterkeit, die sie sogar in so traurigen Zeiten, wie sie jetzt durchlebte, nicht verließ und sich auch auf ihre Umgebungen verbreitete. Und die segnende Wirkung dieser, es ist schwer zu entscheiden, ob durch Übung des Willens oder durch eine glückliche Naturanlage erlangten Kraft strömte auch auf sie selbst zurück. Denn wie sie durch dieselbe ihre Nächsten, Liebsten und vor Allen ihre Mutter erheiterte, so wurde sie selbst in der That glücklicher, froher, hoffnungsreicher und sah, wenngleich durch einige trübe Schleier, doch mit freierem, vertrauensvollem Blicke in die Zukunft hinaus.

Am ersten Abende verließen beide Frauen das Haus nicht mehr; Marie hatte den Theetisch in die Gartenlaube tragen lassen, wo man, von wilden Weinranken und blühendem Jelängerjelieber umschattet, behaglich im Kühlen saß und den Schloßberg mit seinen Ruinen, von der Abendsonne glänzend vergoldet, vor sich sah. Hierhin lud sie die Töchter des Wirthes ein, Anna und Therese, die erste ein zwölfjähriges, kluges, aufgewecktes Kind, das Marien schon so manche Belehrung verdankte und sie wohl genutzt hatte, die andere ein blondes, vierjähriges Lockenköpfchen, dessen drollige Munterkeit und liebkosendes zuthuliches Wesen es Marien so lieb wie ein Schwesterchen machten, wenn sie auch nicht die Pathe der Kleinen gewesen wäre. Anna fand sich geehrt dadurch,

daß sie mit ihrem Strickzeug, einer kleinen Dame gleich, an dem Theetisch der fremden Herrschaften sitzen konnte; Thereſe ergötzte durch ihr munteres Plaudern und ihre naiven Fragen. Marie sorgte für Beide mit der Freundlichkeit einer ältern Schweſter und munterte ſie durch ein Eingehen auf ihre kindiſchen Vorſtellungen zur freieſten Äußerung ihres Weſens auf, bis endlich Thereſe, ungeduldig, ſo lange zu ſitzen, mit einem Stückchen Zucker in der Hand munter davonhüpfte und Marien aufforderte, ſie zu haſchen. Einem kleinen Amor gleich ſchlüpfte das Kind durch die Gebüſche, um der mit ſcherzhafter Drohung nacheilenden Marie zu entfliehen; dieſe trieb abſichtlich das muthwillige Spiel eine Zeitlang fort, weil es gar zu reizend ließ, wenn die Kleine ihr Lockenköpfchen hinter den Zweigen eines grünen Buſches hervorſteckte und mit ihrem Silberſtimmchen fragte: „Siehſt Du mich, Tante?“

Indeſſen war die Abendröthe faſt verduftet, und bläuliches Mondlicht miſchte ſich mit der roſigen Dämmerung, die ſich über den Garten ergoß; die Sichel des Neumonds ſchwebte auf dem blauen ruhigen Ocean des Himmels und warf ſilberne Blicke zwiſchen die flüſternden Gebüſche hindurch. Die Kinder mußten nun hinauf, um ſchlafen zu gehen, und Thereſe war auch, nachdem dem aufregenden Spiel der Neckereien die Abſpannung gefolgt war, herzlich müde. Sie folgte daher willig der Dienſtmagd und ließ ſich hinauftragen. Die zunehmende Abendkälte nöthigte auch die Mutter, das Gemach zu ſuchen; Marie ging noch eine Zeitlang im Garten auf und nieder, dann folgte auch ſie nach und genoß bald einer ſanften, erquickenden Ruhe, die ſelbſt das trauernde Herz nicht flieht, wenn es zugleich ein reines iſt.

Mit dem nächſten Tage begannen die Einrichtungen, welche man für den Gebrauch des Bades zu treffen hatte,

ein sehr frühes Aufstehen wurde nothwendig, die übrigen Beschäftigungen mußten danach geregelt werden. Dahin gehörten auch die Spaziergänge, welche der Arzt verordnete. Marie begleitete ihre Mutter überall; während sich dieselbe im Bade befand, pflegte sie mit einigen Bekanntinnen aus Dresden, die sich gleichfalls als Badegäste eingefunden hatten, einen Spaziergang, zumeist im Schloßgarten, zu machen. Auf diesem wurde Marie, so eingezogen sie übrigens lebte, doch allmälig mit den verschiedenen, zum Theil seltsamen Figuren, welche sich in dem Badeort versammelt hatten, bekannt. Nach und nach wußte man, mit wem man die Badezeit zubrachte, Abreisende wurden vermißt, Neuankommende sogleich bemerkt. Die größere Freiheit des Umgangs, welche in einem Bade herrscht, brachte es mit sich, daß man auch mit fremdern Männern leicht in ein Gespräch gerieth. Diese schlossen sich auch sehr gern an die Gruppe an, in welcher sich Marie befand; denn ihr feiner Wuchs erregte schon von ferne Aufmerksamkeit, ihre zierliche, wiewol sehr bescheidene Tracht reizte näher zu gehen, der sanfte, weibliche Ausdruck ihrer Züge, der treue Blick des blauen Auges und vor Allem ihr einnehmendes, von spröder Zurückgezogenheit wie von anmaßendem Hervortreten gleich entferntes Wesen fesselten so mächtig, daß sich ältere wie jüngere Männer bestrebten, in Gespräch mit ihr zu kommen. Auch Frauen fühlten sich durch Mariens Wesen ungemein angezogen, und einstimmig bedauerte man es, daß diese liebenswürdige Erscheinung nur in der einen Morgenstunde sichtbar war und für den ganzen übrigen Theil des Tages verschwand. Zum Theil war dies eine Täuschung; denn obwol Marie nur die schönsten Abende zu Spaziergängen benutzen konnte, weil die Mutter jede Feuchtigkeit und Kühle scheuen mußte, so war sie doch nicht selten mit dieser und auch wol im Kreise

einiger näheren Bekannten in den schönen Umgebungen von Teplitz anzutreffen. Freilich aber wählte sie nicht jene von der großen Welt besonders vorgezogenen Orte, wo sich eine glänzende Menge zu versammeln pflegte, sondern sie suchte schöne, aber einsame Punkte am liebsten auf, wo sich kein anderer Genuß darbot als der jener reinen, erquickenden Gaben, welche die Natur uns aus nächster Hand wohlwollend reicht. Indessen hatte Mariens Erscheinen auf den Morgenspaziergängen sie doch der jüngeren Badewelt nachgerade so bekannt gemacht, daß man ihre Gegenwart bei einem ländlichen Fest, welches man veranstalten wollte, für unerläßlich hielt, wenn dieses nicht seines schönsten Schmuckes entbehren sollte. Als sie daher eines Morgens in der Nähe des Brunnens wie gewöhnlich in Begleitung ihrer Freundinnen erschien, näherte sich ihr eine Deputation junger Männer, an deren Spitze ein östreichischer Rittmeister, Arnheim, stand, welcher das Bad besuchte, um dadurch einen in Folge einer schweren Verwundung, die er in der Schlacht bei Wagram erhalten hatte, gelähmten Arm zu heilen. Er redete sie mit bescheidenem Wesen folgendermaßen an: „Ich habe Ihnen im Namen der Brunnengesellschaft eine große Bitte vorzutragen, mein Fräulein; allein ich fürchte fast, Sie schlagen mir sie ab."

„Gewiß nicht," erwiderte Marie freundlich, „wenn die Erfüllung irgend in meiner Macht steht. Doch wüßte ich nicht," setzte sie unbefangen lächelnd hinzu, „was ich zu thun vermöchte, woran der Gesellschaft etwas gelegen sein könnte."

„Sie sind bis jetzt nur ein Morgenstern für uns gewesen, der mit dem wachsenden Tage verschwand," antwortete der Rittmeister, der dem Gleichniß übrigens nur einen scherzhaften Ton gab; „wir wollten Sie bitten, uns doch auch einmal als Abendstern zu glänzen. Auf morgen haben wir ein gemeinsames Fest veranstaltet; es würde uns sehr leid

thun, wenn es des schönen Schmuckes, den Ihre Gegenwart ihm leihen müßte, entbehren sollte. Dürfen wir darauf hoffen?"

Zugleich waren die übrigen jungen Leute näher getreten und vereinigten ihre Bitten mit denen des Rittmeisters.

„Sehr gern werde ich die Einladung annehmen," sprach Marie freundlich, „wenn meine Mutter es erlaubt."

„Nehmen Sie unsern aufrichtigsten Dank zuvor," entgegnete der Rittmeister lebhaft, und die übrigen jungen Männer äußerten sich ebenfalls dankend und freudig.

„Doch wo werden Sie Ihr Fest geben?" fragte Marie nach einigen Augenblicken.

„Wir sind übereingekommen," entgegnete Arnheim, „eine kleine Ausflucht in das Gebirge zu unternehmen und uns dabei durch Scherz und Spiel und, wenn es sein kann, auch durch Tanz im Freien so gut zu unterhalten, als es uns gelingen will. Wir denken nach Aussig hinüberzufahren und dort die Elbe hinauf nach dem Schreckenstein zu schiffen. Das Übrige wollen wir der Gunst des Wetters einstweilen anheimstellen."

„Die Wahl der Unterhaltung kann meinen Neigungen nicht entsprechender sein," entgegnete Marie. Die jungen Männer drückten nochmals ihren Dank und ihre Freude aus und entfernten sich dann, um sich unter die übrigen Spaziergänger zu mischen. Die Familie aus Dresden, der sich Marie angeschlossen hatte, war gleichfalls zu dem Fest geladen, und die Töchter boten es sogleich Marien an, mit ihr gemeinsam hinauszufahren, falls die Mutter die Theilnahme ablehnen sollte. „Dies ist leider nur zu gewiß," sprach Marie, „denn der Ungewißheit des Wetters darf sie sich durchaus nicht aussetzen, ja selbst die Kühle des Stroms und des Abends wären, trotz der Wärme der Jahreszeit, zu ge-

fährlich für sie. Wie gern nehme ich es daher an, unter Ihrem Schutze dem Feste beizuwohnen; nicht, daß ich selbst in einer Stimmung wäre, die mir große Freude verspräche, aber weil es mir weh thun würde, eine so wohlwollende Einladung auszuschlagen."

Indem sie noch sprach, kam ihre Mutter den Laubgang herauf aus dem Bade zurück. Marie trug ihr sogleich die Sache vor und erhielt die bereitwilligste Zustimmung.

Zweites Capitel.

Der heiterste Morgen war angebrochen; es schlug eben sechs Uhr, als Marie in einem leichten, weißen Sommerkleide, welches durch nichts als durch einige Lilabandschleifen verziert war, muntern Schrittes, nachdem sie die Mutter zum Abschiede herzlich geküßt hatte, durch den Garten ging, um durch das Hinterpförtchen desselben den nächsten Weg zu jener befreundeten Familie einzuschlagen, welche ihr zur Beschützerin dienen sollte. Es stand bereits ein Halbwagen vor der Thüre des Hauses und die beiden jungen Mädchen flogen Marien schon auf der Treppe freudig entgegen. „Wir werden das schönste Wetter haben," sprach diese, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren; „ich freue mich sehr auf die romantische Landschaft, die ich seit langer Zeit nicht besucht habe." Während dieses Gespräches traten schon die Ältern heraus, hießen Marien willkommen, und insgesammt ging man nun die Treppe hinunter, um einzusteigen. Bald hatte der Wagen die Stadt verlassen und rollte zwischen thauigen

Büschen und Hecken, Wiesen und Kornfeldern dem Ziel entgegen. Es mußte Wunder nehmen, daß man noch keinen Wagen auf der Landstraße sah, da doch eine große Anzahl von Personen an dem Feste Theil nahm. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, wurde man auf das angenehmste überrascht. Schon von weitem entdeckte sich's, daß der Weg durch eine Blumenguirlande gesperrt sei; höher hinaufgekommen, gestaltete sich eine sehr anmuthige Ehrenpforte. Denn in freien, leicht geschwungenen Bogen knüpfte sich die Blumenkette zwischen den Gipfeln zweier jungen Buchen, welche am Wege standen, und das Gebüsch, von welchem diese umgeben waren, hatte man reich mit Kränzen geschmückt, die sich von Zweig zu Zweig zogen und so ein zwar wenig geregeltes, doch eben in seiner Willkür und phantastischen Freiheit höchst überraschendes Gemälde bildeten. Mit Vergnügen verweilten die Blicke der Mädchen auf diesem angenehmen Schauspiel, welches ein günstiges Vorzeichen für die Freude des Tages zu sein schien. Plötzlich, als der Wagen sich eben unter der Ehrenpforte befand, sprengte von jeder Seite aus dem Gebüsch ein Reiter hervor, dessen Hut mit grünen Zweigen und Blumen romantisch geschmückt war; diesen folgten mehrere, die sich von beiden Seiten des Weges aufstellten und den Frauen einen fröhlichen Morgengruß brachten. Die Führer ritten hierauf an den Schlag und überreichten jeder Dame einen duftenden Strauß. Es war der Rittmeister, welcher Marien auf diese Weise bewillkommnete. Er und noch ein anderer Reiter begleiteten hierauf den Wagen, indem sie am Schlage desselben ritten. Sie baten zugleich, man möge langsam, im Schritt fahren, weil auf diese Weise sich nach und nach die übrigen Wagen aus der Stadt anschließen und so einen langen und fröhlichen Zug bilden sollten. — „Wir sind also die Ersten?“ fragte

Marie, als der Wagen weiter fuhr und der Rittmeister daneben hinritt. „Allerdings," erwiderte dieser. „Wir hatten alle Damen gebeten, pünktlich um sechs Uhr auszufahren, und es war so unter uns verabredet worden, daß wir, die wir beritten sind, alsdann hier auf der Höhe die Ankommenden begrüßen und uns zu Zweien jedem Wagen anschließen sollten, wobei wir, da wir uns geordnet aufstellten, es alsdann ganz der Hand des Zufalls überlassen wollten, wessen Ritter wir auf diese Art würden. So sollte jeder Streit, jeder scheinbare Vorzug vermieden werden: der Zufall ordnet die Wagen und paart die Begleiter derselben, denn wir hatten uns gegenseitig unser Wort darauf gegeben, keiner Dame die kleine Überraschung hier oben zu verrathen, allen aber dieselbe Stunde der Abfahrt zu bestimmen. So sind wir auch der lästigen Maßregel überhoben worden, auf den Rang mancher Personen Rücksicht zu nehmen, und wir hoffen, daß, wenn einmal bei unserm Fest diese steifen Gesetze des Herkommens aufgehoben sind, sie uns auch den ganzen Tag über nicht weiter an dem Genuß der Freude stören werden. Aber indem wir sprechen, gestaltet sich ja unsere Karavane schon recht ansehnlich! Betrachten Sie nur, wie sich uns schon Wagen auf Wagen nähert, um sich unserm Zuge anzuschließen." In der That erblickte man auf der Höhe, die man so eben hinuntergefahren war, drei Wagen, welche, von ihren Reitern begleitet, in verschiedenen Zwischenräumen die Straße daherkamen. Bald hatten sie den ersten erreicht und fuhren nun gleich diesem im Schritt. Da man fortwährend die Straße bis zu dem Punkte im Auge behalten konnte, wo die Blumenpforte errichtet war, so gewährte es den heitersten Anblick, das Ankommen der Wagen zu beobachten, welche durch die farbigen Shawls, Kleider und hellen Hüte der Damen, wie durch die Blumensträuße, mit denen

die Reiter geschmückt waren, lebhaft gegen die Auen und Felder abstachen und einen schimmernden Glanz der Farben in das ruhige Bild der Landschaft brachten. Die zerstreuten Punkte, an denen das Auge haftete, rückten näher und näher zusammen, und bald gestalteten sie sich zu einer reichen buntfarbigen Kette, die sich beweglich durch die Fluren dahinzog. Sie wand sich mit den schlängelnden Krümmungen der Straße, stieg mit ihr jede sanfte Höhe hinan und senkte sich im malerischen Abfall wieder ins Thal hinunter. Es war reizend, sie in den Gebüschen bald verschwinden, bald durch das Grün der Zweige schimmern zu sehen, oder sie an die steilere Wand einer felsigen Höhe gelehnt zu betrachten. Der ganze Zug unter dem heitern Himmel dahin, beglänzt von der Morgensonne, bot einen so fröhlichen Anblick dar, daß schon dadurch alle Anwesenden zur Freude gestimmt wurden, und sich das Fest auf das Glücklichste einleitete.

Da jetzt Niemand mehr in der Reihe fehlte, so nahm man von Zeit zu Zeit auch raschere Bewegungen und erreichte so bald eine Anhöhe, ungefähr in der Mitte zwischen Teplitz und Aussig, wo man ein Frühstück im Freien, für welches die Unternehmer Sorge getragen hatten, einnehmen wollte. Der Hügel gewährte einen angenehmen Überblick der Landschaft: am Fuße desselben dehnte sich ein reich umbüschtes Dörfchen aus, durch welches ein Gebirgsbach seinen muntern Lauf nahm; darüber hinaus erblickte man wogende Saatfelder, die sich über die Hügel breiteten und nur hie und da von Wiesenstreifen durchgittert wurden. Um diesen freundlichen Vordergrund zog das höhere Gebirg seine blaue, in duftige Morgennebel verschleierte Ringmauer. Hinter dem Platz, welchen man zum Ruhepunkte gewählt hatte, stieg die Bergwand etwas steiler und dicht bewaldet auf; sie zog sich links abwärts bis zum Städtchen Aussig hin, wo sie sich

gegen den Marienberg verlief. Dort entdeckte man auch an einer Reihe dunkler Waldhöhen das Elbthal, wiewol man den Strom selbst nicht gewahrte.

Eine alte Linde bot den schattigsten Platz zum Frühstücken dar; einige gefällte Baumstämme, welche am Boden lagen, wurden schnell zu ländlichen Ruhesitzen umgeschaffen; überdies breitete man die Wagenkissen auf dem Rasen aus und erhielt so für die Frauen türkische Polstersitze, auf denen sich's trefflich ruhen ließ. Bald war der ganze fröhliche Kreis gelagert, und man beschaute einander mit selbstvergnügter Zufriedenheit. Jedermann lobte die Veranstalter des Festes; diese gingen eifrig bemüht umher, fragten nach eines Jeden Wünschen und Bedürfnissen und suchten von den Damen Rath zu erholen, wie Dies und Jenes noch zweckmäßiger einzurichten sei. Indessen kreisten schon die Erfrischungen; in den Händen der Männer sah man gefüllte Gläser; der Geist des Weines verbreitete seinen belebenden Einfluß; Fröhlichkeit, Scherz und Muthwille regten sich überall; das vertraulichste Band der Geselligkeit verknüpfte schon jetzt alle Anwesenden so, als ob sie längst mit einander umgegangen wären, wiewol die Meisten sich doch fast fremd waren. Marie selbst wurde heiter in dieser heitern Umgebung; doch war selbst in den glücklichsten Zeiten ihre Freude immer stillerer Art; sie genoß mit einem reizenden Lächeln auf den Lippen, was sich ihr Schönes darbot, gewissermaßen nur in einem innern wohlgefälligen Betrachten der Bilder, welche von außen her in ihre Seele fielen. So ließ sie auch jetzt die Blicke ruhig über den Kreis der Versammelten schweifen und betrachtete die mancherlei Gestalten, deren es ernste und komische, reizende und zurückstoßende im bunten Gemisch durcheinander gab. Vor Allen fielen ihr aber zwei Frauen auf, welche ihr gegenüber ziemlich entfernt, gegen den Stamm eines Baumes ge-

lehnt, auf Polstern saßen und von einem ältern und einem jüngern Manne lebhaft unterhalten wurden. Sie fragte den Rittmeister, der sich neben ihren Sitz auf den Rasen gelagert hatte, wer die beiden Damen seien. „In der That," erwiderte dieser, „ich weiß es selbst nicht genau anzugeben; nur so viel ist mir bekannt, daß es erst gestern eingetroffene Fremde sind, welche noch nicht auf der Badeliste stehen. Erst diesen Morgen sind sie zu dem Feste eingeladen worden, als die vielen an dem Hôtel vorüberfahrenden Wagen sie aufmerksam auf Das machten, was man vorhabe. Zufällig wohnte einer der Mitveranstalter, der zurückgeblieben war, um Einiges zu besorgen, was erst zu Mittag in Aussig eintreffen soll, auf demselben Corridor mit ihnen. Er begegnete ihnen, als sie eben nach dem Brunnen wollten; sie fragten ihn, was man vorhabe, und so konnte er natürlich nicht umhin, sie zu bitten, eine Einladung zu unserm Fest anzunehmen. Da der Wagen, mit dem sie nach dem Bade fahren wollten, vor der Thür stand, so durften sie nur die Richtung ändern, um sich gleich unserm Kreise anzuschließen. Und ich denke, wir werden nichts dabei verloren haben, denn die Mutter zeigt noch jetzt die Spuren hoher Schönheit, und die Tochter ist in der That ein reizendes Wesen. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich ihnen vorstellen zu lassen, allein ihr ganzes Benehmen zeigt von einer gewandten Bildung. Ich will aber doch sogleich einmal hinüber und den Baron Erlhofen selbst nach dem Namen derselben fragen, damit Sie volle Auskunft haben."

Noch ehe es Marie hindern konnte, war der Rittmeister aufgesprungen, um die Erkundigung einzuziehen. Während dessen hatte sie Muße, die beiden edlen Gestalten aufmerksamer zu betrachten. Sie mußte sich gestehen, selten schönere Frauen gesehen zu haben, zumal hatte die ältere eine solche Hoheit

in ihrem Weſen, daß ſie, obwol die jüngere mit allen Reizen zarter Anmuth geſchmückt war, dieſelbe doch gewiſſermaßen verdunkelte. Das ſchwarze Haar, welches die weiße Stirn bedeckte, lieh in Verbindung mit dem großen, dunkeln Auge dem Angeſicht eine edle Melancholie, welcher die älteren Züge, insbeſondere die mindere Friſche der Wangen, noch einen erhöhten Grad gaben. Zwar ſaß die Fremde, und ein weiter dunkelrother Shawl verhüllte den Bau ihres Körpers, allein man war gewiß, wenn ſie aufſtand, mußte ſie den Anſtand einer Königin haben. Die Tochter war gewiſſermaßen der ſanfte blaß aufſteigende Mond jener prächtig untergehenden Sonne gegenüber. Man konnte nicht eben von einer Ähnlichkeit zwiſchen Beiden ſprechen, doch war wenigſtens eine nationelle Verwandtſchaft ſo hervorſtechend bemerkbar, daß auch der oberflächlichſte Blick hinreichte, einen nahen Zuſammenhang zwiſchen ihnen zu erkennen.

Während Marie ſich dieſen Eindrücken überließ, kehrte der Rittmeiſter zurück und ſprach: „Ich kann Ihnen jetzt genaue Kunde geben: die Damen ſind Polinnen, die ältere eine Gräfin Johanna Micelska, die jüngere ihre Pflegetochter, Namens Lodoiska.“

Marie ſchreckte freudig zuſammen, denn durch die Briefe ihres Bruders kannte ſie dieſe Namen und wußte, daß Johanna Raſinski's Schweſter war. Allein ſie befand ſich in einer eignen, ängſtlichen Verlegenheit, da ſie gar nicht wußte, ob Raſinski ihrer jemals erwähnt habe; ihr Verhältniß zu Ludwig konnte er nicht mitgetheilt haben, da dieſer einen andern Namen führte, jedoch war es wol möglich, daß er ſie ſeiner Schweſter genannt hatte, zumal da alle Briefe Mariens unter Raſinski's Adreſſe gingen, und er auch Ludwigs oder Bernhards Antworten immer mit einem Couvert von ſeiner Hand und mit ſeinem Siegel einſchloß und ſie

ſo an Mariens Mutter beförderte. Sie hatte die gröſte Sehnſucht, mit der ſchönen Frau zu ſprechen, ſich nach ihrem Bruder, nach Bernhard zu erkundigen. Eine leiſe, aber dringende Stimme ihres Herzens, der ſie jedoch kein Gehör ſchenken wollte, trieb ſie auch an, nach dem Manne zu fragen, der ihr ſo ſchnell theuer geworden war; welch einen Kampf muſte ſie beſtehen, wenn ſie gezwungen war, alle dieſe heiligen, mächtigen Triebe in die ſtummen Banden des Schweigens zu legen! Ihre Unbefangenheit für die Freude des Feſtes war dahin; alle ihre Gedanken richteten ſich nur auf den einen Punkt, ſie vermochte faſt die Blicke nicht wieder von der Gräfin abzuwenden. Der Rittmeiſter knüpfte ein Geſpräch mit ihr an, doch ſie muſte ihre ganze Kraft zuſammennehmen, um nur die nothwendigſten Antworten geben zu können. So lebhaft der gebildete Mann ſprach, mit ſo geläufiger Anmuth er auch die geſellige Bedeutung eines ſolchen Feſtes zu ſchildern wuſte, Marie bemerkte oftmals mit leichtem Erſchrecken, daß ſie ihn zwar aufmerkſam angeſehen, aber kein Wort von Dem, was er ſagte, gehört hatte. Sie ſah nicht, wie anmuthig ſich die Gruppen im Grünen lagerten, hörte nicht, wie fröhlicher Scherz überall laut wurde, ja ſogar der Muthwille ſchon anfing ſich ein wenig übermüthig zu zeigen. Es war ihr daher ſehr lieb, als man nach einer halben Stunde wieder aufbrach, und der Rittmeiſter ihr den Arm reichte, um ſie wieder an den Wagen zu führen. Hier gab es einige Verwirrung; denn nicht Alle hatten ſich genau die Wagen gemerkt, in denen ſie gekommen waren, und da es meiſtens Miethwagen aus Teplitz waren, ſo wuſten die Wenigſten ſie wieder aufzufinden. So geſchah es, daß man in einen freundſchaftlich ſcherzhaften Streit gerieth, den der Muthwille einiger jungen Männer noch mehr verwirrte. Auch Marie kam in eine ähnliche Verlegenheit, da fremde

Damen schon in den Wagen eingestiegen waren, auf welchen sie mit ihrer Gesellschaft Ansprüche zu haben glaubte. Die Verwirrung war groß, aber durchaus scherzhaft, zumal da die jungen Männer die Kutscher durch ein Trinkgeld anstifteten, zu behaupten, sie könnten gar kein gültiges Zeugniß der Entscheidung ablegen, indem sie ja immer mit dem Rücken gegen die Herrschaften gesessen hätten, folglich nicht wüßten, wer sich im Wagen befunden habe. Der Streit wurde bald ein großmüthiger; da Jeder nunmehr mit gesellschaftlicher Höflichkeit Unrecht haben und dem Andern weichen wollte, so kam man freilich noch weniger vorwärts. Da rief endlich der Baron Erlhofen, einer der Anordner des Festes, der als ein wohlbeleibter Vierziger schon einiges Ansehen hatte, mit lauter Stimme um Gehör. Man verlangte allgemeine Stille, um seine Rede zu vernehmen. Er sprang munter auf einen abgestumpften Baumstamm, schwenkte sein Tuch, um die Zuhörer herbeizuwinken, und als sich eine ansehnliche corona um ihn versammelt hatte, begann er folgendermaßen: „Höchst ehrenwerthe Versammlung! Ich bin weder Cicero noch Demosthenes, aber beide Redner würden in meinem Falle fast eben so viel Schwierigkeiten haben, als ich; denn das Unübersteigliche ist für Alle gleich. Die Weltgeschichte meldet uns viel von der Verwirrung beim Thurmbau zu Babel, sie spricht von den Irrgängen des Labyrinths, von den unlösbaren Verschlingungen des gordischen Knotens, von den gemischten Sämereien, welche Aschenbrödel auseinanderlesen mußte, von den unauflöslich verwickelten Beinen der Schildbürger — Alles aber verschwindet gegen die furchtbare Verwirrung und Verblendung, mit welcher ein Gott oder ein Dämon uns in unberechenbares Unheil zu stürzen beabsichtigt. Die eisernen Männer, welche aus den Drachenzähnen emporwuchsen, die Jason auf Medeens Geheiß mit den feuersprühen-

den Stieren untergepflügt hatte, erschlugen einander um den Stein, den der Räuber des goldenen Vließes unter sie warf, nicht mit solcher Erbitterung, als wir, edle Freunde, im Kampfe um die teplitzer Miethwagen fast schon gezeigt hätten. Trojaner und Griechen fochten nicht so entbrannt um die treulose Helena, ja selbst Here, Pallas und Aphrodite stritten nicht so giftig um den Apfel der Eris als unsere Schönen um die Plätze dort in der Reihe der stolz aufgefahrenen Wagenburg. Alle Weisheit des Minos oder des Königs Salomo wäre nicht im Stande, diesen Streit zu schlichten. Ob es daher unbescheiden von mir sei, falls ich mich ein wenig höher anschlüge, als diese Beiden, wenn ich ein Auskunftsmittel gefunden hätte, welches Alles schlichtete; ob ich in einem solchen Falle nicht eine Lorbeer-, Eichen- und Mauerkrone zugleich verdient hätte: darüber mögen die Gerechten in dieser erlauchten Versammlung entscheiden. Mein Vorschlag aber ist der, da doch einmal eine Revolution in unserm nomadischen Wanderstaate unvermeidlich ist, sogleich ein wahrhaft lykurgisches Gesetz zu geben, und Freiheit und Gleichheit ungemein vollkommener herzustellen als in der französischen Republik, dadurch, daß wir allen Privatbesitz aufheben und jene sämmtlichen stattlichen Wagen und Rosse für Nationaleigenthum erklären. Doch dies ist noch nicht genug; mein republikanisches Gemüth verstattet nicht einmal, daß man sich selbst als Privateigenthum besitze. Es werde daher unsere Gesellschaft gewissermaßen als Schiffsgut gleichmäßig auf jene unsere zahlreiche Flotte verladen, welche sich von der englischen durch wenig Anderes unterscheidet, als daß diese mit ausgespannten Segeln, die unserige mit angespannten Pferden vorrückt. Um die gleiche Vertheilung zu bewirken, scheint mir's, verehrteste Freunde, am angemessensten, daß wir eine Polonaise aufführen, und so uns tanzend zu

zwei und zwei Paaren einschiffen. Findet dieser Vorschlag, der uns aus einer der schrecklichsten Calamitäten des Lebens retten soll, Ihren Beifall, meine Schönen, so bekunden Sie es dadurch, daß Sie Ihre zarte Hand den auffordernden Rittern reichen, und mir, der ich als dux gregis, wozu mich die vorwaltende Capacität meines Geistes erhoben hat, voranzugehen beabsichtige, willig paarweise nachfolgen."

Nach dieser im ernstesten Tone von dem Baron gehaltenen Rede erhob sich ein allgemeiner Beifallsruf, und man nahm sein Gesetz zuerst durch Acclamation und dann durch die That an, indem man ihm, als er die Gräfin Micelska aufforderte, sogleich folgte. Jeder Herr, der nicht beritten gewesen war, reichte einer Dame die Hand, ja sogar Einige, die sich schon in die Wagen gesetzt hatten, weil ihre Ansprüche nicht bestritten worden waren, stiegen wieder aus und unterwarfen sich ebenfalls dem neuen Lykurgus. Erhofen führte den Zug einigemal auf dem Rasen umher, bis sich Alles geordnet und angeschlossen hatte, und alsdann nahm er seinen Weg nach dem nächsten Wagen, den er mit dem ihm folgenden Paare bestieg. So ordnete sich Alles auf das Beste und Schnellste, und selbst die strengsten Mütter und Aufseherinnen ließen für diesmal die Anordnungen des Zufalls gelten, selbst wo es nur ganz jugendliche Paare zu einander gesellte. Auch die Überraschung that das Ihrige, um die Freude zu erhöhen, denn erst im Einsteigen erfuhr man, welches Paar das zweite in jedem Wagen wurde. Marie sah gleich beim Beginn des Tanzes mit klopfendem Herzen, daß sie mit der Gräfin in einem Wagen fahren werde, indem sie, von dem Rittmeister, welcher sein Pferd einem Freunde übergeben hatte, aufgefordert, unmittelbar dem Baron folgte. So beklommen ihre seltsamen Verhältnisse sie machten, so mußte es sich doch jetzt entscheiden, ob sie der Gräfin völlig unbekannt

bleiben, oder in eine nähere Beziehung zu ihr treten würde, denn es konnte nicht fehlen, daß Erlhofen und der Rittmeiſter, zumal da Beide Ordner des Feſtes waren, die Damen einander vorſtellen würden. Dies geſchah auch, ſowie ſie im Wagen ſaßen; kaum hatte Erlhofen Mariens Namen genannt, als die Gräfin auch ſogleich angelegentlichſt fragte, ob ſie aus Dresden ſei und den Oberſt Raſinski, ihren Bruder, gekannt habe.

Als Marie Beides bejahte, fragte die Gräfin auch nach ihrem Bruder und nach ihrer Mutter, und ob Beide anweſend ſeien.

„Meine Mutter," ſprach Marie etwas betreten, „iſt zwar in Teplitz, allein durch Kränklichkeit gehindert, dieſem Feſte beizuwohnen; mein Bruder aber befindet ſich wieder auf Reiſen, ſodaß ich ſelbſt in dieſem Augenblicke ſeinen Aufenthalt nicht anzugeben wüßte."

Die Gräfin ſprach die Hoffnung aus, wenigſtens die Bekanntſchaft der Mutter zu machen, da ſie ſich vier Wochen in Teplitz aufzuhalten gedenke. „Dresden," bemerkte ſie nach einigen Augenblicken, „iſt für meinen Bruder überhaupt ein ſehr glücklicher Ort geweſen, ſo kurze Zeit auch ſein Aufenthalt daſelbſt gedauert hat. Denn er hatte auch zwei Freunde dort gewonnen, welche aus Neigung zu ihm in ſeinem Regimente Dienſt genommen haben und einige Zeit zu Warſchau in meinem Hauſe wohnten. Gewiß werden Sie ſie kennen; Graf Lomond und Herr von Soren."

Marie gerieth in eine quälende Unruhe; einmal war jede Verſtellung, jede, ſelbſt die unſchuldigſte Unwahrheit ihrem Herzen ſo fremd, daß ſie ſogar in ſo dringenden Fällen davor zurückbebte, und dann wußte ſie ja auch nicht, wie weit Bernhard und Ludwig mit ihr bekannt zu ſein angegeben

haben mochten. Fast unhörbar, über das ganze Gesicht erglühend, erwiderte sie daher: „O ja, ich kenne sie sehr entfernt.“ Der Gräfin entging ihre Verlegenheit nicht, indeß gab sie derselben eine andere Deutung; sie glaubte nämlich aus Mariens auffallender Bewegung die Vermuthung ziehen zu dürfen, daß ihr Herz bei dieser Bekanntschaft stärker betheiligt sei, als ein junges Mädchen verrathen darf. Mit einem leichten, eben so schnell, als es entstand, unterdrückten Lächeln ließ sie daher das Gespräch fallen und ging zu andern Gegenständen über. Mit der Gewandtheit einer Frau von Welt wußte sie sich sogleich, ohne einen auffallenden Sprung zu machen, auf das angenehmste über das heitere Fest zu verbreiten, dessen Theilnehmerin sie so unvermuthet geworden war. Marie fragte dagegen nach der Tochter der Gräfin, für welche sie die junge Lodoiska hielt. „Ihretwegen,“ erwiderte diese, „besuche ich hauptsächlich das Bad. Weniger weil ihre Gesundheit den Gebrauch desselben nothwendig mache, als weil sie einer Zerstreuung bedurfte, die sie jetzt in unserer, dem Kriegsschauplatze zu nahe gelegenen Vaterstadt Warschau nicht finden kann. Nichts konnte mir daher erwünschter sein, als gleich bei meiner Ankunft auf eine so überaus heitere Weise begrüßt zu werden. Ich habe auch bemerkt, daß dieses Vorzeichen, wenn wir es so nennen wollen, auf Lodoiska einen ungemein glücklichen Eindruck gemacht hat. Sie gibt viel auf dergleichen, denn sie ist überhaupt eine liebe Träumerin. Leider neigt sie seit einigen Monaten so sehr zur Schwermuth, daß ich fast daran verzweifelte, ihren Antheil für die heiteren Genüsse des Lebens wieder rege zu machen. Allein nichts wirkt mehr auf den Menschen, als das Ungehoffte, Unvermuthete, worin er keine Veranstaltung, keine Absichtlichkeit, sondern eine Fügung, ja gewissermaßen eine Wendung seines eigenen Geschickes sieht und daher mit

einem ungleich stärkern Glauben und Vertrauen daran geht, als wenn er mühselige menschliche Bestrebungen darin zu erkennen wähnt."

Drittes Capitel.

Unter solchen Gesprächen, bei welchen man sich wenigstens in den nächsten Beziehungen kennen lernte, war der Zug seinem Ziele näher und näher gekommen. Schon sah man das Städtchen Aussig, wie es sich an dem Ufer der Elbe malerisch hinzog, ganz nahe vor sich. Die Reiter, welche bisher die Wagen begleitet hatten, sprengten nun voran, um die Ankunft der Damen zu melden und Alles auf ihren Empfang vorzubereiten. Der ganze Ort kam in Aufregung, als die stattliche Reihe junger Männer zu Pferde ihren Einzug hielt; Alles flog an die Fenster, vor die Hausthüren. Die niedlichsten Mädchen in ihren böhmischen Häubchen guckten neugierig mit den lebhaften schwarzen Augen nach den vornehmen Herren hinaus, und fuhren bald verschämt, bald vergnügt lachend, mit den artigen Köpfchen schnell zurück, wenn ihnen ein Kuß zugeworfen, oder ein Gruß hinaufgewinkt wurde, wozu sich die jungen Leute in ihrem fröhlichen Übermuthe gar zu sehr aufgelegt fühlten. Der Wirth des Gasthauses war schon benachrichtigt; mit dienstfertiger Eile sprangen er und seine Leute den Ankommenden entgegen und nahmen ihnen die Pferde ab. „Es ist Alles schon aufs beste in Ordnung, meine Herren," rief der Wirth; „das ganze Haus steht zu Ihren Diensten, die Zimmer sind gereinigt

und aufgeschmückt, für eine gute Tafel habe ich gesorgt, kurz, ich hoffe, die gnädigen Herrschaften werden mit mir zufrieden sein."

„Wir wollen sehen," sprach der Baron Heilborn, einer der Anordner des Festes, „wir wollen Alles in Augenschein nehmen. Längstens in zehn Minuten treffen die Wagen mit den Damen ein, und da darf nichts mehr fehlen. Haben Sie auch Blumen genug, um die Treppe zu bestreuen, und ist auch der Eingang gehörig bekränzt?"

„Das will ich meinen, Ew. Gnaden," erwiderte der Wirth; „und nicht nur die Eingänge, sondern auch der Speisesaal, so gut wir's anzuordnen gewußt haben und das freilich nicht sonderlich schöne Local es zulassen wollte." Unter diesen Worten ging man die Stiegen hinauf, um den obern Raum des Hauses, der zum Empfang der Gäste eingerichtet war, zu besichtigen. Prachtgemächer durfte man freilich nicht erwarten; denn vier ziemlich grob geweißte Wände, auf denen die niedrige Decke fast ängstlich drückte, plumpe, schlecht schließende Thüren mit rothbrauner Farbe getüncht, kleine, trübe Fenster, deren Scheiben in Blei gefaßt waren, und ein Fußboden von schlechten Dielen, der nirgend wagrecht lag, konnten freilich keinen glänzenden Palast bilden, und außer einiger Stuccaturarbeit an der Decke war nichts zu sehen, was man eine architektonische Verzierung hätte nennen können. Indessen hatte der Wirth die Thüren mit dicken Eichenlaubkränzen, zwischen denen sich auch einige Blumengewinde wahrnehmen ließen, behangen; der Geschmack in der Anordnung war zwar nicht der feinste, verlieh aber einen ländlich fröhlichen Anstrich, wie denn Grün und Blumen uns immer freundlich ansehen, wenn sie auch noch so kunstlos geordnet sind. Ähnlich wie die Thüren war der Saal geschmückt; rings an seinen weißen Wänden zogen sich

die grünen vollen Eichenkränze in anmuthig geschwungenen Bogen (eine schöne Form, welche das Gesetz der Schwere von selbst erzeugt) etwa einen Fuß unterhalb der Decke dahin. Die Eintretenden sahen sich rings um und riefen dann dem Wirth ein anerkennendes Bravo zu; denn ein frohgestimmter Sinn läßt sich mit Allem genügen, was seiner Stimmung entgegenzukommen sucht. Doch, hatte man nicht Zeit, sich lange im Saale zu verweilen, da die Wagen jeden Augenblick eintreffen konnten. Die jungen Leute eilten daher hinunter, ordneten an, daß Treppen und Hausflur mit Laub und Blumen bestreut wurden, und stellten sich nun müßig in das Thor, um die Ankunft der Übrigen zu erwarten. Rings in allen Fenstern lagen die erwartungsvollen Bewohner des Städtchens; ein Kreis von Kindern hatte sich um das Haus versammelt. So ärmlich und halb entblößt die meisten waren, so leuchtete doch die Freude über das ungewohnte Schauspiel, welches ihrer wartete, aus den muntern beweglichen Augen. Der Wirth wollte sie verjagen, damit die gnädigen Herrschaften, wie er sich ausdrückte, nicht belästigt würden; doch Heilborn wehrte ihm und sprach: „Laßt den Kindern die Freude; sie stören die unsrige nicht, so mögen sie auch die ihrige haben; ja es macht es noch lustiger, wenn ein so munterer kleiner Schwarm seinen Jubel erhebt. Sieht man Andere fröhlich, so wird man es selber desto mehr; also laßt nur die Kleinen hier herumspringen und jauchzen und jubeln und in die Händchen klatschen, so viel ihnen beliebt. Wir wollen wetteifern, wer am lustigsten ist, sie oder wir.“

Jetzt rasselte der erste Wagen auf dem holprigen Steinpflaster des Städtchens; alle Köpfe drehten sich nach der Ecke, wo die Gasse vom Thor in den Markt einlief. Ein Jubelgeschrei erhob sich unter den Kindern, als die Schimmel, welche den vordersten Wagen zogen, aus der Gasse zum Thor-

ſchein kamen. „Laßt uns die Kinder nachahmen," rief Heilborn, „und ſalutiren!" Dabei zog er ſein Schnupftuch aus der Taſche und ſchwang es hoch in die Lüfte. Die Übrigen ahmten dieſes Begrüßungszeichen nach, und die Kinder verdoppelten ihr Jubelgeſchrei. Es waren die Gräfin, Marie, der Rittmeiſter und Erlhofen, welche in dem erſten Wagen, dem der zweite übrigens unmittelbar folgte, ſaßen. Die jungen Männer flogen an den Schlag, um den Damen beim Ausſteigen behülflich zu ſein. „Da wären wir," rief Erlhofen freudig, „und ſiehe da, eine ganze Volksverſammlung, um uns zu empfangen. Das iſt würdig, das iſt recht, das freut mich, Ihr meine Mitgenoſſen und Mitanordner dieſes olympiſchen Feſtes. Bei großen Angelegenheiten muß aber auch Geld unter das Volk vertheilt werden." Zugleich zog er eine lange grüne Börſe hervor, nahm eine Handvoll kleiner Silbermünzen und großer Kupferkreuzer heraus und warf ſie, im Wagen ſtehend wie ein Triumphator unter die kleine Menge, indem er laut rief: „Panem et circenses!" Hierauf ſprang er aus dem Wagen und eilte den ſchon vorangegangenen Damen in die Hausthür und die Treppe hinauf nach.

Wagen auf Wagen kamen jetzt an, fuhren raſſelnd vor, und die zierlichſten Geſtalten im ſommerlichen Putz hüpften den Tritt hinab und in das Thor des Gaſthofes hinein. Die reichlich geſtreuten Blumen entlockten faſt jedem ſchönen Munde ein dankendes Wort. Endlich ſah man das letzte zierliche Füßchen über den Wagentritt hüpfen und im munteren Schritt die Treppe hinaufeilen. Oben im Saal und den anſtoßenden Gemächern war Erlhofen, unterſtützt vom Rittmeiſter, Heilborn und den übrigen Dirigenten des Feſtes aufs thätigſte bemüht, Seſſel für die Damen zu ſtellen, ihnen behülflich zu ſein, ihre Shawls, Hüte, Mäntel, Sonnenſchirme, Strickbeutel und alle jene tauſend Kleinigkeiten, welche die

artigen Ornamente der Frauenzimmer bilden, unterzubringen. Als einigermaßen die anfangs herrschende Verwirrung gelöst und die Ordnung zurückgekehrt war, entstand die Frage, was man nun beginnen solle. Erlhofen zeigte nicht übel Lust, wiederum die Rednerbühne zu besteigen und einen Ciceronianischen Vortrag, wenn auch nicht de officiis oder de amicitia, so doch wenigstens de deliciis zu halten. Allein der Rittmeister fiel ihm ins Wort und sprach: „Ein Staat muß regiert werden und in entscheidenden Momenten braucht selbst die Republik einen Dictator. Wollen wir über Alles rathschlagen und abstimmen, so möchte darüber so viel Zeit vergehen, daß, wenn wir von tausend Entschlüssen den besten gefaßt hätten, es uns an nichts mehr fehlen würde als an der Zeit, ihn auszuführen. Ich schlage daher vor, daß wir einen König und eine Königin erwählen, denen wir heut gehorchen wollen; diese mögen dann, wenn es nöthig ist, ihre Minister ernennen, kurz die ganze Verwaltung des Staates auf sich nehmen."

Der Vorschlag ward mit lautem einstimmigen Beifall angenommen, und man schritt sogleich zur Wahl des Monarchen, dessen Ernennung vorzugsweise den Damen übertragen wurde. Erlhofen ward einstimmig gewählt, und man überließ es ihm, eine Königin an seine Seite auf den Thron zu erheben. Der Gekrönte trat mit stolzer Miene in den Kreis, er warf gnädige, aber doch zugleich forschende Blicke ringsumher auf die schönere Hälfte seiner Unterthanen. Dann näherte er sich mit feierlichen Schritten der Gräfin Micelska, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und sprach: „Die mir das Schicksal zugeführt, sei meine Beherrscherin; sie theile den schönsten Thron Europas, denn er ist der sorgenfreieste, mit mir."

Die Gräfin reichte ihm lächelnd die Hand, stand auf,

hob ihn empor und ſprach mit Anmuth: „Ich werde herrſchen, aber wie es der Frau geziemt, durch Überredung, und gehorſam den Beſtimmungen meines königlichen Gebieters.“ Ein lauter Beifall begrüßte das neue Königspaar. Dieſes ſchritt ſofort zu ſeinen nächſten Pflichten, indem es ein Miniſterium ernannte: „Die Juſtiz,“ ſprach Erlhofen, „behalten wir uns ſelber vor. Einen Kriegsminiſter werden wir hoffentlich nicht nöthig haben, das Finanzweſen kommt erſt auf den Abend zur Sprache; beim Licht beſehen bedürfen wir nur eines Hausminiſters und eines der öffentlichen Vergnügungen. Da deſſen Functionen aber ſehr verwickelt ſein dürften, und es uns auf Gehalt nicht ankommt, da wir keines zahlen, ſo beſetzen wir dieſe Stelle zwei-, drei-, vierfach, indem wir alle Feſtordner zugleich dazu ernennen, und es uns vorbehalten, ihnen ihre ſpeciellen Befehle zu ertheilen.“

Man war mit dieſer Anordnung des neuerwählten Monarchen vollkommen zufrieden und ſchien überhaupt geneigt, ſich dem Herrſcherpaar im Gehorſam zu fügen. Der erſte Befehl lautete, man ſolle einen Spaziergang auf den Marienberg antreten, welcher, dicht bei der Stadt gelegen, einen reizenden Blick über das Elbthal gewährt und nicht ſchwer zu erſteigen iſt. Dabei wollte man dann das Weitere beſprechen. Paarweiſe machte man ſich auf und trat den Weg an. Es war ein heiterer Zug, der ſich leicht und munter, anfangs durch die Gaſſen des Städtchens zwiſchen den gaffenden Einwohnern hindurch und dann über den Raſen unter ſchattiger Bäumen dahinbewegte. Tücher, Bänder und Gewänder flatterten im Luftzuge, die farbigen leichten Sonnenſchirme ſchimmerten durch das Grün der Gebüſche. Den Krümmungen des Bergpfades folgend, fing man ſchon an, zwiſchen den Weinmauern und Gartenhecken, welche den Abhang lebendig durchſchneiden, aufwärts zu ſteigen. Man

ſah die Reihen dreifach übereinander, in hin und wieder laufender Bewegung, bis ſie höher hinauf in der Biegung des Pfads und dem Dunkel des mit Gebüſchen gekrönten Gipfels verſchwanden. Erlhofen ſchritt, mit der Gräfin am Arm, an der Spitze ſeines Volkes; von Zeit zu Zeit ſtand er still, theils um ausruhen zu laſſen, theils um auf die ſchönen Blicke, welche man in das Thal hatte, aufmerkſam zu machen. Der Gipfel war bald erreicht; er gewährte, wenngleich nicht eine weite Ausſicht, doch einen ungemein reizenden Überblick der nächſten Landſchaft. In die Gaſſen des Städtchens ſah man ſo hinein, als ſtände man auf einem Thurme. „Wir können unſere Monarchie von hier oben deutlich überſehen,“ ſprach der Baron und deutete mit dem Finger auf den Gaſthof am Markt, in deſſen Fenſter man hineinblicken konnte; „auch unſere Heeresmacht können wir zählen, die ſich dort in Form einer Wagenburg im Schatten des Rathhauſes am Markt aufgeſtellt hat. Ich ſehe aber nicht ein, weshalb ich nur unſere nächſten Beſitzthümer der Monarchie einverleiben will! Was heißt beſitzen? Meiner Meinung nach beſitzt man alles Das, was man genießt, wenigſtens ſo lange man es genießt. Dadurch erweitern ſich die Grenzen unſers Gebiets bis ins Unermeßliche; das Elbthal, deſſen ſchöner Anblick uns heute erfreuen ſoll, gehört uns nun ganz unbeſtreitbar, und was man wider unſere Herrſchaft über die Sonne, die uns heut die Luft milde erwärmen muß, und über den Mond, dem ich's beſonders aufgetragen habe, uns nach Hauſe zu leuchten, einwenden will, kann ich mir kaum vorſtellen.“

„Die ſchönere Hälfte unſeres Beſitzthums,“ erwiderte die Gräfin, indem ſie ſich freundlich umſah, „ſcheint mir der lebendige Theil unſerer Herrſchaft zu ſein; ich werde mich als eine wahre Landesmutter am meiſten in dem Wohlſein meines Volkes glücklich fühlen.“ — „Wahrlich!“ rief Erlhofen,

„Ihr habt Recht, Majestät! Wenn ich hier unsere Unterthanen betrachte, so möchte ich fast behaupten, kein Monarch in Europa beherrsche eine so gebildete, reiche und so folgsame Bevölkerung. Denn wir haben in unserem Staate zwar Mangel an den nothwendigsten Einrichtungen, allein aus sehr guten Gründen. Es fehlt uns eine Policei, weil wir keine Vagabunden haben, oder vielleicht alle zusammen welche sind; von einem Gerichtshof wissen wir nichts, aus Mangel an Verbrechen, und ein Advocat könnte unter uns nicht leben, weil, so lange unser Thron steht, noch kein Proceß geführt ist. Armenanstalten fehlen, weil kein Bettler sich zeigen will als höchstens einer um einen Kuß; und da, hoffen wir, wird man sich im Nothfall wohlthätig zeigen."

„Nicht zu voreilig, lieber Monarch," erwiderte die Gräfin lächelnd, „nicht gar zu früh laßt uns über den guten Zustand unseres Reiches frohlocken. Wer weiß, ob nicht bald Zwiespalt und Aufruhr in demselben ausbricht; wenigstens dürfte Ihre letzte Annahme einen Gerichtshof nöthig machen, einen Liebesgerichtshof, versteht sich." — „Da führen wir selbst den Vorsitz, Königin," rief der Baron lebhaft, „und ich wollte nur, daß schon ein klagbares Liebespaar vor uns stünde."

Unter diesen Gesprächen hatte man sich einen anmuthigen Punkt ausgesucht, der auf weichem Moose unter schattiger Umbüschung einen einladenden Ruheplatz darbot. Der König gab das Gesetz, daß man sich in bunter Reihe lagern solle; die gehorsamen Unterthanen vollzogen den Befehl willig. „Ich denke," erhob der Monarch die Stimme, „wir richten uns mit unseren Vergnügungen theils nach unseren Kräften, theils nach den Winken, welche die Natur uns selbst gibt. In diesen stillen Vormittagsstunden, wo die Sonne höher und höher steigt, die Wärme mit jedem Augenblick zunimmt, muß man ruhend das Schöne genießen. Erst der Nachmittag,

wo mit jeder Minute uns ein kühlerer Hauch der Lüfte trifft, eignet sich zu körperlichen Vergnügungen. Jetzt werden uns Gespräch und Scherz am besten thun; denn wir behalten dabei Muße, auf das angenehme Summen und Weben der Insekten zu horchen, den Blick aufwärts in die Laubwipfel zu richten, wie sie, kaum bewegt durch die milden Lüfte, anmuthig still unter sich flüstern und Sonnenstrahl und Himmelsblau durch ihr freundliches Gitter äugeln lassen. Ein ganz leicht bewegliches Spiel ließe ich mir allenfalls gefallen, nur keines jener heftigen, wobei man sich ganz außer Athem laufen muß, welches sich überhaupt für eine Majestät nicht sonderlich schicken würde." Man war seiner Meinung, und die Gräfin brachte, von den Damen zu einem Vorschlag aufgefordert, ein Pfänderspiel in Gang. Dies gab zu allerlei Scherzen Anlaß, denn der König gestattete nicht nur, sondern gebot sogar manche kühne Freiheit bei der Auslösung. Nachdem diese vollbracht war, wurde ein allgemeiner Aufbruch befohlen, um einen neuen Ansiedelungspunkt aufzusuchen, weil die Sonne anfing empfindlich zu stechen, indem das zarte Laubgitter ihre Strahlen nicht mehr recht abhalten wollte. Der Monarch sandte seine Minister als Boten nach verschiedenen Gegenden aus, um einen angenehmen Aufenthaltsort zu finden. Nach einigen Minuten kehrte der Ritmeister zurück, behauptete, einen Platz ausfindig gemacht zu haben, der alle Eigenschaften eines angenehmen Ruhesitzes vereinige. Man folgte ihm, und er führte die Gesellschaft auf dem Kamm des Berges thalabwärts entlang; dann schlug er einen Fußsteig ein, der sich ein wenig gegen den Abhang hinunterzog und bald im dunkleren Wald verlor, wo hohe Buchen den kühlsten Schatten gaben. Hier rieselte aus einer Felsspalte ein klarer Quell hervor, der sich in einem durch ihn selbst gehöhlten Becken sammelte und dann, sanft den

Rand deſſelben überfließend, munter ins Thal hinabhüpfte. Der Abhang des Berges bildete die bequemſten Sitze; die moosbedeckten Wurzeln einer alten Buche gewährten einen etwas erhöhten Platz, der sich trefflich zum Thron für das Königspaar eignete. Zugleich war man, trotz der dunklen Waldkühle, dennoch nicht ohne eine ſchöne Ausſicht, denn eine hohe Bogenöffnung der Baumgewölbe verſtattete einen Blick auf den Elbſpiegel, über den ſich gerade im Mittelpunkte des durch die Zweige begrenzten Raumes, das Schloß Schreckenſtein auf ſeinem ſchwarzen Felſen erhob. Außerdem konnte man auch gerade vor ſich hinab ins Thal ſehen, wo die Wellen des Stromes ſilbern zwiſchen dem ſpielenden Laub heraufglänzten. Der Platz überraſchte ſo durch ſeine Schönheit, daß er mit einem allgemeinen Ausruf der Freude begrüßt wurde. Der Monarch nahm auf dem weichen Thronſitze Platz, die Königin ſetzte ſich an ſeine Seite, die Übrigen lagerten ſich im Halbkreiſe amphitheatraliſch den Berghang abwärts Paar und Paar auf dem Raſen. „Hier iſt es ſelbſt zum Spiel zu ſchön," begann die Königin; der Ort iſt faſt zu heilig, um durch leichten Scherz entweiht zu werden! Gar anmuthig aber würde man hier einem Erzähler oder Sänger lauſchen, der uns Kunde von den romantiſchen Wundern dieſes Thales gäbe. Hat Niemand unter unſeren Unterthanen den Alten dieſes Felſens geſprochen? Erſchien keinem der Bergeiſt oder die liebliche Nymphe dieſes Stroms? Hat ſie keinen unſerer Ritter, der ſich auf der Jagd verirrte, im geheimnißvollen Dunkel des Waldes angeredet, dem Durſtenden einen erquickenden Becher gereicht, dem Ermüdeten den Helm gelöſt und ihn eingeladen, das Haupt ſanft in ihrem Schooße zu ruhen? Und hat ſie ihm dann nicht erzählt von ihren Schlöſſern im tiefen Bau der Felſen oder unter der kühlen ſilbernen Hülle der Waſſer? Hat ſie ihm nicht ſüße

Lieder geſungen, vom Rauſchen der Wellen und Bäume begleitet, um ihn einzuwiegen in ſanften Schlummer? Führte ſie Keinen in ihre Paläſte ein und ließ ihn dem Tanz der Nymphen, ihrer Geſchwiſter, zuſchauen? Oder iſt vielleicht ein Glücklicher unter uns, den ſie gar ſchmeichelnd nach ſich zog in die geheimnißvolle Grotte, um in trauter Einſamkeit mit ihm zu koſen? Ach ich fürchte, die ſchöne Zeit der Wunder iſt vorbei, und kaum daß uns noch der Dichter Kunde gibt von jenen goldnen Tagen, wo Götter ſich zu den Sterblichen geſellten! Wäre aber Jenand hier, der es ſelbſt erfahren hätte, daß die alten holden Träume nicht verklungen ſind, daß die gütigen Weſen, von denen unſere Urväter wußten, noch umherwandeln, wenngleich tief in die Einſamkeit geſcheucht durch das unheilige Geräuſch und Getöſe der Welt: er trete auf und erzähle uns, was er erlebte." Es blieb Alles ſtill, doch lächelte man vergnügt über die anmuthige Weiſe, mit der die Gräfin zum Erzählen einer Sage oder eines Märchens aufgefordert hatte. Endlich erhob ſich ein junger Mann, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, aber durch ſein ſanftes, beſcheidenes, faſt jungfräulich zu nennendes Weſen, ſowie durch ſeinen ſchönen blonden Lockenkopf und die zarte Röthe und Rundung ſeiner Wangen bereits Allen aufgefallen war, und ſprach: „Ich bin vielleicht der Jüngſte in dieſer Geſellſchaft und darf nicht Anſpruch machen, durch meinen Vortrag etwas zu gelten; doch ich bin in dieſen Bergen auferzogen und kenne ſo manche ſchöne Sage, mit der man ſich hier im Volke trägt. Wenn ich —"

„O erzählen Sie geſchwind, erzählen Sie," riefen viele Stimmen und unterbrachen ſo den Eingang, den er blöde und erröthend geſprochen hatte. Die Gräfin aber ſtand auf und ſprach: „Das iſt ſchön, daß Sie Ihrer Monarchin ſo gehorſam ſind; allein der Erzähler muß einen Platz haben, wo-

Alle ihn ſehen und hören können. Setzen Sie ſich daher auf meinen Thron, ſo lange die Erzählung dauert."

Die Gräfin hatte ihre Worte noch nicht vollenden können, als auch ſchon Erlhofen aufſprang und rief: „Das verhüte der Himmel, daß ich meine Königin ihres Thrones beraubt ſehen ſollte. Aber der Dichter und der Sänger iſt der wahre König, denn er beherrſcht die Herzen, und zumal der Frauen. Er nehme daher meinen Thron ein und ſitze zur Seite der Königin, deren holde Nähe ihn begeiſtern möge."

Alles rief dieſem Entſchluſſe Beifall, und der Jüngling, Benno war ſein Name, nahm mit einer Befangenheit und Scham, die ſeinem jugendlichen Antlitz ungemein reizend ſtand, an der Seite der Gräfin Platz. Nach einigem Beſinnen erzählte er ein von ihm ſelbſt auf eine der Gebirgsſagen gedichtetes Märchen. Es enthielt die Geſchichte eines von den Bewohnern der Berge und Ströme begünſtigten Jünglings, der die Liebe einer Jungfrau, welche in den Tiefen des Gebirgsſees wohnt, gewinnt und ihr ewige Treue ſchwört. Doch er muß ſtrenge Prüfungen beſtehen; heimliche Kräfte und Mächte umgeben ihn überall. Zwar verwahrt ihn die Geliebte mit geheimnißvollen, wunderkräftigen Geſchenken gegen die zauberiſchen Wirkungen; doch er wird verblendet, wird untreu, und plötzlich ſieht er ſich von allen Bildern ſeiner Täuſchung verlaſſen und in tiefſtes Elend geſtürzt. Voll Verzweiflung endet er ſein Leben, indem er ſich in den See ſtürzt, auf deſſen Grunde der kryſtallene Palaſt ſeiner Geliebten verborgen iſt. Seit jener Zeit haben ſich die blauen Wogen deſſelben getrübt und verfinſtert, und ſelbſt der lichteſte Himmel erblickt ſich in der Tiefe des Gewäſſers nur in einem ſchwarzen Spiegel.

Viertes Capitel.

Als Benno dieſe Erzählung beendet, waren alle Gemüther in einer gewiſſen ängſtlichen Spannung, und tiefes Schweigen herrſchte umher. Er hatte ſo lebendig dargeſtellt und ſeine Hörer ſo vollſtändig von der Nähe des Schauplatzes, auf dem ſich dieſe Begebenheiten zugetragen haben ſollten, überzeugt, daß man die Landſchaft umher mit der Empfindung betrachtete, wie irgend eine geſchichtlich denkwürdige Stätte, wo man gewiſſermaßen noch die Fußtapfen der dort vorübergegangenen großen Ereigniſſe auf heiligem Boden zu entdecken glaubt und ſie mit Ehrfurcht und Rührung betrachtet.

„Befindet ſich wirklich hier in der Nähe ein ſolcher See?“ Mit dieſer Frage unterbrach die Gräfin zuerſt die allgemeine Stille.

„Er iſt wenig bekannt,“ verſetzte Benno, „und, aufrichtig geſtanden, auch eben nicht beſuchenswerth, falls es nicht der Sage halber wäre. Allein wie es bisweilen geht, ſo haben unſere Vorältern, trotz ihrer romantiſchen Anlage zur Poeſie, in Beziehung auf die Landſchaften, an die ſie ihre Sagen knüpften, nicht ſo viel Sinn für Naturſchönheit entwickelt, als man ſo dichteriſchen Gemüthern zutrauen ſollte.“

„Mir ſcheint dieſe Anklage doch nicht ganz gerecht,“ wandte Marie ein; „denn erſtlich finden wir wol viele Spuren, daß unſere Väter das Schöne, Schauerliche und Erhabene in der Natur ſehr beſtimmt gefühlt haben, wie dies ja ſchon die Namen ausgezeichneter Berge, Felſen und Schluchten beweiſen; zweitens aber war die Sage doch gewiß nichts rein Willkürliches, und wenn ſie ſich auch zum Theil aus der Örtlichkeit ſelbſt erzeugte, ſo bedurfte ſie doch auch gewiß

einer Begebenheit, einer Handlung, sodaß man sie gewissermaßen als eine geheimnißvolle Tochter der That und des Orts betrachten kann. Und wie häufig findet sich's, daß auch der Schauplatz der Begebenheiten ungemein tief mit diesen selbst in Verbindung steht."

„Sie haben gewiß recht," erwiderte Benno ein wenig erröthend; „indessen kommen auch manche Beispiele vor, wo sich die schönsten Märchen an eine wenig hervortretende Örtlichkeit knüpfen, und eines davon ist meine Erzählung. Doch gestehe ich gern, daß meine allgemeine Schlußfolge aus diesen Beispielen etwas zu rasch war."

„Dem sei wie ihm wolle," sprach die Gräfin, „Ihre Erzählung hat uns eine angenehme Stunde bereitet. Ich als Monarchin habe die Verpflichtung, den Dichter meines Minnehofes zu belohnen, und ich denke, es soll in wahrhaft fürstlicher Weise geschehen. Die Erzählung ist auf dem reinen Boden der Natur gewachsen; mit ihren reinen ursprünglichen Gaben soll sie auch belohnt werden. Sie empfiehlt auf eine eindringliche Weise die Treue als die wahrhafte Seele der Liebe und nimmt sich somit insbesondere unseres Geschlechts an, welches von der Treulosigkeit der Männer so viel zu dulden hat. Es ist daher billig, daß eine weibliche Hand den sinnvollen Dichter, für den uns der Erzähler gelten muß, belohne. Ich befehle also allen Jungfrauen unseres Hofes, sich aufzumachen, um die schönsten Feldblumen zu suchen. Bei der Rückkehr unserer schönen Edelfräulein werde ich selbst Drei von ihnen auswählen, um einen Kranz aus den Blumen zu flechten, und hierauf soll das Loos entscheiden, welche dieser Drei den Dichter bekrönen und, so lange unser Reich dauert, seine Gefährtin sein wird."

Ein allgemeiner Beifall erhob sich, als die Monarchin diesen Beschluß bekannt machte. Die Männer klatschten

freudig in die Hände und priesen die Fürstin hoch, welche einen Liebeshof so trefflich zu regieren wußte. Erlhofen ergriff mit komischem Pathos einen Zweig als Scepter, erhob ihn mit feierlicher Geberde und rief: „Ihr, meine Völker! Vernehmt! Ich ertheile hiermit dem Ausspruch unsrer königlichen Gemahlin meine allerhöchste Sanction. Gehet also hin, Ihr Jungfrauen, und kehrt nicht eher wieder, bis Ihr das Gebiet unseres Reichs seiner schönsten Blumen beraubt habt."

Auf diese Rede erhoben sich die Mädchen und zogen mit ihren flatternden, schimmernden Gewändern in den grünen Wald hinein, um an sonnigen Stellen die Blumenlese zu beginnen. Viele der Männer hatten große Lust, die Frauen zu begleiten, doch die Monarchin verbot es streng, denn auf diesem Zuge sollten die Jungfrauen unbegleitet bleiben. Man hatte also nur von ferne den Anblick, die anmuthigen Gestalten auf dem Rasen hin und wieder schweben, in den Gebüschen bald verschwinden, bald wieder erscheinen, sie sich bücken, die gepflückten Blumen in den Körbchen sammeln, bei einer gleichzeitig entdeckten schönen Blüthe wetteifernd darauf zueilen, kurz alle jene anmuthigen Bewegungen und Thätigkeiten ausüben zu sehen, die der weiblichen Jugend so wohl stehen.

„Sieht der Wald nicht aus, als wäre er von Nymphen bevölkert?" fragte die Gräfin lächelnd, indem sie auf die blumenpflückenden Mädchen hindeutete.

„Es sind die lieblichsten Oreaden, Dryaden, Hamadryaden, Sylphiden, Elfen und Waldschwestern, die ich jemals gesehen," rief Erlhofen aus.

Man sprach scherzhaft noch Manches hin und her über das glückliche Loos des Dichters, über den Eifer der Frauen, ihn zu belohnen, über das zweifelhafte Glück, seine Gefährtin zu werden; indessen hatten die jungen Mädchen ihre Körbchen

bald gefüllt und kehrten zur Gesellschaft zurück. Sie schütteten ihren Vorrath auf den Rasen, und die Königin betrachtete ihn mit prüfendem Wohlgefallen.

„Sehr schön," sprach sie; „jetzt werde ich meine Kranzwinderinnen ernennen." Ihre Wahl fiel auf Marie, Lodoiska und Louise, die sehr artige Tochter eines wohlhabenden Mannes aus Teplitz, die von den Brunnengästen, welche in ihrem Hause wohnten, zu der Spazierfahrt eingeladen war. Die Mädchen setzten sich sogleich auf den Rasen und begannen den Kranz zu winden, der sich unter ihren zierlichen Händen schnell füllte und rundete. Als er vollendet war, wählte die Gräfin drei Blumen aus, eine wilde Rose, eine Cyane und ein Veilchen, das sich als ein Spätling noch an einer schattigen Stelle vorgefunden hatte. Dem Dichter wurden jetzt die Augen verbunden, die Gräfin gab jedem der jungen Mädchen eine der drei Blumen und gebot nun Benno zu wählen. Dieser nannte die Rose, und Lodoiska wurde seine Gefährtin. Ihr war es bestimmt, den vollen, frischduftenden Kranz auf Benno's blondlockiges Haupt zu setzen. Sie nahm ihn weiblich schüchtern und leicht erröthend, Benno beugte ein Knie vor seiner schönen Gebieterin und empfing mit klopfendem Herzen den Lohn für seine dichterische Gabe. „Möge dieser Kranz Sie so erfreuen," sprach Lodoiska, „wie Ihre schöne Erzählung unser Herz bewegt hat." Bei diesen Worten wich das holde Erröthen wieder von ihrer Wange, und es blieb nur jener leichte Anhauch zurück, der ihren schönen Zügen einen so ungemein fesselnden Reiz verlieh. Benno stand auf, ergriff ihre Hand, küßte sie mit Lebhaftigkeit und erwiderte mit den leicht geänderten Worten des Dichters:

„O, daß mein Lohn nicht Eure Strafe werde!"

Er reichte ihr jetzt den Arm und begleitete sie zu ihrem

Raſenſitz, wo er ſich an ihrer Seite niederließ. Indeſſen war die Sonne dem Meridian ſchon näher gerückt, und nur die hohen Wölbungen der Zweige erhielten es angenehm kühl. Doch war es Zeit, in das Städtchen zurückzukehren, wenn man das Mittagsmahl nicht warten laſſen wollte. Erlhofen als König erklärte dies für die wichtigſte Angelegenheit des Reichs und ſchwur Jedem die fürchterlichſten Strafen zu, der hierin Ungehorſam oder Verrath üben würde. Gehorſam nahm daher die Gräfin ſeinen Arm an, und der Zug ſetzte ſich paarweiſe, wie er gekommen war, wieder in Bewegung und nahm ſeine Richtung hinabwärts.

Das Mahl war bereit; in gemiſchter Reihe ſetzte man ſich um die lange Tafel, um es einzunehmen. Erlhofen mit der Gräfin präſidirten natürlich, und der Monarch ließ es nicht an mannichfaltigen Reden fehlen, zu denen die Tafel ihm hinlängliche Gelegenheit gab. Auch brachte er ſelbſt viele Trinkſprüche aus, welche allgemeines Ergötzen erregten. Dazu kam, daß der Wein, ſo ſparſam er auch die weiblichen Lippen benetzte, die Frauen dennoch unvermerkt mit ſeiner Macht überſchlich und ſie zu jener freieren Lebhaftigkeit und Keckheit anregte, die, wenn ein gebildeter ſittlicher Sinn ſie ſtets in den Schranken des Schönen erhält, ihnen ſo ungemein reizend ſteht. Sie verlieren dann unwillkürlich nur das Zuviel der Sorgſamkeit und Selbſtbeherrſchung, gewinnen jenes offene Vertrauen, was ihnen den Muth einflößt, auch einmal ihr ganzes fröhliches Herz zu zeigen; und, wie ſie ſelbſt ſo völlig ohne Arg ſind, werden ſie feſter und feſter in dem Glauben, keine Bruſt auf der weiten Erde ſinne und beherberge etwas Unlauteres. Dann tritt die ſchöne weibliche Natur in ihrer heiteren Entfeſſelung von den Banden vor uns, die doch nur die tief in unſere Sitten und Geſinnungen eingedrungene Verderbniß den Frauen auf-

geiegt hat, und welchen sie sich freilich für die Dauer des Lebens fügen müssen. Der ängstlich hemmende Faden, an dem sie kaum zu flattern wagten, zerreißt, und sie gaukeln einmal fröhlich, von den Lüften und Wellen der Freude getragen, von freieren Flügeln gewiegt, in dem erweiterten Gebiet umher und wagen sich zu bisher nicht gekannten Höhen und Räumen. Die Sitte und die Tugend herrschen alsdann nur als freie schöne Gewohnheiten des Lebens und der Seele, nicht mehr als fremde strenge Gebieterinnen über sie.

Mit der höheren Röthe der Wange färbt sich auch die Luft schimmernder und lockender; frische Lüfte regen die unmerklich fließenden Wellen der Seele zu höherem Wallen auf, und rascher eilt der Strom zwischen den reizenden Ufern dahin.

Die Wärme im Saale, obwol durch offene Fenster, die ein kühles Fächeln der Lüfte erzeugten, und durch den Duft der Kränze und Blumen gemildert, wurde doch nach einiger Zeit drückend, und bald hielt es zumal die Jugend nicht mehr länger aus, an den bestimmten Platz gefesselt zu sein, so angenehm er durch die Nachbarschaft wurde. Mit allgemeiner Freude nahm man daher die Nachricht auf, welche Heilborn und Arnheim als Festordner und Minister brachten, daß zwei Gondeln auf der Elbe in Bereitschaft lägen, um die Gesellschaft nach dem Schreckensteine zu führen, wo man den Nachmittag zubringen wollte. Erlhofen hätte zwar noch gern eine Zeitlang bei Tafel gesessen, zumal da der ansehnliche Vorrath von Champagner noch lange nicht erschöpft war, doch die Jugend ließ sich nicht länger fesseln und selbst seine königliche Autorität vermochte nichts über sie. So brach man denn fröhlich auf, die Paare blieben geordnet wie zuvor, und der Zug trat seinen Weg nach dem Ufer des Flusses an.

Die mit luſtig flatternden Wimpeln und Kränzen geſchmückten Gondeln gewährten einen ſo heitern Anblick, daß man dadurch ſchon mit der beſten Hoffnung für die ſchöne Fahrt erfüllt wurde. Eine angenehme Muſik von Blasinſtrumenten — es waren böhmiſche Bergleute — ließ ſich von einem eignen für dieſelben eingerichteten Nachen vernehmen. Die feſtlich gekleideten Schiffer, deren Hüte mit Bändern und Sträußen prangten, begrüßten die Geſellſchaft mit einem fröhlichen Lebehoch. Die Stegbreter wurden ausgelegt, die Damen hüpften mit Grazie hinüber, die Paare nahmen, wie ſie einander folgten, auf den Bänken Platz; bald waren die Gondeln gefüllt, die Muſik ſtimmte einen lauten Tuſch an, unter Jubelruf der Schiffer und der verſammelten Zuſchauer ſtieß man vom Lande, und vom muntern Ruderſchlage bewegt, ſchwammen die Nachen luſtig auf dem Strome dahin. Jetzt erſt, da man die Mitte deſſelben erreicht hatte, konnte man recht tief in das prachtvolle Waldthal hinunterblicken, aus dem die Elbe hervorbrauſt. Hinterwärts ſtieg das Städtchen freundlich am grünen Ufer empor und ſpiegelte ſich hell in den Wellen ab; vorwärts nur dunkle Waldhöhen, die ſich ſchroff gegen den Strom hinabſenkten und ihr düſteres Bild in ſeine Tiefe warfen. Zur Linken wurde der Blick durch den ſchwarzen Felſen des Schreckenſteins begrenzt, der, in ſchräger Richtung aus dem Gebirge hervorragend, den Gipfel weit über die Wellen ſtreckt und ſeine Mauerkrone von verfallenen Thürmen drohend über den Abgrund hinaushängt. Ein friſcher Wind, der das Thal hinaufwehte, machte die Ruder unnöthig; man konnte die Segel aufſpannen und ſich von ihnen gegen den rauſchenden Strom hinaufziehen laſſen. Pfeilgeſchwind zogen die Ufer an den Schiffenden vorbei und zeigten eine Reihe reizend wechſelnder Bilder. Bald fuhr man unter

einem hohen Bergkegel, der den breiten Schatten quer über den Strom warf, dahin, bald tanzten die Gondeln auf dem silbernen, im Sonnenscheine blitzenden Wellen, während das Ufer in grüner dämmernder Nacht des Waldes und der Beschattung ruhte und sich heiter in der Fluth abspiegelte. Jetzt verengte sich das Bett des Stromes, und er schoß brausend zwischen und über Felsen dahin, jetzt erweiterte er sich zum ruhigen See, in dessen Tiefe die Wolken still vorüberzogen. Nach einer Stunde hatte man das Ziel, den Schreckenstein und seine Felsenburg, erreicht.

„Ich hätte mir den Fels doch höher vorgestellt," sprach Lodoiska zu Benno, indem sie, am Ufer stehend, die Blicke nach den Thurmspitzen hinaufwarf; „von weitem erschien er mir weit majestätischer. Er ist der erste schroffe Fels, den ich in meinem Leben sehe, denn bei uns in Polen ist das Land nur eben und von Wald oder Brüchen durchschnitten."

„Lassen Sie uns nur erst den Gipfel besteigen," erwiderte Benno, „alsdann werden Sie es wol bald empfinden, daß der Fels nicht unbedeutend ist. Jetzt verschwindet er freilich gegen die viel höher hinter ihm aufsteigenden Waldgebirge."

Lodoiska heftete noch immer die sinnenden Blicke auf den verwegen überhangenden Gipfel. „Gebirgsländer sind doch sehr schön!" sprach sie nach einer kleinen Pause. „Polen hat auch Gebirge, aber nur im südlichen Theile, wo sich einige Zweige der Karpathen erheben. Ich bin niemals dort gewesen."

Ein Theil der Gesellschaft hatte, während Beide sprachen, schon den Weg, die Felsenhöhe hinauf, angetreten; Benno reichte daher seiner schönen Kranzwinderin den Arm und führte sie gleichfalls den steilen Pfad hinan. Als sie die Höhe bald erreicht hatten, wollte sich Lodoiska umwenden,

um des Rückblickes zu genießen, doch Benno bat sie, es zu lassen. „Gönnen Sie mir die Freude, Sie oben auf dem schönsten Punkte mit dem Überblicke des Ganzen zu überraschen. Ich würde Sie bitten, die Augen ganz zu schließen, wenn der Weg nicht von der Art wäre, daß selbst der aufmerksamste Führer nicht vor kleinen Unfällen schützen kann. Der Boden ist zu rauh, es liegen hier viele Steine im Wege, die Richtung ändert sich oft zu schnell, um mit geschlossenen Augen festen Fuß zu fassen. Aber heften Sie nur die Blicke gerade auf den Pfad vor sich, und gewinnen Sie es über sich, weder rechts noch links zu blicken, so werden Sie einen reichen Lohn für diese Enthaltsamkeit empfangen."

Lodoiska versprach es gutmüthig und ließ sich nun ganz durch Benno, der sie bei der Hand ergriffen hatte, leiten. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft neckten sie mit ihrem Gehorsam, doch ließ sie sich nicht irre machen, sondern lächelte still vor sich hin und sprach: „Ich traue meinem Führer, denn er kennt diese Gebirge genau und weiß ihre Schönheiten zu empfinden." Vergeblich suchten einige junge Leute muthwillig ihre Neugier rege zu machen, und rühmten bald diesen Blick in die Tiefe, bald jene Aussicht das Thal herunter; sie blieb standhaft. Nach kurzer Wanderung stand sie auf dem Gipfel, und Benno führte sie nun durch das Gemäuer hindurch in einen Eckthurm, wo man einige halb verfallene Stufen hinanzusteigen hatte, sich aber alsdann in einem kleinen Raum mit weit ausgebrochenen Fensterhöhlen befand, der so auf der äußersten Grenze des Felsens liegt, daß man gar keinen Boden unter sich gewahr wird, sondern frei über dem Elbspiegel zu schweben scheint. Bevor sie hier eintrat, hatte Lodoiska das Auge auf Benno's Rath ganz geschlossen und ließ sich nun von diesem an das Haupt-

fenſter ſtellen, von dem ſie zugleich den ſchauerlichſten Blick in die Tiefe und den reizendſten in die Ferne, das Thal hinab, hatte.

„Jetzt," ſprach Benno, „jetzt öffnen Sie die Augen! Nun iſt es Zeit, ſich umzuſchauen."

„Heiliger Gott!" rief Lodoiska und trat erſchreckend einen Schritt zurück, als ſie in den ſchwindelnden Abgrund vor ſich blickte. Doch einen Augenblick darauf hatte ſie ſich ſchnell gefaßt, und obwol ſie noch ein wenig zitterte, trat ſie doch, aber ohne Benno's Hand loszulaſſen, wieder dicht an die niedrige Fenſterbrüſtung und beugte ſich hinab. „Welch ſchauerliche Wonne!" ſprach ſie beklemmt. „Wie paaren ſich hier Reiz und Schrecken ſo mächtig mit einander!"

„Nun," fragte Benno, „iſt der Fels hoch? Verdient er ſeinen Namen Schreckenſtein?"

„Gewiß, gewiß! O es iſt überaus herrlich hier!" rief Lodoiska, deren Bangen jetzt nach und nach in ein Staunen überging. „Wie klein unſere Gondeln dort in der Uferbucht erſcheinen! Schon das Gärtchen des Thürmers hier dicht unter uns liegt tief, und von dort ſenkt ſich doch erſt der Fels hinunter. Sehen Sie nur, wie die Schwalben faſt ſo tief unter uns ſchweben als ſonſt über uns!"

„Die Raubvögel aber bleiben noch immer hoch über unſerem Haupte," bemerkte Benno, und deutete auf einen Habicht, der eben quer über das Thal hinſchwebte und ſich auf breiten Fittigen wiegte.

Lodoiska hob das Auge aufwärts. Eben ſtand der Raubvogel faſt unbeweglich und ließ ſich nur von den breit ausgedehnten Schwingen tragen. Plötzlich ſchoß er pfeilgeſchwind auf einen Flug Bergtauben herab, der tief unter ihm geſellig kreiſte. Die verſcheuchten Thiere flatterten haſtig nach allen Seiten auseinander; eine jagte der Stößer vor

ſich her und verfolgte ſie mit mächtig geſchwungenen Fittigen. Sie nahm ihren Flug nach dem Thurme zu; doch faſt in dem Augenblick, wo ſie die ſichere Zuflucht erreichte, war auch der Feind ihr nachgekommen und packte das ängſtlich flatternde Thierchen mit ſeinen grimmigen Fängen dicht vor Lodoiska's Augen. Sie ſah einige durch den krallenden Griff ausgerupfte Federn fliegen und hörte das angſtvolle Kreiſchen des Täubchens. Der Habicht ſtrich im Schuß des Fluges ſo nahe an den Thurm, daß er mit den breiten grauen Flügeln gegen das Geſtein ſchlug, dann aber ſcheu vor den Menſchen, jedoch ohne den Raub fahren zu laſſen, ſich wieder hoch in die Lüfte ſchwang.

Die Frauen — denn auch Marie, die Gräfin und einige andere Damen der Geſellſchaft waren nach und nach in den Thurm getreten — hatten mit ängſtlicher Theilnahme dem Schauſpiel zugeſehen. Das Mitleid mit dem gequälten Thierchen, dem Niemand helfen konnte, und ſelbſt der Schrecken vor dem wilden, heiſer kreiſchenden Raubvogel, hatte Alle mehr oder weniger ergriffen. Lodoiska aber ſah bleich aus wie der Tod und zitterte heftig. Sie war noch zu aufgeregt von dem ſchauerlichen Gefühl, das der ſchwindelnd hohe Standpunkt, auf dem ſie ſich ſo plötzlich erblickt hatte, in ihr hervorbrachte, um nicht durch eine neue ähnliche Empfindung heftig erſchüttert zu werden. Das Geſicht abwendend, trat ſie zurück, und als ihr Auge auf die Gräfin traf, warf ſie ſich mit einer Art von Zucken an die Bruſt derſelben und rief einige Worte in polniſcher Sprache. Ihre mütterliche Freundin antwortete eben ſo, aber mit ſanftem, tröſtendem Ausdruck. Dann wendete ſie ſich zu den Umſtehenden und ſprach, um gewiſſermaßen den Gebrauch der fremden Sprache zu entſchuldigen: „Sie hat etwas Ähnliches geträumt, darum ergriff der Vorfall ſie ſo heftig.“

„Ja es war ein Traum, ein recht böser Traum," sezte Lodoiska mit einem mühsamen Lächeln hinzu; „aber ich will nicht weiter daran denken," sprach sie gefaßter und trat wieder zu den Übrigen.

Fünftes Capitel.

Um den leichten Schreck zu verwischen, schlug Benno vor, die alte Burg genauer zu besichtigen, was, zumal da er sich zum Führer erbot, dankbar angenommen wurde. Nachher unterhielt man sich mit allerlei geselligen Spielen, schoß mit der Armbrust, warf Reifen und schlug Federball, in welchem leztern Spiele Lodoiska sich ganz besonders geschickt und anmuthig zeigte.

Die Sonne senkte sich schon gegen die Berge hin, ihre Strahlen gewannen schon die leichtröthliche Färbung, durch welche die Landschaften in der spätern Nachmittagszeit in einer so warmen Beleuchtung erscheinen.

Nicht ganz mit Unrecht fürchtete man für die Rückfahrt jene schnelle Abkühlung, welche in Gebirgsthälern stattfindet, sobald die Berge sie erst ganz mit ihren Schatten bedecken. Der Wunsch, aufzubrechen, wurde daher vielfach ausgesprochen, wiewol man sich ungern gerade in der schönsten Zeit von dem romantischen Punkte trennte, wo man die Nachmittagsstunden so angenehm zugebracht hatte. Auch wendete Arnheim ein, daß nichts reizender sein werde, als in der Zeit, wo der Purpur des Abends sich mit dem Silberlichte des Mondes mische, ohne Ruderschlag auf den Wellen

des Stromes hinunterzutreiben. Es erhoben sich daher mehrere Stimmen gegen die beschleunigte Abfahrt, und endlich kam man dahin überein, daß man sich theilen wolle. Wer die Abendkühle fürchtete, sollte auf der ersten Gondel sogleich zurückfahren, die Übrigen wollten eine Stunde später folgen; Alle jedoch waren der Meinung, daß man zusammen das Abendessen einnehmen müsse. Nach dieser gütlichen Ausgleichung der verschiedenen Ansichten, wanderte die größere Hälfte der Gesellschaft den Berg hinunter; die andere, zu welcher das Königspaar, Marie, Lodoiska, der Rittmeister, Benno und einige Andere gehörten, entschlossen sich auf des Letztern Vorschlag, einen Spaziergang höher an die Berge hinauf zu machen, von dem man sich noch manchen überraschenden Blick in das Thal versprach. Ein Fußpfad, welcher kaum für Zwei Raum hatte, führte in schlängelnden Windungen berganſteigend durch die Waldung.

Der Weg hatte etwas ungemein Reizendes; versteckt, sich gleichsam heimlich durch den Wald schleichend, zog er sich unvermerkt höher und höher gegen den Gipfel hinan. Zwischen dem Gitter des bewegten Laubes hindurch sah man nach oben den Himmel schimmern, unten den blinkenden Strom glänzen. Weitere Öffnungen des Gebüsches überraschten durch schöne Blicke in das Thal, die mit jeder Wendung des Pfades wechselten. Allmälig wurde es immer einsamer und stiller, der Pfad verschwand fast in dem hoch emporschießenden Grase, die Laubwaldung hörte auf, und die tiefern Schatten eines dunkeln Tannenwaldes nahmen die Wanderer auf. Jetzt hatte man in der That die Wildniß des Gebirgs erreicht. Einen Pfad gab es nicht mehr, aber man ging weich auf der Moosdecke, welche den Boden überspann, dahin, und die Luft war erfüllt mit dem balsamischen Geruch kräftiger Kräuter. Die volle Gebirgserdbeere wuchs

hier im reichen Maße und ließ die dunkelrothe Frucht aus der Blätterhülle hervorschimmern; einzelne hohe Büsche von Farrnkräutern schossen neben den zerstreuten Felsblöcken auf, unter denen das Quellwasser hervorrieselte. Ein hohes Wehen und Rauschen zog durch die Gipfel der Tannen; die ganze Natur blickte den Menschen hier mit einfach erhabenen Zügen an. Benno, welcher der Gegend aufs genaueste kundig war, schlug mit Sicherheit eine von der bisherigen abweichende Richtung ein, um zu einem hohen malerischen Felsblock zu gelangen, dessen gewaltige Masse hier oben auf einer freien Grasebene gelagert war. Schon sah man ihn in der Entfernung von wenigen hundert Schritten liegen; er glich fast einem ungeheuren Sarkophag, dessen eine obere Ecke jedoch, weit vorspringend, sich kühn über die Grundfläche hinausstreckte. Auf der Spitze derselben schwankte eine junge Tanne, die ihre zähen Wurzeln um den Stein geklammert hatte. Unsere Wanderer glaubten sich ganz einsam auf dieser Höhe, als ihnen zu ihrer Verwunderung ein weißes Windspiel entgegensprang, sie anfangs vor weitem anbellte, dann aber sich zutraulich näherte und Lodoiska's Liebkosungen durch ein freundliches Anspringen und ein schmeichelndes Hinaufdrücken des Kopfes gegen ihren Schooß erwiederte.

Munter vorausspringend verschwand das leichtfüßige Thier hinter dem Felsblock.

„Vermuthlich rastet dort ein Jägersmann," sprach Benno, „denn hier oben gibt es für den Jagdliebhaber oft eine reiche Ausbeute."

Man war indessen ganz nahe an den Felsen gekommen und ging, um zu sehen, ob man wirklich nicht allein sei, um denselben herum. Auf der andern Seite fand man, wie Benno richtig vermuthet hatte, zwei Herren in Jagdkleidung, die jedoch, von der Arbeit des Tages ermüdet, im festen

Schlafe lagen und weder durch das Gebell des Windhundes, noch durch die Annäherung der Gesellschaft daraus erwachten.

„Es müssen Badegäste sein," sprach Benno leise, „denn ich habe sie schon gestern in Teplitz gesehen. Sie wohnen vermuthlich im goldnen Löwen, denn dort gingen sie nach der Morgenpromenade hinein, und ich sah sie, obwol ich über eine Stunde in dem Hause gegenüber verweilte, nicht wieder herauskommen."

Indem fiel in der Nähe ein Schuß; das Windspiel schlug laut an, die Jäger fuhren aus dem Schlafe empor. Sie schienen sehr erstaunt, eine so zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen in ihrer Nähe zu sehen; rasch sprangen sie daher auf und begrüßten die Angekommenen, indem sie sich zugleich wegen der Lage, in der man sie getroffen, entschuldigten. Es waren Franzosen. Als große Liebhaber der Jagd hatten sie die Einladung eines böhmischen Edelmannes, dessen Bekanntschaft sie auf der Reise von Prag nach Teplitz gemacht hatten, auf seinem Territorium zu jagen, mit Freuden angenommen, waren aber von ihm abgekommen und ruheten hier oben aus, um Kräfte zur Fortsetzung ihres Vergnügens zu sammeln. Der eben gefallene Schuß mußte von ihrem Freunde herrühren, denn man erblickte bald darauf seinen schönen Hühnerhund. Es dauerte auch nicht lange, so sah man ihn unter den Bäumen hervortreten und gerade auf die Gesellschaft zuschreiten. Es war der Baron Sedlazek, ein reicher Gutsbesitzer der Umgegend, den Erlhofen, Arnheim und Benno sehr wohl kannten. Man begrüßte einander mit der erhöhten Theilnahme, welche ein Begegnen am ganz unvermutheten Orte erzeugt, und der Baron bat um Erlaubniß, sich mit seinen beiden Freunden, die er als die Herren von St. Lucas und Beau-

caire vorſtellte, der Geſellſchaft anſchließen zu dürfen, was natürlich höflich angenommen wurde. Marie hatte während deſſen zufällig entfernt geſtanden und daher die Namen der Ankömmlinge nicht gehört; ſonſt würde ſie freilich aufs heftigſte erſchrocken ſein, da ſie wußte, wie nahe ſie mit dem Schickſal ihres Bruders zuſammenhingen. Von Anſehen kannte ſie keinen derſelben.

Man trat jetzt gemeinſchaftlich den Rückweg nach dem Schloſſe an. Die beiden Fremden wußten ſich mit franzöſiſcher Gewandtheit und Galanterie den Damen zu nähern und waren bald ſo bekannt mit ihnen, als wären ſie die älteſten Freunde. Da man ſich im Hinabgehen vereinzeln mußte, hielt der ältere der Fremden, St. Luces, den Rittmeiſter ein wenig zurück und fragte ihn mit der gewöhnlichen geſelligen Neugier nach Stand und Namen der Anweſenden. Auch Beaucaire drängte ſich zu hören heran. Die Namen Erlhofen, Benno, ſelbſt die der Gräfin und Lodoiska's ſchienen ſie ziemlich gleichgültig zu laſſen; als aber Arnheim Marien nannte, fiel der ältere Fremde ihm überraſcht in die Rede: „Wie? Roſen? Aus Dresden? Haben Sie gehört, Beaucaire?“

„Allerdings,“ erwiderte dieſer mit einer Miene, deren ſeltſamer Ausdruck dem Rittmeiſter auffiel.

„Kennen Sie die junge Dame?“ fragte er erſtaunt.

„Ein wenig, verehrteſter Freund,“ erwiderte St. Luces, „ein wenig. Ich habe ſie in Dresden, wo ich mich vor einigen Monaten aufhielt, mehrmals im Theater geſehen, und, da mir ihr angenehmes Äußere auffiel, ſie mir nennen laſſen. Dies iſt unſere ganze Bekanntſchaft.“ Dabei warf er jedoch ſo ſeltſame Blicke zu Beaucaire hinüber, daß der Rittmeiſter wohl merkte, es müſſe hier eine andere Beziehung obwalten, die ſeine Neugier nicht wenig ſpannte. Denn

er mochte sich's gestanden haben, oder nicht, er hatte eine lebhafte Neigung für Marien gefaßt, und diese unvermuthete Bekanntschaft, welche St. Luces mit ihrem Namen zeigte, regte allerlei eifersüchtigen Verdacht in ihm auf.

„Sagen Sie mir doch," fuhr dieser indessen fort, „ist diese junge Dame allein, oder mit ihren Verwandten hier?"

„So viel ich weiß, nur mit ihrer Mutter," entgegnete Arnheim, „welche jedoch ihrer Kränklichkeit wegen zu Hause geblieben ist."

„Also ihr Bruder ist nicht mit hier?"

„Ihr Bruder? Ich weiß von keinem. Es ist indessen nicht unmöglich, daß er hier gewesen ist oder erwartet wird; da ich erst seit einigen Tagen die Ehre habe, das Fräulein zu kennen, so kann ich über ihre nähern Familienverhältnisse durchaus keine Auskunft geben."

„Also dürfte man den Bruder noch erwarten?" fragte St. Luces mit einem Eifer, welcher zeigte, daß ihm daran gelegen war.

„Darüber würde die Dame Ihnen wol selbst am besten Auskunft geben können," erwiderte der Rittmeister, dem das gegenseitige Anblicken beider Fremden, ihre bedeutenden Augenwinke immer auffallender und unangenehmer wurden. Sie fragten indeß nicht weiter, und Arnheim suchte sich von ihnen loszumachen, was ihm um so leichter wurde, da Beide ziemlich weit zurückblieben und leise, aber emsig mit einander sprachen. Um so angelegentlicher bestrebte er sich dagegen, Marien zur Seite zu kommen, um ihr zu sagen, daß sie von jenen Fremden gekannt sei, und wo möglich zu erfahren, wie es mit jener Bekanntschaft, die von ihrer Seite durchaus nicht geltend gemacht worden war, zusammenhängen möge. Bei einer Wendung des Pfades gelang es ihm, durch einen kecken Sprung den Abhang hinunter

die vor ihm Gehenden abzuſchneiden und Mariens Nachbar zu werden.

„Sie ſind die einzige Dame der Geſellſchaft," ſprach er, nachdem einige unbedeutende Worte hin und wieder gewechſelt waren, „welche den beiden Fremden nicht unbekannt iſt. Sie behaupten ſchon in Dresden das Glück gehabt zu haben —"

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete Marie ein wenig ſchnell; „ſie ſcheinen mir franzöſiſche Offiziere zu ſein, mit denen ich durchaus nicht in Bekanntſchaft geſtanden habe."

„Vielleicht in keiner nähern," antwortete Arnheim; „doch war dem ältern Herrn Ihr Name bekannt, und er verſichert, Sie öfters im Theater geſehen zu haben."

„Unmöglich," entgegnete Marie, „ich bin ſeit länger als einem Jahre nicht im Theater geweſen, und niemals, wenn franzöſiſche Garniſon in Dresden ſtand." Ihre Antwort war ſo lebhaft, daß Arnheim ihr mißfällig geweſen zu ſein fürchtete; und in der That fühlte ſich Marie auch faſt beleidigt, da ſie bei ihrem tiefgewurzelten Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes es faſt für einen Frevel gehalten haben würde, mit franzöſiſchen Offizieren Umgang gehabt zu haben, ſelbſt wenn ſich in jener Zeit nicht ſo leicht eine üble Nachrede an Bekanntſchaften dieſer Art geknüpft hätte.

„Ich darf betheuern," ſprach Arnheim, „daß ich nur wiederhole, was mir die Herren ſelbſt geſagt haben."

„Ich glaube Ihnen das ſehr gern," entgegnete Marie milder, weil ſie glaubte, Arnheim fühle ſich verletzt; „aber Sie wiſſen, es liegt in der Art der Franzoſen, überall gewiſſenlos zu verfahren, ſelbſt mit dem Rufe eines Mädchens. Die Bekanntſchaft dieſer Herren mit mir iſt möglich, wenn ſie mich auf der Straße oder beim Spaziergange geſehen

haben; sie besteht aber, ich versichere es Ihnen nochmals, nur von ihrer Seite."

Arnheim, dem es lieb war, daß keine seiner Vermuthungen sich bestätigte, brach das Gespräch ab, welches Marien so sichtlich verletzte. Und so war von den beiden Fremden weiter nicht mehr die Rede.

Der Weg abwärts ließ sich rascher zurücklegen als aufwärts; man erreichte denn auch bald den Schreckenstein wieder, wo man noch eine kurze Zeit verweilte und dann, als die untergehende Sonne eben den hellen Himmel mit rosigem Duft überhauchte, und der bleiche Vollmond gegenüber im lichten Äther schwebte, die Gondel wieder bestieg, um auf den Wellen des schönen Stromes bis an das Städtchen hinunterzutreiben.

Die Gesellschaft überließ sich dem Genuß der Wasserfahrt und des in der That entzückenden Abends. Die gefürchtete Kühle war nicht eingetreten, sondern nur laue Lüfte kräuselten die Wellen. Die Häupter der Berge waren auf der einen Seite von purpurnem Dämmerschein umflossen, auf der andern zog sich das flüssige Nebelsilber des Mondlichts duftend um die schwarzen Gipfel. Die Elbe spiegelte Himmel und Ufer in sanft wallenden Linien klar zurück; aus dem Wasser herauf stieg ein kühler, erfrischender Hauch. Man saß still, fast ohne zu sprechen, in dem selig beruhigenden, alle wehmüthigen Gefühle des Herzens erweckenden Genuß verloren. Da erklangen unvermuthet die leise angeregten Accorde einer Guitarre.

Alles horchte auf. Ein eigenthümliches Gefühl ergriff die Brust bei diesen Klängen, die so sehr an italienische Sitte mahnten; denn wer hätte nicht, sei es durch Schilderungen oder durch eigne Erfahrung, schon jene südlichen Empfindungen gekannt, die durch die schaukelnde Barke

und das Lied des Gondoliers in uns erweckt werden. Es war, als ziehe der Strom mit ſeinen Ufergebirgen plötzlich unter einem italieniſchen Himmel dahin, als ſei es die Welle der Brenta oder des Po, von der man ſich geſchaukelt fühle.

Der ſchöne, blondgelockte Benno war es, der die Saiten gerührt hatte, um eine Ballade vorzutragen, welche er auf eine Sage von dem Schreckenſteine gedichtet hatte. Die Schiffer ſaßen lauſchend am Steuer und richteten die Blicke auf den Sänger; die übrigen Hörer winkten, erfreut durch die Überraſchung, einander mit den Augen Stille zu. Man hörte jetzt nichts als das leiſe Flüſtern der Wellen an dem Kiel des Schiffes. Der Mond warf ſeine Strahlen auf Benno's Angeſicht, der, einem begeiſterten Improviſator gleichend, das große blaue Auge gegen das Licht aufſchlug und dann mit wohlklingender Stimme die in Verſe gebrachte Sage vortrug, wonach ein tyranniſcher Vater den Geliebten ſeiner Tochter, als dieſer bei Nacht den ſteilen Fels hinaufklimmte, tückiſch lauernd in den Abgrund geſtürzt haben ſoll. Die Geliebte in ihrem Schmerz ſtürzt ſich nach in den Strom, und die ewig fortziehenden Wellen deſſelben bilden die Gruft des liebenden Paares und kühlen die Glut ihrer Schmerzen. Benno ſang mit ſanfter, angenehmer Stimme und tief empfundenem Ausdruck.

Am Schluß des Liedes ſaß Alles, wie zuvor, in tiefem Schweigen. Wen hätte die traurige Mähr nicht erſchüttert? Wer hätte nicht in der eigenen Bruſt Anklänge gefunden für die heiligen Gefühle der Unglücklichen? Selbſt St. Luces und Beaucaire hatten ſo viel geſelligen Takt, die Stille nicht ſogleich zu unterbrechen, obwol ſie neugierig auf den Inhalt des Geſanges, deſſen Worte ſie nicht verſtanden hatten, waren.

Indeſſen war man nahe an der Stadt, und das lebhaftere Treiben am Ufer, ſo wie einige kreuzende Nachen mit Luſtfahrenden aus dem Städtchen, unterbrachen die heimliche Ruhe, welche bisher in der Landſchaft geherrſcht hatte. Nach und nach entfeſſelte ſich nun auch die ſo lang verſtummt gebliebene Rede wieder, und man kam in lebhaftem Geſpräch am Landungsplatze an. Dort hatte ſich der Theil der Geſellſchaft, welcher vorangeſchifft war, verſammelt und empfing die Ankommenden mit freudiger Begrüßung. In ungeordnetem, fröhlichem Durcheinanderſchwirren begab man ſich in den Gaſthof, wo der hell mit Kerzen erleuchtete Saal die Geſellſchaft wieder aufnahm und den angenehmen Anblick einer mit Früchten, kalten Speiſen und Wein wohlbeſetzten Tafel darbot, an welcher man ſich vor der Rückfahrt noch einmal geſellig ſammelte und durch Scherz und belebtes Geſpräch den heitern Tag beſchloß. Endlich, als es faſt Mitternacht war, mußte man ſich doch trennen und zur Heimkehr anſchicken. Erlhofen konnte die Gelegenheit zu einer wohlgeſetzten Rede nicht ungenutzt verſtreichen laſſen. Er erhob ſich auf ſeinem Platze, füllte ſein Glas und ſprach: „Nach einer kurzen, aber, ſo hoffe ich, rühmlichern Regierung, a[illegible] ein ſceptertragender König geführt — denn während m[illegible] Herrſchaft wurde keine Minute anders als zur Beglückung [illegible]er Unterthanen verwendet —, nach einer ſolchen kurzen Tit[illegible]kronverwaltung nehme ich die mir anvertraute Krone wieder vom Haupte und lege das Scepter dabei nieder. Kein Aufruhr hat mich geſtürzt, nicht die Hand des Todes raffte mich hinweg; aber mein Reich verſchwindet noch ſpurloſer von der Erde als das des Königs Priamus; denn meine Unterthanen zerſtreuen ſich, nur einem unwiderruflichen Spruch des Schickſals gehorchend, weithin in alle Welt. Der mit einem Scepter verlängerte Arm

ſtreckt ſich gigantiſch über weite Länderſtrecken und Millionen Bewohner derſelben, ſchützend und ſtrafend aus; man raube ihm die zwei Fuß Herrſcherſtab, und er verkürzt ſich um zwanzigmal ſo viel Meilen, er ſchrumpft ein zu einem lilliputaniſchen Stumpf, der froh iſt, wenn er ſich eine Fliege von der Naſe jagen kann. Wie ſchmerzlich empfinde ich's daher, theuere Freunde und Unterthanen, daß ich jetzo gleich dieſe entſetzliche Amputation werde erdulden müſſen! Noch bin ich Euer Gebieter, noch halte ich Euch mit dem Bande unſeres Freudengeſetzes zuſammen; wenige Körner Sands verrinnen, und das Band iſt geſprengt, und Ihr fahret auseinander, oder vielmehr zuſammen, nach Hauſe, verſteht ſich. Jetzt erſt beginnen die mühſeligen und gefahrvollen Wege, und jetzt gerade überläßt der Abfall ſeines Herrſchers Euch dem Zufall, der ſo leicht zum Falle werden kann auf der holprigen Straße nach Teplitz. Nun denn, meine Unterthanen, fahret hin! — aber fahret wohl!" Damit leerte er ſein Glas, bot der Monarchin den Arm und führte ſie hinab an den Wagen. Wie zuvor ſtieg man nach geordneten Paaren ein, und eines nach dem andern rollte in der ſchönen Mondnacht dahin, die ihren ſanft verhüllenden Schleier über Thäler und Gebirge warf.

Der Tag der Freude war verrauſcht, die herzliche Luſt verklungen. Nur ein leiſes Echo bebte noch in mancher Bruſt nach und erfüllte ſie mit ſüß wehmüthigen Empfindungen.

Sechstes Capitel.

Der Morgen graute bereits, als Marie leise wieder in die kleine Hinterpforte trat, deren Schlüssel sie mitgenommen, um, ohne Jemand zu stören, ihr Schlafgemach erreichen zu können. Es nahm sie Wunder, daß in dem Zimmer der Mutter noch Licht brannte. Vorsichtig schlich sie näher und blickte durch die mit Weinlaub vergitterten Fenster hinein. Es brannte eine Nachtlampe; ein Lichtschein warf einen dunkeln Schatten auf das Bett, und an demselben saß auf einem Lehnsessel eine weibliche Gestalt, deren Züge Marie nicht unterscheiden konnte. Ein heftiger Schreck durchbebte sie bei diesem Anblick; sie empfand ihn bis in die zitternden Kniee hinein, sodaß es ihr fast unmöglich wurde, sich auf den Füßen zu erhalten und in das Haus zu gehen. War die Mutter plötzlich so krank geworden? War ihr irgend ein anderes Unheil zugestoßen? Von diesen Gedanken geängstigt trat sie in ihr Gemach ein und öffnete alsdann leise die Thür, welche zur Mutter führte. Als sie eintrat, erwachte die Wirthin, denn sie war es, welche im Lehnstuhl saß, aus dem leichten Schlummer, in den sie gesunken war; sie erkannte Marien sogleich und winkte ihr mit dem Finger auf dem Munde Ruhe zu, während sie mit der andern Hand auf die schlummernde Kranke deutete. Marie blieb erwartungsvoll in der Thür stehen; Frau Holder ging ihr auf den Zehen entgegen und mit ihr in das Nebengemach.

„Um Gotteswillen, was fehlt meiner Mutter?“ fragte sie, als die Thür geschlossen war, aus tief beklommener Brust.

„Ängstigen Sie sich nicht zu sehr, liebes Fräulein," entgegnete die Wirthin beruhigend, „der Zufall wird nicht von Bedeutung sein. Heut früh, als Ihre Frau Mütter sich, von mir begleitet, nebst vielen andern Brunnengästen auf der Promenade befand, erschallte plötzlich der Ruf: Ein toller Hund, ein toller Hund! Alles stürzte erschreckt auseinander und suchte eine Zuflucht in den nächsten Gebäuden. Auch wir flüchteten mit größester Eile, um ein Haus zu erreichen. Da hörten wir lautes Geschrei hinter uns, und als wir uns umsahen, erblickten wir in der That das wüthende Thier im vollen Laufe nach der Richtung, die wir genommen hatten. Im Schrecken stürzten wir seitwärts die kleine Anhöhe hinan zu den großen Kastanienbäumen hinauf. Wir erreichten sie glücklich; das tolle Thier nahm seinen Lauf an uns vorüber, nach der Stadt zu, wo es auch erschossen worden ist. Allein die Anstrengung und der Schreck hatten uns Beide ganz außer Athem gebracht, und besonders Ihrer Frau Mutter war die Brust etwas angegriffen; daher ihre Unpäßlichkeit."

Marie hatte bebend und mit abwechselndem Erröthen und Erblassen die Erzählung angehört. Sie schöpfte erst Athem, als es vorüber war, dann sprach sie gefaßt: „Sagen Sie mir Alles, liebe Frau Holder, ja Alles. Ich muß es ja wissen, wenn ich die Pflegerin meiner Mutter sein soll! Ist der Arzt hier gewesen? Was hat er verordnet?" Im Sprechen verlor Marie ihre schwer errungene Fassung wieder; denn immer ängstigendere Vorstellungen stiegen während dieser Fragen in ihr auf.

„Gewiß haben wir sogleich zum Arzt geschickt," sprach die Wirthin; „er hat der Kranken vor Allem Ruhe empfohlen, da er hörte, daß sie etwas Blut ausgeworfen habe."

„Ein Blutſturz!“ rief Marie von dem ſchrecklichen Worte mit plötzlicher Übermacht getroffen. „Allmächtiger Gott, auch das noch ſendeſt Du mir!“

Es war zu viel für ihre Kräfte; die ganze weiblichſtarke Entſchloſſenheit ihrer Seele war durch dieſen unvermutheten Schlag bis zur Erſtarrung gelähmt. Denn da ſie die Leiden der Mutter kannte, öffnete das Wort alle Thore der düſterſten Ahnung in ihrer Bruſt. Sie mußte ſich von der Frau Holder an einen Seſſel leiten laſſen, auf dem ſie ſich ermattet niederließ. „Sein Sie nicht zu beſorgt,“ ſprach dieſe tröſtend, „der Arzt hat die beſte Hoffnung gegeben. Nur möglichſte Ruhe hat er uns anempfohlen, damit der Zufall ſich nicht wiederhole. Gehen Sie darum nur ruhig ſchlafen, ich will ſchon weiter am Bette der Kranken wachen. Sie weiß einmal, daß ich bei ihr bin, und würde vielleicht erſchrecken, wenn ſie plötzlich ſähe, daß Sie die Pflege übernommen haben. Denn ſie hat ſtreng geboten, Ihnen bei Ihrer Rückkunft nichts zu ſagen, weil morgen doch Alles wieder gut ſein würde, und Sie dann den Schreck nicht gehabt hätten. Das wagte ich aber doch nicht, ganz ſo auf mich zu nehmen. Nun müſſen Sie aber auch hübſch ruhig hier auf Ihrem Zimmer bleiben und ſich niederlegen, denn ſonſt werden Sie am Ende auch noch krank. Sie müſſen ja ganz erſchöpft ſein von der langen Spazierfahrt!“

Marie war es freilich, doch würde ſie Kräfte genug in ſich gefunden haben, um auch dieſe neue Anſtrengung zu ertragen, wenn nicht der plötzliche Schreck ſie ſo heftig getroffen hätte. Aber, ſie durfte ſich's nicht ableugnen, in dem Zuſtande der Aufregung, in welchem ſie ſich jetzt befand, würde ſie zur Krankenpflege völlig untauglich geweſen ſein. Daher mußte ſie das wohlwollende Anerbieten der Wirthin annehmen, die mit ſorglicher Theilnahme entſchieden darauf drang, daß

Marie ſich niederlegen und wenigſtens einige Stunden der Ruhe pflegen ſolle. Sie that es, obwol ſie überzeugt war, daß kein ſanfter Schlaf ſie erquicken werde; doch verurſachte die große Ermüdung des Körpers, verbunden mit der Erſchütterung ihrer Seele, eine ſolche Abſpannung ihrer Kräfte, daß ſie wenigſtens in eine Art von Betäubung verſank, während welcher die Aufregung des Gemüths, überwunden durch die Kraft der Natur, ſchwieg. So gewann der Körper die nothwendige Erholung, die ſie ſich freiwillig nicht gewährt haben würde.

Nach einigen Stunden trat Frau Holder an ihr Lager und weckte ſie mit ſanfter Anrede.

Sie ſtand ſchnell auf, kleidete ſich flüchtig an und ging zur Mutter hinein. Mit Feſtigkeit nahm ſie ſich's vor, ihre Seele zu beherrſchen und ihren bangen Schmerz auch nicht durch die leiſeſten Spuren zu verrathen.

„Guten Morgen, meine beſte Mutter," ſprach ſie mit leichtem Hauch des Tons, „wie geht es Dir? Iſt Dir etwas beſſer?"

Die Kranke zeigte in den ſanften ſtillen Zügen ihres Angeſichts den ruhigen Ausdruck der Ergebung in ihre Leiden; jene Ergebung, mit der ſie ſeit langen Jahren alle harten Schläge des Geſchicks in chriſtlicher Faſſung trug und ſich der frohen Ereigniſſe niemals überhob. Sie lächelte die Tochter mild an, jedoch ohne zu ſprechen, und bot ihr die auf dem Bette ruhende Hand durch ein leichtes Umwenden und Öffnen dar, hatte indeß die Macht nicht, ſie zu erheben. Marie durchſchaute mit dem Scharfblick liebender Sorge die leichte Hülle der Ruhe, unter der die Mutter ihren Zuſtand zu verbergen ſuchte. Bei dem erſten Anblick des lieben, duldenden Angeſichts fühlte ſie die entſetzliche, unausweichbare Wahrheit — ſie iſt für dich verloren! An dem matten Auge,

an der blassen Lippe erkannte sie es, noch mehr als an der stummen Begrüßung, an jenem Versagen der Sprache, das der freundlichen Mutter so ganz unähnlich sah. Ihr Herz zuckte unter der Berührung dieses neuen Jammers, der über sie kam; doch sie behielt die Festigkeit, und ihr Mund lächelte, während ihre Brust von namenlosem Schmerz zerrissen wurde.

„Meine liebe, gute Mutter," sprach sie, „während ich Leichtsinnige Freude in Fülle und Übermaß genoß, mußte ein entsetzliches Unheil Dich treffen, und Dir in der kurzen Zeit, die der Herstellung Deines schwachen Körpers gewidmet war, ein neues Leiden bereiten! Aber gewiß hoffe ich, es werde eben so schnell vorübergehen, als es plötzlich gekommen ist. Bleibe nur recht ruhig, antworte mir gar nichts, tröste mich nicht, heiße mich nichts thun; ich vermag Alles, was Du bedarfst und wünschest, in Deinen Augen zu lesen, und meine wachsame Aufmerksamkeit wird errathen, was Du nicht durch Winke ausdrücken kannst."

Sogleich legte sie auch Hand an, um das eingesunkene Lager der Kranken wieder herzustellen und ihrer bedrängten Brust eine freiere Lage zu verschaffen. Dann füllte sie eine Schaale mit Thee, den der Arzt verordnet hatte, und reichte ihn, vorsichtig gekühlt, in kleinen Pausen der Mutter dar. Als dieselbe getrunken hatte, fragte Marie: „Soll ich Dir vorlesen?" Ein Wink des Auges war ihr genug, um ein Andachtsbuch herbeizuholen, in welchem die Mutter jeden Morgen zu lesen pflegte. Mit sanfter, aber fester Stimme begann sie nun das ernste Geschäft. Die schlichte Frömmigkeit, die einfache Würde der Gesinnung, welche in dem Buche waltete, stärkte auch ihr banges Herz, daß es sich mit Kraft erhob in den irdischen Leiden und Beängstigungen. Nach wenigen Seiten kam sie an eine Stelle, welche für ihre Lage

besonders geschrieben zu sein schien. Sie las sie, tief im Innersten von der größten Wahrheit durchdrungen, mit erhöhterer Stimme, mit wachsender Kraft der Ergebung und des Vertrauens, so, daß die Mutter auf ihrem Krankenlager von den freudigen Worten der Tröstung stärkend aufgerichtet wurde, und mit belebterm Auge zuhörte. Marie, welche es nicht unterließ, in kleinen Zeiträumen über das Buch hinweg die Kranke anzublicken, um jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen, bemerkte den Eindruck, welchen die Stelle gemacht hatte. „Soll ich dies noch einmal lesen, beste Mutter?" fragte sie freudig, denn sie kannte deren Gewohnheit, Stellen, die ihr besonders zusagten, zu wiederholen. Die Kranke lächelte und winkte mit dem Haupt. Marie las: „Es gibt Zeiten im Leben, wo sich uns der heitere Himmel ganz zu verbergen scheint, und eine graue, trübe Wolke nach der andern heraufzieht, und über unserm Haupte verweilt. Wir meinen dann wol oft, nun sei das Maß gefüllt und wir wüßten nicht, wie uns noch ein härteres Loos, ein schmerzlicheres Leid treffen könnte. Das aber ist die Gesinnung eines verzagenden Gemüthes, welches die unendlichen Wohlthaten Gottes verkennt. Seine Gnade ist zu groß, um Euch das Maß des Elends erschöpfen zu lassen; Ihr würdet es nicht ertragen; ehe Ihr den Kelch zur Hälfte leert, schwinden Eure irdischen Kräfte. Aber weshalb glaubt Ihr, daß Ihr die Tiefe des Jammers erschöpft habt? Weil Ihr nicht mehr mit dankendem Herzen betrachtet, welche reiche Fülle göttlicher Wohlthaten Euch auch dann noch immer umgibt, wenn Ihr nur den Stachel des Schmerzes zu empfinden glaubt. Eine Frucht von dem Baume des Lebens zernagt der Wurm, und sie fällt verdorrt herab; aber noch prangt die ganze übrige Krone in reicher Fülle der Früchte, des Laubes, der Blüthen und Keime zu tausend neuen Früchten. Ihr aber beweinet

nur, was Ihr verloren habt und ſchließet Euer undankbares Auge Allem, was Euch bleibt. Einer Mutter ſtirbt ein geliebtes Kind; ſie klagt im tiefſten Schmerz und ſieht nicht, wie ein blühender Kreis lieblicher Söhne und Töchter ſie noch umringt, durch deren Liebe der Herr ihr tauſend Wonneſtunden der Zukunft zu bereiten trachtet. Und wenn Euch Alles geraubt würde, wenn eine Waiſe allein, troſtlos und jammernd ohne Rath und Hülfe ſtünde, wenn ſie nirgend mehr eine Pforte erblickte, die aus dem öden Abgrunde des Jammers in das heitere Thal der Freude zurückführte — bliebe ihr nicht der allliebende Vater? Ebnet ſeine Hand nicht tauſend Pfade, wo das ſterbliche Auge keinen Ausweg mehr entdeckt? Iſt alles Weh, was Euch trifft, nicht ſchnell vorüberziehendes Weh der Erde? Und wohnet die ewige Freude nicht in den unendlichen Räumen des Himmels? Wenn es hier düſtere Nacht iſt, wenn Nebel und Wolken Euch die Geſtirne verdecken, flammen nicht tauſend blitzende Sonnen im Weltraum über dem niedern Erdengewölbe? Ja, ruht nicht die Hälfte dieſer Erde ſelber noch im Glanz des Lichts, während die andere in ſchnellfliehende Nacht gehüllt iſt? So gewiß Euch der Anbruch des roſigen Morgens iſt, ſo gewiß iſt dem Glaubenden die Seligkeit nach der kurzen Stunde der Prüfung. Darum, lieben Freunde, ſeid getroſt. Ein Auge gibt es, das dringt durch die tiefſte Nacht der Wolken und zählt die Thränen der Bekümmerten, die zu ſeinem ſanften Strahl hinaufblicken; ein Herz gibt es, das fühlt den Jammer in jeder Bruſt, die ſich nicht treulos von ihm abwendet; eine Hand gibt es, die reicht in den dunkelſten Abgrund und ergreift die Hand des Hülfloſen, die ſich ihr entgegenſtreckt. Dies Auge wacht ſtets über Euch, dies Herz ſchlägt mit dem Euren, dieſe Hand leitet Euch auf dunklen Wegen der Drangſal und der Gefahr. Darum ſeid getroſt,

denn wo Ihr wandelt, da wandelt der Herr mit Euch, und er verläſſet Keinen, der ihm getreu iſt."

Im eifrigen Leſen hatte Marie nicht bemerkt, daß der Arzt eingetreten war, und ſchon ſeit einigen Minuten an der Thür ſtand und zuhörte, ohne von ihr oder der Kranken geſehen werden zu können. Er näherte ſich jetzt, indem er, um Marien eine leichte Verwirrung zu erſparen, den Schein annahm, als ſei er ſo eben gekommen. Der ſchon alternde Mann bot einen freundlichen guten Morgen, und trat dann zu der Kranken, deren Puls er faßte, und ſie aufmerkſam betrachtete.

„Hm, noch immer ein wenig unruhig," ſprach er; „wir müſſen noch mit beſänftigenden Mitteln fortfahren."

Nachdem er einige Fragen über die Kranke gethan, nahm er Papier und Feder und ſchrieb ein Recept auf, deſſen eilige Bereitung er empfahl; dann ſchickte er ſich an, zu gehen. Marie begleitete ihn unter dem Schein der höflichen Formen, in der That aber, um von ihm die Wahrheit über den Zuſtand der Mutter zu erfahren, da ſie ſelbſt die härteſte Gewißheit mit größerer Faſſung und Standhaftigkeit zu tragen ſicher war, als jenen Zuſtand der unbeſtimmten Angſt, die zu der wirklichen Gefahr tauſend neue ſchafft. Mit bittendem Ton, aber doch mit entſchiedener Gemüthsruhe, ſprach ſie daher im Vorzimmer zu ihm: „Sagen Sie mir die Wahrheit, die volle, reine Wahrheit. Halten Sie mich nicht für ein ſchwaches weibliches Geſchöpf, das in müßige, verſchlimmernde Klagen ausbrechen oder gar in ohnmächtiger Muthloſigkeit hinſinken wird, wenn die Gefahr drohend iſt; aber gönnen Sie auch einer bangen Tochter den Troſt der Hoffnung, den Ihr Ausſpruch ihr gewähren kann. Sagen Sie mir die ſtrenge Wahrheit, darum bitte ich Sie noch einmal ſo dringend, als nur je ein Wunſch es vermag!"

„Mein gutes Kind," entgegnete der Arzt freundlich, aber weich, „Sie thun am beſten, ſich an die ſchönen Worte des Troſtes zu halten, die ich Sie bei meinem Eintritt leſen hörte. Ich habe wenig Hoffnung! Kehrt der Blutſturz wieder, ſo iſt es vorbei. Bis Mittag wird ſich das, denke ich, entſcheiden!"

So gefaßt Marie war, ſo feſt ihr Entſchluß geweſen, jede weiche Regung ſtark zu überwinden; dies nahe Todesurtheil raubte ihr doch einen Augenblick die Kraft. Sie brach in bitterliche, ſtille Thränen aus und mußte ſich erſchöpft an die Schulter des Arztes lehnen, der ihr mit ſanften Worten Muth zuſprach. Nach einigen Minuten richtete ſie ſich wieder auf.

„Es iſt nun überwunden," ſprach ſie matt; „ich fühle, daß ich die Stärke habe, um am Lager der Mutter mit Faſſung auszudauern. Ich danke Ihnen, daß Sie mir nichts verborgen haben. Ich nehme nun das Härteſte für gewiß an, ich ergebe mich in den Verluſt des Theuerſten, des Einzigen, was ich jetzt auf dieſer Erde beſitze!"

„Denken Sie an das Auge, das die Thränen des Ihrigen zählt, an das Herz, das mit dem Ihren ſchlägt, an die Hand, die Sie führen wird auf einſamem Wege des Lebens," ſprach der Arzt; „das wird Ihnen Muth und Stärke in der letzten Stunde geben. Leben Sie jetzt wohl! In einigen Stunden ſehen Sie mich wieder. Fällt indeſſen das Mindeſte vor, ſo ſenden zu mir und ich werde auf das ſchleunigſte hier ſein."

Mit dieſen Worten nahm er Mariens Hand, drückte ſie mit freundſchaftlicher Wärme, und verließ dann ſchnell das Gemach, da die Rührung ihn ſelbſt zu überwältigen drohte.

Marie aber warf ſich fromm auf die Kniee nieder, und betete aus inbrünſtigem Herzen zu Gott, daß er ihr Kraft ver-

leihen möge in der Stunde der Prüfung. Noch einmal vergoß sie sanfte erleichternde Thränen, dann durchdrang das freudige Gefühl der kräftigen Entschließung ihre Seele, und sie kehrte mit erleichterter Brust zu der Mutter zurück.

Siebentes Capitel.

St. Luces und Beaucaire waren, als sie in ihre Wohnung heimkehrten, zu ermüdet, um über die Begegnisse des Tages noch ausführlich zu sprechen; am Morgen jedoch, als der Diener Beaucaire den Kaffee brachte, war es sein erster Gedanke, die Entdeckung, welche er gestern gemacht, und die mancherlei Plane, welche er sogleich entworfen hatte, weiter zu verfolgen. Er ging daher zu St. Luces hinüber, den er schon am Schreibtisch sitzend fand, begrüßte ihn und begann folgendermaßen: „Ich glaube, wir haben gestern glückliche Jagd gemacht, wenigstens sind wir auf der Fährte eines edlen Wildes, welches uns tausend Napoleonsd'or Schießgeld eintragen könnte."

„Freilich, freilich," entgegnete St. Luces lächelnd, „aber es ist nur die Frage, wie wir es vor den Schuß bringen. Ich bin so eben schon damit beschäftigt, Schritte in der Sache zu thun, nämlich nach Dresden zu schreiben, um mir einige nöthige Vollmachten zu verschaffen, damit ich die hiesigen Behörden in Requisition setzen kann; denn wie wir hier sind, vermögen wir gar nichts."

„Das ist nicht der Weg, den ich einschlagen würde," entgegnete Beaucaire, „ich fürchte, er führt uns nicht weiter,

als wir das erste Mal kamen. Wir haben es mit Bewohnern verbündeter Länder zu thun, gegen die man schonend verfahren will, sonst würde man längst durch Mutter und Schwester den Aufenthalt des Bruders haben ermitteln können; denn an das Märchen von dem Duell, und an die völlige Unkunde der Mutter von dem Aufenthalte des Sohnes hat doch wol Niemand geglaubt. Und gesetzt auch, sie habe ihn damals nicht gekannt, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie ihn früher oder später erfahren mußte. Wollte man ihn daher durch das Geständniß der Frauen ermitteln, so wäre nichts in der Welt leichter gewesen. Ich bezweifle also, daß man uns jetzt die nöthigen Vollmachten einräumen wird; und geschähe es auch, so gäbe es jedenfalls eine gehässige öffentliche Scene, für deren Ausgang ich bei der Erbitterung, die trotz der Verbündung des Kaisers und seiner Verwandtschaft mit dem Hause Östreich hier gegen uns herrscht, nicht stehen möchte. Allein mir däucht, wir hätten noch andere Mittel, um hinter das Geheimniß zu kommen."

„Und die wären?" fragte St. Luces aufmerksam.

„Wir müssen nur nicht geizig sein," fuhr Beaucaire mit einem schlauen, boshaften Lächeln fort, „und von den tausend Napoleonsd'or funfzig bis hundert zu opfern wissen, die der Postmeister hieselbst erhielte, im Fall er uns alle Briefe zu einer kleinen Durchsicht auslieferte, die von den beiden Frauen abgesendet werden, oder an sie einlaufen. Meinen Sie nicht, daß unser heißes Messer das Siegel von einem Frauenzimmercouvert eben so gut lösen würde, als von den sorgfältigst verwahrten diplomatischen Depeschen?"

„Ich fürchte nur, man hat uns bereits erkannt, und wird gar sehr auf der Hut sein!"

„Wer sollte uns erkannt haben?" rief Beaucaire, „das junge Mädchen? Dies hätten wir sogleich bemerken müssen;

aber ich bin überzeugt, sie hat nicht einmal unsern Namen gehört, denn als wir vorgestellt wurden, war sie zu weit entfernt, und von dem Augenblicke an, wo ich erfuhr, wer sie sei, habe ich sie nicht aus den Augen gelassen." — „Auch ich nicht", entgegnete St. Luces, „aber gerade an ihrem Benehmen, ihren Blicken glaube ich wahrgenommen zu haben, daß sie, wenn sie uns nicht kennt, doch wenigstens irgend einen Argwohn gegen uns hat, oder nach einer Erinnerung sucht, mit welcher sie uns in Verbindung bringen will."

„Und wenn die Frauen uns Beide vollständig kennen sollten, was thäte dies am letzten Ende?" rief Beaucaire aus.

„Sie würden auf's äußerste vorsichtig sein, ihre Briefe auf Umwegen befördern, vielleicht gar abreisen!"

„Möchten Sie doch! Ihre Vorsicht könnte sich aber doch nur auf die abzusendenden, nicht auf die ankommenden Briefe erstrecken, und diese letztern würden uns am Ende noch mehr Licht geben, als die erstern, die vielleicht unter einer falschen Adresse abgehen. Denn das wird der flüchtige Ritter um seiner eignen Sicherheit willen wol angeordnet haben."

St. Luces ging nachdenkend auf und ab.

„Und werden Sie," fragte er plötzlich, „nicht an der plumpen Ehrlichkeit der deutschen Beamten scheitern, und uns vielleicht gar compromittiren?"

„Ich dächte, Herr Baron," erwiderte Beaucaire etwas empfindlich, „ich hätte Ihnen einige Beweise gegeben, daß ich schwierigere Unterhandlungen einzuleiten gewußt habe, wobei mehr auf dem Spiel stand; wann wäre ich so ungeschickt gewesen, uns früher preiszugeben, als bis ich des Gegners gewiß war? Sein Sie außer Sorgen, überlassen Sie Sie die Sache mir; ich will schon Mittel finden, den Faden fein anzulegen und fortzuspinnen, aus dem ich die Fangschlinge für unsern Abenteurer zu knüpfen hoffe."

St. Luees ging noch einigemal unschlüssig im Zimmer auf und nieder; dann reichte er seinem Genossen entschieden die Hand, und sprach: „Nun meinethalben; ich lasse Sie gewähren, ich will Ihnen auch den größten Antheil des Lohnes lassen, nur gefährden Sie den Ruf unserer Gewandtheit nicht. Denn eben weil hier alle Spur verloren schien, weil man nicht gerade zu auffallende, die Gemüther erbitternde Zwangsmaßregeln gebrauchen wollte, käme mir viel darauf an, die Sache mit einer geschickten Wendung zu beendigen, um mich dadurch zu neuen wichtigen Aufträgen zu empfehlen. Wir sind eng miteinander verknüpft, Freund, denn Sie folgen meiner Bahn Stufe für Stufe. Rücke ich aufwärts, so nehmen Sie die Lücke ein, die ich lasse, und Sie können darauf zählen, daß ich Ihnen die Hand reichen werde, um Sie nachzuziehen, bevor ein Anderer sich eindrängen kann. Noch einmal: diese Sache übergebe ich ganz Ihnen, ziehe mich aber auch durchaus zurück, wenn sie eine unangenehme Wendung nehmen sollte."

„Verlassen Sie sich blind auf mich," rief Beaucaire, indem er sich mit Unterwürfigkeit verbeugte; „ich eile, das Gewebe anzulegen, denn wir dürfen keinen Augenblick verlieren."

Mit diesen Worten empfahl er sich, und eilte hinab in sein Zimmer, um sich anzukleiden. Hierauf machte er sich auf den Weg, um sein Garn auszuwerfen.

Sein Erstes war, daß er in ein Kaffeehaus ging, um in der Badeliste die Wohnung der Frauen, die er so arglistig zu umspinnen dachte, aufzusuchen. Nebenbei knüpfte er daselbst ein Gespräch mit einigen Bürgern an, um über den Charakter des Postverwalters einige Aufschlüsse zu erhalten; was er erfuhr, schien seinen Plan zu begünstigen.

Er ging daher getrost nach der Posthalterei, um sein

Unterhandlung zu beginnen. Zu seinem Verdruß mußte er erfahren, daß der Posthalter an demselben Morgen nach Dresden abgereist sei, und binnen vierzehn Tagen erst zurückkommen werde. Diese Auskunft gab ihm ein alter Expedient, in dessen scharfgefurchten Zügen und blinzenden grauen Augen Beaucaire etwas zu lesen glaubte, was seinen Ansichten günstig wäre.

„Sie besorgen wol indeß die Geschäfte, mein Herr?“ fragte er höflich, „und vielleicht kann ich mich an Sie wenden, um eine Gefälligkeit zu erhalten, für die ich sehr dankbar wäre.“ Bei diesen Worten reichte er dem Alten freundlich die Hand dar, und wußte mit Geschicklichkeit einige Goldstücke in dessen dargebotene Rechte zu drücken. Dies pflegte Beaucaire's gewöhnlicher Probeschuß zu sein, um den Boden, welchen er betreten wollte, zu untersuchen. Er gab bevor er sagte wofür; wer in solchen Fällen nimmt, ehe er weiß, ob man wirklich nur seine Mühe vergelten, oder ihm eine Lücke im Gewissen mit Gold ausfüllen will, der erklärt von vorn herein seine Rechtlichkeit für überwindlich. Indessen ging Beaucaire doch noch ferner vorsichtig zu Werke; er bat erst um frühere Auslieferung der eigenen Briefe, und rückte dann, da der Alte sich immer geldgieriger zeigte, andeutungsweise mit seinem Antrage näher. Noch hatte er ihn jedoch nicht ausgesprochen, als Beide unterbrochen wurden, indem soeben die Post eintraf. Der alte Postbeamte öffnete die Briefliste, welche die Adressen der angekommenen Briefe enthielt. Beaucaire warf einen flüchtigen Blick darüber hin, und las, durch den Zufall geleitet, den Namen Rosen.

Wie der Falk auf eine Taube stößt, so schoß sein raubgieriger Eifer auf diese Beute los. Die Eile, mit welcher er, durch diesen Umstand angeregt, des Briefes habhaft zu werden wünschte, war Schuld daran, daß er seine Vorsicht einen

Augenblick vergaß, und raſch, aber leiſe fragte: „Kann ich dieſen Brief auf eine Viertelſtunde haben, ſo ſind zwanzig Goldſtücke die Ihrigen.“ Zugleich griff er in die Taſche, um das Geld herauszulangen. Der Beamte that, als habe er nichts gehört, ſchob aber leiſe den Brief bei Seite, empfing das Gold mit einem verſtohlenen Griff der Hand, und ſah eiſernen Blicks in ein Actenſtück hinein, welches aufgeſchlagen neben ihm auf dem Tiſche lag. Beaucaire verſtand den Wink; er griff daher ohne Weiteres zu und bemächtigte ſich des Briefes. Erſtaunt ſah er an dem Poſtſtempel, daß derſelbe aus dem Hauptquartiere kam. Sogleich eilte er damit nach Hauſe, trat mit triumphirender Miene in St. Luces' Zimmer, und ſprach: „Wie nun, Herr Baron, wenn ich ſchon den Sieg in der Hand hätte, wenn der Schlüſſel des Geheimniſſes ſchon mein wäre?“

„Das wäre!“ rief St. Luces und ſprang freudig auf. Beaucaire reichte ihm den Brief hin, St. Luces las erſtaunt die Aufſchrift.

„Nun? Was ſagen Sie? Dieſer Brief wird uns denn doch wol einige Aufſchlüſſe geben?“

„Wie ſo?“ ſagte St. Luces.

„Nur Geduld, wir werden ſogleich im Klaren ſein,“ entgegnete Beaucaire, und ſchickte ſich an, den Brief zu öffnen. „Sehen Sie da!“ rief er, mit einem vor boshafter Freude leuchtenden Angeſicht, als er das Blatt aus dem Couvert gezogen und entfaltet hatte: „„Theuerſte Mutter!““ lautet die Überſchrift. Und die Unterſchrift: „„Euer getreuer L.““ Sind das Spuren? Haben wir den Faden in der Hand?“

„Sie ſind in der That ſehr glücklich geweſen,“ ſprach St. Luces, doch wird die Entdeckung uns nicht viel helfen, denn der Flüchtige hat ſicher einen falſchen Namen angenom-

men, die Armee zählt eine halbe Million Köpfe, und unter diesen gerade den aufzufinden, den wir suchen, gegen ihn eine Untersuchung einzuleiten, — das Alles sieht so unendlich weitläufig aus, daß ich kaum darauf eingehen möchte." —

„Meine Entdeckung ist so glücklich," erwiderte Beaucaire, „ich bin so zufrieden über die Art, wie sie mir eingeschlagen ist, daß ich mich vorläufig damit genügen lasse. Wer weiß aber, ob der Inhalt des Briefes uns nicht noch ausführlicher belehrt."

Er setzte sich hierauf, und durchlief ihn flüchtig. Seine Mienen wurden immer wohlgefälliger, drückten eine stets wachsende boshafte Freude aus. Am Schluß rief er aus: „Es bleibt uns nichts zu wünschen übrig, denn aus diesem Schreiben läßt sich unzweifelhaft ersehen, daß die beiden Flüchtlinge, denen wir nachspüren, bei der Armee, und zwar höchst wahrscheinlich in dem Regimente des Grafen Rasinski stehen. Denn obwol kein einziger Name in diesem Briefe ausgeschrieben ist, so bleibt es doch für Jeden, der die Dislocation der Regimenter kennt, keinem Zweifel unterworfen. Wir haben daher nichts weiter zu thun, als die Anzeige zu machen, und höchstens hier noch die Namen auszumitteln, welche die beiden jungen Leute muthmaßlich angenommen haben, um unerkannt zu bleiben. Bei meinem jetzigen Bündniß mit dem Postsecretair ist aber nichts leichter als dies, denn wir dürfen nur die Antwort auf dieses Schreiben abwarten."

St. Luces ärgerte sich innerlich darüber, daß Beaucaire in dieser Entdeckung so viel Glück gehabt hatte, denn den Verdiensten der Geschicklichkeit desselben eine Anerkennung deshalb zukommen zu lassen, hatte er nicht die geringste Neigung. Er war aber verschlagen genug, um sich nicht das Mindeste äußerlich merken zu lassen. Mit raschen Schritten

ging er im Zimmer auf und ab, und ſuchte ſich das Anſehen zu geben, als ſei es der Eifer, dem man jetzo in der Verfolgung dieſer Entdeckung beobachten müſſe, welcher ihn in eine ſo unruhige Bewegung ſetze. Heimlich indeſſen hatte er ganz andere Gedanken, die auf zweierlei Ziele hinausliefen. Um jeden Preis wollte er Beaucaire's Entdeckung vereiteln, am liebſten aber freilich ſie für ſich nutzen. Mit der freundlichſten Miene von der Welt überhäufte er ihn daher mit Lobſprüchen, um ihm jeden Verdacht zu rauben. „Ich muß Ihrem Talente und Ihrer Geſchicklichkeit die vollſte Anerkennung widmen, mein lieber Beaucaire," ſprach er; „Sie haben in dieſer Sache mit einem Scharfblick und einer Gewandtheit gehandelt, die nicht übertroffen werden kann. Gern geſtehe ich's, daß ich im erſten Augenblick eine kleine Anwandlung von Verdrießlichkeit hatte, die der Neid auf Ihre meiſterhafte Ausführung des glücklichen Gedankens in mir erregte. Betrachten Sie dieſe Aufwallung, der ich nunmehr vollkommen Herr geworden bin, als die wahrhaftigſte Huldigung gegen Ihre Verdienſte; ſie iſt vielleicht ſogar die ſchmeichelhafteſte."

Wie die Schlauheit aller Schurken nur bis zu einem gewiſſen Grade reicht, und das ganze künſtliche Gewebe ihrer Verſtandescombinationen eigentlich nur zu einer verlängerten Dummheit wird, weil es der feſten Grundlage des Vernünftigen, und ſomit des Sittlichen entbehrt, ſo fand auch Beaucaire's Scharfſinn hier eine Grenze, indem ſeine Eitelkeit ihm das Auge verblendete, mit welchem er ſonſt die Dinge durchaus richtig zu ſehen wußte, und ſich nicht leicht durch einen Schein täuſchen ließ. St. Luces beſaß aber auch die Kunſt im höchſten Grade, ſeine Züge in jede Form zu legen, den überzeugenden Ton redlicher Wahrheit anzunehmen, und damit oft ſelbſt Diejenigen zu täuſchen, die ſchon Zeugs geweſen

waren, wie er dieſelben Waffen gegen Andere gebraucht hatte. Beaucaire konnte es nicht laſſen, noch einige Zeit ruhmredig, wiewol mit dem Ausdrucke und den Formen der Beſcheidenheit, auf ſeine Geſchicklichkeit und die ſchnelle Ausführung ſeines glücklichen Gedankens zurückzukommen. St. Luces' ungleich ſchärferer Blick durchſchaute ihn bis auf den Grund; um ſo ſicherer vermochte er ihn in ſeiner Verblendung zu beſtärken und in die ſchmeichelhafteſten Täuſchungen einzuwiegen.

Da vorläufig in der Angelegenheit nichts weiter zu unternehmen war, vor allen Dingen aber der Brief der Poſt zurückgegeben werden mußte, damit man dieſe Hülfsquelle nicht für die Folge einbüße, ſo übernahm Beaucaire das Letztere, und eilte, nachdem er das Couvert wieder verſiegelt hatte, auf das Bureau zurück, um ihn dem Beamten wieder einzuhändigen.

St. Luces ging gedankenvoll in ſeinem Zimmer auf und ab und überlegte, wie er es anzufangen habe, um Beaucaire's eitle Nebenbuhlerſchaft zu vereiteln, und die etwaigen Verdienſte ſeiner Entdeckung ſich ſelbſt zuzueignen.

Achtes Capitel.

Während Marie ſorgend mit töchterlicher Angſt an dem Bette der erkrankten Mutter ſaß, ahnete ſie nicht, wie Bosheit und Habſucht ſich beriethen, um ihrem Herzen neue Qualen zu bereiten. Ach, und hätte ſie es gewußt, ſie würde über die nächſte Sorge die entferntere vergeſſen haben; denn in tiefen Leiden iſt die Schwäche der menſchlichen Bruſt ihre

einzige Rettung, weil sie, wie auch die Fluthen des Jammers über sie heranbringen mögen, nur ein bestimmtes Maß derselben faßt. Das Übrige zerrinnt in dem weiten Raume des Weltalls wie Schall und Licht, welche Ohr und Auge nicht in sich aufnehmen. Mariens inniges, stummes Gebet war die Erhaltung der Mutter. Einem behütenden Engel gleich, saß sie an ihrem Lager und wehrte alles Feindselige, was der Kranken nahen konnte, mit sanfter Festigkeit, mit unermüdlicher Ausdauer ab. Doch in dem Rathe des Ewigen war es anders beschlossen. Ihrer zarten jungen Blüte sollte die beschützende ältere Nachbarpflanze, an der sie sich emporgeschmiegt hatte, entrissen werden.

Die Mutter hatte eine lange Zeit still, mit einem sanftschmerzlichen Lächeln auf den Lippen, in die Kissen zurückgelehnt, gelegen. Mariens beobachtendes Auge bemerkte schon längst einen heimlichen Kampf in den Zügen der Kranken; mehrmals hatte sie ängstlich nach der Ursache geforscht und die Mutter gefragt, ob sie Schmerzen empfinde. Diese hatte es durch stumme Winke, wie durch ein leises Nein, eben so oft verneint. Jetzt sprach sie plötzlich: „Meine Tochter, ich fühle, — es wird bald vorüber sein; — das Übel kehrt zurück, — ich werde es nicht mehr überwinden. Ein Geheimniß für Dich und Deinen Bruder, — Euer Vater, — die Papiere in dem geheimen Fach meines Schreibtisches, — ach, meine Tochter, in Deinen Armen! — —"

Mit diesen, zuletzt fast ohne Athem ausgestoßenen Worten streckte sie die Arme verlangend nach der Tochter aus. Ein krampfhaftes Übel schnürte ihr die Brust zusammen, sie suchte sich mit Mariens Hülfe, welche sie weinend umschlungen hatte, emporzurichten. Diese ergriff, während sie mit der Rechten die Mutter unterstützte, mit der Linken die Klingel, welche am Bett stand, und schellte heftig. „Der Arzt! der

Arzt!" rief sie athemlos, als Frau Holder eintrat, und diese eilte rasch wieder zurück, um die Hülfe herbeizurufen.

„O, meine Mutter, verlaß Deine Tochter nicht," dies waren die einzigen Worte, welche Maria unter Thränen auszusprechen vermochte. Die Kranke war zu beängstigt von dem Krampf, um zu hören oder vollends zu antworten. So vergingen einige Minuten in der entsetzlichsten Pein für Marien, welche allein, fast selbst der Hülfe bedürftig, alle Anstrengung ihrer Seele nöthig hatte, um nicht durch den Anblick der Leiden ihrer geliebten Mutter und durch den eigenen zerreißenden Schmerz unfähig zu dem Beistande zu werden, den sie der Kranken leisten mußte. Endlich ließ das Übel nach, aber nur um in ein anderes, die Auflösung beschleunigendes, überzugehen. Ein heftiges Bluterbrechen schaffte der Gequälten Luft; zugleich damit aber schwanden die letzten angespannten Kräfte, und sie sank bleich und sprachlos auf die Kissen zurück.

Zitternd, ein bleiches Bild des Kummers, mit stummen, unaufhaltsam fließenden Thränen, saß Marie an dem Lager und beobachtete mit ängstlichen Blicken, wie die theuerste Seele, welche sie auf dieser Erde besaß, sich der sterblichen Hülle entrang. Die Mutter blickte nur noch irr und träumerisch, aber doch mit seliger Liebe und Freundlichkeit aus schon brechenden Augen zu der Tochter hin. Die Brust wurde kaum noch durch das leise, matte Athmen bewegt; die Lippen wollte der Todeskampf schmerzlich verziehen, doch er ward besiegt durch ein frommes Lächeln, den Widerschein des Jenseits in der schon brechenden irdischen Brust. Denn halb gehörte die fliehende Seele schon jenen Räumen des ewigen Lichtes an, wo sie ihre ursprüngliche Heimat wiederfindet.

Noch ein matt glänzender Blick der Liebe, und das Auge erlosch; Marie seufzte bang auf und beugte sich über das

bleiche Antlitz der Mutter, um ihrem Athemzuge zu lauschen. Vergebens, er war entflohen; es regte sich kein Hauch des Lebens mehr auf den erbleichenden Lippen.

Der strenge Spruch des Schicksals hatte sich vollendet; Marie stand nun einsam auf der Welt.

Einige Minuten blieb sie nur ihrem kalt erstarrenden Schmerze, dessen ungeheueres Maß sie noch nicht zu übersehen vermochte, gegenüber. Die Ersten, welche die tiefe Grabesstille unterbrachen, waren der Arzt und Frau Holder. Jener hatte kaum einen Blick auf das Lager geworfen, als er ausrief: „Wir kommen zu spät; ich ahnete es wohl; hier war keine Hülfe mehr möglich!" Diese Worte rissen Marien aus ihrer dumpfen, starren Betäubung empor. Sie wandte sich zu der betrübt dastehenden, gutmüthigen Frau Holder um, und wollte ihr mit sanfter Stimme sagen: „Meine Mutter ist todt!" doch mit jeder Sylbe schlug der Schmerz heftigere Töne an, und endete fast in einem Schrei der Angst, mit dem Marie der rasch Herbeieilenden in die Arme sank. Doch dauerte dieser gewaltsame Zustand, der nur ein Überbrausen der bis dahin mit Kraft beherrschten Empfindungen war, welche jetzt die zu schwachen Schranken durchbrachen, nicht lange. Bald hörte der Strom der Schmerzen auf, wild zwischen den Ufern dahinzurauschen, und floß wieder besänftigt im ruhigern Bette. — —

Marie ließ sich die Sorge nicht nehmen, wenigstens wollte sie dieselbe der Frau Holder nicht allein überlassen, die Abgeschiedene auf eine reinliche Lagerstatt zu bringen, und sie einfach, aber vollständig zu kleiden.

Sie flüchtete nicht vor ihrem Schmerze, wie schwächere Seelen pflegen, sondern erkannte, daß er jetzt ihr Theuerstes sei. Denn sie trauerte ja um den Verlust eines geliebten Wesens; so mußte es ihr einziger wahrer Trost sein, sich

ganz, äußerlich wie innerlich, der Beschäftigung mit derselben zu widmen.

Jede tiefer empfindende Seele liebt ihren Schmerz und findet ihr trauriges Glück allein darin, ihm nachzuhängen. Sie flieht die Zerstreuungen des Lebens, denn sie weiß, daß jene scheinbaren Bilder der Heiterkeit und des Glücks, mit denen man sich zu umgeben vermag, in solchen Tagen nur die Freude heucheln, und neben dieser glänzenden Lüge steht die düstere Gestalt der Wahrheit desto unerbittlicher und zerstört die Täuschung. Denn das Leben gleicht einem Spiegel: wer davor tritt, sieht nur sich selbst; alle die reizenden Bilder dahinter sind nur Schein und liegen Dem ewig ferne, der sie nicht in der eignen Brust trägt.

Die beiden Töchter der Wirthin, Anna und Therese, das kleine liebliche Wesen, traten ein, als Marie eben die Umkleidung der Mutter vollendet hatte. In weiße Tücher gehüllt, lag sie auf der Bahre; das Antlitz war sanft, ohne Ausdruck des Leidens. Ein stilles Lächeln umschwebte die Lippen.

Die beiden Kinder trugen ein Körbchen, mit Blumen gefüllt, welches die Mutter ihnen gegeben hatte, um damit das Lager der Todten auszuschmücken. Anna, die Ältere, sollte den Auftrag ausrichten, allein das arme Kind vermochte vor Thränen nicht zu sprechen; Therese aber rief freudig: „Sieh nur die schönen Blumen, die sollst Du alle haben.“

Marie betrachtete die Kinder mit einem wehmüthigen Lächeln. Sie küßte die Ältere und drückte sie sanft weinend ans Herz; dann nahm sie die kleine Therese, welche die Händchen verlangend zu ihr emporhielt, auf den Arm, ließ sich von dem Kinde liebkosend umschlingen und verbarg in der Umarmung desselben ihr thränendes Antlitz. Auch das Kind fing jetzt an zu weinen, jedoch nur, weil der Kummer der Andern es

ängstlich machte. Marie tröstete es liebreich beruhigend und sprach: „Weine nicht, mein Herzchen, sieh, auch ich bin schon wieder fröhlich! Komm, wir wollen die Blumen nehmen und sie auf das Bett der Mutter streuen. Siehst Du wol, wie sanft sie schläft?“

Das Kind wurde wieder ruhig und sprach: „Ich will Dir helfen.“

„Ja, das sollst Du auch, Therese, Du sollst mir alle Blumen zureichen.“ Sie gab hierauf der Kleinen das Körbchen, welches diese neben sich stellte und ihr nun einzeln die Blumen daraus mit den kleinen Ärmchen entgegenstreckte. Anna half das Lager der Todten damit schmücken; das fromme Geschäft geschah fast schweigend, nur daß Therese durch ihre unschuldigen, ahnungslosen Fragen und durch ihr oft sogar munteres Dazwischenrufen bisweilen ein freundlich beruhigendes Wort von Marien nöthig machte.

Die Hingeschiedene lag nun einfach geschmückt, von Blumen umgeben, auf dem Todtenlager; die letzten frommen Tochterpflichten hatte Marie an ihr erfüllt. Stumm, mit herabgesunkenen, ineinandergefalteten Händen stand sie ernst betrachtend an der Bahre und heftete die Blicke auf das Angesicht der Mutter. Noch schwebten die Züge des Lebens darauf, noch nicht jene kalte, starre Maske der Todten, noch schien sie in einem leichten Schlummer zu ruhen, von dem sie das Auge bald wieder aufschlagen könne. Es war Marien einen Augenblick lang zu Muthe, als sei es unmöglich, daß jedes Band der Vereinigung nunmehr auf immer zerrissen sei, daß dieses Auge sie nie wieder freundlich anblicken, dieser Mund niemals mehr sanfte Worte zu ihr reden solle. Da trat eine heftige Angst und Beklemmung sie an; sie mußte ins Freie. Rasch nahm sie die Kinder bei der Hand und sprach: „Laßt uns ein wenig hinaus-

gehen in den Garten, die Sonne ſcheint ſo ſchön.“ Sie gingen.

Indem Marie aus der Thüre trat, ſtanden zwei weibliche Geſtalten vor ihr, die ſie im erſten Augenblicke, weil der Schmerz ſie Allem entfremdet hatte, nicht erkannte, ſondern überraſcht und unſicher anblickte. Es waren die Gräfin und Lodoiska, welche, um die geſtern auf der Spazierfahrt gemachte Bekanntſchaft fortzuſetzen, einen erſten Beſuch bei Marien und deren Mutter machen wollten.

Noch mehr als Marie über die Kommenden, erſtaunten dieſe über den Anblick der bleichen verweinten Geſtalt; doch das gegenſeitige Befremden dauerte nur wenige Secunden, denn auf die Frage der Gräfin: „Mein Gott, was iſt Ihnen begegnet?“ erwiderte Marie mit ſchwacher Stimme: „Sie treten in ein Haus der Trauer! Eine Waiſe ſteht vor Ihnen!“ Überwältigt von der Gewalt des Schmerzes, ſank ſie halb bewußtlos der Gräfin in die Arme, welche dieſe mitleidig öffnend gegen ſie ausbreitete. Mit Wärme drückte ſie die im ſtummen Schmerz an ihrer Bruſt Ruhende an ſich und ſprach ſanft: „Sei meine Tochter!“ Und Lodoiska ſetzte weich hinzu, indem ſie Mariens herabgeſunkene Hand ergriff: „Und meine Schweſter!“

O wie wohlthuend, wie ſanft legten ſich dieſe tröſtenden Stimmen mitfühlender Seelen, die der Himmel der Gequälten im Augenblicke ihrer tiefſten Einſamkeit auf der Erde zuſandte, an das bebende, blutende Herz! Wie hatte dieſer eine, warme Augenblick die kalten, ehernen Schranken, welche das Leben ſonſt ſo lange zwiſchen die Menſchen ſtellt und ſie damit fern auseinanderhält, hinweggeſchmolzen! Jahre gemeinſamer, unbedeutender Erlebniſſe verknüpfen nicht ſo feſt, als ein einziges, tief erſchütterndes Ereigniß, wo die menſchliche Seele, in dem erhöhten Gefühle der Nichtigkeit

alles Äußerlichen und Zufälligen, nur ihres Gleichen ſucht, nur in der Liebe die Wahrheit erkennt. Auf dem klaren Strome der Freude rinnen die Seelen der Menſchen ineinander; noch inniger aber auf dem düſtern des Schmerzes.

So waren die drei Frauen durch dieſen einen Augenblick für das Leben verbunden, und Marie empfand mit klarer Einſicht die erſte Segnung, die Gott dem Menſchen aus trüben Geſchicken bereitet, die, daß ſeine Seele reicher an empfangender und ſpendender Liebe wird. — Der aufgeregte, beklommene Zuſtand der vom heftigſten Schmerz Zerriſſenen forderte, daß ſie, bevor ſie die neue mütterliche und ſchweſterliche Freundin an die Bahre führte, einige beruhigende Gänge durch den Garten that.

Als auf dieſem Wege der ernſte, Zutrauen einflößende Troſt der Gräfin und Lodoiska's weiche Schweſterliebe ihrer trauernden Bruſt ſo im Innerſten wohlthaten, da ſtieg es in ihrer Seele faſt als der Gedanke eines Verbrechens auf, daß irgend eine Falte ihres Herzens Derjenigen verborgen ſein ſollte, deren Liebe ſich ihr ſo ganz hingab. Der Entſchluß, Beiden mitzutheilen, was Raſinski für ihren Bruder gethan, wurde zur unausweichbaren Nothwendigkeit für ſie. „Ich kann," ſprach ſie und wandte ihr offenes blaues Auge zu der Gräfin empor; „ich kann es nicht ertragen, einer ſo edlen Frau halb verſchleiert, mit mißtrauiſchen Rückhalten gegenüberzuſtehen. Sie haben mich nach meinem Bruder gefragt; o, Sie kennen ihn, denn in Ihrem Hauſe fand er als Ludwig Soren nebſt ſeinem Freunde Bernhard die gaſtlichſte Aufnahme."

„Wie?" rief die Gräfin erſtaunt; „jener junge Mann, der durch ſein männlichernſtes Weſen uns Allen ſo lieb geworden, wäre Ihr Bruder?"

„Er iſt es; doch muß es das tiefſte Geheimniß bleiben," ſprach Marie, und erzählte hierauf den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten, durch die Ludwig in ſeine wunderbare Lage verſetzt worden war. Dabei nannte ſie auch die Namen St. Luces und Beaucaire, worauf die Gräfin, die auf alle Verhältniſſe ein ſehr aufmerkſames Auge hatte, ſich ſogleich an das geſtrige Zuſammentreffen mit den beiden Fremden erinnerte, und die nur zu gegründete Beſorgniß ausſprach, daß eben dieſe die gefährlichen Männer ſeien. Jetzt fiel auch Marien ein, was Arnheim ihr geſtern geſagt hatte, und es konnte faſt kein Zweifel mehr obwalten. Sie blickte, nachdem ſie der Gräfin dieſe Mittheilung gemacht hatte, dieſelbe fragend und ängſtlich an. „Man muß nur den Muth nicht verlieren," ſprach die entſchloſſene Frau, „und ſehr vorſichtig ſein. Obgleich ich als Polin den Kaiſer der Franzoſen begeiſtert verehre und Frankreich als unſern ſchützenden Bundesgenoſſen betrachte, ſo kenne ich doch alle die Bedrückungen und Greuel jener zur Verwaltung feindlicher Länder eingeſetzten Beamten, welche, nicht Soldaten, nicht Männer von Muth, auch männlichen Muth nicht ehren und nur über Schwache zu triumphiren wiſſen. Zu dieſen dürften auch Ihre Gegner leicht gehören. Alſo auf der Hut! — Wie befördern Sie Ihre Briefe?"

„Unter der Aufſchrift an den Grafen Raſinski," entgegnete Marie nicht ohne Erröthen.

„Gut," ſprach die Gräfin raſch, ohne Mariens Verwirrung zu bemerken; „allein vielleicht noch nicht hinreichend. Geben Sie mir Ihre Briefe. Ich kenne viele Offiziere des Regiments, welches mein Bruder führt. Ich kann mit den Adreſſen wechſeln und es doch ſo einrichten, daß die Briefe von meinem Bruder geöffnet werden. — Alſo durch mich, Liebe, führen Sie künftig den Briefwechſel mit Ihrem Bruder."

Unter diesem Gespräche war man bis zu dem Hause zurückgekehrt, und Marie führte die Beschützerin und die Freundin, welche sie gefunden, zu der entseelten Hülle Derjenigen, in der sie Beides verloren.

Schweigend standen die drei Frauen an der Bahre. Marie lehnte sich sanft gegen die tief gerührte Lodoiska und weinte still an ihrem Herzen.

„Wie freundlich dieses Antlitz ist!“ sprach die Gräfin und legte die Hand auf die Stirn der Todten, um ihr das Haar noch ein wenig zurückzustreichen. „Wie sanft muß die Seele aus diesem Körper geschieden sein! Wie gefaßt, wie fromm, wie ruhig!“

„O, sie war mild wie die Abendsonne,“ sprach Marie; „gleich ihr schied sie dahin, und in diesem stillen, freundlichen Antlitz schimmert die Abendröthe ihrer Seele aus der schönern Welt, in die sie hinübergegangen, noch in diese zurück. Bald aber wird die lange, undurchdringliche Nacht eingetreten sein, die sie uns für ewig verhüllt.“

Sie meinte die Bestattung.

Thereſe und Anna traten halb hüpfend ein. — Sie hielten einen Brief in der Hand. Er war von Ludwig; derselbe, den Beaucaire vor einer Stunde mit verbrecherischen Händen erbrochen.

„Von meinem Bruder an meine Mutter,“ sprach Marie und brach aufs Neue in Thränen aus. — „O der Arme! Er wußte nicht, daß Diejenige, an die er seine Worte richtete, sie nicht mehr vernehmen wird! Für sein Leben beben wir, weil es von tausend Gefahren umringt ist; und wer weiß, bleibt er der einzige Überlebende von uns Allen. O, dann würde ich ihn tief beklagen! — — Aber nein! So hart wird uns Gott nicht prüfen,“ fuhr sie nach einigen Augenblicken mit frommem Ausdruck in den Zügen fort;

„er wird uns nicht trennen. Seine tröstenden Engel werden mich aufrecht halten und seine schützenden meinen Bruder umschweben."

Die Gräfin machte jetzt Marien den Vorschlag, das Haus des Todes zu verlassen, mit ihr zu kommen und bei ihr zu wohnen, damit sie nicht ganz einsam in der nunmehr verödeten Wohnung zurückbleibe, sondern eine vertraute Brust habe, an die sie ihr müdes Haupt lehnen könne. Marie willigte dankbar ein; denn vor der ersten einsamen Nacht schauerte sie zusammen. Lodoiska, die den Schmerz ganz mit ihr theilte, doch dann am verschlossensten blieb, wenn ihr Herz am vollsten war, weil sie der leichten Gabe der Mittheilung ermangelte, blieb noch bei Marien zurück, um ihr in einigen nothwendigen Anordnungen zu helfen. Die Gräfin begab sich nach Hause, um die Anstalten zu Mariens Aufnahme zu treffen.

Diese ordnete mit Lodoiska ihr kleines Besitzthum auf das vollständigste, wählte nur Einiges aus ihren Büchern, Papieren, Kleidern und Arbeiten aus, welches sie mit in die neue Wohnung hinübernehmen wollte, und hüllte sich dann in Trauerkleider. Als sie umgekleidet aus dem Seitengemache trat, erstaunte Lodoiska über die sanfte Hoheit ihrer edlen Gestalt; zuvor war sie immer nur lieblich erschienen, nur Anmuth hatte ihr die holden Reize verliehen; jetzt aber schien sie eine trauernde Fürstin zu sein, so wurde ihr Anstand durch die ernste Kleidung und Haltung, wie durch den tief schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge geadelt.

Mit herzlichen Küssen und Thränen nahm Marie von den Kleinen, mit warmer Dankbarkeit von deren Mutter Abschied, und ging, das Antlitz durch einen schwarzen Schleier vor den lästig neugierigen Blicken der Menge verhüllend, an der Seite ihrer jungen ernsten Freundin ihren

neuen Wohnung zu. Im Gehen war es ihr, als müßten ihre Sinne sie verlassen, da sie jetzt der vertrauten Stelle den Rücken wandte, wo sie noch vor wenigen Stunden die Stimme der Mutter gehört, ihr freundliches Winken der Augen gesehen hatte. Und nun Alles so stumm und starr, so ewig verschlossen!

In der Hausthür stand Frau Holder mit ihren beiden Mädchen. Die gute Frau reichte Marien nochmals die Hand dar, während sie sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen wischte. Anna verbarg sich blöde und traurig hinter die Mutter, doch die kleine Therese hob schmeichelnd die Ärmchen an Marien hinauf und rief: „Marie, komm bald wieder zu Haus!"

„Bald, bald, recht oft, mein liebes Kind!" sprach Marie mit von Thränen überwältigter Stimme und hob das kleine, holde Wesen zu sich empor. Dann erst riß sie sich los und ging rascher, um ihre ermattende Kraft gewaltsam aufzurichten.

Neuntes Capitel.

Am ganz frühen Morgen des dritten Tages war die Hingeschiedene bestattet worden. Nur Marie, die Gräfin, Lodoiska und Frau Holder waren zugegen gewesen, als man sie einsenkte zu der ewigen Ruhestätte. Marie zeigte sich ernst, gefaßt; sie rechtfertigte die Furcht der Gräfin, welche sie dringend gebeten hatte, von der traurigen Feierlichkeit zurückzubleiben, nicht. In ihrer eben so festen als zarten Seele

schloß sie schnell mit allem Geschehenen, mit allem Unvermeidlichen ab; nur der Zweifel, die Sorge, die Furcht vor dem Kommenden griffen sie so heftig an. Sie bebte vor der drohend gehobenen Hand des Schicksals; war der zerschmetternde Schlag gefallen, so kämpfte sie mit sittlicher Stärke, mit festem, treuem christlichen Glauben gegen die vernichtende Gewalt.

So ernst sie den Tag über blieb, nahm sie doch mit stiller Freundlichkeit an dem Gespräche Theil. Erst als die Sonne schon röthlich hinter dem blauen Gebirge stand, und die Wehmuth der Abendstille sich über die Landschaft ergoß, da erst wurde auch sie weich und zerfloß fast in Thränen. Es trieb sie an, nach dem Grabe der Mutter hinauszugehen; die tröstenden Freundinnen wollten sie begleiten, doch sie bat, man möge sie allein gewähren lassen. „Glaubt nicht, daß dieser Gang mich tiefer beugen wird; nein, er wird mein Herz trösten; meine geängstete Brust durch sanfte Thränen erleichtern. Meine Wunden müssen frei ausbluten; vielleicht sind sie tödtlich; sie werden es aber gewiß und schneller, wenn Ihr den Schmerz derselben gewaltsam in mein Inneres zurückpressen wollt. O, mir wird wohl sein auf dem Hügel meiner Mutter!“ Sie ging.

Das Grab war mit frischem Rasen bedeckt; noch hatte es keine andere Zierde. Der Kirchhof lag einsam, friedlich, von hohen Bäumen beschattet. Marie setzte sich auf die Gruft nieder und saß in nachdenklicher Stellung, während ihre Thränen still herabflossen. Plötzlich schreckte das Herannahen eines männlichen Trittes sie auf. Sie blickte zurück und gewahrte St. Luces, der gerade auf sie zuging.

Unangenehm, ja fast widerwärtig durch seine Nähe gestört, stand sie auf, erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß mit einer leichten ängstlichen Verbeugung und wollte den Kirchhof

verlaſſen. Er aber eilte ſie mit raſchen Schritten und redete ſie an:

„Vergeben Sie mir, wenn ich Ihre Trauer geſtört habe; — der Zufall führte mich hieher, ich hatte Sie nicht früher erkannt, ſonſt würde ich mich ehrerbietig zurückgezogen haben.“

St. Luces log mit der Zunge und den Augen gleich fertig; denn eben ſo unwahr als ſeine Worte waren die ſcheinbar verwirrten Blicke, die mit größter Geſchicklichkeit geheuchelte Trauer auf ſeiner Stirne. Schon ſeit drei Tagen erſpähte er nämlich auf jede erſinnliche Weiſe eine Gelegenheit, Marien zu ſprechen. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Mutter war ihm im höchſten Grade willkommen, denn ſie begünſtigte ſeine doppelt verbrecheriſchen Plane. Mariens holdſelige Anmuth hatte, gleich als er ſie zum erſten Male ſah, ſeine verderbte, niedrige Leidenſchaft entzündet. Mit der allen Elenden ſo geläufigen Berechnung der bedrängten Lage Anderer, um ihnen das Äußerſte abzupreſſen, entwarf er ſchnell den teufliſchen Plan, zuerſt die Angſt der Schweſter durch die Bedrohung des Bruders zu erregen und dann durch das Verſprechen der Rettung — auf das Halten kam es ihm freilich nicht an — ihre Gunſt zu erwerben. Deshalb war ihm eigentlich Beaucaire's habſüchtige, gerade auf das Ziel losgehende Liſt ſo zuwider. Vollends aber würde er erbittert geweſen ſein, wenn er geahnet hätte, daß dieſer ſein Nebenbuhler ſei und mit größerer Frechheit, daher aber auch mit minder künſtlicher Verfeinerung der Bosheit demſelben Zwecke nachſtrebte.

St. Luces wollte eine Liebesintrigue anſpinnen; er berechnete, daß das weiche Herz einer Trauernden das empfänglichſte für den Troſt ſei, den eine geheuchelte innige Theilnahme gewährt; er wollte, mit einem Worte, Marien ver-

führen, aber nicht ohne ihr Gelegenheit zu geben, ihre Schwäche durch eine Art von Heiligenschein zu verhüllen, indem er an ihre Gunst die Rettung des Bruders zu knüpfen dachte.

Beaucaire hatte denselben Plan, doch roher; mit dem Henkerschwert über dem Haupte des Bruders wollte er die geängstigte Schwester in seine Arme treiben. Ihm war es nur um den sinnlichen Genuß zu thun, und er kümmerte sich nicht um den Abscheu seines Opfers.

St. Luces, feiner gebildet und durch viele ähnliche Abenteuer seines Lebens, bei denen ihm eine große Gewandtheit und bestechendes Äußere zu Hülfe kam, denn in seiner Jugend war er sogar ein schöner Mann gewesen, berechnete, daß der Reiz einer solchen Verbindung durch die getäuschte Neigung des weiblichen Gemüthe unendlich erhöht werde. Er wollte nicht eher unter seiner Larve erkannt sein, bis er selbst mit der völligsten Sättigung und Gleichgültigkeit das angesponnene Verhältniß wieder trennte. Diese Plane verbargen Beaucaire und St. Luces natürlich einander aufs sorgfältigste, und in der That ahnete keiner von Beiden die Absicht des Gegners, einmal, weil sie einen ganz verschiedenen Weg einschlugen, und zweitens auch, weil Einer den Andern entweder nicht für schlau oder boshaft genug hielt, um so viel Nutzen aus der Lage der Verhältnisse zu ziehen. Beaucaire spürte unablässig rings umher, ob er nicht den Aufenthalt Ludwigs bei der Armee, den Namen, den er jetzt führte, mit Bestimmtheit erfahren könnte. Daher lauerte er wie der Ameisenlöwe in der versteckten Finsterniß seiner Höhle nur auf einen Brief Mariens an ihren Bruder, um ihn mit seinen Fangzangen hinunterzuziehen. Dann wollte er vor die Unglückliche hintreten, um sie durch das Meduſenhaupt seiner Entdeckung zu erstarren und so die Willenlose hinzuopfern. Der Tod der Mutter war daher auch ihm willkom-

mehr gewesen; denn mit Recht glaubte er, daß Marie ihn dem Bruder sogleich, oder doch in den nächsten Tagen melden werde. Er hatte es deshalb nicht an Geld fehlen lassen, um den verrätherischen Postbeamten aufmerksam zu machen. Diesmal verschwendete er es jedoch vergeblich, weil Mariens Brief längst durch die Gräfin abgesandt war, die ihn einem nach Dresden reisenden Landsmanne anvertraut hatte, um ihn dort auf die Post zu geben. Von St. Luces Absichten hatte Beaucaire, da dieser ihn durch Schmeicheleien und Zuvorkommenheit in die größte Sicherheit und so leicht getäuschte eitle Selbstgefälligkeit einwiegte, keine Ahnung und daher auch kein Arg aus dessen Spaziergängen, um so mehr, da derselbe sie höchst geschickt einzuleiten und zu verbergen wußte.

Es war jetzt das erste Mal, daß St. Luces Marien allein traf. Sie erwiderte seine Anrede mit einigen befangenen Worten und wollte sich entfernen; doch er that, als bemerke er dies nicht, und zwang sie durch eine rasche Antwort, zu bleiben. „Wie hinterlistig lauert das Schicksal oft auf uns! Wer hätte ahnen sollen, daß Sie, von dem heitern Ausflug froh zurückkehrend, daheim das Unglück so finster vor der Schwelle gelagert finden sollten! O glauben Sie mir, Ihr Trauerfall war so erschütternd, daß er kein Herz ungerührt gelassen hat; noch jetzt wendet sich der Gedanke, das Gespräch immer wieder darauf zurück, und es gibt kaum ein Auge in diesem, von so vielen Fremden überfüllten Orte, das nicht Ihrem Schicksal eine Thräne geweint hätte.“

Marie schauderte; denn da sie wußte, welchen Einfluß St. Luces auf das Schicksal ihres Bruders geübt hatte, erfüllte seine Nähe sie nur mit einem unheimlichen Grauen. Doch suchte sie sich zu fassen.

„Ich weiß es,“ sprach sie nach einigen Augenblicken,

„daß der plötzliche Todesfall meiner Mutter Aufſehen erregt hat, zumal da er mit einem Ereigniß in Verbindung ſtand, das Viele erſchreckte. Doch eben dieſes Aufſehen muß mir ſchmerzlich drückend ſein; denn der Trauernde ſucht die ungeſtörte Einſamkeit am liebſten auf.“

St. Luces verſtand die Beziehung der letzten Worte ſehr wohl; allein er wollte ſie nicht verſtehen und wußte ſeinen Verdruß darüber vollkommen zu beherrſchen. „Gewiß, gewiß,“ ſprach er; „allein nicht immer iſt Das, was der Kranke begehrt, ihm das Heilſamſte. Nicht ganz dem Schmerz ſollten Sie ſich überlaſſen; einige Augenblicke ſollten Sie ſich doch abmüßigen für Die, welche wahrhaft Ihre Freunde ſind.“

Er ſchwieg; auch Marie.

„Es iſt faſt dunkel geworden! — Mir ſcheint es Pflicht, Sie zu erinnern, daß Sie kaum noch allein den Weg zur Stadt zurückmachen können,“ begann St. Luces nach einigen Augenblicken wieder.

„Sie haben Recht, ich hätte ſchon gehen ſollen,“ ſprach Marie höflich, grüßte und ging.

Kaum hatte ſie die Thür des Kirchhofs erreicht, als ſie ſeine Schritte abermals dicht hinter ſich hörte.

„Ich habe mit mir gekämpft,“ ſprach er haſtig, indem er herantrat, „ob es meine Pflicht ſei, Ihnen unberufen die volle Wahrheit zu ſagen, ob es Gründe gibt, die dringend genug ſind, meine Einmiſchung in die Angelegenheiten ganz fremder Perſonen zu rechtfertigen. Die Entſcheidung lautet: ich müſſe reden. Wiſſen Sie denn, ich kam nicht abſichtslos hieher; ich ſuchte Sie auf. Ich weiß, daß Jemandem, der Ihnen ſehr theuer iſt, Gefahr droht, daß man nahe daran iſt, ſeinen Aufenthaltsort zu entdecken, ihn in dieſem Augenblicke vielleicht ſchon entdeckt hat. Sie könnten durch Unvorſichtigkeit in die traurigſten Schickſale verwickelt wer-

des — ein Gefühl," hier heftete er das Auge wie verwirrt auf den Boden, „welches nur Jüngere zu kennen pflegen, das mich aber von dem ersten Augenblicke ergriff, wo ich Sie sah, dessen ich nicht Meister bin — zwang mich — ich fürchte zu einer Verletzung meiner Pflicht. Mehr darf ich nicht sagen — sein Sie auf Ihrer Hut!"

Mit diesen Worten wandte er sich um und wollte rasch hinwegeilen. Marie, die ihm mit zitterndem Erstaunen zugehört hatte, rief ihm nach: „Um Gotteswillen, erklären Sie sich deutlicher. Ich bitte Sie dringend."

St. Luces stand still; er schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich kehrte er zurück. „Deutlicher? Ist es nicht genug, daß Sie mich verstehen? Ich begehe eine Verletzung an meiner Pflicht — und doch, wenn ich Ihre Thränen sehe, wie könnte ich widerstehen!" Er trat Marien einen Schritt näher und ergriff ihre Hand, die sie ihm unschlüssig weder zu reichen, noch sie zurückzuziehen wagte.

In diesem Augenblicke rauschte es im Gebüsch dicht neben ihnen, und Benno trat hervor. Mariens bleiches Angesicht wurde von einer dunkeln Schamröthe übergossen, da sie an diesem einsamen Orte allein mit dem Fremden in so vertrauter Stellung betroffen wurde. Sie ahnete nicht, daß Benno ihr guter Engel sei, denn in der Überraschung wäre es St. Luces vielleicht gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auf diese Weise völlig zu verderben.

Benno war selbst noch zu jung und unschuldig, um aus einem so leichten Anschein einen kränkenden Verdacht zu schöpfen. Seine dichterischen Träumereien hatten ihn auf den Friedhof geführt, wo mancher früh entschlummerte Freund von ihm lag. Als er jetzt Marien erblickte, von deren traurigem Schicksal auch er gehört, ging er unbefangen, tief bewegt auf sie zu und redete sie an: „O daß ich Sie hier

wiederſehen ſollte, nach jenem ſchönen, unvergeßlichen Tage; wer hätte das geahnet!“ Auch er ergriff, von dem Gefühl ſeiner Wahrhaftigkeit und Unſchuld geleitet, Mariens Hand und küßte ſie mit jugendlicher Ehrerbietung. Es war, als ſänke Marien ein Schleier von den Augen und eine ſchwere Laſt vom Herzen. Denn als Benno's natürliches Mitgefühl neben St. Luces' geheucheltem ſtand, da erblickte ſie die heiligen einfachen Züge der Wahrheit ſiegreich neben der gekünſtelten Larve der Verſtellung. Der Unterſchied zwiſchen Beiden war nicht mehr zu verkennen. Marie ſchauderte zuſammen, ohne ſich deutlich bewußt zu ſein, weshalb. Ein ſanfter Druck ihrer Hand war die einzige Antwort, die ſie geben konnte; er dankte dem jungen Freunde zugleich für ſeine Theilnahme und ſeine Argloſigkeit; denn ein Blick auf ſeine Züge belehrte ſie, daß nicht die leiſeſte Spur des Argwohns in ſeine reine Seele gedrungen ſei.

„Es iſt ſpät — ich muß gehen,“ ſprach ſie nach einigen Augenblicken und wollte fort.

„Es iſt ſo ſpät, daß ich Sie unmöglich allein gehen laſſen kann,“ rief St. Luces, und Benno, im reinſten Wohlwollen, ſetzte hinzu: „Ja wohl, wir müſſen Sie begleiten.“

Marie athmete leichter, als dieſer reine Schutzengel ſich ihr zugeſellte; in St. Luces' Zügen aber trat der ſchon vorher ſchlecht verhehlte Verdruß über Benno's Dazwiſchenkunft ſo auffallend hervor, daß er es mit den gewandteſten Worten nicht mehr vermochte, den Argwohn zu beſchwichtigen, der Mariens Seele ergriffen hatte.

Wenig ſprechend ging man nebeneinander hin. Marie eilte, nach Hauſe zu kommen. Als man ſich wieder in der erſten Gaſſe der Vorſtadt befand, ſtreifte raſch eine fremde Geſtalt von hinten her an den Dreien vorüber, warf einen flüchtigen Blick ſeitwärts, grüßte und ſprach im Vorüber-

gehen: „Bon soir, Monsieur de St. Luces!“ — Dieſer erwiderte den Gruß ein wenig überraſcht, denn es war Beaucaire.

Man hatte das Hôtel erreicht, wo die Gräfin wohnte; Marie nahm mit einem ſtummen, verlegenen Gruße Abſchied von ihren Begleitern. Oben erzählte ſie ſogleich, was ihr begegnet ſei. Die Gräfin hegte denſelben Argwohn gegen St. Luces und erhöhte ihn noch durch mancherlei nicht abzuweiſende Bemerkungen, woraus die offenbare Abſichtlichkeit ſeines Benehmens hervorging.

Die Uhr der Schloßkirche hatte eben zehn geſchlagen, und die Frauen ſchickten ſich nach der Sitte des Badeortes bereits an, zur Ruhe zu gehen, als es ſtark an der Hausthür ſchellte. Der Diener brachte einen Brief herauf, den ein Unbekannter abgegeben hatte. Die Aufſchrift war an Marien. Sie öffnete und fand nur einen Zettel mit den Worten:

„Hüten Sie ſich vor Herrn von St. Luces!“

„Ihr Freund.“

Wer war dieſer räthſelhafte Warner? Vergeblich beſtrebten ſich die Frauen, es zu errathen; der Einzige, auf den ſie vermuthen konnten, war Benno. Und doch, was ſollte er wiſſen oder ahnen?

Voll neuer banger Sorgen legte ſich Marie zur Ruhe; doch die ängſtigenden Vorſtellungen verfolgten ſie auch in ihre Träume hinein, und ſie erwachte oft verſtört aus der ſchweren Betäubung des fieberhaften Schlafes. So rang ſie zwiſchen Angſt und Thränen. Ach, war es denn nicht genug, eine Mutter zu beweinen, mußte ſie auch noch für das Haupt des Bruders zittern?

Zehntes Capitel.

Marie hatte nur noch so lange in Teplitz verweilen wollen, bis ihre Mutter bestattet war, und die mancherlei unerläßlichen Schritte, welche die gesetzlichen Pflichten bei Todesfällen herbeiführen, geschehen seien. Alsdann war es das Natürlichste für sie, zu der Schwester der Dahingeschiedenen zu reisen und sich dem Schutze dieser, ihr so herzlich wohlwollenden Verwandten anzuvertrauen. Vorläufig hatte sie das traurige Ereigniß durch einen Brief berichtet, auf den sie jedoch bis jetzt noch die Antwort erwartete.

Nach der unruhig und kummervoll halb durchwachten Nacht wurde sie endlich durch einen sanften Morgenschlummer mit beruhigenden Träumen erquickt, der sie bis weit über die gewöhnliche Stunde in seinen süßen Fesseln hielt. Als sie die Augen aufschlug, war es hoher Tag, sodaß die Sonne schon über die Dächer der gegenüberstehenden Häuser ins Gemach schien. Fast beschämt über den langen Schlaf kleidete sie sich eilig, doch still an und trat in das gemeinschaftliche Frühstückszimmer. Mit Erstaunen sah sie gleich beim Öffnen der Thür einige fremde Damen in Trauerkleidern sitzen; doch ehe sie nur Zeit zu einer Vermuthung hatte, fühlte sie sich schon von liebenden Armen umfangen. Es war Emma, die seitwärts von der Thüre am Fenster sitzend, die Eintretende zuerst gesehen und erkannt hatte. Der freudig überraschte, doch wehmüthige Ausruf beider Mädchen bewirkte, daß auch die andern Frauen, die Mariens leises Öffnen der Thür nicht bemerkt hatten, aufsprangen und ihr entgegeneilten. Es waren Julie und ihre Mutter; alle Drei kamen, um Marien in ihrer traurigen Einsamkeit aufzusuchen und sie liebend zurück zu geleiten.

Liebe und Freundschaft wetteiferten. Die Gräfin und Lodoiska wollten Marien noch nicht von sich lassen, ihre Verwandten sie so schnell als möglich zu sich nehmen. Endlich wurde beschlossen, daß die Gräfin und Lodoiska Marien auf einige Tage auf das Gut begleiten sollten, und man setzte die Abreise für den nächsten Morgen fest.

Nachdem man eine Zeitlang im vertraulichen Gespräche zugebracht, äußerten die Angekommenen den Wunsch, das Grab der Hingeschiedenen zu besuchen. Marie führte sie dahin.

Als sie das Thor fast erreicht hatten, sahen sie in einer Seitenstraße einen Auflauf von Menschen, der die Gasse stopfte. Sie wollten sich eben nach der Ursache erkundigen, als Benno an sie herantrat und ihnen erzählte, man habe einen Beamten der Post wegen eben entdeckter, grober Veruntreuungen an Geldern und Geldbriefen verhaftet, und so eben sei das Gericht beschäftigt, die Wohnung des ins Gefängniß Abgeführten zu durchsuchen, seine Papiere in Beschlag zu nehmen und dann Alles zu versiegeln.

Diese Begebenheit an sich würde nur eine entfernte Theilnahme in Marien erregt haben, wenn sie nicht fürchtend geahnet hätte, daß sie selbst eine schwer Betheiligte bei dieser Treulosigkeit sei. Jetzt war es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß St. Luces von Allem unterrichtet sei, daß seine Warnung Grund hatte. Aber auch vor ihm war sie gewarnt worden! Wer half ihr diese Räthsel lösen? Wer kannte alle ihre geheimsten Verhältnisse so genau? War sie rings mit Netzen umstellt? Bewacht, belauscht, beobachtet von allen Seiten?

Indem sie noch diesen beängstigenden und verwirrenden Gedanken nachhing, trat ein hübsches Blumenmädchen, dessen Äußeres jedoch einen leichtfertigen Lebenswandel zu verrathen

ſchien, ihr entgegen und bot ihr Sträuße zum Kauf an. Marie wies ſie zerſtreut ab; das Mädchen erneuerte jedoch ihre Bitte mit dem freundlichen Talent überredender Verkäuferinnen.

„Dieſen Strauß nehmen Sie mir gewiß ab," ſprach ſie; „es ſind drei Roſen darin bei ſo ſpäter Jahreszeit." Zugleich drückte ſie ihn Marien faſt gewaltſam in die Hand und ſprach dabei leiſe die Worte: „Um Ihres Bruders willen!" Marie erſchrak, das Mädchen lächelte und fuhr mit verſtellter Unbefangenheit fort zu bitten. „Ja, dieſen behalten Sie, der iſt der ſchönſte von allen und koſtet nur drei Kreuzer!"

Marie wollte das Mädchen befragen, doch dieſe verſchloß ihr die Lippen mit einem Wink des Auges und den leiſe geflüſterten Worten: „Strenges Geheimniß!"

Indeſſen hatte Benno ſich höflich zeigen und dem Mädchen Sträuße für die Damen abkaufen wollen. Er that es, die Kleine nahm das Geld mit vergnügter Miene, winkte Marien noch einmal zu, als wolle ſie ſagen: verrathe Dich mit keiner Sylbe — und ſchlüpfte dann leichtfüßig hinweg, um auch andern Vorübergehenden ihre duftende Waare anzubieten.

Marie war ſo betroffen von dem Ereigniß, daß ſie zitterte; ſelbſt an der Gruft der Mutter, die man bald erreichte, waren ihre Gedanken nicht bei der Todten, ſondern mitten in den Verwirrungen der Welt. Zu ungeübt in den kleinen Kunſtgriffen der Liebensintriguen hatte ſie gar nicht daran gedacht, den Strauß näher zu unterſuchen; ein zufälliger Blick ließ ſie erſt ein Streifchen Papier darin wahrnehmen. Mit geſpannter Erwartung zog ſie es unbemerkt hervor und las darauf die Worte: „Sie können Ihren Bruder retten, wenn Sie dieſen Abend mit dem Schlage der neunten Stunde

allein in den Schloßgarten an die alte Linde kommen. Er iſt verloren, wenn Sie ausbleiben, oder eine Silbe verrathen. Zum zweiten Male warnt man Sie vor St. Luces!"

Wie erſtarrt ſtand ſie, nachdem ſie dieſe Zeilen geleſen. Welch ein neues ſchreckenvolles Geheimniß! Alſo dieſe Einladung und die geſtrige Warnung kamen von derſelben Hand? Immer labyrinthiſcher verſchlangen ſich die Pfade ihres Lebens, immer gefahrvoller liefen ſie am Abgrunde dahin. Ach, ſie fühlte es nur zu tief, ein Sturm hatte ſie weit verſchlagen von der heiligen Inſel der unbefangenen Kindheit. Den ſanften Wieſenteppich, auf dem ſie bisher zwiſchen friedlicher Umbuſchung, unbemerkt, doch glückſelig dahingewandelt war, hatte ein furchtbares Erdbeben erſchüttert und verſchlungen. An ſeiner Stelle wogte der unbegrenzte, heimatloſe Ocean und trieb ſie auf ſeinen Wellen an gefährlichen Klippen dahin.

Sollte ſie das Geheimniß entdecken? Sollte ſie ſich Denen, die ſie liebten, anvertrauen, ſich in ihren Schutz ſtellen? Aber vermochten dieſe den Bruder zu retten, wenn boshafte Tücke ihn verderben wollte?

Nein, ich will es wagen; es iſt meine heilige Pflicht, es zu wagen, dachte ſie entſchloſſen; endlich müſſen dieſe Räthſel ſich löſen. Und wer ſagt mir denn, daß ich einem neuen Unheil entgegengehe? Könnte es nicht ein großmüthiger Freund ſein, den ich, wenn ich das Schweigen bräche, ins Verderben ſtürzte? Du, meine Mutter, blickſt aus jenen ſeligen Höhen in mein angſterfülltes Herz, Dein Schutzgeiſt wird mich ſchirmend umſchweben, ihm will ich mich anvertrauen.

Nach dieſem feſten Entſchluß wurde ihre Seele wieder ruhiger.

Der Tag verſtrich, die neunte Stunde nahte heran. Marie ging auf ihr Zimmer, ſiegelte den geheimnißvollen Zettel, den ſie erhalten hatte, ein und legte ein Blatt dazu, auf welches ſie die Worte ſchrieb: „Dies ſoll mich rechtfertigen, wenn ein unwürdiger Verdacht mich trifft, retten, wenn mir Gefahr droht. Es lehrt Euch, wo ich bin.“ Auf das Couvert ſchrieb ſie: „An meine Lieben! Doch nur dann zu eröffnen, wenn ich um Mitternacht nicht zurück bin.“ Dieſen Brief legte ſie auf ihren Tiſch und verließ dann, in einen Mantel gehüllt, tief verſchleiert, leiſe das Gemach und das Haus, um ſich auf der beſtimmten Stelle einzufinden.

Es war ſchon ganz dunkel und völlig einſam; ſie bebte, aber ſie blieb entſchloſſen. Schüchtern trat ſie in die dunkeln Laubgänge ein; die bezeichnete Linde ſtand im einſamſten, entfernteſten Theile des Gartens. Dies vermehrte ihre Beſorgniſſe. Ein Gartenarbeiter begegnete ihr und ſah ſie verwundert an. Plötzlich fiel ihr ein, daß ſie ſich den Beiſtand dieſes Mannes ſichern könne, ohne ihm irgend etwas zu entdecken. Sie wandte ſich um, ging ihm nach und redete ihn an: „Mein Freund, wollt Ihr ein gutes Trinkgeld, vielleicht noch mehr verdienen?“

„Dazu bin ich jetzt und alle Tage bereit.“

„So bleibt eine Stunde auf dieſer Bank ſitzen, oder verweilt doch ganz hier in der Nähe; doch ſorgt, daß man Euch nicht bemerkt. Nehmt dies als Angeld; wenn ich zurückkehre, erhaltet Ihr das Dreifache. Hört Ihr mich aber laut um Hülfe rufen, ſo eilt ſchnell nach der großen Linde dort unten an der Gartenmauer.“

„Da, wo der Herr im Mantel ſteht?“ fragte der Arbeiter.

„Ganz recht,“ erwiderte Marie, nicht ohne Schreck.

„Hm! Hm! Euer Gnaden ſollten lieber gar nicht hin-

untergehen," meinte kopfschüttelnd der Arbeiter. „Dem Herrn sind fremde Leute gerade so lästig im Garten, als sie Euer Gnaden nöthig sein mögen. Er hat mir eben fünf Gulden geschenkt, damit ich aufhörte zu arbeiten und nach Hause ging."

„Es mag schon sein," sprach Marie bebend, „ich will auch nicht, daß Ihr dorthin kommen sollt; aber bleibt hier in der Nähe," dabei gab sie ihm noch einige Geldstücke.

Der Arbeiter schüttelte bedächtig den Kopf und schwieg einige Augenblicke; endlich sprach er: „Je nun, an mir soll's nicht fehlen, ich will schon hier bleiben und Euer Gnaden können sich auf mich verlassen. Aber nehmen Sie sich ja in Acht; der Herr hat so ein Ansehen wie ein italienischer Spitzbube, die ich kennen gelernt habe, als ich mit dem Herrn Fürsten Clary als Bedienter in Neapel war. Doch vergeben Euer Gnaden nur mein Geschwätz, Sie werden ja wohl wissen, mit wem Sie zu thun haben."

„Ja wohl, ja wohl!" sprach Marie mit einem Tone, der das Gegentheil ausdrückte. Sie wankte in ihrem Entschlusse. Doch mit erneuter Kraft sprach sie zu sich selbst: „Du hast das Theuerste, deinen Ruf, bereits daran gewagt, und solltest jetzt für dein Leben zittern? Thorheit! Und was könnte dein Tod irgend Jemandem frommen? Es ist nichts; die Furcht ist eingebildet, deine Schwesterpflicht fordert diesen Gang von dir."

Raschen Schrittes setzte sie ihren Weg fort. Als sie in der Nähe der Linde war, sah sie eine dunkle, verhüllte Gestalt unter derselben auf- und niedergehen. Zögernd näherte sie sich. Der Unbekannte hatte sie jedoch kaum erblickt, als er rasch auf sie zueilte und sie mit den Worten anredete: „Ich freue mich, daß Sie den Muth haben, meiner Aufforderung zu folgen."

Ein eiskalter Schauer überlief Marien, als ſie dieſe Stimme vernahm; es war Beaucaire, vor dem ein unüberwindlicher Widerwille ſie vom erſten Augenblicke an gewarnt hatte. Doch faßte ſie ſich, weil ſie deutlich empfand, es ſei nothwendig, ſich dieſem Manne gegenüber mit aller Feſtigkeit, mit allem Adel zu waffnen, den das Gefühl der Unſchuld und des Rechts einem weiblichen Weſen verleihen kann.

„Ich mußte in der That wol," entgegnete ſie, „da Sie mich durch eine geheimnißvolle Drohung hieher ſchreckten, die mir einen gewagten Schritt zur Pflicht machte, den ich ſonſt um keinen Preis gethan haben würde."

Beaucaire ſchien mißvergnügt über dieſe Antwort, die ihn durch die Beſtimmtheit, mit der ſie gegeben wurde, ſehr weit von dem Ziele ſeiner Wünſche zurückwarf. Er fühlte, daß er keinen leichten Stand haben werde; deshalb beſchloß er mit der eiſernen Stirn ſchamloſeſter Frechheit vorzudringen. „Sie nehmen," ſprach er, „einen ſtolzen Ton an, der Ihnen, wie mich dünkt, nicht wohl geziemt. Wiſſen Sie denn, daß das Schickſal Ihres Bruders in meiner Hand ſteht, daß ich allein es vermag, ihn zu retten und zu verderben. Ich kenne ſeinen Aufenthalt; er hat ihn ſchlau genug da gewählt, wo man ihn am wenigſten ſuchen durfte, bei dem Heere.

Marie ſtand ſprachlos da; der Schrecken hatte ihr den Athem genommen.

„Sie dürften alſo," ſetzte Beaucaire mit ironiſcher Betonung hinzu, „wol noch etwas mehr thun, als ich Ihnen bis jetzt zugemuthet habe, falls es Ihnen auf den Beiſtand eines Mannes ankommt, auf deſſen Lippen das Leben Ihres Bruders ſchwebt. Doch, iſt Ihnen unwohl geworden?"

Marie war genöthigt geweſen, ſich erſchöpft gegen den Stamm der Linde zu lehnen. Beaucaire führte ſie, indem

er sie mit unzarter Dreistigkeit fast umschlang, an eine, wenige Schritte entfernte Gartenbank.

„Sagen Sie mir," sprach Marie mit Anstrengung, „was ich für meinen Bruder thun kann. Ich werde das Schwerste nicht scheuen, ich darf es nicht; der volle Dank einer liebenden Schwester ist Ihnen gewiß, wenn Sie mir großmüthig die Wege der Rettung zeigen."

„Vor allen Dingen geben Sie mir," fiel Beaucaire rasch ein, „genau an, wie ich Ihrem Bruder Papiere von Wichtigkeit aufs sicherste zustellen kann, denn er muß schleunig benachrichtigt und mit Mitteln zur Flucht versehen werden, weil seine Entdeckung an Tagen, vielleicht an Stunden hängt."

Marie hatte wieder so viel Besonnenheit gewonnen, daß sie sich durch die hinterlistige Frage Beaucaire's nicht überraschen ließ. „Was Sie meinem Bruder senden wollen, übergeben Sie mir," sprach sie rasch; „ich befördere es sicher zu ihm. Einen andern Weg kann ich Ihnen nicht angeben."

Beaucaire biß die Zähne vor Verdruß über diese Antwort zusammen; Marie hatte sie kaum gegeben, als sie selbst über den glücklichen Ausweg erstaunte, den sie wie durch eine höhere Eingebung gefunden hatte. Freilich aber waren in dem kurzen Zeitraume von wenigen Secunden ihrer Seele eine Reihe von Gedanken und Verknüpfungen der Umstände vorübergezogen, die sie nothwendig mit dem äußersten Verdacht gegen Beaucaire erfüllen mußten. Der Vorfall mit dem Postbeamten ließ ihr jetzt fast keinen Zweifel mehr, daß das Briefgeheimniß auch in Bezug auf sie verletzt sein müßte; sie rief sich dabei mit möglichster Genauigkeit den Inhalt von Ludwigs letztem Briefe zurück, um zu erwägen, ob etwas darin enthalten sei, was seinen Aufenthalt, seinen Namen und seine sonstigen Verhältnisse näher bezeichnete. Mit leicht

aufathmender Bruſt gewann ſie die Überzeugung, daß durch den Brief nichts verrathen ſein konnte, als ſein Aufenthalt bei dem Heere. Mit jenem Scharfblick, jenen erhöhten Seelenkräften überhaupt, die der Himmel im Augenblicke der Bedrängniß unſchuldigen Seelen verleiht, entdeckte die ſonſt ſo Argloſe jetzt das Gewebe der Bosheit, mit dem man ſie umgarnen wollte, ohne jedoch die ſchwärzeſten Tiefen des Abgrunds zu ahnen, in den Beaucaire ſie hinabreißen wollte.

„Sie ſcheinen mir," ſprach er endlich mit empfindlichem Tone, „nicht zu trauen, obgleich ich Ihnen durch unſere Zuſammenkunft doch wol einige Beweiſe meines guten Willens, Ihnen hülfreich zu ſein, gegeben habe. Bedenken Sie jedoch, daß auch ich Urſache habe, vorſichtig zu ſein; in meiner Stellung ſollte ich durchaus rückſichtslos verfahren, den Weg des ſtrengen Geſetzes gehen. Wage ich aus Mitleid eine Umgehung, ſo muß ich volle Gewißheit haben, daß mich keine Verantwortlichkeit deshalb treffen kann. Auf ſo gefährlichen Pfaden kann man aber nur ſich ſelbſt vertrauen."

„Wie?" rief Marie lebhaft, „fürchten Sie von der Schweſter, der Sie den Bruder retten, verrathen zu werden?"

„Nicht abſichtlich; doch Unvorſichtigkeit, Mangel an Einſicht, an Kenntniß der Verhältniſſe —"

„Dies Alles iſt hier unmöglich," fiel Marie ein; „denn der Weg, den ich einzuſchlagen habe, iſt zu einfach, als daß ich ihn verfehlen könnte."

„Sie mißtrauen mir alſo?" ſprach Beaucaire ergrimmt.

Marie erbebte; es war nicht ihre Abſicht, ihn zu reizen. Sie entgegnete daher mit ſanftem Tone der Stimme: „Ich habe ein fremdes Geheimniß zu bewahren; Sie werden gewiß nicht fordern, daß ich es verletze. Aus der Treue, mit der ich dieſer ältern Pflicht obliege, mögen Sie die Überzeugung ſchöpfen, daß ich um ſo vorſichtiger und gewiſſenhafter gegen

Sie handeln werde, da Sie mir eine Wohlthat erzeigen wollen, welche meine lebenslängliche Dankbarkeit nicht zu vergelten im Stande wäre."

Beaucaire fühlte sich verwirrt; das edle, feste und doch so weiblich sanfte Benehmen Mariens übte selbst auf sein entartetes Herz eine so unwiderstehliche Macht aus, daß er fast den Muth verlor, ihr die empörenden Anträge zu machen, um derentwillen er diese einsame Zusammenkunft mit ihr gesucht hatte. Unwillkürlich hatte sein Gespräch mit ihr, das er durch den Schreck der ersten Drohungen seinem Ziele entgegenzulenken versuchte, eine völlig andere Richtung genommen, und er sah sich jezt fast abgeschnitten von dem Wege, den er zu gehen gedacht hatte. Doch der Verdruß über sich selbst, daß seine festen Entschlüsse durch wenige Worte eines Mädchens wankend gemacht werden sollten, diese falsche Scham verhärteter Unwürdigkeit trieb ihn an, plözlich seine Larve wegzuwerfen.

„Auf Dank," sprach er, „hoffe ich allerdings, und darf ihn erwarten, da eine schöne Schwester gerade die besten Mittel besizt, um für einen wichtigen Dienst, den man dem Bruder leistet, die Schuld abzutragen."

Mit diesen Worten ergriff er die rechte Hand Mariens mit seinen beiden und drückte und küßte sie auf eine Weise, die dem erschreckten Mädchen plözlich einen neuen Blick in den schwarzen Hintergrund seiner Absichten öffnen mußte. Scheu sprang sie auf, und rief: „Mein Gott, was wollen Sie?" Beaucaire aber hielt sie fest, wollte sie wieder zu sich herabziehen und sprach: „Nicht so schüchtern, Liebe, das Leben eines Bruders ist doch wol den Kuß einer Schwester werth!"

„Unwürdiger!" rief Marie, die jezt den ganzen Umfang

ſeiner Abſcheulichkeit überſchaute, in überwallender Empörung: „Laſſen Sie mich, oder ich rufe um Hülfe!“

„Gemach, gemach,“ entgegnete Beaucaire, ohne die heftig ſich Sträubende loszulaſſen; „hören Sie mich an. Ihr Bruder iſt bei der Armee; morgen gehe ich nach dem Hauptquartier ab. Dort werden zwei Stunden genügen, den Aufenthalt Deſſen, den ich ſuche, auszukundſchaften, und vier und zwanzig Stunden ſind hinreichend bei dem Kriegsgericht, um von der Anklage bis zur Vollſtreckung vorzurücken. Ihr Bruder hat den Tod verwirkt, ſein Leben iſt in meiner und in Ihrer Hand. Wollen Sie —“

„Nimmermehr!“ rief Marie, und riß ſich gewaltſam von ihm los. „Mein Bruder würde ein Leben verachten, das er ſo erkaufen müßte! Wagen Sie nicht, mir zu nahen, ein einziger Ruf führt mir Hülfe herbei.“

„Fürchten Sie keine Gewaltſamkeit,“ entgegnete Beaucaire mit verbiſſenem Grimm, „ich bin kein Raubthier, das Sie zerreißen will. Doch rathe ich Ihnen jetzt zum letzten Male,“ fuhr er hierauf mit ſchneidender Kälte fort, „verſchmähen Sie mein Anerbieten nicht. Hier hinter dem Schloßgarten hält ein Wagen; er bringt Sie an einen ſicheren Ort. Dort treffe ich Sie in zwei Stunden und händige Ihnen dann Papiere ein, mittelſt deren Ihr Bruder ungehindert nach England, wo er in völligſter Sicherheit iſt, gelangen kann. Sie ſelbſt mögen ſie ihm auf Ihrem Wege zuſtellen. Erklären Sie ſich jetzt.“

Marie ſtand im heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt da. Plötzlich warf ſie ſich zu Beaucaire's Füßen nieder, umſchlang ſeine Knie mit angſtvollem Schluchzen und rief: „Nein, es iſt unmöglich! Ich glaube nicht an den Ernſt Ihrer furchtbaren Drohungen. Es iſt nur ein grauſamer Scherz, aber er iſt zu grauſam. Hören Sie auf, ich flehe Sie an, machen

Sie meiner Angst, meinen Thränen ein Ende. Lassen Sie mich nicht länger auf dieser namenlosen Folter. Ich that Ihnen Unrecht, gewiß schreiendes Unrecht, und Sie strafen mich jetzt dafür. Aber es ist genug, ich habe genug gebüßt! Kehren Sie nun zur Wahrheit zurück! Ach, Sie kennen nicht die Angst einer Schwester, die für das Leben ihres einzigen Bruders, ach, des Einzigen, was sie noch auf dieser Erde besitzt, beben muß."

„Stehen Sie auf, es kommt Jemand," sprach Beaucaire heftig, aber leise.

Es war der alte Gartenarbeiter, der, durch das lebhafte Gespräch aufmerksam gemacht, sich näherte.

„Nein, nein!" rief Marie, „nicht eher, bis Sie mir schwören —"

„Sie sind wahnsinnig," entgegnete Beaucaire wild, und riß sie gewaltsam empor. „Wollen Sie mir folgen oder nicht? denn die Zeit verstreicht!"

Nimmermehr!" rief Marie mit zurückkehrender Kraft und Besinnung, indem sie sich groß emporrichtete. „Mein Bruder müßte mich verfluchen und ich mich verachten. Geh denn hin, blutiges Ungeheuer, und übe Deine Schandthat aus! Füge auch diesen Greuel zu den namenlosen Verbrechen, die Euer freches Volk in unserm Vaterlande begeht. Ich frage nach nichts mehr! Der Tod ist ein Augenblick, das Jenseit ist ewig. Morde mich auch, wenn Du willst. Wir zittern nicht vor dem Tode! Ich, ein Mädchen, weiß zu sterben; glaubst Du, unsere Männer wüßten es nicht? Segnen wird mich mein Bruder, daß ich's ihm erspare, sein Leben auf eine so schimpfliche Weise zu retten."

Beaucaire stand, von Grimm und Scham gefoltert, vor der edel zürnenden Gestalt; er scheute sich zu flüchten, und wagte nicht zu bleiben. „Sie werden Ihre Raserei be-

reuen!" rief er endlich, da der Gartenarbeiter näher und näher herantrat, mit jener klangloſen Stimme unterdrückter Wuth. Hierauf drückte er ſich den Hut in die Augen und verſchwand mit ſchnellen Schritten in den dunkeln Laubgängen.

Marie hatte ſich das weinende Antlitz verhüllt; nach einigen Augenblicken erhob ſie es wieder und ſprach, indem ſie gen Himmel blickte: „Du, meine Mutter, die Du dort oben über den Sternen weileſt, Du wirſt mich tröſten und beſchützen, wenn ich nun ganz allein bin auf dieſer Erde." Erſchöpft ſchwankte ſie der Bank zu und ſetzte ſich. Da trat der wohlwollende Alte zu ihr hin und fragte:

„Habe ich Unrecht gethan, Euer Gnaden zu ſtören? Aber weiß Gott, ich hörte ſo heftig ſprechen, daß mir bange wurde, es geſchehe ein Unheil."

„Nein, guter Alter," erwiderte Marie, „Ihr thatet recht wohl! Aber wolltet Ihr mich jetzt wol nach Hauſe geleiten? Ich bin ſo erſchöpft; ich will's Euch gern vergelten."

„Mit tauſend Freuden," ſprach der Greis, und Marie verließ, auf ſeinen Arm geſtützt, mit wankenden Schritten den Garten.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

„Zum Teufel, was gibt's schon wieder?“ fuhr Bernhard, der, in seinen Mantel gehüllt, am Bivouacsfeuer lag, unwillig empor, als eine männliche Hand ihn aus dem Schlafe aufrüttelte, in den er erst seit wenigen Minuten gesunken war. „Ach, bist Du's, Ludwig?“ setzte er gleich darauf sanfter hinzu, indem er den Freund erkannte. „Schon zurück? Nun? Habt Ihr Abenteuer gehabt in Witepsk?“

„Mancherlei Art,“ antwortete Ludwig; „aber bist Du nicht bös, daß ich Dich so spät noch störe?“

„Ich bin so müde nicht, daß ich nicht noch eine Stunde plaudern könnte. Erzähle denn.“

„Rathe zuerst, wen ich in Witepsk gesehen habe?

„Nun? den großen Mogul, oder den Papst, oder den König von England?“

„Nein, sei ernsthaft, Bernhard!“

„Das sage ich Dir; denn wie soll ich von den zehntausend Möglichkeiten die eine Wirklichkeit treffen, wenn mein Rathen nicht ein Scherz sein soll. Also wen trafst Du an?“

„Ich ging an einem kleinen Häuschen in einer Quergasse vorüber, da hörte ich plötzlich eine weibliche Stimme angenehm singen. Erstaunt wandte ich mich um, und sah in

einem mit Blumen halb verſetzten Fenſter die junge Sängerin aus Warſchau."

„Françoiſe Aliſette?" rief Bernhard einfallend und im höchſten Grade erſtaunt.

„Dieſelbe."

„Biſt Du deſſen auch gewiß? Haſt Du ſie geſprochen?"

„Das nicht, denn ſie zog ſich ſchnell zurück, da ſie mich erblickte. Doch bin ich meiner Augen ſicher."

„Hm!" murmelte Bernhard vor ſich hin, „ſollten ſich meine Vermuthungen ſo vollſtändig beſtätigen? Höre, Ludwig, ich möchte faſt wetten, der Obriſt Regnard ſteht auch in der Stadt mit ſeinem Regiment."

„Du irrſt; zwar habe ich ihn angetroffen, doch weiß ich, daß ſein Regiment in Oſtrowno liegt."

„Pah!" rief Bernhard, „das ſind fünf Stunden. Die reitet man in zweien mit Bequemlichkeit."

„Weißt Du noch Etwas?" fuhr Bernhard fort; „ich glaube, es iſt gut, daß wir Jaromir nichts davon ſagen, wenn er es nicht ſchon weiß."

„Das glaube ich nicht; aber weshalb?" fragte Ludwig erſtaunt.

„Aus mancherlei Gründen. Einmal glaube ich, iſt Regnard eiferſüchtig auf ihn, und Das könnte unangenehme Händel geben; dann habe ich ſo eine kleine Vermuthung, als ob der Obriſt auch nicht Unrecht hätte, nämlich ſo weit die ſchöne Aliſette es verantworten müßte. Sie hatte ſchon zu Warſchau ſo gewiſſe Blicke für Jaromir, die einem jungen, unerfahrenen Menſchen, wie er, gefährlich werden könnten; daher iſt Schweigen hier gewiß gut."

„Wie Du meinſt," gab Ludwig zu.

Plötzlich unterbrach ein ziemlich naher Piſtolenſchuß das Geſpräch der Freunde. Die rings umher gelagerten Leute

ſprangen, denn man befand ſich faſt auf den äußerſten Vorpoſten, raſch auf und ergriffen die Waffen, des Winkes gewärtig, ſich zum Gefecht zu ordnen. Man lauſchte, ob ſich ein neues Geräuſch vernehmen laſſe; aber Alles blieb ſtill, nur daß man in der Ferne nach den Vorpoſten zu einige Leute lebhaft ſprechen hörte. Boleslaw, der die Feldwache befehligte, ſandte den Unteroffizier Petrowski mit einer Patrouille ab, der Bericht über das Vorgefallene abſtatten ſollte. Dieſer kam nach wenigen Minuten zurück und führte, gewiſſermaßen als Gefangene, einen jungen Mann und ein junges Frauenzimmer, der Tracht nach eine Ruſſin, ins Lager. Das Mädchen ſchloß ſich ängſtlich an ihren Begleiter an; ſie ging zitternd und ſuchte den Blicken der neugierig herantretenden Soldaten beſchämt auszuweichen.

„Der Tauſend, ein artiges Kind!“ rief Bernhard gegen Ludwig gewandt, indem ſie vorübergeführt wurden, und der Widerſchein des Wachtfeuers die Gruppe beleuchtete; doch kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der gefangene junge Mann ſtillſtand, und ihn anredete: „O, mein Herr, Sie ſind ein Deutſcher, helfen Sie einem Landsmann, der in großer Verlegenheit iſt, weil er nur Deutſch und Ruſſiſch ſpricht, welches dieſe Polen nicht verſtehen oder nicht verſtehen wollen.“

„Gern,“ erwiderte Bernhard, „ich werde Euch begleiten.“

Indeſſen war auch Boleslaw herangetreten, und fragte den Unteroffizier, wer die Leute ſeien, was ſie wollten.

„Sie ſind,“ ſprach der Graubart Petrowski, „ſo eben mit einer Kibitke angehalten worden. Da wir ſie anriefen, gaben ſie keine Antwort, ſondern wollten raſch umwenden; als aber die Schildwache das Piſtol abſchoß, hielten ſie ſtill. Es ſind wahrſcheinlich Spione.“

Bernhard mischte sich ein, und bat Boleslaw um Erlaubniß, die Leute deutsch zu befragen. „Woher kommt Ihr?“ redete er sie an, „wie ist Euer Name? was ist Euer Reisezweck.“

„O, mein Herr,“ erwiderte der Gefangene, „kein anderer, als in Frieden nach Deutschland zu ziehen, woher ich gebürtig bin. Ich heiße Paul, und dies ist meine junge Frau, Arinia, eine Russin. Ich war bisher als Gärtner in Diensten bei dem Grafen Dolgorow; allein da der Krieg Alles zerstört, hat er mich entlassen, damit ich in meine Heimat ziehen könnte.“

„Habt Ihr Papiere, guter Freund, welche diese Aussage bekräftigen?“ fragte Bernhard weiter.

„O, die allerbesten, mein Herr,“ entgegnete Paul, und zog eine Brieftasche hervor, aus welcher er seinen Taufschein, sein Dienstzeugniß und einen in Smolensk ausgestellten russischen Paß nahm, und Bernhard dieses darreichte.

„Die Papiere mögen ganz in der Ordnung sein, mein Freund,“ entgegnete dieser; „allein russische Pässe, begreift Ihr wohl, haben keine Gültigkeit durch das französische Lager. So leid mir es auch thut, wird man Euch doch zurückweisen müssen.“

„O, mein Himmel, dann bin ich verloren,“ rief Paul aus, „denn nur durch ein Wunder ist es mir gelungen, mit meinen wenigen Habseligkeiten bisher den Schwärmen umherstreifender Kosacken zu entrinnen. Ich bitte Euch, bester Herr, wenn Ihr es irgend vermögt, helft uns durch, denn wir sind wahrlich ehrliche Leute, und begehren nichts, als ungestört reisen zu können.“

„Warum habt Ihr nicht die gerade Straße nach Witepsk genommen? Und weshalb wählt Ihr die Nacht zur Reise? Das macht sogleich verdächtig.“

„Nur um den Koſacken zu entgehen; und überdies ſagte man uns, wir würden hier am Flügel der Armee vorbeikommen, und dann ohne weitere Hinderniſſe Boiszkowo und ſo die gerade Straße nach Wilna erreichen.“

„Je nun, Marodeurs würdet Ihr dort auch noch genug antreffen,“ warf Bernhard hin, und ſann nach, wie er den Leuten aushelfen könnte. „Sie ſcheinen mir durchaus ehrlich und unſchuldig,“ ſprach er zu Boleslaw; „allein wenn Du ſie auch ziehen ließeſt, ſo kann ihnen das nicht viel helfen, weil man ſie anderwärts überall anhalten wird. Zumal iſt dieſe junge Frau eine Waare, für die ich die Aſſecuranz nicht übernehmen möchte auf dem verwüſteten Wege von hier nach Wilna, wo ſich noch immer Nachzügler umhertreiben, und die Juden und Bauern rauben, was dieſe übriglaſſen.“

„Was gibt's hier?“ fragte plötzlich eine Stimme. Es war Raſinski, der mit übergeworfenem Mantel, eine Feldmütze tief ins Geſicht gedrückt, unvermuthet unter die Sprechenden trat. Bernhard berichtete den Fall.

„Bei wem ſtandet Ihr in Dienſten?“ richtete Raſinski ſeine Frage an Paul.

„Beim Grafen Dolgorow,“ antwortete dieſer.

„Eure Papiere.“

Paul zeigte ſie.

Raſinski durchlief ſie mit ſchnellem Blick. „Es iſt, wie Ihr angebt; das iſt die Unterſchrift des Grafen. Ich werde Euch zu Eurem weitern Fortkommen behülflich ſein. Dieſe Nacht müßt Ihr hier im Lager verweilen, morgen aber geht ein Transport mit Kranken nach Wilna zurück, dem könnt Ihr Euch anſchließen. Ich werde Euch die nöthigen Päſſe dazu beſorgen.“

Paul dankte mit freudigen Worten und noch freudigern

Blicken; in Xiniens schüchterne Züge kehrte die Heiterkeit zurück. Erst jetzt schien Rasinski ihrer gewahr zu werden. Freundlich trat er auf sie zu und fragte sie russisch: „Und auch Du willst nach Deutschland ziehen, und bist doch eine Tochter aus Ruriks Reich, wie ich aus Deiner Tracht sehe?"

Xinia schlug erröthend die Augen nieder. „Es war der Wille der jungen Gräfin Feodorowna," erwiderte sie.

„Und weshalb sandte die Gräfin Dich nach Deutschland?" fuhr er nach kurzem Besinnen fort.

„Wir würden, meinte sie, dort glücklicher sein."

„Jetzt? Es fragt sich; das Land ist auch nicht überreich an Glück. Ist die Gräfin Feodorowna die Tochter des Grafen Dolgorow?"

„So ist es, mein gnädigster Herr!" entgegnete Xinia, indem sie das Haupt bejahend und mit dem Ausdruck der Demuth senkte. „In meiner Kindheit wurde ich als Gespielin der Gräfin mit ihr erzogen; ihr verdanke ich Alles;" hier wurde ihre Miene so bewegt, daß sie nicht weiter zu reden vermochte.

„Wenn Du so an ihr hängst, weshalb verließest Du sie, oder weshalb sandte sie Dich fort?"

Xinia stockte und erröthete.

„Ich verstehe," fuhr Rasinski lächelnd fort; „je nun, es ist die Pflicht des Weibes, dem Manne zu folgen. Du hast wohlgethan. Weiset diesen Leuten eine Stelle unten neben dem Hügel an, wo sie sicher übernachten mögen," sprach Rasinski abbrechend, und winkte mit der Hand.

„Nun, Freunde," begann er, als sich die Ankömmlinge entfernt hatten, „morgen setzen wir uns wieder in Marsch; das hatte ich Euch noch nicht gesagt. Ich erwarte jeden Augenblick Jemmir mit Depeschen aus Witepsk; dann werde

ich Euch sagen können, wohin wir unsern Weg zu richten haben. Denn ich glaube nicht, daß wir beim Gros der Armee bleiben. Es wird endlich Zeit, daß wir in Thätigkeit kommen."

„Wahrlich," rief Bernhard, „wenn der Feind uns Stand halten will. Bis jetzt haben wir mit einem Schattenbilde gefochten. Wenn wir den Gegner dicht vor Augen hatten und ihm endlich wie Achill dem Hektor zurufen konnten: Steh und kämpfe — dann verschwand das Phantom wieder in die wüste Nacht. Ich gestehe, daß mich diese Art des Krieges bisweilen fast schauerlich berührt hat. Der größte Feldherr, das sieht man wenigstens, muß einen Feind haben, um ihn besiegen zu können."

„Es ist dies einmal die Form des Vertheidigungskrieges, wenn das Terrain dem Angreifenden durch seine Ausdehnung ungünstig ist; schon die alten scythischen Bewohner dieses Landes führten ihren Krieg mit den Perserkönigen auf diese Weise," antwortete Rasinski. „Ich war von Anfang an darauf gefaßt, denn ich kenne den Russen und sein Land. Aber das eben ist mein Trost. Hier ist noch nicht die Stelle, wo diesem Reiche das Herz schlägt; halb fochten wir noch auf eignem Grund und Boden, auf altpolnischem; auch Lithauen gehorchte ja den Jagellonen. Dieser Boden ist dem Russen kein Heiligthum. Erst jetzt berühren wir seine Grenzen; hier beginnt sein Vaterland, seine Kirche. Gebt Acht, hier werden Ruriks Söhne ihre Schwellen und Altäre beschützen; und je näher wir dem Sitz des heiligen Iwan, der ehrwürdigen Stadt Moskau rücken, je mächtiger wird sich das Volk gegen uns waffnen. Nicht alle Bewohner des russischen Reichs haben ein Vaterland. Die Grenzprovinzen gleichen den Thorschwellen und Vorsälen, wo das Heer der heimatlosen Sklaven gelagert ist. Diese gibt man

leicht preis, doch im Innern des Hauses wohnen die Söhne desselben und sie werden den Altar kämpfend beschützen. Dann wird es an Schlachten, und ich hoffe an Siegen nicht fehlen."

Man hörte einen Reiter im Galopp heransprengen. Es war Jaromir. Er überbrachte, rasch abspringend, Rasinski Depeschen, die dieser beim Schein der Flammen eilig durchlief, während Jaromir die Freunde begrüßte.

„Morgen mit der vierten Stunde brechen wir auf. Gute Nacht denn; nutzt die Zeit der Ruhe, die uns bleibt, denn der morgende Tag fordert vielleicht angestrengte Kräfte." Mit diesen Worten ging er in sein Zelt zurück, und die Übrigen lagerten sich wieder an dem Wachtfeuer, wo sie bald in festen Schlaf sanken.

Als der Tag anbrach, befand sich Rasinski mit seinem Regimente schon auf dem Marsche. Er zog auf einer langgedehnten Anhöhe am Saume eines Fichtenwaldes dahin, der sich zu seiner Rechten weit in's Land hinein erstreckte, während sich zur Linken ein hügliges, von Gebüsch durchschnittenes Terrain ausbreitete. Boleslaw, Jaromir, Ludwig und Bernhard ritten an seiner Seite. „Der Kaiser hat einen kühnen Entwurf gemacht," begann Rasinski; „wie Ihr seht, nehmen wir eine Richtung, die uns vom Feinde, der weit links bei Rudnia und Inkowo sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, entfernt. Wir werden über den Dnieper gehen, dann auf der linken Flanke von dem Flusse gedeckt, bis nach Smolensk vordringen, die russische Armee umgehen und uns mitten zwischen sie und Moskau hineinwerfen. Eine kolossale Combination, die, wenn sie glückt, den ganzen Feldzug in einem Wurfe entscheiden muß. Was dem Marschall Davoust durch Schuld des Königs von Westphalen gegen Bagration fehlschlug, das soll hoffentlich jetzt gegen Barclay

und Bagration zugleich gelingen. Unsere Aufgabe dabei ist die, die vorgesprengte streifende Cavalerie, die sich etwa doch noch auf unserer rechten Flanke befinden könnte, zu werfen, und sie in solcher Entfernung zu halten, daß sie die Bewegungen der Hauptarmee nicht zu früh erfährt."

Die Sonne war jetzt aufgegangen und warf ihre Strahlen in die weite Landschaft, die man von der Höhe übersehen konnte. „Seht Ihr, wie die Colonnen hervorbrechen?" sprach Rasinski, und deutete links hinüber. „Hier vorn der schwarze Strom ist uns ganz nahe; dort jenseits hinüber erkennt man es an der Staubwolke, daß Cavalerie marschirt, und hinten an jenem Hügel, der zu entfernt ist, um die Truppen selbst wahrzunehmen, seht Ihr doch die glänzenden Blitze der Waffen. In diesen Tagen kann sich viel entscheiden."

Ludwig übersah die Gefilde, in denen sich die schwarzen Ströme der Völker bewegten, mit einem eigenen Gefühl.

„Was sich hier bildet und entscheidet," fragte er sich ernst, „wird es der Welt zum Heil oder zum Wehe gereichen? Wenn der gewaltige Geist, welcher diese Massen in Bewegung setzt, hier, wie Alexander einst in Indien, das Ziel seiner Thaten fände? Wenn er scheiterte an dem ungeheuren Unternehmen? Wenn die kolossale rohe Macht des Nordens ihr Übergewicht in Europa geltend machte? Oder wenn umgekehrt der Strom des Sieges fortbrauste bis in das Herz des alten Rußlands, und Frankreichs Fahnen, auch auf dem Sitz der Zaaren aufgepflanzt, herabwehten von den stolzen Zinnen des Kreml? Wäre es dann mit Deutschlands Selbständigkeit nicht am Ende? Müßte nicht Alles dem französischen Übermuthe gehorchen? Würde der Name Vaterland nicht ein leerer Klang, ein hohler Schall für uns werden?"

In diesen Betrachtungen unterbrach ihn Bernhard, der

als Maler alle äußern Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte eines Gemäldes auffaßte. „Was doch auch die todten Landschaften für einen eigenthümlichen Reiz haben können," redete er ihn an; „sieh nur, wie dieser blauschwarze Waldsaum sich mit seinen zarten Spitzen fein gegen den Himmel abzeichnet; diese traurige Einförmigkeit hat etwas eigen Ergreifendes, so wie auch die Wüste einen großartigen Eindruck macht. Und die weiten Waldstrecken, die sich dort unten durch das Land ziehen, die nackten Hügel dazwischen, auf denen das rothe Haidekraut schimmert, der farblose Himmel, die langen grauen Wolkenstreifen, — zu Zeiten möchte ich dergleichen lieber malen als Schweizerlandschaften. So lag ich auch in Schottland an stillen heitern Herbsttagen gern auf den öden Haiden des Hochlandes und ließ die Wolken über mich dahinziehen."

„So lange der Mensch mit dem Schauerlichen und Düstern frei spielt, es von sich weisen kann, wenn er mag," — entgegnete Ludwig, „so lange findet er ein ganz eigenes Behagen darin, die heitern Zustände des Lebens zu vermeiden. Doch wenn die strenge Nothwendigkeit uns ihre ernsten Wege wandeln läßt, dann sehen wir das finstere Antlitz des Geschicks mit andern Augen an. Doch was ich sagen wollte," brach er plötzlich ab. „Ja, was meinst Du? Boleslaw scheint sehr trübe zu sein, wie er denn überhaupt, seit wir Warschau verlassen haben, täglich ernster wird."

„Und täglich schöner," erwiderte Bernhard. „Sieh nur, wie edel diese bleichen Züge sind; welch eine stolze Stirn, auf der die düstern Schatten seiner Trauer schweben! Und der Glanz des schwarzen Haares, das dunkle Glühen des Auges, der feine Mund! Er ist der Orestes zu dem [illegible] frohen Pylades Jaromir, das romantische Nachtstück zu seinem

Univ. Bibl. München

Sonnenaufgang, oder doch die Herbstlandschaft zu seiner Frühlingslandschaft."

Man war im Gespräch an einen Scheideweg gekommen; links zog sich die Masse den Hügel hinab in das freiere Feld nach Lioszna zu, rechts bog sie in den Wald ein, nach Babinowiczi und Orsha. Rasinski schlug den letztern Weg ein; fand es aber, da er das Terrain vor sich nicht mehr übersehen konnte, nöthig, eine Vorhut und Seitenpatrouillen einzurichten. Jaromir erhielt den Befehl über die erste, Boleslaw wurde mit der Vertheilung und Beaufsichtigung der letztern beauftragt. Ludwig und Bernhard blieben in Rasinski's Nähe, indem er sich ihrer als Ordonnanzen bediente, um Befehle an die detachirten Trupps zu senden. Man marschirte indeß bis zum Abend, ohne auf den Feind zu stoßen. Die Nacht bivouakirte man theils in, theils neben einem elenden Dorfe, welches von seinen Einwohnern ganz verlassen war. Mit der Morgendämmerung rückte das Regiment wieder aus und marschirte auf Rasasna zu, wo die Armee den Übergang über den Dnieper machen wollte.

Der Kaiser war bereits mit dem Davoustschen Corps eingetroffen; die Brücken bei Rasasna, welche schnell in dauernden Stand gesetzt worden waren, wimmelten schon von Truppen, die in langen schwarzen Massen hinüberzogen. Auch Rasinski schloß sich denselben an und bezog sein Lager jenseit des Flusses über Rasasna hinaus, wo auch das Zelt des Kaisers aufgeschlagen wurde. Ein lithauischer Jude, der für Geld der Spion Rasinski's geworden war, unternahm es gegen eine gute Belohnung, noch einige Stunden weiter vorwärts zu gehen, um auszukundschaften, ob der Feind von der Annäherung der Armee unterrichtet sei, und vielleicht Truppenmassen entgegenstelle.

Gegen drei Uhr Morgens, als es noch völlig dunkel war,

kehrte der Spion zurück. Bernhard war eben erwacht und hatte das Feuer geschürt, als die seltsame Gestalt des Israeliten, der sich leise heranschlich, — denn scheue Vorsicht war ihm schon zur andern Natur geworden, — im Widerschein der Flammen sichtbar wurde. Wie ein hämischer Zauberer erschien er dem betroffenen Bernhard, als er so plötzlich aus der dunkeln Nacht in den hellen Umkreis des Feuers trat. Ein schwarzer Talar, den in der Mitte ein lederner Gürtel zusammenhielt, hüllte die Gestalt ein; der rothe Spitzbart reichte bis über die Brust hinab, das schmale bleiche Gesicht guckte lauernd aus der Masse des verworrenen Haares hervor, und die grauen Augen blinzelten listig, aber auch zugleich boshaft, aus ihren Höhlen heraus. Ein widriges Lächeln verzog seine Lippen, als er Bernhard in seiner jüdischen Mundart anredete:

„Junger Herr! Sagt mir doch geschwind, wo der Herr Oberst schlaft! Ich hab' ihn nothwendig zu sprechen, hört Ihr, junger Herr?"

„Der Kerl sieht aus, als ob sich der Teufel in einen Fuchs verwandelt hätte, murmelte Bernhard. „Haben sie Dich nicht gehängt, Isaak?" fragte er den Juden.

„Vater Abraham, was thut Ihr für Fragen, junger Herr? Wird der alte Isaak so lange gelebt haben, um nicht zu wissen, wie man einer Hanfschlinge ausweicht? Aber führt mich geschwind zu dem Herrn Obersten, es hat Eile!"

„Komm, Sohn Abrahams, setze Deine Sohlen auf die Spuren meiner Füße, so wirst Du dahin gelangen, wo Du Den findest, dessen Gold Du suchst. Vorwärts." Mit diesen des Juden Weise parodirenden Worten ging Bernhard voran und führte den alten Schlaukopf zwischen die Gruppen der an den Feuern gelagerten Krieger hindurch bis an die Stelle, wo Rasinski in den Mantel gehüllt, auf einem Schäfte

Stroh ſchlief. Sein leiſes aufmerkſames Ohr bewirkte, daß er bei der Annäherung der Schritte ſich ſogleich aufrichtete und ſcharf umherſah. „Biſt Du's, Freund Iſaak?“ rief er ſchnell ermuntert die Kommenden an. „Nun? Gibt's etwas Neues von Belang?“

Der Jude winkte mit geheimnißvollen Mienen und zog ihn bei Seite. Bernhard wollte ſich entfernen, doch Raſinski hieß ihn bleiben. Indeſſen ſprach er lange heimlich mit dem Juden, und hörte, wie es ſchien, mit ſehr geſpannter Theilnahme den Bericht deſſelben an. Die Züge des Spions wurden immer bedeutſamer; jenes widerwärtige boshafte Lächeln überglänzte ſie von Minute zu Minute ſtrahlender, je in dem Maße, wie Raſinski mit den Nachrichten zufrieden zu ſein ſchien.

„Verfluchter Judas!“ brummte Bernhard für ſich. „Ich könnte dieſer Phyſiognomie nicht trauen, und wenn dieſe Fuchsnaſe mir verſpräche, mein Führer gerade ins Paradies zu ſein. Doch Raſinski kennt Leute, das muß man ihm laſſen!“

Iſaaks Bericht war zu Ende; demüthig ſtand er vor Raſinski und ſchien in tiefſter Unterwürfigkeit deſſen Befehle abwarten zu wollen. Dieſer zog die Börſe; des Juden Geſicht glänzte vor Freude; die Begierde nach dem Metall blitzte ihm aus den Augen. Als er aber vollends in der geöffnet dargereichten Hand eine Anzahl von Goldſtücken fühlte, da brach er in die widerwärtigſten Dankbezeigungen aus.

„Gott Abrahams!“ rief er, indem er ſich beſtrebte, Raſinski's Hände zu küſſen, „beſchütze meinen Wohlthäter, der mich nicht darben läßt in der Zeit des Elends und des Kriegs! Der Hunger würde meine Eingeweide zerreißen, daß ich heulte wie der heißhungerige Wolf im Winter, wenn Ihr nicht mein großmüthiger Retter wäret, edler Herr!“

Rasinski machte eine abweichende Bewegung, und gebot ihm zu schweigen. Der Jude wollte sich entfernen und zog im Gehen einen kleinen ledernen Beutel hervor, um die Goldstücke hineinzuthun. Doch zu gleicher Zeit zog er unversehens einen zweiten ungleich schwerern Beutel, an dem sich die Schnur des erstern angehäkelt haben mußte, mit heraus, und dieser fiel auf den Boden nieder. Isaak erschrak sichtlich und wollte darnach greifen; Bernhard aber, der im Widerschein der Flamme das Gesicht des Juden beobachtet hatte, schöpfte im Augenblick Verdacht und sprang gleichfalls herzu, um den Beutel aufzuheben. Da das Gras hoch und die Stelle des Erdbodens gerade nicht vom Feuer beleuchtet war, so tappten Beide einige Mal vergeblich darnach, endlich hatte Bernhard ihn zuerst.

„Gebt her, mein lieber junger Herr," rief Isaak sogleich, „es ist mein sauer erworbenes Gut. Was man jetzt nicht bei sich trägt, ist nicht sicher! Ich bitte Euch, gebt."

Der ängstliche Ton, mit dem er diese Worte sprach, seine hastigen Geberden, verstärkten nicht nur Bernhards Verdacht, sondern auch Rasinski wurde aufmerksam.

„Hm! Schwer, sehr schwer," sprach Bernhard absichtlich laut; „vermuthlich lauter Gold?"

Rasinski trat näher.

„Ei bewahre!" rief Isaak, „ein wenig Silber und Kupfer, ein paar alte Dukaten dabei." Zugleich streckte er den Arm hastig nach dem Beutel aus und wollte ihn ergreifen. Bernhard aber zog die Hand zurück, hielt die Börse gegen den Schein der Flammen und sprach noch lauter: „Silber? Kupfer? Was ich beim Schein des Feuers durch die Maschen glitzern sehe, scheint mir helles Gold zu sein!"

„Zeigt doch her!" sprach jetzt Rasinski und trat rasch

heran. Lachend übergab er ihm den Beutel; der Jude wagte nichts einzuwenden, doch sprach er zitternd und mit demüthig bittendem Tone: „Großmuthigster Herr! Es ist das Wenige, was ich aus der Kriegsnoth gerettet. Ihr werdet das Eigenthum eines hülflosen alten Mannes nicht rauben."

„Rauben?" sprach Rasinski verächtlich. „Bin ich ein Marodeur? Doch," fuhr er mit drohendem Tone und Blicke fort, „Du sollst mir nicht aufbinden, daß dieses Gold von längerher Dein Besitzthum gewesen. Meinst Du, ich wisse nicht besser, was ein Jude Deines Gleichen in Lithauen ersparen kann? Wähnst Du, ich würde Dir glauben; Du schlichest als Spion von einem Lager ins andere, und trügest diesen Schatz stets mit Dir herum? Zehn Fuß tief im dichtesten Wald vergraben, würdest Du ihn noch nicht sicher glauben. Und warum verleugnetest Du, daß es Gold ist? Wo ist das Silber und Kupfer unter diesen neuen Dukaten? Bekenne, Jude, woher hast Du dieses Gold?"

Isaak zitterte an allen Gliedern, endlich sprach er stotternd: „Was mögt Ihr denken, gnädigster Herr Oberst? Wie soll der alte Isaak anderes Gold besitzen, als woran er die sechzig Jahre seines Lebens gespart hat? Wo soll er es vergraben? Welcher Boden ist sein, daß er den Schatz wieder heben könnte? Und wenn ich's verhehlen wollte, daß ich etliche Dukaten erspart habe, so sagt mir doch, wann ist es gerathen, seinen Reichthum laut auszurufen?"

„Elende Ausflüchte!" rief Rasinski. „Hier nimm Dein Gold zu Dir, ich begehre dessen nicht. Das aber sage ich Dir! Schmelzen lasse ich's, und glühend sollst Du's niederschlucken, wenn Deine Zunge mir Lügen berichtet hat! Diese Dukaten sehen aus wie ein Judaslohn für wichtigere Nachrichten, als Du mir gebracht. Hast Du dem Feinde etwas

verrathen, mißlingt der Plan, den wir vorhaben, ſo zittere, denn Du ſollſt mich fürchterlich kennen lernen!"

Der Jude ſtand bleich wie der Tod da; ſeine Kniee ſchlotterten; plötzlich warf er ſich zu Raſinski's Füßen nieder und rief mit verzerrten Geberden: „Gnade, Barmherzigkeit!"

„Gerechtigkeit!" donnerte Raſinski ihn an. „Unterſucht ihn ſogleich auf das ſtrengſte, ob er Papiere oder ſonſt Etwas bei ſich hat."

Ein Offizier und zwei Soldaten bemächtigten ſich auf einen Wink Raſinski's ſogleich des Alten, ſchleppten ihn an das nächſte Feuer und hießen ihn, ſich ſofort von Kopf bis zu Fuß entkleiden.

In wenigen Augenblicken war es geſchehen. Man durchſuchte den Talar, die Beinkleider, die Leibbinde, die Strümpfe und Schuhe, ohne Etwas zu finden, ſelbſt ein Schnitt durch die Schuhſohlen führte zu keiner Entdeckung. Iſaak ſtand indeſſen zitternd im bloßen Hemde, und folgte mit ängſtlichen Blicken den Bewegungen der Soldaten. Seine Züge erheiterten und beruhigten ſich, je nachdem ein Stück ſeiner Kleidung nach dem andern als unverdächtig befunden und auf die Seite gelegt war. „So wahr Gott Jehovah über mir lebt," rief er aus, „ich bin ein unſchuldiger alter Mann. Gebt mir, ich bitte Euch, das Meinige zurück, und meine Kleidungsſtücke, und laßt mich heimkehren in meine Hütte!"

„Da, ziehe den Plunder wieder an," rief ein Unteroffizier, und warf ihm die Beinkleider zu. Iſaak fing ſie mit den Händen auf; aber in demſelben Augenblicke ſtellte ihm der Kriegsmann auch ſeinen zuſammengeknäulten Talar auf dieſelbe Weiſe zu. Da der Jude eben nach dem erſten Kleidungsſtücke gegriffen hatte, fiel ihm das zweite, ehe er es abwehren konnte, über den Kopf, ſodaß er ſich im erſten Augenblicke darin verwickelte. Dies gab den übermüthigen

Soldaten Anlaß, ihn zu necken, indem ſie ihm das weite Gewand über den Kopf hin- und herzerrten, ſodaß er ganz darin verwickelt wurde und wie betäubt, jedoch heftig ſchreiend und abwehrend, hin und her taumelte.

Eben wollte Raſinski dieſem Spiele des Übermuths Einhalt thun, als der Jude, ſtark von einem Soldaten gezerrt, ſtolperte und auf den Boden niederfiel, ſodaß der Talar in den Händen des Kriegers blieb. Doch mit dem Gewande zugleich war dem Gefallenen, zu ſeinem äußerſten Schrecken, auch die falſche Axel, die er trug, entriſſen worden, und er lag barhaupt da. Niemand dachte im erſten Augenblicke etwas Arges, ſondern die Soldaten lachten über das neue Unglück, das dem Juden begegnete, als Bernhards ſcharfes Auge auf dem Boden ein Papier entdeckte, das der Jude zwiſchen Schädel und Perrücke verborgen gehabt und ſo eben verloren haben mußte. Er wollte darnach greifen; doch Iſaak, der ſich nichts Gutes bewußt war, hatte ſelbſt nichts Eiligeres zu thun, als es aufzuraffen und in die Flammen des dicht neben ihm lodernden hohen Wachtfeuers zu ſchleudern, ſodaß es im Augenblicke zu Aſche verbrannte. Dieſer Umſtand gab Veranlaſſung zu einer neuen Unterſuchung. Der Jude leugnete Alles ab; er ſchwur bei dem Gott ſeiner Väter, er wiſſe von keinem Briefe und habe nichts in die Flammen geworfen, ſondern nur ſein weißes Tuch vom Boden aufgerafft. Doch Raſinski ließ ihm ſofort den Schädel genauer beſichtigen, und man entdeckte, daß das Haar deſſelben friſch abgeſchoren war, Iſaak alſo eine Perrücke gar nicht nöthig gehabt hätte. Mit Gewandtheit entgegnete er aber zu ſeiner Vertheidigung: „Gott der Gnade! was ich gethan habe, um Euch dienen zu können, das ſoll jetzt mein Verderben bei Euch werden? Als ich mich anbot aus Hunger und Noth, das gefährliche Gewerbe für Euch zu treiben, mußte

ich da nicht darauf denken, wie ich Euch nützlich werden könnte, ohne Euch zu verrathen? Wußte ich, was Ihr mir für Aufträge geben würdet? Habe ich nicht immer gehört, daß man Briefe, Verzeichnisse und andere Papiere geschickt fortschaffen müßte? Darum habe ich — jetzt trifft mich die Strafe dafür — das heilige Gesetz gebrochen, und ein Scheermesser an mein Haupt gebracht! Ist es aber an Euch Christen, mich deshalb zu richten, weil ich gesündigt habe, um Euch zu dienen? Sprecht, nehmt aber Euern Gott zum Zeugen, Herr Obrist, wenn Ihr mir hättet geheißen: Isaak, hier ist ein Brief, geh hin, schaffe ihn zum feindlichen General, doch laß ihn nicht fallen in fremde Hände! würdet Ihr Euch dann darum gekümmert haben, wie es der alte Isaak angefangen hätte, um den Auftrag auszuführen? Hätten sie mich ertappt und aufgeknüpft, würdet Ihr nicht gerufen haben: Es geschieht ihm recht; warum ist er nicht gewesen vorsichtig und schlau, als ein Kundschafter soll? Habe ich Euch gefragt um die Mittel? Ist es meine Schuld, daß Ihr mir keinen andern als mündlichen Auftrag gegeben habet?"

In diesem Tone fuhr der Jude, von Todesangst gefoltert, mit unaufhaltsamem Strom der Rede fort, und in der That waren seine Gründe schwer abzuweisen. Dennoch mußte Rasinski den [illegible] Verdacht gegen ihn hegen. Er befahl daher, ihn zu [illegible] und, wenn er aufrücken würde, auf einem Reservepferd [illegible] zuführen.

„Sehe ich an den Bewegungen der Feinde," redete er den Juden an, als dieser abgeführt wurde, „daß er Kundschaft erhalten hat, so bist Du zum Galgen reif und sollst ihm nicht entgehen. Hast Du ihm nichts verrathen oder verrathen können, so magst Du laufen, bis Andere Dich hängen; denn jenseit Liady seid Ihr doch nicht zu gebrauchen, weil der Russe Euer ganzes Blut und Mark der Armee aussau-

gendes Geschlecht in seinem Lande nicht duldet; das Einzige, das ich gut an diesem Volke nennen kann. Nun fort! Bewacht ihn wohl!"

So wurde der Jude jammernd und wehklagend unter dem Hohn und Spott der übermüthigen Soldaten in Gewahrsam gebracht; denn zu verachtet ist das schnöde, aber leider unentbehrliche Handwerk des Spions, daß selbst Diejenigen, denen er nützt, ihn lieber mißhandelt als belohnt sehen.

Zweites Capitel.

Mit Tagesanbruch war das ganze französische Heer wieder in Marsch.

Rasinski hatte den Befehl erhalten, sich der Avantgarde unter dem Könige von Neapel anzuschließen. Auf einem Seitenwege, den Isaak angab, gewann er so viel Terrain, daß er an den langen Colonnen Infanterie, die unter dem Marschall Davoust standen, vorbeikommen und ohne weitere Hindernisse an dem Punkt seiner Bestimmung eintreffen konnte. Hier fand man den Prinzen Murat schon von seinen Generalstabsoffizieren umgeben, wie er mit raschen Blicken das Terrain, welches vor ihm ausgebreitet war, musterte. Rasinski ritt zu ihm heran, um sich zu melden und dem Könige die Nachricht mitzutheilen, die er der Kundschaft Isaaks verdankte, zugleich aber auch die Befürchtungen, welche er hegte, daß der Spion sich einer doppelten Maske bedient, und vielleicht noch mehr dem Feinde, als dem Heere des Kaisers genutzt habe.

„Wenn nur Das richtig ist," antwortete der Prinz, „welches der Jude Ihnen angegeben hat, so kann schnelles Handeln noch Alles retten. Wir müssen das Corps des General Newerowskoi abschneiden, vernichten und Smolensk auf diese Art früher erreichen als er. Das Hauptheer des Feindes kann unmöglich aus seinen Standquartieren die Festung so rasch gewinnen, daß wir ihm nicht zuvorkommen sollten. Es ist der Augenblick, wo wir den Feldzug des ganzen Jahres entscheiden können. Doch Schnelligkeit ist jetzt unsere nächste Pflicht; wir wollen sie erfüllen."

Diese Worte waren auch das Signal zum Aufbruch.

Der Marsch der Hauptarmee ging am Dnieper entlang, jedoch so, daß zwischen dem Fluß und der großen Straße noch ein bedeutender Raum blieb. Rasinski marschirte mit seinem Regimente zunächst dem Flusse; er sandte Patrouillen voraus, welche Jaromir, und auf die rechte Flanke, die ein jüngerer Offizier befehligte; zur Linken gewährte der Strom hinlängliche Deckung.

„Ein verdrießliches Geschäft," sprach Rasinski im Reiten zu Ludwig, „so dem flüchtigen Feinde nachzuziehen und ihn nicht erreichen zu können. Hier müssen Kosacken dicht vor uns gewesen sein, denn die Spuren sind ganz frisch und rühren von unbeschlagenen Pferden mit kleinen Hufen her. Ihnen verdanken wir vermuthlich, daß alle Stege und Brücken abgebrochen sind, und wir durch alle diese Regenwasser hindurchreiten müssen. Doch, was gibt's dort! Jaromir schickt uns eine Meldung."

Man sah einen Uhlanen heransprengen, dem Rasinski entgegengaloppirte, um die Nachricht früher zu erhalten. Jaromir ließ sagen, daß er in dem Augenblicke, wo er den Gipfel eines Hügels hinaufgekommen sei, zwei Kosacken entdeckt habe, die aber in einen vorwärtsgelegenen Busch ver-

ſchwanden und aller Vermuthung nach zu einem ſtärkern Trupp gehörten.

„Hätten wir ſie endlich!“ rief Raſinski mit freudefunkelnden Augen, und befahl im Trabe vorzurücken. Das Regiment raſſelte die Anhöhe hinan, von der man vor ſich ein weites, flaches Terrain überblickte, welches nur durch jenes kleine Gebüſch unterbrochen wurde. Daſſelbe ſchien kaum einige hundert Schritt Tiefe zu haben, und war auch nicht viel breiter; doch verdeckte es die Ausſicht. Die Patrouillen wurden herangezogen, und man rückte in geſchloſſenen Reihen raſch vorwärts. Dicht an dem Buſche theilte Raſinski das Regiment und ließ eine Schwadron links, die andere rechts um das Gebüſch reiten, während er ſelbſt mit den Übrigen den geraden Weg durch die Mitte deſſelben verfolgte, jedoch etwas langſamer, damit man zu gleicher Zeit jenſeits das Freie erreichte. Noch friſch dampfender Roßmiſt, deß man im Wege fand, gewährte, nebſt den vielen Spuren von Hufen ohne Eiſen, die Gewißheit, daß erſt einige Minuten zuvor ein ſtarker Trupp Koſacken durch den Wald gekommen ſein mußte. Jetzt öffnete ſich derſelbe, und man ſah durch die lichter werdenden Bäume das freie Feld.

„Wahrhaftig da ſind ſie,“ rief Raſinski und deutete mit dem Finger nach vorne, wo man viele Lanzenſpitzen über ein Getreidefeld hervorragen ſah; „nun, jetzt ſollen ſie uns nicht entwiſchen. Blaſt zum Angriff!“

Die Trompete ertönte. Wie die Windsbraut brachen die Streitmaſſen aus dem Walde hervor. „In Zügen rechts und links marſchirt auf!“ commandirte Raſinski, als er das Freie erreicht hatte, und die tiefen Colonnen verwandelten ſich in eine breite Front. Die beiden Schwadronen, welche um den Buſch herumgeritten waren, wurden auch wieder an dem Saume deſſelben ſichtbar und ſchloſſen ſich, frühern

Befehlen folgend, sogleich im gestreckten Galopp der Masse an.

Das Getöse, welches ein auf diese Weise vorrückendes Cavallerieregiment erregt, mußte den Kosacken, die ruhig vorwärts ritten, weil sie den Feind nicht so nahe vermutheten, plötzlich dessen Gegenwart verrathen. Ein Gefecht schien nicht in ihrer Absicht zu liegen; sie setzten ihre Pferde in Bewegung und ritten vollen Laufes vorwärts, bis sie in dem von Büschen und Hügeln durchschnittenen Terrain verschwanden.

Als der Staub, den die Flüchtenden verursacht hatten, sich gesenkt hatte, erblickte man eine kleine Stadt, die kaum noch eine Stunde entfernt sein mochte. „Das muß Krasnoi sein," sprach Rasinski. „Wo ist der Jude Isaak, er soll uns Auskunft geben." Isaak hatte bis dahin, mit gebundenen Händen auf einem Troßpferde sitzend, dem Regimente mit den Troßknechten und Dienern folgen müssen. Bei diesen suchte man ihn auch jetzt, doch vergeblich; es war ihm geglückt, in dem Getümmel des Verfolgens zu entwischen. „So haben uns die Kosacken doch einen Schaden zugefügt," sprach Rasinski verdrießlich; „dem Juden hätte ich den Galgen gern gegönnt."

Indessen hatte sich doch ein Gefecht eines Theils der Infanterie und einiger leichten Cavalerie mit dem Corps des General Newerowskoi entsponnen, der nach tapferer Gegenwehr geworfen wurde. Mit der sinkenden Sonne rückte Rasinski's Regiment ins Lager ein. Eben hatte man sich's an einem großen Feuer behaglich gemacht, als unvermuthet der Donner der Kanonen ertönte.

Alles gerieth in Bewegung, doch erfuhr man bald, daß es nur Freudenschüsse waren, die man hörte.

Sie galten dem siegreichen Gefecht mit den Russen und dem Geburtstage des Kaisers.

„Wahrlich!“ rief Rasinski aus, „fast hätte ich's vergessen, daß wir heute den funfzehnten August schreiben. Diese Ehrensalve ist etwas werth, denn sie wird mit russischem, heut erbeutetem Pulver gebracht. Laßt uns denn auch den Tag nicht vergessen, Freunde, sondern im fröhlichen Kreise auf das Wohl des Kaisers trinken.“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen. Ein großes Feuer loderte empor; ringsum lagerten sich die Offiziere des Regiments und Ludwig und Bernhard, die stets als zu ihm gehörig von Rasinski betrachtet wurden.

„Unsere Trinkgeschirre sind freilich nicht die glänzendsten,“ sprach Rasinski, als Jedem das Glas, der Becher, oder was er sonst zur Hand hatte, gefüllt war; „die Tafel ist auch nicht überreich besetzt, allein die Gäste, denke ich, sind so stattlich, als sie jemals in einem Prunksaale beisammen gesessen haben. So heiße ich Euch denn willkommen, meine Kameraden!“

Plötzlich wurden seine Züge ernst; mit Hoheit trat er vor den Kreis der gelagerten Brüder, stützte sich mit der Linken auf den Säbel und hielt in der Rechten den gefüllten Becher empor. Dann begann er mit feierlicher Stimme: „Freunde! Seit langen Jahren betreten wir heut, geführt durch den großen Kaiser der Franzosen, zum ersten Male wieder das Gebiet des alten Rußlands mit den Waffen in der Hand! Wir stehen auf dem Boden, wo unsere Väter vordem so manche ruhmreiche Schlacht mit dem verhaßten Nachbar fochten. Erinnert Euch, Brüder, daß es eine Zeit gab, wo Polens Fahnen in Moskau auf dem Kreml wehten, wo unsere Woiwoden den Russen ihren Zaar gaben. Der Zaar Boris Godunow, der die alte Stadt Smolensk, welche dort

hinter jenen Hügeln von dem Dunkel der Nacht bedeckt wird, gründete, und die Mauer mit ihren Thürmen erbaute, welche wir morgen vielleicht im Sturm ersteigen — jener Zaar Boris Godunow, verlor den Thron durch die Tapferkeit unserer Väter. Das waren Polens glänzende Tage! Aber sie kehren wieder! Wie ein Phönix aus der Asche wird der weiße Adler sich aus dem rauchenden Schutt erheben, unter dem unser Vaterland begraben liegt, seit Verrath und überfallende Gewalt den Feuerbrand in unsere Städte und Gefilde trugen. Denn in der Tiefe glühten die Brände fort; in der Brust jedes polnischen Sohnes lodert noch die mächtige Flamme des alten Heldenmuths, der alten Vaterlandsliebe. Der Tag der Vergeltung, der Sühne, der Gerechtigkeit ist da! Die Weltgeschichte hat den großen Mann geboren, der ihn heraufführt. Seinen Bannern folgend, stürmen wir zum Siege über unsere Feinde! Auf denn, leert ihm diesen Becher. Es lebe der Kaiser, es lebe Polen, es lebe die Freiheit!"

Wie wenn der Sturmwind prasselnde Flammen aufjagt, drangen die begeisterten Worte Rasinski's in das Herz der von Vaterlandsliebe und Thatendurst glühenden Genossen ein. Zu Bildsäulen erstarrt hatten sie jedem Worte seiner Lippen gelauscht; nur das funkelnde Auge verrieth das Leben in ihrer Brust. Jetzt sprangen sie auf. Unter Thränen und Jauchzen wiederholten sie den Ruf: „Es lebe der Kaiser, Polen, die Freiheit!" und stürzten den Wein hinab. Mit tausendfachem Echo brauste der Jubel weiter, denn der Kreis hatte sich durch die rings herandringende Masse der Krieger bis ins Unübersehbare vermehrt. Als Rasinski seinen Becher geleert hatte, warf er ihn hoch empor; dann breitete er die Arme aus und schloß den nächsten Kameraden an die Brust. Die Freunde umringten ihn, warfen sich ihm zu Füßen, ergriffen seine Hände, bedeckten sie mit Küssen und

Thränen. Ein begeiſternder Wahnſinn ſtürmte in der aufgeregten Bruſt; laut weinend hielten Jünglinge und Männer einander in den Armen. Tiefſter Schmerz und namenloſes Entzücken loderten zugleich mit hohen Flammen in der Seele auf; ringsumher in jedes Herz hatte der Blitz mächtig zündend eingeſchlagen. Greiſe wurden zu Jünglingen, und über die roſige Wange Jaromirs wie in den grauen Bart des alten Petrowski rollten gleich helle Thränen.

Lange dauerte es, bis die heftig überwallende Fluth wieder in das ruhigere Bett zurückkehrte. Dann erfüllte ein milder, ſanfter Ernſt die Gemüther. Traulich blieb man an der Flamme gelagert und überließ ſich dem ſüßen Gefühl herzlicher, brüderlicher Gemeinſchaft. Nach und nach brannten die Flammen der Lagerfeuer düſterer; die ermüdete Natur ſank nach der doppelten Anſpannung in doppelte Ermattung. Ringsum löſte der Schlaf die Glieder. Jaromir lehnte ſich mit ſeinem blühenden Lockenhaupt an Bernhards Schulter, der ihn freudig ertrug und dann endlich müde mit ihm zurückſank auf den Raſen. Ludwig blieb noch lange wach. Alles war tief ſtill umher; die Holzſcheite brachen zuſammen; die Flamme erſtarb, der Nachthimmel wölbte ſich dunkel über das Lager. Durch den in langſamen Wirbeln wolkig aufſteigenden, vom Widerſchein gerötheten Dampf ſchimmerten die Geſtirne. Ein ernſtes, düſteres Bild!

Und düſter wurde es in Ludwigs Seele. Das hoffnungslos trauernde Vaterland, die fernen Geliebten, das theure Bild eines unbekannten, ewig verſchwundenen Weſens, von dem ſein ganzes Herz ſich noch immer erfüllte — das waren die ſchmerzlichen Geſtalten, die ſich ihm auf dem finſtern Hintergrunde der Nacht abzeichneten

Eine tiefe, unausſprechliche Angſt erfüllte ihm die Bruſt; es war ihm plötzlich, als könne er dem Schmerze nicht län-

ger Widerstand leisten, müsse überwältigt erliegen. Mit aller Kraft innerlicher Fassung mußte er sich waffnen, um nicht weich zusammenzusinken unter der Last, die auf seinem Herzen lag. Sein Blick fiel auf Bernhard, der, vom matten Glanz des Feuers bestrahlt, neben ihm schlummerte. Als er in das treue, edle Angesicht blickte, wo die trotzige Kraft sich mit wohlwollender Milde innig paarte, wo die Liebe ihn aus so brüderlich herzlichen Zügen ansprach, da kehrte ihm der Trost in die verödete Brust zurück, und er dachte: Nein, Der darf sich nicht ganz unglücklich nennen, der an der Seite eines solchen Freundes entschlummert!

Und beruhigter senkte auch er das Haupt nahe gegen die Brust des Freundes hinab, hüllte sich in den Mantel und entschlief.

Drittes Capitel.

„Das sind die Thürme von Smolensk," rief Rasinski, als er an der Spitze seines Regiments die waldige Anhöhe erreicht hatte, von der aus man die alte Feste kaum eine Stunde weit entfernt liegen sahe. „Wir werden uns jetzt am Saume dieser Höhe, vom Gebüsch verdeckt, hinunterziehen; so kommen wir bis auf Kanonenschußweite unbemerkt vor die Stadt. Ich fürchte, ich fürchte," setzte er mit besorglicher Stimme hinzu, „wir werden hier einen harten Kampf zu bestehen haben. Seht Ihr dort die Staubwolken auf den Hügeln jenseit des Dnieper? Das können keine Truppen un-

ſers Heeres ſein! Ich wollte, der Jude ſäße im Schwefelpfuhl der Hölle, denn ich kann nicht anders glauben, als er hat die Abſicht des Kaiſers zu erlauſchen oder zu errathen gewußt und Barclay benachrichtigt. Meinen Kopf will ich verwetten, es ſind die Colonnen der ruſſiſchen Hauptarmee, die dort heranrücken!"

„Nun, dann wäre ja die erwünſchte Schlacht da!" entgegnete Bernhard mit fragender Miene, um ſich näher über Raſinski's Beſorgniſſe belehren zu laſſen.

„Vielleicht, aber noch nicht gewiß. Jedenfalls aber unter viel ungünſtigern Umſtänden, als wenn wir Smolensk früher erreicht, es beſetzt und ſo dem Feinde die Straße nach Moskau abgeſchnitten hätten. Dann müßte er uns die Feſtung entreißen, jetzt werden wir Tauſende von Menſchen davor opfern müſſen. Wenn es nur gelungen wäre, Newerowskoi abzuſchneiden; ſo hätten wir doch noch den Vortrag gewonnen!"

Unruhig ſprengte Raſinski allein vor, auf einen nahe liegenden Hügel, der eine freiere Ausſicht gewährte. Während deſſen zog das Regiment auf dem angedeuteten Wege, der ſich in weiten Krümmungen der Stadt näherte, vorwärts.

„Die Gegend iſt doch nicht ganz unſchön," ſprach Ludwig zu Bernhard, als eben eine Lücke in der Waldung einen weiten Blick in das Thal des Dnicpers geſtattete. „Siehſt Du dort das Schloß jenſeit des Fluſſes am Hügel?"

„Allerdings," entgegnete Bernhard; „ein ſtattliches Gebäude. Es ſcheint von ſeltſamer, alterthümlicher Bauart, ſo viel man von hier ſehen kann. Vielleicht werden wir nächſtens darin übernachten, denn es wird, ſammt dem anſehnlichen Dorf, welches ſich dort zur Seite ausdehnt, wahrſcheinlich eben ſo verlaſſen ſein, wie alle die Orte, durch die wir bisher zogen!"

„Freilich eine traurige Wüſte, durch die wir wandern!“ entgegnete Ludwig. „Doch jenes Schloß übt einen höchſt beſondern Eindruck auf mich aus. Ich finde hier zum erſten Male, daß die Ferne, die Fremdartigkeit ihren Einfluß mächtig geltend machen. Die Bauart, die Lage, Alles ſpricht mich ganz eigenthümlich und ſeltſam an.“

„Auch in mir ſprühen einige Funken abenteuerlich romantiſcher Anwandlungen auf,“ warf Bernhard hin. „Wie, wenn dort eine reizende Fürſtin wohnte, oder wenn das Schloß geſtürmt würde, in Flammen aufginge, und wir ein liebliches Weſen von unbegreiflicher Schönheit aus den rauchenden Trümmern retteten? Mir däucht, ich ſehe ordentlich ſchon die rothe Gluth um die ſeltſamen Thurmſpitzen lecken.“

„Scherze nicht frevelhaft,“ ſprach Ludwig ernſt. „Deine Prophezeiung könnte wenigſtens in ſo weit wahr werden, als das furchtbare Unheil über die unglücklichen Bewohner wirklich hereinbräche.“

„Leicht möglich, daß ſie ſelbſt die Brandfackel unter ihren Dachſtuhl ſtecken; denn das Schloß liegt, wie es mir von hier ſcheint, nicht fern von der Landſtraße, die ſich am andern Ufer des Dniepr hinabzieht, und bisher haben wir an der Straße nicht viel unverwüſtete Dörfer und Schlöſſer getroffen. Es ſcheint, daß uns die Ruſſen leichter eine verödete Provinz als eine unzerſtörte Stadt einräumen. Doch da kommt ja Raſineki mit verhängtem Zügel wieder zurückgeſprengt.“

In der That ritt er heran, daß das Pferd wild aus den Nüſtern ſchnaubte, und der Staub ſich hoch hinter ihm aufwirbelte. Er winkte von ferne mit dem Säbel. Sein nächſter Stellvertreter, Major Negolinski, verſtand das Zeichen und ließ das Regiment im Galopp vorrücken. Man mußte eine Thalſenkung hinunter und dann gegenüber die leichte

Anhöhe hinauf. In wenigen Minuten war sie erreicht. Jetzt hatte man Smolensk ganz nahe vor sich; zugleich aber übersah man die Landschaft weithin und entdeckte die verschiedenen Corps der großen Armee, die bereits an mehrern Punkten bis auf Kanonenschußweite vor die Stadt gerückt waren. Jenseit des Flusses aber erblickte man zahllose russische Colonnen, die im höchsten Eilmarsch gegen Smolensk heranrückten, um es zu besetzen, ehe das französische Heer sich der Stadt bemächtigt hatte.

„Vorwärts! vorwärts!“ schrie Rasinski. „Ins Thal hinunter, am Fluß hinauf, vielleicht gelingt es uns, den Feind zu überraschen.“ Er sprengte selbst wiederum weit voraus, als ob er den Augenblick, sich mit dem Gegner zu messen, nicht erwarten könnte.

Als man den Fluß erreicht hatte, lag Smolensk auf seinen beiden steilen Hügeln diesseit und jenseit des Dnieper, dicht vor den Angreifenden, ja fast über ihnen. Schon hörte man Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Wirbelnder Staub und Rauch verhüllte das Thal und den Fluß; nur die Zinnen der alten Stadtmauer und die hohen Thürme ragten über das Gewölk hervor. Die Reiter folgten ihrem Führer, ohne zu wissen, ob sie Feind oder Freund vor sich hätten, denn in dem dichten Staube, den der Wind ihnen noch dazu entgegentrieb, war nichts zu erkennen.

Plötzlich sprengte Rasinski ihnen wieder entgegen. „Halt!“ war sein Commandowort. Das Regiment stand wie angewurzelt; die Reiter, durch den raschen Ritt auf beschwerlichem Boden zum Theil aus ihren Reihen gedrängt, ordneten sich in der Stille wieder. „Erste Schwadron links schwenkt! Regiment Marsch!“

Langsam führte Rasinski die Seinigen an der Thalwand wieder hinauf und oben über das hügelige Feld zurück gegen

eine mit Wald bedeckte Anhöhe, die außerhalb des Bereichs der Festung lag.

„Es war zu spät," äußerte er im Zurückreiten. „Der König von Neapel wollte die Stadt auf dieser Seite mit der Cavalerie, der Marschall Ney jenseits mit der Infanterie im Überfall zu nehmen suchen. Doch die Russen sind zu fest verschanzt und haben zu viel Artillerie. In einer halben Stunde muß überdies die Hauptarmee heran sein, und dann wäre es eine Raserei, gerade hier den Kampf zu beginnen. Doch läßt sich noch hoffen, daß man uns morgen durch eine Schlacht die Festung streitig zu machen sucht; denn hier gilt es freilich, die Hauptpforte zu vertheidigen, die nach Rußland führt."

Das Regiment bezog den Bivouac.

Gegen Abend sprengte ein Adjutant des Generalstabes ins Lager und fragte nach Rasinski. Er wurde zum Kaiser befohlen, bei dem sich nebst den Marschällen alle der Gegend und Landessprache kundigen Offiziere versammelten, weil der Kaiser in Betreff des Angriffs, den er auf die Stadt machen wollte, genauere Auskunft von ihnen begehrte. Um etwaige Befehle schnell absenden zu können, ließ sich Rasinski von Bernhard und Ludwig begleiten. Sie hatten Mühe, das Zelt des Kaisers zu erreichen, weil die nahe gegen die Stadt vorgerückten Truppen sämmtlich auf Befehl Napoleons ihre Bivouacs weiter zurückverlegten.

„Was bedeutet das Manoeuvre?" fragte Rasinski einen Adjutanten, der mit ihm einen gleichen Weg nahm.

„Der Kaiser will dem Feinde ein Schlachtfeld frei lassen; er hofft, daß morgen die russischen Linien endlich geordnet vor uns stehen und den Kampf annehmen sollen."

„Und unsere Stellung?" fragte Rasinski weiter.

„Dort auf jenem ganzen Amphitheater von Hügeln, wel-

ches ſich im Halbkreiſe um die Stadt zieht. Es ſind freilich nur Schluchten und Defiléen, an die wir uns lehnen; bei einem Rückzug eine bedenkliche Stellung!"

„Das Wort Rückzug hat der Kaiſer aus ſeinem Wörterbuche geſtrichen," entgegnete Raſinski; „für jeden andern Feldherrn wäre der Fehler groß. Er aber hat die Gewißheit des Sieges; bisher fehlte ihm nichts dazu als der Feind. Wollte der Himmel, daß er morgen endlich Stand hielte."

„Hm! Ich glaube kaum. Wozu ſoll er ſich vor der Feſtung ſchlagen, wenn er es hinter derſelben kann?"

„Bagration hat, wie man vernimmt, die größte Luſt zur Schlacht."

„Barclay deſto weniger."

„Er iſt nicht beliebt; der Ruſſe haßt ihn; nur der Kaiſer iſt ſeine Stütze. In ſeinem eigentlichen Vaterlande angegriffen, muß es die Ehre des Ruſſen auf das tiefſte kränken, daß er, ohne Widerſtand zu leiſten, weichen ſoll. Barclay wird ſchlagen müſſen, weil ihm ſonſt die Armee nicht mehr gehorcht. In gewiſſer Hinſicht ſteht der Feldherr trotz ſeiner unbeſchränkten Macht doch unter dem Befehl des Heeres. Und das Schwerſte von Allem iſt, den kampfluſtigen Soldaten von der Schlacht abzuhalten; zugleich auch das Gefährlichſte, denn er zeigt nachher gerade im entſcheidenden Augenblick Unluſt, wenn man ſeiner Tapferkeit zuvor gewaltſame Feſſeln angelegt hat. Ein Feldherr muß nicht nur das Terrain, er muß auch den innerſten Menſchen zu beurtheilen wiſſen; verrechnet er ſich da, ſo wird er mit aller Taktik nicht weit reichen."

„Hoffen Sie Gutes von der Schlacht?" fragte nach einer kurzen Pauſe der Offizier.

„Ohne Zweifel den vollſtändigſten Sieg, doch wird er Blut koſten."

„Gewiß, viel. Schon bei dem heutigen Angriff auf die Feſtung haben wir furchtbaren Verluſt gehabt. Von dem Bataillon, mit dem der Marſchall Ney angreifen ließ, ſind zwei Drittheile geblieben. Sie geriethen ins Flankenfeuer der ruſſiſchen Batterie; eine einzige Kugel traf ſo furchtbar, daß ſie zweiundzwanzig Mann niederſchmetterte. Wir konnten es von der Höhe nur zu deutlich mit anſehen.“

„Zu fallen iſt die ernſte Beſtimmung des Soldaten,“ erwiderte Raſinski. „Aber hören Sie! Tirailleurfeuer!“

„Der Kaiſer hat befohlen, daß das erſte Corps den Feind necken ſoll, um ihn vielleicht auf das dieſſeitige Ufer des Fluſſes zu locken.“

Während dieſes Geſprächs war man theils zwiſchen Bivouacsfeuern und gelagerten Truppen hindurch, theils hinter marſchirenden Colonnen herumreitend, bis zu dem Lager der Garden gelangt, wo ſich das Zelt des Kaiſers auf einer waldigen Anhöhe befand. Man ſah ihn eben mit einer bedeutenden Escorte abreiten, muthmaßlich um die Umgegend zu recognosciren. Raſinski ſprengte im geſtreckten Galopp nach; Ludwig und Bernhard folgten in einer angemeſſenen Entfernung. Etwa eine halbe Stunde ritt der Kaiſer mit ſeinem Gefolge von einem Hügelgipfel zum andern. Von Dem, das verhandelt wurde, konnten Ludwig und Bernhard indeſſen nichts vernehmen, da ſie nebſt mehrern andern Ordonnanzen und jüngern Offizieren wenigſtens dreißig bis vierzig Schritte hinter den Marſchällen ritten. Jetzt hielt der Kaiſer und ſprach mit dem Marſchall Ney und dem Könige von Neapel; dann winkte er Raſinski zu ſich hervor, dem er einen ausführlichen Auftrag zu geben ſchien, denn er redete lange und mit lebhafter Bewegung zu ihm.

Gleich darauf ritt dieſer zurück, rief Ludwig zu ſeiner Begleitung ab und hieß Bernhard dem Kaiſer und ſeiner

Umgebung ferner folgen, und dann vor dem kaiserlichen Zelte halten, bis er schriftlichen oder mündlichen Befehl zur Überbringung an Rasinski empfangen würde.

Mit der sinkenden Nacht kehrte der Kaiser in sein Zelt zurück. Es folgten ihm nur die Marschälle Berthier, Ney, Murat, Davoust und der Vicekönig von Italien. Zwei Mann von der alten Garde standen Schildwacht vor dem Zelte; Bernhard und drei Ordonnanzoffiziere hielten dicht am Eingang, um Befehl zu erwarten. Im Lauf einer Viertelstunde wurden die drei abgefertigt; Bernhard blieb allein ohne fernere Bestimmung und mußte in Geduld abwarten, was geschehen werde. Es war still geworden; die ermüdeten Truppen lagen in ihre Mäntel gehüllt und schliefen. Man fing an, leises Geräusch bis auf große Ferne zu hören. So konnte Bernhard jetzt unterscheiden, daß lebhaft im Gezelt gesprochen wurde, doch war es ihm unmöglich, den Gang des Gesprächs zu verfolgen. Nur einzelne Worte unterschied er, am häufigsten aber die Namen Smolensk und Moskau. Gern wäre er einige Schritte näher geritten, doch die beiden bärtigen Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen, welche mit gemessenen Schritten, mit edlem, kriegerischem Anstande, vor dem Zelte auf und ab gingen, hielten ihn durch einen ernsten Blick ihrer schwarzen Augen in ehrerbietiger Ferne zurück.

„Man spricht von der Schlacht, die wir vielleicht morgen liefern," fing endlich Bernhard an; „könnt Ihr dem Gespräch folgen, Freunde?"

„Die Schildwacht des Kaisers hört nichts, Kamerad," erwiderte der eine der beiden Grenadiere mit einem strengen Blick.

„Sie spricht auch nicht," setzte der andere mit dem Tone des Verweises hinzu.

Kaum waren diese Worte gewechselt, als die Marschälle Ney und Davoust, Beide anscheinend sehr in Wallung, mit

raſchen Schritten das Zelt verließen und eine verſchiedene Richtung des Weges einſchlugen, ohne von einander Abſchied zu nehmen. Es war augenfällig, daß ſie ſich in äußerſt gereizter Stimmung gegeneinander befanden. Indeſſen wurde das Geſpräch im Zelte noch lebhafter. Bernhard unterſchied deutlich die Stimme des Kaiſers, der laut und mit Heftigkeit ſprach. Der Vicekönig von Italien verließ einige Minuten ſpäter das Zelt. Die Wachen ſtanden ſtarr mit angezogenem Gewehr, als er vorüberging. Doch der ſonſt ſo freundliche, wohlwollende Mann verſäumte es, den Ehrengruß zu erwidern; er ſchien im Innern ſo bewegt, ſo ganz erfüllt und beſchäftigt, daß die äußerlichen Gegenſtände ihm durchaus verſchwanden. Bernhard konnte bei dem Schein eines nicht entfernt vom Gezelt brennenden Feuers, an dem die kaiſerliche Küche beſorgt wurde, die edlen ausdrucksvollen Züge des Fürſten, auf deſſen Stirne ſich finſtere Wolken der Sorge zuſammengezogen hatten, betrachten. Es lag ſo viel Mildes in dieſem Antlitz, und ſo viel männliche Entſchloſſenheit, gepaart mit ſanfter Hoheit, daß der Eindruck ein unvergeßlicher ſein mußte. Noch folgte Bernhard mit unverwandtem Auge der edlen Geſtalt, als das Klirren eines Säbels aufs Neue ſeine Blicke nach dem Eingang des kaiſerlichen Zeltes zog. Es war der König von Neapel, der in ſeiner abenteuerlich kriegeriſchen Tracht, eine Reiherfeder auf der mit Pelz verbrämten Mütze, mit haſtigen Schritten aus dem Zelte trat, indem er einige unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelte, die aber wie ein Nachhall des Zornes und des Eifers klangen. Ohne Bernhard zu bemerken, ging er dicht an deſſen Pferd vorüber, da unterſchied dieſer deutlich, daß der König, im Gehen mit dem Fuße ſtampfend, mit halbunterdrückter Stimme ausrief: „Moscou! Moscou! Cette ville nous perdra!“

Kaum war er indeſſen einige Schritte weiter, als er plötzlich

lich, wie sich besinnend, still stand, sich umwandte und rief: „Wo ist die Ordonnanz des Obristen Rasinski?“

Bernhard wollte vom Pferde springend sich melden, doch der König rief ihm zu: „Bleibt sitzen! Diese Ordre für den Obrist! Eilt!“

Mit diesen Worten entfernte er sich, und Bernhard sprengte sofort dem Bivouac seines Regimentes zu.

Mit einem glücklichen Ortsinn begabt, gelang es ihm trotz der Finsterniß und den von allen Seiten verwirrend flackernden Wachtfeuern, die, weil ihre Ferne und Nähe so schwer zu schätzen ist, oft wie Irrlichter vom rechten Wege ableiten, dennoch in kurzer Zeit die Lagerstelle seiner Kameraden aufzufinden. Rasinski erbrach die Depesche mit hastiger Ungeduld und durchflog sie beim Glanz des Feuers.

„Gut, gut,“ murmelte er für sich; „ich fürchte aber, es wird nicht nöthig sein.“

Die Nacht verstrich ohne ein merkwürdiges Ereigniß; man hatte die Wachen verdoppelt, und ein Theil der Leute blieb unter Waffen, indessen wurde die Ruhe der Andern durch nichts gestört. Mit Anbruch des Tages erwartete man den Feind in Schlachtordnung aufgestellt zu sehen. Doch es war eine Täuschung. Der weite Raum, den man ihm zum Schlachtfelde gelassen, war leer. Die Stadt mit ihren alten, dicken, von achtzehn Thürmen gekrönten Mauern lag schauerlich still in der Morgendämmerung da; kein Laut schien sich in derselben zu regen. Das ganze französische Heer war unter Waffen, jeden Augenblick konnten die Truppen in die Schlachtordnung einrücken. Man sah den Kaiser, von Marschällen und Adjutanten begleitet, mehrmals über das Feld reiten; er jagte eine Anhöhe nach der andern hinauf und sah umher, theils um im Fall der Schlacht seine Anordnung zu treffen, theils in der steten Hoffnung, endlich den Feind irgendwo debouchiren und sich zum Kampf aufstellen zu sehen.

Ein Marſchall, es war Belliard, kam auf Raſinski zugeſprengt, rief ihn heran und ſprach einige Worte mit ihm. Sogleich befahl dieſer der erſten Escadron, welche Boleslaw führte, ihm zu folgen.

Sie ritten eine Strecke am Dnieper hinauf; bei einer Krümmung des Weges ſtießen ſie auf etwa zwanzig bis dreißig Koſacken, die, ſobald ſie des Feindes anſichtig wurden, wie ein Schwarm aufgeſcheuchter Vögel eiligſt über das Blachfeld ſprengten. Im Augenblicke waren ſie verſchwunden; doch erblickte man ſie einige Minuten darauf wieder an der Spitze eines Hügels, wie ſie eben an einer Stelle des Fluſſes, welche durch die Biegung deſſelben bisher verdeckt war, mit ihren Pferden nach dem jenſeitigen Ufer hinüberſchwammen.

„Teufel!“ rief Raſinski plötzlich aus und wandte ſich zu dem Marſchall, während er mit der Säbelſpitze in die Ferne deutete: „Sehen Sie dort die Colonnen! Das iſt die ruſſiſche Armee im vollen Rückzuge auf der Straße nach Moskau!“

Der Marſchall warf einen unmuthigen Blick hinüber. „Der Kaiſer wird außer ſich ſein; bis jetzt hatte er noch immer gehofft, das Heer zur Schlacht ausrücken zu ſehen, und Davouſt beſtätigte ihn in dieſem Wahne. Nun muß jede Täuſchung ſchwinden, denn das ſind zu unermeßliche Züge von Artillerie, Infanterie und Cavalerie, welche die Straße bedecken. Doch will ich es ihm ſogleich melden.“ Im geſtreckten Galopp jagte der Marſchall jetzt über das Feld zurück, dem Gezelt des Kaiſers zu.

Raſinski beauftragte Boleslaw mit der Schwadron den Fluß hinauf zu recognosciren, ob keine Fuhrt finden könnte, durch die man mit Caval eriſten und im Nothfall auch mit Artillerie und Infanterie das andere Ufer erreichen könnte, denn er dachte ſogleich mit Recht, daß der Kaiſer dem Heer

fehl geben werde, der Armee in die Flanken zu fallen und ihren Rückzug zu ſtören.

Boleslaw ritt mit ſeinen Leuten den Fluß über eine Stunde weit entlang. Überall, wo ſich nur der Anſchein einer Fuhrt bot, war er der Erſte, welcher den Verſuch machte, hindurch zu reiten. Doch fand er nicht, was er ſuchte, und hätte faſt einige Leute dabei eingebüßt. Verdrießlich, daß es ihm nicht gelingen wollte, den Auftrag zu vollführen, wollte er eben umwenden, als er hinter ſich den Donner einer Batterie vernahm. Er ſchaute rückwärts und erblickte das Ufer mit gewaltigen Maſſen von Artillerie beſetzt, welche auf die jenſeit des Stromes langſam ſich fortbewegende ruſſiſche Armee feuerte. Jetzt ſtellte auch dieſe einige Batterien auf, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, und bald gewahrte man die furchtbaren Wirkungen deſſelben. Eine ſchwarze Wolke lagerte ſich gleich einem Ungeheuer über das Gefilde; nur einzelne rothe Blitze züngelten daraus hervor, denen der tobende Donner ſogleich folgte. Boleslaw, der die Hoffnung, eine Fuhrt zu finden, aufgegeben hatte, beſchloß nunmehr mit ſeinen Leuten zurück zu reiten. So hatte er denn das Feld der Verwüſtung und des Todes vor ſich; denn nicht allein daß jene Batterien ununterbrochen auf einander feuerten, ſondern auch das ganze Gefilde vor Smolensk wogte vom erbitterten Gefecht.

Der Kaiſer hatte den Angriff auf die Stadt befohlen, der er ſich eilig auf das ſchnellſte bemächtigen wollte. Darum rückten die ſchwarzen Maſſen der Infanterie von allen Seiten heran, um den Feind, nachdem er durch das Feuer der Artillerie geſchwächt war, zu vertreiben. Die Erde ſchien unter dem dumpfen Getöſe angſtvoll zu beben; graue Rauchwolken zogen langſam, dicht überhin und beſchatteten das Feld des Todes. Wie ein blutiges Auge blickte die umdüſterte Sonne herab.

Die Vögel flatterten ängſtlich und erſchreckt hinweg und flüchteten von dem Schauplaz der Verheerung. Außer dem dumpfen Donner der Schlacht, den Boleslaw nur in der Ferne vernahm, war kein Laut hörbar. In tiefer Stille lag die Natur regungslos; kein Lüftchen bewegte die Zweige. Sie ſchien erſtarrt vor dem unheilvollen Treiben der Menſchen, ihr Todesloos zu erwarten. Schweigend und ernſt ritt Boleslaw an der Spize der Seinigen auf dem Rücken des Hügels entlang, dem Schlachtfelde näher. Der Kampf, der die Krieger mit flammendem Muthe erfüllt, wenn ſie ſich mitten in deſſen Wogen geſtürzt ſehen, erzeugte jezt, da ſie ihn aus der Ferne betrachten mußten und keinen Antheil an der Entſcheidung hatten, eine ſpannende Beklemmung in ihrer Bruſt. Außerhalb des Ereigniſſes geſtellt, empfanden ſie deſſen furchtbare Bedeutung tiefer, weil ſie es weiter überſchauten.

„Dort in dem Loche tobt der leibhaftige Satan, glaube ich," ſprach der alte Petrowski und zeigte nach einer Stelle hin, wo die franzöſiſche Artillerie im dichteſten Dampfe verhüllt ſtand.

„Sie ſcheinen im dreifachen Kreuzfeuer zu ſtehen," erwiderte Boleslaw.

„Freilich, die drei ſchwarzen Wolken da drüben blizen ja darauf los! Und ſie treffen. Die Prozkaſten fliegen in die Luft, als ſtänden ſie auf Contreminen. Da trabt eine Reſervebatterie heran; ſie müſſen ſchon verdammt zuſammengeſchoſſen ſein. Die Moskowiter fangen an Ernſt zu machen. Hätten wir ſie nur auf dem Blachfelde, wo die Cavalerie ihnen auch beikommen kann! Der Säbel iſt mir heut ſo leicht in der Fauſt, wie ein Spazierſtock! Wetter, ich wollte — Peſt und Hölle! Wieder ein Prozkaſten zum Teufel!"

In der That glich die Stelle, auf welche Petrowski gedeutet

hatte, zumal jetzt, wo man näher kam, einem feuerſpeienden Vulkan. Der Rauch wirbelte in ſchwarzen, gethürmten Wolken darüber empor, und zog langſam, ſich tief und ſchwer wälzend, hinter der Batterie ins Feld hinein. Darum wurde eben das Feuer des Feindes ſo verderblich, weil er den Vortheil hatte, den Gegner deutlich zu ſehen, während er ſelbſt durch den vorwärts ziehenden Rauch dicht verhüllt war. So ſchlugen denn die Kugeln und Granaten unaufhörlich mit verheerender Gewalt in die Batterien ein. Räder und Achſen ſplitterten, die Pferde bäumten ſich und zerriſſen das Geſchirr, Granaten platzten, Pulverkaſten wurden geſprengt, die Trümmer flogen weit durch die Lüfte. Und zu dem Allen krachte das eigene Lagerfeuer der Batterien, daß der Grund, auf dem ſie ſtanden, zitterte.

„Wir müſſen, glaube ich, noch weiter links reiten," ſprach Boleslaw zu Petrowski, „ſonſt kommen wir in die Schußlinie."

„Ich denke auch," erwiderte der Alte; „wir könnten ganz ohne Noth ein paar Pferde laſſen, und ich verliere nicht gern etwas, wo ich nichts wieder gewinnen kann."

„Du haſt Recht, Alter! Es wird uns ſogar nichts übrig bleiben, als hinter dem Hügel dort herumzureiten," antwortete Boleslaw, nachdem er einen Blick über die Gegend geworfen hatte.

Er bog in eine Thalſenkung ein und war ſo bald außer dem Bereiche des feindlichen Feuers, konnte aber auch nichts mehr von dem Schlachtfelde überſehen. In Kurzem erreichte er den Bivouac wieder, wo er Raſinski von ſeinem vergeblichen Bemühen benachrichtigte.

„Ich wußte es ſchon," antwortete dieſer, „denn wir haben indeß einige Leute aufgetrieben, die der Gegend kundig ſind. Allein es gibt weiter aufwärts doch einen Übergang, nur

können wir ihn nicht eher als gegen Abend mit Vortheil benutzen; denn er iſt nur für wenige Leute einzeln zu paſſiren, und man kann keine Artillerie hinüberſchaffen, weil die Ufer ſehr ſteil und verwachſen ſind. Der Angriff eines ganzen Corps auf die Arriergarde der Ruſſen iſt alſo nicht denkbar, doch können wir vielleicht einen blinden Schrecken unter ſie bringen, einen Trupp Nachzügler gefangen nehmen und etwas Beute machen. Der Auftrag iſt uns gegeben. Ich freue mich, daß wir denn doch einigen Antheil an dem heutigen Tage haben werden, wo freilich die Cavalerie nur den Zuſchauer machen kann."

Indeſſen dauerte die Schlacht unter den Mauern der Stadt mit Erbitterung fort. Raſinski war mit ſeinen Offizieren auf einen Punkt geritten, von dem aus ſich das ganze Gefecht verfolgen ließ. Auch jetzt noch war die Stellung der Batterien am Fluſſe diejenige, wo Tod und Verheerung am fürchterlichſten wütheten. Mit Beſorgniß richteten ſich die Blicke der Zuſchauenden dahin, wo ſo viele Kameraden dem Erfolge des Tages geopfert werden mußten. Eine Anzahl von Reitern kam aus den dichten Rauchwirbeln hervorgeritten und nahm ihren Weg über das Blachfeld gegen das Zelt des Kaiſers zu. Mit Erſtaunen erkannte man, als ſie näher kamen, den König von Neapel. Er ritt langſam, den ehrfurchtsvollen Gruß der Offiziere erwidernd, ohne ſich weiter nach ihnen umzuſehen, vorüber. Ein Offizier aus ſeinem Gefolge ſprengte jedoch gegen Raſinski heran. Es war der Oberſt Regnard.

„Um des Himmels willen!" fragte Raſinski ihn, „was hattet Ihr da drüben in dem ſiedenden Keſſel zu thun, und vollends was wollte der König dort?"

„Was er wollte? Schwerlich, was er jetzt thut, wieder zurückreiten. Es müſſen geſtern ſeltſame Dinge zwiſchen ihm

und dem Kaiſer vorgefallen ſein, denn er iſt ganz verwandelt. Er beharrte darauf, ſich in jenem Höllenſchlunde niederſchießen zu laſſen. Als wir ihn beſchworen, zurück zu reiten, rief er: „Ich will Niemanden mit mir verderben,“ und wollte ſeine Adjutanten zurückſchicken. Einſtimmig betheuerten ſie, keinen Schritt von ihm zu weichen. In dieſem Augenblicke ſchlug eine Granate ein und ſchmetterte das Pferd ſeines Lieblings Duteuil zu Boden, ſodaß er dieſen getödtet glaubte. Beſtürzt ſprang er vom Pferde und zog ihn ſelbſt unter dem ſich wälzenden Roſſe hervor. Da er ihn noch am Leben und unverſehrt ſah, küßte er ihn und ſprach: „Laßt uns denn zurück reiten.“

Bernhard hörte dieſer Erzählung mit geſpannter Theilnahme zu, denn er brachte ſie in Zuſammenhang mit Dem, was er geſtern vor dem Zelte des Kaiſers beobachtet, aber Niemandem mitgetheilt hatte.

„Und vermuthet man, was zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Schwager vorgegangen ſein kann?“ fragte Raſinski.

„Ganz allgemein,“ erwiderte Regnard und zuckte die Achſeln; „er wird ſo wenig wie Duroc, Daru, Lobau und am Ende wir Alle mit dem Feldzuge zufrieden und darüber mit ihm in Streit gerathen ſein. Das alte Lied mit dem alten Refrain. Nun, wenn wir heute ein zwanzigtauſend Mann laſſen, um den Steinhaufen dort zu erobern, ſo wird es wol überlaut im ganzen Lager geſungen werden. Wenigſtens wird's Jeder ſtill für ſich trällern oder in den Ohren haben. Guten Morgen!“ Mit dieſen Worten ritt er weiter, nicht ohne ein ernſtes Bedenken in Raſinski rege gemacht zu haben.

Viertes Capitel.

Die Angriffe auf Smolensk wurden den ganzen Tag über unabläſſig erneuert. Die Ruſſen vertheidigten ſich kaltblütig, aber furchtbar. Tauſende von Kriegern ſanken auf dem Felde des Todes, und noch immer war der Preis dieſer Opfer nicht gewonnen, als ſchon die Sonne ſich zu neigen begann und hinter grauen Gewölken verſchwand.

Jetzt war die günſtige Zeit für Raſinski's Plane gekommen. Er ließ aufſitzen und zog mit dem Regimente dem Dnieper entlang, jedoch ſo weit von dem Ufer deſſelben entfernt, daß man ihn von jenſeits nicht entdecken konnte. Nachdem man eine Stunde geritten war, wurde dieſe Vorſicht unnöthig, denn es war völlig dunkel geworden.

„Jeder beobachte die tiefſte Stille! Keiner darf rauchen oder Feuer ſchlagen!“ lautete der Befehl, den Raſinski von Glied zu Glied laufen ließ. Er hatte einen jungen Menſchen aus der Gegend bei ſich, der ihm als Führer diente; mit dieſem unterhielt er ſich in ruſſiſcher Sprache, ſo, daß von ſeiner übrigen Umgebung Niemand verſtehen konnte, was er mit ihm [illegible]. Der ganze Zug wurde als ein Geheimniß behandelt [illegible]. befand ſich in einem ziemlich dichten Gehölz, als Raſinski Halt machen ließ. Er ſelbſt ritt, nur von ſeinem Boten begleitet, weiter vorwärts, und hieß das Regiment ſeine Rückkehr abwarten.

Es herrſchte eine erwartungsvolle Spannung. Ringsum leiſes Schweigen; der Donner der Schlacht, den man noch lange in der Ferne gehört hatte, war verſtummt. Die hereinbrechende Nacht hatte dem blutigen Spiel ein Ende gemacht. Nur der Wind rauſchte in den Wipfeln der Bäume und

Tannen, und von Zeit zu Zeit hörte man den Ruf des Auerhahns. Eine halbe Stunde brachte man auf dieſe Weiſe zu. Da kam Raſinski zurück und gebot vorzurücken. Es geſchah im Schritt. Man mußte einige abſchüſſige Hügel, die mit Gebüſch und Farrnkräutern bedeckt waren, hinauf und hinab; dann ſtand man unvermuthet an einem ſteilen Abhange, unter dem der Dnieper rauſchte, in deſſen Wellen ſich der ſchwarze Nachthimmel düſter abſpiegelte. „Zu Zweien abgebrochen und mir gefolgt!“ ſprach Raſinski leiſe, doch ſo, daß er von den Nächſten gehört werden konnte; murmelnd lief der Befehl weiter. Er ließ hierauf ſein Pferd vorſichtig den Abhang hinabklettern, und ritt dann durch den hier kaum drei Fuß tiefen Fluß; ihm folgten zunächſt Boleslaw mit ſeiner Schwadron. Die Andern mußten, da der Übergang nur langſam zu bewerkſtelligen war, eine ganze Zeit auf der Höhe halten.

Bernhard, der ſich immer aufs Genaueſte zu orientiren ſuchte, ſtieß Ludwig leiſe an und ſprach, indem er mit dem Finger nach der Gegend jenſeit des Fluſſes deutete: „Sind das da drüben nicht matt erleuchtete Fenſter? Mir däucht, ich müßte mich ſehr irren, wenn wir uns nicht ganz in der Nähe des Schloſſes befänden, das uns heute früh ſchon auffiel.“

„Möglich!“ entgegnete Ludwig. „Aber ſieh nur den hellen Schein dort hinter uns. Was mag das bedeuten? Über der Waldſpitze iſt der Himmel ganz geröthet.“

„Es wird der aufgehende Mond ſein,“ ſprach Jaromir, der herzugekommen war.

„Das kann nicht ſein,“ entgegnete Bernhard, „denn der kommt erſt um Mitternacht.“

Da zuckte plötzlich ein rother Blitz durch den Nachthim-

mel, und ein blutiger Widerschein wurde in den Wellen des Stromes sichtbar.

„Das ist Feuer," rief Jaromir. „Seht, seht! Jetzt bricht es aus, die Flammen schlagen mächtig empor. Es ist Smolensk, das in Brand steht."

Man konnte nicht mehr daran zweifeln, denn die düstere Gluth, von helleren Feuerstreifen durchzuckt, wuchs jetzt mit jedem Augenblick gewaltiger am Horizont empor und fing an, ihren leuchtenden Glanz bis auf den Ort zu verbreiten, wo die Reiter hielten. Jetzt wurden auch die schwarzen Thurmzinnen der Stadtmauer auf dem goldglühenden Hintergrunde sichtbar, und die Waldspitzen in der Nähe erschienen wie von der späten Abenddämmerung röthlich beleuchtet. Das schöne aber furchtbare Schauspiel erfüllte jede Brust mit einem seltsamen Schauer.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte," fing Bernhard jetzt wieder zu Ludwig an, indem er nach dem jenseitigen Ufer zeigte; „erkennst Du nun das Schloß in dem rothen Widerscheine der Flammen? Horch! die Glocke aus dem Dorfe. Ich glaube man läutet Sturm!"

In der That lag das alterthümliche Gebäude ganz deutlich und kaum eine Viertelstunde entfernt, vor ihren Augen da. Eine wunderbare Empfindung regte sich in Ludwigs Brust. Sollte die halb im Scherz gesprochene Prophezeiung wahr werden? Sollten Mord und Brand auch hier wüthen? —

Doch es blieb ihm keine Zeit zu tiefen Betrachtungen, denn eben setzte sich auch der Zug, zu dem er gehörte, in Bewegung, um durch den Fluß zu reiten. Bernhard schloß sich dicht an ihn an, als ihre Pferde den Fuß in die Wellen setzten, sprach er halb im Scherz, halb schaudernd: „Reiten wir durch den Phlegethon, durch den Styx oder Kokytus?

Man weiß wahrlich nicht, ob es ein ſchwarzer oder ein feuriger Höllenſtrom iſt!"

Der blutige Widerſchein der Flammen, der ſich brechend weit über die Wellen hinſtreckte, veranlaßte ihn zu dieſem Gleichniß. „Mindeſtens," fuhr er fort, „iſt es für uns der Rubicon, den wir paſſiren. Jacta est alea! Wir wiſſen kaum, ob wir hinüberkommen, geſchweige, ob wir dieſen Weg zurückreiten werden. Ich mache hiermit jedenfalls mein Teſtament, Bruder, hörſt Du? Sollten mich die Fiſche im Dnieper, oder die Raben von Altrußland freſſen, Du biſt mein Univerſalerbe. Aber mein Herz — ich verlange nicht, daß Du mir den fühlloſen Fleiſchballen aus der Bruſt ſchneideſt — bringe Deiner Schweſter Marie mit zurück und theilt Euch darein."

„Wie kommſt Du jetzt auf die Schweſter?" fragte Ludwig bewegt.

„Sie iſt ein Goldmädchen, ein prächtiges, braves Kind, und verdiente einen beſſern Bruder, als Du biſt! Warum ſie aber eben in dieſer Minute vor meiner Seele ſteht, als hätte ich ſie ſo treu wie ihr Spiegelbild portraitirt, weiß ich nicht; denn wir ſehen wol die Gedanken blühen, wiſſen aber nicht, wo ſie geſäet ſind. Genug, obwol meine Gedanken täglich ein zwanzig bis dreißig Mal nach Dresden und Teplitz reiſen, ſo haben ſie doch in dieſer Minute einen ganz eigenen, mächtigen Flug dahin genommen, ſie ziehen wie Schwalben nach der Heimat. Es muß ſeine Urſache haben, denn Alles in der Schöpfung hat ſeine guten Gründe; ich will mir's aber merken, daß ich am 15. Auguſt genau Abends zehn Uhr an Marien gedacht habe, und daß ſie mir gerade in dieſer Minute noch zehnmal lieber geworden iſt als ſonſt."

Ludwig drückte dem Freunde warm die Hand. Schon oft hatte er zu entdecken geglaubt und sich im Stillen darüber gefreut, daß in Bernhards Brust eine leise, warme Liebe für die Schwester wohne, doch der eigenthümliche Mensch ließ selbst den Freund fast niemals anders als durch die verzerrenden, gefärbten Gläser scherzenden Humors in das Innere seiner Brust schauen. Und überdies hatte Ludwig stets das Gefühl, als wenn Bernhards Seele von so vielfachen, größern Empfindungen und wildern, tiefern Leidenschaften, selbst solchen, unter denen sich eine weibliche Gestalt verschleierte, bewegt würde, daß die stille Blume einer Liebe zu der sanften, freundlichen Marie in diesem stürmenden Chaos unmöglich Wurzel schlagen konnte. Es lag etwas in seiner Natur, das zu sagen schien: ich möchte wol unter dem Schatten dieser Bäume weilen, diese Frucht brechen, in dieser Hütte traulich wohnen; aber ich kann nicht, ich darf nicht, denn eine unbekannte, übermächtige Gewalt treibt mich wider meinen Willen vorwärts. Gleich dem Strom muß ich an den freundlichen Ufern vorüber, und spiegele ich auch bisweilen den blauen, lächelnden Himmel ab, rasch brausen die wilden, schäumenden Wogen nach und verzerren das sanfte Bild wieder. So sehr sich diese Brust nach einem fremden Herzen sehnt, ich darf keins zu mir heranziehen, denn ich müßte es in den tobenden Strudel meines Geschicks hinabreißen. Eine zarte Blüthe würde ich, wenn ich sie an diese glühende Brust risse, nur versengen, daß sie schnell verdorrt herabsänke — ich würde sie vernichten, und wäre sie mir theurer als mein Leben. Semele stirbt an der Brust des Zeus, selbst der Vater der Götter vermag ihr Geschick nicht zu wenden, so tief die Wunde in sein eigenes unsterbliches Herz dringt. — Doch diese eine warme Äußerung, welche Bernhard so eben gethan, verscheuchte plötzlich alle diese Empfindungen

bis auf die Erinnerung daran; mit herzlichem Tone erwiderte Ludwig daher: „Es iſt wol natürlich, daß Du an ſie denkſt. In ernſten, tief aufregenden Augenblicken unſers Lebens treten die Geſtalten unſerer Lieben um ſo lichter hervor, je düſterer der Grund iſt, auf den ſie ſich abmalen. Auch ich —“

„Ja, ja, Du haſt Recht,“ ſprach Bernhard bald ablenkend, bald ſcherzend, „das Bild hier iſt verteufelt ſchwarz grundirt; aber es kommt ſchon Licht hinein, denn die Pechfackeln da unten am Himmel brennen immer loher auf. Man wird bald die Mäuſe auf dem Felde laufen ſehen. Aber ich finde, der Dunner iſt verwünſcht kalt, und Dein Gaul hat mir noch dazu ein ganzes Maul voll Waſſer über die Lende geſpieen. Wenn Du ein guter Kamerad ſein willſt, ſo muſt Du beſſer auf Dein Pferd aufpaſſen. Gott ſei Dank! Land! Ich habe nie viel von den Seereiſen gehalten.“

Unter dieſen Worten ritten ſie das jenſeitige, faſt noch ſteilere Ufer hinauf.

Als das Regiment verſammelt war, rückte Raſinski, dem der Bote fortwährend zur Seite blieb, in möglichſter Stille gegen das gerade vor ihnen liegende Schloß heran.

Sie waren jetzt nur noch einige Hundert Schritte davon entfernt. Raſinski ließ halten. „Freunde,“ ſprach er, „wir ſind am Ziele. Dort im Schloſſe ſind, wie ich mit Sicherheit weiß, viele ruſſiſche Generale und Vornehme zu einem Hochzeitsfeſt beiſammen. Sie aufzuheben iſt die Abſicht unſerer gewagten Unternehmung. Jetzt laßt uns leiſe heran, bis wir den Boden eben vor uns ſehen, daß kein Hinderniß mehr uns aufhalten kann. Dann aber wie die Windsbraut

drüber hin! Nun vorwärts, Freunde, haltet Euch wacker, seid schnell, kühn, doch behutsam! Vorwärts!"

Sie rückten vor bis an einen sanften Abhang. Jetzt ließ Rasinski zum Angriffe blasen und im vollen Laufe der schnaubenden Rosse sprengte die Schar den Weg zu Schloß und Dorf hinan.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Die gewaltigen Erschütterungen, welche sich in einem so kurzen Zeitraume zusammengedrängt und Feodorowna's Herz bestürmt hatten, mußten sie endlich, trotz der frommen Ergebung und sittlichen Fassung, womit sie ihrem Schicksale entgegentrat, überwältigen. Sie war aufs Krankenlager gesunken, ein heftiges Fieber glühte in den aufs äußerste gereizten Nerven; der Arzt hielt ihre Lage für gefährlich. Arimia wollte daher jetzt durchaus nicht von der Seite der theuren Gebieterin weichen, so bange Befürchtungen auch Paul und sie selbst über ihr eignes Geschick hegten, wenn Feodorowna sterben sollte, ehe sie das Land verlassen hätten. Und um so weniger konnte Arimia sich von dieser Pflicht entbinden, da die Kranke sichtlich nur ihre Nähe und Wartung ertrug und sogleich in einen gereiztern und somit gefährlichern Zustand gerieth, wenn eine andere Hülfe sich ihr zu nahen suchte. Am meisten war dies mit ihrer Mutter der Fall, da ihre Gegenwart Feodorowna mit einer Art von Schauder berührte, sodaß sie in die heftigste Angst verworrener Fieberträume gerieth, sobald dieselbe ihrem Lager nahte. In ruhigeren Zeiträumen durfte Jeannette die erschöpfte Arimia ablösen;

sowie aber der fieberhafte Zustand sich verschlimmerte, verlangte Feodorowna mit krankhafter Sehnsucht wieder nach Axinia's Pflege. Fast ein Monat verstrich in dieser traurigen Weise. Da fing Feodorowna an sich langsam zu erholen, doch war sie so erschöpft von der Krankheit, daß ihrem Leben noch immer Gefahr drohte. Denn waren gleich nicht stürmische Anfälle des Fiebers mehr zu fürchten, so schien es doch zweifelhaft, ob der Körper noch Macht genug habe, sich von der zehrenden Ermattung zu erholen. Die milde Jahreszeit aber wirkte segensreich ein; der Juli mit seiner warmen Sonne, die selbst der nördlichen Erde einen reich grünenden Teppich entlockt, pflegte die geknickten Keime des Lebens zu einer neuen Blüthe heran. Feodorowna genas, fast wider ihren Willen; und hätte nicht der tiefe, verschlossene Schmerz, der an ihrem Herzen nagte, seine Spuren leise um Wange und Lippe gezogen und den reinen Schimmer ihres blauen Auges leicht verschleiert, so würde die holde Gestalt wieder so lieblich aufgeblüht sein wie eine Rose, in der noch die Tropfen des vorübergezogenen Gewitters glänzen. Aber sie war nicht erfrischt durch die Ströme des Himmels, sie war nur geknickt durch seine Stürme.

Wer selbst duldet, hat ein zartfühlendes Herz für Wünsche und Leiden Andrer. So erkannte Feodorowna, daß es jetzt ihre erste Pflicht sei, das letzte drohende Gewölk von dem Himmel Axinia's zu verscheuchen und ihre Verbindung und Abreise zu beschleunigen. Gregor gab dem jungen Paare die kirchliche Weihe; an demselben Tage noch verließ es, reichlich beschenkt, das Schloß, um sich mitten durch das Getümmel des Kriegs hindurch eine Bahn zu friedlichem Glücke auf andern Fluren zu suchen.

Feodorowna stand nun ganz einsam; denn trotz ihres unermeßlichen Opfers, trotz der willigen Demuth, mit der sie

ſich in das Gebot der Ältern gefügt hatte, blieb die Mutter doch völlig kalt gegen ſie. Nicht einmal Mitleid ſchien ſie für die Qual zu haben, welche Feodorowna um ihretwillen duldend trug. Es iſt wahr, ſie hatte ſich niemals anders gezeigt und die innigſte Liebe der Tochter auch in frühern Jahren höchſtens mit einer vornehmen Freundlichkeit erwidert. Indeſſen war Feodorowna daran gewöhnt geweſen und hatte in dieſen kalten Formen nur das Übergewicht des mütterlichen Anſehens erkannt und geehrt; jetzt aber fühlte ſie, daß ein liebendes, aufopferndes Kind eines andern Mutterherzens bedürfe. So verwandelte ſich auch ihre Liebe in eine bange Scheu der Ehrfurcht, und was in der Krankheit ſo ſtark hervorgetreten war, ließ jetzt wenigſtens noch deutliche Spuren zurück; es ergriff ſie faſt ein unheimlicher Schauer, wenn ſie ſich in der Gegenwart Derjenigen befand, bei der ihre wunde Bruſt Troſt und Linderung hätte ſuchen ſollen.

Ochalskoi und Dolgorow waren bei der Armee; doch in den erſten Tagen des Auguſts ſchrieb dieſer, er werde binnen Kurzem auf das Gut kommen, um die Vermählung Feodorowna's mit dem Fürſten zu begehen, zu der nunmehr alles Nothwendige vorbereitet war. Die Hinderniſſe, die bis dahin obwalteten, hatten beſonders in den Familienverhältniſſen Ochalskoi's gelegen, der einem alten Familienvertrage zufolge der Bewilligung einiger Verwandten bedurfte, bevor er ſich verheirathen konnte. Da das Intereſſe derſelben zum Theil im Spiele war, indem ſie aus eigennützigen Abſichten eine Verbindung des Fürſten mit einer nähern Verwandtin gewünſcht hätten, ſo hatte es einige Mühe gekoſtet, ihre Einſprüche zu beſeitigen, und war nicht ohne Aufopferungen von Seiten Ochalskoi's möglich geweſen. Jetzt war ihm ein dreitägiger Urlaub bewilligt, um ſeine Verbindung zu ſchließen, worauf ſeine junge Gattin ſogleich mit ihrer Mutter über

Kaluga nach seinen Gütern in Asien abreisen sollte, damit sie ganz aus den unruhigen Gegenden des Kriegsschauplazes entfernt würde. Es war dies grade der Augenblick, in dem die große russische Armee sich aufs schleunigste nach Smolensk geworfen hatte, um nicht von dem französischen Kaiser umgangen zu werden. In der Nacht nach dem schon zum Theil angetretenen Rückzug derselben aus der Festung nach Moskau trafen Dolgorow und Ochalskoi auf dem Schlosse ein. Auf den folgenden Mittag war die Trauung durch Gregor angesezt; die Feier der Brautnacht sollte nach Dolgorows Willen noch im Schlosse begangen werden. Am nächsten Morgen aber wollten alsdann die Männer wieder auf ihren Posten zum Heere abgehen, während die Frauen über Jelnia und Kaluga ihre Reise nach Ochalskoi's Gütern antreten sollten.

So war denn also der schreckensvolle Augenblick gekommen, wo Feodorowna den finstern Kerker sich öffnen sah, in dem sie ihr Leben verseufzen sollte. Selbst der schöne Trost, daß sie mit diesem Opfer ein fremdes Glück gegründet habe, wurde machtlos bei der nahenden Wirklichkeit. Thränen hatte die Arme nicht mehr zu vergießen; nur mit einem kalten Grauen blickte sie in die Zukunft. Alles vereinte sich, um den Tag zu einem fürchterlichen für sie zu machen. In der Ferne der dumpfe Donner des Geschüzes aus der belagerten Festung; wenn sie in das Fenster ihres Gemachs trat, noch immer lange wilde Züge von Reiterscharen, welche als die lezten Theile der zurückziehenden großen Armee, über die Felder neben der eine halbe Stunde von dem Schlosse vorüberführenden breiten Landstraße nach Moskau verbreitet, dahinzogen. Der Anblick dieser Horden von Tataren, Baschkiren und Kosacken, die aus fern von der europäischen Cultur entlegenen Landschaften stammten, wo sie ihrem künftigen

Wohnsitz aufschlagen sollte, erfüllte sie mit einem düstern Grauen. „O warum habe ich schönere Länder, sanftere Sitten, edler gebildete Menschen kennen gelernt!“ seufzte sie bang auf. „Glücklich war ich auch dort nicht; nur kurze schöne Träume webten sich gleich einem schnell verschwindenden Farbenbogen auf den dunklen Hintergrund meines Lebens! Aber ich träumte einst holdselig! Und nun! Du sanft schimmernder Leitstern auf meinem dunklen Pfade, der du so schnell wieder in der tiefen Finsterniß verschwandest, du freundlich edle Gestalt, die mir einst eine so treue Hand gereicht, du Freund in bitterer Noth, dem mein Herz ewig gehören wird — o zürne nicht über den Verrath, den ich jetzt an dir übe! — Du bist der Lenker meines Lebens, sprach eine mächtige Ahnung, ihr Gebot heiliger Dankbarkeit und Liebe in meinem Herzen; dir, rief ein hehres Wort göttlicher Bestimmung mir zu, dir ist mein Dasein geweiht! — Und doch war es eine Täuschung! Die Hand der Vorsehung, der ich vertraute, zerriß das Band; ein wilder Sturm verwehte die Bilder des schönen Traums, die Decke spurloser Nacht und Vergessenheit hüllt Alles ein!“

Jetzt flossen wieder sanfte Thränen aus Feodorowna's Auge, weil sie der Tage gedachte, wo die holde Blume erster, einziger Liebe schüchtern die Knospe in ihrem jungfräulichen Herzen entfaltete. Ach, sie wurde grausam gebrochen, ehe sie erblühen konnte!

In gramvolles Sinnen verloren, stand die unglückselige Braut am Fenster und blickte auf die öde Landschaft, welche von dem Getümmel des Kriegs durchzogen wurde, in den blaßgrauen Himmel, durch den sich die dampfenden Wolken der Schlacht wälzten, hinaus. Plötzlich wurde sie leise von einer Hand berührt. Es war Jeannette mit dem Brautkleide über dem Arm; Feodorowna schauderte zusammen und

seufzte aus erschöpfter Brust tief auf. Doch sprach sie keinen Laut der Klage aus; geduldig ließ sie sich schmücken wie ein Opfer, das zum Altar geführt wird.

Eben hatte Jeannette ihr den Kranz in die Locken gedrückt, als Ochalskoi eintrat, um sie zu begrüßen und hinüberzugeleiten in die Kirche, wo Gregor ihrer harrte. Wo die Nothwendigkeit eintrat, fand Feodorowna Heldenstärke in ihrer großen Seele. Ernst, schweigend, doch ohne zu wanken, schritt sie an Ochalskoi's Arme die breiten Stufen hinab. Im Saal empfingen sie ihre Ältern und die versammelten Gäste. Es waren nur einige männliche Verwandten beider Familien, meist ältere Männer von höherm Range, und mehrere Generale, die als die Vorgesetzten Ochalskoi's geladen waren. Der Zug, das Brautpaar an der Spitze, bewegte sich nach der Kirche. Die Dorfbewohner waren zusammengeströmt und bildeten eine Gasse, durch die Feodorowna, mit wehmüthiger Freundlichkeit ringshin grüßend, dahinschritt. Man hatte Blumen auf den Pfad gestreut; sie konnten den dunkeln Abgrund nicht verhüllen, den die Braut unter ihnen sich öffnen sah. Ernst waren selbst die Gäste und das Volk, denn ein Hochzeitfest, wo sich in den frommen Klang der Kirchenglocken der nahe Donner der Schlacht mischt, wo tausend blutende Opfer im Hintergrunde fallen, während die Worte des Friedens und des Segens ertönen, ist kein freudiges zu nennen! Gregor sprach tief bewegt, ernst, tröstend; Alles horchte in feierlicher Stille. In wenigen Minuten waren die kirchlichen Gebräuche vollendet, und der Zug nahm seinen Weg nach dem Schlosse zurück, wo ein Mittagsmahl die Gäste versammelte.

Während des Mahles dauerte der Kanonendonner fort, ja er wuchs noch. Die Gräfin Dolgorow wurde ängstlich und meinte, ob es nicht besser sei, bald aufzubrechen.

„Wir sind hier in völliger Sicherheit," begann einer der Generale, die sich bei der Tafel befanden; „Smolensk ist der Schlüssel dieser Straße. So lange dieses Thor nicht gesprengt ist, kann der Feind nicht weiter vordringen. Und überdies decken uns gegen kleine Neckereien noch immer starke Schwärme von Kosacken, die das Ufer des Flusses auf- und abschwärmend bewachen.

„Ich wünschte doch," sprach Dolgorow mit finsterm Blicke, „daß man ernstere Anstalten zum Widerstande hier getroffen hätte, wiewol es mit meinen Familienplanen sehr übereinstimmt, daß es nicht geschehen ist. Denn ich hätte sonst schwerlich einen Tag gefunden, wo die Verheirathung meiner Tochter möglich gewesen wäre. Doch das Wohl des Vaterlandes steht mir höher, und diesem glaube ich, wäre es angemessener gewesen, unter den vortheilhaften Umständen, die sich uns darboten, hier eine Schlacht anzunehmen. Ich kann mich, das gesteh' ich ganz offen, nicht mit den Ansichten des Feldmarschalls vereinigen, der immer nur im Rückzug sein Heil sucht."

„Gewiß Keiner von uns," erwiderte der General entschieden. „Wäre Graf Barclay de Tolly ein geborener Russe, so würde er die Schmach unsers Vaterlandes auch nicht so geduldig ertragen. Doch hier, wo ich nur ächte Russen beisammen sehe, kann ich wol im Vertrauen ein Wort sprechen. Ich glaube, es wird die längste Zeit so gewährt haben; man spricht davon, daß der Kaiser den dringenden Vorstellungen aller Stände und der höchsten Staatswürdenträger endlich nachgegeben und sich entschlossen habe, einem Andern den Oberbefehl zu übergeben."

„Dem Fürsten Bagration?" fragte Dolgorow rasch.

„Ich sollte ihn noch nicht nennen," entgegnete der Graf; „doch ist es ein edler, würdiger Russe. Man ist bereits in

Unterhandlung mit ihm getreten. Einem Waffengeführten Suwarow's wird es aufbehalten sein, Rußlands alten Ruhm zu erneuern."

„So ist es Fürst Kutusow und kein Anderer," sprach Tschaskoi feurig. „Dem würdigen Greise, er werde unser Feldherr oder nicht, sei dieses Glas dargebracht. Zugleich stand er auf und erhob das vor ihm stehende angefüllte Kelchglas; alle Männer folgten seinem Beispiele und stießen an."

„Möge unser Führer sein, wer er wolle," sprach Dolgorow mit lauter Stimme, „wir wollen unsern Trinkspruch so fassen, daß er immer einem Würdigen gelte: Dem Sohne Rußlands, der die Schmach des Vaterlandes blutig rächt!"

„Er lebe!" riefen die Männer und klangen mit den Gläsern an.

Die Gräfin Dolgorow stand auf; in ihrem Auge glänzte ein ungewohntes Feuer, die sonst so kalten Züge belebten sich. „So will auch ich alter vaterländischer Sitte gedenken," sprach sie; „und Du, Feodorowna, folge meinem Beispiele." Bei diesen Worten nahm sie den Schleier von ihrem Haupte, zerriß ihn und vertheilte ihn an die ihr zunächst sitzenden Männer. Auch die Braut nahm den Schleier, unter dem sie bisher ihr duldendes Antlitz zu verhüllen gesucht hatte, vom Haupte. Ein jungfräuliches Erröthen überflog ihre Wange, als sie ihn zerriß und vertheilte. „Nehmen Sie, mein Gemahl," sprach sie mit versagender Stimme, „dies Andenken Ihrer zurückbleibenden Gattin mit in den Kampf; nehmen auch Sie es, würdige Helden meines Vaterlandes! Möge es Sie in ernster Stunde daran erinnern, daß Ihre Tapferkeit den edlen Beruf hat, Rußlands Töchtern das Heiligthum weiblicher Unverletzbarkeit zu erhalten, und daß Ihnen der geröthetste Dank harrt, wenn Sie, mit den-

herren geschmückt, uns dereinst dieses Zeichen der Weihe zum Kampf, das Frauenhände Ihnen reichten, von edlen Tropfen vaterländischen Blutes verschönert zurückbringen."

Feodorowna senkte das schöne Auge auf den Boden, als sie die Worte zu dem alten Krieger sprach, der den Ehrenplatz zu ihrer Rechten eingenommen hatte. Dieser aber ergriff ihre Hand, küßte sie feurig und erwiderte: „Mit einem Angedenken aus solcher Hand geht man der Schlacht so freudig entgegen, wie dem Hochzeitfest. Bald hoffe ich, schöne Fürstin, dieses Zeichen, mit ächt russischem Blute geschmückt — denn darauf würde ich stolz sein — zurückbringen zu können, damit Ihr es, wie es die Sitte unsers Vaterlandes will, einlöset."

Ein höheres Roth färbte Feodorowna's Wange, denn die Erlaubniß, dreimal die frischen Lippen der Frau oder Jungfrau zu küssen, deren Weihezeichen man so gefärbt zurückbrachte, durfte dem tapfern Sohne des Vaterlandes, nach altem Herkommen, von keiner Tochter aus Rurik's Stamme verweigert werden. Ein Gebrauch, der, längst aus der Tagessitte verschwunden, doch noch in geschichtlicher Überlieferung aufbewahrt wurde, und den man jetzt wieder ins Leben rief. Denn bei großen Wendepunkten ihres Schicksals pflegen die Völker sich ihrer alten Gebräuche, ihrer väterlichen Sitten, ihrer Helden, ihrer Geschichte lebendiger und dankbarer wieder zu erinnern; oft nicht ohne innern Vorwurf, daß sie so lange, gewissermaßen treulos gegen würdige Vorfahren, das heilig Überlieferten vergessen haben.

Der Abend brach an, als die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäste sich in die anstoßenden Zimmer vertheilten. Mit qualvoller Bangigkeit sah Feodorowna die Stunde näher und näher rücken, in der sie, ihrem Gatten allein gegenüber, den letzten schwerlichen Kampf mit ihrem Herzen

zu bestehen haben würde. Da nahte sich ihr Jeannette, in einem Augenblicke, wo sie, getrennt von der Gesellschaft, im Nebenzimmer etwas an ihrer Kleidung ordnete, und berichtete ihr, Gregor sei auf ihrem Gemach und verlange dringend, sie zu sprechen. Wie gern eilte Feodorowna, den Wunsch des so geliebten, würdigen Greises zu erfüllen! Ach, ihr ganzes Herz drängte sie zu ihm hin, denn von ihm allein hoffte sie Trost und Stärkung für die schwere Prüfung, der sie entgegenging. Sie fand ihn auf ihrem Zimmer; ernster als gewöhnlich war der Ausdruck seiner Züge.

„Meine Tochter," redete er sie an, „die Stunde ist gekommen, wo ich von wichtigen Dingen zu Dir zu reden habe. Du bist nun unwiderruflich die Gattin des Fürsten Dchalskoi, denn der segnende Spruch der Weihe hat Euch vereint. Der Tod allein kann dies Bündniß trennen."

„O mein theurer Vater," unterbrach ihn Feodorowna, „ich weiß es; aber ich werde in meiner Pflicht nicht wanken. Ihm, dem mein Wort, wiewol mit widerstrebendem Herzen, mich zugesagt, werde ich treu und ergeben sein bis an das Ende meiner Tage. Ach, ich hoffe, es wird so ferne nicht sein!" Überwältigt vom Schmerz lehnte sie das müde Haupt gegen die Brust des greisen Mannes.

„Es ist nicht Das, wovon ich sprechen will, liebe Tochter," entgegnete Gregor sanft, „denn der Kraft Deiner Tugend bin ich sicher. Ich kam, Dir ein Geheimniß zu offenbaren, das Deine Pflegerin Ruschka, sterbend, in der letzten Beichte in mein Ohr niedergelegt, und das sie, sollte der Tod auch mich abrufen, diesen Papieren anvertraut hat. Ich hatte ihr bei meinem priesterlichen Eide gelobt, es Dir erst dann zu entdecken, wenn Deine Vermählung vollzogen sei. Es ist geschehen, jetzt darf ich meine Lippen öffnen. Du bist nicht die Tochter Dolgorows, keine Eingeborne dieses Landes.

Deutschland ist Dein Geburtsland, aber Deine Ältern sind längst dahingegangen. Graf Dolgorow nahm Dich an Kindesstatt an, weil seine Gemahlin ihm keine Hoffnung gab, Vater zu werden. Dies sind die Bildnisse Deiner Ältern, die mir Ruschka übergeben." Mit diesen Worten übergab er Feodorowna einen Brief und ein geöffnetes Taschenbuch mit zwei Bildnissen, eine junge Frau und einen Offizier darstellend.

Mit starren, staunenden Blicken, bebend, fast regungslos stand Feodorowna vor Gregor und versuchte vergeblich zu sprechen; halb bewußtlos nahm sie, was ihr Gregor darreichte, und legte es auf den Tisch vor ihrem Sessel. Endlich brachte sie, indem sie die gefalteten Hände krampfhaft gegen die Brust drückte, wie mit einem Schrei der Angst die Worte hervor: „Nicht ihre Tochter! Und dennoch — O allmächtiger Gott!"

„Fasse Dich," meine Tochter," erwiderte Gregor sanft, „wende Dein Herz fromm zu Gott, der die Geschicke der Menschen wunderbar leitet. Ich habe Dir das Wichtigste, das Nothwendigste entdeckt. Lies diese Papiere durch, und Du wirst das Übrige erfahren. Ich verlasse Dich jetzo! Laß erst den gewaltigen Sturm sich beruhigen, der jetzt alle Wogen in Deiner Brust emporschwellt. Wenn Du allein bist, wirst Du Dich selbst wiederfinden. Bedarfst Du dann meiner, so sende zu mir."

Mit diesen Worten verließ der Greis das Gemach; Feodorowna vermochte ihm nichts zu erwidern, mühsam schwankte sie einem Sessel zu und stützte das schwere, von dem unerwarteten Schlag betäubte Haupt in beide Hände. Es dauerte lange, ehe sie die Papiere, die ihr das Geheimniß ihres Lebens enthüllen sollten, zu entfalten vermochte. Die Bildnisse ihrer Ältern lagen vor ihr; sie sah mit unverwandten Blicken darauf hin, doch die strömenden Thränen verdunkelten ihr Auge. Endlich löste sie

die fünf Siegel des an ſie gerichteten Briefes und las, was Ruſchka mit eigener, vor Alter zitternder Hand geſchrieben.

„Mein theuerſtes Kind!“

„So lange ich lebe, band ein ſtrenger, fürchterlich erpreßter Eid meine Zunge; bin ich dahin, ſo ſoll noch aus meinem Grabe meine Stimme erſchallen, um Dir die Geheimniſſe zu entdecken, die Deine Jugend umſchwebt haben. Du biſt nicht die Tochter Dolgorows, noch der Gräfin. Wenige Tage warſt Du alt, als ſie Dich in Deutſchland nach dem Tode Deiner Mutter an Kindesſtatt annahmen. Der Graf war damals ſchon vier Jahre vermählt; er hatte die Hoffnung, Vater zu werden, aufgegeben. Die Leere einer kinderloſen Ehe hatte ihn, noch mehr aber die Luſt fremde Länder kennen zu lernen, bewogen, große Reiſen zu unternehmen. Im Mai des Jahres 1793 befand er ſich zu Pyrmont; hier lernte er Deine Mutter kennen, die als Witwe mit ihrem fünfjährigen braunlockigen Knaben, Namens Benno, — Du warſt noch nicht geboren — dahin gekommen war, um ihre zerrüttete Geſundheit herzuſtellen. Sie hieß Louiſe Waldheim; ihr Gatte war Offizier geweſen und in einem Duell erſchoſſen worden. Dadurch plötzlich in eine mehr als beſchränkte Lage gerathen, kränkelnd der Geburt eines zweiten Kindes entgegenſehend, ſchön, ſanft, erregte ſie trotz ihrer tiefen Zurückgezogenheit doch bald die Aufmerkſamkeit einiger reichen Badegäſte. Die Gräfin Dolgorow, welche das mittlere Stockwerk des Hauſes gemiethet hatte, in dem Deine Mutter ein kleines Zimmerchen bewohnte, machte ihr den Antrag, als Geſellſchafterin zu ihr zu ziehen und dabei zugleich die Pflicht zu übernehmen, den Grafen und ſie ſelbſt in der deutſchen Sprache zu unterrichten, welche Beide damals aufs gründlichſte zu lernen ſich bemühten. Deine Mutter nahm den Antrag, der ſie ihrer drängenden Noth entriß, an; drei

Monate ſpäter, als wir Pyrmont ſchon verlaſſen hatten, auf einer Reiſe nach der Schweiz und Italien begriffen waren, wurdeſt Du geboren. In einem einzelnſtehenden Wirthshauſe unweit Freiburg, mitten im Schwarzwalde, haſt Du das Licht des Tages erblickt. Der Graf wollte anfangs, als die Niederkunft Deiner Mutter herannahte, ſie den redlichen Leuten daſelbſt übergeben, mich zurücklaſſen und die Reiſe mit der Gräfin allein fortſetzen, bis wir ihm nachfolgen könnten. Doch ein leichtes Unwohlſein der Gräfin ſelbſt beſtimmte ihn, unſere Einſamkeit zu theilen, bis Deine Mutter völlig geneſen ſei. Allein es geſchah nicht; am elften Tage nach Deiner Geburt ſtarb ſie. Ich war ihre Pflegerin in den letzten Stunden ihres Lebens; ſterbend empfahl ſie mir die Sorge für ihre Kinder und übergab mir ihr ganzes kleines Vermächtniß für Euch. Darunter war ihr eigener und ihres Gatten Trauring. Gleich nach der Beſtattung bemerkte ich, daß der Graf mit einem wichtigen Plane umgehen mußte. Er ſchloß ſich mehrmals mit der Gräfin ein und hatte lange, oft ſehr heftige Unterredungen mit ihr, und häufig ſprach er, wenn ich zugegen war, Engliſch, welches ich nicht verſtand; nur bemerkte ich, daß Du der Gegenſtand des Geſprächs ſein mußteſt, weil Beide Dich oft mit ſeltſamer Aufmerkſamkeit betrachteten. Einige Tage darauf verabſchiedete der Graf die beiden deutſchen Bedienten, die er bei ſich hatte, unter dem Vorwande, daß er in Italien ſich Eingeborene zu Dienern wählen wollte, gab ihnen Reiſegeld und ließ ſie in ihre Heimat zurückkehren. Endlich rief er mich eines Morgens zu ſich und erklärte mir, er habe die Abſicht, Dich als ſeine Tochter anzunehmen. Natürlich war ich ſehr erfreut darüber, denn das Schickſal der beiden Kinder hatte mich ſehr beunruhigt; allein meine Freude wurde zur tiefſten Betrübniß, als er mir erklärte, für den Bruder werde er auf andere

die ſie ſorgen, da es durchaus verſchwiegen bleiben müßte, daß die Gräfin nicht die rechte Mutter des Kindes ſei. „So ſollen die Geſchwiſter getrennt werden?“ rief ich erſchrocken und erſtaunt aus. „Es wird kein Unglück für Diejenigen ſein, die ſich einander niemals gekannt haben,“ entgegnete der Graf ſtreng. Ich ſchwieg beſtürzt. Er aber fuhr fort: „Du biſt die Einzige, die um das Geheimniß weiß; aber ich fordere von Dir, daß Du einen Eid auf die geweihte Hoſtie ſchwöreſt, es niemals zu entdecken. Weigerſt Du Dich, ſo erinnere Dich, daß Du und Deine Brüder Leibeigene ſind, und daß ich mit einem Worte Euch wieder in den tiefſten Stand der Unterwürfigkeit zurückſchleudern kann.“ Dieſe Drohung war fürchterlich. Meine Brüder waren durch die Gunſt des alten Grafen, des Vaters Deines Pflegevaters, zu wohlhabenden Kaufleuten in Moskau geworden. Aber der Stolz der ruſſiſchen Großen, reiche Leibeigene zu beſitzen, war Urſache, daß er ihnen, ſo wohl er ihnen ſonſt wollte, dennoch ihre Freibriefe nicht gegeben hatte. Ich wußte, welch ein ſchreckliches Loos ihrer und meiner harrte, wenn ich den Eid verweigerte. Da überdies des Grafen Entſchluß Dein Glück entſchied, da ich bedachte, daß Du an einem Bruder, den Du niemals gekannt, nichts verlieren könnteſt, endlich da er mir auf mein Bitten verſprach, für den Knaben großmüthige Sorge zu tragen, ſo entſchloß ich mich, ſeinem Willen nachzugeben. Doch jetzt in der Stunde meines herannahenden Todes, wo ich Dich, mein liebſtes Kind, fern von mir weiß, jetzt erſt befällt es mich mit ſchwerer Gewiſſensangſt, daß ich Dein treuliebendes Herz mit einer ewigen Lüge verwirren ſoll. Ich weiß, welche Urſachen den Grafen beſtimmten, Dich für ſeine Tochter zu erklären. Die Gräfin konnte einen bedeutenden Theil ihrer Güter nur dann erben, wenn ſie Mutter war. Es war nicht Liebe, es war Eigennutz, der Beide

diesen Plan entwerfen ließ. Erst vor zwei Jahren, kurz vor seiner Abreise nach England, ist ihr diese Erbschaft zugefallen, die nur eben hinreichte, des Grafen, durch Hang zu einem seine Kräfte übersteigenden Aufwand zerrüttetes Vermögen herzustellen. Jetzt denkt er, durch Dich, deren Schönheit und Engelgüte jedes Herz gewinnen müßte, einen reichen Eidam zu gewinnen. Du bist in dem Stande der Vornehmen, der Reichen erzogen, Du hast die Vortheile einer freien Geburt gewonnen! O Liebe, sie sind unermeßlich! Erfährst Du das Geheimniß Deiner Geburt zu früh, so kannst Du sie verlieren. Darum soll es Dir erst ertheilt werden, wenn Dir, als Gattin eines freien Russen, für ewig die Rechte Deines Standes gesichert sind. Dem frommen Vater Gregor habe ich gebeichtet, was meine Seele drückte; ich vertraue es diesem Papier an, damit er es in der Sakristei aufbewahre, es vernichte, wenn Du unvermählt dahinstirbst, und es Dir übergebe, wenn Niemand Dir Das, was Du mit dem Verluste eines Bruders gewonnen, entreißen kann."

Feodorowna wußte das Blatt aus der Hand legen, da ihre Thränen sie hinderten, weiter zu lesen. Doch trieb eine hastige Ungeduld, mehr, und vor Allem das Schicksal ihres Bruders zu erfahren, sie bald wieder aus ihrer Ermattung auf.

„Nachdem ich den Eid geleistet den Wolgorow von mir gefordert, verließ ich sein Gemach. Der kleine fünfjährige Knabe, Dein Bruder, sprang mir fröhlich, aber leise entgegen und zeigte mit seinem Fingerchen auf die Wiege, um mir bemerklich zu machen, wie Du so ruhig schlummertest. Jetzt gedachte ich der beiden Ringe. Eine dunkle Ahnung, von der ich mir selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte, trieb mich an, dem Knaben wenigstens dies eine Andenken zu sichern. Ich nahm schnell sein Sonntagskleidchen und nähte den

einen Ring im Gürtel deſſelben feſt. Wohl mir, daß ich es gethan; denn wenige Minuten nachher trat der Graf ein und hieß mich den Knaben ankleiden, weil er mit ihm ausfahren wolle. Ein bedeutſamer Blick ſagte mir, was er vorhabe. Ich vollzog den Befehl unter Thränen. Der Knabe begriff nicht, weshalb ich weinte, ſondern freute ſich nur auf die Spazierfahrt. Seine Ungeduld, ja ſein Ungeſtüm — denn er war eben ſo wild und heftig als gutherzig — konnte den Augenblick, wo er mit dem Grafen einſteigen ſollte, gar nicht erwarten. „Mich drückt hier etwas," rief er unwillig, als ich ihm das Kleidchen zuknöpfte, und griff nach dem eingenähten Ringe. Beſorgt, daß er ſelbſt auf dieſe Art verrathen könne, was ich gethan, ſchnitt ich ſchnell mit der Scheere eine eingenähte Falte in dem Röckchen auf, damit die Spannung nachließe. Hätte der Graf mein Geheimniß entdeckt, es würde mir übel gegangen ſein. Doch ich konnte es nicht unterlaſſen. Zu meinem Erſtaunen ſah ich, daß der Reiſewagen des Grafen mit Poſtpferden beſpannt wurde. Einige Minuten ſpäter ſtieg er mit dem Kinde ein, und ich habe es ſeitdem niemals wieder geſehen. Was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht, denn am nächſten Morgen fuhr ich, mit [illegible] und Dir, dem, wie es hieß, vorangereiſten Grafen nach. Nach drei Tagen trafen wir ihn erſt in Köln wieder. Er ſagte, ich wagte nicht, zu fragen. Von dort gingen wir nach [illegible]land und dann nach England, weil die Zeitereigniſſe es gefährlich machten, nach Italien zu reiſen. Nach drei Jahren erſt kehrten wir nach Rußland zurück, und Du galteſt nun für die Gräfin Feodorowna Dolgorow und wurdeſt als ſolche erzogen. Der Ring, den ich Dir, theuerſtes Kind, bei meiner Abreiſe gab und Dich ſo dringend bat, ihn ja nicht zu verlieren, ſondern ſtets zu meinem Andenken zu tragen, iſt der Trauring Deiner Mutter. Durch ihn kannſt

Du dereinſt vielleicht Deinen Bruder wiederfinden. Mehr weiß ich Dir nicht zu entdecken. Ich beſchwöre Dich aber, bewahre dieſe Geheimniſſe treu und entdecke ſie auch nicht Deinen Pflegeältern, denn ich fürchte, ſie nehmen Rache an meinen noch lebenden Brüdern. Niemand als Du und der fromme Vater Gregor wiſſen darum, und ihm bindet das heilige Geheimniß der Beichte auf ewig die Lippen."

„Nun lebe wohl, mein holdes Kind. Vergib mir, was ich an Dir verbrochen, um der Liebe willen, die ich für Dich gehabt. Möge es Dir ſo glücklich auf dieſer Erde ergehen, wie Du gut und ſchön biſt, dann wirſt Du nicht ſo viel Thränen vergießen, wirſt nicht ſo viel angſt- und kummervolle Nächte zubringen, als ich in meinem Leben verſeufzt habe. Deine alte, treue, ſiebenzigjährige Pflegerin

Ruſchka."

Zweites Capitel.

Feodorowna war in der äußerſten Wallung. Sie wußte in ihrer Beängſtigung keinen Entſchluß zu faſſen. Bald wollte ſie Gregor rufen, bald zu ihren Pflegeältern hinabſtürzen, bald ihrem Gatten Alles entdecken. Mit thränendunklen Augen betrachtete ſie die Bildniſſe ihrer Altern. „O wie hold ſind die Züge meiner Mutter, wie edel, feurig, männlich die meines Vaters!" Der Anblick der geliebten, unerkannten Todten drang mit ſanfter Rührung in ihre Seele. „O, Ihr würdet Eure Tochter wärmer geliebt haben!" ſeufzte ſie bebend; „jetzt weiß ich, warum ich geopfert wurde!" Lange ſtand ſie unſchlüſſig, von Schmerz und Bangigkeit der

Seele bewegt. Endlich schellte sie Jeannetten und hieß sie Gregor rufen. Er hatte im Vorsaal gewartet. „O mein Vater, mein Retter was hab' ich zu thun?" rief sie ihm entgegen und rang die Hände; „was soll ich Unglückselige nun beginnen?"

Da fühlte sie Ruschka's Ring an ihrem Finger. „Dies ist das einzige Zeichen," sprach sie, „an dem ich meinen Bruder wieder erkennen kann. Ach, und ich war jüngst nahe daran, es unwiederbringlich zu verlieren! Doch Gott wachte über mir! Es geschah — o vergebt, ich wollte bei einer müßigen Erzählung verweilen, jetzt, wo die Secunden unschätzbar sind. Was rathet Ihr mir, mein Vater? Was soll ich thun? Ich bin nicht mehr des Grafen Wolgorow Tochter, ich bin ihm nicht mehr das Opfer meines Lebens schuldig."

„Du hast es gedacht," unterbrach sie Gregor sanft, aber mit heiligem Ernst, „Du bist die Gattin des Fürsten Ochalskoi, das unauflösliche Sacrament der Kirche hat Euch vereinigt, denn dieses Band vermag nichts zu trennen als der Tod."

„O himmlische Barmherzigkeit!" rief Feodorowna aus, „auch dann nicht, wenn es durch Trug und Lüge geschlossen ist?"

„Auch dann nicht, meine Tochter!"

„So mag ich seine Gattin heißen; aber niemals will ich es sein, bis mir der Bruder, den sie mir geraubt, zurückgegeben ist. O warum leuchtete das Licht der Wahrheit nicht einen einzigen Tag früher in das schwarze Gewebe des Truges, ehe er die unauflöslichen Ketten um mich schlang! Gregor, Ihr konntet mich retten aus diesem Abgrunde des Jammers, aber Eure eherne Lippe schwieg!"

Erschöpft sank sie auf einen Sessel und ließ die Arme ermattet niedersinken. Gregor trat zu ihr und ergriff mit der Rechten sanft ihre Hand, während er mit der Linken

zum Himmel deutete. „Gelübde ſind heilig, ſind unverbrüchlich, meine Tochter. Der Herr ſegnet Die, die ihm ihr Wort mit Treue halten. Deſſen gedenke auch Du, die Du heute an heiliger Stätte ewige Treue, Liebe und Gehorſam gelobt haſt. Und bedenke die Bitten der Sterbenden, bedenke, daß das Schickſal —"

„Wie?" rief Feodorowna heftig, „ſoll mich die Furcht von einer neuen Frevelthat Deſſen, der mir den Bruder raubte, zurückſchrecken, meine heiligſten Rechte geltend zu machen? Ruſchka fürchtet das Schickſal ihrer Brüder; ſoll ich darum dem meinigen auf ewig entſagen? Nein, hintreten werde ich vor den Grafen Dolgorow und ihn fragen: Wo iſt mein Bruder? Nur ſeine Lippe vermag ihn mir zurückzugeben —"

„Theure Tochter, Du biſt außer Dir, Du weißt nicht, was Du thun willſt," entgegnete Gregor beſänftigend; „aber Du mußt ruhiger werden und anders handeln. Wie, wenn Graf Dolgorow Ruſchka's Bekenntniſſe verleugnete? Und muß er es nicht, wenn er nicht die verderblichen Folgen auf ſein Haupt laden will? Oder wähnſt Du, der Muth zur Lüge werde Dem fehlen, der den Muth zur That beſaß? Welche Beweiſe haſt Du wider ihn? Wird ſein Zeugniß nicht ſo viel gelten, als das der Leibeigenen Ruſchka? Haſt Du die heilige Taufe nicht als ſeine Tochter empfangen? Habe ich ſelbſt Dir nicht in dieſer Kirche die Schläfe geneßt mit dem geweihten Waſſer des Herrn? O meine Tochter, bezwinge jetzt Dein überwallendes Herz, denn nur Leid auf Leid würdeſt Du häufen! Den Haß des Vaters, der Mutter, des Gatten würdeſt Du auf Dich laden, Zwietracht und Verwirrung ausſäen und durch ſie doch ſelbſt nicht Rath, nicht Troſt gewinnen. Und könnteſt Du der heiligen Gelübde vergeſſen, die Du vor wenigen Stunden gethan? Iſt es Dein Gatte, der Dich getäuſcht hat? Darfſt Du ihm

Treue und Gehorsam versagen, weil Andere gegen Dich ein Unrecht übten? Und war dieses Unrecht nicht mit tausend Wohlthaten gegen Dich verknüpft? Bist Du nicht mit Sorgfalt und Liebe gepflegt worden? Waren Deine Pfleger nicht gleich Deinen Erzeugern? Nein, meine Tochter, weiche nicht ab von dem Pfade der Sanftmuth und Duldung, den der Herr Dich gehen heißt. Bleibt Dir noch eine Hoffnung, den Bruder wieder zu finden, so bleibt sie Dir nur, wenn Du jetzo schweigend das Geheimniß in der Tiefe Deiner Brust begräbst. Und weißt Du denn, ob Du nicht das Verderben über sein eigenes Haupt heraufführst, wenn Du forderst, daß er Dir zurückgegeben wird? Ahnest Du, wie fern oder wie nahe er Dir ist? Höre die Worte Deines alten treuen Vaters, gelobe es in seine väterliche Hand, daß Du seinem Rath folgen willst, dann wird er Dir, so lange er noch auf Erden wandelt, mit getreuer Liebe zur Seite stehen. Und ruft ihn der Herr hinüber, so soll sein Gebet Dir noch jenseits den Segen des Himmels erflehen."

Der Greis hielt Feodorowna's Hand in seiner Rechten. Ein krampfhaftes Zucken bebte durch ihre im heftigsten Kampfe streitende Brust. „Nun wohl denn, es sei," sprach sie endlich. „Auch das ist überwunden! Ich gelobe Dir zu schweigen, Gregor. Aber," fuhr sie aufstehend, sich groß emporrichtend mit gen Himmel erhobener Rechten fort, „ich gelobe auch — und hier möge der Allmächtige meinen Eid vernehmen! — ich gelobe auch, von dieser Stunde an unabläſſig nach meinem Bruder zu forschen, und wenn ich ihn finde, so soll keine Macht auf Erden mich zurückhalten, ihn an das Herz zu schließen und zu rufen: Ich bin Deine Schwester! — Ich muß jetzt wieder hinabgehen; ich kann es, ich bin gefaßt. Verlaßt mich, mein Vater; aber seht mich morgen noch einmal, bevor ich dieses Schloß vielleicht auf ewig verlasse."

Sie reichte ihm die Hand. Gregor legte ſegnend die Rechte auf ihr gebeugtes Haupt und ſchied dann in ſchweigender Rührung.

Feodorowna bedurfte noch einiger Augenblicke, um ſich ſo weit zu ſammeln, daß ſie wieder in der Geſellſchaft erſcheinen könne; eben wollte ſie das Gemach verlaſſen, als die Thür deſſelben ſich öffnete und Ochalskoi eintrat. Erſchreckt wich ſie unwillkürlich einen Schritt zurück. Doch mit zuvorkommender Gewandtheit trat Ochalskoi ihr entgegen, küßte ihre Hand und ſprach: „Habe ich Sie erſchreckt, Liebe? Doch Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn meine Sehnſucht mich trieb, Sie aufzuſuchen. Faſt ſeit einer Stunde vermißt man ſie. Ich kann es nicht tadeln, daß Sie die Geſellſchaft fliehen; aber Sie werden begreifen, daß mich dieſelbe Neigung treibt. Feodorowna! Die glückſeligſte Stunde meines Lebens hat geſchlagen! Ich ſchließe die ſchönſte, die beſte, die liebenswürdigſte ihres Geſchlechts in meine Arme. Die Scheidewand der äußern Verhältniſſe, die uns trennte, iſt nun gefallen; werden auch Sie nun ganz mit Liebe die Meinige ſein?“

Er hatte ſie bei dieſen Worten vertraut umfaßt und küßte ihr die bleichen Lippen und Wangen. Zitternd vermochte ſie weder zu widerſtreben noch auf ſeine zärtlichen Worte zu antworten; verſtummend duldete ſie die Liebkoſungen, zu denen er berechtigt war.

„Wenn Du willſt, Feodorowna,“ fuhr er vertrauter fort, „ſo iſt der Augenblick unſrer Vereinigung, da. Wir müſſen die raſchen Minuten unſers Glücks einer eiſernen Zeit ſo flüchtig entreißen, daß es grauſam wäre, ſie nur um einen einzigen Augenblick zu verkürzen. Holde, Geliebte, vermöchteſt Du das? Wir ſind in dem vertrauten Heiligthum der

Liebe, Niemand wird uns mehr unterbrechen. Die Mutter ſelbſt hieß mich Dich aufſuchen. Die Gäſte haben ſo eben das Schloß verlaſſen. Nur die Landleute und die Dienerſchaft feiern jetzt noch auf ihre Weiſe bei Tanz und Spiel den Tag unſers Glücks — bereits habe ich auch Jeannetten hinabgeſandt; oder bedürfteſt Du noch etwas? Du Süßeſte, es iſt nur eine kurze Nacht, die wir dem ſtrengen Schickſal rauben, das uns morgen ſchon wieder trennt! Nicht wahr, Du heißeſt mich nicht wieder gehen?"

Die Beklemmung raubte der Unglücklichen die Sprache. Ochalskoi hielt ihr Schweigen für bräutliches Verſchämen, ihr ſtummes Dulden für liebendes, nicht mehr widerſtrebendes Hingeben, das krampfhafte Pochen ihrer Bruſt für die Wallung ſelig überdrängender Liebe.

Heftig preßte er ſeine brennenden Lippen auf ihre erbleichenden und ſchloß ſie mit der Rechten feſt an ſeine Bruſt, während er mit der Linken, wie im ſüßen Spiel und Dienſt der Liebe, ihre reichen Flechten löſte.

Mit ſchon weichenden Kräften ſuchte ſich Feodorowna in betäubter Angſt ſeiner Umarmung zu entwinden. Er hielt dies für ein Widerſtreben der jungfräulichen Scheu, da die Kerzen noch auf ihrem Tiſche brannten.

„Ich verſtehe Dich, holdſeliges Mädchen," flüſterte er, „und Deine ſtumme Lippe iſt ſüß beredt! Nur im heiligen Dunkel duftet die zarte Nachtblume der Liebe."

Mit einer raſchen Bewegung löſchte er die Kerzen und zog die halb Ohnmächtige zu ſich in den Schooß, indem er ſich auf ihrem Ruhebette niederſetzte.

„Das Brautgemach iſt bereit, Feodorowna; umſonſt iſt Dein ſcheues Widerſtreben. Jetzt darf mir kein Sterblicher, kein Gott mehr das ſüße, heilige Recht rauben, dieſe holde

Rose zu brechen, für mich zu brechen! Fliehe, Du schüchternes Reh, verbirg Dich in die weiche seidene Hülle des Lagers, das uns Beide umfangen soll, fliehe, aber ich folge Dir; zwei Minuten und wir sind auf ewig vereint."

Hier ließ er die angstvoll sich Sträubende aus seinen umschlingenden Armen los. Sie wollte ihm entfliehen, aber sie wußte nicht mehr, was sie that; bebend schwankte sie der Thür des Brautgemaches zu, öffnete sie, aber mit einem lauten Schrei fuhr sie zurück und sank bewußtlos auf den Boden nieder.

Ochalskoi sprang, selbst erschreckt, hinzu, denn indem Feodorowna die Thür geöffnet hatte, sah er ihre Gestalt von dunkelrother Gluth beleuchtet, und ein breiter blutiger Feuerschein fiel in das Zimmer.

„Tod und Hölle, was ist das?" rief er, als ihm der glühende Widerschein aus dem Nebengemach entgegendrang.

Es war das brennende Smolensk, dessen Flammen eben gewaltig durch die schwarze Decke des Rauches brachen, die sie so lange verhüllt hatte. Die Festung lag grade den Fenstern des Brautgemachs gegenüber; die Vorhänge waren noch nicht herabgelassen.

Ochalskoi hob die ohnmächtige Feodorowna empor, hielt sie in seinen Armen und suchte sie zu beruhigen. „Fasse Dich, Theure! Es ist eine furchtbare Brautfackel, die uns leuchtet, aber doch soll sie unsern holden Bund nicht stören! Die Zeit wird kommen, wo wir die Fackeln der Rache schwingen!"

Feodorowna's Auge blieb geschlossen. Ochalskoi wußte nicht, ob er Hülfe rufen oder allein den Versuch machen solle, sie zu wecken. Der dunkelrothe Widerschein der Feuersbrunst verhüllte die Todesblässe der Ohnmächtigen. Sie

ſchien wie vom Roſenſchimmer des Abends beſtrahlt. Ochalskoi's Gluth entzündete ſich mächtiger an dem reizenden Anblick. „Du wirſt an meiner Bruſt erwachen, Süße,“ ſprach er, halb zu ihr flüſternd, halb zu ſich ſelbſt, und verlor ſich in dem Anblick ihrer Schönheit. „Ich thue, was ich darf,“ rief er ſtammelnd, faßte ſie in ſeine Arme und trug ſie auf das bräutliche Lager.

Mit bebender Hand löſte er den Gürtel ihres Gewandes und öffnete die Buſenſchleifen, damit ſie frei athmen ſollte. „Feodorowna, erwache,“ rief er, indem er glühende Küſſe auf die hervorwallende Bruſt drückte; „oder nein, bleib in dieſer reizenden Ohnmacht, bis Du in meiner Umarmung zu einem neuen Leben erwärmt biſt!“ In dieſem Augenblick fielen drei Schüſſe ganz in der Nähe.

„Was war das?“ rief Ochalskoi und ſprang auf, indem er die Geliebte losließ. Er riß haſtig das Fenſter auf und blickte hinaus. Der Ruf verworrener Stimmen und gleich darauf eine unregelmäßige Salve von Gewehr- und Piſtolenſchüſſen, die aber von einer bedeutenden Anzahl unſern Kämpfender herrühren mußte, drang durch die Stille der Nacht in ſein Ohr. „Überfall! Verrath!“ rief er wild. „Tod und Verderben, und in dieſer Stunde!“ Mit dieſen Worten ſprang er heftig nach der Thür und ſtürzte hinaus.

Im Schloſſe herrſchte ſchon ein unbeſchreibliches Getümmel. Dienerſchaft und Landleute waren zuerſt durch den Ton der Sturmglocke, die die Feuersbrunſt anzeigte, im Tanz geſtört worden. Jetzt hatte man die krachenden Schüſſe gehört und wähnte den Feind ſchon in den Mauern des Schloſſes. Auf den Gängen und Treppen, in der Hausflur, in den Gemächern rannten Knechte und Mägde, Spielleute, Bauern und Landmädchen im verworrenſten Getümmel durcheinander.

„Verrammelt die Thür," rief Dolgorow. „Die Brücke herauf! Sammelt Euch auf dem Schloßhof. Unverzagt! Es kann nur ein blinder Lärmen sein!" Aber noch indem er durch diese Befehle vergeblich einige Besonnenheit und Ordnung herzustellen suchte, stürzte ein Landmann athemlos ins Schloßthor und rief: „Der Feind, der Feind! Sie überfallen uns! Flüchtet Alle in den Wald!"

Das erschreckte Gesinde, die Landleute und alle Mädchen stürzten mit lautem Angstgeschrei und Wehklagen in den Hof und Garten, theils um sich zu verbergen, theils um zu flüchten. Andere drängten sich durch das Schloßthor, um ihre Häuser im Dorf zu erreichen. Das Aufziehen der Brücke wie das Sperren des Thores war dadurch gleich unmöglich.

Dolgorow hieb im heftigsten Zorn mit dem Säbel auf die Flüchtenden, die ihm nicht gehorchten, ein, und erhöhte dadurch Schrecken und Verwirrung.

Jetzt sprengte ein Trupp flüchtender Kosacken am Thor vorüber und schrie: „Der Feind! Der Feind! Flüchtet, zündet an!"

Getümmel und Verwirrung waren unbeschreiblich; Keiner hörte den Andern mehr.

„Es ist vergeblich, Widerstand zu leisten," rief Ochalskoi, der sich indeß mit Säbel und Pistolen bewaffnet hatte; „lassen Sie uns nur die Frauen retten. Wir flüchten durch den Garten und erreichen so den Wald, der uns vollständige Sicherheit gewährt!"

„Wenigstens das Thor muß gesperrt werden," schrie Dolgorow außer sich, „sonst hilft uns die schimpfliche Flucht nichts mehr."

Jetzt fand sein Befehl Gehör, da eben der Eingang einen Augenblick frei wurde. Er selbst, Ochalskoi und drei be-

herzte Diener riſſen ſchnell die Ketten, mit denen die Thorflügel gegen die Mauer der Hausflur geſchloſſen waren, zurück, warfen die Pforte zu und ſchoben die eiſernen Riegel vor.

Es war die höchſte Zeit, denn in dieſem Augenblicke ſprengte Raſinski an der Spitze ſeiner Uhlanen den Hügel heran, und kaum war das Thor geſchloſſen, ſo hörte man die donnernden Hufe ihrer Roſſe auf der Zugbrücke.

Dolgorow und Ochalskoi flogen die Treppe hinan in das Brautgemach, um Feodorowna zu retten, während die Gräfin eiligſt ihren Schmuck und das Nothwendigſte zuſammenraffte, deſſen ſie auf der Flucht bedurfte. Das Getümmel hatte die Ohnmächtige aus ihrer Betäubung erweckt. Mit Faſſung — denn äußerer Schrecken übte wenig Gewalt über ſie, die jetzt nichts mehr fürchtete — hatte ſie bereits ihre Kleidung geordnet, ihre wichtigſten Beſitzthümer — es waren nur Papiere und die Bildniſſe der Ältern — zu ſich genommen. Raſch warf ſie den Mantel über und eilte feſten Schrittes an der Seite des Vaters und des Gemahls in den Saal hinab, wo man die Gräfin antraf. Als man die Hausflur erreichte, tobten die Anſtürmenden ſo gewaltig gegen das Thor, daß man in jedem Augenblicke ihres Eindringens gewärtig ſein mußte. Doch konnten die Flüchtenden nicht ſogleich den Hofraum erreichen, denn eine große Anzahl von Dienern und Knechten, die ihre Beſonnenheit wieder gewonnen hatten, ſchleppten eben Heu, Stroh und Reiſig in großen Bündeln heran, um den Thorweg zu ſtopfen. „Wir wollen ſie durch einen Feuerwall von uns trennen," rief Dolgorow und ſchoß ein Piſtol in das trockne Stroh ab, daß es ſogleich Feuer fing. „Nur mehr Stroh, Holz und Heu heran, daß der Rauch und Qualm die Hunde erſticke, wenn ſie in das Schloß eindringen wollen!" rief der erbitterte Ruſſe, und die Diener tödteten im Eifer faſt

die Flamme durch das raſchaufgeworfene Brennmaterial. „So, recht, Ihr Burſche,“ rief der Graf, „zündet das ganze Schloß an; da wir es verlaſſen müſſen, wollen wir es wenigſtens dem Feinde nicht gönnen.“

Da er ſah, daß ſein Befehl erfüllt wurde, eilte er nun dem Garten zu, durch den Ochalskoi und die Frauen bereits flüchteten, um durch deſſen Hinterpforte den Wald zu gewinnen. In wenigen Minuten hatten auch die zurückgebliebenen Diener die Herrſchaft wieder erreicht, und als man ſich umſah, ſtieg bereits eine ſchwarze, dichte Rauchſäule im Schloßhofe empor.

„Sie werden nicht lange im Schloſſe hauſen,“ rief höhniſch jubelnd einer der Knechte, „denn in jedem Stalle brennt ein Bund Stroh. In zehn Minuten muß die Flamme hoch über die Schloßthürme zuſammenſchlagen. Sie ſoll uns, denke ich, auch ein Weilchen im Walde leuchten. Schade nur, daß wir die Pferde nicht mitnehmen konnten, aber dazu war nicht Zeit, vollends zum Satteln und Zäumen!“

„Schweigt jetzt,“ gebot Dolgorow; „unſere Flucht ſei ſo ſtill als möglich.“ Leiſe, aber mit ſchnellen Schritten eilten die Fliehenden vorwärts.

Noch hatten ſie nicht die Grenzmauer des Parks erreicht, als ſchon die rothe Flamme hell durch die Bäume des Gartens blitzte. Durch die kleine Hinterpforte gewann man das Feld und eilte auf einem ſchmalen Pfade dem nahen Walde zu. Eben hatte man den Saum deſſelben erreicht, als eine Reiterſchar im geſtreckten Galopp um die Gartenmauer ſprengte, um den Flüchtigen nachzuſetzen. Vollen Laufes eilten dieſe dem Walde zu, doch die Reiter ſprengten ihnen mit verhängten Zügeln nach, und noch ehe der ſicher liegende Zufluchtsort erreicht war, pfiffen Piſtolenkugeln durch die Lüfte, und

gleich darauf ſchwirrten ſchon die blinkenden Säbel über den Häuptern der Fliehenden.

Indeſſen hatte Raſinski mittelſt zweier raſch herbeigeſchaffter Baumſtämme das Thor des Schloſſes geſprengt. So wie es ſich öffnete, drang ihm ein erſtickender, funkenſprühender Qualm entgegen. Doch plötzlich fuhr der Sturmwind durch die ihm geöffnete Bahn und jagte die Flamme hineinwärts gegen Hof und Garten zu, und das glimmende Heu, Stroh und Reiſig wurde von dem heftigen Luftſtrome mit fortgetrieben; ſo bedurfte es keines künſtlichen Mittels, um die Bahn zu brechen. In zwei Minuten hatte der Sturm es ſchon gethan, ſodaß nur noch etwas Rauch und Aſche in dem Vordergebäude des Schloſſes die Spuren des angelegten Feuers verrieth. Unverzüglich drang daher Raſinski mit ſeinen Scharen ein und rief: „Beſetzt alle Eingänge! Laßt Niemanden hinaus. Boleslaw, Du reiteſt links mit Deiner Schwadron um die Schloßmauer, Jaromir rechts. Alle Gefangene werden hierher gebracht. Niemand reite ins Dorf! Das Schloß iſt der Sammelplatz für uns.“

Somit ſprang er vom Pferde und ſchritt haſtig von dem Boten, von Ludwig, Bernhard und mehrern Offizieren und Reitern begleitet die Stiegen hinan, um das Innere des Schloſſes zu durchſuchen. Leicht drang er durch die Reihe der Gemächer, in denen alle Thüren offen ſtanden, Alles die ſchleunigſte Flucht der Bewohner verrieth. Unzufrieden verweilte er endlich in dem großen Saal, indem er verdrießlich rief: „Sollte es doch fehlgeſchlagen ſein? Ich fürchte, das brennende Smolensk hat uns um die Beute betrogen und die Hochzeitgäſte zu früh auseinandergejagt!“

Der Bote zuckte die Achſeln und erwiderte: „Meine Schuld iſt es nicht, Herr Obriſt; ich hatte gut berichten. Wäre die Feſtung nicht in Brand gerathen, ſo würden wir-

im Schloß geweſen ſein, ehe ein Menſch unſere Gegenwart geahnet hätte, und die Generale ſowie ſämmtliche andere hohe Perſonen wären unſere Gefangnen geweſen."

„Ihr habt Euern Lohn verdient," erwiderte Raſinski, „nehmt." Er warf ihm eine Börſe mit Gold hin, die der Bote begierig einſteckte.

„Wenn wir jetzt nur etwas Infanterie und ein paar Kanonen hätten," ſprach Raſinski gegen die Offiziere gewendet, „ſo würde ich mich keinen Augenblick beſinnen, damit der Armee auf die Arriergarde zu fallen und ihr durch einen unvermutheten Angriff wenigſtens einen Schrecken einzujagen. Doch ſo iſt es nicht gerathen, etwas weiter hinein ins Land zu unternehmen. Die Infanteriepatrouillen und der Pulk Koſacken, auf den wir an dem Dorfe ſtießen, muß doch Lärmen gemacht haben, und leicht dürfte eine überlegene Maſſe gegen uns anrücken, die uns bei dem einzigen ſchmalen Pfade des Rückzuges, den wir haben, höchſt verderblich werden könnte. Ich bin alſo der Meinung, wir laſſen zur Verſammlung blaſen, ziehen unſere detachirten Trupps wieder ein und gehen ſo ſtill wieder über den Fluß, als wir gekommen ſind."

Die Offiziere ſtimmten ein.

In kurzer Zeit kehrte Boleslaw, ohne auf etwas Merkwürdiges geſtoßen zu ſein, mit ſeinen Reitern zurück, bald darauf auch Jaromir. Der Letztere brachte einige Gefangene von der Dienerſchaft des Grafen mit. „Ich ſtieß," berichtete er, „hart am Wald auf Fliehende. Es waren die Bewohner und Diener des Schloſſes und einige Frauen dabei. Wir ſprengten ſchnell auf ſie ein; ein Theil flüchtete, der andere leiſtete Widerſtand. Beim Glanz der Flammen, die von dem Schloßhofe herüberſchlugen, bemerkte ich einen Offizier, der ein junges Frauenzimmer auf ſeinen Armen in das dichte Gebüſch, wohin unſere Pferde nicht vordringen konnten, zu tragen

ſuchte. Raſch ſprang ich ab, um ihn zu erreichen; als ich mich durch das Gehölz arbeitete und ihm nahe kam, ſetzte er die Dame auf den Boden und wandte ſich mir entgegen. Ich rief ihm zu, ſich zu ergeben, doch er ſchoß nach mir, fehlte aber. Sogleich erwiderte ich den Schuß; er ſtürzte nieder. Eben wollte ich zuſpringen, als einige Ruſſen ſich zwiſchen ihn und mich warfen und mich zurückdrängten, ſodaß ich faſt von ihnen überwältigt worden wäre. Zum Glück erreichte ich noch eine freie Stelle, wo meine Leute mir raſch beiſpringen konnten. Sie arbeiteten mich los, und wir machten drei Gefangene. Ihrer Ausſage nach war der Getroffene der Fürſt Odalskoi, der ſich heute mit der Tochter des Grafen Dolgorow, dem dieſes Schloß gehört, vermählt haben ſoll."

„Wäre uns wenigſtens der eine Fang geglückt," rief Raſinski unmuthig aus; „doch ſchelte ich Dich nicht deshalb, Jaromir, denn Du haſt mehr als Deine Pflicht gethan," ſetzte er wohlwollend hinzu. „Aber das Glück hat uns nicht genug begünſtigt! Laßt uns jetzt wieder aufbrechen, damit uns das Schickſal nicht gar noch einen ärgern Streich ſpielt!"

Nachdem man ſich überzeugt hatte, daß unter den Gefangenen kein einziger von Bedeutung war, entließ man ſie unter der Drohung, ſie niederzuſchießen, wenn ſie ſich wieder ergreifen ließen. So ſuchte Raſinski es zu verhüten, daß man ſeinen Rückweg ausſpürte, weil er in dem Augenblick, wo er über den Dnieper zurückging, durch einen Angriff in die mißlichſte Lage kommen konnte. Auch wollte er die Leute bei der abſichtlich ausgeſprengten Vermuthung laſſen, daß er einen Rückhalt an einem ſtarken Corps habe, welches in der Nacht über den Dnieper gegangen ſei.

So ſetzte man ſich denn wieder in Marſch, indem man die brennenden Ställe und Scheunen den Flammen überließ.

Erst als sie wieder über die Fuhrt des Dnieper setzten und am Ufer desselben dahinzogen, bemerkte Rasinski, daß der alte Petrowski und Bliski, ein gewandter, tapferer Reiter, fehlten. Voll Besorgniß um sie sandte er Boleslaw mit einer kleinen Mannschaft zurück, um sie aufzusuchen. Zwei Stunden harrte er der Rückkehr desselben; endlich kam er, aber seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Die beiden wackern Kameraden schienen verloren.

„Sollten wir diese beiden Tapfern zum Opfer bringen müssen?" rief Rasinski, und düstere Falten zogen sich um seine Stirn. „Freunde, laßt uns noch hoffen! Vielleicht sind sie nur versprengt und finden sich wieder zu uns. Wir müssen nun die Nacht schon vollends darangeben und wollen daher ganz langsam weiter ziehen und von Zeit zu Zeit Zeichen geben. Hier sind wir ja in Sicherheit."

So geschah es; die treuen Kriegsgenossen gehorchten gern, denn das wahrscheinliche Loos ihrer Kameraden erfüllte sie mit stummer Trauer.

Schmerz und Ingrimm mischten sich in ihrer Brust; still bewegte sich der Zug weiter am Ufer des Flusses dahin.

„Horch! Was war das?" fragte Rasinski den neben ihm reitenden Boleslaw. „Rauscht es nicht im Fluß? Es war, als ob am andern Ufer Jemand hineinspränge. — Halt!" Sie lauschten mit scharfem Ohr.

„Wahrhaftig, es schwimmt Jemand herüber," sprach Boleslaw leise; „sollen wir anrufen?"

„Wart noch ein wenig, bis wir genauer sehen; man kann nicht wissen, was es ist, denn wir sind jetzt schon dicht an der Festung. — Es sind zwei Schwimmer!"

„Wer da? Halt! Antwort!"

„Gut Freund," antwortete Petrowski, und Alles

jauchzte auf vor Freude. Zwei Minuten ſpäter erreichten ſie das Land.

„Nur keine Umarmung!“ rief Bliski, einige Kameraden drollig abwehrend; wir ſind von oben bis unten voll Schlamm und Entengrütze. Ber! das Bad war friſch.“

„Woher kommt Ihr zu Fuß? Redet, erzählt!“ fragte Raſinski, der ihnen entgegengeſprengt war.

„Bliski war mein Retter!“ fing Petrowski an.

„Pah, laß mich erzählen,“ unterbrach ihn der muntere Schwarzkopf Bliski. „Er ſtürzte, als wir nach dem Schloß zurückreiten wollten; drei ruſſiſche Spitzbuben, die ſich im Buſch verkrochen hatten, ſprangen daraus hervor, und fielen über ihn her, um ihn zu plündern. Zum Glück ſah ich's und fuhr unter ſie. Doch einer ſchlug meinen Gaul mit einem Knittel über die Naſe, daß er ſcheu auffuhr und mich in den Sand ſetzte. Deſto beſſer, dachte ich, und war ſchnell auf den Füßen. Gegen Zwei hielten die Schufte nicht aus; aber die Pferde waren ins Feld gelaufen. Wir wußten nicht, ob das Krüppelholz nicht noch voll ähnlicher Früchte ſtecke, und ſuchten daher das Schloß zu Fuß zu erreichen, in der Hoffnung, unſere Thiere würden wol den andern nachgelaufen ſein. Doch da ſchnitt uns flüchtendes Geſindel aus dem Dorfe den Weg ab. Wir mußten in den Wald und kreuzten im Dunkeln lange hin und her; die brennenden Dächer von Smolensk dienten uns jedoch zum Führer. Plötzlich ſtießen wir auf einen großen Weg, den ich gleich für die Straße nach Moskau erkannte, denn ich bin lange in Rußland geweſen und weiß hier Beſcheid. Indem wir nun aus dem Gebüſch treten wollen, ſieht Unteroffizier Petrowski zum Glück einen Trupp Reiter herankommen. Wir ſchnell unter das Birkengeſträuch geduckt und keinen Laut von uns gegeben. Kaum waren die Reiter vorbei, ſo hörten wir das Raſſeln von Kanonen, und gleich

darauf sahen wir Artillerie anrücken. Es waren gegen hundert Geschütze und Pulverwagen, auch anderes Fuhrwerk in Menge; dann kam Infanterie, in langen dichten Colonnen, dann wieder Cavalerie, kurz ein ganzes Armeecorps, das über eine Stunde lang an uns vorüberzog. Endlich wurde das Terrain frei, wir brachen hervor und sahen uns um; eine Zeit lang folgten wir der Straße, dann schlugen wir uns links und erreichten den Dnieper in fünf Minuten."

So voller Freude Rasinski auch war, seine Leute gerettet zu sehen, so erregte doch Bliski's Erzählung seine Aufmerksamkeit noch in einer andern Weise. Er schöpfte nämlich die fast zur Gewißheit gewordene Vermuthung, daß wenigstens ein Theil der Garnison, vielleicht aber sogar die ganze, aus der Festung abgezogen sei. Deshalb beschloß er, den Versuch zu machen, durch die Wasservorstadt, die der Cavalerie zugänglich war, in die Stadt einzudringen, um der Erste zu sein, der den offenen, wenn gleich jetzt gefahrloseren Vortheil benutzte. Er befahl daher, in größter Stille vorzurücken, und hielt sich fortwährend dicht am Flusse. So erreichte er die ersten Häuser, ohne nur auf eine Schildwache zu stoßen. Eben begann der Tag zu grauen, als er in die Gassen einritt. Kein Laut, keine Spur verrieth, daß noch Bewohner in dem halb zerschossenen, halb brennenden Steinhaufen verweilten. Man erreichte eine Quergasse; voll Erstaunen sah Rasinski auch durch diese Reiter hereinkommen. Sie waren von dem Corps des Fürsten Poniatowski; man begrüßte einander in froher Überraschung und setzte den Weg auf verschiedenen Wegen fort. Rasinski ritt dicht an dem Hauptwalle hin. Da sah er im Halbdunkel einen Menschen behutsam umherschleichen. Er hielt ihn für einen Russen, und rief ihn in dieser Sprache an; doch derselbe antwortete nicht, sondern suchte zu entspringen. In der Hoffnung, daß der

Wunsch Auskunft geben könne, ob die Festung noch besetzt sei, sprengte Rasinski ihm nach, und mit Hülfe einiger Ulanen hatte er ihn bald so erreicht und umringt, daß er nicht weiter flüchten konnte. „Vive l'empereur!“ rief der entschloßne Soldat und legte sein Gewehr auf Rasinski an. Jetzt erst erkannte dieser die französische Uniform und verständigte sich mit Dem, den er für einen Feind gehalten hatte. Es war ein Unteroffizier vom Davoust'schen Corps, der den verwegenen Versuch gewagt hatte, allein über die Mauer in die Festung einzudringen. So wurde denn der Ruhm, den feindlichen Platz zuerst betreten zu haben, zum dritten Mal zweifelhaft. Indessen die Hauptsache war erlangt, man befand sich darin; sehr bald überzeugte man sich auch, daß die Russen die Festung verlassen und sich nach Abbrechung der Brücken auf das andere Ufer gezogen hatten, wo sie wahrscheinlich den daselbst gelegenen Theil der Stadt noch besetzt hielten.

Der Tag begann zu leuchten; seine Strahlen fielen auf ein düsteres Schauspiel. Ringsum rauchende Trümmer, Haufen von Leichen, die halb blutend, halb verbrannt, meist entkleidet auf dem Boden lagen. Andere sah man ausgedörrt, schwarz vom Rauche und Brande, auf dem dampfenden Schutt; Theile des Körpers waren ganz von Fleisch entblößt, weil die Flammen es weggezehrt hatten. Nur das nackte, verbrannte Gebein ragte noch hervor. Rasinski hatte das Regiment zurückgeführt, um die engen, durch eingestürztes Gebälk und Stein- und Aschenhaufen gesperrten Straßen nicht unnütz zu stopfen. Doch er selbst ritt, von Jaromir begleitet, wieder in die Festung zurück, um den Schauplatz der Verwüstung näher zu betrachten. „Ein trauriger Sieg,“ sprach er zu Jaromir; „es scheint nicht der Mühe zu lohnen, so ungeheure Kräfte an die Eroberung der russischen Steppen

zu setzen, in denen man statt der Dörfer und Städte bald nichts mehr finden wird als die Aschenhügel, unter denen sie begraben sind."

Selbst der fröhliche, lebensfrische, an die Gemälde des Kriegs gewöhnte Jüngling Jaromir war von einem stillen Grausen befallen, als er unter diesem dampfenden Chaos von Schutt und Leichen umherritt. „Freilich wol," entgegnete er auf Rasinski's Bemerkung; „und noch unbegreiflicher ist es mir, wie dieses verheerte Land die ungeheuren Massen der Völker nähren soll, die es überströmen. Ehe hier nicht aufs Neue gesäet und geerntet ist, sollte man glauben, daß kein lebendes Wesen sein Dasein nur einige Tage fristen könnte."

„Der Wolf wird nach Polen und Preußen auswandern müssen," warf Rasinski, innerlich grauend über den halb scherzhaften Klang seiner Rede, hin, „weil er hier Hungers sterben müßte. — Horch! Musik!"

Es waren die französischen Garden, welche so eben mit klingendem Spiele in die Stadt einrückten. Der fröhliche Schall in dieser Stunde, in dieser Umgebung, glich dem furchtbarsten Hohne. Rasinski zog sein Pferd in eine Seitengasse zurück, und ließ die Truppen an sich vorüberziehen. Die Spielleute bliesen die marseiller Hymne, deren feurige Klänge sonst in jedem französischen Herzen die glühendste Begeisterung, in jedem Auge die Flammen des Muths entzündeten. Doch diesmal redete sie eine unverständliche Sprache zu den kampfgewohnten Scharen. Tiefer Ernst blickte aus ihren Zügen; starr hefteten sie das Auge auf die Verwüstung um sie her und zogen die schwarzen Brauen düster zusammen. Man entdeckte zwar keine Spur des Verzagens auf dem rauhen, sonnverbrannten, mit breiten Narben gezeichneten Antlitz dieser Krieger, doch auch kein Schimmer der Freude

leuchtete in ihren Blicken. Mit ſtolz gehobener, aber finſter gefalteter Stirn ſchritten ſie über Leichen, Gebeine und glühende Aſche dahin; ſie glichen einem heraufziehenden Gewitter in ihrer ſtummen eiſernen Haltung.

Jetzt kam der Kaiſer auf ſeinem arabiſchen Schimmel heran. Er warf die ſcharfen Blicke überall aufmerkſam umher, ließ ſich jedoch dadurch in ſeinem lebhaften Geſpräch mit dem Grafen Lobau, der ihm zur Seite ritt, nicht ſtören.

„Der Kaiſer ſieht aus wie bei der Parade in Dresden,“ bemerkte Jaromir leiſe, doch mit dem Ausdruck des Erſtaunens.

„Es iſt in ſeiner Art,“ erwiderte Raſinski, „ſich im Sturme und Sonnenſcheine ſtets gleich zu bleiben. Doch wir wollen folgen; ich bin geſpannt, ſeine nächſten Anordnungen zu vernehmen. Sie könnten uns vielleicht recht lebhaft in Thätigkeit ſetzen.“

Mit dieſen Worten ſprengte er, von Jaromir begleitet, über die rauchenden Trümmer und neben dem Gedränge der einrückenden Colonnen dahin, um ſich dem Generalſtabe anzuſchließen, mit dem der Kaiſer die Feſtung näher beſichtigte.

Drittes Capitel.

„Ich bin dieſes Lebens doch faſt überdrüſſig,“ ſprach Bernhard, indem er einen ſchweren Sack von der Schulter auf die Erde herabſenkte, wobei ihm Ludwig behülflich war. „Für mich hätte ich den weiten, gefahrvollen Weg in die Raubhöhle der Mugiks nicht unternommen; aber mein armer

abgemagerter Brauner mußte einmal etwas Anderes freſſen als unreifen Hafer und Gras.

„Du biſt glücklich geweſen,“ entgegnete Ludwig, „wir haben ſo viel nicht gefunden. Alles rings umher wüſt und öde; die Dörfer verlaſſen, verbrannt. Ich ſehe nicht, wie das enden ſoll!“

„Laß gut ſein; es iſt wahr, wir ſchiffen in das wüſte Weltmeer hinaus, aber wir haben einen Columbus am Bord, deſſen Compaß ihn noch lange leiten wird, wenn unſer Auge ſchon längſt keinen Stern am Himmel mehr ſieht, dem wir folgen könnten. Aber hilf mir die Pferde füttern, ich mag die Thiere nicht warten laſſen, bis Raſinski's Reitknecht kommt; ſie werden Augen machen über das Gaſtmahl, das wir ihnen auftiſchen.“

„Gern,“ entgegnete Ludwig. „Es iſt gut,“ ſprach Bernhard, indem er Hafer in die Futterbeutel ſchüttete und ſie den hungrigen Thieren vorhing, „daß wir hier etwas abgeſondert liegen und doch wenigſtens eine alte Scheuer zum Stall haben bei dieſem rauhen, regnichten Herbſtwetter. Stünden wir auf freiem Felde, daß man meilenweit ſehen könnte, was wir an Fourage erbeutet haben, ſo würden wir mehr ungebetene Gäſte bekommen, als Fliegen zu einem Napf ſüßer Milch heranſchwärmen. Sieh, ſieh, wie es den alten Burſchen ſchmeckt! Ja, mein Brauneckchen, ſolcher Hafer iſt für Dich ein Auſternſchmaus.“

Indem Beide das vergnügliche Geſchäft, ihre Roſſe zu pflegen, mit Eifer betrieben, trat unbemerkt Raſinski ein, der von einem Gange aus dem Hauptquartiere, wohin er zur Parade geweſen war, zurückkehrte. „Was Tauſend,“ ſprach er, „Ihr füttert ja ſo reich und prächtig wie im Marſtall von St. Cloud. Wo habt Ihr denn dieſen Schatz gefunden?“

„Ei, guten Abend," wandten sich die Angeredeten zu Rasinski um.

„Nicht wahr," fragte Bernhard, „das wird den Kleppern wohl behagen nach der langen Fastenzeit und Kräutercur? Ich hatte die Dragoner belauscht; sie schleppten einige Säcke Hafer dort drüben aus dem Walde heraus. Hm, dachte ich, da ist vielleicht noch mehr zu haben, schlich hin, folgte wie Däumling der Spur der verlorenen Körner und der breiten Stiefeln und kam bald an einen Flecken, der vor acht Tagen vielleicht ein Dutzend Häuser gehabt haben mag, jetzt aber nur noch ein Dutzend Feuerstellen aufweisen kann. Auf dem einen Herd waren aber die Flammen zu früh ausgegangen; das halbe Wrack stand noch da. Ich kletterte über Asche und Kohlen hinein und fand in einer finstern Ecke gerade noch diesen Sack mit Hafer, den die Dragoner entweder nicht gesehen, oder, weil sie ihn nicht fortbringen konnten, dort versteckt haben mußten."

„Du bist immer geschickt, Bernhard," sprach Rasinski freundlich, aber doch mit einem Ausdruck von Wehmuth im Gesicht, der Beiden auffiel.

„Glücklich, nur leidlich glücklich," erwiderte Bernhard.

„Glück ist ein Geschick," fiel Ludwig ein.

„Ja, ein Geschick, das heißt ein Schicksal, aber keine Geschicklichkeit. Studire Deine Muttersprache besser, Ludwig, das rathe ich Dir an, denn Du drückst Dich sonst zu unbestimmt aus. Aber Du hast ja Briefe," wendete er sich ablenkend zu Rasinski.

„Für Ludwig; und wichtige Nachrichten für uns Alle. Morgen endlich wird es zur Schlacht kommen."

„Wirklich?" rief Bernhard lebhaft.

„Endlich!" sprach Ludwig, meinte aber damit die Ankunft der seit vielen Wochen vergeblich erwarteten Briefe von

den Seinigen. Indem er sie öffnete, berührte Rasinski Bernhards Schulter leise und gab ihm einen Wink mit den Augen in Beziehung auf Ludwig.

Bernhard verstand nicht, was dies bedeuten solle, schwieg aber und heftete nur aufmerksame Blicke auf Ludwig. Dieser las mit heftiger Bestürzung; er erblaßte, große Thränen rollten über seine Wangen; plötzlich ließ er die Linke mit dem Briefe sinken, bedeckte sich mit der Rechten die Augen und reichte sie dann, indem er einen schmerzlichen Seufzer ausstieß, als wolle er Trost und Stütze suchen, verlangend gegen Bernhard hinüber. Dieser ergriff sie mit Wärme, während zugleich Rasinski dem Erschütterten wehmüthig die Hand auf die Schulter legte und ihn gerührt anblickte.

„Meine Mutter — meine Mutter —, lies selbst —" mehr vermochte Ludwig nicht hervorzubringen und reichte Bernhard den Brief hinüber.

„Ich wußte das bereits," sprach Rasinski, indem er den Freund mit Wärme an seine Brust drückte; „wußte es durch meine Schwester, die mir den Brief im Einschlusse sendete. Aber Du solltest es nicht von mir erfahren. Denn wer mag einen bittern Kelch mit sanfterer Hand reichen als eine Schwester?"

Bernhard las indessen mit einer Rührung, deren selbst seine starke Seele nicht Herr werden konnte:

„Mein geliebtester Bruder!"

„Wie soll ich es beginnen, um mit der herben Trauerkunde, die ich Dir nicht ersparen kann, auch den Trost der Liebe in Dein Herz zu flößen? Der Liebe, die Dich in weiter Ferne kaum noch zu erreichen vermag! Ach Ludwig, unsere Mutter ist nicht mehr! Diesen Morgen entschlummerte sie in meinen Armen! Das alte Übel ihrer kranken Brust, das ich

lange schon sorgend beobachtet, wuchs durch unselige Zufälle plötzlich so übermächtig heran, daß es die Keime des Lebens mit furchtbarer Schnelligkeit zerstörte. Doch waren die letzten Stunden sanft, und die Seele der treuesten Mutter weilte nur bei ihren Kindern. O, mein Bruder! In diesem tiefen Schmerze fühle ich noch den tiefern, dich so fern und einsam zu wissen, hinausgetrieben in eine öde Weite, wo die Stimme Deiner Klage unter rauhem Kriegsgetöse verhallt. Sanft ist meine Trauer um die Dahingeschiedene; aber bang und schwer bedrängt fühlt sich mein Herz, wenn ich Deiner gedenke. O könnte ich zu Dir, könnte meine schwesterliche Hand Deine Wange liebkosen, wenn sie sich mit Thränen netzt! Du bist hinweggerissen von allen Gütern des Lebens, deren holdes Antlitz uns in dunkeln Tagen Trost zulächelt. Ausgetrieben aus der Heimat, geschleudert in eine öde Fremde, ist Deine Thätigkeit mehr eine Geißel als ein Stab für Dich. Du kannst Dich nicht freudig aufrichten in Deinem Berufe! O ich fühle, Ludwig, wie viel zermalmender der Schlag Dich treffen muß als mich. Mir entführte ein sanfter Genius die Dahingeschiedene aus meinen Armen; Dir reißt sie ein fürchterlicher Dämon von der blutenden Brust. Laß ja keine Sorge, keinen Kummer um meinetwillen Deinen Schmerz mehren. Daß ich um die Mutter weine, kannst Du Dir freilich nicht verhehlen; aber ich traure nicht einsam; mütterliche Freundschaft und schwesterliche Liebe weilen mir zur Seite. Fürchte ja nicht, daß ich verlassen und allein stehe; denn eben weil die verlassene Jungfrau ganz hülflos ist, darum bietet ihr Jeder die Hand, Jeden rührt ihr Geschick, und sie sieht sich — so erging es mir — mit freiwillig dargebotenen Gaben der schönsten Liebe überschüttet. Aber von dem Manne fordert man streng, er soll durch eigne Kraft bestehen; weil er selbst Rath und Hülfe kennt, geht Jeder fremd an ihm vorüber, und so ist er oft

verlaſſener als wir ſelbſt. Denn wer vermag ſich allein zu erhalten in dieſer Welt voller Stürme? — Ach, warum kann ich nicht nur die eine erſte, bittere Stunde an Deiner Bruſt ruhen und Deine Thränen liebkoſend trocknen? Gewiß, Du ſollteſt minder leiden! Die warme Hand der Liebe würde die kalte des Schmerzes von Deiner Bruſt entfernen. Nur von Männern weiß ich Dich umgeben. Wird ihre rauhe Seele Deinen Schmerz ſo tief mitfühlen? Können ſie Dich ſo ſanft lieben wie mein Schweſterherz? Kannſt Du Dich je zu ihnen ſo wenden wie zu mir? Doch, ſie werden Dir ja theilnehmend und tröſtend ſein und Dich nicht verlaſſen in Deinem Schmerz, wie ſie in andern rauhen Schickſalen Dir treulich zur Seite ſtanden. Das hoffe ich zu Gott, der ſo gnädig iſt, ſelbſt in ſeiner Strenge — ach, und mein ganzes Herz ſoll es ihnen ewig danken."

„Lebe wohl, mein Bruder! Du, das Einzige, was mir auf dieſer Erde noch bleibt! O mögen tauſend gute Engel Dich auf Deinem gefahrvollen Pfade umſchweben! Wie ich es überſtehen ſollte, wenn auch Du — nein, nein, dahin läßt es der gütige Vater im Himmel nicht kommen, denn er weiß, wie viel wir zu tragen vermögen. Lebe wohl! Sein Segen, ſein Troſt iſt mit Dir."

„Deine Marie."

„Du haſt einen mächtigen Schild vor Dir, der Dich decken wird morgen in der Schlacht," ſprach Bernhard, nachdem er geleſen, mit ſo feſter Stimme, als er vermochte; „umſchwebten mich ſolche Schutzgeiſter, ich wollte in dem Krater des Hekla ruhig ſchlummern. Bruder Ludwig, wir ſollen Dich tröſten? Tröſte Du uns, denen Niemand ein ſolches Wort der Liebe ſpricht. Lies, lies," wandte er ſich zu Raſinski und reichte ihm den Brief hinüber; „es iſt das Evangelium unſers heutigen Tages."

„Ich ſollte ſie alſo nicht wiederſehen!" ſprach Ludwig

mit unterdrückter Stimme und lehnte ſein Haupt an Bernhards Bruſt.

„Daß der Teufel uns auch noch bis Morgen hinzerren will auf der Folterbank," rief Bernhard unwillig; „jetzt könnte ich die Schlacht brauchen, gleich! Tapfer? Tapfer werde ich nicht ſein; ob mir aber jemals in meinem Leben etwas Gleichgültigeres begegnen kann als eine Batterie, die einen Niagaraſtrom von Kartätſchen über mich ausſpeit, das möchte ich ſchwerlich glauben. Kommt, laßt uns nach den Hütten hinübergehen, wo Jaromir und Boleslaw liegen; am Abend vor der Schlacht muß man ſich doch auch einmal ausſprechen. — Aber iſt's denn Ernſt?"

Bernhard hatte, ſo lange er ſprach, Ludwigs Hand nicht aus der ſeinigen gelaſſen und ſie faſt krampfhaft gedrückt. Die letzten Worte richtete er an Raſinski, der aus düſterm Sinnen auffuhr.

„Ernſt? So gewiß, als das herbe Schickſal, das unſern Freund getroffen." Er fuhr mit der Hand zweimal über die Stirn, als werde es ihm ſchwer, ſich zu ſammeln und zu beſinnen. „Was wollte ich doch ſagen? — Ja — Kutuſow will morgen ſchlagen — es iſt unbezweifelt. Der Kaiſer hat ſchon das Schlachtfeld recognoscirt. Der Tag von geſtern war nur das Vorſpiel. Der ſiebente September iſt beſtimmt, um in die Jahrbücher der Geſchichte eingeſchrieben zu werden."

„Man wird ihn alſo roth im Kalender anſtreichen; und blutigroth, denke ich," entgegnete Bernhard. „Mir gleich. Je mehr der Tod in Maſſe erntet, je kühler ſehe ich zu. Was gibt es Gleichgültigeres als die ſummariſchen Sterbeliſten eines großen Reichs am Schluſſe des Jahres? Und keine Schlacht, die erbittertſte ſelbſt, iſt ſo mörderiſch als ein einziges Jahr des ruhig fortlaufenden Zeitſtroms. Was ſage

ich? Ein Jahr? Ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick, wenn wir den Blick über die nächste Scholle, auf der wir stehen, hinwegschweifen lassen! Ich weiß überhaupt nichts Alberneres, als auf den Tod oder auf Todesgefahr Gewicht zu legen; das Gefährlichste ist: geboren werden, denn damit fängt nicht nur die Lumperei des Sterbens, sondern sogar auch die des Lebens mit seinem Füllhorn von Drangsalen, Jammer, Elend, Schurkereien und Abgeschmacktheiten an. Aber kommt, Freunde! Die Pferde fressen, daß es eine Lust ist. Was sollen wir länger hier?"

Anders als seine Worte waren Bernhards Handlungen. Denn mit Wärme schlang er den Arm um Ludwig und leitete ihn hinaus ins Freie.

„Ich folge Euch sogleich," rief Rasinski den Gehenden nach.

„Nun, ein Eisbär bin ich gerade auch nicht," murmelte Bernhard, als sie allein waren; „aber meine Thränen habe ich nur für mich und für Die, die ganz ich selbst sind."

Hier preßte er den Freund rauh an seine Brust und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Ludwig fühlte Bernhards warme Thränen und mit ihnen seine ganze Liebe, den vollen Trost seiner ausharrenden Treue.

Sie gingen zusammen eine kleine Anhöhe hinan, von der sie das mit Roß und Mann bedeckte Feld weit überschauen konnten. Schon hatte der Herbst das Laub gefärbt; die Birken streuten welke Blätter auf den Rasen, alles Grün war todt, fiel ins Graue; der Himmel hing farblos, bleiern über dem Gefilde, rauhe Windstöße fuhren von Zeit zu Zeit durch die feuchte, nebelige Luft.

„So sieht es jetzt in meiner Seele aus, lieber Bernhard," sprach Ludwig mit weichem Tone der Stimme, „so öde und freudlos, und doch so ungestüm bewegt wie in die-

ser todten, aber dennoch von wildem Verkehre erfüllten Landschaft."

„In der meinigen ist das eigentlich die Alltagsfarbe," erwiderte Bernhard; „nur selten blickt die Sonne, wie zu hohen Festtagen, ein wenig durch den grauen Dunsthimmel. Und selbst dann ist ihr Erscheinen, wie jedes zu flüchtige Glück, eher ein Schmerz als eine Freude. Es weckt nur die Sehnsucht unsers Herzens aus ihrem dumpfen Schlummer. Traumgestalten nahen uns so; wir sind voller Liebe, wenn wir aber die Arme ausbreiten, sie zu umfangen, sind sie zerronnen. Ich meinestheils pflege alsdann noch gewöhnlich das Glück zu haben, mit den Knöcheln gegen die Wand zu stoßen, oder mir die Bettdecke ins Gesicht zu pressen statt der Geliebten. Du wirst vielleicht böse, Ludwig; aber es verdrießt mich etwas und ich muß es Dir sagen. Es hätte mir was bedeutet, wenn das Datum und die Stunde gestimmt hätten; indessen es ist nichts."

„Wie so, Lieber?"

„Als wir durch den Dnieper ritten, mußte ich, Du weißt's ja, so lebhaft an Deine Schwester denken, als ob sie neben uns hinschwebte. Wenn es die Todesstunde der Mutter gewesen wäre — ich bin ein Mann, ich weiß es, doch ich hänge einmal an dergleichen. Aber sie ist ja Morgens und drei Tage früher hinübergegangen."

Ludwig lächelte wehmüthig, Bernhard neigte das Haupt; Beide schwiegen einige Minuten und blickten in die Landschaft hinaus.

„Die gute Marie!" begann Ludwig wieder, „sie kümmert sich um meine Einsamkeit und steht doch selbst so ganz verlassen!"

„So muß es Jedem scheinen, der nicht immer zunächst an sich denkt. Auch kommt eine sehr allgemeine Täuschung dazu.

Der Mensch kann niemals ganz aus seinen Empfindungen und in fremde hinein. Weil Marie Dich so weit getrennt von ihr fühlen muß, so fühlt sie Dich getrennt von Allem; und Du umgekehrt eben so. Nichts ist uns natürlicher, als uns einen Bewohner Sibiriens oder des Feuerlandes als ganz verstoßen vom Erdkreise zu denken; denn nichts fällt uns weniger ein, als daß dem Kamtschadalen ein Einwohner von Paris eben so entfernt, so an der äußersten Grenze der bewohnten Erde erscheinen muß, ja eben so enterbt und verlassen von allen Wohlthaten der Natur, weil alles Dortige ganz außer dem Kreise seiner Vorstellungen und Wünsche liegt. Doch sieh, wie der Wind den Rauch der Wachtfeuer durch die Ebene weht; er drückt ihn ordentlich auf den Boden nieder. Die Luft athmet sich schwer. Denkst Du mit Besorgniß an die Schlacht?"

„Nein, Bernhard," sprach Ludwig offen; „meine Seele ist so ganz anders beschäftigt. Vielleicht wenn wir mitten im Getümmel sind, daß mich's mit fortreißt. Ich habe mir's vormals als das größte Erlebniß gedacht, einer Schlacht beizuwohnen: hat mich das gefahrvolle unstete Treiben des Kriegs überhaupt, diese häufige Wiederholung des Vorspiels zu dem Hauptdrama, daran gewöhnt, oder ist es, weil meine Gedanken ganz verschieden beschäftigt sind; allein ich empfinde es jetzt fast nur als ein gleichgültiges Ereigniß, daß morgen sich das Geschick zweier Völker entscheiden soll, wiewol meine Vernunft mir das Gegentheil sagt."

„Lieber," begann Bernhard, „ich fragte nicht ohne Absicht darnach, sonst hätte ich jetzt wol von andern Dingen mit Dir gesprochen. Aber vergib mir, ich denke mit an Marien; der Schluß ihres Briefes — ich glaube zwar, daß ihre Bitten im Grunde so viel gelten als zehn Schutzheilige — dennoch — Deinetwegen fürchte ich die Schlacht,

und es wäre mir, gerade heraus, lieb, wenn Du nicht darein verwickelt würdeſt. Laß mich mit Raſinski ſprechen."

„Nein!" entgegnete Ludwig ſanft, aber feſt. „Du weißt, daß kein innerer Beweggrund mich zum Kampfe treibt, daß meine Wünſche ſich ſogar mehr für die Sache des Gegners entſcheiden, weil ihr Sieg unſer Vaterland wenigſtens von der Unterdrückung, die es in dieſem Augenblicke duldet, befreien würde; allein dennoch widerſtrebt etwas in mir Deinem Vorſchlage ſo entſchieden, daß ich keinen Augenblick wanken kann. Zuerſt bin ich ein Mann; ich müßte mich als ſolcher herabgeſetzt fühlen, wenn ich in der Stunde der Gefahr mich ſelbſt bedächte."

„Wahrlich, ich denke nur an Marien," rief Bernhard, „und weiß, daß Du ein Opfer bringen würdeſt; aber ich weiß nicht, ob Du es nicht ſollteſt!"

„Nur für ſie wünſche ich zu leben," entgegnete Ludwig, „und der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich, ſoll ich fallen, nur der einſam Zurückgebliebenen gedenke. Doch — nein — nein; der Scharfſinn meiner Gründe möchte beſiegt werden können durch ſcharfſinnigere, aber nimmermehr das Gefühl in meiner Bruſt. Marie ſelbſt würde ſich meiner ſchämen; ſo wenig wie ſie mir das Leben durch etwas Unwürdiges zu erhalten vermöchte, ſo wenig kann ſie erwarten, daß ich es für ſie thue. Nein, Bernhard, Deine Liebe führt Dich zu weit!"

„Du biſt mit Deinem wahren Muthe über dieſen Schein des Verdachtes erhaben; ich bin es auch und würde mich, falls ich eine Urſache in mir fände, von der Schlacht zurückzubleiben, keinen Augenblick bedenken."

„Auch ich nicht, wenn das Zurückbleiben ſelbſt der Zweck meines Handelns wäre; nicht aber, wenn es das Mittel ſein ſoll. Überdies vergiß nicht, daß der Stand, den wir wähl-

ten, eigentlich unſer Leben beſchützt; ſo wird es für uns eine verdoppelte Pflicht, das Heiligthum ſeiner Ehre unverletzt zu erhalten. Und dann, Bernhard, dieſen einen Weg des Todes willſt Du verſperren; was aber thuſt Du mit den tauſend andern, auf denen er zu uns dringen kann? Erfülle Dich mit dem gläubigen Vertrauen, das Marie ſelbſt empfindet! Sie fordert nicht, daß ich die Gefahr meiden ſoll, doch ihre heldengläubige Seele vertraut darauf, daß eine höhere Macht mich beſchirmen werde. Und würdeſt Du denn mich und Raſinski und Jaromir und Boleslaw in die Schlacht ziehen ſehen können und wohlgeſichert aus der Ferne zuſchauen, wie das Schwert des Todes über den Häuptern der Freunde ſchwebte? Bernhard, frage Deine eigne Seele und gib Dir ſelbſt die Antwort."

„Recht haſt Du freilich; aber könnte ich das Unrechte für Dich thun, ich thäte es dennoch. Wäre ich an Raſinski's Stelle, ich ließe Dich heut unter einem Vorwande in Ketten und Banden zehn Tagemärſche zurück ins Gefängniß ſchicken."

„Du thäteſt es gewiß nicht," ſprach Ludwig und lächelte gerührt.

„So laufe denn das Rad des Schickſals!" rief Bernhard und ſtampfte unwillig mit dem Fuße. „Es zermalme, wen es mag! Das aber ſage ich Dir, es ſoll nicht Raum finden zwiſchen mir und Dir hindurchzurollen! — — Kommen dort nicht Jaromir und Boleslaw herauf?"

Sie waren es. Raſinski hatte ihnen Ludwigs trübes Geſchick erzählt; mitleidig kamen ſie, um dem Freunde ihre Liebe zu zeigen. Der jugendliche, leicht bewegte Jaromir bezwang eine Thräne nicht; Boleslaw, durch eignes ſtummes Dulden gehärteter, vermochte nur ſanften Ernſt zu zeigen.

Sie gingen zusammen den Hügel hinab, um sich an dem Wachtfeuer vor Rasinski's Hütte zu lagern, wohin dieser alle Offiziere des Regiments beschieden hatte, weil es seine Gewohnheit war, den Abend vor der Schlacht so viel als möglich in der nächsten Vertraulichkeit mit allen seinen Kameraden zu leben.

Die Sonne mußte hinab sein; seit Mittag schon war sie hinter dem grauen Gewölk verborgen. Die Nacht kam empfindlich kalt herauf, sodaß selbst das Feuer und die dichten Mäntel der Gelagerten die Schauer des Frostes nicht ganz abzuhalten vermochten. Der ganze Tag war in dumpfer Todesstille vergangen, gewissermaßen nach einer schweigenden Übereinkunft zwischen den beiden furchtbaren, einander gegenüber gelagerten Heeren. Es schien, man wolle sich die kurze Ruhe gönnen, um am nächsten Morgen mit desto gestärktern Kräften den erbitterten Vertilgungskampf beginnen zu können. Diese schwer auf der Brust lastende, alle frischern Lebensregungen lähmende Lautlosigkeit wurde durch die Stimmung jedes Einzelnen noch vermehrt; denn Jeder ging natürlich dem gewaltigen Ereigniß mit ernster Brust entgegen. So wollte auch das Gespräch der im Kreise gelagerten Kameraden nicht lebhaft werden. Selbst wenn Ludwig und Diejenigen, die ihm zunächst standen, nicht besondere Ursachen zu jenen schweigend in sich zurückkehrenden Betrachtungen gehabt hätten, so würde dennoch keine freie, kriegerisch sorglose Heiterkeit geherrscht haben. Die Zukunft rückte zu bedeutungsvoll heran; der Himmel war zu düster verhangen, seine Donner grollten zu unheimlich in der Ferne, um einen freien Schlag des Herzens zu gestatten. Vergeblich versuchte es Rasinski, bald durch einen Toast, bald durch die Erinnerung an ein früheres bedeutendes Erlebniß, bald durch Anregung schöner Hoffnungen, eine lebhaftere Bewegung in

die Freunde zu bringen; einen Augenblick entzündete sich der Antheil, aber nach wenigen Minuten war Jeder wieder zu den Gedanken und Besorgnissen in seiner Brust zurückgekehrt.

Die Dämmerung graute schon, als ein plötzlicher Kanonenschuß aus dem feindlichen Lager her die äußere und innere Stille unterbrach. Man sprang auf, man forschte, fragte. In solchen Stunden, unter solchen Umständen ist ein Schuß fast immer das Zeichen eines wichtigen Ereignisses; Jeder hielt ihn für eine Warnung, auf Alles gefaßt zu sein. Allein diesmal war die Spannung auf etwas Wichtiges vergeblich gewesen; doch schon nach wenigen Minuten erfuhr man, daß dieser einzige Schuß verhängnißvoll und entscheidend für den ganzen Krieg hätte werden können. Denn er war auf eine Gruppe von Reitern geschehen, unter denen sich der Kaiser befand, welcher, von der Unruhe gefoltert, das russische Heer könne abermals durch stillen, nächtlichen Abzug seine Hoffnung auf eine Schlacht täuschen, sich aufs Pferd geworfen und die Dämmerung benutzt hatte, um die Stellung des Feindes noch einmal zu recognosciren. Zu seiner Freude hatte er aus den in schwarzen Zügen heranrückenden Reservecolonnen, die sich in der Ebene verbreiteten, aus den langen, von Moskau heranziehenden Reihen der Munitions- und Proviantwagen, aus der furchtbaren, noch immer mehr und mehr befestigten Verschanzungslinie auf den Anhöhen, die Gewißheit geschöpft, daß der Tag der Schlacht gekommen sei. Er trug nun kein Bedenken mehr, sie seinen Truppen zu verkünden. Eine halbe Stunde nach jenem einzelnen Schusse wurde die Proclamation an das Heer ertheilt; Rasinski erhielt sie durch einen Adjutanten. Er sammelte sogleich die Seinigen um sich her und las sie ihnen bei dem Glanz des roth aufflackernden Feuers mit ernster Stimme vor.

„Soldaten! Der Tag der Schlacht, den Ihr so lange herbeigewünscht, ist da. Der Sieg steht bei Euch; er ist uns nothwendig, er wird Euch Überfluß, ein sicheres Winterlager, eine schnelle Rückkehr in die Heimat gewinnen. Zeigt Euch wie zu Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk, daß Eure späten Enkel noch mit Stolz von ihren Ahnen sagen können: Er focht in der gewaltigen Schlacht unter den Mauern von Moskau!"

Die kurzen, ernsten, gewichtigen Worte fielen mächtig in die Brust der Krieger. Ein edles Feuer flammte aus ihren Blicken, und als Rasinski den Säbel zog, ihn mit der Rechten hoch emporhob und laut ausrief: „Es lebe der Kaiser!" da donnerte der tausendfache Ruf der Begeisterung mächtig in die Luft, daß er weit durch die Nacht erscholl, und der Wind ihn hinübertrug in das Lager des Feindes.

Der kommende Tag forderte große Anstrengungen; Rasinski gebot daher seinen Kriegern, jetzt der Ruhe zu pflegen, damit der Morgen sie bei den frischesten Kräften fände. Den Führern schlug er jedoch, um die freiere Stimmung zu unterhalten, hauptsächlich aber um Ludwig zu zerstreuen, einen Gang durch das Lager der Garden nach dem kaiserlichen Gezelt vor, welches nicht fern von dem Bivouac der Cavalerie aufgeschlagen war. Man nahm den Vorschlag gern an.

Bald hatte man das große Viereck erreicht, welches die Garden beschützend um das Gezelt des Kaisers geschlossen hatten. Der Anblick dieser auserlesenen Krieger, wo man keine Stirn ohne Narbe, keine Brust ohne Orden sah, mußte eine männliche Seele mit kraftvollem Selbstgefühl durchdringen; sogar der wehmüthig gestimmte Ludwig richtete sich freier auf, als er durch die Reihen dieser Helden schritt. Noch lebendiger wurde Bernhard aufgeregt.

„Wahrlich, eine ganze Galerie von Genrebildern!“ rief er aus, indem er ſich zu den Freunden wandte. „Zehn Jahre wollte ich hier ſitzen und zeichnen. Und welch ein Studium von Köpfen und Trachten! Bemerkt einmal den Grenadier dort, der eben ſein Gewehr putzt. Mit welchem Ernſt er die Waffe prüft und betrachtet; in jedem Zuge ſieht man es, daß er ſie wie ein Heiligthum in Ehren hält. Wie er den Schein der Flamme darauf ſpielen läßt und ſich ſelbſt in dem blanken Lauf ſpiegelt! Hm, der alte Knabe darf ſich wol anſehen, und mir däucht, die breite Narbe, die ihm die Brauen über dem linken Auge ſpaltet, kann ihm gefallen. Jetzt iſt er fertig; er thut einige Griffe, ſchlägt an. Sicher denkt er ſchon daran, wie er morgen mitten im dichteſten Pulverdampf ſeinen Feind aufs Korn nehmen und mit Augen betrachten wird, die noch durchbohrender ſcheinen als die Kugel im Lauf.“ Im Fortwandeln ſchweifte Bernhards geübtes Malerauge über alle Gruppen zur Rechten und zur Linken hin, und wo er einen charakteriſtiſchen Kopf ſah, machte er die ruhiger hinwandelnden Freunde in ſeiner ſcherzenden lebendigen Darſtellungsweiſe darauf aufmerkſam. Zugleich lag ihm dabei der dunkle Trieb in der Seele, die tief bekümmerte Bruſt Ludwigs aufzuheitern. „Seht dort drüben den bärtigen Sergeanten, der ſich die blutende Stirn verbindet,“ rief er. „Wie gleichgültig er dazu ſieht! Freilich, ſie iſt der Narben gewohnt! Ich ſehe da ſo einige breite, zackige Hieroglyphen, die vermuthlich ein Mameluckenſäbel an den Pyramiden hinein gezeichnet hat. Deine Stirn iſt ein verteufeltes Stammbuch! Wer ſich eingeſchrieben hat, bleibt Dir gewiß im Gedächtniß, ſchwerlich aber im freundſchaftlichen. Der Kerl dort gefällt mir! Wahrhaftig er raſirt ſich; glatt geſchabt, wie zum Sonntagstanz vor der Barriere von Neuilly, oder in die luſtigen Weinhäuſer von St. Denis, wo es ſo viel

schwarzäugige Griſetten gibt, will er morgen in die Schlacht gehen. Es iſt ein Spartaner, die ſich auch putzten und bekränzten für den Kampf. Ich glaube, dieſer Grenadier ſieht keinen groſen Unterſchied dazwiſchen, ob er mit ſeinem Mädchen eine Française aufführt, oder am Flügel des Regiments gegen eine Batterie marſchirt. Muſik gibt es bei beiden Feſtlichkeiten. Ich möchte wetten, er denkt morgen Abend in Moskau einzumarſchiren, und putzt ſich heute ſchon dazu auf, weil es morgen an Zeit fehlen möchte. Sein ganzes Geſicht ruft: „Vive la bagatelle!“ und eine Schlacht, ein ganzer Feldzug zählt mit in der Reihe der Bagatellen. Trotz dem iſt er nicht mehr jung; er ſieht aus, als würde er von Marengo und Arcole zu erzählen wiſſen. Glück zu, guter Freund, ich wünſche Dir, Du mögeſt morgen noch ſo fröhlich ſein wie heut, und bei Deinem Abendeſſen die Carmagnole ſo gedankenlos trällern wie jezt eben.“

„Ich habe doch dieſe Krieger ſchon in einer ganz andern Stimmung geſehen,“ entgegnete Raſinski; „ſo bewegt das Lager Dem erſcheinen mag, der es in dieſem Feldzug zuerſt kennen lernt, ſo ganz anders ſieht es Der, welcher es ſeit langen Jahren kennt. Es iſt Entſchloſſenheit, Faſſung auf das Schlimmſte, in den Geſichtern dieſer Leute zu leſen; aber nicht jenes freudige Vertrauen, jene brennende Begierde nach Kampf und Sieg, die man ſonſt an Tagen vor der Schlacht aus ihrem Auge leuchten ſah. Seht dort das Zelt des Kaiſers. Was mag das Gedränge dahin für Urſache haben?“

Man ſahe die Krieger in groſen Scharen zu dem Gezelt eilen und ſich in einer ſchwarzen Maſſe um daſſelbe verſammeln. Die Zurückkehrenden ſahen fröhlich aus und ſprachen lebhaft mit einander. Ausrufungen des Erſtaunens, der Freude drangen aus dem dichten Gewimmel hervor.

„Was giebt es dort?“ fragte Rasinski einen Grenadier, der aus dem dichtesten Haufen kam.

„Was es gibt, mein Colonel? Ah, etwas sehr Schönes und Erfreuliches! Ein Kind, ein prächtiges Kind! Der Sohn des Kaisers! Ja, mein Obrist, es ist ein Bildchen wie von Schnee und Rosen! O, man ist auch Vater! Ich habe einen Sohn, der nur um acht Tage älter ist. Sein Bild kann ich freilich nicht nachkommen lassen, allein ich hab' es im Gedächtniß. Der Schelm sitzt mir hier (dabei deutete er auf die mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückte Brust) so deutlich abgemalt, daß ich keines Bildes bedarf! Aber es ist doch schön, eins zu haben! Gehen Sie nur, mein Obrist, und sehen Sie selbst!“

Der vor Freude in Redseligkeit überfließende Soldat wurde durch den Strom fortgedrängt. Rasinski und seine Begleiter kämpften sich hinan. Das Gedränge war zu groß; sie konnten nur aus der Ferne, ohne die Züge zu unterscheiden, wahrnehmen, daß dicht an dem Zelt des Kaisers, unter der Obhut zweier bärtigen Grenadiere ein Gemälde — es war das des Königs von Rom — aufgestellt war, welches die Soldaten mit theilnehmender Neugier betrachteten.

„Es hat etwas sehr Rührendes für mich,“ sprach Ludwig zu Bernhard, „daß mitten in dieser kriegerischen Zurüstung sich nicht nur der Feldherr, sondern auch der liebende Vater zeigt, und daß er seine Tapfern so an seiner Freude Theil nehmen lassen will.“

„Ja, ja,“ sprach Rasinski lächelnd, „er ist ein großer Kenner der Menschen. Durch nichts kann er seine schwarzbärtigen Helden mächtiger an das Glück der Heimat erinnern als durch eine solche Mahnung. Nun schlägt Jedem das Herz nach dem Vaterlande, dem schönen Frankreich, wo

Der ſeine Kinder, Der ſeine junge Frau, die indeſſen vielleicht Mutter geworden iſt, Der ſein munteres Liebchen zurückgelaſſen hat. Es gibt keinen andern Weg nach Paris als über Moskau, das wiſſen ſie zu gut. Wie grimmige Löwen werden ſie daher auf Die einſtürmen, die ihnen die Bahn ſperren wollen!"

„Ich dächte," meinte Ludwig, „durch ſolche Erinnerungen müßte grade das Herz des Soldaten ſchwer werden, er müßte den Krieg, der ihn von Allem, was ihm theuer iſt, trennt, haſſen, müßte unwillig weiter vordringen."

„Gewiß," antwortete Raſinski; „nur nicht am Tage vor der Schlacht. Mühſeligkeiten erträgt der Soldat ſchwer, Gefahren leicht; er wagt lieber, als er duldet. Die Zeit der Mühe iſt jetzt vorüber, es kommt ein kurzer Augenblick der Gefahr; dieſem geht er freudig entgegen; denn es iſt mehr Hoffnung des Gewinnes als Furcht des Verluſtes dabei. Zeigt ihm nur einen ſichern Preis des Sieges; wahrlich! ihn kümmert's nicht viel, ob er die Hölle ſtürmen muß, um ins Paradies zu kommen. Das aber muß ihm ſicher ſein. Seine Glaubensworte lauten: Sieg, Frieden, Heimkehr. Regt ihm daher nur die Sehnſucht zu der letzten mächtig an, ſo darf Euch um den erſten nicht bange ſein."

„Guten Abend, Graf," redete eine bekannte Stimme Raſinski an; es war Regnard. „Gut, daß wir uns heut noch ſprechen," fuhr er fort, „morgen wird man nach Manchem vergeblich fragen. Ich denke, die Schlacht wird den Anſtalten dazu Ehre machen. Man marſchirt nicht achthundert Lieues, um ein Vorpoſtengefecht zu liefern."

„Nun, bis jetzt iſt's uns doch nicht viel anders ergangen" erwiderte Raſinski.

„Jede Frucht will reif werden, Graf. In Rußland erntet man ſpäter als bei uns. Geht Acht, morgen haben die

Senſen etwas zu thun. Die Ruſſen meinen es diesmal ſehr ernſtlich!"

„Weiß man das ſchon gewiß?"

„Es läßt ſich nicht mehr daran zweifeln. Eben war ich dabei, als ein Überläufer ſeinen Bericht abſtattete. Der alte Kutuſow iſt gewiß, daß wir morgen angreifen, und hat beſchloſſen, Stand zu halten wie eine Feſtung. Aber ernſtlich, der Ruſſe iſt auf einen entſcheidenden Kampf gefaßt, iſt förmlich zum Tode geweiht. Ihr hörtet doch gegen den Nachmittag die ſeltſame Muſik herüberſchallen, und habt die Bewegung im Lager beobachtet, als die Leute unter Waffen traten?"

„Freilich! Und was bedeutete ſie?"

„Es war die Traurede zu der Hochzeit, die wir feiern ſollen. Der alte Fürſt hatte ſich mit allen ſeinen Prieſtern und Archimandriten umgeben, die in ihren Prachtgewändern das Lager durchzogen. Sie trugen ein heiliges Bild, das ſie aus Smolensk gerettet, durch die Reihen der Krieger. Der Ruſſe betet es als wunderthätig und beſchirmend an. Seine Kirche erfüllt ihn mit fanatiſchem Muth. Seine Prieſter haben ihn nun zum Kampfe geweiht; wer fällt, dem iſt die Seligkeit des Jenſeits gewiß. Ihr kämpft morgen für den Altar Eures Gottes, hat man ihnen zugerufen; Ihr müßt Eure heilige Stadt Moskau, die der Feind verheeren will, beſchirmen, Eure Weiber und Töchter vor Schmach und Sklaverei beſchützen. So etwas wirkt; der gemeine Ruſſe dürſtet jetzt ordentlich nach dem Märtyrthum, von unſern Kugeln zu fallen. Ich habe auch die Proclamation geleſen; man ſchmeichelt uns darin eben nicht, und ich verſichere Euch, es würde ſchwer halten, den Grimm eines Kettenhundes ſo giftig gegen uns zu reizen, als der alte Cyklop da drüben ſeine Eisbären gegen uns heranhetzt. Mir ſieht

die Sache verteufelt ernſthaft aus, denn zum Scherz, das wißt Ihr wohl, ſtöret man den Soldaten nicht ſo auf, da dergleichen Stimmungen nicht ſechs Wochen vorhalten, und man ſich hüten muß, ſie vergeblich zu erregen, weil dann die Wiederholung ſchlecht ausfällt. Darum ſage ich Euch, wir finden morgen den Feind noch auf dem alten Fleck; vielleicht noch übermorgen. Denn eine eherne Mauer rennt ſich ſo leicht nicht um, und Fanatiker ſind noch zäher als Eiſen."

„Wie! Ihr zweifelt am Siege, Regnard?" rief Raſinski faſt unwillig.

„Keineswegs! Aber er wird blutig werden. Ein zwanzig, dreißigtauſend Mann dürften wol morgen Abend die Erde hier düngen und ſo friedlich nebeneinander liegen, wie ſie ſich am Tage grimmig gepackt haben. Sollten wir darunter ſein, Obriſt, ſo laßt uns jetzt Abſchied nehmen, denn ich muß zu meinem Corps zurück." Er reichte Raſinski die Hand dar, die dieſer kameradſchaftlich ſchüttelte. „Leben Sie wohl, meine Herren!" wandte er ſich zu den Übrigen, „Auf Wiederſehen; 'morgen Abend oder in Moskau; wir nehmen's indeſſen nicht übel, wenn auch Einer oder der Andere von uns gehindert wäre, Wort zu halten."

Mit dieſen Worten verſchwand er in der Menge. Kaum war er fort, als Petrowski ſich eilig durchdrängte und Raſinski eine verſiegelte Depeſche übergab.

„Wir müſſen zurück," ſprach dieſer, als er geleſen hatte. „Es werden noch in dieſer Nacht veränderte Stellungen der Truppen genommen werden. Kommt denn, Freunde, es iſt keine Zeit zu verlieren."

Sie erreichten ihr Lager wieder. Raſinski befahl die Feuer zu löſchen, die Leute mußten unter die Waffen treten. Bald darauf brachte ein Adjutant, ſo ſchien es, den Befehl zum Aufſitzen, und das Regiment ſetzte ſich in Marſch. Im

Reiten bemerkte man, daß im ganzen Lager der Franzosen die Feuer erloschen waren, oder doch nur spärlich und düster brannten. In dem russischen Lager dagegen flammten sie hoch auf und beschrieben einen weiten, düster glühenden Sternenkreis um den dunklen Horizont.

Der Marsch war nur kurz; man hatte sich näher gegen das Centrum der Armee gezogen.

Am Abhange einer Anhöhe, die hier breiter emporstieg, machte man Halt; rechts war das Terrain mit Gebüsch bedeckt, das den Übergang zu höherer Waldung bildete. Große Massen Cavalerie schienen hier versammelt zu werden. Gegen elf Uhr hatte man feste Stellung genommen. Rasinski ließ absitzen, doch blieben die Pferde gesattelt. Die Leute lagerten sich auf dem Boden. Stumme, gespannte Erwartung trieb das Herz in jeder Brust zu schnellern Schlägen an. Der Schlaf nahte sich nur scheu, doch endlich bezwang die körperliche Ermüdung die geistige Aufregung, und trotz der rauhen, kalten Herbstnacht sanken alle Krieger in tiefe Ruhe.

Sogar Ludwig; doch bange, wehmüthige Träume schreckten ihn oft wieder wach, und er sah dann die Wirklichkeit noch düstrer um sich her gestaltet als selbst seine Träume.

Viertes Capitel.

Der große, furchtbare Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel war heiter; nur wenige Nebelstreifen lagen über den tiefgehöhlten Betten der Kalotscha und einiger andern Bäche, die das Schlachtfeld durchströmen. Ein frischer Morgenwind zertheilte diese Dunstgebilde in wenigen Minuten.

Jetzt hob die Sonne sich hinter den düstern, dunkelglühenden Gipfeln des Fichtenwaldes bei Utiza herauf und warf ihre Strahlen blendend über das Gefilde, wo die Massen des französischen Heeres, schon zur Schlacht geordnet, aufgestellt waren. Die langen Reihen der Bayonnette funkelten rothblitzend, die Adler strahlten, und in dem Harnisch der Cürassiere glühte das volle Bild der Sonne, sodaß es sich, zahllos aneinandergereiht, einer blutigen Schlange gleich, durch die Flur ringelte.

„Das ist die Sonne von Austerlitz," rief der Kaiser, der auf einer Anhöhe zur Linken der aufgestellten Cavalerie, neben einer vorgestern erstürmten Redoute hielt, und deutete mit dem Finger auf das glänzende Gestirn.

Rasinski war nebst mehreren andern Commandeuren den Hügel hinangesprengt, um das Schlachtfeld besser überblicken zu können; er hielt so nahe, daß er die Worte des Kaisers hören konnte. Die Generale, an welche sie gerichtet waren, erwiderten nichts.

Ludwig und Bernhard hielten, da sie Rasinski begleiteten, dicht hinter den Commandeuren. Auch sie hatten den lauten Ausruf des Kaisers gehört.

„Die Strahlen fallen uns zu blendend ins Auge," sprach Bernhard leise zu Ludwig; „wir können den Feind nicht sehen, doch muß er uns desto deutlicher unterscheiden. Diese Sonne ist uns also wenigstens jetzt noch nicht günstig."

Ludwig erwiderte nichts. Ringsher herrschte das tiefste Schweigen.

Jetzt sahe man die Batterien, welche in der Nacht ihre Stellung zu entfernt von der befestigten Linie der Russen genommen hatten, vorrücken, um nähergelegene Höhen zu besetzen. Der Feind benutzte diesen günstigen Augenblick nicht. Es schien, als wolle es in diesem Kampfe, wo er

ſich ſtets nur vertheidigt hatte, ſelbſt auf dem erwählten Schlachtfelde nicht das erſte Blut vergieſſen, ſondern dem Angreifer auch jetzt noch Wahl und Muße laſſen, von ſeinem Unternehmen abzuſtehen.

Da ertönt plötzlich von dem linken Flügel her der dumpfe Donner [illegible] Geſchützes; man ſieht Rauch und Staub bei dem Dorfe Borodino aufſteigen. Die heilige Stille iſt gebrochen, der ſchwarze Wolkenſchleier des Verhängniſſes zerriſſen, der Blitz flammt verheerend herab.

Mit zermalmender Wucht entrollt das eherne Rad den Händen des Geſchickes; zertrümmere, wen es mag, keine Gewalt greift jetzo mehr hemmend in ſeine Speichen.

Die Befehle des Kaiſers fliegen durch das Gefilde. Im Augenblick donnert es von allen Höhen, die eben noch gleich ſchlummernden Ungeheuern in dumpfer Schreckensſtille ruhten. Rauch und Flammen brechen aus ihren Gipfeln hervor, die Erde bebt, die Lüfte zittern in dem furchtbaren Getöſe. Ein hereinbrechender Höllenſtrom wälzt ſich, eine breite, ſchwarze Fluth des Dampfes, wirbelnd über das Gefilde; kaum das Blutauge der Sonne dringt durch die wogenden Finſterniſſe hindurch.

Mit bang gepreßter Bruſt betrachteten Bernhard und Ludwig dieſe Entwickelung des den Gewohnteſten erſchütternden Schauſpiels, welches für ſie noch alle Schrecken der Neuheit und des Unbekannten mit ſich führete. Doch fanden ſie, wie jeder Bewußte und Gebildete, Faſſung und Ruhe in dem Gefühle der Pflicht, der Männerwürde. Raſinski mochte ahnen, was in ihnen vorging. Er ritt zu ihnen heran und ſprach: „Ihr habt Euch mit mir eingeſchifft, Freunde; jetzt ſtürmt und brandet die See. Ich wollte, ich wüßte ein ſicheres Eiland, wo ich Euch ausſetzen könnte.“

„Es wäre nur ein Zufluchtsort der Schande,“ entgeg-

nete Ludwig feſt: „wir wollen froh ſein, daß unſre männliche Geſinnung eine ernſte Probe zu beſtehen hat. Sie darf es nun, und dieſer Gewinn iſt nicht klein, um ſo leichter verſchmähen, die Gefahr aufzuſuchen, um ſich vor ſich ſelbſt zu bewähren.“

Über die ganze Hügelebene verbreitete ſich jetzo der Kampf. Unweit zur Rechten vor der Stelle, wo Raſinski hielt, doch außerhalb der Schußweite, lagen drei feindliche Redouten, welche den eiſernen Tod aus unzähligen Schlünden auf die anrückenden Truppen entſendeten.

„Marſchall Davouſt wird viel Leute verlieren,“ ſprach Raſinski, als die Colonnen deſſelben ſich in der Ebene entwickelten, um die furchtbaren Redouten zu ſtürmen.

Feſt geſchloſſen, doch mit reißender Schnelligkeit drangen dieſe, durch die ſtrenge Kriegszucht zu einem Körper, in dem nur eine Seele lebte, zuſammengeſchmiedeten Maſſen gegen den verſchanzten Feind vor. Dreißig Geſchütze begleiteten ſie. Bald waren ſie ſo in Staub und Dampf gehüllt, daß man nichts mehr von ihnen ſah.

Mit Adlerblicken überflog Raſinski das Schlachtfeld. Auf dem rechten Flügel hatte auch Fürſt Poniatowski bereits den Angriff begonnen; er debouchirte aus dem Walde, welcher ſeine Stellung gedeckt hatte, und drängte, ſo ſchien es, den linken Flügel des Feindes mit entſchiedenem Übergewicht, doch nur langſam zurück.

Aus dem feuerſpeienden Vulkane, durch welchen Davouſt und ſeine Scharen verſchlungen zu ſein ſchienen, ſprengte jetzt ein Adjutant mit verhängtem Zügel heran. Er jagte grade auf die Stelle zu, wo der Kaiſer ſich befand, der ſeinen Standpunkt um einige hundert Schritte weiter vorwärts genommen hatte, um einen deutlichern Überblick des Gefechts zu haben.

Man konnte nichts von der Meldung des Adjutanten vernehmen. Doch sah man ihn gleich darauf in Begleitung des General Rapp mit stürmender Eile wieder in das Schlachtgetümmel sprengen.

Um zu erfahren, wie der Kampf sich wende, ritt Rasinski an einen Transport verwundeter Offiziere heran, der so eben in der Nähe vorbeigebracht wurde.

„Nun, Kameraden? Wie steht's? Ihr seid die ersten Opfer?" fragte er.

„Wir werden aber nicht die letzten sein," antwortete ein Capitain, der den Arm in der Binde trug: „die Batterien dort oben speien einen Hagel von Kartätschen aus. General Compans ist gefallen, der Marschall verwundet!"

„Marschall Davoust?"

„Freilich, wer sonst?"

„Das Gefecht ist also blutig?"

„Es wird leichter sein, die Übrigbleibenden zu zählen, als die Todten!"

„Ich danke Ihnen, Kamerad, und wünsche Ihnen gute Besserung;" mit diesen Worten ritt Rasinski zurück.

Die Schlacht hatte sich jetzt schon allgemeiner entsponnen. Eben rückte Marschall Ney mit seinen drei Divisionen vor.

Ein verwundeter General wurde aus dem Getümmel gebracht. Es war Rapp, den, als er kaum in das Gefecht gekommen war, eine Kartätschenkugel vom Pferde schmetterte. Die zweiundzwanzigste Wunde erhielt dieser unerschrockene Krieger an diesem Tage. Langsam trug man ihn gegen die Anhöhe hinauf, wo der Kaiser stand. Ney's Divisionen entwickelten sich jetzt im freien Gefilde; unter dem verheerenden Feuer des Feindes drangen sie kampflustig gegen die Höhe an. Es schien, als dürfte dadurch bald eine Entscheidung ein-

treten, der zufolge auch die Cavalerie in Thätigkeit kommen würde; deshalb hielt sich Rasinski dicht am Regiment, um jeden Augenblick bereit zu sein.

Der König von Neapel sprengte heran. Seine Adjutanten flogen nach allen Seiten. Er nahm die leichte Cavalerie zusammen, um den Feind auf der Höhe anzugreifen. Rasinski erhielt Befehl, sich anzuschließen. Im langsamen Trabe setzte sich die Masse in Bewegung, um für den entscheidenden Augenblick näher zur Hand zu sein. Jetzt wirbelten die Trommeln der Infanterie zum Sturmschritt. Mit Blitzesschnelle sah man diese die Höhen hinanfliegen. Der Donner der Kanonen verdoppelte sich; die ganze Ebene war ein Meer von Rauch, Staub und Feuer. Man sah nicht, wer fiel, nicht, wer vordrang. Da verstummte plötzlich der Kanonendonner; ein lautes Jubelgeschrei theilte die Lüfte, die Redouten waren durch Ney's und Davouſt's tapfere Scharen genommen.

Mit stürmender Gewalt rasselten jetzt die von dem ritterlichen Könige von Neapel geführte Reiterscharen durch das Schlachtfeld. Staub und Kies wurden hoch empor geschleudert, der Boden dröhnte unter dem stampfenden Hufschlage, die Rosse schnaubten; das verworrene Getöse betäubte das Ohr. Bernhard warf einen Blick auf Ludwig, der ihm zur Seite ritt; dieser erwiderte ihn. So verständigten sich die Freunde im ernsten Augenblick; denn das gegenseitige Wort war nicht mehr zu vernehmen.

In wenigen Minuten war die Höhe erreicht. Die russischen Truppen, aus den Batterien verjagt, waren größtentheils auf dem Gefilde zerstreut und wurden leicht von der Cavalerie noch ferner geworfen. Da aber vernahm man plötzlich den erneuten Donner des Geschützes, und im Augenblick darauf brach ein Strom von Kugeln und Kar-

tätschen in die Reihen der Krieger ein. Zugleich sah man neue Corps in schwarzen Massen sich auf den Höhen des gerade vorgelegenen zerstörten Dorfes Semenowskoi entwickeln. Es war der Fürst Bagration, der, auf Kutusows Befehl, mit diesen frischen Scharen heranrückte, um dem geworfenen Corps zu Hülfe zu eilen. Rings auf allen Höhen war Artillerie aufgefahren, und fast von allen Seiten zugleich schleuderte sie ihre verwüstenden Geschosse auf die Andringenden. Rasinski's Regiment schien der Zielpunkt gewesen zu sein, den sich unverabredetermaßen alle Batterien zugleich genommen hatten; denn es schlug eine solche Masse Kugeln und Kartätschen von der Fronte und halb von der Seite her hinein, daß in wenigen Augenblicken die entsetzlichste Verheerung und Verwirrung angerichtet war. Weite Lücken hatte das mörderische Geschoß gerissen; Pferde und Menschen stürzten übereinander hin; lautes Wehgeschrei der Verwundeten, halb Zerschmetterten theilte die Lüfte und zerriß das Ohr. Es war, als sei man in die Wirbel einer tobenden Windsbraut gerathen, so raste der Tod in den Reihen. Rasinski hielt den Säbel hoch empor und rief mit der Macht seiner Löwenstimme den Seinigen ein „Vorwärts!" zu. Durch die Unerschrockenheit des Führers ermuthigt drangen die schon stutzenden Reihen mit einem neuen, gewaltigen Anlauf vor. Doch in diesem Augenblick prasselte ihnen ein Kartätschenhagel entgegen, dessen Dichtigkeit fast die Luft verdüsterte. Ludwigs Pferd wurde getroffen, es bäumte sich hoch auf, that einen Bogensatz und schleuderte den Reiter weit von sich. Bernhard sahe es, ein entsetzlicher Schmerz riß ihm in die Brust; doch es war an keine Hülfsleistung zu denken, denn der nachdrängende Strom trieb ihn mit unwiderstehlicher Macht vorwärts über die Gefallenen dahin. Aber schon hatte die versprengte russische Infanterie sich wie-

der geſammelt und rückte in geſchloſſenen Gliedern heran. Von allen Seiten ſtürmte der Tod in die Reihen; bald zerriſſen alle Bande des Geſetzes, der Ordnung. Die Führer verſchwanden in Staub und Rauch, oder weil ſie ſelbſt geſtürzt waren; kein Befehl wurde mehr gehört, der Schrecken gewann die Überhand. Zwei Escadrons Dragoner, die weiter vorgedrungen waren, warfen ſich, einem furchtbaren Kartätſchenfeuer weichend, in der Flucht auf Raſinski's noch Stand haltende Leute. Durch dieſen Stoß wurden auch ſie theils in den zurückfluthenden Strom mit hineingeriſſen, theils einzeln flüchtig auseinandergeſprengt. In wenigen Minuten war die ganze Linie der Cavalerie aufgelöſt und auf der Flucht.

Bernhard war durch einige wilde Sprünge ſeines verwundeten Pferdes aus den Reihen geriſſen worden. Betäubt durch das entſetzliche Getümmel, in dem ſein ungewohnter Blick kaum noch etwas unterſchied, ſpähte er nur nach Raſinski, um deſſen Loos zu dem ſeinigen zu machen. Indem erblickte er heranſprengende Koſacken, die ihn faſt ſchon umringt hatten. Schnell will er ſein Roß wenden; da ſieht er den König von Neapel in Gefahr, umringt zu werden. Er ſprengt ihm zu Hülfe; mit ihm zugleich dringen auch ſchon die Seinigen von allen Seiten heran, um den Feldherrn zu retten. Es gelingt! Murat ſchwingt ſeinen wehenden Reiherbuſch als Signal der Verſammlung. Sein Pferd wird durch eine Kugel zu Boden geſtreckt. Er ſelbſt aber iſt unverletzt; entſchloſſen, rühmlich zu fallen oder zu ſiegen, wirft er ſich in die Redoute; die Wenigen, die noch um ihn verſammelt ſind, folgen ihm. Auch Bernhard, dem nach Ludwigs Fall nur noch der Tod willkommen iſt, ſchwingt ſich von ſeinem durch die Wunde unbrauchbaren Pferde, um das Loos dieſer Tapfern zu theilen. Jetzt brauſen zwei feindliche, dicht geſchloſſene Küraſſierregimenter gleich einer eher-

nen Meeresbrandung über das Blachfeld gegen die Schanze heran. Schon glaubten die Bedrängten ſich verloren, da erſcheint der Marſchall Ney an der Spitze der wieder geſammelten Infanterie zum zweiten Male auf dem Rande der Anhöhe. Die ſeitwärts auffahrende Artillerie öffnet mit ihren Feuerſchlünden eine Bahn in der wandelnden Mauer der feſt geſchloſſen anrückenden ruſſiſchen Küraſſiere; die Infanterie gibt eine Salve und dringt im ſtürmenden Anlauf mit gefälltem Bayonnett nach. Der Feind ſtutzt, wankt; ſeine Reihen ſind gebrochen, durch furchtbares Feuer ſchwerer Artillerie gelichtet; Einzelne weichen der Übermacht des Schreckens, der Strom reißt auch die Kühnern mit fort, und bald bedeckt ſich das ganze Gefilde mit Flüchtigen. Jubelnd dringen die Sieger von allen Seiten nach; jetzt erſt, da ſie den Sieg, die Ehre, den Feldherrn gerettet ſehen, halten ſie, athemlos, erſchöpft von der ungeheuren Arbeit, ein, um Kräfte zu neuen Thaten zu ſammeln.

Bernhard benutzte den erſten Moment, wo es möglich war, nach den Verwundeten auf der Anhöhe zu ſehen, um Ludwig aufzuſuchen. Man war ſchon damit beſchäftigt, einige Generale und höhere Offiziere zurückzubringen, die auf dem blutig gedüngten Felde gefallen waren. Um die Maſſe der Übrigen konnte ſich noch Niemand kümmern. Obgleich die äußerſte Gefahr damit verknüpft war, wagte ſich Bernhard doch auf das freigebliebene Terrain zwiſchen beiden Heeren hinein, wo die Leichen des Regiments liegen mußten. Ein entſetzlicher Anblick bot ſich ihm dar, als er über das Feld der Verwüſtung ſchritt. Nicht die Todten erfüllten ihn mit Grauſen, die hülfloſ Verwundeten waren es, die jammernd um Rettung flehten, deren Elend er nicht zu mildern vermochte. Schauernd, mit weggewendetem Geſichte floh er an ihnen vorüber. Sie ſtreckten ihm die verſtümmelten blutenden

den Arme nach, sie riefen nach ihm mit herzzerschneidendem Laut. Unmöglich! Er mußte fort. Dieser entsetzensvolle Anblick mahnt ihn doppelt daran, daß Der, welcher ihm der Theuerste auf Erden war, sich in gleicher hülfloser Lage des Jammers befinde. Leichen von Menschen und Pferden hemmten jeden seiner Schritte. Ein Unglücklicher, der in krampfhaften Zuckungen sich auf dem Boden wälzte, packte den Vorüberschreitenden und schlang die Arme wie eine gewaltige Fessel um seine Füße. „Helft mir! Rettet mich, daß ich nicht hier verschmachte!" rief er stöhnend. Es war ein Deutscher! Bernhard vernahm vaterländische Laute! Sollte er den Landsmann, den Kameraden, der ihn flehend umschlang, der mit fürchterlich zerrissenem Leibe, dem die Eingeweide entstürzten, vor ihm winselte, zurückstoßen? Sollte er mit einem Fußtritt den Überrest des heiligen Lebens zermalmen? Und anders konnte er sich nicht aus den krampfhaft verschlungenen Armen befreien! Da rief er aus: „Ludwig Dir muß Gott helfen! Ich darf nicht!" Und mit stürzenden Thränen beugte er sich nieder zu dem Unglücklichen, um ihn auf seine Schultern zu nehmen und an den Ort der Rettung zu tragen. Doch schon löste sich der feste Knoten, mit dem der Verwundete ihn gefesselt hielt; kraftlos fielen ihm die Arme zurück, das mit brechenden Augen emporgehobene Antlitz sank auf den Boden nieder, der gewaltsam verzerrende Todeskrampf war vorüber, das Leben entflohen. Ein kalter Schauder rieselte über Bernhards Nacken, er trat bebend zurück und drückte beide Hände vor die Augen. Da ruft ihn plötzlich von weitem eine Stimme an; sie trifft wie ein Laut des Himmels sein Ohr. Er blickt auf, es ist Ludwig zu Pferd, der heransprengt, um den Freund, den er verloren glaubte, aufzusuchen. Mit beflügeltem Lauf eilt er ihm entgegen, sie umschließen sich in heißer Umarmung, Thränen der

Freude entſtrömen ihren Augen! Doch gilt es kein Säumen. Der brauſende Strom der Schlacht duldet nicht, daß man auf ſeinen Wogen müßig treibe und weile; er reißt Alles mit ſich fort. „Schwing Dich auf!“ ruft ihm Ludwig zu, „daß wir ſchnell die Unſerigen erreichen.“ Im Augenblick ſitzt Bernhard zu Pferde hinter Ludwig, und dieſer jagt mit der theuren Beute zurück, wo Raſinski ſchon die Seinigen aufs Neue ſammelt und ordnet.

Mit Jubel eilen Jaromir und Boleslaw den Kommenden entgegen. „Ihr lebt? Ihr ſeid unverſehrt?“ tönt die gegenſeitige Begrüßung. Auch Raſinski ſprengt voller Freude heran und empfängt die Geretteten, die man ſchon verloren glaubte. „Ein Pferd hierher!“ ruft er, und ſchnell iſt eins von denen, die, ohne Reiter, aus natürlichem Inſtinct mitten aus dem Schlachtgetümmel ihre alten Reihen wieder geſucht haben, für Bernhard in Bereitſchaft.

Einige Augenblicke der Ruhe ſind den Erſchöpften verſtattet.

Bernhard erzählt, wie es ihm ergangen; Ludwig, daß er, als ſein Pferd geſtürzt war, ſich, obwol von dem Schlage etwas betäubt, doch wohlbehalten wieder unter dem Roß hervorgewunden, ſchnell ein lediges Pferd aufgefangen und ſich dann dem Regimente wieder angeſchloſſen habe, bis die plötzlich rückwärtsfluthenden Wogen auch ihn mit fortriſſen. Als die Freunde ſich ſammeln, wiederfinden, fehlt Bernhard. Ohne ihn kein Leben! Mit verhängtem Zügel ſprengt er auf das Schlachtfeld zurück, doch, noch ehe er die Stelle erreicht hat, wo die gefallenen Kameraden liegen müſſen, ſieht er Bernhard von weitem, erkennt ihn an der Uniform, ruft ihm zu und rettet Den, der ihn retten wollte.

So mit neuen Banden der Liebe aneinandergeflochten, wächſt ihre Freundſchaft mit den größern Schickungen mäch-

tig empor und läutert sich wie edles Gold in der Flamme der Prüfung.

Doch aufs Neue reißt der Wirbel der Schlacht sie fort. Auf das Geheiß des Königs von Neapel sammeln sich die Cavalerieregimenter wieder, um den durch gewaltiges Artilleriefeuer erschütterten Feind vollends in die Flucht zu werfen. Rasinski stößt zu den tapfern Brigaden, welche Bruyères und Nansouty befehligen. Diese Massen brechen in den Feind ein und werfen ihn auf sein Centrum zurück; doch zahllose Todte, die Opfer des Sieges, bedecken das Schlachtfeld.

Der Saum der Höhen hinter dem Dorfe Semenowskoi ist noch immer mit furchtbaren Batterien bedeckt, die unaufhörlich ihren schwarzen Hagelschauer von Kartätschen in die Ebene hinabsenden. Der Sieg schwankt hin und her wie die Woge des gehobenen Meeres. Mit Leichen erkauft man jeden Schritt vorwärts, mit Leichen zeichnet sich die Bahn des Rückzuges. Endlich stürmt die Infanterie mit dem Aufwand der letzten Kräfte die steilen Höhen hinan, das Feuer des Feindes schweigt, es tritt ein neuer Augenblick der Ruhe ein.

Rasinski hielt mit seinem Regimente in der Vertiefung einer Schlucht, wo er, während die Infanterie das Gefecht auf ein der Cavalerie ungünstiges Terrain versetzt hatte, vor den Kugeln des Feindes gedeckt war. Ernst ritt er an den gelichteten Reihen hinunter und überschlug die Zahl Derer, die er vermißte. Eine düstere Wolke trübte seine Stirn, als er nicht völlig mehr die Hälfte der Seinigen unversehrt von dem Geschosse des Todes sah. Ein volles Drittheil war unter den Todten, die Übrigen verwundet. Und doch stand die Sonne erst im Mittag, und vielleicht war die blutigste Arbeit noch zu thun. Ein pfeilschnell heransprengender Adjutant Murats brachte ihm den Befehl, sich gegen den linken Flügel der Armee zu ziehen und mit seinem Regimente die

in Maſſen vorrückende Artillerie zu decken. Zugleich ritt der Offizier mit ihm auf die nächſte Höhe und bezeichnete ihm den Punkt genauer, wohin ihn der Befehl ſandte. Die Schlacht war nun ſchon um ein Bedeutendes weiter gegen die Stellung des Feindes vorgerückt. Dieſer zog ſeine Reſerven heran, um mit ausdauernder Tapferkeit einen zweiten Act des furchtbaren Schauſpiels zu beginnen. Zur Vereitelung ſeiner Abſichten ließ der Kaiſer jetzt die ganze ungeheure Linie ſeiner Artillerie ſich vorbewegen, um mit dieſer furchtbaren Waffe ſchon von ferne her die andringenden Colonnen zu erſchüttern. Raſinski folgte drei ſchweren Batterien, die einen etwas vorgeſchobenen Punkt einnahmen, wo ſie leicht durch feindliche leichte Cavalerie überraſcht werden konnten; er war beſtimmt, ſie für dieſen Fall zu decken.

Das Schlachtgetöſe, welches man bisher vernommen, glich nur einem fern heranziehenden Gewitter gegen die krachenden Donnerſchläge, die jetzt aus dieſer ehernen Wetterwolke hervorbrachen. Auf den jenſeitigen Höhen waren die Ruſſen in langen Colonnen aufgeſtellt. Die Kugeln ſchlugen mit fürchterlicher Sicherheit in die ſchwarzen Maſſen ein. Man ſah, wie der Feind in ganzen Reihen ſtürzte; doch ordnete er ſich mit kaltblütiger Ausdauer immer von Neuem.

„Sie leiſten einen zähen Widerſtand," ſprach Raſinski, der von der Stelle, wo er hielt, das ganze Schlachtfeld überſah. „Aber ſie opfern ſich vergeblich. Nicht dort ſollten ſie ſich ſammeln, ſondern entweder weiter zurück, oder ſie müßten raſch vorgehen. Dieſen Fehler werden ſie theuer bezahlen müſſen."

Da für den Augenblick der Antheil des Regiments am Kampfe nur der eines Zuſchauers war, geſellten ſich Bernhard und Ludwig und die andern Freunde zu ihrem Führer.

„Sieh, ſieh," rief Jaromir, „wie immer der blaue

Himmel hinter der ſchwarzen Mauer ſichtbar wird, wenn die Kugeln eine Breſche legen. Sie ſind wahrhaft unſinnig, ihre beſten Leute ſo zu opfern!"

„Aber wir verſäumen auch die Zeit, fürcht' ich," entgegnete Raſinski. „Wenn jetzt die Garden vorgingen und die Vortheile, die wir mit dem Blute unſerer Kameraden erkauft haben, wahrnähmen, ſo müßten wir das ganze Heer der Ruſſen gegen ſeinen rechten Flügel werfen und zwiſchen der Moskwa und der Kalotſcha einkeilen können. Ich ſehe gar nicht, wie ſie entrinnen wollten."

„Der König von Neapel, davon war ich Zeuge oben in der Redoute," entgegnete Bernhard, „hat ſchon zuvor zum Kaiſer geſandt und um das Vorrücken der Garden gebeten."

„Auch Marſchall Ney," ſprach Boleslaw.

„Und er verweigerte ſie?" fragte Raſinski.

„Muthmaßlich!"

„Unbegreiflich! Unbegreiflich! Er iſt zu weit vom Schlachtfelde entfernt; er ſollte hier ſtehen, wo wir halten, ſo würde er den Angriff im Sturmſchritt befehlen."

„Ich kann mir nicht denken," ſprach Ludwig, „daß ein ſolcher Feldherr, wie der Kaiſer, nicht wichtigere Gründe haben müßte, dieſer Forderung nicht zu genügen, als Die ihm angeben, welche das Begehr an ihn ſtellen."

„Was er einwenden mag, glaube ich zu ſehen," antwortete Raſinski; „freilich iſt man auf den beiden Flügeln noch nicht ſo weit, wie im Centrum. Doch ſieht man, daß der Fürſt Poniatowski vordringt, und der Vicekönig von It[illegible] hat wenigſtens noch nicht unglücklich gefochten. Aber [illegible] das nicht Regnard, der dort herankommt?"

Er war es in der That. Mit verbundenem Kopf [illegible]

Arm ritt er langsam, von zweien seiner Leute begleitet, aus dem Gefecht zurück. Rasinski sprengte zu ihm heran.

„Nun, wie steht's, Freund!“ rief er ihm zu.

„Wie es steht? Mit mir verteufelt schlecht, wie Ihr seht. Doch habe ich meinen Sicherheitspaß, daß ich in dieser Schlacht nicht das Leben lasse. Ich bin unbedeutend verwundet, aber die Höllenarbeit und der Blutverlust haben mich so matt gemacht, daß ich mich nicht mehr zu Pferd halten kann. Und das Unglück, der Verdruß, diese Arglist des Teufels möchten mich rasend machen!“

„Was denn?“ fragte Rasinski erstaunt.

„Ihr fragt noch? Seht Ihr denn nicht, wie die Schlacht steht? Bersten möchte ich vor Grimm, daß der Kaiser nicht mehr der Kaiser, oder vielmehr, daß er nur der Kaiser und nicht mehr der Feldherr ist. Er soll krank sein, das Fieber schüttelt ihn, kein Mensch kann ihn begreifen. Der Sieg liegt vor ihm, und er, der sonst in eine Charybdis stürzte, um ihn beim Schopf zu fassen, trägt jetzt Bedenken, nur den Arm darnach auszustrecken. Murat, Davoust und Ney haben ihn beschworen, ihnen die Garden zur Verstärkung zu schicken. Er hat es abgeschlagen. Nur auf der Höhe sollten sie sich zeigen, daß der Feind vor unserer Reserve besorgt sein müsse. Es ist, als ob ein Dämon der Hölle seine Gestalt angenommen hätte, um uns zu verderben!“

„Wir werden dennoch siegen!“

„Freilich! Aber ist es anders möglich mit solchen Truppen? Gehen sie nicht auf den Feind wie Wölfe in die Heerde? Meine Leute haben sich beim Angriff auf die Schanze in den Tod gestürzt, als gälte es einen Wettlauf nach den Preisen auf dem Cocagnemast in den elyseischen Feldern. Mich wundert nur, daß sie nicht die Kugeln mit dem Bayonnett aus den Kanonen herauszuspießen versuchen,

während der Artilleriſt die Lunte aufs Zündloch hält. Beim Teufel, ich weiß, was fechten heißt, aber ſo wie heute habe ich die Franzoſen noch nicht gekannt."

„Der Feind thut auch das Seinige!"

„Freilich! Er wehrt ſich wie ein angeſchoſſener Eber; doch grade an ſolchem eiſenſtarren Gegner wird der Soldat zum Löwen. Lebt wohl, Freund! Ich muß mich ordentlich verbinden laſſen, denn ich kann mich kaum noch im Sattel halten."

Er reichte ihm die Hand hinüber und ritt weiter.

Indeſſen hatte ſich die Schlacht auf eine entſetzliche Weiſe erneuert. Jetzt war es der heldenmüthige Eugen, der die gewaltigſte Arbeit vor ſich hatte. Auf einer Anhöhe inmitten zwiſchen Borodino und Semenowskoi hatte der Feind ſeine Stellung durch eine furchtbare Redoute gedeckt, aus der vierundzwanzig Feuerſchlünde unaufhörlich ihre Eiſenmaſſen in die andringenden Regimenter ſchleuderten.

„Dort iſt der Sieg!" rief Raſinski aus, als er den Punkt ins Auge faßte, gegen welchen jetzt beide Mächte alle ihre Maſſen heranführten.

„Dieſe Redoute iſt das Palladium des ruſſiſchen Reichs," rief er nochmals mit funkelndem Blicke. „Aber es muß das unſere werden. Jetzo wird der Kaiſer zeigen, daß er noch der Feldherr von Marengo und Auſterlitz iſt."

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als er ſchon Befehl erhielt, wieder mit ſeinem Regimente zu der Maſſe der Cavalerie zu ſtoßen, die ſich dem zum dritten Male neu hergeſtellten linken Centrum des Feindes entgegenwerfen ſollte. In einer Thalvertiefung, wo ein kleiner Bach floß, wurden die Truppen unter dem Schutze des Terrains geſammelt. Zugleich ſah man ungeheure Colonnen Infanterie ſich ent-

wickeln, die zum Sturm gegen die Redoute herangeführt werden ſollten.

„Ich glaube, es iſt leichter, den Sitz des Donnergottes zu ſtürmen, als dieſe Höllenwerkſtatt der Cyklopen," ſprach Bernhard zu Ludwig und deutete hinüber. Doch ſchon rückten die Colonnen in raſchem Schritt mit gefälltem Gewehr heran. Da erſcholl ein furchtbarer Donner. Es war eine Lage aus allen Geſchützen der Redoute zugleich. Ein Hagel von Kartätſchen praſſelte den Truppen entgegen, als ſollten ſie mit einem ſchmetternden Schlage vernichtet werden. Der hoch aufgewirbelte Staub ließ nicht unterſcheiden, was fiel und ſtand. Doch bald ſah man die Adler wieder ſtrahlend leuchten, und in neu geſchloſſenen Gliedern rückten die Stürmenden heran. Das eiſerne Ungeheuer auf dem Hügel ſchien verſtummt zu ſein. Doch hatte es nur gelauert, um den Raub deſto ſicherer zu haben; denn als jetzt die Colonnen wieder zu einer dichtern Maſſe geſchloſſen waren, reckte es die blitzenden Zungen aus allen ſeinen vierundzwanzig Höllenrachen zugleich hervor, und das Erde und Himmel erſchütternde Gebrüll krachte durch die Lüfte. Wie wenn der Sturmwind über ein Kornfeld raſt und die Halme in breiter Fläche zu Boden drückt, ſo mähte jetzt die Sichel des Todes über die Stürmenden hin. Es ſchien, als ſei die Hälfte mit einem Streich vernichtet. Der eiſerne Strom, welcher über ſie hinbrauſte, gönnte ihnen kaum einen freien Athemzug. Mit unerſättlichem Grimm ſandte die Furie des Verderbens, in den düſtern Mantel der dampfenden Gewölke gehüllt, ihre Blitze nieder und betäubte das Ohr mit ſchmetterndem Getöſe. Das Entſetzen gewann die Übermacht; die Reihen wankten, wichen, zerſprengten ſich in eiliger Flucht. Neue Heere wurden herangeführt und erſetzten die Zerſchmetterten und Geflüchteten; aber eben ſo unerſchöpft ergoß ſich die Alles

niederreißende Fluth der Kartätschen über das Feld. Leichen stürzten über Leichen, als wolle man einen Wall von Gefallenen um diesen Tod ausspeienden Krater thürmen.

An beide Seiten der Redoute, die wie ein uneinnehmbares Gibraltar allen Anstrengungen des verwegensten Muths trotzte, lehnten sich die Flügel des russischen Heeres. Auch sie sandten den Tod in die Reihen der Angreifenden. Murat sendet zwei Cavalerieregimenter gegen diese Colonnen, um den Versuch zu machen, sie zu werfen und dann die Redoute in der Kehle anzugreifen, und sie so zu nehmen. Allein kaum gelangen sie in den Bereich des feindlichen Feuers, so bricht der Tod verheerend in ihre Reihen ein; eine Kugel reißt ihren Führer, den tapfern Montbrun, nieder. Da sie ihn fallen sehen, stutzen sie, beginnen zu weichen. Doch schnell sprengt der General Caulaincourt heran, um Montbruns Stelle zu ersetzen. „Freunde," ruft er, „nicht beweinen, rächen wollen wir den Gefallenen."

Auf Befehl des Königs von Neapel setzt sich nunmehr die ganze versammelte Masse der Cavalerie in Bewegung. Zwei sächsische Küraſſierregimenter bilden den linken Flügel; ein polnisches schließt sich ihnen an. Dann folgt Rasinski mit seinen Scharen, dann die übrige leichte Cavalerie.

Langsam rücken sie vor, bis sie in gleicher Höhe sind. Jetzt tönt das Commandowort, die Trompete schmettert, die eiserne Brandung wogt pfeilschnell über das Gefilde. Der Donner der Kanonen wird übertäubt von dem tobenden Stampfen und Brausen der Rosse, dem furchtbaren Schlachtruf der Krieger. Ein Staubwolke hüllte sie in Nacht, nur die Blitze der feindlichen Geschütze zeigen ihnen noch den Weg. Mann an Mann geschlossen, rasseln sie dahin. Dieser ungeheuren Gewalt vermag nichts zu widerstehen. Jetzt fällt der Wurf, auf den zwei Kaiserkronen stehen; er entscheidet die Schlacht, die Herrschaft der Welt. Furchtbar brechen die anstürmen-

den Reiterscharen in die Linien des Feindes ein und werfen ihn mit siegender Gewalt zurück, in die Ebene. Dieser Anblick entflammt den Muth der schon verzagenden Infanterie, welche gegen die Schanze hingeführt wird, aufs Neue. Wie? Jenen sollte der Ruhm des Sieges allein bleiben? Und bräche der glühende Phlegethon dort aus den donnernden Schlünden hervor, kein Tapfrer zagt, ihm die Männerbrust entgegenzuwerfen. Mit Wuthgeschrei drängen die Verwegnen vor. Die Eisenmassen stürzen in ihre Reihen und reißen Tausende hinweg. Vorwärts über die Leichen der Brüder! Die Adler fallen. Vorwärts! Die Führer sinken getroffen. Vorwärts, daß sie auf dem Felde des Sieges ihre Heldenseelen aushauchen! Und sie stürmen hinein mitten in die düstere, donnernde Wolke des Todes! Die Erde ist ein stürmendes Meer, rings umher brüllt die See, der Abgrund des Verderbens gähnt tief auf. Noch einmal krachen die ehernen Höllenpforten und schleudern Flammen und Erz gegen die Anstürmenden. Ihre Reihen liegen gefällt! Doch „Sieg!" rufen die Unversehrten und dringen vor.

Da wird es plötzlich still; der Donner verstummt. Der schwarze Vorhang des Rauches zerreißt und ein strahlender Glanz dringt den Tapfern blendend ins Auge. Wie? Ist das die Göttin des Sieges? Thürmt sich uns eine neue eherne Mauer entgegen! Nein, wir vernehmen Freudenruf, Siegesjubel!

Es sind die kühnen deutschen Scharen hoch zu Roß, die die Schanze genommen, den Sieg errungen haben, und stolz spiegelt sich die Sonne dieses Tages in dem Stahl ihrer funkelnden Harnische, die ein Herz von noch undurchdringlicherm Metall bedecken.

Fünftes Capitel.

Die feindlichen Geſchütze ſind erbeutet, der Gegner geworfen. Doch bald nehmen ihn geordnete Scharen auf, und er ſcheint den Kampf nochmals erneuern zu wollen. Allein er erkennt, daß er weichen muß, aber er will nicht fliehen. Das grimmige Antlitz gegen die Schlacht gewendet, zieht er ſich langſam zurück in neue, ſichere Stellungen. Seine Hügel, ſeine Flüſſe werden zu mächtigen Vertheidigern des Vaterlandes. Kein Regenbach, der nicht die ſteil ausgeſpülten Ufer den heimatlichen Söhnen zur Bruſtwehr darbietet, um ſie gegen den nachdrängenden Feind zu ſchirmen; kein Hügel, der ſich nicht zur Veſte geſtaltet, um dem Verfolger aufs Neue einen Damm entgegenzuſtellen, an dem er ſeine erſchöpfte Kraft vollends zerſchellen mag. So wurde es denn nicht die Aufgabe der leichten Reiterei, in die flüchtenden Scharen vollends Verwirrung und Verderben zu tragen, es folgte nach dem ernſten Spiel der Schlacht nicht das leichtere, dem Feinde reiche Beute abzunehmen, oder Scharen von Gefangenen im Triumphe einzuführen. Nur die ehernen Geſchoſſe der Artillerie hefteten ſich grimmig an die Ferſen der langſam Weichenden und ſandten ihnen den Tod nach, bis die heilige ſtille Nacht den Jammer und das Entſetzen dieſes Tages ſchauerlich in ihren dunklen Mantel verhüllte.

Um die nachrückenden Batterien gegen die feindliche Cavalerie zu decken, war Rasinski mit ſeinem Regiment bis zum Abend fortwährend im Gefecht geweſen. Jetzt, da die Nacht ſich herabſenkte, und auch dieſer letzte Kampf ein Ende hatte, ritt er mit den Seinigen langſam über das Schlacht-

feld zurück, um sich die Bivouacsstätte aufzusuchen. Die tiefe Dämmerung ließ nichts mehr deutlich unterscheiden; der Himmel war mit dichten Wolken bezogen, ein kalter, feiner Regen, vom rauhen Herbstwinde gejagt, schlug den ermüdeten Kriegern ins Gesicht. Nach dem furchtbaren Getöse des Tages war eine tiefe, schauerliche Stille eingetreten. Nur in den bewegten Kronen der Wälder tönte ein hohles Sausen und Rauschen, und flatternde Raben, die schon ihre Beute witterten, krächzten über den Häuptern der Reiter. Wie die Natur ringsumher, so sah es in jeder Brust aus. Ein tiefes, düsteres Schweigen hielt die Lippe gefesselt. „Ist das das Gefühl eines Sieges?“ dachte Ludwig und bebte innerlich zusammen. Sein Loos erschien ihm in diesem Augenblicke wie ein schwerer düsterer Traum, aus dem er erwachen müsse. Staunend und bebend warf er einen Blick rückwärts auf die Bahn seines Lebens, die so plötzlich aus sanfter Ebene die steilsten Höhen hinangeklimmt war und an den dunkelsten Tiefen dahinleitete. Vor wenigen Monden, als der Lenz eben die Knospen der Bäume auf den italischen Fluren öffnete, wehte noch sanfte Ruhe, stille Heiterkeit in seiner Brust. Er sah das Leben ernst an, manche trübe Wolke zog an seinem Himmel vorüber; doch fühlte er sich in den nächsten beschränkten Verhältnissen glücklich und befriedigt. Damals baute er schöne Luftschlösser, von einer friedlichen, vom Geräusch der Welt abgesonderten Zukunft. Er dachte an Marien, an die Mutter, an ihre traute Häuslichkeit, an den Ernst der Wissenschaft und des Geschäftes, das seiner harrte; er fühlte sich glücklich als Sohn und Bruder. Selbst die wunderbaren Regungen seiner Brust, welche die holde, fußlockende Gestalt, der er am Fuße des St. Bernhard begegnet war, erweckt hatte, führte nur ein Lächeln wehmüthiger Sehnsucht auf seine Lippen. Was er stets

als einen Traum, als eine flüchtig zerrinnende Erſcheinung betrachtet hatte, das konnte keine tiefen Wurzeln des Grams in ſeine Seele treiben.

Er kannte nur den Kummer um das Loos ſeines Vaterlandes, der freilich dunkle Schatten auf den Hintergrund ſeiner ſonnigen Lebensflur warf, und jenen Schmerz, man möchte ihn oft auch ein Glück nennen, den das unbefriedigte, unbeſtimmte Drängen und Treiben erzeugt, welches in jeder jugendlichen Bruſt ſtürmt. Mit dieſen Gefühlen ſtieg er den Hügel vor Duomo d'Oſſola hinan; da erblickte er das geheimnißvolle Zeichen des grünen Schleiers — und von jenem Augenblicke an wurde die leiſe bewegte Fluth ſeines Lebens in ſtürmiſchen Wellen gehoben, und die Woge verſchlug ihn wild in die weiteſte Ferne und Öde. Wenn er ſich jetzt in der Tiefe des ruſſiſchen Reiches, auf einem mit Leichen bedeckten, blutgedüngten Schlachtfelde erblickte, wenn er gedachte, daß die Mutter fern von ihm in der ſtillen Gruft ſchlummerte, die Schweſter einſam und verlaſſen ſtehe, das Bild der Geliebten in das Meer einer ewigen Nacht verſunken war, dann gab es Augenblicke, wo er mit krampfhaftem Schmerz ausrufen wollte: Erweckt mich, erweckt mich aus dieſem fürchterlichen Traume! Da fühlte er, daß Bernhard, der ſtill an ſeiner Seite ritt und den wie das Grab ſchweigenden Freund mitleidig betrachtete, ſeine läſſig herabhängende Rechte mit warmer Liebe ergriff und drückte; und die verwirrenden, betäubenden Bilder des Schmerzes verließen ſein Haupt, und eine ſanftere Rührung ſenkte ſich in ſeine Bruſt, wie wenn giftige Nebel bei dem Strahl einer milden Sonne als Thränentropfen des Thaues niederſinken.

„Du biſt ſo ernſt und verſchloſſen Ludwig," redete der Freund ihn an; „Du ſollteſt das Auge heiterer zum Himmel aufſchlagen, da wir uns nach dieſem blutigen Tage noch

lebend beieinander finden. Es darf uns ein Unterpfand sein, daß unser seltsames Geschick zu einem glücklichen, entscheidenden Ausgange führen wird. Ich bin nicht sonderlich fromm, wie man es gemeinhin zu verstehen pflegt, aber nach einem solchen Tage, wo die Donner Gottes ringsumher rollten und seine Blitze einschlugen, sehe ich doch etwas bewegter als gewöhnlich zu den kleinen Sternen da oben hinauf, wenn gleich sie nur verstohlen durch das treibende Herbstgewölk blitzen."

„O Bernhard," erwiderte Ludwig, „wie hast Du Recht! Wenn ich Dich neben mir sehe, lebend, frisch wie an diesem Morgen, dann wendet sich meine Seele wahrlich dankbar zu dem ewigen Vater. Doch ich fühle auch zugleich, wie namenlos tief der Abgrund der Schmerzen sein kann. Freund, ich fühle, was ich verlor, und bebe vor Dem, was ich noch verlieren kann! Wenn nun der mörderische Tod, der nur so wenig von unsern Getreuen verschonte, auch Dich hinweggerafft hätte! O dann wäre mir besser, ich läge auch auf diesem dunklen Felde!"

„Und Marie?" fiel Bernhard ein.

„Ihr müdes Haupt würde sich bald zu mir senken."

„Wohl, zu Dir," betonte Bernhard mit einer schmerzlichen Heftigkeit, welche der Freund, durch die eignen Bekümmernisse zu mächtig ergriffen, nicht bemerkte. Mir freilich, wollte er bitter hinzusetzen, würde kein Gedanke, kein Wunsch nachfolgen, wenn ich als eine gute Mahlzeit der Raben, die hier über uns schwirren und krächzen, auf diesem wüsten Schlachtfelde vermoderte. Doch er bannte, gewohnt, sich streng zu beherrschen, die Gedanken von seinen Lippen in die Brust zurück und sagte mit fast gleichgültigem Tone: „Sprich nicht so frevelhaft, Ludwig. Freilich soll sie ihr Haupt bald zu Dir neigen, aber eine von Freude ge-

röthete, von ſüßen Thränen genetzte, liebliche Wange gegen Deine warme, lebensvolle Bruſt.“

„Hofft Du das?“

„Gewiß, und grade heut nach der Schlacht am meiſten. Denn der Sieg iſt auch der Friede, der Friede die Heimkehr, dieſe die Verſöhnung mit allen noch grollenden Schickſalsmächten, wenn ich den franzöſiſchen Schuften nicht zu viel Ehre anthue, ihre hämiſchen Kreuzſpinnengewebe mit dem Geſpinnſt der Parzen zu vergleichen.“

Hier wurde ihr Geſpräch dadurch unterbrochen, daß Bernhards Pferd ſtolperte und auf die Kniee niederfiel, ſodaß er faſt über den Kopf deſſelben hinabgeſtürzt wäre. „Was iſt das?“ rief er, es emporreißend. „Der Teufel, ich glaube, es war ein Leichnam, über den ich geſtürzt bin.“

Bernhard hatte Recht; denn eben waren die Zurückbleibenden auf den Theil des Schlachtfeldes gekommen, wo das ruſſiſche Geſchütz mächtig gewüthet hatte; bisher hatten ſie nur die Stellen durchritten, wo die franzöſiſche Artillerie den Feind Schritt vor Schritt verfolgte und ihm ſchwere Verluſte beibrachte, während man ſelbſt nur einzelne Opfer zu beklagen hatte.

„Wir ſind jetzt auf der Höhe hinter Semenowskoi,“ ſprach Raſinski; „hier müſſen ſchon viele Todte liegen, gewiß auch noch viele ſchwer Verwundete. Reitet daher vorſichtig, damit wir die Qual der Hülfloſen nicht vermehren.“

Der menſchliche Befehl war vergeblich. Denn bald wurde die Zahl der Leichname von Menſchen und Pferden, die den Boden deckten, ſo groß, daß man faſt auf jedem Schritt daran ſtieß.

„Wir wollen links hinab in die Schlucht hineinreiten,“ befahl Raſinski. „Dort hat der Tod nicht ſo wüthen können; wir erreichen unſer Ziel zwar auf einem Umwege, aber doch

noch schneller als hier, wo wir auf jedem Schritte gehemmt sind."

So lange sie noch auf der Höhe hinritten, blieb der Boden mit Leichnamen bedeckt.

„Es ist mir lieb, daß die Nacht den Anblick des Grauens verhüllt," sprach Ludwig; „wenngleich die Phantasie mächtiger ist als die Wirklichkeit, so werden ihre Bilder doch nicht so gräßlich sein als die, welche der Tag hier enthüllen wird."

Stumm ritt die kleine Schar durch das Leichenfeld hin. Oft glaubte man ein Ächzen, ein schweres Stöhnen zu vernehmen, doch der in den Bäumen des nahen Waldes rauschende Wind, das dumpfe Geräusch des Hufschlags, das Rasseln der Säbel, das Schnauben der schwer athmenden Pferde übertäubte diese einzelnen Laute des Jammers schnell wieder. Dennoch schnitten sie tief ins Herz.

Jeder athmete freier auf, als man die Schlucht erreichte, wo der Tod seine Opfer nicht so bloßgestellt gefunden hatte. Dem Lauf der Regenbäche folgend, die sich hier ihr tiefes Bett gewühlt hatten, kam man an dem Fuße des Hügels vorbei, auf dem die drei Redouten lagen, wo Rasinski mit seinem Regiment zuerst in den Kampf verwickelt worden war.

„Halt Front!" commandirte er. Das Regiment, wenn man die wenigen Leute, die noch übrig waren, so nennen darf, stand jetzt mit der Fronte gegen die Anhöhe, wo es seine Tapfersten gelassen hatte.

„Dort oben," sprach Rasinski mit bewegter, aber männlich kräftiger Stimme zu den Kriegern, „dort auf dem Hügel liegen unsere getreuen, tapfern Kameraden. Laßt uns ein stilles Gebet für sie sprechen."

Mit diesen Worten nahm er seine polnischen Czapka mit dem hohen wehenden Busch herab und neigte das entblößet

Haupt. Alle Krieger folgten ernſt ſeinem Beiſpiel. Einige Minuten herrſchte eine leiſe, heilige Stille. Dann richtete ſich der Führer wieder empor, bedeckte ſein Haupt und ritt im kurzen Galopp die Fronte hinunter; in der Mitte, auf einem kleinen Hügel hielt er. „Rechts und links ſchwenkt zum Kreiſe!“ gebot er. Es geſchah. Als man etwa einen Halbkreis gebildet hatte, denn mehr ließ das Terrain nicht zu, gebot er Halt und begann: „Kameraden! Der heutige Tag war blutig, aber ruhmvoll. Mehr als zwei Drittheile unſerer Brüder fehlen in Euren Reihen. Die Hälfte hat den Sieg mit dem Tode erkauft, die Andern liegen an ſchweren Wunden darnieder. Wir bejammern die Tapfern, die gefallen ſind, aber ihr Loos iſt ſchön; ihr Verluſt darf uns nicht entmuthigen, ſondern wir müſſen ſtolz darauf ſein. Verbannt daher die düſtere Stimmung aus Eurer Bruſt. Wir haben geſiegt, und nach einem Siege muß das Antlitz des Kriegers freudig glänzen. Der Kampf iſt geendet; noch wenige Tage, und Euch wird der Lohn für die ſchweren Mühen und Gefahren, welche Ihr rühmlich beſtanden habt. Ja, meine Brüder, rühmlich; denn ob uns auch in einzelnen Augenblicken der Schlacht das Geſchick entgegen war, Ihr habt gefochten wie wahre Söhne Polens; es iſt mein Stolz, Euer Führer zu ſein. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für dieſen ernſten, aber ſchönen Tag!“

Wie eine Flamme durch das ſchwere Gewölk des Rauches, das ſie lange herabgedrückt hat, plötzlich leuchtend emporſchlägt, ſo flammte nach der düſtern Stimmung der Trauer jetzt die Begeiſterung der Krieger hell auf. „Es lebe unſer Führer, der tapfre Raſinski!“ rief Jaromir zuerſt, und die ganze Schar der Krieger ſtimmte ein. Raſinski dankte bewegt durch Händedruck und kameradſchaftlichen Gruß, doch beherrſchte er ſeine Rührung, um die kräftigende Stimmung

der Krieger, die ihm so wichtig und nothwendig schien, nicht zu unterbrechen. Er ließ die Trompeter ein Fanfare blasen, die Glieder ordnen und schließen und ritt so an der Spitze des Zuges weiter dem Bivouac zu. In kurzer Zeit hatte man ihn erreicht, und nun fühlte Jeder das Bedürfniß der Rast und Erquickung zu mächtig, um noch an etwas Anderes zu denken. Rasinski nahm seine Lagerstelle unter drei hohen Tannen des Waldes, an dessen Rande er den Bivouac bezog, ein.

Das Feuer loderte schnell empor; sein Widerschein beleuchtete die weit hinübergestreckten Zweige der alten, riesenhaften Bäume und das niedrige Gebüsch ringsumher. Bernhard, Ludwig, Jaromir, Boleslaw und die Offiziere, welche die Schlacht verschont hatte, waren an dieser Stätte gelagert; Rasinski wünschte sie um sich zu haben.

„Nun, Freunde," begann er, „laßt uns noch eine kurze Minute des traulichen Gespräches genießen und dann der Ruhe pflegen, die uns Allen nothwendig sein wird. Es war ein harter Tag! Wißt Ihr, wie viel wir unser noch sind? Nicht mehr als hundertundfünfundzwanzig Mann, uns Alle mit eingerechnet. Dreihundertundsiebenzig hat die Schlacht uns gekostet!"

Die Offiziere sahen einander mit ernsten Blicken an. Sie waren nur ihrer fünf. Sieben hatte man schwer verwundet vom Schlachtfelde tragen müssen, elf der Tod hinweggerafft; und von Denen, die hier am Feuer saßen, hatte Boleslaw einen Hieb in der Stirn, den er jedoch selbst verband, weil er nicht bedeutend war, und Lichnowski, ein sehr junger Mensch, war durch einen Pistolenschuß am linken Arme gestreift. Ganz unverletzt waren von den Offizieren nur Rasinski, Jaromir und die beiden Rittmeister Bernecki und Jelski; Bernhard war gleichfalls unversehrt geblieben, doch Ludwig hatte einige Quetschungen von seinem Sturz mit dem Pferde.

„Um Viele, um Alle, die ich vermiſſen muß, thut es mir weh," ſprach Raſinski; „doch ich darf wohl ſagen, ein Verluſt geht mir beſonders nahe. Es iſt unſer alter Petrowski, dieſer tapfere Greis, der mehr Narben als Haar auf ſeinem Schädel hatte, in deſſen Bruſt aber das Jugendfeuer des Muthes und der Vaterlandsliebe glühte, wenn gleich auf ſeinem Haupte der Schnee des Alters lag."

„Alſo Petrowski todt! Und wo fiel er?" fragte Bernhard.

„Dort oben an den Redouten, wo wir geworfen wurden, wo die meiſten der Unſrigen den Tod fanden. Er wollte nicht weichen, er ſuchte ſeine Section zum Stehen zu bringen, da ſchlug eine Kanonenkugel mitten durch ihn und ſein Pferd hindurch, daß Beide übereinanderſtürzten. Der Säbel entfiel ſeiner Hand, und das Auge ſtarrte todt gen Himmel; ſo ſah ich ihn auf der Stelle liegen. Es war unmöglich, ihn wegzutragen, denn der Strom riß uns Alle fort."

„Sollte er nicht vielleicht unter den Verwundeten ſein?" ſagte Ludwig.

„Nein, lieber Freund, ich habe ſchon Bericht. Auch ſah ich den Tod zu deutlich auf ſeinem Antlitz. Er liegt dort oben. Wenn uns morgen Zeit gegönnt iſt, will ich ſehen, daß ich den greiſen Helden ruhmvoll beſtatten kann, damit wenigſtens ſeine Kameraden daheim erzählen können, wo die Gebeine dieſes tapfern Polen ruhen!" Raſinski ſchüttelte ſich wie von einem Froſtſchauer durchbebt. „Wir werden zu weich, Freunde! Wer weiß, welch ein Ereigniß uns in dieſer Nacht aufſtürmt; laßt uns der Ruhe pflegen."

Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und lehnte ſich zurück, mehr um ſeinen Schmerz zu verbergen, als um zu ſchlummern. Doch hatte die ungeheure Arbeit, und noch mehr die lange Spannung der Seele, den Körper bis zur Erſchlaffung

ermüdet, und so sanken bald Alle, die ihn umgaben, in festen Schlaf.

Doch mitten in der Nacht trieben Unruhe und Sorge Rasinski auf. Er durchschritt, in seinen Mantel gehüllt, die Reihen der Krieger, die im schweren Schlaf um die Feuer ausgestreckt lagen. Nur die Feuerwachen saßen aufrecht und schürten, indem sie starr in die Flammen blickten, gedankenlos oder gedankenvoll die Gluth.

„Was ist die Uhr, Freund?" fragte Rasinski.

„Mitternacht."

„Habt Ihr nichts vernommen? Keinen Kanonenschuß in der Ferne, keinen Trommelschlag?"

„Alles todtenstill!"

„Seltsam," murmelte Rasinski für sich; „man sollte verfolgen, dem Feinde keine Ruhe gönnen. Aber die Sieger sind vielleicht noch ermatteter als die Besiegten!"

Er ging eine Anhöhe hinauf, die ihm einen weiten Überblick gestattete. Das Schlachtfeld lag schwarz und schweigend vor ihm. Die Feuer glänzten düster im weiten Halbkreise wie am Abend zuvor im russischen Lager; nur vereinzelt und spärlich brannten dieselben auf dem Boden, wo das siegende Heer gelagert war.

„Also das ist die Frucht eines so entsetzenvollen Kampfes? Der Feind unerschüttert in seiner Stellung? Morgen geht vielleicht die Sonne zum zweiten Male so blutig auf? Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren!" Er ging heftig auf und ab. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen drang aus der Ferne in sein Ohr. Es war der wohlbekannte russische Schlachtruf, der aus dem Lager herüberdrang. „Sollten sie mitten in der Nacht einen Angriff wagen?"

Indem rauschte es dicht hinter ihm im Gebüsch.

„Wer da?"

„Ich bin's," antwortete Ludwigs Stimme. „Mich laſſen die ſchweren Träume keine Ruhe finden, drum folgte ich Dir, als ich Dich hier hinaufgehen ſah."

Raſinski legte ſeine Hand auf Ludwigs Schulter und ſeufzte. „O mein Freund! Meine Träume ſind vielleicht noch ſchwerer! Wäreſt Du ſo ein erfahrener Soldat als ich, Du würdeſt mich begreifen. Dieſer Sieg iſt unſer Verderben! Dieſer Krieg kann nicht glücklich enden. Der Kaiſer iſt verblendet! Er kennt das alte Rußland nicht. Er hofft nach Moskau zu dringen und dort den Frieden vorzuſchreiben. Und wenn es ihm gelingt, in die alte Hauptſtadt der Zaaren, die nur noch zwei Märſche vor uns liegt, einzuziehen, bedenkt er nicht, daß er dann erſt an der Schwelle dieſes rieſigen Reiches ſteht, daß jenſeits erſt die blühendſten Provinzen liegen, die Raum und Kräfte genug haben, die Bewohner dieſſeit der Moskwa aufzunehmen und zu nähren, während uns der Winter hier verſchlingt! Und noch ſind wir nicht in Moskau! Siehſt Du dort drüben die glänzenden Lagerfeuer der Ruſſen, hörſt Du ihr Kriegsgeſchrei? Wenn ſie entſchloſſen ſind, wenn ihr Führer Einſicht und Muth hat, ſo werden ſie uns noch drei Schlachten liefern, bevor wir Moskau's goldene Kuppeln glänzen ſehen. Und dann? Wenn Tauſende und aber Tauſende dahingerafft ſind, wie wollen wir die unermeßlichen Räume behaupten, die wir erobert haben? Jeder menſchlichen Kraft iſt eine Grenze geſetzt! Gewohnt das Ungeheure zu vollbringen, das Unmöglichſte wirklich zu machen, hat unſer großer Führer ſeine Kraft überſchätzt, ſein Maß verkannt. Er muß erliegen unter der Rieſenwucht ſeines Unternehmens, das, rückwärts rollend, auf ihn ſelbſt herabſtürzt!"

Ludwig ſchwieg; er überließ ſich ſeinen düſtern Sorgen.

und Gedanken. Auch Rasinski stand schweigend vor ihm und starrte in die Finsterniß hinaus.

„O Freund," begann er plötzlich wieder, und so weich, wie Ludwig ihn nie gesehen hatte, „wenn man auf ein solches Gefilde der Verheerung blickt, dann will man auch wissen, weshalb diese Tausende von Opfern bluten mußten! O, Du ahnest nicht, welch ein entsetzliches Bild menschlichen Elends hinter diesen Finsternissen lauert. Nicht die Todten beklage ich; sie haben ihr edles Ziel erreicht. In der Schlacht zu fallen ist das Loos, ist der Ruhm des Kriegers. Aber wie viel Tausende liegen hier auf der Folterbank namenloser Qualen! Diese rauhe, regnichte Nacht durchschüttelt uns mit Frost, die wir in unsern Mänteln unversehrt, wohlerquickt am Feuer ruhten. Und Jene dort? Mit zerschmetterten Gebeinen, mit zerrissenen Leibern liegen sie dem rauhen Nachtsturme preisgegeben; ihre Wunden bluten, Frost und Fieber schüttelt ihre Glieder; angstvoll zählen sie die trägen Secunden der Nacht, bis ihrem Elende Hülfe wird. Sie gedenken der Heimat, der Ältern, deren zärtlicher Sorge sie, kaum den Knabenjahren entwachsen, durch die eiserne Hand des Krieges entrissen wurden; dem Vater schwebt das Bild seiner zarten Kinder, dem Gatten die Gestalt des liebenden Weibes, dem Jüngling seine weinende Braut vor Augen! Doch aus allen den Gedanken der Liebe, die ihnen in die Ferne auf das Schlachtfeld folgen, bildet sich keine schützende, helfende Engelsgestalt, um den Verzweifelnden zu trösten! Unter starren Leichen gebettet, umgeben von Denen, die in dem Kampfe des Todes sich und ihren Schöpfer verfluchen, liegen sie in gräßlicher Einsamkeit oder in furchtbarer Gemeinschaft, und jede kommende Minute schüttet einen Strom des Grausens und des Jammers über sie aus. Ludwig! Wer die Schlacht gesehen hat, kennt nur das lächelnde

Antlitz des Krieges. Sieh morgen das Schlachtfeld, und Du wirst vor der grinsenden Larve des scheußlichen Gespenstes beben!"

Aufgeregt durch seine Worte und Vorstellungen, hatte Rasinski die Hand des im Innersten grauenden Ludwigs heftig gefaßt. „Aber sehen sollst Du es, mußt Du es! Du mußt wissen, was der Mann für den Ruhm, für das Vaterland wagt. Der Anblick muß Deine männliche Erziehung vollenden. Aber wenn der Preis verfehlt wird! Wenn in unserer Brust der schreckenvolle Gedanke keimt, es ist vergebens! Alles, Alles umsonst! Alle die blutigen Thränen, die krampfhaften Seufzer des Elendes, die grausenden Schauer einer Todesqual, die das Mitleid selbst dem verruchtesten Verbrecher spart — Alles umsonst! Freund, dann gibt es Augenblicke, wo sonst die eiserne Kraft des Mannes morsch zusammenbricht unter der Riesenlast, die das Schicksal auf seine Schultern wälzt."

Ermattet schlug er die Arme um Ludwigs Nacken und senkte das Haupt gegen seine Brust; er vergoß keine Thräne, aber sein Herz schlug stürmisch, und seine Wange brannte wie in Fieberglut. Ludwig hatte nicht Worte des Trostes, er hatte nur den Druck seiner Liebe für den Mann, an dessen männlicher Kraft er sich so oft aufgerichtet hatte, und den er jetzt so überwältigt sah. Aber es waren nur Minuten. Bald richtete sich Rasinski gefaßt wieder empor und sprach wehmüthig-freundlich: „Meine Brust wird ganz ruhig, Ludwig, wie die, in der kein Herz mehr schlägt; doch nun ist's vorüber, ich habe der erstickenden Beklemmung Luft gemacht, der Traum ist verweht, ich bin wieder Herr meiner selbst. Du wirst mich nicht schwach sehen, wo es gilt, mich männlich zu fassen, wo der Augenblick die That fordert. Ich wollte meine Qualen allein der Nacht vertrauen, jetzt

hat sie die Brust des Freundes getheilt, und Du hilfst sie mir tragen, nicht wahr Ludwig? Ich habe ja Deinen Schmerz auch getheilt, und so tragen wir Beide leichter."

Arm in Arm gingen sie hinab und ruhten bis der grauende Morgen sie weckte.

Sechstes Capitel.

Eine Ordonnanz hatte die Nachricht gebracht, daß der Kaiser Heerschau über die Truppen halten wolle. Mit dem Frühsten saß daher das Regiment auf und rückte in die Linie vor. Erst jetzt erfuhr man von den hin und wieder reitenden Adjutanten, daß das russische Heer in der Nacht seinen Rückzug begonnen habe. Der König von Neapel mit einem Theil der Cavalerie war ausgerückt, um zu erforschen, ob es sich nach Moskau oder Kaluga ziehe.

Eine nachdrückliche Verfolgung mit dem ganzen Heere glaubte der Kaiser den ganz ermatteten, fast gänzlich aufgelösten Truppen nicht zumuthen zu können. In einer langen Linie aufgestellt, krönten die Regimenter den Saum der Hügel, die das vor ihnen ausgebreitete Schlachtfeld begrenzten. Es lag, eine traurige Wüste, vor ihnen da, doch war man zu fern, um das tausendfache einzelne Elend darauf zu erkennen. Das Heer selbst gewährte nur einen düstern Anblick. Die Truppen hatten sich um ihre Adler gesammelt; doch sahen sie nicht siegesstolz, nicht freudig aus. Ihre Uniformen waren schwarz von Pulverdampf und Staub, zerrissen von Kugeln und Säbelhieben. Hunger, Frost, übermäßige Anstrengung hatten die Kräfte der Tapfersten erschöpft. Die sonst so feu-

rigen Augen blickten matt unter den buſchigen Brauen hervor. Eine erhabene Trauer lag auf den tief gefurchten Stirnen; ſie ſchien zu wachſen mit jedem Blick auf das blutige Feld, wo ſo viel tauſend Waffenbrüder ſchlummerten, oder unter grauenvollen Martern den Tod als Erlöſer erwarteten. Und dieſes Feld voller Leichen und Blut war die einzige Siegestrophäe, die man errungen hatte! Viele Regimenter waren auf ein Drittheil geſchmolzen; ein kleines Häuflein ſtanden ſie um ihre Adler, kaum mehr zahlreich genug, ſie zu beſchützen.

So harrten ſie des Kaiſers.

Ernſt ritt er an den Reihen hinunter. Er grüßte die Soldaten, lobte ihre Tapferkeit in kurzen, gemeſſenen Worten, verhieß Belohnungen, Beförderungen, Ehrenzeichen. Wohl erhoben die Offiziere den Ruf: „Es lebe der Kaiſer!“ und die Krieger ſtimmten ein. Doch war es nur eine alte Gewohnheit, eine Pflicht des Herzens, kein freier Drang deſſelben, der muthig und freudig ausbrach. Und wo ſonſt der Donner von tauſend Stimmen erſchallte, da hörte man jetzt nur hunderte, denn Vielen war die Lippe auf ewig geſchloſſen.

Nach der Beſichtigung der Truppen wandte der Kaiſer ſein Roß, um über das Schlachtfeld zu reiten. Viele Generale und höhere Offiziere folgten ihm. Raſinski, und auf deſſen Aufforderung auch Ludwig und Bernhard ſchloſſen ſich in angemeſſener Ferne dem Zuge an.

„Sieh nur, wie grau der Himmel ſich verhängt,“ ſprach Bernhard zu Ludwig, als ſie langſam an einander hinritten; „es iſt, als ſcheue er ſich, dieſem grauſenhaften Anblick ein heiteres Antlitz zu zeigen. Was muß das für eine Seele voll kühner, über das einzelne niedere Menſchenrecht und Menſchenglück hoch wie die Alpen hinausragender Entwürfe ſein,

die ein solches Maß des Jammers verschulden kann, ohne davon zerrissen zu werden! In welcher Höhe muß der Geist über der Erde wohnen, dem so die kleinen Saaten, Früchte, Hütten, Freuden und Wünsche der Menschheit entschwinden, daß er nichts mehr entdeckt als die Massen der Länder und Völker, als die Oceane und die Veste des Erdreichs. Wie weit muß er mit seinen Gedanken über die Zeit, über die Gegenwart hinausragen, der, mitten in der verworrenen tausendfältigen Schrift der Tagesgeschichte so kühn den unheuren Griffel der Weltgeschichte führt!"

„In seiner Nähe," entgegnete Ludwig, „will mir's scheinen, als könnte ich mich zu diesem Gefühl erheben. Wie ich mich selbst verliere und mich nur als eine einzelne Kraft betrachten kann, welcher er mit tausend andern zugleich die Richtung gibt; wie ich Alle, die ich sonst als die Besten, Größten, Selbständigsten ehrte, Dasselbe thun sehe; wie sie gegen sein großes Eins verschwinden, gleich den zahllosen Tropfen eines Gewitterregens, wenn sie den Ocean berühren — so wird mir begreiflich, wie ihm sich alle die einzelnen Kräfte nur in dem einen Schwerpunkt seines weltgeschichtlichen Willens zusammendrängen. Er empfindet nur die Aufgabe, diese nach innern nothwendigen Gesetzen seiner Seele zu verwenden; er sieht im Menschen nur das Atom der einzelnen Kraft, das er zur Gestaltung des Ganzen sammeln muß. Ob darüber die Atome der einzelnen Rechte zerstäuben, das erwägt er nicht, das darf er nicht erwägen, und wer sich ihm anschließt, verliert dieses Recht nach nothwendigem Urgesetz. Wer nicht, der muß es einem andern Allgemeinwillen opfern; das ist das Loos der Erdgeborenen. Wer in sich die Kraft fühlt, die Fäden des Wollens so vieler Tausende in sich zu vereinen, der hat auch das Recht dazu; wer sich eitel darüber täuscht, der wird bald zerschmettert sein

von der Keule des Geſchicks, die er nicht zu führen wußte. Die aber, welche dem mächtigen Gebot eines Bildners der Weltgeſchichte gehorchen, dürfen nicht klagen, daß ſie ihre Freiheit einbüßen. Sie folgen hier wie ſonſt einem Naturgeſetz, nur daß das höhere des Geiſtes weniger erkannt wird als das niedere der körperlichen Stoffe. Darfſt Du Dich empören, daß Du ſterblich biſt? Soll den Gott, der Dich dieſem Geſetze unterwarf, ein Vorwurf treffen? Nimmermehr. Darum iſt ein großer Mann ſo fern von der Verantwortlichkeit für die Leiden der Einzelnen, wie dieſe von dem Rechte des Vorwurfs. Und darum fühlt er Beruf und Geſetz in ſich vereint und findet ſeine Seele nicht belaſtet durch ihren Jammer, und ſie wenden ihren Fluch nicht gegen ihn. Jeder erträgt und vertritt in ſeinem Geleiſe, was eine ewige Schickung der Wahrheit und der Gerechtigkeit ihm auferlegt. Nur ſo geſtaltet ſich der Gedanke Gottes; wer daran nicht feſt hält, der darf über das ſummende Inſect, das ihm den Schlaf raubt, eine Beſchwerde gegen die Allmacht führen."

„Blick auf! Sieh hier zur Rechten!" ſprach Bernhard unterbrechend.

Eben kam ein Transport Wagen heran, auf die man Verwundete geladen hatte. Der Ausdruck der bleichen, blutbedeckten Züge war meiſt der eines ſtillen, ergebenen Leidens. Einige ſahen trotzig, wild aus, als erhöben ſie ſich über ihr Schickſal. Nur Wenige ſtießen Jammerlaute des Schmerzes aus. Noch Andere empfanden nur die Freude der Hülfe, die ihnen wurde, und blickten heiter umher, als wollten ſie ſagen: „Diesmal ſind wir noch aus dem offenen Rachen des Todes entſprungen."

Man erreichte jetzt die erſten Punkte, wo der Tod heftig gewüthet hatte, indem man durch den Hohlweg ritt, den Raſinski geſtern wählte, um das mit Leichen bedeckte

zu vermeiden. Doch jetzt war es anders. Viele der Verwundeten hatten sich hierher geschleppt, um Schutz gegen den Sturm zu suchen. Sie lagen, in die Erdlöcher gekauert, und bebten vor Frost und Fieberschauer. Einem alten Grenadier klapperten die Zähne heftig gegeneinander; doch gab er keinen Laut des Schmerzes von sich, sondern starrte aus hohlen erlöschenden Augen die Vorüberreitenden gräßlich an. Ludwig wurde von dem Anblicke so entsetzt, daß er vom Pferde springen und dem Unglücklichen Hülfe leisten wollte; doch kamen zum Glück eben zwei seiner Kameraden heran und legten ihn auf eine Bahre, um ihn fortzutragen.

Einige Schritte weiter stieß Bernhard Ludwig an: „Sieh! es ist zum Erbarmen!“

Ein junger Mensch mit blondem Haar, in dessen weichen, fast mädchenhaften Zügen dem Jammer zum Trotz sich noch jugendliche Lieblichkeit malte, lag am Wege und hob die gebrochenen Augen zu den Vorüberreitenden empor. Den halbgeöffneten Lippen schienen leise Worte der Klage zu entfliehen; flehend wandte er seine Blicke zu einigen Kriegern, die in seiner Nähe Verwundete aufnahmen und sie zu einem in einer Ausbiegung der Schlucht haltenden Wagen trugen. Er schien zu wimmern: „O! helft doch endlich auch mir!“

Ludwig konnte es nicht ertragen, er sprang vom Pferde, näherte sich dem Unglücklichen und wollte ihm Hülfe leisten. Ein graubärtiger Grenadier sprach rauh, aber doch gerührt: „Laßt ihn liegen, Kamerad, ihm ist nicht mehr zu helfen, wir verlängern nur seine Qual. Wie soll Einer mit einem Bein und einer zerschossenen Brust aus diesem wüsten Lande wieder nach Frankreich hinken? Laßt ihn und helft lieber Denen, die noch zu retten sind. Wünscht ihm wohl zu schlafen, und damit gut.“

Der Unglückliche hörte die Worte, die den letzten Faden

ſeiner Hoffnung erbarmungslos zerriſſen, und ſah tief aufſeufzend zu Ludwig empor. Dieſem verdunkelte ſich der Blick; er mußte alle Gewalt männlicher Entſchloſſenheit zuſammennehmen, um feſt zu bleiben. Mit erbarmender Seele beugte er ſich über ihn und ſprach: „Es iſt ſo ſchlimm noch nicht, Freund, ich werde Dich dort hinauftragen; faſſe Muth!“ Der Verwundete ſah ihn dankbar an; zu lächeln vermochte er nicht mit den vom Schmerz zuſammengezogenen Muskeln, doch glänzte ein gerührter Aufblick der Freude in ſeinem ſterbenden Auge. Ludwig umfaßte ihn und wollte ihn emporheben; doch da der Unglückliche noch das ganze Gepäck auf dem Rücken trug, war die Laſt zu ſchwer, und er mußte ihn zurückſinken laſſen. Bernhard war gleichfalls vom Pferde geſprungen, um Ludwig Hülfe zu leiſten. Allein als beide Freunde den Sterbenden ſanft aufnehmen wollten, fiel ſein Haupt zurück. „Ah! ma mère!“ hauchte er mit verklingender Stimme und war dahin.

„Wohl ihm!“ ſprach Ludwig gerührt, als er jetzt das ſtille Lächeln des Todes auf das ermüdete Antlitz treten ſah; „wohl ihm, nun iſt die Qual geendet.“

„Komm denn vorwärts,“ drängte Bernhard, beſorgt, daß Raſinski ihres Zurückbleibens wegen zürnen möchte. Sie ſchwangen ſich wieder zu Pferde und ritten eilig nach.

Eben als ſie den Zug wieder erreichten, war man auf die Höhe vor den Redouten gekommen, wo geſtern der Kampf ſo fürchterlich getobt hatte. Hier lag das ganze Feld voller Leichen; doch ſah man nicht mehr ſo viele Verwundete, denn ſchon ſeit dem dämmernden Morgen waren Hunderte von Soldaten beſchäftigt, ſie auf die herbeigeführten Wagen zu laden. Deſto ſchauderhafter aber war die Werkſtätte des Todes, die man hier betrat. Ruſſen und Franzoſen bedeckten in zahlloſer Menge das Gefilde; denn hier hatte

Kampf lange unentschieden hin und wieder getobt. Man sah entsetzliche Verstümmelungen; die abgerissenen Glieder lagen einzeln umher, oder waren achtlos in Haufen zusammengeworfen. Die Körper halb zerrissener Pferde hatten sich in den wilden Zuckungen des Todes über die Todten und Verwundeten gewälzt, sodaß man in den erstarrten Zügen Derer, die unter dem thierischen Leichnam lagen, noch die krampfhafte Angst erkennen konnte, in der sie unter der schauderhaften Bürde den Geist aufgegeben hatten. Zertrümmerte Helme, Harnische, Gewehre, Säbel schimmerten zwischen den blutigen Leichen; Theile zerschmetterter Geschütze lagen umher. Es war schwer, die Pferde zwischen dieses grause Gemisch hindurch zu leiten, ohne durch ihren Huf menschliche Körper, in denen sich immer noch Spuren des Lebens vermuthen ließen, zu verletzen.

Der Kaiser hielt. Er sah mit scharfem Blick rings umher; über den Anblick des Entsetzens zu seinen Füßen eilte sein Auge hinweg. Er betrachtete nicht das Feld des Todes, sondern das des Kampfes mit dem prüfenden Blick des Feldherrn. Er schien allein sein zu wollen, denn so viel man sehen konnte, deutete er Denjenigen, die in seiner nächsten Umgebung hielten, durch einen Wink an, sich zu entfernen. Sie zerstreuten sich nach verschiedenen Gegenden des Schlachtfeldes. Nur der Marschall Berthier blieb in seiner Nähe und begleitete ihn auf seinem fernern Ritt.

Rasinski nahm mit seinen Begleitern den Weg nach der Gegend zu, wo er gestern mit seinem Regiment zuerst ins Gefecht gekommen war. Bald sah man die polnischen Uniformen von weitem schimmern, die an ihrer leuchtend blauen Farbe weither zu erkennen waren.

„Hier suche' ich Dich gestern," sprach Bernhard zu Ludwig, „beim Teufel, es ist mir lieb, daß ich Dich jetzt neben

mir reiten ſehe!“ Dieſe Worte ſtieß er faſt wild heraus; Ludwig erkannte indeſſen wohl, daß er nur die ihn überwältigende Rührung und Erſchütterung, die der Anblick des Schlachtfeldes in ihm erregt hatte, hinter dieſer rauhen Larve verbarg.

„Nun wird man's bald gewohnt werden, und dabei einſchlafen können, wie Miſſethäter auf der Tortur, wenn ſie lange gemartert worden,“ fuhr Bernhard fort. „Der Menſch iſt fürchterlich gelehrig in der Kunſt der Erbarmungsloſigkeit. Ich fange ſchon an, mir Alles abzuſchütteln wie Schnee von einem Mantel.“ In der That machte er dabei eine Bewegung des Körpers, die dieſen Worten entſprach; ſeine Züge aber verriethen, daß er die Schauer, die ihn heftig erfaßten, auf dieſe Weiſe verbergen wollte.

„O, wenn es uns gelänge, die Leiche des alten braven Graubart Petrowski aufzufinden,“ ſprach Raſinski, indem er den Blick aufmerkſam über das Feld warf und die Todten ſeines Regiments einzeln ſcharf betrachtete. „In dieſer Gegend ſah ich ihn fallen. Verwundete ſehe ich zum Glück nicht mehr hier; es war freilich der Theil des Schlachtfeldes, den wir am früheſten behaupteten, und hier konnte ſchon zeitig Hülfe geleiſtet werden. Aber iſt das nicht Jaromir, der dort ſo haſtig heranſprengt?“

Man erkannte ihn an einem weit leuchtenden Falben, den er ſeit geſtern ritt, wo er zwei Pferde verloren hatte. Als er näher gekommen war, ſodaß er bemerkt wurde, winkte er mit dem Säbel zu ſich heran. Im Felde iſt man immer auf wichtige Botſchaft gefaßt, deshalb eilte Raſinski, ihm entgegen zu kommen; Ludwig und Bernhard blieben natürlich nicht zurück.

„Wir marſchiren, Raſinski,“ rief Jaromir. „So eben iſt der Befehl gekommen,“ fuhr er fort, indem ſie langſam

zuſammen weiter ritten, da die vielen Leichen und Trümmer noch keine ſchnellere Bewegung erlaubten. „Boleslaw iſt ſchon fort mit dem Überreſte des Regiments. Ich blieb, um Dich aufzuſuchen; ſie nehmen die Straße über Utiza. Wir ſollen die Seitenwege der alten Straße nach Moskau recognosciren, weil man glaubt, daß ſich die Ruſſen dorthin gezogen haben und auf Kaluga und Tula marſchiren."

„Wer hat den Befehl gebracht?"

„Ein Adjutant des Königs von Neapel."

„Habt Ihr Fourage gefunden?"

Jaromir ſchüttelte den Kopf.

„Alſo die Pferde hungern?"

„Etwas Heu und halbgewelktes Gras war Alles, was wir auftreiben konnten, doch hoffen wir in den Dörfern rechts der Straße noch Vorrath zu finden."

„Und wie ſind die Leute?"

„Ausgeruht, doch nicht genug; unternehmend, aber nicht fröhlich. Der Sieg iſt zu unvollſtändig. Sie wiſſen, daß man nur achthundert Gefangene hat, und man ſollte nach einer ſolchen Schlacht doch doppelt ſo viel Tauſende erwarten. Die vierundzwanzig ſchweren Kanonen und etliche Feldſtücke ſind die einzige Beute, die man gemacht hat."

„Und dafür ſiebzigtauſend Todte und Verwundete!" ſprach Raſinski düſter.

„Doch auf beiden Seiten," entgegnete Jaromir.

„O, wir haben an der Hälfte, die auf uns fällt, auch doppelt genug. Ein fürchterlicher Sieg! Zweiundvierzig Generale ſind geblieben, unter ihnen Caulaincourt und Montbrun. Auch Marſchall Davouſt iſt verwundet."

„Aber nicht gefährlich!"

Raſinski entgegnete nichts weiter, denn man hatte jetzt ein freies Terrain erreicht und ſprengte raſch darüber hin,

um ſich dem Regiment wieder anzuſchließen und aufs Neue in das brauſende Meer kriegeriſcher Thätigkeit zu ſtürzen.

So ſind die wilden Schrecken des Krieges der Arzt ihrer eigenen Zerſtörung; denn in dem ſtets fortbrauſenden Getümmel wird die klagende Stimme der Bruſt ſo übertäubt, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr vernimmt. Wer kann, ſo lange der Sturm ſich mit unaufhörlich erneutem Grimm auf das ſchwankende Fahrzeug ſtürzt, Die betrauern, welche er hinabgeriſſen hat in die Wirbel des Meeres? Die Seele ſelbſt brauſt ja in ſtürmenden Wogen auf; erſt wenn dieſe beruhigter wallen, vermag ſie die Bilder des Lebens wieder klar in ſich abzuſpiegeln. Dann aber ruht auch ſchon, ſo hat es die ewige Güte geordnet, in ihrer Tiefe wieder das reine, treue Blau des Himmels, wo das glaubende Herz jeden Troſt findet, den es ſucht.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Am 14. September erreichten die ersten Reiterscharen des Heeres, zu denen auch Rasinski mit dem kleinen Überreste seiner Freunde gehörte, den Berg des Heils, von dem sie das prächtige Moskau, den alten geheiligten Sitz der Zaaren, vor sich in der Thalsenkung ausgebreitet sahen. Es war zwei Uhr Mittags. Eine glänzende Herbstsonne brach eben durch leichtes Gewölk, welches in dem lichtblauen Raum des Himmels schwebte. In tausendfältigem Farbenspiel funkelten die zahllosen Kuppeln der Kirchen und Paläste, die, in Gold und schimmerndem Grün strahlend, die Stadt hoch überragen. Aus dem Wald der Thürme stieg der Kreml wie ein gekröntes Haupt empor; die Moskwa schlang das silberne Band durch die Gefilde. Scharen flatternder Tauben wiegten sich mit leuchtenden Flügeln im Sonnenstrahl hoch über den Dächern und umkreisten die Thurmspitzen.

Ein unwillkürlicher Ausruf der Freude und der Ehrfurcht zugleich entstieg der Brust bei diesem überraschenden Anblick. „Moskau, Moskau!" ertönte der Ruf der Krieger, die sich kaum überreden konnten, daß das unendlich ferne, wunderbar in das Geheimniß der Sagen und Märchen gehüllte, mit

zahllosen Mühen und Gefahren erstrebte Ziel nun wirklich erreicht sein sollte. Ein goldener Preis des Siegers, eine strahlende Krone des Ruhms, lag die Hauptstadt vor den Augen der Kühnen, die es gewagt hatten, von den schönen, wirthbaren Ufern der Ströme Frankreichs und Deutschlands mitten durch die Wüsteneien vorzudringen, hinter denen sich diese Reichthümer verschanzen, die an die Märchen des Morgenlandes erinnern.

Freudenruf und Siegesjubel erfüllen die Luft. Die Vordern rufen und winken ihren Kameraden. Der unter den Mühseligkeiten des Marsches fast erliegende Krieger fühlt sich plötzlich mit neuer Kraft durchdrungen, jede Erinnerung an seine Leiden, Sorgen, Gefahren ist verschwunden. Einem Strome gleich, der sich plötzlich eine neue Bahn gebrochen, und nun im raschern Laufe dahinschießt, fluthet die Menge in stets wachsender Beschleunigung die Höhe hinan, daß die mächtig vordringende Woge den Gipfel überschwillt. Je dichter die schwarzen Heeresmassen sich auf der Anhöhe sammeln, je lauter tönt der jubelnde Ruf und dringt durch die stillen Lüfte gen Himmel.

„Also das ist die berühmte, an Sagen und Wundern reiche Stadt der Zaaren," rief Bernhard, als er oben sein Roß anhielt. „So haben wir sie denn endlich doch aufgefunden hinter den endlosen Wäldern und Steppen, die sie beschützend umgürten!"

„Es war Zeit," sprach Rasinski, und that einen Blick rückwärts auf das Heer; „hohe Zeit!"

Ludwig betrachtete die reiche, unermeßlich ausgedehnte Stadt gleichfalls mit jenem ehrfurchtsvollen, die Brust erweiternden und hebenden Staunen, womit uns der Anblick eines Ortes oder eines Menschen erfüllt, dessen Ruhm lange von Ferne her zu uns gedrungen ist, den wir schon in den

Tagen unſerer Kindheit als ein Wunderbild in der Seele trugen, das aus unerreichbar weiten Räumen und Zeiten zu uns herüberſchimmerte.

„Ein koloſſales Gemälde,“ rief Bernhard lebhaft; „daß man ſo etwas nicht malen kann! Seht nur die Maſſen von Licht und Glanz auf den Kuppeln dort; dann das verworrene Gemiſch der Dächer und niedern Häuſer, der grünen Streifen und Flecken der Gärten, die ſich als Geäder und eingeſprengte Maſſen durch das Geſtein ziehen; die Silberblicke, mit denen der Strom durch die Landſchaft blitzt; und wenn wir uns umſehen, dieſes ungeheure Heer, das, einer ſchwarzen Fluth gleich, durch die Felder wogt. Seht nur, wie die Bayonnette im Sonnenlicht blitzen, die Federbüſche leuchten und das Erz der Kanonen ſchimmert, die drüben in der langen Colonne am Walde heraufterziehen. Hier und dort verliert ſich der Blick ins Unendliche; denn die letzten Thürme der Stadt verſchwinden ſchon im blauen Duft und Nebel, und der lang nachgeſchleppte Schweif von Wagen und Nachzüglern des Heeres verliert ſich in unabſehbaren Räumen.“

Während dieſes Geſprächs war man langſam die Höhe hinuntergeritten. Einige Zeit hatte eine bunte Verwirrung geherrſcht, wie ſie ſtets bei außerordentlichen Ereigniſſen auf dem Marſche zu entſtehen pflegt; doch jetzt wurden die Leute wieder geordnet, mußten in ihre Züge eintreten und ſich dem ſtrengen Geſetz des Marſches vor dem Feinde unterwerfen. Denn man durfte allerdings auf einen ernſten Widerſtand gefaßt ſein, bevor man das Kleinod des Reiches, das Palladium der ruſſiſchen Krone, in ſeine Gewalt bekam, das wie ein glänzender Diamant vor den Augen des Heeres leuchtete.

So rückte man der Stadt näher und näher, jeden Augenblick gefaßt darauf, einem entschlossenen Feinde zu begegnen. Plötzlich hielt man an; das Gerücht lief von Reihe zu Reihe, der König von Neapel sei im freundlichen Gespräch mit den Führern der Kosacken begriffen. Schon überließ man sich der Hoffnung, daß der Kampf hier ein Ende habe, der Friede nahe, der Lohn für alle bestandene Mühen und Gefahren gewiß und unermeßlich sei. Rasinski suchte, indem er etwas voranritt, die Wahrheit zu erfahren. Sie beschränkte sich darauf, daß der König allerdings mit einigen Kosacken gesprochen und sie beschenkt habe. Sie hätten indessen nur einen Offizier begleitet, der freien Abzug für die Nachhut Kutusows forderte; im Verweigerungsfalle drohten sie, die Stadt hinter sich in Flammen aufgehen zu lassen. Der Kaiser, aufs schleunigste benachrichtigt, willigte ein; man rückte demnach vor und in die Stadt ein.

Während Prinz Eugen und Fürst Poniatowski mit ihren Corps sich zur rechten und linken Seite der Hauptstraße ausbreiteten und die Stadt gewissermaßen umzingelten, folgte Rasinski mit den Seinigen dem Könige von Neapel, der mit Vorsicht einrückte. Es schien unmöglich, daß der Feind gar keinen Widerstand leisten sollte; man mußte im Gegentheil auf heftige Gefechte in den Straßen gefaßt sein.

Jetzt zog man durch die Gassen der Vorstadt. Sie waren leer und öde, gleich den verlassenen Dörfern, deren man so unzählige auf dem Wege bis an dieses ersehnte Ziel getroffen hatte.

„Sollten sich die Einwohner so vor uns fürchten," bemerkte Bernhard gegen Jaromir, der dicht neben ihm ritt, „daß sie auch keine Nasenspitze, nicht einen Zoll ihrer langen Bärte blicken lassen? Sollte denn nicht ein einziges hübsches Kind neugierig genug sein, um die fremden Ankömmlinge

aus einem jener kleinen Fenster wenigstens einmal zu beguckeu? Es ist uns ganz recht, wenn der Feind sich vor uns fürchtet, doch die Mädchen müssen nicht gar zu scheu sein. Sind wir denn Menschenfresser, zum Teufel, oder hält man uns dafür?"

„Ich vermuthe," antwortete Ludwig, „daß sich die Bewohner dieser Vorstädte in die Stadt geflüchtet haben. Sie fürchteten vielleicht den ersten Anlauf; es war auch nicht unwahrscheinlich, daß sich hier ein Gefecht entspinnen könnte. Da ist freilich Der am schlimmsten daran, der keine Waffen führt."

„Und zumal hier," wandte sich Rasinski, der ihr Gespräch gehört hatte, um, „wo die hölzernen Häuser bei der ersten Granate, die man hineinwürfe, wie dürres Stroh hell aufflackern würden."

„Es wäre ein verwünschter Streich," warf Jaromir hin, „wenn uns die Winterquartiere abbrennen sollten. Mir däucht, wir könnten die Ruhe von sechs bis sieben Monaten, auf die ich hier hoffe, gebrauchen."

Rasinski schwieg, doch las man auf seiner Stirn, daß er in Jaromirs Hoffnungen nicht einstimmte. „Das Erwünschteste wäre wol," sprach er nach einer Pause, „wenn der Friede so bald als möglich einträte. In diesem Falle, vermuthe ich, würden wir den Winter nicht hier zubringen, da die Gegenwart des Kaisers und seiner Heere im Mittelpunkte Europa's nothwendiger ist, als hier fast an den Grenzen Asiens."

Boleslaw ritt ernst und still, wie er pflegte, vor sich hin, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

Plötzlich stockte der Zug wieder. Da Rasinski sich nicht an der Spitze desselben befand, konnte er nicht sehen, ob irgend ein äußeres Hinderniß daran Schuld war. Indem

er noch seine Blicke nach vorn richtete, kam Obrist Regnard die Gasse herab. Er trug den Arm noch in der Binde und ein breites, schwarzes Pflaster über der Stirn. Seit der Unterredung während der Schlacht hatte ihn Rasinski nicht mehr gesehen.

„Guten Abend, Obrist," rief er ihn an, „Sie kommen von der Spitze der Colonne her; was hält uns denn wieder auf?"

„Ah, Freund Rasinski, wie geht's?" erwiderte Regnard. „Ich freue mich, Euch wohl zu sehen, obwol ich's schon aus dem Rapport wußte, daß Ihr aus dem Schiffbruch zu Mosaisk gerettet seid. — Was uns aufhält? Nichts als eine abgebrochene Brücke über die Moskwa, die sogleich hergestellt sein wird. Aber —" hier winkte er ihm zu und sprach leise mit ihm. Bernhard, der mit seinem scharfen Auge immer durch das Antlitz eines Andern bis tief in die Brust desselben hinabsah, bemerkte eine auffallende Bewegung in Rasinski's Zügen. Auch Regnards kaltes, scharf gezeichnetes Gesicht, sonst weniger Veränderungen fähig, weil alle Linien desselben wie in festen Stein geschnitten waren, drückte ein schauerliches Befremden aus. Es mußte irgend etwas von der äußersten Wichtigkeit oder Gefahr sein, was er Rasinski mitzutheilen hatte. Ihr Gespräch dauerte jedoch nur drei Minuten, worauf Regnard seinen Weg fortsetzte. Mit gefurchter Stirn kehrte Rasinski zu den Seinigen zurück; er schien eben mittheilen zu wollen, was ihm der Obrist vertraut hatte, als die Colonne sich wieder in Bewegung setzte und, wie es immer nach einer Stockung geschieht, desto eiliger nachrücken mußte. Bald erreichte man die Moskwa; die Brücke war so schlecht hergestellt, daß man es vorzog, durch den sehr seichten Fluß zu reiten. Bernhard bemerkte, daß Rasinski mit immer gespannterer Aufmerksamkeit die Häuser und

Gaſſen betrachtete, je näher man der eigentlichen Stadt rückte. Endlich kam man an die Ringmauer, welche dieſelbe umſchließt.

„Hier werden die Gaſſen doch breiter und die Häuſer anſehnlicher,“ ſprach Bernhard, „in der Perſpective hat man ſogar mehrere Gebäude, die Paläſten gleichen. Nun werden wir doch auch wol die Bewohner derſelben kennen lernen.“

„Das eben, fürchte ich,“ ſprach Raſinski, ſich umwendend, leiſe, aber mit ſehr beſorglicher Betonung, „werden wir nicht. Nach Regnards Berichten ſoll die ganze Stadt verlaſſen und ſo öde wie der groſſe Kirchhof ſein, an dem wir beim Einmarſch vorbeikamen.“

Dieſe Worte, nur zu den Nächſten ſeiner Umgebung geſprochen, erfüllte dieſelben mit einem kalten Schrecken. „Wie? Unmöglich!“ rief Jaromir; „das deutete alſo auf erneuten Krieg, auf den entſchloſſenſten Widerſtand, ſelbſt nachdem wir in das Herz des Reiches eingedrungen ſind?“

„So iſt allerdings zu fürchten! Jetzt treffen Ahnungen ein, die mir ſchon beim Betreten Altruſſlands düſter vorſchwebten. Nicht den Kaiſer Alexander und ſeine Heere werden wir mehr zu fürchten haben, nicht mit ihnen werden wir kämpfen, ſondern ein ganzes, unermeſſliches Volk iſt es, das gegen uns mit der glühenden Wuth aufſteht, die der Fanatismus in der Bruſt des Menſchen entzündet. Tief verſunken in myſtiſchen Aberglauben, in unterwürfige Demuth gegen ihre Götter wie gegen ihre Herrſcher, wird es unmöglich werden, ſie irgend einer Überredung, einer vernünftigen Überzeugung zugänglich zu machen, die ſie belehren kann, daß wir nicht gekommen ſind, um ihre Altäre zu vernichten, ihre Kirchen zu plündern, ihre Städte zu verbrennen. Hier wird kein Krieg mehr zwiſchen zweien Mächten geführt werden, wo die Entſcheidung auf dem Wahlplatze

oder im Rathe der Miniſter fällt; ſondern ein ganzes Geſchlecht waffnet ſich gegen uns, das uns verflucht, wie den Abſchaum der Hölle. Der Einzelne iſt der Feind des Einzelnen; der Haß entflammt ſich in der Bruſt des Knaben und des Weibes. Da gibt es keinen edeln, großmüthigen Kampf der Gedanken, der Ehre, des Ruhmes mehr, ſondern Alles artet aus in ein gräßliches Morden, Schlachten und Würgen, wo Sieg und Niederlagen gleich entſetzlich ſind."

Ein düſteres Feuer leuchtete aus ſeinen Augen, während er ſprach; er hatte die hohe Stirn in finſtere Falten gerunzelt und ein tiefer Schmerz umzog ſeine Lippen. Bernhard betrachtete ihn mit unverwandten Augen. Über die Schönheit, die erhabene Würde ſeines männlichen Antlitzes vergaß er einen Augenblick, weshalb dieſe Gewitterwolken in ſo ernſter Majeſtät darüber hinzogen. Wahrlich, dachte er bei ſich ſelbſt, der Menſch iſt am ſchönſten, wenn ein edler Gram aus der Tiefe des Herzens herauf durch die leichten Hüllen des Auges und des Angeſichts ſchimmert. Darum bildeten die Alten ihre Heroen ſo tief ernſt; darum ſelbſt in ihren Götterbildern der erhabene Anflug eines leiſen Grams, der die Züge ſo veredelt und verklärt.

Doch der ſchnelle Wechſel der Gegenſtände und der Betrachtungen, die ſie erzeugten, duldete kein langes Verweilen der Gedanken auf einer Stelle; zumal da, wo ſie ſo fern aus dem Kreiſe der nächſten, mächtigen Wirklichkeit lagen.

Die Straßen, durch welche man zog, machten einen ſeltſamen Eindruck; ſie waren belebt durch das Getümmel des Kriegs, und doch zugleich todtenſtill, weil die Häuſer an beiden Seiten wie ſtumme Gräber ſtanden, aus denen keine Spur, kein Hauch des Lebens heraufwehte. Nicht einmal der Rauch eines Schornſteins war zu entdecken. Die Kup-

vein der Kathedralen glänzten in ſtrahlendem Gold, von grünen Kränzen umzogen; die Säulen der Paläſte ſtiegen prachtvoll empor. Doch ſchien der Schmuck dieſer edeln Architektur der einer ſtattlich herausgekleideten, zur letzten öffentlichen Schau ausgeſtellten Leiche zu ſein, ſo ſtarr, ſo ſtumm blieb Alles. Dieſe Miſchung der üppigſten Pracht des Lebens mit der ſtillen, tiefen Einöde des Todes war ſo peinlich, daß ſie ſelbſt in die Bruſt des roheſten Kriegers eindrang, der noch keine Ahnung von der furchtbaren Wahrheit hatte.

Schon zwei Stunden zog man durch dieſe ſteinerne Wüſte und ſchien ſich immer tiefer und tiefer in den labyrinthiſchen Irrgängen derſelben zu verwickeln. Denn nur langſam rückte man vor, da der König, der noch immer nicht an die Wahrheit glauben wollte, jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig war und die Beſorgniß noch nicht verbannen konnte, daß man ihn liſtig in dieſes trügeriſche Netz verworrten ſich kreuzender Gaſſen locken wolle, um plötzlich von allen Seiten überfallend hereinzubrechen. Darum ſandte er in jede Seitenſtraße ſtarke Trupps hinein, die erkunden mußten, ob der Feind nicht irgendwo lauere. Aber man fand Niemand. Eine grauſe Stille herrſchte in der ungeheuren Stadt, wo ſonſt das Gewühl des Verkehrs das Ohr betäuben mußte. Nur den dumpfen Hufſchlag der Pferde, das Klirren der Waffen vernahm man, wie es die ſtummen, hohen Mauern ſchauerlich zurückwarfen. So wie der Zug einen Augenblick ſtockte und hielt, breitete ſich die Stille wie ein Leichentuch über die Scharen aus; denn auch der Soldat war von dem unheimlichen Gefühl tief durchdrungen, und obwol er in die Hauptſtadt des Feindes einrückte, ertönte doch kein Ruf des Sieges, kein Laut der Freude oder des Jubels; ſondern ernſt, ſchweigend, indem er nur das erſtaunte Auge an den hohen Gebäuden auf- und abwärts

ſchweifen ließ, um eine Spur des Lebens darinnen zu entdecken, zog er in die Herrſcherſtadt der alten Zaaren ein.

Jetzt ſtiegen die Mauern und Zinnen des Kreml's düſter über den Häuptern der Krieger empor. Da zum erſten Mal vernahm man, als ſei es ein erquickender Laut, ein verworrenes Gemiſch von Stimmen und kriegeriſches Getümmel. Es war ein Trupp zuſammengelaufenen Volkes, das ſich im ſchwarzen Gewimmel um einen Zug Wagen drängte, auf denen Lebensmittel und einige Verwundete lagen, die man nicht eilig genug hatte aus der Stadt ſchaffen können. Etliche Koſacken, zu ihrer Deckung zurückgelaſſen, flüchteten auf ihren kleinen behenden Roſſen und waren bald in den ihnen wohlbekannten Gaſſen verſchwunden, ohne von den nachgeſandten Kugeln verletzt zu ſein. Doch vom Kreml her, an deſſen Thoren man in dieſem Augenblicke ankam, tönte urplötzlich ein gräßliches Gebrüll heulender Stimmen. Raſinski war, nur von Bernhard begleitet, bei dem Schall der erſten Schüſſe vorwärts geſprengt, um zu ſehen, was es gab; ſelbſt ſeine männliche Bruſt, der Drohungen jeder Gefahr längſt gewohnt, erbebte bei dieſem grauenvollen Laut. Sein Auge folgt der Richtung, die ſein Ohr ihm angibt. Da ſieht er auf den Mauern des Kreml eine Anzahl entſetzlicher Geſtalten, Männer und Weiber, mit wüthenden Geberden, die den Eingang in die heilige Burg der Zaaren vertheidigen wollen. Das verworrene, zerraufte Haar der Weiber, der wilde, ſtruppige Bart der Männer, Schmuz, Lumpen, Geheul, gräßliche Verzerrung des Geſichts, plumpe barbariſche Waffen alles Dies vollendet das Grauenhafte des Anblicks. „Was? Sendet uns die Hölle ihre ſcheußlichſten Dämonen entgegen, um uns zu ſchrecken," ruft Raſinski aus und ſtuzt. „Sind das Menſchen oder Wehrwölfe?" fragt Bernhard, gleichfalls ſchaudernd. Die entſetzliche Schar er-

hebt aufs Neue ihr wildes Geschrei und Flintenschüsse fallen von der Mauer in den dichten Haufen. Der König von Neapel schwingt ein weißes Tuch als Zeichen der friedlichen Unterhandlung, und ruft Rasinski heran, um ihnen zu sagen, daß sie den rasenden, vergeblichen Kampf aufgeben sollen, daß man ihnen kein Übel zufügen will. Rasinski reitet vor; in ihrer Landessprache ruft er ihnen zu: „Hört, vernehmt Worte des Friedens!“ Doch ein gräßliches Geheul, wobei die Weiber ihre Brüste schlagen und das Haar raufen, theilt statt der Antwort die Lüfte. Rasinski ruft ihnen noch einmal zu, sich zu ergeben. Da springt ein Weib, kolossal von Gestalt, der das wilde Haar weit über die Schultern herabfällt, auf die Zinne der Mauer. „Hund! Zerfleischen will ich Dich mit meinen Zähnen, wie eine hungrige Wölfin! Räuber, Du sollst zerrissen werden, wie der Jäger, der der Bärin das Junge aus der Höhle trägt! Fluch euch Mördern unserer Kinder und Gatten! Fluch euch Verwüstern unserer Städte! Und dreimal Fluch euch ruchloser Brut, die ihr die heiligen Altäre schändet und den Allmächtigen mit verfluchter Zunge lästert. Wehe soll über euch kommen, mehr als über die Verdammten im Schwefelpfuhl! Fluch, Fluch, ewiger Fluch!“

Rasinski schauderte. Diese drohende Gestalt war furchtbar, aber sie erregte keinen Abscheu! Weite, schwarz und graue Gewänder umhüllten sie, ein blutigrothes Tuch, halb einer Mütze, halb einem Turban ähnlich, war um das Haupt gewunden. Das ergraute Haar flatterte im Wind um ihre Schultern, ihr Auge blitzte und rollte wild in seinen Kreisen, der Mund hatte sich zum lauten Fluch geöffnet, sie erhob die Hände beschwörend zum Himmel.

Alle männliche Kraft zusammenraffend, rief Rasinski noch

einmal mit ſeiner Löwenſtimme: „Wollt Ihr Gnade verſchmähen, Raſende?“

Ein wildes Gebrüll, mit drohenden Geberden begleitet, übertönte ſeine Worte, noch bevor er geendet hatte. Durch einen Wink bedeutete er dem König, daß Alles vergeblich ſei; dieſer gab ein Zeichen, das Thor zu ſprengen. Die bereits aufgefahrene Artillerie gab Feuer. Drei Schüſſe, deren Donner furchtbar in der öden Stadt widerdröhnte, krachten gegen das Thor. Es ſtürzte zerſplittert zuſammen. So wie es ſich öffnete, drang der verworrene Knäuel jener Wüthenden aus der Pforte hervor und ſtürmte in die Reihen der Krieger ein. Man hatte ihrer ſchonen wollen, da es zu Wenige waren, um einen überlegenen Feind zu nutzloſem Blutvergießen zu veranlaſſen; der fanatiſche Patriotismus der Unglücklichen aber machte es unmöglich. Gleich wilden Thieren brachen ſie grimmig in die dichte Schar der Gegner ein, um wenigſtens deren ſo viele zu vertilgen, als ſie vermochten. Ein Wüthender ſchlug mit einem Baumaſt, der einer Keule glich, zwei Franzoſen zu Boden und hatte in einigen gewaltigen Sprüngen ſchon den König, der, wie immer, einer der Vordern in der Gefahr, erreicht, als Raſinski noch eilig herbeiſprengte und einen Säbelhieb gegen den Raſenden führte. Doch er fiel flach, und mit der Wuth eines gehetzten Hundes packte ihn jetzt der halb Getroffene an, riß ihn mit überlegenen Kräften vom Pferde herab, ſchleuderte ihn zu Boden und warf ſich über ihn her. Bernhard war ſchnell wie eine heranſchießende Schlange vom Pferde und riß den Wüthenden, der Raſinski zu erdroſſeln verſuchte, zurück. Ein franzöſiſcher Offizier ſprang ihm bei. Mit Mühe brachen ſie die Arme des Ruſſen aus einander, mit denen er Raſinski gepackt hatte; als er dieſer nicht mehr mächtig war, fletſchte er die Zähne ergrimmt und drohte den Unterliegenden

damit zu packen. Doch jetzt hatte auch Rasinski wieder einen freien Arm gewonnen, und indem der Wüthende nach ihm biß, schlug er ihn, eine andere Abwehr war unmöglich, mit der geballten Faust so gewaltig in den Mund, daß ein dicker Strom schwarzen Blutes daraus hervor und ihm über Brust und Antlitz stürzte. Dennoch ließ der Barbar nicht ab, sondern trotzte den drei Männern, mit der ungeheuren Kraft seines muskulösen Körpers, bis ihn die Kugel aus der Pistole eines Chasseurs, der ihn kalt mit auf die Brust gesetztem Feuerrohr mitten durchs Herz schoß, leblos zu Boden streckte.

Rasinski und Bernhard schauderten über diesen Kampf; er glich zu sehr dem Mord, dem wahren Abschlachten der Barbaren, um ein edles männliches Herz nicht mit dem tiefsten Abscheu zu erfüllen. Indessen waren die Übrigen, welche noch Widerstand leisteten, theils niedergehauen worden, theils hatten sie mit verzweiflungsvollem Geheul die Flucht ergriffen. Es schien nicht der Mühe werth, sie zu verfolgen; man ließ sie daher sich in den öden Gassen der Stadt zerstreuen, und der König von Neapel setzte den Marsch mit den Seinigen weiter fort.

Doch mehr als jemals wurde es jetzt nothwendig, sich nicht ohne die größte Vorsicht in das labyrinthische Gewinde der Gassen zu vertiefen. Der Soldat, der alle diese reichen Häuser und Paläste von den Einwohnern verlassen sah, richtete seine Gedanken auf die Beute, die er an dem zurückgelassenen Gut zu machen hoffte. Einzelne versuchten hie und da sich von dem Zuge zu entfernen, um sich plündernd in den Häusern zu zerstreuen; doch der strengste Befehl untersagte es ihnen, und als Beweis, daß er befolgt werden würde, schoß ein General mit eigner Hand einen Dragoner nieder, der sich in eine Seitengasse stehlen wollte. Dies wirkte;

die Menge gehorchte dem Gebot pünktlich. Doch hielten die Führer Vorsicht für nöthig, und sandten daher, wo sie an ein bedeutendes Gebäude, das öffentlichen Zwecken gewidmet schien, oder an eine Gruppe ansehnlicher Häuser kamen, immer starke Abtheilungen seitwärts, um dieselben unter deren Schutz zu stellen.

So erhielt auch Rasinski den Auftrag, einen großen, vom Reichthum des Besitzers zeugenden Palast, der in einer breiten Querstraße, wo sonst nur kleine Häuser befindlich waren, lag, zu besetzen. Mit seinen wenigen noch übrigen Leuten, und einem Bataillon leichter Infanterie, das ihm beigegeben wurde, trennte er sich von dem Corps des Königs von Neapel und bezog mitten in der Stadt ein eignes Feldlager. Er nahm von dem Palast und den umliegenden Häusern förmlich Besitz. Keine lebende Seele machte ihm denselben streitig. Bolcslaw beauftragte er, mit einer Anzahl von Leuten diejenigen Gegenstände, welche zur Kleidung und Nahrung der Soldaten dienen und sich etwa vorfinden sollten, aus den Gebäuden zu entnehmen, um eine billige Vertheilung derselben nach Bedürfniß vorzunehmen. Bis er selbst sich von der Sicherheit der Häuser überzeugt habe, verbot er aufs strengste sich darin einzuquartieren; vor ein jedes derselben ließ er eine Schildwache stellen, die mit ihrem Leben verantwortlich für Plünderung oder muthwillige Zerstörungen wurde.

So schlugen denn die Truppen einstweilen einen geordneten Bivouac in der breiten, einem Platze ähnlichen Straße, auf, die dem Palaste gegenüber lag. In diesem nahm Rasinski sein Hauptquartier und richtete sogleich ein Bureau ein, das ihm für die genauere Ordnung des Dienstes und mancher übrigen Geschäfte nothwendig war. Wie bisher erhielten Ludwig und Bernhard den Auftrag, die Arbeiten in demselben zu übernehmen.

Zweites Capitel.

Es dunkelte schon, als diese vorläufigen Anordnungen getroffen waren. Man befand sich denn nun in der Hauptstadt des Feindes, man hatte sie förmlich in Besitz genommen; ja mehr als man glaubte, da Alles darin, was nicht fortzuschaffen war, den Einrückenden gewissermaßen als Erbe überlassen blieb. Das Schloß, welches Rasinski mit seinen beiden jungen Freunden bezogen hatte, war von alterthümlicher, würdiger Bauart. Das Thor, hoch, gewölbt, mit Eisen stark beschlagen, hatte man erst sprengen müssen; man fand es von Innen verriegelt, ein Beweis, daß entweder noch Leute im Schlosse befindlich, oder durch den Garten geflüchtet sein mußten. Das Letztere schien am wahrscheinlichsten. Als man die beiden symmetrischen Wendeltreppen, welche von jeder Seite der Hausflur in das mittlere Stockwerk führten, hinanstieg, gelangte man in weite Corridors, an denen eine lange Reihe von Gemächern und Sälen hinunterlief. Sie zeugten von großer Pracht, von selbst in Rußland nicht gewöhnlichem Reichthum; doch war, wie Meubles, Form der Spiegel, Tapeten und Vergoldungen bewiesen, die Ausschmückung mindestens schon durch die Väter der jetzigen Besitzer geschehen.

In dem Zimmer zunächst der Treppe richteten Ludwig und Bernhard das Bureau ein. Aus demselben trat man rechts in einen geräumigen Saal, und neben diesem hatte Rasinski sich in einem kleinern Gemach, das eine Art Boudoir gewesen zu sein schien, eingerichtet; zur Linken des Bureauzimmers hatten Ludwig und Bernhard in zwei großen Gemächern ihre Schlafstätten aufgeschlagen.

Es fing an zu dunkeln; draußen auf der Straße flackerten die hellen Wachtfeuer, an denen die Leute bivouakirten. Der Widerschein der Flammen spielte gegen die Decke der noch unbeleuchteten Gemächer und brachte, gemischt mit der tiefen Dämmerung, ein seltsames Licht hervor. Rasinski war hinuntergegangen, um die Truppen zu besichtigen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ludwig saß in dem geräumigen Gemach, welches er zur Wohnung gewählt hatte, allein auf einem alten Lehnsessel, denn Bernhard, von einer ihm eignen Lust, fremde große Gebäude gleich nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, hatte, wie er sich ausdrückte, eine Entdeckungsreise in die weitläufigen Seitenflügel des Palastes unternommen.

In dem Halbdunkel des herbstlichen Abends, bei dem Spiel des Feuerscheins vor den Fenstern, bei dem gedämpften Schall verworrener Stimmen und Waffengeräusches von draußen her, hing Ludwig seinen Träumen nach. Die schönen Bilder der Vergangenheit schwebten als glänzende Gestalten auf dem dunkeln Grunde der Gegenwart vorüber. Es war die erste einsame ruhige Stunde, seit er die Nachricht von dem Tode der Mutter erhalten, die das Getümmel des Krieges ihm gönnte. Eine düstere Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele; das Haupt auf der Seitenlehne des Sessels in die Hand gestützt, saß er, in Erinnerungen versunken, und sein Auge irrte bewußtlos in den hohen dunklen Räumen des Gemaches umher. So bemerkte er es nicht, daß Bernhard eingetreten war und, in der halb offenen Thüre stehen bleibend, ihn beobachtete. Dieser aber sah durch die tiefe Dämmerung die Thränen in Ludwigs Auge glänzen, in denen sich der flackernde Feuerschein spiegelte.

„So in düstere Gedanken versunken, Kriegskamerad!“ redete er ihn an.

„Ach, Bernhard," sprach Ludwig, „Du bist es? Ja wohl, in düstere Gedanken versenkt! Wie könnte man es anders an diesem schauerlichen Ort, und mit einer Brust voll Erinnerungen und Schmerzen, wie die meinige!"

„Hm," warf Bernhard hin, „mein Herz ist auch grade kein Füllhorn der Wonne und des Glücks, und wenn ich mit meinen Erinnerungen laterna magica spiele, so zieht der Teufel und seine Großmutter an der Wand vorüber. Aber was den schauerlichen Ort anlangt, so muß ich Dir sagen, daß er mir noch eher unheimlich vorkommt."

„Wie so?"

„Wir wohnen nicht allein im Hause, darauf möchte ich schwören."

„Was hast Du für Gründe zu dieser Vermuthung?"

„Mancherlei. Ich ging durch die langen Corridors nach dem Querflügel, der auf den Garten stößt. Wie ich so eine Thür nach der andern anklinke, die alle verschlossen oder verriegelt waren, komme ich auch an eine, die sich sogleich öffnet. Ich trete ein und fühle mich durch eine behagliche Wärme überrascht; das fällt mir auf, ich schaue umher und finde, daß ich in einer Art von Küche stehe, wo auf dem Herde noch Asche liegt. Ich trete hinzu; die Asche ist warm, ja ich entdecke, als ich mit meinem Säbel darin schüre, noch einige schwach glimmende Kohlen."

„Die Bewohner werden diesen Morgen noch hier gewesen sein."

„So dachte ich auch; da aber höre ich plötzlich unter mir ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas Schweres fiele. Das macht mich stutzig. Ich eile wieder auf den Corridor, entdecke eine kleine Treppe, die ins untere Geschoß hinabführt, und finde dort ebenfalls einen Corridor, an welchen sich eine Reihe Gemächer mit verschlossenen Thüren anschließt. Ich

verſuche ſie zu öffnen, zu ſprengen; ſie ſind, ſcheint es, feſt verrammelt. Ich poche, rufe, lärme, keine Antwort. Endlich bin ich des Dinges überdrüſſig und gehe. Als ich die kleine Treppe wieder hinaufſteige, höre ich aber etwas rauſchen und zugleich Schritte wie von einem weiblichen Fuß. Schnell eile ich hinauf, entdecke aber nichts. Überzeugt, daß mein leiſes Ohr mich nicht getäuſcht hat, ſpähe ich überall umher. Da ſehe ich am Boden, dicht vor der Thür der Küche, wo ich zuvor geweſen war, etwas Weißes ſchimmern; ich helle es auf, und ſiehe, es iſt dieſe Bandſchleife, die zuvor, darauf wollte ich einen Eid ſchwören, nicht dort gelegen hat. Ich forſche und ſpähe darauf rings umher, um die Schöne zu entdecken, die das Band verloren haben müßte, doch vergeblich. Alles blieb ſtumm, Alles verſchloſſen. Ob es nun ein guter oder böſer Geiſt, eine Ahnfrau, oder gar die berüchtigte weiße Frau geweſen ſein mag, die in den öden Gängen umhergewandelt iſt, das will ich unentſchieden laſſen."

„Hm, ſonderbar!" ſprach Ludwig ſinnend. „Sollten ſich vielleicht die unglücklichen Einwohner verſteckt halten aus Furcht vor Mißhandlungen?"

„Möglich! Doch halte ich's lieber mit Geſpenſtern, verwünſchten Fräuleins, die auf Erlöſung harren, eingemauerten Nonnen, deren Seele keine Ruhe finden kann, und die in den öden Gängen umherkreuzen. Um Mitternacht müſſen wir eine zweite Recognoscirung vornehmen; biſt Du dabei?"

„Wenn Deine eigne Müdigkeit Dich nicht eines Beſſern überredet," erwiderte Ludwig lächelnd, „herzlich gern."

„Wie? Ihr ſitzt ſo im Dunkeln, Freunde," tönte plötzlich des eben eingetretenen Raſinski's Stimme. „Es wird Zeit ſein, daß wir Licht anzünden laſſen; aber auch Feuer, denn die Herbſtabende ſind kalt in dieſen Gemäuern."

Er befahl seinem Reitknecht Licht zu bringen und in dem kleinen Gemach, welches er bewohnte, Feuer anzuzünden. Es war dies das einzige Zimmer des Hauses, wo sich ein Kamin befand, der für den Herbstabend eine zweckgemäßere Erwärmung gewähren konnte, als die ungeheuren Öfen in den andern Gemächern.

„Ich habe eben Briefe für mich und Euch erhalten," fuhr Rasinski fort; „laßt uns hinübergehen und sie zusammen lesen und einander erzählen, was die Lieben von der Heimat her uns schreiben. Es ist mir ein erfreuliches Zeichen, daß uns gleich am ersten Tage in dieser Hauptstadt eine so willkommene Begrüßung wird."

Sie gingen.

Rasinski's Reitknecht hatte eine Lampe angezündet, die in dem Gemache hing; bald flackerte auch das Feuer im Kamin. Er reichte jetzt Ludwig zwei Briefe von verschiedenem Datum hin, die jedoch, wie dies bei Feldposten zu geschehen pflegt, zu gleicher Zeit eingetroffen waren.

Bernhard pfiff ein Soldatenlied und störte mit der Zange in dem Kamin umher, während Ludwig und Rasinski lasen. „Man ist sehr glücklich, wenn man keinen Correspondenten hat," warf er hin; „man braucht kein Porto zu zahlen, nicht zu antworten, ja nicht einmal zu lesen. Das Letztere ist besonders für einen Maler, der gern seine Augen schont, ein höchst erfreulicher Umstand." Er pfiff weiter, da ihm Niemand antwortete. „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt — und mein gehört die ganze Welt," summte er und heftete sein Auge starr in die Gluth.

„Ja, ja, Du bist glücklicher als wir," rief Ludwig plötzlich und heftig aus, indem er die Hand sinken ließ, in welcher er den Brief, den er so eben gelesen, hielt, „denn solche Briefe zu empfangen, das hat der Himmel Dir erspart!"

„Was iſt Dir? Was haſt Du?“ fragte Bernhard von ſeinem Sitze aufſpringend.

„Ich kann's vermuthen, nach Dem, was mir meine Schweſter meldet,“ ſprach Raſinski; „es iſt ein namenloſes Bubenſtück, aber es ſoll nicht gelingen.“

„Schwarz wie die Nacht, und giftig wie die Brut der Natter,“ rief Ludwig, außer ſich. „Und um meinetwillen muß die Hülfloſe das leiden!“

„Was denn, was? So redet doch in des Satans Namen,“ rief Bernhard mit rollenden Augen, denn er ahnete etwas von der Wahrheit.

„Lies, lies,“ ſprach Ludwig und reichte ihm den Brief hin.

Bernhard ergriff ihn haſtig und wollte ihn raſch überfliegen, doch warf er ihn eben ſo haſtig wieder weg und rief: „Es ſind mir zu viel Buchſtaben, ſie kreuzen durcheinander wie ein ganzer Haufen giftiger Spinnen. Sagt mir's mit zwei Worten, denn ich habe die Ruhe nicht, das Gift da langſam herauszuſaugen.“

„Es empört Jeden, dem jemals ein männliches Herz in der Bruſt ſchlug,“ ſprach Raſinski und ging in Wallung mit großen Schritten auf und nieder; „die Buben, die Euch verfolgen, ſind auf ſeine unglückliche Schweſter geſtoßen, der Zufall oder ihre argliſtigen Höllenkunſtgriffe brachten das Geheimniß an den Tag, und —“

„Sie iſt im Gefängniß?“ rief Bernhard haſtig unterbrechend, und ſein Auge flammte ergrimmt auf.

„Nein, das zum Glück nicht,“ fuhr Raſinski fort; „aber empörende Anträge hat ihr der Bube gemacht, und des Bruders Haupt zum Preiſe —“

„Rede nicht weiter, Raſinski!“ rief Bernhard halb befehlend, halb flehend. „Soll es der Bruder zweimal hören?“

Zugleich faßte er Ludwig und drückte ihn mit krampfhafter Heftigkeit an die Bruſt. „O die holde Roſe! Welche Qualen des Schauders mußten ihr liebendes Herz erfüllen, als die ſtachlige Giftraupe ſich ſcheußlich heranringelte! — Aber wir wollen Gott danken, daß ſie gerettet iſt, denn ich ſehe es an Euren Blicken, ſie muß es ſein, ſonſt könntet Ihr ſo nicht hier ſtehen. Doch noch ſchauert mich in innerſter Seele! Mein Ludwig!"

Sie hielten ſich aufs Neue umfaßt. Raſinski legte die Hände auf ihre Schultern und ſprach gerührt: „Wir haben wol Gott zu danken!"

„Laß mich nun leſen, was die gemarterte Heilige Dir ſchreibt," unterbrach Bernhard mit bewegter Stimme die Umarmung. Er nahm den Brief und ſetzte ſich damit gegen das Feuer.

„Hm!" ſprach er ruhiger, doch noch von Ingrimm erfüllt, als er geleſen; „der eine Todesſtreich wäre zwar abgewendet, aber noch droht ja das Schwert über ihrem Haupte. Auch über dem unſrigen — doch dieſe Lumperei iſt nicht der Rede werth. Ich ſollte den Buben nur hier haben, — er müßte ein anderes Lied hören!" Nach dieſen Worten ging er unruhig auf und nieder.

„Ich habe den zweiten Brief noch nicht geöffnet" ſprach Ludwig, „der erſte hatte mich zu gewaltig erſchüttert. Er gibt uns vielleicht Auskunft."

„Laß hören!"

„Dresden am 19. Auguſt."

„Theurer Bruder!"

„Welch eine Zeit iſt das? In Stunden geſchieht mehr als vormals in Jahren. Die wichtigſten Ereigniſſe meines Lebens drängen ſich alle in einen Punkt zuſammen. Wir verließen Teplitz gleich am andern Morgen nach dem entſet-

lichen Vorfall, den ich Dir noch Abends flüchtig meldete. (Sei nur auf Deiner Hut, Theuerſter!) Dieſe Nacht brachten wir auf dem Gute der Tante zu; heut fuhren wir Alle in der Stille hierher. Auf dem Todtenbette ſprach mir die Mutter von einem Geheimniß; doch der Schmerz hatte mich damals ſo überwältigt, daß ich kaum darauf achtete; denn was ſollte mir noch wichtig ſein in der Welt! Und doch — aber höre. Die Mutter hatte mir die geheime Lade ihres Schreibtiſches als wichtige Papiere enthaltend bezeichnet. O Ludwig, mit welcher Bewegung habe ich ſie geleſen! Sobald es auf ſichern Wegen möglich iſt, ſollſt Du das ganze Document der rührenden Erzählung erhalten; jetzt gebe ich Dir nur den Auszug, den die flüchtigen Minuten mir geſtatten. Unſer wahrer Name iſt nicht Roſen; ſondern der Vater hieß Sternfels, und war Gutsbeſitzer in Franken. Die treuſte Freundſchaft war ſein Unglück. Im März des Jahres 1793 beſuchte er einen Jugendfreund, Namens Waldheim, der Offizier geweſen, aber von den Franzoſen gefangen genommen war und ſich zu Straßburg aufhielt, wohin ihm ſeine Gattin, eine holdſelige Frau sonder Gleichen, wie die Mutter ſie ſchildert, nachgefolgt war. Ein Franzoſe, Rumigny, beleidigte die junge, reizende Frau durch ehrloſe Anträge.“ Hier hielt Ludwig einen Augenblick inne, weil Raſinski eben durch eine eintretende Ordonnanz, die ihre Meldungen machte, unterbrochen worden war. Auf einen Wink fuhr er jedoch ſogleich fort: „Da ſie zurückgewieſen wurden, rächte er ſich durch die ſchwärzeſten Verläumdungen. Dies erfuhr der beleidigte Gatte, der ſein getreues Weib kannte. Er forderte den Verläumder, zwang ihn zum Duell; unſer Vater war Secundant. Doch der Elende, der ſich mit mehreren Begleitern verſehen hatte, that einen Schuß gegen die Geſetze des Duells, der den unglücklichen Waldheim zu Boden ſtreckte.

Unser Vater war außer sich; da in dem Augenblicke jedoch die Sorge, das Leben des Getroffenen vielleicht noch zu retten, dringender war, als das schwer überwundene Gefühl der Rache, konnte er den Thäter nicht sogleich züchtigen. Der Freund starb nach wenigen Minuten. Unser Vater forderte den Mörder; dieser verhöhnte ihn. Da überwältigt ihn ein menschliches Gefühl — Ludwig! wer wollte ihn verdammen — er sucht den Elenden auf, um Rache an ihm zu nehmen, oder ihn zum Zweikampf zu zwingen. Sein treuer Diener Willhofen begleitet ihn; doch der Verbrecher ist gewarnt und lockt den Gegner ins Netz. Durch Hohn weiß er ihn zu reizen, der Vater vergißt sich, dringt mit dem Degen auf ihn ein, wird entwaffnet und mit dem treuen Willhofen gefangen. Um sein Opfer gewiß zu verderben, sucht der Verbrecher den Vater als Späher und fremdbesoldeten Verräther gegen Frankreich verdächtig zu machen. Er wird nach Paris gesandt. Die Guillotine bedroht ihn. Doch Willhofen, der alle seine Schicksale theilt, findet in dem Kerkermeister einen Landsmann aus dem Elsaß. Dieser begünstigt ihre Flucht, und Beide gelangen glücklich nach dem Havre auf ein holländisches Schiff. Von dort schreibt der Vater erst der Mutter, was Alles geschehen ist, und beschwört sie, sofort mit uns nach Hamburg zu gehen, wo er sie treffen will. Sie kommt dahin und erwartet vergeblich die Ankunft des Vaters. Tage und Wochen verstreichen, endlich ist ein Monat vorüber, ohne daß ihre tödtliche Ungewißheit sich endet. Indessen erfährt sie, daß durch die schon damals überall hin sich erstreckende Gewalt der französischen Machthaber der Proceß gegen den Vater als Mörder auch schon in seiner Heimat anhängig gemacht ist, daß man ihn auffordert, sich dem Gerichte zu stellen. Was soll ich Dir noch Alles sagen? Der Vater ist niemals mehr wiedergekehrt; seine

Güter wurden eingezogen, und als die Franzosen Franken besetzten, sein Name geächtet, weil er sich in den Polizeilisten von Paris unter der Zahl der Hochverräther fand. Dies bewog die Mutter, den Namen Rosen anzunehmen und sich mit uns nach Dresden zurückzuziehen, wo unsere Tante, ihre Schwester, bereits als Witwe wohnte. Noch tausend Umstände hätte ich Dir zu melden, theurer Bruder, wenn es in diesem dringenden Augenblicke möglich wäre. Vor Allem die unendlich rührenden Gründe der Liebe und Besorgniß, welche nebst manchen andern wichtigen Bedenken unsere Mutter bestimmten, ihre Kinder nicht zu Mitwissern des Geheimnisses zu machen, das um das Haupt des Vaters schwebte. Doch es wird ja ein Tag kommen, wo die Schwesterbrust sich einmal wieder ganz frei und ungehindert gegen Dich ergießen kann. Jetzt stürmt und dringt freilich Alles auf uns ein! In der nächsten Viertelstunde schon reise ich mit der Gräfin Mielelska nach Warschau ab, wo ich ganz sicher gegegen jede Verfolgung sein werde. O wärest auch Du es nur! Aber Dich bedroht das Unheil des Krieges im Antlitz, und schwarzer Verrath im Rücken! O Ludwig, und Du führst die Waffen für Die, welche so namenloses Elend über Deinen Vater und über Dein Vaterland gebracht haben! Ich mache Dir keine Vorwürfe, Du Lieber; aber kann das Unglück höher steigen, können wir tiefer sinken in der Schmach? Meine heißen Gebete für Dich sende ich täglich gen Himmel! Aus tiefster Seele aber bete ich auch für die Erlösung unsers Vaterlandes von dem ehernen Joche, unter das es sich beugen muß. Ich muß schließen, — grüße Deine Freunde von mir, den treuen Bernhard, den edeln Rasinski — o daß es erst anders würde in der Welt!"

„Deine Marie."

Ludwig hatte vor Erstaunen und Überraschung kaum den

Brief zu Ende lesen können. Erst jetzt erinnerte er sich lebhaft und deutlich wieder einiger Begebenheiten aus seinen frühsten Knabenjahren — denn er zählte fünf Jahre zur Zeit des unglücklichen Ereignisses —; jetzt erst, wie sie erklärt wurden, traten die mancherlei kleinen Beziehungen, Winke und Worte, die er von der Mutter über das Schicksal des Vaters gehört, gleich hellen Sternen auf dem dunkeln Nachthimmel der Vergangenheit hervor. Aber wie Vieles blieb in seinen düstern Wolken verschleiert!

Rasinski wurde vorzüglich durch die letzten Worte des Briefes erschüttert, die eine Wunde seines Herzens trafen, von der selbst Ludwig keine Ahnung hatte, da er mit männlicher Festigkeit seinen Schmerz in verschlossener Brust trug. Er stand mit verschränkten Armen gegen den Pfeiler des Kamins gelehnt, und blickte düster vor sich hin.

Auf Bernhard schien dieser Brief den schwächsten Eindruck zu machen, da seine Seele sich nur noch mit dem Ereigniß des ersten beschäftigte. Er saß auf der andern Seite am Feuer und spielte mit seinem Ringe, indem er ihn am Finger hin und her drehte. „Im ersten Augenblicke, mein guter Ludwig," fing er nach einer Pause an, „regen uns solche Nachrichten heftig auf. Aber auf die Dauer ändern sie wenig in unserm Leben. An Wunder glaube ich in der Brust, im Gemüth, wo man will; aber im Leben sind sie selten. Ein Vater, der zwanzig Jahre lang verschollen ist, muß zu den Todten gezählt werden; um einen, den wir so lange entbehrten, kann auch der Schmerz nicht groß sein. Aber Marie in ihrer Lage, in der Entwürdigung, die sie erfahren, in der Angst, die sie dulden mußte, ist ein armes, blutendes Opferlamm!"

„Du bist so gut und treu, Bernhard" entgegnete Ludwig. „Du verstehst das Herz Deines Freundes so tief: soll-

teſt Du nicht begreifen, daß es ihn im Innerſten bewegen und ergreifen muß, daß er vielleicht noch einen Vater beſitzt, der unendliches Unglück, unendlichen Jammer erduldet haben kann und noch erduldet? Wäreſt Du in dieſem Falle —"

„Und bin ich's etwa nicht?" fuhr Bernhard faſt wild auf. „Wenigſtens in einem ähnlichen, und darum weiß ich, was davon zu halten iſt. Ich könnte vielleicht noch eine ganze Sippſchaft, Vater und Mutter, Baſen und Vettern in der Welt haben und auffinden, aber ich betheure Dir, daß ich mich jetzt auch nicht einen Pfifferling um Die kümmern werde, die ſich zwanzig Jahre nicht um mich bekümmerten. Es iſt freilich anders mit Dir — denn Du weißt wenigſtens, daß Dein Vater Dich nicht verſtoßen hat, Du haſt ihn früh verloren, und Alles bürgt Dir dafür, daß er ein edler Mann war. Nun, Du weißt, ich fühle auch — aber Marie geht mir jetzt näher ans Herz."

„Du haſt mir nie geſagt, daß Du noch lebende Ältern habeſt," ſprach Ludwig erſtaunt.

„Ich erfuhr es ſelbſt erſt vor zwei Jahren in London, als mein Pflegevater geſtorben war; aber damals hatte ich Kopf und Herz voll anderer Dinge — Du weißt ja —, und ſeitdem hat die Zeit mich gleichgültig gemacht. Da, an dieſem Ringe (er warf ihn über den Tiſch zu Ludwig hin,) ſollte ich vielleicht meine wahren Ältern erkennen; und doch hätte ich ihn vor drei Monaten unbedenklich um etwas Gewiſſeren willen, was mir lieber war, weggegeben, wenn ich nicht ein dummer Tölpel geweſen wäre."

Da Raſinski und Ludwig ihn fragend und befremdet anblickten, fuhr er, während Ludwig den Ring betrachtete, fort: „Mein Pflegevater, den ich für meinen wirklichen hielt, weißt Du, war ein armer Landprediger bei Würzburg. Als ich im zehnten Jahre anfing gut zu zeichnen, ſchickte er mich

nach Dresden zu seinem Bruder, den Du ja gekannt hast. Daß es mir schlecht genug hier erging bei dem alten, strengen, philisterhaften Kauz, brauche ich Dir auch nicht zu wiederholen. Ich zerriß endlich alle Ketten und ging auf Reisen. In dieser Zeit starb mein Pflegevater der Pfarrer, und sein Bruder beerbte ihn, das heißt, er bekam die nachgelassenen Papiere. Unter ihnen war eins, das er mir nach London schickte. Auf diesem stand ungefähr Folgendes, von seiner eigenen Hand geschrieben: „Eines Abends, als ich schon zu Bett war, klingelte es heftig mehrmals an der Hausthür. Die Haushälterin öffnete; ein fünfjähriger Knabe, der die Glocke gar nicht hätte erreichen können, — das war ich nämlich, — stand davor. Er hatte einen Brief an mich in der Hand. Ich öffnete ihn und fand eine Anweisung von zweitausend Gulden, auf einen frankfurter Banquier darin, die man mir unter der Bedingung gab, daß ich das Kind, welches sie überbrächte, erziehen sollte. Man kenne mich als einen redlichen Mann, der ein solches Zutrauen rechtfertigen werde, und wolle nach einiger Zeit sich wieder nach dem Kinde erkundigen. Ich habe meine Pflicht nach besten Kräften gethan, obwol mich bald darauf der Krieg um Das brachte, was ich für den Knaben in Besitz genommen hatte. Sein Talent zur Malerei bestimmte mich, ihn zu meinem Bruder nach Dresden zu senden. Seine Wäsche war mit einem B. gezeichnet, darnach nannte ich ihn Bernhard. Dies und ein goldener Trauring, den wir erst später zufällig in seinem Kleidchen eingenäht fanden, und in welchem die Buchstaben B. W. stehen, sind die einzigen Zeichen, an denen man seine wahre Ältern wieder erkennen kann." Dieses Document nebst dem Ringe, schickte mir mein Oheim, wofür ich ihn wenigstens stets gehalten, nach London, mit dem Auftrage, ich möge nun, dort oder in der Heimat, selbst

nach meinen Ältern forſchen. Weiter blieb mir auch nichts übrig, denn wie Du weißt, ſtarb mein Oheim vor zwei Jahren ſo plözlich, daß ihn meine Antwort nicht einmal mehr am Leben traf, und daher an mich zurückging. So ſind wir in demſelben Fall. Aber ich betheure Dir, Ludwig, ich habe auch noch nicht den Finger gerührt, um eine Entdeckung zu machen. Was will ich mit Ältern, die in meinem ganzen Leben nichts von mir gewollt haben? Reich oder arm, vornehm oder gering, mir iſt Alles eins; Liebe können ſie nicht zu mir gehabt haben. Mit Dir iſt's freilich anders, aber auch weit unwahrſcheinlicher — denn welcher Vernünftige zählt auf das groſe Loos im Glücksrade? Ich würde nur dem Schuft Romanay, oder wie er hieß, auf die Spur zu kommen ſuchen, um ihm etwa den Hals umzudrehen. Aber der Vater; — zwanzig Jahre verſchollen, iſt todt, —"

„Nein, Bernhard!" rief Ludwig, „ich kann ſo nicht fühlen. Mächtig ſtürmt die Hoffnung in meiner Bruſt, ich werde einen Vater finden, und ihm vielleicht ein heiteres Ziel des Lebens bereiten können. Und dieſe Liebe ſteht mir näher als die Rache an Einem, den vielleicht das Maß ſeiner Schuld ſchon längſt ereilt hat. Nein, ich hoffe noch!"

„Das wird acht Tage dauern, die nächſten Monate hindurch taucht es noch einige Male auf; aber wenn dann Jahre verfloſſen ſind, und Alles bleibt wie es iſt, ſo wirſt Du ſehen, daß ſo ſchwache Hoffnungen verglimmen wie eine Flamme ohne Nahrung."

„Freilich," entgegnete Ludwig, „bin ich, ſo ſcheint es, darauf angewieſen, meine theuerſten Hoffnungen an faſt unſichtbare Fäden ſich knüpfen zu ſehen, und man könnte mir's verzeihen, wenn ich daran verzweifelte, durch ſie den Ausweg aus dem Labyrinth meines Schickſals zu finden."

Raſinski hatte indeſſen den Ring genommen und be-

trachtete ihn aufmerksam. „Hm!“ Welche Buchstaben nanntest Du, die in dem Ringe ständen,“ wandte er sich fragend an Bernhard.

„B. W.“ erwiderte dieser.

„Wenn man freilich,“ bemerkte Rasinski nicht ohne eine etwas verweisende Betonung, „so zarte Fäden nur obenhin betrachtet, dann wird es allerdings unmöglich, sie zu verfolgen, und, durch sie geleitet, den Ausgang des Labyrinths, wie Ludwig sagte, zu finden. Ich lese nicht B. W., sondern ganz deutlich L. W. in diesem Ringe.“

„Unmöglich!“ antwortete Bernhard, griff hastig nach dem Ringe, und hielt ihn gegen das Licht. „Das ist ein Blendwerk der Hölle!“ rief er plötzlich erblassend aus. „In meinem Ringe stand B. W., oder ich will ewig verdammt sein. Treibst Du Dein Spiel mit mir?“ fuhr er heftig gegen Rasinski auf.

„Wie kannst Du nur glauben!“ sprach dieser und stand erstaunt und bewegt auf; auch Ludwig betrachtete den Freund mit äußerster Spannung. In seinen Zügen war eine Bewegung zu lesen, wie er sie nie gesehen, seine Fassung war verloren, er schien ganz überwältigt durch die aufregenden Gefühle seiner Brust.

Plötzlich lachte er wild und ingrimmig auf. „Es ist nichts, sage ich, nichts. Eine der riesenhaftesten Albernheiten des Zufalls, über die man aber freilich verrückt werden könnte! Ich glaube, das Schicksal will sich an mir rächen. Ich war ungläubig gegen seine Wunder in diesem nüchternen Leben, nun verhöhnt es mich damit — aber doch fast zu grausam! O,“ er drückte sich die Faust vor die Stirn, „wer mir nur dies eine Mal sagen könnte, ob mich die grinsenden Larven eines Traumes quälen, oder ob die Wirklichkeit mir diese höhnischen Gesichter schneidet. Packt mich doch an, ins Teu-

fels Namen, und ſchüttelt mich wach, wenn mir der Alp das Herz zerdrücken will!"

„Bernhard, lieber Bernhard," drang Ludwig in ihn, indem er ſeine Hand ergriff, „was haſt Du? Faſſe Dich, komm zu Dir ſelbſt, o ſprich, was Dich ſo grauenhaft erſchüttert!"

Wie Jemand, der aus den bewußtloſen Zuckungen eines Krampfes ins Leben zurückkehrt, und nun todesmatt, kaum noch die Augenlider offen halten kann, ſank Bernhard jetzt an der Bruſt des Freundes zuſammen, ſodaß Raſinski ihn unterſtützen mußte. „Laßt mir's allein Freunde!" ſprach er matt. „Ihr liebt mich, es muß Euch eben ſo treffen. Warum ſoll es mehr als eine Bruſt zermalmen? Und wenn Alles nur ein leeres Spiel wäre! Ein Nichts, ein weniger als Nichts, was dieſe Qualen in mein Herz geworfen hat! Jetzt weiß ich, daß es auch unwirkliche Dinge gibt, vor denen eine Männerbruſt zuſammenbrechen muß, daß man an entſetzlichen Träumen ſterben kann."

Drittes Capitel.

Jaromir und Boleslaw waren für dieſen erſten Abend in Moskau von ihren Freunden getrennt, da ihre Aufſicht bei den Truppen unerläßlich ſchien. Als jedoch die Bivouacsfeuer loderten, der Soldat ſich leidlich eingerichtet hatte, und durch Raſinski's Fürſorge auch mit Speiſe und Trank hinlänglich verſehen war, mochte es den einzelnen Führern wol geſtattet ſein, ſich auf kurze Zeit von ihren Poſten zu entfernen, und ſich durch Kameraden vertreten zu laſſen. Dies

that auch Jaromir. Denn bei seinem frischen, lebenslustigen Sinne, bei seiner noch jugendlichen Regsamkeit, war, so manches er auch erlebt und erfahren hatte, der Einzug in eine neue, berühmte Hauptstadt doch ein Ereigniß für ihn, das ihn nach vielerlei Richtungen reizte und bewegte. Mit Staunen hatte er die Paläste, die langen unendlichen Gassen, die weiten Plätze betrachtet; der Kreml mit seinen Thürmen und Zinnen machte fast den Eindruck eines Zauberschlosses auf ihn. Er hatte Lust, durch die Gassen zu streifen, die Bivouacs der Kameraden zu besuchen, mit ihnen zu schwatzen und zu plaudern, kurz, nach langen Anstrengungen einmal die Freude des kriegerischen Müßigganges zu genießen. Boleslaw sah es ihm an, und wohlwollend wie er war, erbot er sich, ohne erst Jaromirs Bitte zu erwarten, den Dienst für ihn zu übernehmen. Mit zwei Offizieren von dem leichten Infanterie-Bataillon, das Rasinski für den Augenblick beigegeben war, ging er, als es schon ein wenig zu dämmern begann, Arm in Arm vergnügt die Gassen hinunter, um einen Spaziergang durch die wunderbare Stadt zu machen.

„Hier diese beiden Thürme mit ihren goldenen Kuppeln müssen wir im Auge behalten," sprach er zu seinen Begleitern; nach ihnen finden wir uns schon wieder zurecht, selbst wenn es völlig dunkel würde, denn an dem ausgeschweiften Knopf spiegeln sich die Feuer von unten herauf hell genug, um sie ziemlich weit durch die Nacht zu sehen."

Lebrun und Lacoste, so hießen seine beiden Begleiter, waren gleich Jaromir, froh und guter Dinge. „Marlborough s'en va en guerre" sang Lebrun mit angenehmer Stimme und leicht graziösem Vortrag vor sich hin, und die beiden Andern stimmten mit ein.

Sie gelangten durch einige Gassen, in denen ihnen ein schwerer Artillerietroß begegnete, an den Kreml. Hier waren

große Bivouacs aufgeschlagen. Die junge Garde hatte sich diesen Platz zur Lagerstätte erwählt.

Lange Reihen zusammengesetzter Gewehrpyramiden leuchteten prächtig im Widerschein der Feuer, die man entlängs der Gassen angezündet hatte. Wie der Soldat sein Lager immer kriegerisch schmückt, so hatte man auch hier vor jedem Bataillon eine Trophäe von Trommeln und Adlern aufgerichtet. An den Stellen, wo lange Straßen sich öffneten, standen Kanonen; sie waren abgeprotzt, die brennenden Lunten dahinter in den Boden gepflanzt. Um die Leute zu erheitern, hörte man von verschiedenen Seiten her kriegerische Musik. Doch nur Wenige waren noch so bei Kräften und glücklicher Laune, daß sie einen fröhlichen Tanz nach einer beliebten Française oder Gavotte, der Ruhe auf dem mit Stroh bedeckten Steinpflaster vorgezogen hätten. Überhaupt gewährte das Lager zwar einen bewegten, aber nicht jenen heitern Anblick, den sonst eine solche kriegerische Nomadenstadt, zumal nach Tagen des Sieges und Triumphes, darzubieten pflegt. Die Kleider der meisten Soldaten waren zerrissen und vom Pulver geschwärzt; selbst die Garde machte davon keine Ausnahme, obgleich sie bei Borodino nicht zum Gefecht gekommen war. Denn später, als Kutusow nochmals eine verschanzte Stellung bei Krymskoïe, drei Stunden vor Moskau nahm, hatten auch sie einen ehrenvollen Antheil am Kampfe gehabt. Hier und da hörte man ein fröhliches Lied. Doch zumeist lagen die bärtigen Krieger in ihre Mäntel gehüllt an den Feuern, und schliefen oder blickten müßig in die Flammen, an denen ihre dampfenden Kochgeschirre standen.

„Laßt uns einmal dort am Quai hinaufgehen, wo die prächtigen Häuser stehen," sprach Jaromir.

Auch hier lagen Soldaten; es war die alte Garde. Bei diesen sonst so streng disciplinirten Truppen herrschte jedoch

wenig Ordnung. Man hatte die Thore der Häuser aufgebrochen und sich's in den weiten Vorhallen bequem gemacht; die Offiziere lagen in den obern Stockwerken in den Fenstern. Die Soldaten schleppten Holz und Stroh heran; Andere trugen Bettstücke, Teppiche, Kissen und Polster, die sie in den verlassenen Häusern gefunden, herab, um sich ein bequemes Lager zu schaffen, denn der Soldat war der fröhliche Erbe der Ausgewanderten. Der Bivouac erhielt durch diese Staffage ein buntes, fast morgenländisches Ansehen, zumal da gerade einige der Leibmamelucken des Kaisers mit langen Pfeifen im Munde bequem auf einem prächtig gestickten, rothen Teprich und himmelblauen Polstern lagen, die sie in dem nächsten Palast aufgefunden hatten.

„Hm, Ihr habt Euch hier gut eingerichtet," sprach Lacoste; „freilich, die Garde muß immer etwas voraus haben. Man weiß aber nicht, habt Ihr den Bivouac ins Haus oder das Haus in den Bivouac getragen. Warum strecktet Ihr Euch nicht lieber drinnen auf die Kissen?"

„Es ist Befehl zu bivouaquiren, mein Capitain," erwiderte ein Sergeant mit glänzend schwarzem Knebelbart; „doch wird es hoffentlich nicht lange dauern. In so schöner Nacht läßt man sich's aber gefallen."

„Schöne Nacht? Mir däucht, der Wind wird rauh genug pfeifen," antwortete Jaromir.

„Wenn er nur nicht die Feuer ausbläst," rief lachend der Sergeant, „dann hat es keine Noth."

„Sprecht lieber," bemerkte Lebrun, wenn er sie nur nicht anbläst. Euer Bivouac, Freund, ist nicht der ordentlichste den ich vom Ebro bis zur Moskwa gesehen. Nachts, wenn Alles schläft und die Feuerwachen einnicken, könnte Euch das Stroh unter dem Leibe zu brennen anfangen, bei Euren Veranstaltungen."

„Wahrhaftig!“ lachte Jaromir, „es wäre nicht übel, wenn Ihr Euch die Winterquartiere über dem Kopf abbrenntet. Aber Ihr habt ordentlich einen Plan dazu gemacht. Stroh und Heu sind ja von hier bis in die Hausflur hinein wie Zündpulver gestreut, und bilden eine Schlange, als ob man einen Artilleriepark von weitem auffsprengen wollte.“

„Pah! Stroh ist kein Pulver. Was leicht brennt, löscht sich auch leicht!“ rief der Sergeant.

„Nicht immer,“ entgegnete Lacoste; „Euren Bivouac will ich mit einer Cigarre in Brand setzen, aber es würde Euch schwer werden, aus der seichten Moskwa so viel Wasser zu schöpfen, als Ihr zum Löschen nöthig hättet.“

„Wir werden schon noch ein wenig Ordnung machen, mein Capitain,“ antwortete der Sergeant sich verneigend, da die Offiziere ihren Weg fortsetzten. „Es wundert mich doch,“ meinte Jaromir, „daß das gelitten wird; es ist in der That Gefahr vorhanden.“

„Freilich wohl!“ zuckte Lacoste die Achseln, „aber mit der Garde ist der Kaiser nun einmal so streng nicht. Er vertraut zu sehr darauf, daß es lauter Veteranen sind, die mit Krieg und Kriegszucht Bescheid wissen, und ihre Nothwendigkeit so eingesehen haben, daß sie von selbst thun, was recht ist. Es geschieht auch so, auf dem Marsche, im Lager und der Schlacht; doch Ihr wißt wohl, wenn einmal der Tag des Ausruhens für den Soldaten gekommen ist, dann hält es gar zu schwer, ihn zur Arbeit zu bringen. So lange er im Zuge ist, geht's, man kann ihm aufhäufen, was die Schultern nur tragen wollen; streckt er sich aber erst müde im Bivouac aus, zumal in einer eroberten Hauptstadt, dann mag der Teufel ihn mit Nebendingen scheuren und placken. Man verläßt sich auch etwas auf Glück und den Himmel; wenn alles Gefährliche in der Welt schlecht

ausschlüge, da möchte der Henker Soldat sein. Unser ganzer Trost sind ja die Kugeln, die nicht treffen."

In diesem Gespräch war man weiter geschlendert. Kein Schritt, der nicht ein Bild für die Hand eines geschickten Malers dargeboten hätte. Hier ein alter Krieger, der da schlief, als wollte er erst bei der Posaune des Gerichts wieder erwachen, und es nicht bemerkte, daß seine Stiefelsohlen sich schon am Feuer sengten, sodaß Jaromir ihn gutmüthig auf die Seite schob, damit der arme Teufel nicht am Ende barfuß laufen müßte. Dort eine Marketenderin, die, von einem Schwarm lustiger Soldaten umringt, Frauengewandtheit mit dem Stolz auf die Redlichkeit ihres Handels verbindend, Unzähligen zugleich zu genügen wußte. Weiterhin fröhliche Spiele, Lieder, Tanz. Dicht daneben eine Gruppe behaglich schwatzender Graubärte, die mehr Narben als Haare auf dem Scheitel hatten. Ein Kranker, der mißmuthig, mit verbundenem Haupt, in den Mantel gewickelt auf dem Stroh lag. Ein Pfeifer, der sich malerisch als Sansculotte auf eine Trommel gesetzt hatte, weil er als sein eigener Schneider sein einziges Paar Hosen flickte. Sogar eine Mutter mit einem zweijährigen Knaben sah man, am Feuer sitzend, mit dem Kinde schäkern. Es war der einzige süße Lohn für eine Treue und Liebe, die ihr den Muth gegeben hatte, diese unermeßliche Weite blutgedüngter Steppen zu durchwandern.

Indem Jaromir sich durch einen dichtern Haufen Soldaten Bahn zu machen suchte, die einen mit Reis beladenen Wagen, wo sie ihre Ration empfangen sollten, gedrängt umstanden, zupfte ihn Jemand am Kleide. Er sah sich um; es war ein zierlich gekleideter Jokei, ein Knabe, wie es schien, von etwa funfzehn Jahren, dessen Anwesenheit im Lager auffallen mußte. Ein englischer Hut mit breit überstehender Krämpe

und mit einer schwarzen Feder, schmückte das Haupt, verdeckte aber das Antlitz zur Hälfte.

„Was willst Du, Knabe?“ fragte Jaromir verwundert.

Der Kleine bückte sich ein wenig, wie verschämt, und sprach: „Ich soll Euch bitten, mir zu folgen!“

Jaromirs Verwunderung nahm zu, als er den schönen Knaben aufmerksamer betrachtete; die Dämmerung, der rothe Schimmer der Wachtfeuer und der tiefe Schlagschatten des Hutes gaben dem Gesicht einen ganz eigenthümlichen, romantischen Reiz. Die Züge erregten lebhafte Erinnerungen in Jaromir auf, denen er jedoch keinen bestimmten Gegenstand anzupassen wußte; allein er mußte den Knaben irgendwo schon gesehen haben. „Folgen?“ fragte er, „gern; aber wohin?“

„Nur mir nach,“ sprach der Kleine schon halb umgewendet, und suchte dem Gedränge zu entkommen. Jaromir, höchst gespannt und gereizt, eilte ihm nach, besorgt, ihn in dem Getümmel aus den Augen zu verlieren.

Rasch wandte sich der behende Führer in eine dunkle, schmale Seitengasse, durch die sie bald einen freiern Platz erreichten. Da stand plötzlich der Kreml mit seinen, in der tiefen Dämmerung ungeheuer und riesenhaft emporsteigenden Thürmen und Mauern vor ihnen; im letzten Abendschimmer leuchtend, glühte das goldene Kreuz des heiligen Iwan auf der Spitze der Metropolitankirche, hoch in den blauen Räumen des Himmels. Obgleich Jaromir durch das seltsame Abenteuer, was eben für ihn zu beginnen schien, sehr gespannt war, und seine Seele sich ganz mit Gedanken und Vermuthungen erfüllte, die ihn von den äußern Erscheinungen völlig abzogen, so machte doch dieser unvermuthete, großartige Anblick einen mächtigen Eindruck auf ihn. Unwillkürlich stand er einen Augenblick still, und staunte gegen die

Höhe hinan. Sein Führer jedoch, der ihm stets einige Schritte voraus geblieben war, sah sich wie antreibend nach ihm um, und winkte ihm mit der Hand, nicht zu zögern. Sie kamen an das Portal eines prächtigen Palastes; der Knabe trat in die Pforte und wartete, bis Jaromir ihm folgte. Dann ergriff er dessen Hand, und sprach: „Hier muß ich Euch aufmerksamer führen, denn Ihr würdet Euch nicht zurecht finden."

In der That war die weite Vorhalle des Hauses durch eine Lampe, die in einer Ecke auf einem Tische stand, fast so gut als gar nicht beleuchtet. Kaum, daß man die breiten Treppen, die zu dem obern Stockwerke führten, erkennen konnte. Jaromir stutzte; sollte er weiter folgen, in der fremden Stadt, in dem öden Hause? Er war nicht furchtsam, doch er trug Bedenken, sich dem Führer ferner anzuvertrauen.

„Halt, Knabe," sprach er, „nicht weiter, bevor Du mir sagst, wohin!"

„Ein Pole, ein Soldat, und Furcht?" sprach der Kleine mit fast spöttischem Ton.

Die Antwort verdroß den muthigen Jüngling. „Furcht?" rief er; „ich glaube fast, Du selbst bildest Dir ein, mich zu schrecken. Weiter denn, ins Teufels Namen, aber Du bist mir Bürge für Alles, was mir begegnet."

Der Knabe antwortete nicht, bot jedoch Jaromir seine Hand dar, der sie so fest ergriff, daß ihm der kleine Führer nicht entrinnen konnte; hierauf zog er mit der Rechten seinen Säbel und sprach: „Jetzt vorwärts, wohin Du willst!"

Der schweigende Kleine leitete ihn die Stufen der Treppe hinan, öffnete oben die Thüre eines Gemachs, und führte ihn dann durch eine lange Reihe, wie es schien, leerstehender Gemächer, in denen die tiefe Dämmerung, welche draußen

auf der Straße herrſchte, ſchon faſt als völliges Dunkel erſchien. Jaromirs Herz klopfte; ein eignes Gefühl beſchlich ihn, als gehe er einer Gefahr ganz beſonderer Art entgegen, und doch trieb ihn die aufs höchſte geſpannte Erwartung, der Löſung des Geheimniſſes entſchloſſen entgegen zu ſchreiten.

Sie hatten jezt ein völlig dunkles Gemach erreicht. Der Knabe warf die Thüre hinter ihnen ins Schloß, entſchlüpfte mit einer unvermutheten Wendung aus der Hand Jaromirs, und rief ihm aus dem Dunkel, in dem man noch ſtand, mit anmuthiger Stimme nur die Worte zu: „Hier wartet einen Augenblick.“

Jaromir wollte den Knaben haſchen, allein er war ſchon entſprungen, und eine zweite Thüre, die ſich ſchloß, ließ errathen, daß er das Gemach verlaſſen habe.

In dem völlig dunklen Zimmer ganz allein, wurde Jaromir doch unſchlüſſig, was er thun ſollte; er verſuchte die Thür zu öffnen, durch die er eingetreten war, allein ſie mußte ein Springſchloß haben, denn ſie widerſtand dem Verſuch.

„Sollte irgend ein Hinterhalt des Feindes Dich hier bedrohen?“ fragte er ſich ſelbſt. „Doch was könnte dazu veranlaſſen, gerade Dich unter ſo vielen Tauſenden zu verlocken? Und wie zufällig ſtieß man auf Dich! Es gäbe wol wichtigere Köpfe im Heere, wenn der Feind darnach trachtete. Aber was in aller Welt kann man wollen? Warum dieſe geheimnißvolle Weiſe!“

Von dieſen Gedanken beunruhigt, trat er ans Fenſter, welches durch dichte, ſeidne Vorhänge geſchloſſen, ſich durch eine ſchmale Lichtſpalte bemerkbar machte. Er ſchob den Vorhang zurück; das Gemach ſah nach einem Garten; jenſeit deſſelben erblickte man durch das Halbdunkel die von den Flammen der Bivouacsfeuer angeſtrahlten beiden Thurmſpizen, welche dicht an Jaromirs Bivouac ſtanden und ihm zum Leitpunkte

dienten. Täuſchte er ſich nicht ganz, ſo mußte er durch den Garten auf dem nächſten Wege zu den Seinigen gelangen können. Er erinnerte ſich zugleich einer ziemich langen Gartenmauer, welche an der Straße, wo ſein Bivouac lag, entlang führte, und einer kleinen Pforte in derſelben. Mit militairiſchem Geſchick wußte er dieſe Umſtände der Örtlichkeit ſogleich in Beziehung zu bringen, und zweifelte nicht, daß er, im äußerſten Falle, wenn er nur den Garten gewänne, auch die Mauer erreichen und von dort die Hülfe ſeiner Kameraden herbeirufen könne. In Gedanken entwarf er bereits den Plan eines Rückzuges für den Fall, wo er angegriffen würde. Nur in den Garten hinabzukommen, war die Schwierigkeit, denn der Sprung aus dem Fenſter war hoch. Da half ihm der Zufall; er hörte plötzlich das Knarren einer Thüre auf der Angel dicht neben ſich. Dem Geräuſch nachgehend entdeckte er eine Tapetenthür, die, ſchlecht zugemacht, vom Winde bewegt worden war; er öffnete ſie und ſtand in einem Corridor, deſſen Fenſter auf den Garten ging. Da es durch keinen Vorhang verſchloſſen war, fiel Licht genug hinein, um den Raum weiter zu unterſuchen. Doch ſchon nach den erſten Schritten fand er eine kleine Treppe, die, zu ſeiner Freude und Beruhigung, gerade in den Garten hinunterführte, deſſen Eingang nicht einmal verſchloſſen war. Er ſtand nun unten, Herr ſeiner Freiheit; doch ein Gefühl der Scham und der Ehre trieb ihn wieder hinauf; zufrieden, ſich einen Rückzug geſichert zu haben, war er entſchloſſen, das Abenteuer zu beſtehen. Eben hatte er das dunkle Gemach wieder erreicht, als die Thür, durch welche ſein Führer verſchwunden war, ſich öffnete und ein matter Lichtſchimmer ins Gemach fiel. Eine weibliche Geſtalt, in weiße Schleier und Gewänder gehüllt, trat mit leichter, anmuthiger Bewegung ein; ſie hielt eine durch ein matt geſchliffenes Glas

gedämpfte Lampe in antiker Form in der Hand. Jaromir, der ſich auf einen Feind, oder wenigſtens auf einen diplomatiſch oder militairiſch gefährlichen Auftrag gefaßt gemacht hatte, war höchſt erſtaunt. Mit einiger Verwirrung verbeugte er ſich; doch die Fremde ſetzte die Lampe aus der Hand auf einen Marmortiſch, ſchritt auf ihn zu und fragte, jedoch ohne den Schleier zu lüften, mit lieblicher, ihm äuſſerſt bekannt klingender Stimme: „Errathen Sie nicht, wer vor Ihnen ſteht?“

„Beim Himmel, nein!“ rief Jaromir, „aber kennen muß ich Sie!“

„Sie haben kein treues Gedächtniß,“ entgegnete die Unbekannte; „und ich erkannte Sie doch mitten im Getümmel der Menge, und mein Herz ſchlug erleichtert, weil ich einen Freund und Beſchützer zu finden hoffte. Aber ich muß Sie doch darum bitten, es mir zu ſein! —“ Mit dieſen Worten ſchlug ſie den Schleier zurück und blickte beſchämt zu Boden. Die Dämmerung, die im Gemach herrſchte, verbarg ihre vom Lichte abgewendeten Züge. Jaromir, aufs Äußerſte geſpannt, ergriff ihre Hand und zog ſie haſtig gegen die Lampe; ſie widerſtrebte nur leiſe, ſenkte aber mit weiblicher Scheu das Haupt.

„Aliſette! Sie ſelbſt?“ rief er außer ſich vor Erſtaunen, da er ſie jetzt erkannte. „Wie iſt es möglich, daß Sie hieher kommen!“

Sie ſchlug ihr ſchönes blaues Auge, das im feuchten Glanze ſchimmerte, gleichſam bittend zu ihm auf und ſprach mit bewegter Stimme: „Freilich iſt es mir ſelbſt faſt unbegreiflich, doch es gibt Zeiten und Verhältniſſe, welche auch uns Frauen in die ſeltſamſten und außerordentlichſten Lagen bringen. O, ich fühle es tief,“ fuhr ſie mit geſenkten Augen

fort, „wie feindlich der Schein ist, der auf mich fällt, da Sie mich hier sehen! Doch wüßten Sie —“

„Ich schwöre Ihnen,“ rief Jaromir feurig, „daß mein Herz keinen unwürdigen Verdacht aufzunehmen vermag!“

„O Sie wohlwollender Freund,“ sprach Alisette gerührt, ergriff seine Hand und drückte sie mit Wärme. Dann sank sie müde und erschöpft auf das Sopha nieder, welches die Rückwand des Gemaches einnahm, und drückte ihr lockiges Haupt in das seidene Kissen. Sie schien still zu weinen. Jaromir stand vor ihr und betrachtete das schöne Mädchen mit klopfendem Herzen. Das Haupt ruhte auf dem weichen, leicht verhüllten Arme; die Locken fielen beschattend über Wangen und Nacken; die rechte Hand hing lässig herab. Leise setzte er sich zu ihr, nahm ihre Hand und sprach mit wahrhafter Rührung: „Fassen Sie sich, armes Mädchen!“

Sie richtete sich langsam auf. „Ach,“ seufzte sie, „wenn sich das Gemälde meines Lebens einmal mit recht lebendigen Farben wieder vor meine Seele stellt, dann unterliegt meine Kraft. Vergeben Sie mir nur! — — Aber hören müssen Sie, welche Schicksale mich hieher führten. Vor Allem jedoch beantworten Sie mir die Frage: Erkannten Sie mich zuvor nicht?“

„Sie? Wann?“ fragte Jaromir verwundert.

„Sie hätten mich nicht in der männlichen Kleidung gekannt?“

„Unmöglich! Sie selbst waren der zierliche, schelmische Bote? Nun begreife ich die dunklen Anklänge der Erinnerung —“

„Der schelmische Bote!“ unterbrach Alisette mit einer bittern Betonung. „O, wenn Sie wüßten, was es mich gekostet hat, diese Maske durchzuführen! Aber ich stand auf dem Theater, wo ich ja oft mit zerrissenem, blutendem Herzen

ein heiteres Angeſicht zeigen mußte! Doch, wollen Sie mich anhören? Wird meine Erzählung Sie nicht ermüden? Werden Sie mir Rath und Beiſtand nicht verſagen?"

„Ein Elender wäre ich, wenn ich nicht Alles für Sie zu thun bereit wäre!" rief Jaromir und drückte ihre zarte Hand, die noch immer in der ſeinigen ruhte, an die Lippen und bedeckte ſie mit feurigen Küſſen. Aliſette ließ ſie ihm und hielt ſich mit der andern ihr Tuch vor die weinenden, ſchönen Augen.

„Nun erzählen Sie, erzählen Sie mir Alles," bat Jaromir; trocknen Sie dieſe bittern Thränen, denn Sie haben einen Freund, einen Bruder gefunden."

„Und ich will ihm vertrauen, wie einem Bruder," entgegnete das ſchöne Mädchen und drückte leiſe ſeine Hand.

„Sie wiſſen vielleicht nicht," begann ſie, „daß mein Stand mir verhaßt iſt. Warum — darf eine Frau, ein Mädchen Ihnen das erſt erklären? Aber die dringendſte Noth, die Sorge für das einzige, zurückgebliebene Kind einer theuren Schweſter, die ich in England verlor, zwang mich in dieſes unſelige Verhältniß hinein. Mein Talent, was ich nur zur freien Verſchönerung des Lebens für mich und Andere beſtimmt glaubte, mußte ſich unter die drückende ſklaviſche Pflicht der Erhaltung des äußerlichen Daſeins beugen. Die traurigen Schickſale, welche mich zuerſt auf dieſe rauhe Bahn führten, laſſen Sie mich verſchweigen. In Warſchau fanden Sie mich auf derſelben; die Stunden im Hauſe der Gräfin, die flüchtigen Tage, wo ich Sie dort ſah, waren die ſchönſten meines Lebens. Gern wäre ich dort geblieben, allein der empörende Antrag eines Mannes, in deſſen Händen dort alle meine Verhältniſſe ſtanden, zwang mich, bald nach Ihnen, wenige Tage nachdem die Gräfin abgereiſt war, die Stadt zu verlaſſen, wo es mir ſo wohl ergangen war, wo

aber, wie durch einen rauhen Sturm vertrieben, plötzlich alle Diejenigen, die mir Freundschaft zeigten, denen ich Zutrauen schenkte, nach allen Weltgegenden zerstreut wurden. Ohne Rath und Hülfe, blieb mir nichts übrig, als den nächsten Zweig zu erhaschen, der sich mir in dem Schiffbruch darbot. Ein Theaterunternehmer, der auf die Macht und die Siege des Kaisers das unbedingteste Vertrauen setzte, beschäftigte sich damit, Theilnehmer für eine französische Bühne zu werben, durch welche er dem Heere den Winteraufenthalt in Rußland zu erheitern dachte. Anfangs hieß es, der Kaiser werde zu Witepsk bleiben; dahin folgte ich dem neuen Führer meines schwankenden Geschicks. Ich wagte mich mitten in das Getümmel des Kriegs hinein; ohne Furcht, darf ich sagen, denn ich bin der Stürme des Lebens gewohnt worden, lieber Freund, und äußere Gefahr schreckte mich nicht mehr. Doch kaum waren wir zu Witepsk angelangt, als das Heer aufbrach, und jene Stadt so öde und wüst wurde, wie zuvor. Um nicht die großen Kosten, die er bereits aufgewendet, zu verlieren, entschloß sich der Unternehmer, der Armee zu folgen. Er hatte das sicherste Vertrauen, daß der Kaiser bald in Moskau sein werde; dadurch suchte er uns zu bestimmen, uns nicht von ihm zu trennen. Dennoch wäre ich gewiß nach Polen oder Deutschland zurückgekehret, aber", sie stockte hier einen Augenblick. „Doch warum sollte ich mich dessen schämen," fuhr sie ein wenig erröthend fort, „es fehlte mir an dem Gelde dazu!"

„O, warum suchten Sie mich, warum den Grafen Rasinski nicht auf!" fiel Jarowir ein. „Wir standen ja dicht bei der Stadt, und ich selbst war täglich dort."

„O, hätte ich Sie gesehen," entgegnete Alisette, „zu Ihnen hätte ich vielleicht den Muth gefaßt, den eine solche Bitte fordert. Doch den Andern gegenüber hätte mich eine unbe-

ſiegbare Scheu zurückgehalten. Auch ſah ich den Grafen nur einmal auf ſeinem prächtigen Schimmel ſtolz und ernſt vorüberreiten; ich ſtand am Fenſter, doch er bemerkte mich nicht."

„Die Unmöglichkeit der Rückkehr," fuhr Aliſette nach einer Pauſe fort, „trieb mich immer weiter in den fortwirbelnden Strom hinein. Nur für die nächſten dringendſten Bedürfniſſe ſorgte der Unternehmer; in allem Übrigen vertröſtete er uns auf Moskau, vielleicht nur, um uns jeden andern Ausweg zu verſperren. Die Nähe der Armee, die oft ſeltſamſten Nachtlager, die Nothwendigkeit, ſtets mitten unter Männern zu verkehren, beſtimmten mich, männliche Tracht anzulegen. Als ein großes Glück darf ich es betrachten, daß es mir gelang, einen Platz auf dem Bagagewagen eines Generals zu erlangen, denn ich galt nun für einen ſeiner Dienſtleute, und die Reiſe wurde mir ungleich weniger beſchwerlich. Wir kamen wenige Tage nach der Schlacht durch das noch rauchende Smolensk. Hier hatte ich den erſten Anblick aller Schauder des Krieges. Vor Grauſen faſt erſtarrt, fuhr ich bebend auf der entſetzlichen Straße hin, die man mühſam durch Schutt und Trümmer gebahnt hatte, der zur Seite halb verbrannte Leichname und menſchliche Gebeine aufgehäuft lagen. Ich mußte endlich das Auge ſchließen vor dieſen gräßlichen Bildern. Aber von nun an erneuerten ſie ſich täglich. Vielleicht ſah ich Schrecklicheres als Sie ſelbſt, denn Sie eilen auf der Bahn des Sieges vorwärts und wenden das Auge nicht zurück auf die entſetzlichen, blutigen Spuren, die das langſam weichende Ungeheuer des Kriegs zurückläßt. Ich aber habe ſie geſehen, dieſe Jammergeſtalten am Wege, dieſe hohläugigen, bleichen Geſpenſter, die uns ihre dumpfen Klagen entgegenwimmerten! Ich habe ſie geſehen, und mußte vorüber, ohne ihnen helfen zu können. Und in dieſe Wüſtenei voller Elend und Entſetzen trieb mich mein Schickſal

hinein! Mit jedem Schritte unſerer ermatteten Pferde verſchloß ſich die Rückkehr unwiderruflicher. Der Strom drängte langſam vorwärts; ich ſah, daß er mich dem Unheil entgegentrieb. Aber vermochte ich es, allein umzuwenden, und auf der Straße zurück zu irren, wo jeder Tritt meines Fußes an eine Leiche, an einen Sterbenden rühren mußte? Wie hätte da, wo Tauſende von kriegsgewohnten Männern verſchmachteten, weil ihnen die Kräfte verſagten, ein ſchwaches Mädchen einen Rückweg gefunden! Faſt wahnſinnig von dem unausgeſetzten Grauen, das meine Seele erfüllte, ließ ich mich forttreiben von der Woge meines Schickſals, und gedachte in dumpfer Betäubung keines Widerſtandes mehr. So hörte ich den Donner der entſetzlichen Schlacht, ſo fuhr ich mit verhülltem Angeſicht über das Leichenfeld, von dem ſchon ein giftiger Peſthauch emporſtieg, ſo endlich, theurer Freund, erreichte ich heute dieſe Stadt. Wie hier ein Jeder mit der Überfülle verlaſſener Räume ſchaltet, gerieth auch ich in dieſen Palaſt, deſſen vordern Flügel einige Frauen bewohnen, die ein gleiches Schickſal mit mir theilen, aber es mit leichtfertigem Sinn, ich ſollte vielleicht ſagen, mit frevelhafter Sorgloſigkeit betrachten. Sie haben überdies ſo ſchnelle Verbindungen angeknüpft, daß die meinige mit ihnen ſchon ſo gut wie zerriſſen iſt. So war ich denn gleich in den erſten Minuten das verlaſſenſte Weſen in dieſer ungeheuren Stadt, in dieſem unermeßlichen Reiche. Vor einer Stunde wagte ich mich aus meiner Zurückgezogenheit hervor, halb in der Hoffnung, einen Anker in dieſer Noth zu entdecken. Da führte ein guter Stern mir Sie entgegen, und — das Übrige darf ich Ihnen ja nicht erſt erzählen," ſetzte ſie leiſe hinzu, und beugte das anmuthige Haupt verlegen nieder.

Das Wunderbare und Überraſchende des Abenteuers, der einſame, traulich geheime Aufenthalt, die Anmuth, welche

Françoise Aliſette ſelbſt in die leiſeſten Bewegungen und Sprachtöne zu ergießen wußte, das Rührende und Ergreifende ihrer Erzählung und lebendigen Schilderung, der Gedanke an ihre weibliche Hülfloſigkeit in dem koloſſalen Treiben des Kriegs, wo ſelbſt der einzelne Mann ſich gegen das unermeßliche Ganze verliert — vor Allem aber der unwiderſtehliche Reiz der Thränen eines ſchönen Auges: dies Alles drang ſo mächtig auf Jaromirs jugendliches, volles Herz ein, daß es gefangen war in dem purpurnen Netz, mit dem das liebliche Mädchen ihn umſpann, noch ehe er es ahnete. Aus dem Zutrauen, welches ſie ihm ſchenkte, ſchöpfte er eine ihm ſonſt unbegreifliche Kühnheit; es war ihm, als habe ſie ihr ganzes Geſchick in ſeine Hand gelegt, als ſei er der Herr ihres Thuns und Wollens. Mit raſch aufflammender Gluth preßte er ſeine Lippen auf ihre Hand und zog die ſcheu Widerſtrebende näher zu ſich heran. Seine glühende Wange berührte die geſenkte Aliſettens. Er zitterte in ſüßer Luſt der Liebe; auch ſie bebte in ſeinem Arme, den er kühn um die zarte Geſtalt ſchlang.

„Süßes, holdes Weſen," ſprach er zärtlich leiſe, „ſei meine Schweſter, ich will Dein Bruder ſein. Trockne Deine Thränen, lebe nicht mehr im bangen Schauer vor Deinem Geſchick, nun ſoll Alles, Alles vorüber ſein."

„O Himmel, wie überſchütteſt Du mich mit ungehofftem Glück," rief Aliſette und neigte ſich wie überwältigt von der Macht ihrer Gefühle gegen den Freund, und verbarg ihr holdes Antlitz an ſeiner Bruſt. Wie eine flüchtende, ſchüchterne Taube ſchmiegte ſie ſich an, und er hielt ſie umfaßt, ſeiner Kraft, ſeines männlichen Schutzes ſtolz bewußt.

„Du haſt meine Braut ſpäter geſehen als ich," ſprach er nach einigen Minuten. „O, erzähle mir von ihr! War ſie ſo traurig, wie ihre Briefe?"

Bei dem Worte Braut zuckte Aliſette krampfhaft zuſammen; ein kurzes, beklemmtes „Ach!“ drängte ſich aus ihrer Bruſt. „Die ſchöne Gräfin Lodoiska habe ich wenig mehr geſehen,“ ſprach ſie mit mühevoll errungener Ruhe; „am Tage nach dem Abmarſch war ſie auf dem Ball im ſächſiſchen Palaſt, wo ich erſcheinen mußte, um in dem Concert zu ſingen.“

„Auf dem Ball?“ fragte Jaromir mit einer Betonung, die es deutlich ausdrückte, daß dieſe Nachricht ihm eben ſo unerwartet als unangenehm war.

„Der Fürſt Lichnowski führte ſie.“

„Sie tanzte mit ihm?“ fuhr Jaromir raſch auf.

„Mit ihm allein, aber wenig. Zumeiſt ſaßen ſie in der Fenſterniſche beiſammen und ſprachen. Sie fuhren auch früh nach Hauſe, denn der Fürſt ſpeiſte den Abend noch bei der Gräfin.“

Jaromir ſchwieg; eine dunkle Röthe des Zorns überflog ſeine Wangen, doch unterdrückte er die finſtere Wallung der Eiferſucht, die in ihm erwachte. Nein, dachte er einige Minuten ſpäter, ſie liebt Dich gewiß und ihre Trauer war ſo wahrhaft, als ihre Briefe ſie ſchilderten. Sollte ſie aber deshalb die Begleitung eines genauern Bekannten des Hauſes nicht mehr annehmen? Sollte ſie ſich von einem öffentlichen Feſt, das vielleicht ſogar einen vaterländiſchen Charakter trug, ausſchließen? Du thuſt ihr Unrecht!

Françoiſe las in ſeinen offenen Zügen, was in ſeiner Bruſt vorging. „Sie ſind plötzlich zerſtreut, lieber Freund,“ ſprach ſie mit dem Ausdruck der Theilnahme; „die Erinnerung an eine ſo ſchöne Braut muß freilich ſehr bewegend ſein. Schreibt ſie Ihnen oft?“

„Ich habe ſeit dem Tage vor der Schlacht keine Nachricht gehabt. Der letzte Brief war aus Teplitz. Aber ſie

ſchreibe oft, und mit zärtlichſter Innigkeit.“ Die letzten Worte ſprach er gerührt; es war gewiſſermaßen eine Abbitte ſeines Verdachts. Doch plötzlich fiel es ihm ein: Warum aber hat ſie Dir nicht geſchrieben, daß ſie auf dem Ball war? Sie hat ſonſt Alles, was ihr begegnete, aufs genaueſte berichtet, Tag für Tag ihre Beſchäftigung angegeben — warum —

Aliſette unterbrach ihn in dieſen Gedanken. „Wie gern hätte ich von der Gräfin und Ihrer Braut Abſchied genommen! Allein es war mir unmöglich. Dreimal ließ ich mich melden, fand aber Niemand im Hauſe. Der Portier ſagte mir, ſie ſeien aufs Land gefahren. Von dort kamen ſie ſpät zurück, und am andern Morgen weckte mich der davonrollende Reiſewagen.“

„Aufs Land?“ fragte Jaromir erſtaunt, denn auch Das hatte man ihm nicht gemeldet. „Wohin? Kannten Sie den Ort?“

„Nein,“ erwiderte Aliſette ſichtlich verlegen und ſtockend; „die polniſchen Namen ſind mir ſo ſchwer zu behalten.“

„Vielleicht Wikzolky, das Gut ihres Oheims? Oder Pulawy, wo die Fürſtin Czartoryski wohnt?“

Aliſette verneinte durch eine Bewegung des Hauptes.

„Aber zu wem? Den Namen des Beſitzers werden Sie doch kennen?“

„Der Portier wußte nicht,“ erwiderte Aliſette furchtſam.

„Das iſt unmöglich, Liebe! Wenn er den Ort kennt, ſo kennt er auch den Beſitzer. Ich beſchwöre Dich, Mädchen, ſprich die Wahrheit!“ rief er plötzlich mit aufflammender Heftigkeit; Aliſette bebte erſchreckt zurück.

„Mein Gott!“

„Die Wahrheit! War es Czarnowicki?“

„Ich glaube, ja!“

„Dort wohnt Lichnowski!“ rief Jaromir wild und sprang auf. „Sie ist treulos, ist so falsch wie je ein Weib! Denn sie verhehlte mir diesen Besuch! Das hätte sie nicht gethan, wäre er unschuldig gewesen! Ein Tagebuch sandte sie mir! Von jeder Stunde, jeder Minute gab sie Rechenschaft! Eine Heilige konnte nicht reiner, stiller, jungfräulicher leben. O der Heuchlerin!“ Thränen brachen aus dem Auge des Jünglings hervor; er wischte sie unwillig ab und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Es wäre auch noch der Mühe werth, daß ein Mann wie ein Knabe um sie weinte!“ Doch seine Thränen flossen nur um so stärker.

Alisette war zitternd, ohne einen Laut zu wagen, sitzen geblieben; sie glich einem Kinde, das unvermuthet ein großes Unglück angerichtet hat, und, vor Schreck erblaßt, ohne ein Einschreiten zu wagen, dem wachsenden Verderben bebend zuschaut. „O, sein Sie ruhig,“ bat sie endlich sanft; „setzen Sie sich wieder zu mir. Sie thun der Armen wol hartes Unrecht!“

„Nein!“ rief er heftig, „ich thue ihr nicht Unrecht! Willenlos hast Du Gute mehr verrathen, als Du ahnest! Sage mir jetzt die volle Wahrheit. Was weißt Du weiter?“

„Wirklich nichts,“ erwiderte sie, durch den Ton der Bitte ablehnend.

„Alisette!“ bat Jaromir stürmend, indem er ihre beiden Hände ergriff und sich wieder zu ihr setzte, „Alisette! Du hattest Schutz und Hülfe von mir erbeten! Jetzt bedarf ich Deiner mehr als Du meiner, bestes Mädchen! O Du bist gut, sage mir Alles, ich bitte Dich, Alles, was Du weißt und denkst.“

„Gewiß, ich weiß nichts, und was ich denke — das

darf ich nicht denken. O, daß ich ein so unglückseliges Wort sprechen mußte!"

„Nur eins sag' mir," sprach er mit verhaltenem Zorn und Schmerz, — „ist Fürst Lichnowski der Gräfin nach Teplitz gefolgt?"

„Er reiste denselben Tag," antwortete Alisette kaum hörbar.

„O, Du bist gut — Du hättest mich nicht so verrathen," rief er weich, und zog mit der Linken die sanft Widerstrebende an sein Herz, und senkte das schwere, müde Haupt gegen ihre lockige Stirn. „Aber ich will sie vergessen! Sie soll den Triumph nicht haben, daß ein Mann um sie weint. — Ich dachte nur an sie in der Schlacht! Nur ihr weinendes Bild stand vor meiner Seele; ich sah nicht Schrecken, nicht Gefahr. Es schien mir süß, zu sterben, wenn man so betrauert würde — noch süßer schien es mir, zu leben! O, wie thöricht war dieser Wunsch. Warum liege ich nicht bei den Freunden auf der Wahlstatt, da wäre mir besser!"

„Und uns bräche das Herz!" rief Alisette schmerzlich aus, und schrak heftig und scheu zusammen, als das Wort ihren Lippen entflohen war. Der Ausruf, den die Übermacht ihrer vergeblich bekämpften Gefühle ihr entrissen, leuchtete wie ein Blitzstrahl in die verborgenste Tiefe ihres Herzens hinab.

Sie liebt Dich, dachte Jaromir gerührt, und der Gedanke fing an, ihn mit glühendem Leben zu durchdringen; sie liebt Dich wahrhaft, und hat es bekämpft und getragen in jungfräulicher, scheuer Brust. Wie konnte Dein Auge über dies holde Wesen unbeachtend, verkennend hinweggleiten! O, es ist eine wunderbare, gnädige Schickung des Himmels, welche Dir im Augenblick des tiefsten Schmerzes diesen Engel des Trostes sendet!

Nach dem unwillkürlichen Geständniß hatte Alisette scheu,

beſchämt den vergeblichen Verſuch gemacht, ſich der Umarmung Jaromirs zu entwinden, um ihm zu entfliehen; er drückte ſie mit wachſender Liebe an ſich, doch ſie verbarg ihre ſchamglühende Wange an ſeinem Buſen.

„Nein, richte Dich auf, blick mir ins Angeſicht, Du liebreizendes Weſen; laß die jungfräuliche Scheu nicht das ſchönere Gefühl Deines Herzens beſiegen. Du liebſt mich? Darf ich es hoffen, darf ich es ausſprechen? — — O, jetzt erſt, erſt in dieſem Augenblicke weiß ich, was Liebe iſt. Wie kalt war Lodoiska's Umarmung!“

Er preßte ſeine brennenden Küſſe auf die Lippen der erſchöpft Hingegebenen; ihr Widerſtand erſtarb in ſeiner Gluth.

Die finſtere Geſtalt ſeines böſen Dämons trat ungeſehen hinter ihn; ſie erhob die drohende Hand und hielt ſie ſchwebend über ſeinem Haupt. Noch einen Schritt und die kalte, grauende Berührung trifft Deine Scheitel, und der Hauch der Vergiftung dringt tödtlich in Deine Bruſt. Iſt kein gütiger Genius Dir nahe? Tritt die reine Geſtalt der Geliebten nicht rettend zwiſchen Dich und das Trugbild, das Dich umfängt? Die Himmliſchen wachen nicht über Dir — Du ſinkſt in das Netz der verderbenden Mächte!

„Willſt Du mein ſein? Ewig mein?“ bat Jaromir ſtürmiſch zärtlich. „Kannſt Du Dem vergeben, der Dich verkannte, der an dem Demant Deines Herzens blind vorüberging? Aliſette, ich habe ſchweres Unrecht gegen Dich gut zu machen! Aber vergib mir — vergib dem Verblendeten!“

„O, unausſprechliche Gnade des Himmels,“ rief Aliſette aus tiefſter Bruſt und umſchlang ihn mit ihren weichen Armen. Ihr Buſen flog, ihre Lippen glühten an den ſeinigen, ihr Athem erſtarb in ſeinen Küſſen! Jaromir zitterte in ſchauerlicher Wonne! Die brauſende Kraft der Jugend ſtürmte in allen ſeinen Sinnen. Bis dahin hatte er nur

die reine Opferflamme der Liebe gekannt, fern stehend ihre sanfte veredelnde Wärme empfunden, ihren heiligen Glanz verehrt. Vermegen trat er dem Heiligthum zu nahe. Gleich glühendem Metall rollte jetzt das Feuer durch seine Adern, die Flamme ergriff den Saum seines Gewandes, sie schlug im mächtigen Wogensturm betäubend über ihm zusammen. Wie wenn an der Stelle gotterfüllter, leuchtender Klarheit heiliger Wahnsinn aufflammt und die verheerende Fackel schwingt, sodaß das ewig Göttliche selbst sich zum ewig fluchwürdigen Verderben verkehrt, so erbleichte der reine Mondenglanz seiner geläuterten Liebe vor dem tobend ausbrechenden Vulkan seiner Leidenschaft.

„Um aller Heiligen willen, Du stürzest mich ins Verderben," rief Alisette und sank, [illegible] der stürmenden Gluth des Jünglings erbebend, auf die Kniee vor ihm nieder. Doch mit kräftigem Arm umschlang er sie, hob sie zu sich empor und erstickte ihr Flehen in seinen Küssen. „Mein sollst Du sein in dieser Minute, ganz mein, und für ewig!" So rief er aus und hielt die machtlos Widerstrebende in unauflöslicher Umarmung. Die Hände, die sie mit schwacher Kraft abwehrend gegen seine Brust drückte, sanken ihr matt herab; überwältigt war jetzt das willenlose Opfer seiner siegenden Jugend und Liebesgewalt. Dämmerndes Dunkel umhüllte die Liebenden. Der reine Lichtstrahl webt den Gürtel der Keuschheit mit unsichtbaren Fäden dichter; die buhlerische Nacht ist hülfreich geschäftig, die heilige Hülle des jungfräulichen Schleiers zu heben. Jaromir zog das bebende Mädchen an seine Seite auf die Kissen nieder; ihr Haupt ruhete in seiner Linken, er umschlang sie kühn mit der Rechten. Heftig preßte er das glühende Angesicht gegen die wallende, laut klopfende Brust. Seufzer, Thränen, Küsse, mischten sich zum berauschenden Trank der Liebe; im selig

betäubenden Wahn leerten ſie den vergifteten Kelch bis auf die letzten Tropfen.

Mit fliegendem Schauder erwachte Aliſette und wollte ſich den Armen des Geliebten entreißen. Doch er ließ ſie nicht! „Mein biſt Du für ewig,“ rief er und hob die Rechte betheuernd gen Himmel, „ſo hab' ich's geſchworen! So halte ich den Schwur. Du, die Treue, die Liebende, nimm hin den Ring der Verrätherin. Dieſer goldene Reifen ſei der Zeuge unſeres Bundes. Er iſt heilig geſchloſſen, er iſt unverletzlich.“ Er zog Lodoiska's Ring ab und ſteckte ihn an Aliſettens Finger. Sie hing ſprachlos an ſeiner Bruſt. „O, ich bin eine Verbrecherin,“ rief ſie endlich aus, „eine ſchwere Verbrecherin! Aber Du, Du haſt es verſchuldet, für Dich habe ich den Frevel auf meine Seele geladen. Du darfſt mich nicht verwerfen.“ Und mit neuen Küſſen und Thränen hing ſie an ſeinen Lippen. — — „Daß ich Dir's nur geſtehe! Was mich von außen auch mit harter Nothwendigkeit hieher trieb, ein mächtigerer Zug des Herzens hätte mich doch auf dieſe verwegene Bahn geführt. Eine geheimnißvolle Stimme in meiner Bruſt weiſſagte mir, Du ziehſt dem Stern Deines Glückes nach. Mein Auge hing mit Thränen an ſeinem tröſtenden Schimmer, doch mein ſchwaches Glauben und Hoffen wähnte ihn unerreichbar hoch. Und nun, nun die Erfüllung mit überdrängender Gewalt vor mir ſteht — nun —“

Sie barg das Haupt weinend in ihr Gewand, hielt aber mit der Linken den geliebten Jüngling umfaßt.

„Du Süßer, Holder! Iſt es denn wahr, daß Du mich liebſt?“ ſprach ſie ſchmeichelnd und koſend, da er ſtumm vor ihr ſtand.

Die hoch aufpraſſelnde Flamme war geſunken. Jaromir ſah jetzt, was ihre Wuth ringsumher zerſtört hatte. Ein

kalter, ſchauerlicher Windſtoß der Reue fuhr durch ſeine düſter nachglühende Bruſt. „Ob ich Dich liebe?“ ſprach er in brechender Wehmuth. „Außer Dir hat jetzt die Erde nichts mehr für mich! Du biſt das einzige Geſtirn, das mir leuchtet — fielleſt Du! — nein, nein! — Du wirſt mir ewig glänzen. Du ſüße Geliebte! Deine zärtliche Hand heilte ja die glühende Wunde, mit der eine giftige Verrätherin mein Herz grauſam zerriß! O, Du warſt mein guter Engel in ſchrecklicher Stunde!“

Er lehnte ſeine Stirn gegen die ihrige; ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. Wie er ſich auch dagegen wehrte, jetzt erſt fühlte er es, — er war doch nicht glücklich! Ein Wirbelſturm hatte ihn hoch auf den Gipfel des Lebens getragen, aber unter ſeinen Füßen fand er keinen Boden; der Sturm ſenkte die Fittige, und mit ihm ſank er tiefer und tiefer hinab. Nur nach den leuchtenden Sternen über ihm hob er das Auge bang empor.

Der ſchauerliche Schlag einer Thurmuhr, der die neunte Stunde verkündete, weckte beide Liebende aus ihrer Betäubung.

„Du mußt fort,“ rief Aliſette aufſpringend; „wenn man Dich hier fände — ich wäre verloren!“

„Verloren! Wer dürfte nach dem Bund, den wir geſchloſſen —“

„Um des Allmächtigen willen, ich höre Geräuſch,“ unterbrach ſie ihn; „die Thür öffnet ſich, der Schall dringt durch die leeren Gänge bis hieher. Wir hier im Dunkel — wenn man käme! Liebſter, wenn Dir mein Leben, meine Ehre theuer iſt, ſo verlaß mich jetzt! Du weißt nicht, wie ein weibliches Herz empfindet. Mich würde die Scham vernichten, wenn die Frauen — o, ich bitte Dich, ich flehe

Dich, entfliehe! Noch iſt es Zeit! Hier durch dieſe Thür in den Garten hinab!"

Selbſt gab ſie ihm den Säbel, den er abgelegt hatte, in die Hand, und drängte ihn mit beklommenem Schmeicheln, zu gehen.

„Schüchternes-Reh!" ſprach er wehmüthig lächelnd. „Wie hold iſt dieſe Scheu! Sei ruhig, Du darfſt das Auge aufſchlagen gegen Viele, die ſich fleckenlos bedünken! Denn rein iſt Deine Seele; Dein Herz bleibt ein jungfräuliches Heiligthum!"

„O, ſo ſchone meines Herzens!" flehte ſie. „Wenn Du mich liebſt, ſo geh! Es ſei der erſte Beweis, den Du mir gibſt!"

Er umſchloß ſie noch einmal, küßte ſie mit wehmüthiger Zärtlichkeit und verließ dann haſtig leiſe das Gemach durch die Tapetenthür.

„Leb wohl! Morgen! Morgen!" flüſterte Aliſette ihm zärtlich nach und verſchwand. Ungeſehen erreichte er den Garten. Er wollte jetzt den Verſuch machen, ob derſelbe wirklich bis an die Straße ſtoße, wo ſein Bivouac lag, und nahm daher dieſe Richtung durch die dunklen Laubgänge. In wenigen Minuten ſtieß er auf die Mauer und fand nach kurzem Suchen eine Pforte, die nur von innen verriegelt war. Mit rüſtiger Kraft ſchob er die eingeroſteten Riegel zurück, und ſtand in der That an der Stelle, wo er vermuthete, kaum hundert Schritte von den Wachtfeuern ſeiner Leute. Dieſer heimliche Pfad, der ihn zur Geliebten führen konnte, war ihm ein neues Pfand des Himmels, ein neuer Wink des Geſchicks. Und blutete ſein Herz gleich noch friſch an der Stelle, wo er die ſanften Bande, die es bisher feſſelten, gewaltſam zerriſſen hatte, ſo fühlte er doch auch den lindernden Balſam, den die Hand des Schickſals ihm reichte.

Viertes Capitel.

Als Bernhard ruhiger geworden war, und Rasinski und Ludwig mit Wärme in ihn drangen, erzählte er ihnen endlich, fast mit dem alten rauhen Humor, sein Abenteuer zu Warschau, seine seltsame Scheinverwechselung des Ringes. „So wäre ich denn mit einem neuen Titel beschenkt," schloß er gezwungen scherzend; „ich könnte mich Bruder einer Unbekannten nennen, denn sie war jung und schön, das betheure ich trotz dem Schleier, der sie einhüllte; sonst hätte es freilich auch meine Mutter sein können. Das Abenteuer wäre aber nicht halb so romantisch." Noch niemals hatte Ludwig einen so tiefen Blick in das Herz des Freundes gethan als jetzt. Bernhard, der mit selbstgenügender Kraft sich von allen Fesseln des Lebens und der Verhältnisse loszureißen wußte, dessen stolzes, kühnes Herz, seine Freiheit höher zu schätzen schien, als selbst die süßesten Bande der Liebe; er, der oft so rauh gegen die zarteren Beziehungen des Daseins auftrat, und ihnen mit einer Kraft, die Ludwig anstaunen mußte, stolz zurief: Geht, Ihr habt mich nicht aufgesucht, geht, denn ich bedarf Eurer nicht; die Gewohnheit, allein zu stehen, hat mir die Kraft dazu gegeben. Ich bin mir selbst genug! Diese schroffe, gehärtete Felsenbrust brach und schmolz weich, ja vernichtet zusammen, nur bei der Vorstellung, daß ein holdes Wesen, mit den sanften Banden der Verschwisterung an ihn gefesselt, dicht bei ihm vorübergestreift sei, ohne daß er es erkannt und an die unter der rauhen Hülle so warm glühende Brust gezogen hätte. Mit welcher Rührung betrachtete Ludwig in diesem Augenblicke den Freund, der das weichste,

liebevollſte Herz mit einem ehernen Harniſch entſagender Willenskraft umpanzerte!

Freilich wußte er es längſt, daß unter dem harten Marmor ſeiner Bruſt nicht ein hohles Grab, ein erkalteter Aſchenkrug ruhe; allein dieſe Macht der innern, tief verborgenen Gluth des Liebens hatte er weder gekannt noch geahnet.

„Seht Ihr! Ein ſolcher Thor, ein ſolcher Träumer bin ich,“ ſprach Bernhard nach einer ernſten Pauſe; „auf ſolche Zeichen im Flugſande baue ich den babyloniſchen Thurm meiner Luftſchlöſſer! Lacht mich nur aus darüber, ich bitte Euch; denn wenn man die Trauringe unſers Erdballs, was will ich, wenn man nur die einer einzigen Stadt, wie Moskau, oder meinethalben Dresden, auf einen Haufen ſchüttete, ſo würden ſich die Zwillingsbrüder dutzendweiſe finden, und ich könnte mir wenigſtens ſo viel Mütter, Väter oder Geſchwiſter vindiciren, als jener böhmiſche Graf, den man zu Dux abgebildet ſieht, Söhne hatte, vierundzwanzig nämlich. Wenn ich's jetzt ruhiger anſehe, ſo muß ich betheuren, wäre nicht die Nacht und ein romantiſches Abenteuer dabei geweſen, ich hätte nicht länger daran gedacht, als ich brauche, um den Ring aufzuſtecken und abzuziehen. Wir Künſtler, ich zähle mich nun einmal dazu, und halte Palette und Pinſel für mein rechtsgültiges Diplom, ſind aber häufig romantiſch verrückte und entzückte Narren, und ich bin faſt nicht der kleinſte. Alſo, lacht mich aus, das iſt die ganze Summe der Geſchichte!“

Aber es lachte Niemand, und ſelbſt Bernhard vermochte es nur mühſam mit den Lippen.

„Ich bin entſchloſſen, zu handeln wie bisher,“ ſprach er nach einigen Minuten ernſter Stille. „Will das Schickſal mir etwas von meinen geheimen Verhältniſſen enthüllen, nun denn, ſo mag es ſein; ich aber rühre nicht an den

Schleier. Die verhüllten Geſtalten kann ich mir ſo reizend und holdſelig träumen, als ich will; wer weiß, was die enthüllten mir für widerwärtige Geſichter zeigten! Jung und lieblich war das Weſen, was mir begegnete, das weiß ich gewiß; ſo will ich es denn als eine Schweſter oder Halbſchweſter betrachten, denn ſie könnte ja eine ſpätere Tochter und Erbin meiner Mutter ſein. Unſere ganze Begegnung war die von Bruder und Schweſter; ſind wir es nicht, nun ſo will ich wenigſtens den Traum feſthalten, und keine platte Wirklichkeit ſoll mich unangenehm ſtörend daraus wecken. Ich habe den Hahnenſchrei niemals leiden können; vollends aber wenn er gellend in die Sphärenmuſik eines Traumes einkreiſcht und uns aus den ätheriſchen Räumen, in denen wir zu ſchweben wähnten, auf eine derbe Matratze hinabwirft, wo wir faul und gähnend die müden Glieder ſtrecken. Aber wahrlich, Freunde, es iſt Zeit dazu; ich muß mich ſchlafen legen. Gute Nacht!"

Er ſtand auf und ging hinaus. Ludwig folgte ihm; er mußte ihn einſam, warm ans Herz drücken. Da fühlte er, daß Bernhards Wange naß war; doch kein Wort der Klage kam über ſeine Lippen, ſondern er riß ſich trotzig los und ſprach nur: „Gute Nacht!"

Ludwig kehrte zu Raſinski zurück. Erſt jetzt traten ſeine eigenen überraſchend umgeſtalteten Lebensverhältniſſe ſtärker in ſeiner Empfindung hervor. „Es iſt eigen," ſprach er zu dem ältern Freunde, „ich gewinne nichts, ich verliere nichts bei dem Umtauſch des Namens, bei der Nachricht von meinem Vater, den ich ſchon ſeit zwanzig Jahren unter die Todten zu zählen gewohnt bin; und doch iſt mir, als hätte ich großen Gewinn und Verluſt zugleich erlitten."

„Die Möglichkeit Beider tritt uns im erſten Augenblick zu nahe," erwiderte Raſinski; „doch glaube ich, Bernhard

hat Recht, wenn er behauptet, diese Eindrücke verlieren sich am Ende ganz. Wir haben ja so eben gesehen, wie ihn selbst die Überraschung plötzlich, gewaltsam mit sich fortriß; die Wogen seiner Seele stürzten sich brausend übereinander wie ein Wasserfall; jetzt sehen wir den Strom höchstens noch mit bewegt wallender Fluth zwischen seinen Ufern dahinziehen."

„Er ist vielleicht desto tiefer!" bemerkte Ludwig.

„Möglich! doch am Ende verläuft selbst der Rhein im Sande. Werden Schmerz, Erwartung, Hoffnung nicht aus neuen Quellen genährt, so glaube mir, als Deinem ältern Freunde, sie versiegen zuletzt alle, und wenn sie Anfangs in noch so wilder Fluth alle Uferdämme durchbrechen."

Ludwig las Mariens Brief noch einmal durch und verlor sich in ein vertieftes Sinnen über diese neuen unvermutheten Wendungen, die der Strom seines Lebens nahm.

Rasinski, von schweren Gedanken erfüllt, ging auf und nieder im Gemach.

Es schlug jetzt neun Uhr.

„Bernhard hat Recht," nahm Rasinski das Wort, „die ermüdete Natur läßt sich nicht abweisen. Wir müssen uns zur Ruhe legen. Wer weiß, was die nächtlichen Stunden uns für eine Störung bringen; denn mir ist, aufrichtig gestanden, noch immer nicht ganz wohl zu Muthe in dieser verlassenen Stadt. Es sieht mir fast aus, wie die abgesegelte Flotte der Griechen vor Troja, die in der Nacht zurückkehrte."

Diese Worte erinnerten Ludwig erst wieder an die Beobachtungen, welche Bernhard gemacht hatte, und die Beiden über die unerwarteten Nachrichten der Briefe aus Deutschland ganz aus dem Sinne gekommen waren. Er erzählte Rasinski, was Bernhard gesehen haben wollte.

„Hm! In solcher Art kann uns unmöglich etwas Feindseliges drohen!" erwiderte dieser. „Wahrscheinlich sind es

scheue Diener oder alte kranke Leute, die nicht mehr zu fliehen vermochten und sich hier versteckt halten, weil sie uns fürchten. Rostoptschin schildert uns ja in allen seinen Proclamationen als Mörder und Tempelräuber; wie soll man es dem armen Volke übel deuten, wenn es sich vor solchen Ungeheuern fürchtet und verkriecht! Lassen wir die Leute wenigstens für diese Nacht in Ruhe. Morgen will ich das ganze Schloß durchsuchen lassen. Die Wache im Thore, meine Bedienten, die auf dem Vorsaal schlafen, und am Ende wir selbst, sind uns Sicherheit genug. Auch steht es ja bei uns, uns schlagfertig zu halten. Ich meinestheils wenigstens hätte so schon wie im Bivouac geschlafen, in meinen Mantel gewickelt, völlig angekleidet, die Pistolen zur Seite. Das ist aber auch der äußerste Grad von Vorsicht, und ich würde ihn auch nicht Deiner Nachricht wegen anwenden, sondern weil ich überhaupt darauf gefaßt bin, daß wir diese Nacht allarmirt werden. Also das laßt Euch nicht beunruhigen; im Übrigen aber wißt, daß wir nur im Bivouac liegen. Gute Nacht, lieber Freund! Ich denke, der morgende Tag wird sehr entsche[illegible] ausfallen."

Ludwig ging.

Als er durch den la[illegible] Saal schritt, der sein Schlafzimmer von Rasinski's Wohnung trennte, wurde es ihm fast schauerlich zu Muthe in dem weiten, einsamen Gemach, wo die leiseste Bewegung flüsternd an den Wänden wiederhallte. Die Thüre von seinem Zimmer zu dem, welches Bernhard bewohnte, stand offen; er blickte hinein. Bernhard war nicht dort.

„Ich glaubte gleich, daß er nicht schlafen gehen würde," dachte Ludwig für sich. „Gewiß trägt er sein volles Herz in Nacht und Einsamkeit hinaus! Wenn er sich nur nicht unvorsichtig mitten in die fremde Stadt wagt!"

Bewegt trat Ludwig ans Fenster, wo er unten die Ka-

meraden am Feuer im tiefen Schlaf liegen ſah. Nur ein Offizier wachte noch, und ging mit raſchen unruhigen Schritten auf und ab; beim Schein der Flammen erkannte Ludwig, daß es Jaromir war. Um ſich zu erkundigen, ob er nicht vielleicht von Bernhard wiſſe, ging er hinunter.

„Guten Abend, Freund, haſt Du Bernhard nicht geſehen?“ fragte er Jaromir, der, ohne ihn zu erkennen, mit haſtigen Schritten an ihm vorüber wollte.

„Was wollt Ihr? Wer ſeid Ihr?“ Mit dieſen Worten fuhr er befremdet, faſt verſtört bei der Anrede, herum. „Ach Ludwig! Du biſt es,“ ſprach er langſam im traurig gedämpften Ton, als er den Freund erkannte. „Du kommſt mir grade gelegen. Haſt Du Luſt, einen Brief von Lodoiska zu leſen? Vor einer halben Stunde gab ihn mir Boleslaw, als ich von einem Spaziergange durch die Stadt zurückkehrte. Habt Ihr auch Briefe gehabt?“

„Ja wohl! wichtige, von der ſeltſamſten Art!“

„Von der ſeltſamſten Art iſt dieſer auch! Da lies ihn!“

„Du vergißt, daß ich nicht Polniſch genug verſtehe, Lieber; aber lies ihn mir vor.“

„Vorleſen! Ach!“ Er ſeufzte ſchwer auf und bedeckte ſich Augen und Stirn mit der Hand, und ſtrich mehrmals überhin, wie wenn er einen drückenden Kopfſchmerz zu entfernen ſuchte.

„Biſt Du krank, Lieber?“

„Wüſt! Das wüſte Soldatenleben betäubt mich bisweilen! Vorleſen kann ich Dir den Brief wahrlich nicht! Das Feuer blendet zu ſehr, meine Augen ſchmerzen mich. Morgen früh vielleicht!“

„Du biſt in ſehr trauriger Stimmung, wie es ſcheint, Lieber,“ ſprach Ludwig ſanft. „Haſt Du betrübende Nach-

richten erhalten? Rasinski hat uns noch nicht das Mindeste gesagt, obgleich er Briefe von seiner Schwester hat!"

„Von seiner Schwester! Was wird die ihm auch schreiben! Ach Ludwig! Ich wünschte, ich läge an der Redoute, wo unsere Kameraden ruhen!"

„Mein Gott," rief Ludwig erschreckt, „was fehlt Dir denn? Was schreibt Dir Ledoiska? Erzähle mir wenigstens, wenn Du nicht lesen kannst!"

„Nein, ich will lesen, und sollten mir die Augen darüber brechen!" So rief er heftig, zog einen Brief aus der Brust hervor, entfaltete ihn und zog Ludwig gegen das große Wachtfeuer hin, wo sich Beide auf das Strohlager niederwarfen. Jaromir las:

„Mein einzig geliebter Freund!"

„Endlich kehren wir in die Vaterstadt zurück! Noch wenige Minuten, und wir sind auf dem Wege nach Warschau; dann bin ich Dir, der Du stets ferner und ferner hinwegziehest, auch wieder um einige Tage näher! O mein Geliebtester, wann wird dieser schreckenvolle Krieg enden? Wann kehrst Du aus den entlegenen Öden, wohin Euch seine Stürme warfen, zu mir zurück? Wie liebevoll sollen diese Arme Dich empfangen! Ach, Jaromir, ich habe oft trübe, bange Stunden, wo ich wähne, daß ein düsteres Schicksal zwischen unser Glück tritt. Inbrünstiges Gebet zur heiligen Jungfrau ist dann mein einziger Trost. Alles, was die Gütigen, die mich umgeben, zu meiner Erheiterung thun, gleitet ab von meiner Brust; aber das Gebet dringt tief in das innerste Herz. Sei auch Du fromm, mein Theurer; vergiß nicht im wilden Getümmel des Kampfes, in dem rohen Treiben des Krieges die heilige Stimme in der Brust, die uns demüthig zu den Füßen des Allmächtigen, des Allgnadenreichen treibt. Denn wer soll Dich beschirmen in dem

Ungewitter der Schlacht, wenn ſich ſein Antlitz von Dir wendet? Aber er verläßt Keinen, der ihm ſein kindliches Herz offen entgegenträgt. Lieber Jaromir! Deine reine, ſchöne, heitere Seele voller Jugend und Hoffnung, lege ſie, ſo offen wie Du ſie mir entfaltet haſt, auch täglich dem himmliſchen Vater dar. Spotte nicht der Schwachheit des Mädchens, welches Dich zu frommen Gebräuchen auffordert, weil es darin ſeinen einzigen Troſt findet. Ich weiß wohl, daß der Mann ſich ſtark dünkt, ohne göttlichen Beiſtand. Aber es iſt eine Täuſchung, Lieber! Vor ihm ſind die Schwachen mächtig, denn ſie ſtehen in ſeinem Schutz, und die Starken ſinken hin, wenn ſein Odem ſie anhaucht. Stark, unüberwindlich fühle ich mich, wenn mich nach einem brünſtigen Gebet die Hand des Allmächtigen durchdringt. Dann weichen meine düſtern Träume und Ahnungen; dann ſehe ich den Engel des Herrn Dich geleiten und ſchützen mit ſeinem Schild und Schwert; dann leuchtet mir die Sonne einer ſeligen Zukunft entgegen. Freilich, mein Theurer, kehren die düſtern Stunden zurück, wie die Nacht nach jedem Tage wiederkehrt; aber es ſchimmern doch leuchtende Sternenbilder durch das Dunkel, und der äußerſte Himmelsrand bleibt mit goldenem Morgenroth geſäumt. Bald, Theurer, bin ich Dir näher, in der Vaterſtadt, wo Alles, bis auf den Klang der Sprache, mich an Dich erinnert. Ich werde mich dort viel glücklicher fühlen als hier! Eben rollt der Wagen durch das Thor! Mein Herz klopft vor Freude und Sehnſucht. Lebe wohl! Lebe wohl! Tauſend Engel mögen Dich beſchirmen, und glücklich zu mir heimführen! Wann aber leuchtet der Tag, wo ich wieder in Deinen Armen ruhe!"

„Deine Lodoiska."

„Das edle, treffliche Mädchen! Ganz Liebe, ganz Fröm-

migkeit, Unſchuld, Wahrheit!“ rief Ludwig aus, als Jaromir geendet hatte. Dieſer warf ſich ihm ungeſtüm an das Herz und drückte ſein glühendes Antlitz gegen die Freundesbruſt. Ludwig ahnete nicht, was in ihm ſo furchtbar tobe. Er wähnte, es ſei das Übermaß der Sehnſucht nach der fernen Geliebten. „Faſſe Dich, Beſter,“ ſprach er mild. „Der Tag des Wiederſehens wird kommen; er iſt vielleicht nicht mehr fern!“

Jaromir blieb in ſeiner Stellung, ohne ein Wort zu erwidern. Furchtbare Gedanken wogten in ſeiner Bruſt auf und nieder. Unglückſelig biſt Du, rief es ihm ſchauerlich zu, wenn dies nicht die Sprache der Wahrheit iſt! Doppelt elend, wenn ſie es iſt!

Da er einſam ſchwieg und den Freund nur heftiger und heftiger umklammerte, fragte Ludwig endlich, um ſeine Gedanken abzuwenden, abermals nach Bernhard.

„Ich habe ihn nicht geſehen,“ antwortete Jaromir, ſich aufrichtend und das Haupt ſchüttelnd; „ich habe Niemand, ich habe nichts geſehen! Ludwig! Ich muß Dich verlaſſen! Ich muß allein ſein! Ich bitte Dich, laß mich allein!“ So rief er heftig und ſprang auf.

Ludwig ſah ihm bewegt nach, wie er mit ſchnellen Schritten die Straße hinabeilte und in der Dunkelheit verſchwand.

Sollen denn alle meine Freunde heut in ſo aufgeregter Stimmung ſein, dachte er bei ſich ſelbſt. daß ſie mir die Sorge einflößen, ſie werden über ihre innern Kämpfe und Bewegungen die äußere Welt und ihre Gefahren vergeſſen? Und habe ich nicht vielleicht die ſtärkſten Urſachen zu einer gleichen Stimmung? Wie kommt es denn, daß mein Herz ſo viel ruhiger ſchlägt? Ach — weil ich mich ſchon unter das eiſerne Joch des Geſchicks gebeugt habe, weil meine Lebenshoffnungen nicht mehr ſo friſch blühen, die warme, wal-

lende Ader der Freude längſt verblutet iſt! Auf dem Gotthard war auch ich nicht ſo ruhig! Und bin ich es denn jetzt wirklich? Oder bin ich nur müde?

Langſam ging er zurück in ſein Gemach. Er lehnte ſich ins Fenſter und blickte hinaus, ob Jaromir oder Bernhard nicht zurückkehren würde. Eine volle Stunde verging; es blieb Alles ſtill. Die Feuer waren faſt zuſammengebrannt; nur noch eine düſtere, rauchende Gluth glimmte inmitten der ſchwarzen, auf den Boden gelagerten Geſtalten. Man hörte jetzt ihre tiefen, ſchweren Athemzüge bis hier herauf; ſelbſt die Feuerwachen nickten müde ein. Todtenſtille lag über der ganzen ungeheuren Stadt.

Fünftes Capitel.

Endlich wurde auch Ludwig von der Müdigkeit überwältigt; er ſchloß das Fenſter, hüllte ſich dicht in den Mantel und warf ſich auf das in der Ecke ſtehende Ruhebett nieder. Die Sorge um Bernhard und Jaromir hielt ihn noch eine Zeitlang wach. Doch mehr und mehr verlor ſie ſich in dem Nebel des Schlummers, der ihn überſchlich; bald klangen ihm die unruhigen Gedanken nur noch wie ein fernes Brauſen des Meeres, wie dumpfer, ſich verlierender Donner in die Seele; ſie verſchleierten ſich immer tiefer, verloren ſich immer mehr in die Leere des weiten dunklen Raumes. Endlich ſanken ihm die Augenlider matt herab, und er lag im tiefen Schlafe. Doch die Seele arbeitete unruhig fort in dem ermatteten Körper und führte die bunten, gaukelnden Traumbilder auf dem ſchwarz aufgeſpannten Hintergrunde der Nacht vorüber.

Bald ſah ſich Ludwig im Getümmel der Schlacht, rings von Feinden bedrängt, zu Boden ſtürzend. Dann ſchwebte eine freundliche Geſtalt aus der Heimat heran, ſeine Mutter trat vor ihn, und bat ihn, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ihr trauliches Wohnzimmer und fragte: Wo biſt Du nur ſo lange geweſen? Eine milde Rührung drang in ſein Herz; er empfand im Traum die Freude des Wiederſehens, welche die Wirklichkeit ihm grauſam geraubt hatte. Er ſah ſich auf dem Spaziergange in Pillnitz; ſeine freundlichen Jugendgeſpielinnen begleiteten ihn. Plötzlich ſchreckte er freudig zuſammen, denn Marie kam ihm aus einem Laubgang entgegen und ging Arm in Arm mit Bianca, vertraut an ihre Seite gelehnt, als wenn Beide Schweſtern wären. „So, ſo liebt Euch, Ihr Geliebteſten, die ich auf der Erde habe," ſprach er im Traume, und ein Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen. Er wollte ihnen näher treten, ihnen die Hand reichen; doch ein Fremder hielt ihn zurück. Es war Raſinski, der ihn aufforderte, raſch zu Pferde zu ſteigen. Die lieben Geſtalten verſchwanden, er ſah ſich wieder mitten in dem unruhigen Verkehr des Feldzuges; lange, unendliche Reihen von Kriegern zogen an ihm vorüber; er ſchloß ſich den Scharen an, aber doch quollen unaufhörlich neue Geſtalten neben ihm hervor und ſchwebten an ihm hin. Verweilen und Vorwärtsdringen geſchah zugleich, wie ſo oft das Doppelte und Widerſprechende im Traume. Jetzt glaubte er in Moskau einzuziehen; er ritt mit Bernhard und Raſinski durch die Straßen, die ſich in unabſehbarer Ferne vor ihm hinzogen. Die Häuſer und Paläſte ringsumher verwirrten ſich vor ſeinen Blicken; er ſah ſtets den vor ſich, den er bewohnte, doch drängten ſich immer neue Gaſſen dazwiſchen, ehe er ihn erreichen konnte. Mit jedem Schritt ſchien der Weg ſich zu verlängern. Endlich hielt er mit Raſinski und Bernhard

vor dem Thor; ſie ſaßen ab und gingen die Stiegen hinauf. Erſchöpft legte er ſich im Traum in demſelben Zimmer, auf demſelben Bett zur Ruhe nieder, wo er eben wirklich ſchlief. Traum und Wirklichkeit begannen ſich verworren zu miſchen. Er hörte den Anruf einer Schildwacht von der Straße herauf und erwachte dadurch. Da aber ſein geöffnetes Auge dieſelben Bilder ſah, wie das ſchlummernde, nämlich das vom düſtern Glanz der Wachtfeuer matt beleuchtete Gemach; da ſein wachendes Ohr dieſelben Töne vernahm, wie ſein ſchlummerndes, ſo floß ihm in der Betäubung, die noch auf ſeinen Gliedern laſtete. Wahrheit und Schein untrennbar durcheinander. So ſah er, halb träumend, halb wachend, die Thür des Gemachs ſich langſam öffnen und eine ſchwarz gekleidete, verſchleierte Geſtalt, die eine düſter brennende Ampel in der Hand trug, eintreten. Sie ſchwankte geiſterhaft, langſam näher; jetzt ſtand ſie dicht an Ludwigs Lager ſtill und ſchlug mit der Rechten die Hülle zurück, welche das Antlitz verbarg; der Schimmer ihrer Leuchte fiel darauf. Es war Bianca, aber bleich und mit gramvollen Zügen. „Wo iſt Marie?“ fragte Ludwig das Traumbild; „und weshalb kommſt Du in Trauerkleidern, Geliebte? Ach, Du beweinſt wol auch meine Mutter!“ Mit ſchmerzlichem Verlangen ſtreckte er der Geliebten die Hand entgegen; ſtumm, bebend ſtand ſie vor ihm. Es ſchien, als wolle ſie ſich über ihn neigen; doch plötzlich bebte ſie zurück, hielt die Hand abwehrend, wie zum Zeichen, daß er ſie nicht berühren dürfe, vor ſich hin und bewegte langſam verneinend das edle Haupt.

„Du flieheſt ſchon wieder? Warum höhnt Ihr mich ſo, Ihr holden Traumbilder!“ ſprach Ludwig in dämmernder Verworrenheit des Traumes. „Zeigt Euch nicht, wenn Ihr ſtets vor mir entfliehen wollt.“ Er ſchauerte, wie durch

einen Nachtfroſt berührt, zuſammen und hüllte ſich tiefer in den Mantel.

Das Geſicht war verſchwunden. Doch aus der Dunkelheit der Nacht hörte der Träumende die Worte: „Fliehe, fliehe! Deinem Leben droht Gefahr unter dieſem Dache! Nimm dies zum Angedenken!“

Wie leiſe Geiſterberührung ſtreifte es über ſeine Wangen. Er erwachte; mühſam hob er die zurückgeſunkenen Augenlider empor. Doch alle Bilder ſeines Traumes lagen wie in Nebeldämmerung um ihn her. Bianca's Geſtalt verſchwand wie ein Schatten; der Feuerglanz an der Decke war trüb umnachtet; alle Gegenſtände, ſelbſt die beleuchteten Fenſter, ſchienen ihm von einem ſchwarzen Geſpinnſte bedeckt. Mühſam ſuchte er die noch ganz verſtörten Sinne zu ſammeln; da ſchallte ein Schuß aus dem Nebengemache in ſein Ohr. Dieſer kriegeriſche Ton riß ihn gewaltſam aus den Banden des Schlafes auf; er war munter, raffte ſich empor. Doch blieben ihm die Gegenſtände wie vom Rauche umnebelt, und jetzt war es nicht mehr Täuſchung des Traumes, ſondern ſein Auge mußte auf unbegreifliche Weiſe geblendet ſein. Da fühlte er wieder, wie zuvor im Halbſchlummer, ein ähnliches geiſterhaftes Berühren auf Stirn und Angeſicht, als ob ein zarter Flügel darüber hinſtreife. Wie durch Zauberkraft war plötzlich das düſtere Geſpinnſt verſchwunden, welches ihm Alles einzuhüllen ſchien, und er erblickte die Gegenſtände umher wieder in ihrer vollen Schärfe. Noch hatte er ſich von ſeinem Staunen nicht erholt, als er Raſinski's laute Stimme im Nebengemach vernahm, die ihn und Bernhard aufrief; er eilte daher in den Saal, der außer dem Feuerſchimmer von der Straße herauf durch eine Nachtlampe matt erhellt war. Raſinski trat ihm ſchon mit haſtigen Schritten entgegen, und faſt zu gleicher Zeit ſtürzten die durch den Schuß geweckten

Leute vom Vorſaale herein. „Licht! Mehr Licht!“ befahl Raſinski. Sie eilten, den Befehl zu erfüllen.

„Was gibt's? Was iſt geſchehen?“ fragte Ludwig.

„Wir ſind in unheimlicher Umgebung; haſt Du nichts geſehen?“

„Nicht das Mindeſte, jedoch —“

„Durch mein Zimmer ging ſo eben eine ſchwarze Geſtalt, allem Anſcheine nach ein Frauenzimmer,“ unterbrach ihn Raſinski.

„Wie?“ rief Ludwig außer ſich, als ob ein Blitzſtrahl ihn heiß und kalt zugleich durchzuckte, „eine ſchwarze, verſchleierte Geſtalt —“

„Ganz recht!“

„Und dieſe ſahſt Du wirklich? Es war kein Traumbild?“ rief Ludwig und ſtand wie verſteinert vor dem Freunde.

„Nein, beim Himmel, denn ich war ſo wach, wie in dieſem Augenblicke,“ entgegnete Raſinski, der noch zu ſehr mit ſeinem eigenen Erlebniß beſchäftigt war, als daß der Eindruck, den es auf Ludwig machte, ihm hätte auffallen können. „Vor fünf Minuten wußte ich freilich ſelbſt nicht, ob ich geträumt hatte, oder wirkliche Dinge ſah. Ich glaubte, ein leiſes Vorüberrauſchen an meinem Lager zu hören und erwachte, denn Du weißt, wie leicht mein Schlaf iſt. Da ſah ich es, wie einen Schatten über die Wand gleiten, und ein trüber Lichtſchimmer ſchien mir aus der offnen Saalthüre ins Gemach zu fallen. Doch glaubte ich, es ſei der Schein der Feuer von der Straße herauf, die mich täuſchten. Indeſſen war ich wach geworden und lag, noch über die Erſcheinung nachſinnend, auf meinem Lager. Eben hatte ich mich wieder eingehüllt und die Augen geſchloſſen, als ich daſſelbe leiſe Rauſchen wie zuvor höre. Ich fahre auf; da ſchwebt eine ſchwarze verſchleierte Geſtalt dicht an meinem Lager vorüber. „Wer da!“ ruf' ich ſie an; ſie ſchreckt ſichtlich zuſammen,

gibt mir jedoch keine Antwort, sondern eilt mit raschen Schritten durch's Gemach. „Antwort, oder ich schieße," rufe ich, und greife nach meinen Pistolen —"

„Allmächtiger Gott!" rief Ludwig, und fiel Rasinski unwillkürlich, als ob er den Schuß verhindern wollte, in den Arm, den dieser in der Lebhaftigkeit der Erzählung ausgestreckt hatte. „Du hast also auf sie geschossen?"

„Allerdings; und gleich darauf hörte ich den Ausruf einer weiblichen Stimme."

„Sie ist getroffen? Wo?"

Mit diesen Worten wollte Ludwig in das Gemach Rasinski's eilen; doch dieser, der erst jetzt die ganz außerordentliche Bewegung des Freundes wahrnahm, hielt ihn zurück und fuhr rasch fort: „Es war nur ein Ausruf des Schreckens. Gleich darnach klang es wie eine schnell geöffnete und ins Schloß geworfene Thür; ich hatte mich rasch emporgerafft und war auf die geheimnißvolle Erscheinung zugeeilt. Doch, sei es nun, daß mich der Blitz und Rauch des Schusses geblendet hatte, oder daß das Halbdunkel des Gemachs die Flucht des unbekannten Wesens begünstigte, sie war verschwunden, als ob sie in den Boden versunken wäre. Sogleich sprang ich daher in den Saal und rief Dich und die Leute auf. Hier hindurch kann sie nicht geflüchtet sein, denn sie hätte die Thür noch nicht erreichen können, so schnell war ich ihr gefolgt."

Während dieser Erzählung waren die Diener mit Licht eingetreten, und Rasinski eilte in sein Schlafzimmer, um dasselbe genau zu durchforschen. Ludwig begleitete ihn mit einem unaussprechlichen Gefühle. Doch das Zimmer war leer. Nur zwei Thüren befanden sich in demselben: die eine, welche nach dem Saale führte, die andere, durch welche man in die weiter fortlaufende Reihe der Gemächer gelangte. Diese

letztere aber war durch zwei Seſſel, die noch ganz ſo ſtanden wie am Abend zuvor, geſperrt; unmöglich konnte Jemand dort hinausgegangen ſein, ohne die Seſſel umzuſtürzen oder auf die Seite zu ſchieben. Die Diener betheuerten dagegen, daß Niemand durch die Saalthür in den Vorſaal gekommen ſei, indem ſie quer vor derſelben ihre Lagerſtätte aufgeſchlagen hatten, ſodaß man nur über ſie hinweg hinaus und hinein konnte. An der Stelle, wo Raſinski auf die Geſtalt geſchoſſen hatte, befand ſich keine Thür; es war diejenige Ecke der Rück- und Seitenwand des Cabinets, welche nicht an die Seite des Saals, ſondern an die der übrigen Gemächer ſtieß. Aufmerkſam beleuchtete Raſinski die Tapeten. „Da ſitzt mein Schuß!“ rief er und zeigte auf eine verletzte Stelle, wo die Kugel eingedrungen war und noch in der Mauer ſteckte. „Alſo habe ich mich nicht getäuſcht! Hier muß eine geheime Thür befindlich ſein.“ Neugierig traten die Leute umher; Ludwigs Herz ſchlug in ſehnſuchtsvoller Erwartung. Da fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß nun Alles Wahrheit ſein konnte, was er zu träumen geglaubt hatte. „Nimm dies zum Andenken!“ waren die Worte der Erſcheinung geweſen. Schnell ergriff er ein Licht und eilte in ſein Gemach zurück. Sein erſter Blick fiel auf das Ruhebett; er entdeckte nichts; doch als er ſich jetzt auch in den übrigen Theilen des Zimmers umſah, erblickte er am Boden in der Nähe des Fenſters ein weißes Tuch. Er hob es empor; es war ein Schleier. Wie das Gewebe leicht über ſeine Hand hinſtreifte, erkannte er plötzlich dieſelbe Empfindung wieder, die ihn zuvor ſo ſeltſam getroffen hatte; der Schleier mußte ſein Antlitz bedeckt haben. Er entfaltete ihn; das Ende war durch eine Art von Ring geſchlungen; haſtig ſtreifte er das Gewebe los, glänzendes Gold wurde ſichtbar, ein grüner Stein ſchimmerte ihm entgegen. „Gna-

denreicher Gott, iſt es möglich!“ rief er aus, und heiße Thränen ſtürzten ihm über das Antlitz. Er hielt daſſelbe Armband in den Händen, welches die Geliebte am Fuße des St. Bernhard verloren hatte; daſſelbe theure Kleinod, dem er es zuerſt verdankte, ihr in das holdſelige Antlitz zu blicken. Außer ſich wollte er eben zu Raſinski hinüberſtürzen, als er ein in den Falten des Schleiers feſtgeſtecktes Blatt bemerkte. Mit zitternder Haſt zog er die goldne Nadel, die es befeſtigte, heraus und entfaltete es. Unter gewaltſam hervordringenden Thränen las er die Worte: „Sie waren einſt mein Retter aus dringender Gefahr! Sie beſchirmten mich mit brüderlicher Treue. Wer vermag die wunderbaren Fügungen der Vorſehung zu bezeichnen, die uns damals zuſammenführten und trennten, und jetzt wieder nahe bringen und für ewig ſcheiden! — Doch die Minuten drängen. Verlaſſen Sie dieſes Haus, ſchnell, augenblicklich! Es droht Ihnen die äußerſte Gefahr! Der Schlund des Verderbens gähnt unter Ihren Füßen auf; der Boden, auf den Sie treten, iſt nur die leichte Decke eines furchtbaren Abgrundes. Ein Augenblick zu ſpät, und ſie bricht ein! — Mehr darf ich nicht enthüllen. — Ach, ſchon das gilt für ein ſchweres Verbrechen! Doch ein höheres Geſetz der Dankbarkeit gebot mir, es zu begehen. Die Zukunft iſt düſter verhüllt, die Wogen meines Lebens in Sturm gehoben. Welches auch mein Schickſal ſei, mit ſchweſterlicher Treue wird mein Herz das Andenken des edeln Freundes bewahren!

„Bianca.“

Ludwig ſtand, ſeiner Sinne kaum noch mächtig, und heftete das Auge auf das Blatt, als Raſinski eintrat. „Wo bleibſt Du?“ fragte er. „Wir haben eine Thür entdeckt, eben laſſe ich eine Axt holen, ſie zu öffnen, denn wir müſſen

nothwendig Licht in der Sache haben. Iſt aber Bernhard noch nicht zurückgekehrt? — — „Was haſt Du? Was iſt Dir?“ fragte er erſtaunt, als Ludwig bewegungslos vor ihm ſtand und ihm nur das Blatt hinreichte. Raſinski durchflog es mit raſchen Blicken. „Ich glaube, hier ſind höhere Mächte im Spiele,“ rief er aus, als er geleſen; „nie iſt mir ein wunderbareres Ereigniß begegnet. Aber Gefahr? Welche Gefahr droht uns? Wörtlich iſt doch die Stelle nicht zu verſtehen? Wir müſſen der Geheimnißvollen nachdringen. Komm und laß uns das Abenteuer gemeinſam wagen!“

Ludwig ließ ſich von Raſinski fortreißen. In ſeinem Zimmer fanden ſie ſchon die Reitknechte mit einer Art beſchäftigt, die entdeckte Thür zu öffnen. Nach wenigen Schlägen war es geſchehen. „Jetzt entſchloſſen, doch vorſichtig,“ ſprach Raſinski; er ergriff mit der Linken ein Licht, mit der Rechten ein Piſtol und ſchritt voran.

Man befand ſich in einem ſchmalen, niedrigen Corridor, der nur eben Breite und Höhe für einen einzigen Mann hatte. Es ſchien, als ſei derſelbe in der Mauer ſelbſt angebracht und laufe parallel mit dem breiten äußern Corridor; doch ſenkte er ſich merklich, ja an einigen Stellen faſt ſteil. „Mir deucht, es riecht hier ſo brandig und nach Schwefel,“ ſprach Raſinski, nachdem ſie etwa dreißig Schritte vorwärts gethan hatten. „Bemerkt Ihr nichts?“

„Freilich!“ erwiderte der Reitknecht. „Es muß hier nothwendig in der Nähe etwas glimmen.“

Sie gingen noch etwa zehn Schritte vor. Da drang ihnen ein dichter, ſchwefelichter Dampf entgegen, ſodaß das Licht plötzlich ganz blaureth brannte.

„Sollte die Warnung doch vielleicht wörtlich gemeint ſein?“

fragte Rasinski leise, indem er sich zu Ludwig umwandte. „Ich halte es für bedenklich, hier weiter vorzudringen!"

Ludwig, dessen Herz in der Hoffnung angstvoll schlug, die Spuren der Geliebten aufzufinden, erwiderte: „Noch dürfen wir uns gewiß weiter wagen, denn die Rückkehr ist uns ja nicht verschlossen. Ich will voran."

„Nein, es ist besser, daß ich der Vordere bin," erwiderte Rasinski; „Dich könnte der Eifer verleiten, die nothwendige Vorsicht zu versäumen."

Sie schritten abermals etwa zwanzig Schritte vorwärts; der schwefelichte Dampf wurde dichter und ließ sich kaum noch einathmen. Da fuhr ihnen plötzlich ein Windstoß entgegen, als ob eine Thür irgendwo geöffnet worden wäre, und im gleichen Augenblick erloschen die drei Lichte, die sie bei sich trugen. Unmittelbar darauf vernahmen sie einen dumpfen Knall, und das ganze Gebäude bebte erschüttert.

„Das war eine Mine!" rief Rasinski; „wir müssen zurück!"

Selbst Ludwig sah ein, daß ein weiteres Vordringen unmöglich sei. Man wandte daher um und suchte sich im Finstern zurückzutappen. Aber schon nach wenigen Augenblicken verhüllte ein entsetzlicher Qualm und eine erstickende Hitze den Raum um sie her, sodaß sie fast die Besinnung verloren. „Rasch vorwärts," rief Rasinski und trieb Ludwig an, während dieser auch die Begleiter drängte. Hastig stürzend, mit beklemmtem Athem, Tücher vor dem Mund haltend, suchten sie Rasinski's Zimmer zu gewinnen. Athemlos erreichten sie es endlich; doch war auch dieses schon ganz mit Rauch erfüllt. Rasinski sprang gegen das Fenster an und schlug mit dem umgekehrten Pistol die Scheiben ein, daß sie klirrend in die Straße stürzten. Durch dieses Mittel erhielt man Luft, und konnte einige frische Athemzüge thun.

Ludwig war durch die Saalthüre geeilt; allein kaum hatte er dieſelbe geöffnet, als ihm auch ſchon von dort Rauch und Dampf entgegenſchlug, der aus dem Boden zu quellen ſchien. Doch brannte die Lampe noch, und er konnte ſein Zimmer erreichen, um in aller Eile Waffen, Mantel und Mantelſack zu ergreifen. Bianca's Schleier, Armband und Tuch trug er ſchon auf der Bruſt. So eilte er wieder zu Raſinski zurück, der ihm aber ſchon auf dem Saale entgegentrat. Jetzt erſcholl durch die Stille der Nacht plötzlich von außen her der Ruf: „Feuer, Feuer!“ und faſt zu gleicher Zeit dröhnten die Trommelwirbel aus dem Bivouac unten herauf, und gellende Trompetenſtöße ſchmetterten darein. Haſtig ſtürzten Raſinski, Ludwig und die Reitknechte die großen Treppen hinunter auf die Gaſſe hinaus. In der Hausflur kam ihnen Bernhard in vollem Laufe von der Hinterſeite her entgegen.

„Gott ſei Dank, daß Ihr gerettet ſeid,“ rief dieſer, „ich fürchtete ſchon, zu ſpät zu kommen. Aber macht, daß Ihr das Freie erreicht, denn die Flammen ſchlagen ſchon von allen Seiten aus dem Erdgeſchoß und durch das Dach hinaus. Hier treibt der Teufel ſein Spiel!“

Schmerz und Seligkeit der Liebe, Beſtürzung, Staunen, Schrecken, dankbare Freude brachen in vollen Strömen zugleich in Ludwigs Herz ein; doch die mächtige Fluth der Ereigniſſe riß Alles in ihre fortbrauſenden Wogen hinein und gönnte der Bruſt nicht die Ruhe, ſich ſelbſt zu beſchauen und zu empfinden. Der Augenblick forderte die That; die betäubte Betrachtung wurde gewaltſam von den Gegenſtänden hinweggeriſſen, an die ſie ſich heften wollte.

Jetzt erſt konnte man die Gefahr überſehen. Eine ſchwarze undurchdringliche Wolke lag über dem Palaſt; nur einzelne roth züngelnde Blitze zuckten hindurch. Der Qualm drang

ſchon faſt aus allen Fenſtern des Hauſes hervor; er wirbelte aus dem Erdgeſchoß herauf, er quoll in dichten Strömen aus dem Dachſtuhle. Ein einziger Blick reichte hin, um die Überzeugung zu ſchöpfen, daß das Feuer angelegt, daß der Brandſtoff in allen Theilen des Gebäudes ausgebreitet und durch ein plötzliches Mittel überall zugleich in Flammen geſetzt ſein mußte. Welcher Art daſſelbe geweſen, darüber konnte Raſinski keinen Zweifel mehr hegen.

Mit grauſendem Erſtaunen erwartete man, wie das majeſtätiſche Schauſpiel ſich entwickeln werde. An Rettung war bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nicht zu denken. Man hatte genug zu thun gehabt, um ſo ſchleunig als möglich einige Vorräthe und die Pferde, welche in dem Hofe des Schloſſes untergebracht waren, zu retten.

Raſinski ließ ſeine Leute unter Waffen treten und überzählte, ob Jemand fehle. Sie waren alle zugegen.

„Noch iſt es faſt windſtill," ſprach er; „der Rauch zieht ein wenig abwärts; wenn die Flammen eben ſo gejagt werden, dürfen wir ohne Gefahr hier verweilen. Wo nicht, ſo ziehen wir uns nach der Gegend des Kremls. Einſtweilen wollen wir das Ereigniß dorthin melden."

Er rief Jaromir hervor und gab ihm den Auftrag, ſofort nach dem Kreml zu reiten und die Meldung bei dem Generaladjutanten des Kaiſers zu machen.

Jaromir ſprengte wie ein Pfeil davon.

Mit geſpannter Erwartung betrachteten die verſammelten Leute jetzt das in Dampf gehüllte Gebäude vor ihnen, jeden Augenblick gewärtig, daß die Flammen durch das Dach brechen ſollten. Da fiel unvermuthet ein heller Schein über den ganzen Palaſt, als wenn derſelbe durch eine plötzlich aufgehende Sonne beleuchtet würde. Verwundert ſah man ſich um; da ſtand der ganze Himmel in dunkelrothem Glanz,

als ob er über ein Feuermeer gewölbt sei. Rasinski sprengte die Gasse entlang bis zu der Gartenmauer, wo er einen freien Blick über den Horizont hatte. „Heiliger Gott!“ rief er entsetzt aus, als er hier ein zweites, großes Gebäude, das in der Nähe des Kremls liegen mußte, wahrnahm, aus dessen hohem, unförmlichem Dache eben die Flammen mit voller Gewalt herausschlugen, während eine schwarze Rauchwolke sich düster über die Sterne, die noch im Zenith glänzten, hinwegwälzte. „Das ist kein Zufall!“ rief er unwillkürlich aus; „hier werden furchtbare Rathschläge ausgeführt.“ Er wollte eben zurücksprengen, als ihm Bernhard mit der Nachricht entgegenkam, am Ende der Gasse brenne ein Magazin.

Jetzt sah Rasinski deutlich, worauf es abgesehen sei; nunmehr galt es, entschlossen zu handeln. „Woher kommt der Wind?“ fragte er und sah sich rings um. — „Ich glaube aus Südwest!“ erwiderte Bernhard. „Richtig! Doch er scheint unstät! Indessen wollen wir uns einstweilen zurückziehen, es könnte uns sonst der Weg abgeschnitten werden.“

Von der Flucht Rasinski's aus dem geheimen Gange bis zu diesem Augenblicke waren kaum zehn Minuten verflossen. Bis dahin hatte man in der Stadt auch noch keinen Lärmen gehört, sondern die Ausbrüche des Feuers schienen von den übrigen Bivouacs noch nicht bemerkt worden zu sein, und es herrschte während des furchtbar-schönen Schauspiels die schauerliche Stille der Nacht. Jetzt aber hörte man aus der Ferne von allen Seiten die Trommeln rühren, und Signalhörner und Trompeten schmettern. Es entstand ein Getümmel, als ob ein großes Lager überfallen werde. Die Cavalerie saß auf, die Infanterie griff zu den Waffen und trat an. Noch wußte man nicht, ob man nur ein entsetzliches Element, oder vielleicht auch einen verborgenen Feind,

der unter dem Schutze desſelben ſeinen Angriff machen wolle, zu bekämpfen habe. Die Ungewißheit vermehrte daher den erſten Schrecken. Indeſſen gingen von allen Seiten die hohen Gebäude in Flammen auf; der Wind wurde ſtärker und jagte das Feuer wie ein fluthendes Meer über die Stadt hin. Bald war man in ein düſteres Dunkel undurchdringlichen Rauchs gehüllt, der, in die engen Gaſſen zuſammengepreßt, nicht ſogleich einen Ausweg fand; bald leuchtete es ringsumher wie am hellen Tage, und in allen Waffen glänzte der Widerſchein der Flammen, als wären ſie in friſches Feindesblut getaucht.

Raſinski gewann mit den Seinigen eine Straße, wo noch keine Feuersbrunſt ausgebrochen war. Die Höhe der Häuſer von beiden Seiten hinderte auch den Widerſchein der entfernter brennenden Gebäude ſo blendend einzufallen, wie zuvor bisweilen; man befand ſich in einem dämmernden Halbdunkel, doch war der Himmel durch ziehende Rauchwolken und Funkenſtröme bedeckt. Das Ende der Gaſſe ſtieß auf eine Brücke, welche jedoch für den Augenblick durch die Artillerie geſperrt war, die ihren eiligen Rückzug nahm, um die Munitionswagen und Protzkaſten, die man unvorſichtigerweiſe in der Stadt aufgefahren hatte, zu retten. Raſinski mußte daher mit den Seinigen hier halten, bis die Bahn frei wurde.

„Seht Ihr, Freunde," ſprach Raſinski zu Bernhard und Ludwig, „meine Ahnungen werden wahr! Jetzt ſehe ich dem Unheil kein Ende. Ich wünſchte, Jaromir ſtieße wieder zu uns," ſprach er nach einiger Zeit; „am Ende findet er uns nicht auf."

„Ich will ihn aufſuchen," rief Bernhard lebhaft, und Ludwig war ebenfalls ſogleich dazu bereit.

„Das würde ihm nichts helfen und ich wäre nur auch

Euretwegen in Beſorgniß. Du haſt uns ſo geſtern Abend Sorge genug durch Dein Verſchwinden gemacht, Bernhard. Wo ſteckteſt Du denn?"

„Im Garten ging ich auf und ab! Es wäre mir unmöglich geweſen zu ſchlafen. Überdies habe ich daſelbſt eine Entdeckung gemacht, die uns zwar jetzt ſchwerlich noch etwas helfen kann, aber doch wol mit den Feuersbrünſten im Zuſammenhange ſtehe."

Man horchte auf, vorzüglich war Ludwig geſpannt.

„Ich wollte eben ins Schloß zurückkehren," fuhr Bernhard fort, „denn es hatte bereits Mitternacht geſchlagen; als ich aber den großen Laubgang hinuntergehe, der auf das Portal zuführt, ſehe ich plötzlich aus dem Seitengebüſch einen Lichtſchimmer durch das Laub fallen. Es war eine Geſtalt im Mantel mit einer Laterne. Im erſten Augenblicke glaubte ich, man ſuche mich auf, doch hielt ich es für gut, mich hinter einer dicken Kaſtanie zu verbergen, bis ich wußte, wer mir nahe komme; denn ich hatte im Schloſſe ſchon am Tage gewiſſe Entdeckungen gemacht."

„Ich weiß das," unterbrach Raſinski.

„So lauerte ich denn auf dem Anſtande und ſahe, daß der Geſtalt mit der Laterne einige andere folgten. Sie bogen aus dem Seitenpfad in den Hauptgang ein und kamen gerade auf mich zu. Es waren ihrer zehn. Ein Kerl mit der Blendlaterne ging voran; dann folgte ein Mann, dicht in einen Mantel gewickelt, der eine ſchwarz verſchleierte Dame führte."

Ludwig ſeufzte aus tiefer Bruſt auf, ſprach aber kein Wort.

„Die Übrigen ſchienen Diener zu ſein; es waren auch zwei Weibsbilder dabei, die Eine jung und zierlich, die Andere aber, groß, abenteuerlich gekleidet, glich in Tracht und Hal-

tung der wüthenden Frau, die wir auf der Mauer des Kreml gesehen hatten; ich möchte schwören, sie wäre es selbst gewesen, wenn ich mehr von ihr gesehen hätte, als ein flüchtiger Schimmer der Blendlaterne, der über sie hinstreifte, während der Führer sich einmal nach seiner Gesellschaft umsah, wahrnehmen ließ. Die letzten vier Kerle trugen etwas auf den Schultern, das ich nicht zu erkennen vermochte; ich würde es für einen eingewickelten Leichnam gehalten haben. Ich stand unschlüssig, ob ich dem verdächtigen Zug in den Weg treten sollte; indessen muß ich gestehen, es waren mir doch zu Viele, zumal da ich keine Pistolen bei mir hatte; auch dachte ich, es sind am Ende doch wol friedliche Leute, die sich bei Nacht vor uns flüchten und froh sind, wenn wir sie nicht aufhalten. So ließ ich sie denn ziehen, und als sie vorbei waren, nahm ich meinen Weg nach dem Schlosse zurück. Auf halbem Wege roch es mir schon so nach Pech und Schwefel. Hm! dachte ich, sollte dies schwarze Gesindel zu Satans Bande gehört haben? Die Witterung wurde immer ärger. Plötzlich schütterte die Erde unter mir, und es scholl wie ein dumpfer, ferner Fall durch die stille Nacht. Jetzt schoß mir's auf! Ich eile wie der Wind durch den Park nach dem Schlosse. Endlich bin ich aus dem Buschwerke heraus und sehe die Gebäude vor mir, zugleich aber auch den Rauch, der von allen Seiten herausquillt, und rothe Flammen, die aus den Kellerlöchern hervorlecken wie Drachenzungen. Ich will hinauf, Euch zu wecken, da kommt Ihr mir die Treppe herab entgegen. Euch muß der Rauch geweckt haben."

„O Bernhard," begann Ludwig, „uns war eine wunderbare Hülfe nahe. Ich —"

„Vorwärts!" rief Rasinski und unterbrach Ludwigs Erzählung, denn eben wurde die Passage frei, und man mußte eilen, daß sie nicht zum zweiten Male abgeschnitten wurde.

Auf der Brücke angelangt, ſah man wieder freier um ſich. Das Feuer brannte von der Weſtſeite herauf. Der Widerſchein ſpiegelte ſich prächtig in dem düſtern Fluß.

„Der Wind dreht ſich!“ ſprach Raſinski und ſah nach dem Zuge des Rauchs und der Flammen. „Seht, wie die Funkengarben nach dem Kreml hinüberſprühen! — Wir werden unſere Richtung ändern müſſen!“

Ein Adjutant ſprengte in Galopp heran und rief mit lauter Stimme: „Die Cavalerie und Artillerie ſoll ſich vor das Thor auf die Straße nach Petersburg ziehen.“ Hierauf wandte er ſein Pferd, vermuthlich um den Befehl irgend einer andern Truppenabtheilung, die er in den Gaſſen der Stadt umherirrend antreffen würde, zu überbringen.

„Gut, ſo kennen wir wenigſtens unſere Beſtimmung,“ ſprach Raſinski; „ich geſtehe, ich wußte nicht, wie ich in dieſem außerordentlichen Falle handeln ſollte.“

Sie ſchlugen eine Straße ein, welche nach der angegebenen Richtung führte. Bald aber ſahen ſie ſich in einem dichten Gedränge und Getümmel, denn Infanteriecolonnen, mit den bärtigen Sappeurs an der Spitze, kamen ihnen im Sturmſchritt entgegen, weil ſie befehligt waren, dem Brande Einhalt zu thun. „Platz! Platz!“ ſchrie der Führer und drängte mit den Leuten vorwärts. So konnte die Cavalerie, auf die rechte Seite der Straße gedrängt, nur Schritt vor Schritt vorrücken. Indeſſen wuchſen in ihrem Rücken die Flammen; der Rauch wälzte ſich, ein Gemiſch glühender und ſchwarzer Wolken, hoch über die Thürme und Paläſte hin und verbarg den Himmel und ſeine Geſtirne.

Doch waren die Straßen nicht verdunkelt, ſondern Häuſer und Boden glühten, wie von Fackeln der Furien beleuchtet, im blutrothen Widerſchein.

Der Sturm, durch das Flammenmeer gelockt, warf ſich

heulend, mit grimmiger Luſt auf die wogende Fluth, riß ſie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Aſche vor ſich hin, die in einem dichten Regen herabſtrömten.

Das ungeheure Ereigniß ſtellte ſich mit rieſenhafter Majeſtät vor den Menſchen in ſeiner Ohnmacht hin.

Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Bruſt ging unter in dem eiskalten Anhauch eines ſtarren Grauſens, das mitten aus dem Gluthmeer hervorbrach und ſich in das Herz, auch des Kühnſten, ergoß. Die Stunde des Weltgerichts ſchien angebrochen, das flammende Verhängniß ereilte Völker und Throne; nicht Wälle, nicht Mauern von Erz hätten dem Verderben mehr gewehrt. Wem jetzt das Loos gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stroms und riſſen ihn brauſend fort in das Meer der Vernichtung, und begruben ihn in Nacht, Staub und Aſche!

Sechstes Capitel.

Jaromir war mit verhängtem Zügel durch die noch finſtern Gaſſen dem Thore des Kremls zugeſprengt. Ein eignes Grauen beſchlich ſeine Bruſt, als er allein durch die öde Stadt jagte. Noch hätte er keine zweite Feuersbrunſt entdeckt, noch ſchlug keine Flamme aus dem Giebel fernerer Dächer empor, um die Nacht zu erleuchten. Dennoch hatte er eine dunkle Ahnung der Wahrheit, und die ſchwarzen Steinmaſſen der Stadt erſchienen ihm wie ein erſtarrtes, ausgebranntes, ſchroff geborſtenes Lavameer, das plötzlich

seine unterirdischen Schlünde aufreiße, um den ungebändigten Feuerströmen die Bahn zu öffnen. Er mußte durch eine enge, gewundene Gasse reiten, deren hohe Häuser ihm die Aussicht in die Ferne eine Zeit lang versperrten. Als er wieder einen freien Raum erreichte, sah er bereits an drei Stellen zugleich röthlichen Rauch aufsteigen, und plötzlich zuckte eine flackernde Helle durch die Nacht. Es waren die ersten Flammen, welche die Dächer des Bazars durchbrachen. Bald röthete sich der Himmel an mehrern Orten, und noch bevor er den Kreml erreicht hatte, hörte er schon die Trommeln der Wachen daselbst. Adjutanten sprengten ihm entgegen; er rief sie an, um zu fragen, wohin er seine Meldung machen könne. „Es ist schon Alles in Ordnung," lautete die Antwort. „Der Kaiser ist benachrichtigt, der Marschall Mortier schon in voller Thätigkeit. Wir haben allen berittenen Truppentheilen und der Artillerie den Befehl zu bringen, schnell die Stadt zu verlassen. Dagegen sollen Sappeurs, Mineurs und Infanterie sich sammeln, um löschen zu helfen. Alle Meldungen gehen an den Marschall Mortier."

Jaromir sah ein, daß er jetzt nichts Besseres thun könne als zurückreiten, um Rasinski diese Bestimmungen mitzutheilen. Er that es im gestreckten Galopp; doch theils weil er nicht genau Bescheid wußte, theils weil die seltsame Beleuchtung ihn täuschte, und endlich weil eine ausrückende Colonne Artillerie, die eine Querstraße sperrte und ihn so zu einem andern Wege zwang, als der, den er gekommen war, verirrte er sich und konnte sich aus einem Gewinde kleiner, sich kreuzender Gassen gar nicht zurechtfinden, weil sie immer an andern Punkten ausliefen, als wohin ihn die Richtung, nach der er sie wählte, zu leiten schien. Endlich erreichte er einen freien Raum, der schon fast tageshell von Flammen

beleuchtet war, und glaubte nun sich links wenden zu müssen. Da erst erkannte er, daß er sich dicht bei seinem Bivouacsplatz befand, aber von einer andern Seite auf denselben zurückgekehrt war, wodurch die Gegenstände ihm im ersten Augenblicke halb bekannt und doch fremd erschienen. Das brennende Gebäude zu seiner Rechten war eben das, in welchem Rasinski gewohnt hatte; die Flammen schlugen schon über den Giebel hinaus, und der Rauch wirbelte in einem breiten Strom über die gegenüberstehenden Giebel und Häuser hin, sodaß er die Aussicht nach der Seite fast ganz verdeckte. Von Truppen war nichts mehr zu bemerken, doch sah Jaromir aus den noch brennenden Bivouacsfeuern, daß der Abmarsch sehr eilig gewesen sein mußte. Sie werden den Befehl, den du bringen solltest, bereits anderweitig erhalten haben, dachte Jaromir, war aber unschlüssig, wohin er selbst sich nunmehr wenden sollte, um die Freunde rasch aufzufinden. Die düstere Stimmung, in der er sich befand, war durch das wichtige Ereigniß für den Augenblick einigermaßen abgeleitet worden; jetzt aber, die da Feuersbrünste sich vervielfältigten, und die Flammen vielleicht schon von zwanzig verschiedenen Orten leuchteten, überkam ihn plötzlich eine dunkle Unruhe um [illegible]etten. Wird sie gewarnt, geweckt sein? Wird sie wissen, [illegible] sie sich wenden soll in einer so rauhen Nacht des Schreckens. Und wenn sie aufgestört wird von dem tobenden Lärm, wohin wird die Einsame, Verlassene flüchten? In vielen Stadttheilen, wo keine Truppen lagen, oder wo das Übermaß der Müdigkeit Alles in festen Schlaf gestreckt hatte, war es noch nicht einmal unruhig geworden, sondern das Verderben brach während der Ruhe des Schlummers herein. Wie, wenn sie in ihrem nach dem Gartenhaus abgelegenen Gemach den Trommelschlag nicht hörte, wenn das Feuer auch diesen Palast ergriff, wenn sie entsetzlich aufgestört —

Er durfte nicht weiter denken; sein Entschluß war gefaßt, zu der Geliebten zu eilen, sie zu wecken, zu warnen, zu beschützen. Indem theilte der Sturm die breiten Wolkenzüge des Dampfes, die sich bis jetzt nach der Gegend, wo Alisette wohnte, gewälzt und sie dem Auge entzogen hatten. Da sah er rothe Flammenspitzen über die Bäume des Gartens emporzucken; der Palast mußte schon brennen, wo sie wohnte. Eine ungeheure Angst überfiel ihn. Er sprengte nach der Gartenpforte; sie war zu eng, um hindurchzureiten. Rasch warf er sich vom Pferd und öffnete das Pförtchen. Jetzt sah er es deutlich, daß der Palast schon in Flammen stand, obwol dieselben noch nicht ganz ausgebrochen waren. Ohne sich um sein Roß zu kümmern, eilte er im vollen Lauf durch die Gebüsche, um die große Allee zu gewinnen, welche mitten durch den Park führte. „Welch eine Fügung des Himmels, die Dir diesen geheimen Pfad gezeigt hat, auf dem Du jetzt das theure, holde Wesen retten kannst!" — Athemlos erreichte er das Ende des Gartens. Der Palast stand still, einsam vor ihm; Niemand in seinen weitläufigen Räumen schien erwacht zu sein, Niemand die Nähe der Gefahr zu ahnen. Entweder die Bewohner waren schon geflüchtet und gerettet, oder der Schlaf hielt sie noch in dichten Banden und überlieferte die gefesselten, betäubten Opfer stumm dem Verderben. Noch stand das Gebäude nicht in hellen Flammen; aber sie leckten doch schon mit züngelnden Spitzen aus den Öffnungen des Daches und des Erdgeschosses und blitzten durch die schweren, langsam wogenden Dampfmassen, welche sich auf den Zinnen lagerten und das Gemäuer wie ein düsterer Trauerschleier umwallten. Der ganze innere Raum des Gebäudes schien mit Gluth und Rauch so gefüllt, als bedürfe es nur noch eines Hauchs, um die Flammen übermächtig nach allen Seiten hinaus-

zu speien und das Ganze mit ihren brausenden Wogen zu überfluthen.

Ohne sich zu bedenken, doch mit angstvoll um die Geliebte pochendem Herzen drang Jaromir in diesen Krater des Todes ein, stürzte die Treppe hinan und stand jetzt vor der Thür ihres Gemachs. Sie war verschlossen. Er pochte, man antwortete nicht. Alisette konnte in einem Nebengemach schlafen und ihn nicht hören; mit einem starken Fußstoß sprengte er daher die Thür auf und stand im Gemach.

„Alisette!" rief er, „Alisette! Wo bist Du?"

Alles blieb still. War sie schon geflüchtet, oder mußte er sie in einem andern Gemach aufsuchen? — Beim Schein des Feuers, der, durch die hohen Bäume vor den Fenstern verdunkelt, nur matt hereinfiel, suchte und fand er die Thür des Nebenzimmers. Er ging hinein; auch hier war Alles still, doch brannte eine Lampe auf einem Tische in der Ecke. Diese ergriff er und schritt weiter. Es war hier weder von Rauch etwas zu spüren, noch fiel der Schein der Flammen hell genug herein, um Jemand zu erwecken; auch war Alles todtenstill, und von dem mehr und mehr wachsenden Lärmen auf der Straße vernahm man hier nichts. Jaromirs Vermuthung, daß Alisette noch schlummern möge, wurde ihm fast zur Gewißheit; hastig warf er daher seine Blicke durch das Gemach, und schritt, da er keine Spur, daß dasselbe bewohnt sein möchte, erblickte, hindurch. Er öffnete die Thür des zweiten Zimmers und lauschte hinein. Hier sah er ein Bett mit zugezogenen seidnen Vorhängen stehen. Ein heiliger Schauer durchzuckte ihn. „Alisette! Alisette!" rief er.

„Wer ist da?" antwortete ihre Stimme mit ängstlichem Ton.

„Alisette, ich komme, Dich zu retten, das Schloß steht

in Flammen!" Mit diesen Worten eilte er auf das Bett zu, woher ihre Stimme tönte, um die Geliebte in seinen Armen aus dem Palast zu tragen. „Zurück, zurück!" rief sie ihm zu, indem sie die Vorhänge mit der einen Hand zusammenhielt, und ihm mit der andern winkte, sich zu entfernen. „Um des Himmels willen zurück!" Jaromir glaubte, ein Gefühl der Verschämung gebe ihr diese Angst. Doch es blieb ihm nicht Zeit, dasselbe zu bekämpfen, denn eine männliche Stimme rief: „Zum Teufel, was gibt's denn?"

Jaromir erstarrte. Alisette stieß einen lauten Schrei aus. Im gleichen Augenblicke sprang ein Mann von dem Lager auf.

„Wer bricht hier herein?" fragte er mit entschlossener Stimme; doch ehe Jaromir antworten konnte, war auch Alisette aufgesprungen, hatte sich ihm zu Füßen geworfen, umklammerte seine Kniee und rief: „Verdamme mich nicht, ich bin schuldlos!"

Jaromir stand betäubt, entsetzt, vernichtet. Er sah so viele Schreckensgestalten des Unheils zugleich auf sich einstürzen, daß sein Blick sie nicht mehr unterschied. Er warf die Lampe von sich, und indem er sich die Hände verhüllend vor die Stirn legte, rief er aus: „O, ich Elender!"

Alisette hatte seine Kniee mit beiden Armen krampfhaft umschlungen. Das aufgelöste Haar wallte ihr über die entblößten Schultern und den hervorquellenden Busen. „Ich stehe nicht eher auf, bis Du mir vergeben hast!" rief sie, und drückte das Angesicht gegen den Boden. „Und willst Du nicht, so zertritt mich; ich will zu Deinen Füßen sterben."

Jaromir hörte und sah nicht.

Eine rauhe Hand faßte ihn jetzt beim Arm und rüttelte ihn heftig.

„Ich fordere eine Erklärung, Herr Graf, mit welchem Rechte Sie sich unterfangen, hier einzudringen.“

Jaromir sah sich halb bewußtlos um. Eben brach draußen eine rothe Flammenwoge durch das Dach eines unfern stehenden Gebäudes, sodaß das Gemach röthlich beleuchtet wurde. Bei diesem Schimmer erkannte er den Obrist Regnard, der im rasch übergeworfenen Mantel vor ihm stand.

Erstaunt fuhr dieser zurück; Alisette, die sich eben aufrichten wollte, schrie laut auf und sank halb ohnmächtig wieder auf den Boden. Jaromir war so betäubt, daß er die Frage des Obristen nicht sogleich fassen konnte. In diesem hatte der unvermuthete Schreck mit dem Zorn zu kämpfen; so blieb es einige Secunden todesstill.

„Teufel! Ich frage, was Ihr Eindringen hier bedeuten soll!“ rief der Obrist, jetzt wüthend ausbrechend; „antworten Sie, wenn Sie ein Mann von Ehre sind.“

Regnard glaubte die Gefahr nicht nahe, und über die benachbarte Feuersbrunst hatte er sich mit dem Muth eines alten Soldaten sogleich wieder gefaßt.

Alisette war jetzt angstvoll aufgesprungen. Sie warf sich zwischen Jaromir und den Obristen und rief, indem sie die Hände rang: „Um des Himmels willen, laßt uns flüchten, flüchten! Ich will ja Alles bekennen und gestehen!“

Doch mit entsetzlich ausbrechendem Zorn faßte Jaromir den nackten Arm der Flehenden, schüttelte sie, wie der Löwe ein Reh packt, und rief: „Bekenne, Elende! Hast Du Lodoiska verläumdet?“

„Vergebung! Gnade!“ wimmerte die Entsetzte und wollte vor ihm auf die Kniee sinken. Doch Jaromir schleuderte sie grimmig hinweg, daß sie auf das Lager niederstürzte und rief: „Lügenzüngige Natter! Fliehe, damit ich nicht an Dir zum Mörder werde!“

Regnard fiel ihm in den Arm, doch die überlegene Jugendkraft Jaromirs stieß auch ihn zurück: „Wir treffen uns noch; jetzt retten Sie sich, denn der Palast brennt.“

Ein dumpfer Donnerschlag, der aus der Tiefe des Bodens heraufklang, verschlang die letzten Worte. Der Palast bebte, die Fenster sprangen klirrend entzwei, Steine stürzten von der erschütterten, geborstenen Decke herab.

„Hölle und Teufel! Was ist das?“ fuhr Regnard auf.

„Allbarmherziger Gott,“ schrie Alisette und rang die Hände.

„Von Dir weiß die Barmherzigkeit nichts,“ rief Jaromir ihr mit dumpfer Stimme und drohend gehobener Hand zu. „Diese Gewölbe stürzen ein über Deinen Freveln, und Dich verschlingen die Flammen der Hölle.“

„Gnade! Erbarmen! Rettet mich!“ jammerte die Unglückselige und schwankte auf Jaromir zu; aber sie vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten, sondern fiel betäubt, regungslos auf den Boden nieder.

„Wir dürfen sie nicht umkommen lassen,“ sprach Regnard entschlossen; „helfen Sie mir sie hinabtragen.“ Er suchte sie emporzuheben; Jaromir stand wie eine eherne Bildsäule und starrte das reizende Bild der Ohnmächtigen an. Indem öffnete sich die angelehnte Thür des Nebengemachs, und das Pflegekind Alisettens, die kleine dreijährige Tochter ihrer Schwester, kam herein und stammelte weinend: „Ich fürchte mich so!“

Beim Anblick dieses hülflosen Wesens kehrte das Bewußtsein in Jaromirs Brust zurück, und mit ihm sein weiches Mitgefühl.

Eine tiefe Scham befiel ihn. „Nein! Du sollst nicht umkommen, kleines, holdes Wesen,“ sprach er sanft, „Du nicht und auch nicht diese Verbrecherin.“ Er nahm das

Kind in seine Arme und hüllte es in einen Shawl Alisettens ein. Dieser hatte Regnard bereits einen Mantel übergeworfen, doch vermochte er nicht sie emporzuheben, weil seine Wunde ihn noch hinderte. Jaromir reichte ihm das Kind und sprach: „Nehmen Sie die Kleine!" Dann ergriff er Alisetten, hob sie mit rüstiger Jugendkraft empor und schritt nach der Thür zu. „Mir nach! den Garten können wir noch erreichen," sprach er. Regnard folgte ihm.

Schon drang dichter Dampf und Schwefelgeruch in die Gemächer ein; doch leuchtete die Flamme von Außen her so hell, daß man den Weg nicht verfehlen konnte. Die kleine Treppe, die zum Garten führte, war ganz in Rauch gehüllt, und die Flammen schlugen schon hell von unten herauf. Ohne Zaudern warf sich Jaromir hinein; in drei Sprüngen war er unten, und erreichte mitten durch die Flamme das Freie. Regnard war ihm eben so entschlossen gefolgt. Athemlos, mit versengtem Haar, gewannen sie einen sichern Platz im Garten. Dort setzten sie die Bürden nieder und schöpften Athem.

„Wir sind in Sicherheit," sprach Jaromir mit stumpfem Ton erstarrter Gleichgültigkeit; „durch die Gartenmauer führt eine Pforte, wenn das Thor des Palastes schon in Flammen stehen sollte. Was uns anbelangt, Herr Obrist, so werden wir uns wol wiedersehen!"

Regnard erwiderte nichts. Er ahnete jetzt den Zusammenhang und fühlte, daß er von dem Unglücklichen keine Erklärungen zu fordern hatte. Dieser aber schritt hastig durch den Garten, um sich zu Pferd zu werfen und die Seinigen aufzusuchen.

Der treue Rappe stand, obwol er nicht angebunden war, geduldig an der Pforte des Gartens und schien seinen Herrn zu erwarten. Jaromir schwang sich hinauf und sprengte mit verhängtem Zügel durch die Gassen.

Von allen Seiten ſtanden ſchon die Gebäude in Flammen; die Nacht war heller als der Tag. Nur wo der verfangene Rauch und Qualm, oder der dichte Aſchenregen die Luft verdunkelten, war es finſter. Die brennenden Straßen ſchienen ausgeſtorben; Alles war geflüchtet. Die Rettungsmittel wandte man nur an, um die noch unverſehrten Theile zu ſchützen, denn wo einmal das Feuer loderte, war jeder Kampf mit dem übermächtigen Element vergeblich. Die Flamme kniſterte ringsumher; es ſchien Jaromir, als ſeien es die Furien der Hölle, die ihn verfolgten. Sein Roß wurde durch den Sporn und die Angſt zugleich getrieben; es flog wie ein Pfeil mit ihm dahin. Doch der Betäubte ſuchte keinen Ausweg, er führte die Zügel nicht, er achtete auf kein Zeichen, nicht auf die Richtung des Windes; dem Pferde bewußtlos die freie Wahl laſſend, gerieth er immer tiefer in das labyrinthiſche Gewinde der brennenden Gaſſen hinein. Erſt als das ſcheue Thier ſich plötzlich wie in einer Flammenhöhle ſah, und ſtutzte und umwenden wollte, und wieder ſtutzte, indem es ſich ſcheu aufbäumte und geängſtigt die Funken und Feuerflocken aus den Mähnen zu ſchütteln ſuchte, da ſahe er, wohin er gerathen war. Die durchglühte Luft war kaum noch zu athmen; das Auge brannte und ſchloß ſich geblendet, ein durchbohrender Schmerz zuckte durch das Gehirn. „Alſo hier ſoll ich enden? — Sind es die Flammen der Hölle, die meinen Frevel ſo ſchnell beſtrafen?“

Das Leben war ihm verhaßt; doch die Natur wehrte ſich gegen dieſe qualvolle Vernichtung. Gewaltſam riß er die geblendeten Augen auf und ſtarrte in das praſſelnde Feuermeer, ob ſich nirgend ein Ausweg aufthue. Ein Windſtoß fuhr brauſend durch die Flammen, drückte ſie mächtig herab und ſpaltete ſie dann, die glühende Mauer gewaltſam

mit seinem Strom durchbrechend. Jaromir sprengte in die offene Kluft hinein; einen Augenblick lang theilten sich die Feuerwogen weit hin, sodaß der Blick bis zu dem Punkte, wo die Rettung winkte, hindurchdringen konnte. Doch schon schlugen die Wellen wieder über seinem Haupte zusammen; plötzlich donnerte und krachte es furchtbar über ihm; ein Dachstuhl stürzte ein, glühende Balken und Steine prasselten herab, Jaromirs Pferd, von einem mächtigen Quader im Kreuz getroffen, brach unter ihm zusammen. Betäubt lag er am Boden; doch raffte er sich wieder auf und drang zu Fuß vorwärts. Schon gab er sich verloren; fast mit geschlossenen Augen, weil sie die Gluth nicht mehr ertragen konnten, drang er vorwärts, der Gegend zu, wo er einen Augenblick lang freie Räume gesehen hatte. Da traf plötzlich in dieser Flammenöde eine ernste männliche Stimme sein Ohr: „Wißt Ihr uns den Ausweg aus den brennenden Gassen zu zeigen?" rief es ihn von den Seite her an.

Freudig durchschauert, nur einen Todesgefährten aufgefunden zu haben, wandte er sich nach der Seite, woher der Ruf kam. Doch von Ehrfurcht und Schrecken gefesselt, blieb er erstarrt stehen, als er den Kaiser, der mit einigen Begleitern aus einer engen, gewundenen Seitengasse kam, vor sich sah. „Wie? Er selbst? Er, an dessen Haupt das Verhängniß Aller hängt, hier in diesem brandenden Feuermeer, wo nirgend mehr ein Rettungsweg zu entdecken ist? Nein, er kann so nicht verloren sein!" Dieses lebendig prophetische Bewußtsein gab ihm Kraft und Besinnung wieder. An der ruhigen Entschlossenheit des unerschütterlichen Mannes, der ihn mit denselben unveränderten Zügen, wie er im Sturm der Schlacht das Steuer lenkte, anblickte, richtete sich sein eigner Muth empor. Er wuchs ihm durch einen Blick auf die verstörten Begleiter und Führer des Feldherrn,

die, vom Entsetzen verwirrt, in den wogenden Flammen die alten Spuren der Straßen nicht mehr aufzufinden vermochten. Mächtig durchdrang ihn das Gefühl, daß sein kleines Dasein diesem unermeßlich großen gegenüber nichts gelte und darum betäubte es ihn nicht mehr, daß es von tausend Schmerzen zerrissen und jetzt von unrettbarem Verderben bedroht war. Ehre und Männerpflicht richteten sich edel in ihm auf.

„Wißt Ihr keinen Ausweg?" erneuerte der Kaiser die Frage. „Ja, ich hoffe es," antwortete Jaromir fest; „doch der Weg geht durch die lodernden Flammen dort."

„Gut denn! Wir haben nicht Zeit uns zu besinnen," erwiderte der Kaiser und schritt dahin, wo Jaromirs Hand deutete. Dieser eilte voran, stolz entschlossen, sich mitten in die Gluth zu werfen. Doch als trügen die empörten Elemente eine heilige Scheu, den Gewaltigen anzutasten, so erhob sich jetzo der Sturmwind stärker als zuvor und brach eine Gasse durch die Flammen. Jaromir stürzte voran; der Weg ging durch Aschen- und Feuerregen über qualmende Trümmer hinweg. Man athmete Gluth; das Auge brannte bis ins Gehirn, Lippe und Zunge verdorrten. Da wehte ein frischerer Lufthauch kühlend über Jaromirs glühendes Angesicht. Das Freie war erreicht; die Rettung gewonnen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Dritter Band.

---

1 8 4 2.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1 8 4 3.

1812.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Universitäts
München
Bibliothek

A D
BIB. UNIV.
MONAC.

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Der September hatte mit einem ungetrübt heitern Himmel begonnen; die Tage zogen still, sonnig, mild erwärmt vorüber. Zwar fing das Laub schon an, sich zu färben, oder gar zu fallen; doch waren die Fluren noch in ein saftiges Grün gekleidet, das sich mit den schönfarbigen Herbstblumen schmückte. Die Gräfin, Lodoiska und Marie hatten in dieser Hinsicht die angenehmste Reise gehabt; was der Landschaft mangelte, ersetzte der Reiz der Jahreszeit, die in ihrer heitern Stille, mit jenem leisen Anflug von Wehmuth, den der herbstliche Anblick der Natur erregt, sich der trüben Stimmung der Seele, in der sich besonders die beiden jungen Mädchen befanden, gewissermaßen mit Freundestheilnahme anschloß.

Der Palast der Gräfin war, obgleich die Einrichtung desselben einer glänzenden Lebensweise entsprach, doch jetzt ein stiller, heimischer Aufenthalt, wie ihn Frauen, die in Zurückgezogenheit leben wollten, nur irgend wünschen mochten. Sie hatten die untern Zimmer des linken Seitenflügels bezogen, der gegen den Garten hinaus und zum Theil schon in demselben lag. Die Glasthür des gemeinschaftlichen Salons öffnete sich unmittelbar gegen einen von Flieder- und Jasmingebüschen umgebenen, sanft abgesenkten Rasenplatz.

Roſenbäume, die im Lenz den lieblichſten Anblick gewährten, ſtanden im Halbrund umhergepflanzt; zwar waren ihre Blüthen längſt gefallen, doch ſchimmerte dafür in der Mitte des Platzes ein reiches Medaillon von Herbſtblumen, unter denen ein Flor vielfarbiger Aſtern, die die Kunſt des Gärtners beſonders pflegte, ſich auszeichnete. An der innern Seite des Flügels, die nach dem Hofraum und Garten ſah, wohnten Marie und Lodoiska. Sie hatten ſich wie Schweſtern liebgewonnen und ſich daher auch äußerlich ganz dicht und vertraulich einander angeſchloſſen. An den Fenſtern ihres Schlafzimmers, die dicht an dem Eiſengitter lagen, welches ſich quer von einem Flügel des Schloſſes zum andern über den Hof zog und dieſen von dem Garten trennte, rankte ſich Weinlaub empor. Zwar reiften die Früchte ſelten an dieſem Spalier; doch war das Gemäuer auf eine freundliche Weiſe durch das Laub verkleidet, und der Sonnenſtrahl wurde durch das grüne bewegliche Gitter angenehm gedämpft, ohne ganz abgehalten zu ſein. Von dem Schlafgemach ging man durch ein Bücherzimmer in das Arbeitszimmer, und dieſes ſtieß an den Salon. Auf der andern Seite deſſelben wohnte die Gräfin in den Zimmern, die mit denen Lodoiska's und Marien's parallel liefen, aber durch einen Corridor davon getrennt waren. Auch dieſe ſahen auf den Garten hinaus, aber nach der Seite der Ringmauer; auch war derſelbe hier nur etwa dreißig Schritte breit, und der Raum mit hohem, dunklem Gebüſch beſetzt, welches die an der Seitengaſſe, wo Franzoiſe Aliſette gewohnt hatte, ſich entlang ziehende Mauer verdeckte, die in einer Flucht von der Seitenwand des Hauptgebäudes auslief. Eine Reihe hoher Pappeln zunächſt dieſer Mauer benahm den Bewohnern der Gaſſe jede Ausſicht auf den Garten und die Fenſter der Gräfin. So lagen auch dieſe ſehr ſtill und abge-

ſchieden; ja, durch das dunkle, dichte Gebüſch gewann die Wohnung etwas Düſteres, welches ſehr wohl zu dem Ernſt der Bewohnerin ſtimmte. Auf dieſe Weiſe mitten in der großen geräuſchvollen Stadt ganz abgeſondert, führten die drei Frauen ein ſtilles, nur unter weiblichen Beſchäftigungen dahinfließendes Leben. Selten, daß ſie einen Beſuch empfingen, noch ſeltener, daß ſie ihn erwiderten; ihre Einſamkeit wurde ihnen mit jedem Tage lieber, und ſie genoſſen ſie mit jedem Tage mehr, wo ſie einander näher kennen lernten und inniger liebgewannen. Kaum konnte unter drei Frauen eine größere Verſchiedenheit bei einer ſo engen Gemeinſchaft angetroffen werden. Die Gräfin, an Jahren vor den beiden Jungfrauen anſehnlich voraus, überragte ſie eben ſo an Kühnheit der Seele wie an Hoheit der Geſtalt. Sie beſaß zwar einen feinen, weiblichen Sinn und Verſtand, doch ohne jene weichmüthigen Neigungen, welche dem jungfräulichen Gemüth eigen zu ſein pflegen. Unter großen Zeitbewegungen aufgewachſen, war ſie früh aus der engen Beſchränkung des weiblichen Lebenskreiſes in die größern Bahnen des Weltlaufs geriſſen worden. Sie hatte das Vaterhaus mit dem Vaterlande vertauſcht; ihre Seele lebte mit Antheil an allen öffentlichen Geſchicken. Sie war mit Begeiſterung eine Tochter ihres Volkes. Auch auf Marien hatten die mächtigen Begebenheiten des Tages einen bildenden Einfluß geübt; auch ſie glühte für ein in der Unterdrückung ſchmachtendes Vaterland; doch ganz in anderer Weiſe. Die Gräfin nahm einen thätigen, geiſtigen Antheil an dem Öffentlichen; ihr Herz ſchlug ſchon aus Gewohnheit dafür und entbehrte den Verluſt der häuslich weiblichen Stille des Gemüthes nicht mehr. Daher las ſie mit Eifer die Zeitungen, die politiſchen Schriften des Tages; ſie war mit der Geſchichte der Ereigniſſe vertraut, verfolgte ſie mit Scharfblick, brachte ferne Geſchicke

mit denen ihres Vaterlandes in denkende Beziehung. Marie dagegen liebte nur ihre Heimat, das Volk, dem sie angehörte, über Alles; sie war durch Sprache und Denkweise eine Deutsche. Ihr edler Haß richtete sich nur gegen die Feinde und Unterdrücker ihres Vaterlandes. Die übrigen Weltgeschicke beobachtete sie, nicht gleichgültig, aber aus jener scheuen Ferne, mit jener weiblichen Ehrfurcht, die da bekennt, daß hier ihr Reich ende, daß ihr Blick auf diesem Gebiete keine Grenzen erkenne, in dem verworrenen Getümmel keinen Faden entdecke, der sie hindurchleiten könne. Darum kehrte sie gern in ihr häusliches, stilles Heiligthum zurück und war duldend, wo sie nicht handelnd sein konnte. Mit der Befreiung ihres Vaterlandes wäre ihr Antheil am öffentlichen Leben erloschen, oder wenigstens so in die Ferne zurückgetreten wie bei allen Frauen. Sie wollte aus dem Kampfe nur ein stilles Heiligthum deutscher Häuslichkeit gewinnen. Anders die Gräfin, die mit ihren Wünschen stets über die Schwelle des Hauses hinauseilte. Marie wollte nur das Glück, die Ruhe, den Frieden für ihr Vaterland; der Gräfin war es Bedürfniß der Seele, an Glanz, Ruhm und Macht desselben zu denken. Auf dem bewegten Gemälde der Völkerkämpfe behielt Marie nur ihre Landsgenossen und ihre nächsten Freunde als Vertreter derselben im Auge; die Gräfin dagegen hielt den Blick auf die Helden des Tages gerichtet und verfolgte mit banger Spannung das Loos der Häupter. Marie sah zwar das Schlachtfeld im Hauptraum ihres Bildes; doch im Vordergrund ihren Bruder, Bernhard und, wie sie sich scheu gestand, Rasinski. Die Gräfin stand mitten in der Schlacht; ihr Blick verfolgte die Fahnen, die Feldherren, selbst in dem Bruder sah sie am Tage der Entscheidung zuerst den Führer. Lodoiska dagegen, ganz Jungfrau, ganz Liebe, hörte die dumpfen Don-

ner der Schlacht nur aus der Ferne; aber der blutende, erblaſſende Geliebte ſank zwig ſterbend vor ſie hin. Die Liebe hatte ihr ſchönes Herz ſo ganz erfüllt, daß für nichts Anderes Raum blieb. Selbſt die ſchwärmeriſche Frömmigkeit, mit der ſie jeden Tag die Meſſe beſuchte, war nur eine andere Form ihrer liebenden Angſt; denn ihr Gebet flieg ja für den Freund ihrer Seele empor. Wie es aber unter edeln Gemüthern zu geſchehen pflegt, ſo hielt jede der Frauen die andere für die beſſere, vollkommnere, nur weil jene beſaß, was dieſer fehlte. So betrachtete Lodoiska ihre mütterliche Beſchüzerin mit der tiefſten Ehrfurcht und ordnete ſich Marien mit Demuth unter, weil ſie in Beiden die Kraft anſtaunte, ihr Herz mächtig zu bezwingen. Die Gräfin und Marie dagegen verehrten die heilige Gewalt der Liebe in Lodoiska's Bruſt, die aus ihrer reinen Flamme alles Fremde ausſchied und das ganze Herz des Mädchens allein erfüllte und durchdrang. Und Marie ſah ſtaunend zu der Heldin empor, unter deren Schuz ſie ſich ſcheu flüchtend begeben hatte.

Auf dem Tiſche der Gräfin lag eine Landcharte von Rußland ausgebreitet; ſie verfolgte genau nach den Zeitungsnachrichten jeden Marſch, jede Bewegung des Corps, und bezeichnete dieſelbe mit Stecknadeln, deren Knöpfe ſie mit ſinnreichen Kennzeichen verſehen hatte, um nicht nur Feind und Freund, ſondern auch den Stand der einzelnen Corps mit ſchnellem Überblick zu unterſcheiden. Für Maſinski's Regiment hatte Lodoiska eine goldene Nadel aus ihrem Haar genommen; der glänzende Knopf derſelben zeigte ihrem Auge jeden Tag, wo ihr Herz den Geliebten ſuchen ſolle.

Die lezten Nachrichten hatte ſie nach der Einnahme von Smolensk erhalten. Mit Lebhaftigkeit ſprach die Grä-

ſin über dieſes Ereigniß und knüpfte daran die froheſten Hoffnungen für den Ausgang des Kampfes.

„Schon wir," ſprach Marie, „die wir hier in weiter Ferne ſitzen und nach vollendetem Kampfe die Nachricht empfangen, daß unſere Theuerſten noch unverſehrt unter den Lebenden wandeln — ſchon wir verfolgen die Berichte von der Schlacht mit ängſtlich klopfenden Herzen. Wie müßte uns erſt zu Muthe ſein, wenn das Verderben uns ſo nahe wäre als jenen Bewohnern von Smolensk; wenn wir, wie dieſe, unſere Brüder, Väter, Gatten vor den Thoren wüßten, im Kampf auf Leben und Tod, um Freiheit, Vaterland und Herd, um unſer Leben, unſere Ehre!"

„Mich würde das gequälte Herz auf die Mauern treiben," rief die Gräfin, indem ſie, wie ſie in der Lebhaftigkeit immer pflegte, raſch auf und nieder durch das Zimmer ſchritt; „ich müßte mit meinen Augen dem Looſe des Kampfes folgen."

„Das vermöchte ich nicht," erwiderte Marie mit ſanfter Miene; „doch glaube ich," ſetzte ſie mit dem ungewiſſen Tone der Beſcheidenheit hinzu, „ich würde Standhaftigkeit genug bewahren, um die Verwundeten zu pflegen."

„Ach, und ich," rief Lodoiska ſeufzend aus, „ich vermöchte gewiß nichts, als vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes Schutz für das th[illegible]-Haupt des Geliebten zu erflehen." Auch ſie ſtand auf, aber um ihre hervordringenden Thränen zu verbergen.

Die Frauen hatten ſich wahrhaft, ohne Hehl ausgeſprochen; nur Lodoiska verkannte ſich; denn ſie hielt für Schwäche, was Stärke war. Im Augenblicke der Gefahr würde ſie mit dem Heldenmuth einer Heiligen die hülfreiche Pflege mitten in die Schlacht getragen, den Geliebten unter den drohenden Blitzen des Todes aufgeſucht und gerettet haben.

Um ihre wallende Bruſt zu beruhigen, war ſie hinaus in den Garten getreten. Die Mittagsſonne ſtrahlte hell durch die Wipfel der hohen Bäume; ein leichter Wind rauſchte in den Zweigen. Zarte Wolken ſchwebten durch den lichten, blauen Raum dahin. Marie, deren fein verſtehender Sinn die Freundin ſchnell begriffen hatte, ging ihr nach, um ſie zu beruhigen; denn beim traulichen Geſpräch in der Stunde vor dem Einſchlummern hatte Lodoiska ihr oft das Herz geöffnet und ſich ſelbſt ihrer Überwältigung durch die Liebe angeklagt, ohne Mariens Troſt annehmen zu wollen, die wahrhaft eine hohe, ſeltene Kraft des Gemüths in dieſer Stärke der Leidenſchaft erkannte. Als Lodoiska aber den Springbrunnen erreicht hatte, wo ſich ihr Bund mit Jaromir geſchloſſen, trat Marie an ſie heran, legte den Arm um ihren Nacken, küßte ſie auf die Wange und ſprach: „O, ich wollte, Du hätteſt meinen Namen, Liebe!“

„Ich wollte, ich hätte Dein ſanftes, ſtarkes, beherrſchtes Herz, Theuerſte,“ entgegnete Lodoiska und trocknete ſich die Thränen ab. „Aber weshalb wünſcheſt Du mir Deinen Namen?“

„Um Dir ſagen zu können, Maria hat das beſſere Theil erwählt.“

„Ja, ja, das hat ſie,“ rief Lodoiska heftig aus, und neue Thränen brachen aus ihren dunkeln Augen hervor. „O, ich fühle es nur zu gut, ich bin liebeskrank, und mein Glück wird eine Qual, wird ein Vergehen!“

„Nein, nein, wahrlich nicht,“ erwiderte Marie. „Für das Edle darf man ganz entbrennen; ich bewundere Dich, die Du es ganz vermagſt. Glaube mir, unſere Ruhe liegt nicht in unſerer großen Stärke, ſondern in der geringern Kraft unſerer Liebe. In meinem Herzen konnte ich Mutterliebe Bruderliebe, Vaterlandsliebe rein abwägen, bis — —“

Hier schwieg sie; denn von ihrer bekämpften Leidenschaft zu Rasinski hatte sie mit der Freundin noch niemals gesprochen, weil das Geheimniß ihr nicht allein gehörte, und weil sie empfand, daß sie sich eines sittlichen Sieges nicht rühmen durfte, ohne ihn zu verlieren. Und war sie denn Siegerin? Erneuten sich die Kämpfe in ihrer Brust nicht oftmals in einsamen Stunden der Nacht? Und flossen dem verlorenen Glück nicht noch immer ihre Thränen?

„Bist?" fragte Lodoiska, als Marie inne hielt.

„Nun ja denn," sprach diese verwirrt, „auch ich habe geliebt. Einen Augenblick lang! — Die junge Pflanze wurde durch den rauhen Sturm der Zeit schnell entwurzelt; sie konnte nicht die Blüthe entfalten, weder eine volle Krone, noch tiefe Wurzeln treiben. Doch selbst dieser flüchtige Augenblick, kürzer als ein Traum, brach fast die Kraft der ältern, heiligen Bande der Liebe und Pflicht. Und dennoch fühlte ich mich größer, edler, besser durch die Liebe. Wahrlich, es ist ein Großes, wenn man es vermag, Alles in ihr und durch sie zu sein. Darum kümmere es Dich nicht, Beste, daß Du geringere Kräfte und Pflichten durch diese höhern in Dir aufgelöst und vernichtet fühlst. Wenn wir festeren Widerstand leisten, wer sagt Dir, daß deshalb eine größere Stärke in uns wohnt? Wir widerstehen wol nur, weil wir nicht so mächtig erschüttert werden. Kleine Seelen können ein hohes Maß der Liebe nicht fassen. Darum schätze Du Deine Seele nach der Kraft Deines Liebens!"

„Du tröstest so holdselig," erwiderte Lodoiska bewegt; „Du willst wie ein duftendes Veilchen in stillen Schatten zurücktreten, wo Du glänzen dürftest! Meine Liebe ist stärker als ich selbst; das ist mein Vergehen, und oft ahnet mir, als werde sich's fürchterlich strafen. Steht denn nicht die Pflicht höher als die Liebe?"

„Aber welche hätteſt Du verletzt?“

„Ich fühle, daß ich jede verletzen würde.“

„Dies Gefühl täuſcht Dich; nur jede niedere würde Dir gegen dieſe eine, höhere, verſchwinden.“

„Nein, mir verſchwindet der Blick, die höhere zu erkennen!“

„Du wirſt ſie gewiß klar vor Dir ſehen, wenn ihre Erfüllung von Dir gefordert wird, und wenn es höhere Pflichten für Dich giebt! Die Welt kann ſie vielleicht verlangen; aber iſt es nicht ein Eigennutz der Welt? Muß Dein Handeln denn das Geſetz für Alle ſein? Beſondere Kräfte geben beſondere Pflichten. Ich habe jenen Römer ſtets verehren müſſen, der es frei vor den Richtern ausſprach: Das Capitol würde ich angezündet haben, wenn es mein Freund gefordert hätte. Wenn ich ſelbſt nicht ſo handeln würde, ſo fragt es ſich doch, ob es mein Verdienſt oder meine Schuld zu nennen wäre. Iſt Liebe, iſt Freundſchaft wirklich ſo groß, wer darf es ihr zum Vorwurf machen? — Das Verbrechen, was ſie auf ſich ladet, iſt dann keins mehr! Hier, Liebe, waltet kein kaltes, für Alle gleiches Geſetz, ſondern Jeder handelt nach dem Gefühle ſeiner Bruſt, und nach dieſem richtet uns der Ewige, der allein das Maß der widerſtreitenden Kräfte in uns abzuwägen vermag.“

In ihrem Eifer für die Freundin hatte Marie die Beſonderheit derſelben zu vertheidigen gewußt, ohne ſelbſt die innere Klarheit des Gefühls zu verlieren, die ihr in ihrem Handeln und Empfinden den richtigen Weg zeigte. Sie hatte mit Lebhaftigkeit ſich in die ſchöne Seite des Charakters ihrer Freundin hineingefühlt. Lodoiska war ein reines Kind der Natur, in den Räumen ihrer Jugend dunkel aufgewachſen, nur den Gefühlen ihres Herzens hingegeben, die, rein und edel an ſich, ſie faſt bewußtlos zum Guten und

Schönen drängten. Marie hatte ihre Bruſt durch den klaren Born eines entwickeltern Bewußtſeins gereinigt; Ludwigs Ernſt, ſein ſcharfes Denken waren, da er ſich viel mit der Bildung der Schweſter beſchäftigte, nicht ohne Einfluß geblieben. Sie hatte das empfangene geiſtige Gut in ihr Eigenthum verwandelt; auf dem Boden des weiblichen Herzens wuchs die edle Saat vielleicht nicht mehr ſo ſtolz und hoch, blühte aber zarter. Sie fühlte mit Bewußtſein; Urtheil und Neigung verſchmolzen ſich in ihr, ohne daß ſie es wollte und forderte. So empfand ſie auch, ohne es ſich zur klaren Erkenntniß gebracht zu haben, daß in der ſittlich bewußten Seele die Leidenſchaft gar nicht ſo wild emporwachſen kann, und daß mit ihr, wenn ſie das Herz mit edler Flamme durchdringt, auch alle andern edeln Kräfte, die das Gleichgewicht herſtellen müſſen, gehoben werden.

Lodoiska hätte ohne das Beiſpiel der feſten, entſchloſſenen Gräfin, der ſanft gefaßten Freundin, ſich ſelbſt gewiß nicht mit ſo bangen Blicken beobachtet. Sie erkannte ſich erſt richtiger durch die Vergleichung und lernte das Bedürfniß einer Kraft kennen, die ihr fehlte, deren Mangel ſie unter andern Umſtänden aber vielleicht niemals geahnet hätte.

Dazu ſchlummerte ein unheimlicher Gedanke in ihrer tiefſten Seele; ſie wagte nicht, ihn vor ſich ſelbſt klar werden zu laſſen, viel weniger hatte ſie eine fremde Bruſt zur Vertrauten deſſelben gemacht. Von dem Augenblick an, wo Jaromir ihr theuer wurde, betrachtete ſie — und ſie erinnerte ſich deſſen nur zu wohl — Françoiſe Aliſette's verführeriſche Reize mit ängſtlichen Blicken. Das Mädchen ſchien ihr unwiderſtehlich; der Vorfall beim Abmarſch des Regiments, den ſie mit angeſehen, ſo ſehr er nur einer leichten Galanterie ähnlich ſah, war ihr unvergeßlich geblieben. Er hatte einen Funken der Eiferſucht — dies harte Wort möchte man nicht

gern dafür gebrauchen —, oder doch der Beängſtigung in ihre Seele geworfen, der, wie oft ſie ihn durch ernſten Unwillen gegen ſich ſelbſt zu erſticken ſuchte, immer neu aufglimmte und ſich in dem empfänglichen Stoff ihres Herzens langſam weiter ſchlich. Bisweilen wähnte ſie ihn erloſchen, aber plötzlich brach er bei irgend einem Anlaß wieder neu hervor und ſchien ſich nur tiefer in die innerſten Falten ihrer Seele eingeniſtet zu haben. Dies war eigentlich die Urſache ihres bangen Grams, ihrer ſchwärmeriſchen Trauer. Nicht daß das Geſpenſt des Argwohns ſie ſo verfolgt hätte; allein ſie betrachtete bei dem Gefühl ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Geliebten einen Verdacht gegen die ſeinige als das ſchwärzeſte Verbrechen. So litt ſie die zwiefache Qual der Angſt und der Reue über ihre eigne Schuld; nur in der heißeſten Liebe, in der hingebendſten Aufopferung glaubte ſie ihre ſträflichen Gedanken abbüßen zu können, und daher wuchs ihre krankhafte, ſchwärmeriſche Leidenſchaft im doppelten Verhältniß zu der beängſtigenden Qual, die ſie ſtumm in ihrem Innern trug. Konnte ſie alſo durch ihre Liebe und allein in ihr glücklich ſein? Nur in den berauſchten Augenblicken des gänzlichen Vergeſſens war es möglich, wenn ſie Briefe von Jaromir empfing, wenn ſie ihm ſchrieb und im Schreiben ſich glühender und glühender entflammte; wenn ſie von ſeiner Nähe, ſeiner Umarmung träumte. Doch bald hing wieder ſchwarzes Gewölk an dem Himmel ihrer Hoffnungen, und Giftpflanzen ſproßten rings um die reine Blüthe ihrer Liebe empor. Mit dieſer nagenden Qual verband ſich eine tiefe Anlage zur Schwermuth, die von Jugend auf in ihrer Seele wohnte; dieſe ſchuf düſtere, ſchreckende Bilder, welche ihr, da ſie oft in unruhigen Träumen wiederkehrten, bald wie unfehlbare Ahnungen erſchienen. Oder woben die fieberhafte Leidenſchaft, der krank-

haft angeregte Reiz ihrer Nerven vielleicht ein unsichtbares Band zwischen ihr und der Zukunft? Gibt es warnende, wahrsagende Stimmen für ein leiser horchendes Ohr? Überhören wir sie nur in dem rauschenden Getümmel einer äußerlichen Welt, der wir uns nur zu sehr entgegenneigen? —

Ach, Lodoiska vernahm sie wie das ferne, schauerliche Grollen heranziehender Gewitter, wie bange Klagelaute im Nachtgeräusch des Windes, unter dem angstvollen Pochen ihrer Brust.

Dann flüchtete sie in die Kapelle; nur im Gebet fand ihre schöne Seele die Ruhe wieder. Denn dort schwiegen die Stimmen des Lebens, der Leidenschaft; die aufgeregten Wogen beschwichtigten sich, die trüben, fremden Stoffe sanken auf den Boden hinab, und der Himmel spiegelte sich klar und tief in der beruhigten Fluth.

Zweites Capitel.

Es war ein grauer Septembertag, an dem Lodoiska, nur von ihrem Mädchen begleitet, die nahe Kirche besuchte. Ihr Weg führte sie vor dem Hôtel des französischen Gesandten in Warschau, Herrn von Pradt, vorüber. Vor der Thür hielt ein Courierwagen; sie bemerkte eine auffallende Bewegung unter den Dienstleuten. Es mußte eine Nachricht von Wichtigkeit eingetroffen sein. Mit klopfendem Herzen näherte sie sich. Freilich konnten von allen Gegenden Europa's, aus Spanien, Paris, Italien, Wien, die Eilboten bei der Gesandtschaft eintreffen; allein die größten Ereignisse begaben sich doch jetzt da, wo ihr Herz weilte. Eine innere

Stimme ſagte ihr, daß Nachrichten von der Armee gekommen ſein müßten. Sie beſchleunigte ihre Schritte; zu blöde, ſich ſelbſt zu erkundigen, gab ſie ihrem Mädchen den Auftrag und wollte, langſam vorangehend, dieſelbe jenſeit des Hôtels erwarten. Doch indem ſie vor der Thür vorbeiging, kam ein Offizier in Paradeuniform heraus; er ſtutzte, als er ſie ſah, ſchien ſie zu erkennen, ging raſch auf ſie zu, verbeugte ſich und ſprach:

„Ich hoffe vielleicht zu viel von der Güte Ihres Gedächtniſſes, wenn ich vorausſetze, daß Sie mich noch kennen ſollten, gnädigſte Gräfin?“

Lodoiska war jungfräulich überraſcht, doch erkannte ſie ſogleich den Rittmeiſter Arnheim von Teplitz.

„O gewiß erkenne ich Sie,“ war ihre Antwort, „wenngleich ich nur wenige Tage in Teplitz zugebracht habe. Dafür iſt es aber auch erſt ganz kurze Zeit her, daß wir es verließen. Aber was führt Sie nach Warſchau?“

„Meine Herſtellung iſt vollendet. Ich gehe zur Armee nach Volhynien ab.“

„Es ſcheint, daß ſo eben wichtige Nachrichten beim franzöſiſchen Geſandten eingetroffen ſind,“ ſprach Lodoiska ein wenig ängſtlich und ſah ſich um, ob ihr Mädchen noch nicht nachkomme.

„Die wichtigſten von der Welt,“ entgegnete der Rittmeiſter raſch; „dieſen Augenblick brachte ſie der Courier. Es iſt eine große Schlacht vorgefallen, bei Moſaisk, zwei Tagemärſche von Moskau!“

„Ohne Zweifel ſehr blutig?“ fiel Lodoiska erblaſſend und zitternd ein.

Arnheim bemerkte im Gehen nicht, daß ſie durch die Nachricht ſo heftig ergriffen wurde, und fuhr daher unvorſichtig fort. „Blutig, wie es kein Beiſpiel mehr in der Ge-

schichte gibt; die Zahl der Todten und Verwundeten ist noch nicht genau bekannt; doch im Überschlag gibt die Depesche sie auf sechzig- bis siebzigtausend von beiden Seiten an. Der Sieg des Kaisers ist mit unermeßlichen Opfern erkauft."

Das Bild des Schlachtfeldes trat plötzlich mit so entsetzlichen Farben vor Lodoiska hin, es erfüllte ihre Seele mit solchem Grausen, daß sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, erblassend zurücktrat und mit dem ersterbenden Ausruf: „Heilige Mutter Maria!" in die Kniee sank.

Arnheim sprang hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Verlegen sah er sich nach Hülfe um, als schon Lodoiska's Mädchen hastig herbeieilte und im ängstlich wehklagenden Tone rief: „Um Gottes willen, was ist meinem Fräulein?"

„Der Schreck über die Nachricht von der Schlacht hat sie so heftig ergriffen; wir wollen sie hier in das Hôtel des Gesandten tragen!" sprach Arnheim.

Doch Lodoiska öffnete die Augen wieder. Eine dunkle Gluth der Beschämung hauchte den Marmor ihrer Wangen an; sie seufzte tief auf. Zu sprechen vermochte sie noch nicht, doch richtete sie sich empor und blieb nur auf den Arm des Mädchens gelehnt.

„Wie soll ich Verzeihung für meine Unvorsichtigkeit hoffen," sprach Arnheim; „wir Soldaten sind so roh, daß wir bei der Nachricht von einer Schlacht niemals an die Opfer denken."

„Sie sind nicht schuld," antwortete Lodoiska; „es war nur meine Thorheit." Da brachen ihre Thränen unaufhaltsam hervor. „Ich muß nach Hause — vergeben Sie nur —" sprach sie mühsam.

„Darf ich Ihnen meinen Arm leihen? Oder befehlen

Sie, daß ich einen Wagen besorge?“ fragte der Rittmeister dienstfertig.

„Wenn Sie mich unterstützen wollen, werde ich es Ihnen sehr danken; ich bin in der That aufs Äußerste ermattet.“ Arnheim gab ihr den Arm. Von der andern Seite lehnte sie sich auf das Mädchen und ließ sich so nach dem Palast der Gräfin zurückführen.

Glücklicherweise hatte Lodoiska's Ohnmacht nur eine Minute gewährt, und die Aufmerksamkeit der Leute auf der Straße war in diesem Augenblicke so sehr auf die Bewegungen im Hôtel des Gesandten gerichtet gewesen, daß der Vorfall ganz unbemerkt vorüberging. Man schlug jetzt eine menschenleere Seitengasse ein, und so gelangte die Geleitete trotz ihres schwachen, zitternden Ganges an den Palast der Gräfin, ohne daß die Neugier lästiger Zuschauer ihr folgte.

Für den Rittmeister war es nicht schwer, sich die Ursache des heftigen Schrecks, der Lodoiska ergriffen hatte, allgemein hin zu erklären. Denn wer hatte nicht einen Freund, einen Bruder, einen Vater bei dem Heere? Indessen dachte er zart genug, um nicht näher zu forschen, und suchte auch den schreckenvollen Eindruck der ersten Nachricht durch mildernde Zusätze zu mäßigen.

Als man an der Pforte des Hauses stand, sprach Lodoiska: „Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre hülfreiche Theilnahme; gewiß müßte ich Sie bitten, mir noch weiter zu folgen. Doch —“

Arnheim ließ sie nicht weiter reden. Er fiel mit Wärme ein: „Diese ersten Stunden der Aufregung gehören der Einsamkeit; der wohlmeinendste Fremde könnte nur störend erscheinen. Doch versagen Sie mir es wol nicht, zu einer günstigern Zeit zu kommen.“

Lodoiska sah ihn mit einem dankbaren Blicke an: „Es

würde mir sehr weh thun, wenn wir Sie nicht sehen sollten; ich hoffe, wir werden Sie dann froher willkommen heißen können."

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und trat dann rasch umgewendet, weil sie ihre Angst nicht mehr beherrschen konnte, ein. Mühsam erreichte sie die stillen Gartenzimmer. Marie war die Erste, die ihr begegnete. „Leih mir Deine Stärke, Marie," rief sie ihr zu und breitete die Arme aus, „leih mir Deine Kraft, Theuerste, daß ich die Todesangst ertrage, bis wir Nachricht haben!"

„Um des Himmels willen, was ist geschehen?" rief Marie erschreckt, indem sie die Freundin, die sich athemlos an ihre Brust warf, sanft umschloß. Lodoiska vermochte eine Zeit lang nicht zu sprechen; Marie hörte nur das laute Pochen ihres Herzens. Sie führte die halb Hinsinkende auf das Sopha. Dort erst begann sie nach einigen Minuten in heftigster Bewegung: „Eine Schlacht ist geliefert — siebenzigtausend Todte und Verstümmelte bedecken das Gefilde. Das gräßliche Bild dieses unendlichen Jammers kann mich wahnsinnig machen! — Ach Marie! — Ich sehe nichts als Blut und das blasse, stumme Antlitz der Todten!"

Die Gräfin trat ein. Sie hatte schon durch das Kammermädchen erfahren, was geschehen war. Bei ihr überwog das Gefühl des Sieges die Besorgniß um die Ihrigen. Freundlich, aber ruhig trat sie auf die geängstete Lodoiska zu und sprach: „Komm an mein Herz, liebste Tochter; weine Dich an der Brust Deiner Mutter aus. Dann wirst Du ruhiger werden und mit Fassung die ferneren Nachrichten erwarten, die uns ja bald zukommen müssen."

Das Beispiel der Festigkeit, verbunden mit der sanften Theilnahme, welche ihre mütterliche Pflegerin zeigte, richtete den Muth der Verzagenden wunderbar auf. Mariens freund-

liche Liebkosungen, die die eigne Angst um den Bruder sorgfältig verbarg, und die Kraft dazu eben aus Lodoiska's Schwäche schöpfte, vollendeten ihre Beruhigung, soweit dies jetzo möglich war.

Nach einigen Minuten trat ein Diener ein und meldete, Rittmeister Arnheim bitte dringend um die Erlaubniß, vorgelassen zu werden, er bringe glückliche Botschaft.

Erst jetzt erfuhr Marie, angenehm überrascht, doch ein wenig verlegen, die Anwesenheit dieses Bekannten aus der Heimat, dessen große Aufmerksamkeit für sie ihr nicht entgangen sein konnte. Lodoiska, nur mit dem für sie so ängstigenden Ereigniß beschäftigt, hatte bisher dessen noch gar nicht gedacht. Die Gräfin wußte durch das Mädchen nichts weiter, als daß ein fremder Offizier Lodoiska unterstützt und geleitet habe.

„Sehr willkommen!" sprach sie und winkte dem Diener.

Lodoiska war in größter Spannung, denn ohne eine dringende Veranlassung, und wie Alles andeutete, auch nicht ohne eine glückliche, konnte sich der Rittmeister nach der Art, wie sie von ihm Abschied genommen hatte, unmöglich jetzt schon einstellen. Mit klopfendem Herzen vernahm sie seine raschen Schritte im Vorsaal.

„Verzeihen Sie mir nur mein rasches Eindringen," sprach er eintretend zur Gräfin, „aber ich konnte mir's unmöglich versagen, selbst der Überbringer dieses Blattes zu sein, welches unstreitig Ihre Besorgnisse wegen der Schlacht sogleich heben wird." Dabei überreichte er ihr ein offenes Blatt, auf welchem einige, mit Bleistift geschriebene Worte in polnischer Sprache standen.

„Tausend, tausend Dank!" erwiderte die Gräfin, als sie einen Blick auf das Papier geworfen hatte. „Hier, Lodoiska, lies Du selbst, was mein Bruder schreibt: „Theure Schwe-

ster! Die Schlacht ist vorüber, ich lebe; unsere nächsten Freunde sind Alle unverletzt. Nächstens mehr."

„Dank Dir, heilige Mutter Gottes!" rief Lodoiska außer sich und warf sich unter strömenden Thränen an die Brust der Gräfin. „Wie bist Du gnadenreich gegen Deine Tochter!" Ihre Blicke richteten sich in verklärter Freude gen Himmel; sie faltete die Hände über der Brust und vermochte nicht mehr zu sprechen.

Auch Marie war in tiefster Bewegung. „Alle unverletzt," sprach sie und eine Thräne der innigsten Rührung zitterte in ihren Wimpern. „Das ist mehr als ich selbst zu hoffen wagte! O jetzt empfinde ich erst an meiner unaussprechlichen Freude, wie namenlos meine Angst war! Haben Sie Dank für diese Botschaft."

Wie großes Glück oder Unglück edle Herzen öffnet, daß sie der gewöhnlichen, beengenden Schranken des Lebens nicht mehr gedenken, so ging Marie offen und frei auf Arnheim zu und reichte ihm mit Wärme die Hand. Dieser stand aufs Äußerste betroffen, denn Mariens Gegenwart in diesem Orte, die er nicht ahnen konnte und noch nicht wahrgenommen hatte, überraschte ihn jetzo mit einer Plötzlichkeit, die ihm beinahe die Fassung raubte. Mit freudiger Bestürzung ergriff er die dargebotene Hand und drückte sie an die Lippen. „Sie hier?" sprach er sich aufrichtend mit dem Tone der höchsten Verwunderung; „das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ich bin einer sehr freundlichen Einladung gefolgt," antwortete Marie; „doch ist in der Fremde die Begegnung mit einem Landsmanne und vollends mit einem, den wir näher kennen, ein gar zu freudiges Ereigniß."

„O gewiß, gewiß!" rief der Rittmeister und küßte ihre

Hand mit solchem Feuer, daß Marie sie sanft zurückziehen mußte.

„Wir sind Ihnen unendlichen Dank schuldig geworden, Herr Rittmeister," sprach die Gräfin; „und Diejenigen, die ihn nicht einmal auszusprechen wissen, am meisten." Sie deutete dabei auf Lodoiska, die ihre, von dankbarer Rührung in Thränen überströmenden Augen, mit dem Tuch bedeckt hielt. „Aber wie kommen Sie zu dem Blatt?"

„Auf die einfachste Art von der Welt," erwiderte der Rittmeister. „Ich hatte mich eben im Bureau der Gesandtschaft gemeldet, als die Depeschen eintrafen. Ein dort arbeitender Offizier sagte mir, daß der Courier, wie gewöhnlich, eine Menge flüchtiger Briefe und Meldungen, theils auf offenen Zettelchen, theils in vorbereiteten Couverts, theils nur mit Bleistift geschrieben, mitgebracht habe, wodurch Diejenigen, die an der Schlacht Theil genommen haben, den Ihrigen die ersten Beruhigungen zukommen lassen, in jeglicher Form, wie die Umstände es eben gestatten. Dies brachte mich auf den Gedanken, ob nichts für Sie, gnädigste Gräfin, dabei sein möchte. Ich eilte ins Bureau zurück und es fand sich in der That dieser offene, mit Bleistift geschriebene Brief vor. Ich erbat ihn mir, um ihn sofort mitzutheilen, etwas, das man um so lieber annahm, als man diese Briefe gern mit der Nachricht zugleich an Diejenigen gelangen läßt, an die sie gerichtet sind. So ward ich der Überbringer."

„Unseres größten Glückes," fiel die Gräfin ein. „Nochmals seien Sie uns als der heilbringendste Bote willkommen!"

Lodoiska fühlte in ihrem frommen Herzen das Bedürfniß, der himmlischen Beschützerin ihres Glücks den Dank des Gebetes darzubringen. Unbemerkt schwebte sie aus dem Gemache und suchte die Einsamkeit ihres Zimmers auf, wo ein Marienbild, mit herbstlichen Blumen von ihr selbst geschmückt,

hing. Hier kniete ſie nieder und betete ſtumm. Marie hatte ſie errathen und folgte deshalb nicht. In der Stille der Bruſt richtete auch ſie Dankgebete an den Allmächtigen, der ihr den Bruder erhalten hatte. Doch zugleich überkam ſie eine bange Wehmuth über die Folgen des großen Ereigniſſes. Das Geſpräch, welches die Gräfin mit dem Rittmeiſter begann, gab ihr zum großen Theil Auskunft auf die Fragen, die ſie in ihrem Innern that.

„Sie glauben," begann die Gräfin, „daß dieſer Sieg entſcheidend für den Ausgang des Kampfes iſt?"

„Ohne allen Zweifel. Zwei kleine Tagemärſche von der alten Hauptſtadt des Reichs, führt er dieſe unfehlbar in die Gewalt des Kaiſers, und damit dürfte Rußlands Loos entſchieden ſein."

„Das Reich dehnt ſich noch weit hinter Moskau aus; die blühendſten, bevölkertſten Provinzen reihen ſich an die ſüdlichen Abhänge des Ural. Für ganz beſiegt möchte ich Rußland nicht halten, ſelbſt wenn die beiden Hauptſtädte im Beſitz des Kaiſers wären."

„Gewiß nicht," erwiderte Arnheim, „allein es iſt in ſeiner geiſtigen Kraft gebrochen durch die Wegnahme der Hauptſtadt. Äußerlich möglich iſt die Fortſetzung des Kriegs ohne allen Zweifel, doch innerlich wird ſie nicht ausführbar ſein. An die Hauptſtadt des Reichs knüpfen ſich zu vielfach verſchlungene Intereſſen; ſie iſt der Punkt, wohin alle Wege des Reichthums, des Handels, des Verkehrs, ſich vereinigen. Und wie ein gewaltiger Schlag nur eins der edlern Organe zermalmen darf, um das Leben des ganzen Körpers zu vertilgen, ſo iſt in Kriegen das Eindringen des Feindes in die Hauptſtadt von tödtlich lähmender Wirkung für alle übrigen Kräfte des Reichs."

„So wäre denn die Weltherrſchaft Napoleons entſchie-

den?" fragte Marie mit einer Stimme, der man den unterdrückten tiefen Schmerz anhörte.

„Für den Continent gewiß," entgegnete Arnheim.

Die Gräfin, welche Mariens Sinnesart kannte, denn diese hatte bei aller Freundschaft für ihre wohlwollende Beschützerin doch nie einen Hehl daraus gemacht, dachte zu edel, um ihre Freude über eine Wendung der Weltbegebenheiten zu äußern, die für eine Deutsche so niederschlagend sein mußte. Marie ihrerseits, welche besonders seit ihrem Aufenthalte in Polen leicht begriff, wie viel diese Nation von den Siegen des Kaisers zu hoffen hatte, trug ihren Kummer still. Kaum daß ein schmerzlicher Zug um ihre geschlossenen Lippen ihn verrieth.

Arnheim schien sie jedoch zu verstehen, weil er ähnlich fühlte. Doch griff der Schmerz um das Vaterland nicht so tief in seine Seele; theils weil er sein Geburtsland, Östreich, jezt höher gestellt zu sehen hoffen durfte, theils, indem er als Soldat eine kriegerische Verehrung vor dem französischen Kaiser als Feldherrn empfand, vorzüglich aber, weil er sich in glücklichern Hoffnungen für Deutschland wiegte, als man damals zu haben pflegte. Er hielt es für gut, von diesen zu sprechen. „Vielleicht," äußerte er, „ist das Resultat dieser Schlacht segenreich für ganz Europa. Gegen wen wird eigentlich der Krieg geführt? Meiner Meinung nach nicht gegen Rußland, sondern gegen England. Durch die Besiegung der russischen Heere ist der Kaiser nunmehr endlich Herr aller europäischen Küsten; denn Spanien und Portugal werden bald ganz in seiner Gewalt sein. Alsdann ist er im Stande, den Engländern die Bedingungen des Friedens, wenn nicht unbedingt vorzuschreiben, doch wenigstens sie zur Annahme billiger Verträge zu bewegen. Englands Macht ist so groß, daß der ganze Continent aufgeboten werden mußte,

um dieſer kleinen Inſel das Gleichgewicht zu halten. Dieſes große Ziel ſcheint mir jetzo erreicht; wenigſtens ſind wir nahe daran. Dann, ſo hoffe ich, wird ein allgemeiner Friede, deſſen alle Nationen bedürfen, nach dem ſich alle Völker ſehnen und Frankreich vielleicht am meiſten, gewiß die furchtbaren Erſchütterungen, die Europa ſeit zwanzig Jahren dulden muß, beſchwichtigen, die zerriſſenen Bande neu knüpfen, die gewaltſam geſchloſſenen vernünftig löſen. Vieles Übel, welches der Kaiſer jetzt, durch den Drang der Ereigniſſe gezwungen, den Völkern zufügen mußte, wird aufhören. Er gab den überwundenen Nationen fremde Könige, ſtrenge Statthalter. Weshalb? Weil er ihrer nicht ſicher war, und bei ſeinen unermeßlichen Kriegszügen doch keine gefährlichen Feinde im Hintergrunde dulden durfte. Vielleicht ſetzt er jetzt, eben um das Band der Sicherheit feſter zu knüpfen, die rechtmäßigen Fürſten wieder ein. Denn an den Perſonen liegt ihm nichts, zumal an ſeinen Brüdern und Verwandten. Sie ſind nur Monarchen, weil er ihrer Anhänglichkeit am ſicherſten iſt, denn er iſt der Stamm, auf dem ſie blühen. Wurzelt er erſt tief und feſt, ſo kann er der wucheriſchen Zweige, die einen nachtheiligen Schatten auf das Land umher werfen, leicht entbehren. Ja, ich hoffe, daß ſeine enge verwandtſchaftliche Verbindung mit unſerm Kaiſerhauſe das Glück Europa's bilden wird. Öſtreich wird der Vertreter des deutſchen Volkes werden. Napoleon wird gern ſehen, daß es in einem friedlichen Bündniß mit ihm ſtehe; dann wird er, weil man lieber ſtarke Bundesgenoſſen hat als ſchwache, auch das Gedeihen des Landes auf alle Weiſe befördern helfen. Es mußte viel altes Unheil bei uns in Deutſchland zerſtört werden, bevor ein neuer Bau ſichern Boden, freien Raum fand. Die verjährten Formen hat der franzöſiſche Kaiſer als Vertreter einer großen, jugendlich kräftigen, neu erwachenden

Zeit vernichtet; was jetzt beſteht, iſt nur vorübergehend. Er ſelbſt weiß, daß es nichts Feſtes iſt, denn er ſelbſt reißt ja täglich ein, was er für die Noth des Augenblicks aufbaute, und läßt Völker und Fürſten gleich ſchnell ihre Pflichten wechſeln und ändern. Iſt aber erſt das große Ziel ſeines gewaltigen Wollens erreicht, iſt der Continent eben ſo ein ſtreng im Innern Zuſammenhängendes, als die Ländermaſſe, aus der er beſteht, ſich äußerlich verbindet: dann wird der große Mann einen feſten, dauernden Grund legen, um auf demſelben einen ſtolzen Bau für ferne Zeiten zu begründen. Dazu mußte dieſer letzte Kampf gefochten ſein. Niemand fühlt es ſo tief als ich, wie bittere Opfer der Demuth, der Entſagung, des gebrochenen Stolzes Deutſchland bringen mußte; aber ſie werden nun ein Ende haben. Sie waren eine Vergeltung für alte, ſchwere Verſchuldungen; die Geſchichte erſpart keinem Volke eine ſolche Buße für alte Vergehungen. Sie richtet nicht die Thäter, nicht die Perſonen, aber die Thaten, die Dinge mit unverbrüchlicher Gerechtigkeit. Und könnte Deutſchland die Vortheile ableugnen, die es ſchon halb, nur durch die Zerſtörung vieles Alten, Verderblichen gewonnen hat, obwol das neue Gute noch nicht an die Stelle des Zertrümmerten getreten iſt? Fragen wir uns ernſtlich, ob es vor zwanzig Jahren gut bei uns war; wir müſſen antworten: Nein! Es ſtand ſchlecht um Alles, was das Glück eines Volkes bilden ſoll. Seit Jahrhunderten hat Deutſchland nur Kriege mit ſich ſelbſt geführt. In unzählige Gebiete geſpalten, gehorchte es hundertfacher Willkür. Die Einheit der Nation war verſchwunden. Nur die Sprache bildete noch das innere, geiſtige Band. Tauſend Schranken thürmten ſich einer freien, thätigen Entwickelung der Volkskräfte entgegen. Nur auf ſein Inneres war der Deutſche gewieſen; das hat er redlich

angebaut, aber die neue Erkenntniß konnte ihm noch keine lebendige Frucht in der Gestaltung seines Volkslebens gewähren. Eine stürmisch aufgeregte Fluth brauste über Deutschland herein, und unter dem rauhen Schlag ihrer Wellen verschwanden die alten, tiefeingegrabenen Spuren übererbter Vorurtheile und Vorrechte, Beschränkungen, Hemmungen, Bedrückungen. Wir trugen diese Fesseln schon so lange, daß die Gewohnheit unser Gefühl gegen den harten Druck abgestumpft hatte; ja sie waren in unser Fleisch eingewachsen. Doch dürfen wir es nicht vergessen, wie leicht wir aufathmeten, als vor zwanzig Jahren die eherne Hand der Zeit zum ersten Male an diesen Eisenstäben unseres Gefängnisses rüttelte. Jetzt halten uns neue Bande gefesselt, die wir unwillig tragen. Allein so fest dürfen wir in unserm gerechten Schmerz und Zorn das Auge doch nicht schließen, daß wir nicht sehen sollten, wie wir, obgleich wir neue Fesseln tragen, doch der alten entledigt sind, unter denen wir seufzten. Nein, wir seufzten kaum, und das war fast schlimmer, denn wir sanken schon in jenen Zustand der tiefsten Unwürdigkeit des Sklaven hinab, der das Bedürfniß der Freiheit nicht mehr empfindet. Jetzt kennen wir es, und so dürfen wir nicht verzagen, ein Ziel zu erringen, was leuchtend vor uns schwebt; sei es nun durch eigene Kraft der That, oder durch eine glückliche Wendung der Weltgeschicke. Diese letztere aber könnte eben jetzt leicht eingetreten sein."

Arnheim hatte sich ins Feuer gesprochen; er redete für alle Parteien, und darum hörten selbst die entgegengesetzten ihn gern. Marie wurde durch seine Worte in tiefster Seele erquickt und ihre von sanfter Freude verklärten Blicke sagten ihm einen liebevollen Dank.

Die Gräfin stand bewegt auf. „Wenn schon Sie so große Hoffnungen an diesen Sieg knüpfen," sprach sie, „wie muß uns das Herz schlagen, uns, die wir in dieser Schlacht

für die Freiheit des Vaterlandes kämpften! Wenn der Tag gekommen wäre, der lang, heißersehnte Tag, wo das in den Staub gebeugte Polen seinen edlen Nacken wieder stolz aufrichten könnte! Wenn der weiße Adler die gelähmten Schwingen ausbreitete und den kühnen Flug zur Sonne der Freiheit, des Ruhmes zu wagen vermöchte! O dann, dann, dreimal Heil und Segen über diesen Sieg! Das Blut der Gefallenen wäre nicht umsonst geflossen!" Gleich einer Königin stand die erhabene Frau da, Hände und Blick aufwärts zum Himmel hebend.

Drittes Capitel.

Lodoiska trat wieder ein. Der Wechsel der Angst und der Freude hatte die zarte Gestalt so angegriffen, daß das leichte Roth auf ihren Wangen eher einer krankhaften Spur fieberhafter Bewegungen, als einem Zeichen der Gesundheit und innerer Befriedigung glich.

Die Gräfin wußte, daß körperliche Bewegung und frische Luft ihr dann am zuträglichsten waren; ihr selbst war ein Spaziergang ins Freie nöthig, um die Wallung ihrer Brust zu beruhigen. Sie schlug vor, in den Garten zu gehen; die Saalthüre öffnend trat sie gleich selbst hinaus, die Andern folgten.

Die Sonne hatte das Grau des Himmels ein wenig getheilt und warf einen Halbschimmer durch die dünnen, weißen Wolkenstreifen, die vor der glänzenden Scheibe dahinzogen.

Marie blieb einen Augenblick stehen und sah gegen den Himmel hinauf; sie verlor sich in Betrachtungen.

Arnheim, der ihr stets nahe zu bleiben suchte, heftete seine Blicke auf ihr schönes Angesicht. Es war bei weitem mehr sanfte Weiblichkeit, als Hoheit in ihren Zügen, doch etwas so Reines, Edles, daß sich jede Liebe zu dieser freundlichen Gestalt, mit Ehrfurcht, wenigstens mit der zartesten Scheu, paarte. Vielleicht war die Gräfin, die einen scharfen Blick für alle Verhältnisse hatte, nicht ohne Absicht mit Lodoiska weiter gegangen, sodaß Marie so gut als allein mit Arnheim blieb. Nur sie hatte es nicht bemerkt.

„Und was sucht und bittet das Auge meiner schönen Landsmännin dort oben?“ fragte er endlich, ihr stummes Sinnen unterbrechend.

„Ach, ich dachte an unser Vaterland,“ sprach sie mit herzlichem Ton und durchaus unbefangen. „Sie haben so schöne Worte des Trostes für mich gesprochen, so theure Hoffnungen in mir angeregt! Mußte mir nicht dieser Himmel als ein Gleichniß unseres Zustandes erscheinen? Das Licht kämpft mit den trüben Nebeln. Vor einer Stunde lag Alles noch in düsteres Grau gehüllt; jetzt bergen nur noch weiße, halbgelichtete Schleier die Sonne. So haben Ihre Worte auch meine Hoffnungen aufgehellt; sie ruhen nicht mehr hinter ganz düsterm Gewölk!“

„O, es wird sich bald ganz zertheilen,“ rief Arnheim lebhaft. „Wir sind allein. Ich muß vorsichtig sein, aber einem Herzen, das selbst in weiblicher Brust so vaterländisch schlägt, wie das Ihrige, darf ich wol ein männliches Geheimniß anvertrauen, das Ihre Hoffnungen wie Morgenthau erquicken wird. Der Sinn brüderlicher Eintracht, auf den ich in meinen Worten hindeutete, ist kein schöner Traum, kein frommer Wunsch mehr in unserm Vaterlande. Lebendig ist er erwacht; der eiserne Druck der Zeiten hat die Kraft des Widerstandes hervorgerufen. Wie der Stahl den Funken

erſt durch ſeinen heftigen Angriff aus dem kalten Stein lockt, ſo haben die Schläge des Schickſals in Deutſchland edle Funken geweckt, die zur ſtillgenährten Glut verbunden, einſt in mächtiger Flamme auflodern werden. Ja, die edelſten Männer reichen einander die Hand; ein längſt geſtifteter Bund, der äußerlich zwar ſchon längſt wieder gelöſt wurde, aber in ſeinen höhern Zwecken dennoch fortbeſtand, vereint ſie und ſchlingt ſich in geheimer Kette durch unſer ganzes Vaterland. Näher und vertrauter als jemals ſind dieſe Edlen jetzt verbunden, und in Allen lebt der feſte Entſchluß, das Unwürdige nicht thatlos duldend zu ertragen. Doch mit dem ſtarken Zügel der Mäßigung halten ſie den Ausbruch des tiefen Unwillens zurück, bis die Kräfte dem Willen gewachſen ſind. Der günſtige Augenblick ſoll erwartet werden; es iſt kein müßiges Harren, denn dem aufmerkſamen Auge zeigt ſich die Gunſt des Schickſals oft. Indeſſen werden alle Kräfte vorbereitet, genährt, ſichere Freunde gewonnen, im Stillen der gute Same geſtreut. Die geheimen Fäden zum Gewebe großer Ereigniſſe ſind ausgeſpannt; ein Wink und tauſend Hände ſind daran geſchäftig.“

Arnheims Blicke leuchteten begeiſtert, als er ſo ſprach; auch in Mariens Auge glänzte ein Goldblick der Hoffnung durch den feuchten Thau, der es benezte.

„O, ſo ſoll in dieſes Herz doch noch Freude und Hoffnung zurückkehren,“ ſprach ſie; „es ſind Empfindungen, von denen es ſich ſeit lange entwöhnt hatte. Wie ſehr danke ich Ihnen für dieſe Nachricht. Wie richten Sie den ſchon gebrochenen Muth in mir auf! Und Sie gehören zu dieſem Bunde?“ fragte ſie nach einigen Augenblicken.

„Seit zwei Wochen erſt, wo würdige Männer in Preußen mich dazu bewährt fanden,“ erwiderte Arnheim.

„Nehmen Sie auch mich darin auf, als ein ſtummes,

aber nicht minder treues Mitglied," sprach Marie und reichte ihm die Hand. „In meinem Herzen gehörte ich einem solchen Bündniß längst an!"

Arnheim ergriff Mariens Hand. Er küßte sie nicht, aber drückte sie mit Wärme. Ein wunderbares Gefühl beklemmte ihm die Bruft. Marie ſtand ſo holdſelig vor ihm, ihr blaues Auge blickte ihn ſo treu und offen an, — o ſie war ſchön und gut, und beſſer als ſchön!

„Wie nennen Sie den ſchönen Bund, dem ich im Stillen angehören will?" ſprach ſie, als er bebend ſchwieg; „ich habe aber nur gefragt, wenn Sie mir antworten dürfen."

„Er führt einen würdigen, vielleicht zu ſtolzen Namen. Doch iſt er nur von dem Wollen, nicht von dem Vollbringen der Bundesbrüder zu verſtehen, er heißt der Tugendbund."

In dieſem Augenblicke zogen die letzten Gewölke vor der Sonne vorüber, und ihr heller Strahl fiel rein, glänzend auf die Sprechenden. Zugleich erhob ſich ein hehres Rauſchen in den herbſtlichen Wipfeln, als ob edle Geiſter auf mächtigen Fittigen vorüberſchwebten. Der Wolkenſchleier theilte ſich weit; das Licht quoll aus dem blauen Raume herab und verbreitete ſich, wie eine goldene Welle, über den Raſen und die ſtolz ſich wiegenden Kronen der Bäume.

„Das iſt die Nähe des Allmächtigen, es iſt ſein Glück verheißender Wink, das Zeichen ſeiner ſegnenden Beſtätigung!" rief Marie begeiſtert aus und richtete das verklärte Auge gegen die Wölbung des Himmels hinauf, deren tiefes, reines Blau klar über dem zerfließenden Gewölk ſtand. „Was mich auch Bitteres treffe, welche Prüfungen Du mir ſendeſt, an dieſes Zeichen will ich mich halten. Das ſoll mir glänzen weithin durch dunkle Tage, die Dein Wille mich führt." So ſprach ſie in der Fülle ihres heiligen Vertrauens.

Arnheim ſtand mit tiefer Ehrfurcht vor ihr. In ſeiner Bruſt regten ſich mächtige Gefühle für ſie, doch er empfand es ahnend, daß ihr Herz, welches ſich ſo frei, ſo ganz dem großen vaterländiſchen Gefühl hingab, nur von dieſer höhern Flamme, nicht von der ſtillern der Liebe erfüllt werde. Schmerzvoll getroffen ſchwieg er. Das nahe Bild der Geliebten, das er ſchon zu umfaſſen wähnte, zerfloß, aber eine höhere, edlere Geſtalt ſchwebte vor ihm und blickte ihn aus lichter Höhe an. Nicht eine Braut wagte er ans Herz zu ſchließen, zu einer Heiligen erhob ſich ſein Blick. Denn ſo ſtand ſie jetzo vor ihm. Mit ſeiner geadelten Empfindung wuchs der ſehnſuchtsvolle Schmerz in ſeiner Bruſt, aber zugleich auch die Kraft, ihm zu gebieten.

„Wohl," ſprach er männlich gefaßt, „Sie haben Recht. Dieſe große Hoffnung muß uns wie die Flamme des Leuchtthurms als feſtes Ziel mitten in der dunklen ſtürmiſchen Nacht des Lebens leuchten. Auch der Schiffbrüchige darf noch den letzten Blick darauf wenden, und, wenn er edel zu denken weiß, den Troſt mitnehmen, daß, durch ſie geleitet, Andere den Hafen des Glücks, der Freiheit, des Friedens erreichen werden, vor dem er ſcheiterte."

„Ich glaube, die Gräfin erwartet uns," ſprach Marie, die ihr weites Zurückbleiben erſt jetzt mit einiger Verlegenheit bemerkte; „wir ſind wirklich ganz zurückgeblieben." Mit dieſen Worten ging ſie ſchneller vorwärts.

Die Gräfin entdeckte die Bewegung Beider ſogleich; doch mit wahrhaftem Zartgefühl verrieth ſie dies auch nicht durch ein Lächeln, nicht durch einen Blick, ſondern ſchien das Zurückbleiben, als rein zufällig, nicht einmal der Bemerkung werth zu achten.

„Der Himmel iſt gefällig für unſern Spaziergang," bemerkte ſie, wie ſo eben die Sonne plötzlich durch das Gewölk

brach. Es gab einige Augenblicke lang die schönste Beleuchtung des Parks. Die Wolkenschatten flohen überhin und der Strom des Lichts eilte verfolgend nach. „Dieser Wechsel in der Beleuchtung macht mir den Herbst, ich meine die Herbstlandschaften, so lieb."

„Er gleicht allerdings einem Trauerspiele im vierten Act," erwiderte Arnheim, indem er seine Gemüthsbewegung durch einen leichten Ton der Unterhaltung zu verbergen suchte.

„Wie so Das?" fragte die Gräfin.

„Je nun, dort beginnen die glücklichen Verhältnisse gewöhnlich ins Schwanken zu kommen; der heitere Himmel, den der Dichter als Contrast des Gewitters, das er herauf beschwört, Anfangs über uns ausspannte, verfinstert sich dann allgemach und wir erblicken den Kampf des Lichts mit der Nacht der tragischen Schicksung. Die melodischen Anklänge glücklicherer Tage sind noch nicht ganz verhallt, aber schon rollen die dumpfen Töne des Donners in der Ferne. Ähnlich der Herbst, der vielleicht seinen größten Reiz darin hat, daß wir alle Reize der Natur im Entfliehen erblicken. So werden uns die Unserigen in der Abschiedsstunde erst theuer; dort erkennen wir erst ihren Werth; ja das Gleichgültige steigt hoch im Preise, wenn man sich davon trennen soll!"

„Sie haben Recht. Doch möchte ich dem Herbst wol auch einigen selbständigen Werth zugestehen. Der Beweis scheint mir darin zu liegen, daß ich mich im Sommer schon auf denselben freue; wer aber hoffte der Abschiedsstunde entgegen?"

„Ich will mein Gleichniß nicht vertheidigen. Keines ist unverwundbar; an irgend einer Stelle dringt der Pfeil hindurch. Alle verlieren, am meisten freilich die scherzhaften, wenn man sie beharrlich durchführen will. Mir däucht, es ist auch der größte Mangel an Poesie, dies zu wollen; nur

ſchlechte Dichter thun es. Die Schönheit des Gleichniſſes beſteht nur in der ahnungsvollen, aber ſogleich tief verſtändlichen Bedeutung der Wahrheit; man ſoll ſie daraus erkennen, empfinden, aber nicht erweiſen noch erklären wollen."

Die Gräfin hörte den Worten Arnheims aufmerkſam zu; ein Geſpräch, welches ihren Scharfſinn anregte, war ihr immer das liebſte. Marie hatte ſich zu Lodoiska geſellt, deren Freude ſie jetzt mit einem ähnlich beglückten Herzen theilen konnte.

Plötzlich tönte das feierliche Geläute der Glocken von der nahen Kathedrale in das Rauſchen der Bäume, das Wehen des Windes hinein.

„Zu dieſer ungewöhnlichen Zeit? Was mag das bedeuten?" fragte die Gräfin.

Die Glockenſtimmen vervielfältigten ſich; von nähern und fernern Thürmen her drang der Schall durch die Vormittagsſtille.

„Es wird der Feier des Sieges gelten," bemerkte der Rittmeiſter.

„Sie haben Recht. Ja, und es iſt ein Sieg, für den wir dem Himmel danken müſſen! Wie das Herz mir groß wird bei dieſen Klängen. Ein Sieg! Ein Sieg! Aus den dunklen Wetterwolken der Schlacht bricht vielleicht die neue Morgenröthe für unſer Vaterland an! Jetzt verſtehe ich den Trieb der Unruhe in meiner Bruſt; unter das betende, dankende Volk muß ich mich miſchen, die glühende Seele im eigenen Gebet gen Himmel ſenden!"

Sogleich wandte ſie ſich um und ging zurück dem Palaſt zu. Ihr Entſchluß war ein unwiderſtehliches Gebot für die Übrigen, auch wenn nicht der eigene Drang der Freude ſie vor den Altar des Allmächtigen getrieben hätte.

„Keinen Wagen, keinen Wagen!" rief die Gräfin einem

Bedienten zu, der, da er bemerkte, daß man ſich zum Ausgehen anſchicke, die Frage, ob er den Kutſcher beſtellen ſolle, auf der Zunge hatte. „Wir gehen zu Fuß. Wie das ganze Volk in die Kirche ſtrömt, ſo auch wir. Es iſt ein Tag der Demuth, nicht des Stolzes. Und doch, wie ſtolz ſchlägt mir das Herz.“

Indeſſen hatte ſie einen dunklen Shawl übergeworfen; Arnheim bot ihr den Arm. Marie und Ledoiska folgten.

Auf den Gaſſen war Alles in Bewegung. Das Volk ſtrömte über die Plätze den Kirchen zu. Alle Glocken läuteten wie an dem Feſttage eines Heiligen. Unter dem Hôtel des Geſandten kreuzten ſich zwei wallende dreifarbige Fahnen. Die in der Stadt anweſenden Truppen traten zuſammen, um in Parade in die Kirche geführt zu werden. Wie durch Zaubermacht war der Alltag in einen hohen Feiertag verwandelt. Das Volk hatte ſeine Feierkleider angelegt; Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, Alles eilte in buntem Gemiſch dem Altar des Herrn entgegen. Wie glänzten die feurigen, dunklen Augen der Mädchen und Jünglinge! Jenen wallte unter dem Schleier das lange, ſchwarzgelockte Haar hervor und bedeckte den weißen Nacken. Dieſe hatten die hohe, mit Treſſen beſetzte Mütze, von der reiche Troddeln herabhingen, ſtolz auf die Stirn gedrückt und ſich mit dem Ehrenſchmuck des Mannes, dem Säbel, umgürtet.

Marien ward faſt bang um's Herz, als ſie dieſe allgemeine Volksfreude wahrnahm. Ach, in ihrem Vaterlande hatte ſie ſolch ein Feſt noch nicht erlebt. Und wird man dort nicht über dieſen Sieg trauern? Iſt nicht unſer Herz auf der Seite des Feindes, wenngleich unſere Vaterlandsgenoſſen, durch die Macht der Weltgeſchicke bezwungen, gegen ihn ausgezogen ſind? Und wird dieſe Schlacht wirklich ſo

ſegensreiche Folgen für uns haben, als die Hoffnungen geweckt ſind?

In dieſen Gefühlen hatte man ſich der Kirche genähert, deren weite Pforten geöffnet ſtanden. Die Klänge der Orgel drangen den Eintretenden feierlich entgegen und miſchten ſich mit dem brauſenden Schall der Glocken. Die Kerzen am Hochaltare brannten; vor allen Heiligenbildern waren ſie angezündet. Das Volk erfüllte ſchon faſt die geräumigen Hallen, doch noch immer neue Maſſen drängten heran. Mit Mühe gewann die Gräfin noch ihren geſchloſſenen Betſtuhl, durch deſſen Gitter man die ganze Kirche überblickte. Gegenüber auf dem Chor waren die Sitze der franzöſiſchen Geſandtſchaft; links ſah man den Hochaltar, rechts die Kanzel.

Die Vergitterung des Platzes war Marien angenehm, weil ſie dieſem Gottesdienſt, ohne ſeine Formen mitzumachen, beiwohnen mußte, alſo nur als Zuſchauerin erſchien, während ihr Herz doch ſo dankbar für die Erhaltung der Ihrigen ſchlug, das Flehen ihrer Bruſt um eine ſegensvolle Wendung der Schickſale ihres Vaterlandes brünſtig zu Gott emporſtieg. Sie empfand es jetzt, wie die wahre Frömmigkeit, der wahre, feſte Glaube keine Secten, keine Formen des Gebets kennt. Ihr findet den Gott überall da, wo ihr wahrhaft zu ihm betet.

Während die Gräfin und Lodoiska, den Roſenkranz in der Hand, niederknieten, blieb Marie ſtill, aber andächtig auf ihrem zurückgezogenen Sitze. Arnhein war nicht mit in den Betſtuhl der Gräfin getreten, weil die Sitte Männer und Frauen in der Kirche ſonderte.

Lodoiska betete mit der Gluth einer Schwärmerin; ihr Auge heftete ſich unverwandt auf ein gegenüberhängendes Marienbild. Leiſe bewegte ſie die zarten Lippen, doch kein

Laut wurde hörbar. In ihren Blicken glänzte das reinſte Dankgefühl, die heilige Wehmuth der Freude. Die Gräfin war ernſt; auch knieend behielt ſie die Majeſtät ihrer Haltung, denn die Hoheit leuchtete von ihrer freien Stirn. Das große, dunkle Auge hob ſich von Zeit zu Zeit unter den langen Wimpern und blickte mit heiligem Ernſt empor.

Das Hochamt war geendet; die Frauen verließen die Kirche. Nahe an der Pforte kreuzten ſich die Strömungen der Menge, ſodaß eine Stockung entſtand. Von beiden Seiten kamen Diejenigen, welche auf dem Chor geſeſſen hatten, die Treppe herab; von drei Seiten drang der Strom aus dem Schiff der Kirche heran. Arnheim hatte ſich nicht wieder an die Frauen anſchließen können; ſie waren allein und hingen ſich feſt aneinander. Jetzt kam auch der franzöſiſche Geſandte mit ſeiner zahlreichen glänzenden Umgebung die Stiegen herab. Der Strom des Gedränges führte ſie dicht mit den Frauen zuſammen. Allmälig ſah ſich Marie ganz von Uniformen umgeben; ſie ſenkte das Haupt, um den mitunter ſehr dreiſten Blicken dieſer Männer auszuweichen. Da hörte ſie einige franzöſiſche Worte von einer Stimme ſagen, die ihr bekannt war. Sie wandte das Auge dahin, aber als habe ſie auf eine Natter getreten, fuhr ſie unwillkürlich ſcheu zurück und erblaßte, denn ſie ſah vor ſich, das Profil halb gegen ſie gewendet, den gefürchteten, verhaßten Beaucaire und zwei Schritte vor ihm auch St. Lucet. Ihre ganze Faſſung mußte ſie zuſammenraffen, um ſich nicht durch einen Schrei zu verrathen; die Kniee zitterten ihr, ſie vermochte kaum einen Schritt zu thun. Sicher wäre ſie niedergeſunken, wenn das Gedränge der herausſtrömenden Menſchen ſie nicht gewaltſam aufrecht erhalten hätte. Ihre Empfindung glich der eines Wanderers, welcher plötzlich entdeckt, daß er ſich neben einer ſchlafend im Graſe liegenden Schlange

zur Ruhe niedergesetzt hat; er weiß nicht, bringt ihm Flucht oder Verweilen Verderben. Wie Beaucaire und St. Luces in diesem Augenblick standen, war es unmöglich für sie, Marien zu sehen. Doch das konnte sie nicht wissen, ob sie nicht schon längst von Beiden bemerkt worden war. O, was hätte sie jetzt darum gegeben, wenn sie wie Lodoiska und die Gräfin einen Schleier getragen hätte, um ihr Angesicht zu verhüllen! Sie beugte es herab, bedeckte es mit ihrem Tuch, suchte sich zu verbergen so weit als es möglich war; doch der Strom des Gedränges trieb sie immer näher auf die Gefahr hin, und sie sah den Augenblick herankommen, wo sie Beaucaire berühren, Arm gegen Arm mit ihm stehen werde. Sie würde der Gräfin einen Wink gegeben haben, doch war jedes Wort gefährlich, konnte sie verrathen. In Todesangst harrte sie stumm aus und ergab sich in ihr Schicksal. Nur ein stummes Gebet sandte sie zu dem Allmächtigen empor, daß er sie aus dieser Gefahr erretten möge. Da warf sich plötzlich der Strom der Menge seitwärts, weil man eine zweite Thür geöffnet hatte. Diesem Zuge folgte die Gräfin, und so erreichte man nach einigen Minuten das Freie, wo für den Augenblick wenigstens Sicherheit war. Jetzt erst konnte Marie der mütterlichen Freundin die Gefahr entdecken, in der sie schwebte. Diese schlug sogleich einen Umweg durch einige Nebengassen ein, um unbemerkt den Palast zu erreichen. Sie beruhigte Marien durch die Versicherung, daß es in Warschau Niemand wagen werde, das Heiligthum der Gastfreundschaft zu stören, selbst wenn man ihren Aufenthalt entdeckt haben möchte. „Indeß bezweifle ich es," fuhr sie fort, „denn hätte einer dieser Männer uns erkannt, so würden sie ihr Auge unverwandt auf uns geheftet haben; doch habe ich nichts der Art bemerkt." Auch Lodoiska trat dieser Meinung bei.

Durch dieſe Zuſicherung einigermaßen beruhigt, ſchöpfte Marie wieder freien Athem. Hatte die Gräfin Recht, ſo war ſie in der That einer groſen Gefahr aufs glücklichſte entgangen. Denn bei dem damaligen Zuſtande der Dinge hatte ſie, in Deutſchland wenigſtens unbedingt, von der Willkür eines ſolchen Feindes wie Beaucaire und muthmaßlich auch St. Luces Alles zu fürchten. Es gab keine andere Rettung als Flucht oder irgend einen mächtigen Schuz. Auf dieſen hoffte Marie durch das Anſehen der Gräfin; ſich ſelbſt überlaſſen, wäre ſie verloren geweſen; denn der geringſte Verdacht, in politiſche Umtriebe verwickelt zu ſein, reicht ja hin, ſelbſt gegen Frauen die härteſten Maßregeln zu verfügen, und Marie wußte nur zu gut, daß ſie und ihre Mutter denſelben nur durch Raſinski's geſchickte und thätige Verwendung und durch den glücklichen Umſtand der Abreiſe St. Luces' aus Dresden entgangen waren. Was damals der Bruder für ſie gethan, das hoffte ſie jezt von der Schweſter. Um Gewißheit über die Lage der Dinge zu erhalten, meinte die Gräfin, es ſei nöthig, Arnheim, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil ins Geheimniß zu ziehen; ein Vertrauen, deſſen Marie ihn nach Dem, was er ihr dieſen Morgen eröffnet hatte, unbedingt würdig hielt. Man war zwar in der Kirche von ihm getrennt worden, doch zweifelte man keinen Augenblick, daß er ſich ſehr bald wieder im Hauſe der Gräfin zeigen werde. Indeſſen wurde es Mittag, und er erſchien nicht. Dies erregte einige Beſorgniſſe in Marien, obwol ſie über ihre eigene Lage ſchon ruhiger wurde, da ſie mit Recht vorausſezte, wenn Beaucaire ſie bemerkt hätte und ſie verfolgen wolle, ſo werde ſie ſchon jezt die Wirkung ſeiner boshaften Thätigkeit erfahren haben; denn er konnte ſie nicht anders als in Geſellſchaft der Gräfin und Ledoiska's, die er Beide kannte, geſehen haben, und

dies reichte hin, ihm ihren Aufenthalt zu entdecken. Endlich gegen Abend ließ sich Arnheim melden. Hätte er gewußt, wie sehnlich man ihn erwartete, so würde er längst dort gewesen sein; allein ihn hielt gerade das Gefühl zurück, welches ihn so mächtig an diesen Ort zog. Denn man scheut sich nicht selten am meisten, da einen Besuch zu machen, wo man so überaus gern ist, weil man das Fehlschlagen der Absicht so fürchtet, daß man nicht selten lieber gar keinen Versuch wagt. Für seinen Abendbesuch aber hatte Arnheim einen gültigen Vorwand, oder vielmehr einen dringenden Grund; denn er sollte noch in der Nacht als Courier abgehen. Um neun Uhr war er zum Gesandten beschieden, um seine Depeschen zu empfangen. Als er mit dieser Entschuldigung seines Besuchs denselben einleitete, erschien es klar, daß seine Hülfe in der Angelegenheit, die man ihm vertrauen wollte, nicht mehr möglich sei. Doch er kam von selbst darauf; denn im Gespräch äußerte er: „Es scheint, daß Warschau alle Badegäste aus Teplitz versammeln will; so eben traf ich wieder zwei beim Gesandten, die beiden Franzosen, welche auf jener Landpartie nach Aussig zu uns stießen."

„Haben Sie dieselben gesprochen?" fragte die Gräfin mit etwas zu hastigem Ton, als daß er nicht hätte auffallen sollen.

„Nur ganz flüchtig," entgegnete Arnheim; „aber weshalb? Wünschen Sie vielleicht —"

„O ja, wir wünschen wirklich etwas, könnten Sie um einen wichtigen, dringenden Dienst bitten," nahm die Gräfin das Wort und blickte Marien an.

„Mit größter Freude stehe ich Ihnen zu Befehl," entgegnete Arnheim.

„Es ist die Frage, ob Sie es noch können. Unser Wunsch ist nämlich der, daß diese beiden Franzosen, wo möglich, un-

ſere Anweſenheit gar nicht erfahren, denn wir haben dringende Urſachen, ſie zu vermeiden. Vielleicht aber haben Sie unſerer ſchon erwähnt und dann —"

„Gewiß nicht," fiel Arnheim raſch ein, „denn ich erinnere mich aus Teplitz her, daß Ihnen," hier blickte er Marien an, „dieſe Herren ſchon bei der damaligen Begegnung nicht angenehm waren; mir ſind ſie es in der That auch nicht, und wir wechſelten daher nur einige unbedeutende Worte miteinander.. Auch dürfen Sie ganz unbeſorgt ſein, denn ſie reiſen noch heut mit mir in derſelben Stunde ab."

„Gott ſei Dank!" rief Marie, die bisher mit angſtvoller Spannung zugehört hatte, und der nun die freudige Überraſchung dieſen Ausruf entriß.

Arnheim war erſtaunt über die Heftigkeit ihrer Empfindung, doch erlaubte ihm ſeine Beſcheidenheit keine Frage. Allein Marie fühlte, daß ſie ſich zu erklären habe, wenn ſie nicht den fremdartigſten Vermuthungen preisgegeben ſein wollte.

„Sie müſſen wiſſen, Herr v. Arnheim," begann ſie daher, „daß ich die Urſache bin, weshalb die Frau Gräfin dem Beſuch dieſer Herren auszuweichen wünſchte. Eine Kette von Vorfällen, zu deren Mittheilung ich nicht berechtigt bin, hat bewirkt, daß ich dieſe beiden Männer vermeiden, ja daß ich ſie fliehen muß. Meinen herzlichen Dank würden Sie ſich daher erwerben, wenn Sie jetzt und zu keiner Zeit, wo Sie denſelben begegnen dürften, von meiner Anweſenheit hier etwas ahnen ließen. Es iſt ein Dienſt, den im ernſteſten Sinne des Worts Ihre Landsmännin von Ihnen erbittet."

„Ich würde mich für einen Elenden halten," rief Arnheim lebhaft, „wenn ich Ihrem Willen auch nur mit einer Sylbe, einem Blick entgegenhandelte."

„Ich bin gewiß, daß Sie thun, was Sie vermögen,

um mir etwas Unangenehmes zu ersparen," sprach Marie freundlich und reichte ihm die Hand; „nehmen Sie meinen ganzen Dank im Voraus dafür an."

„Wenn Sie mir nur mehr, nur wirklich etwas, das einem Dienst, einer That ähnlich sähe, aufgetragen hätten! Wünschen Sie vielleicht nähere Auskunft über diese beiden Männer?"

„Ich weiß nicht, ob sie mir fruchten würde," antwortete Marie; „doch sagen Sie uns, was Sie wissen, denn schädlich kann es mir nie sein, die Verhältnisse Derjenigen genauer zu kennen, vor denen ich mich zu hüten habe."

„Es ist in der That wenig. Wie ich aus ihren Geschäften ersah, sind Beide in der Civilverwaltung, die zu der großen Armee gehört, angestellt, und zu diesem Zwecke begeben sie sich jetzt dahin. Ihre Thätigkeit scheint sich gegenwärtig besonders auf die Verpflegungsanstalten zu beziehen, die im Rücken der Armee angelegt sind und noch werden."

„So würden sie vielleicht nicht zur Armee selbst abgehen?" fragte Marie und ein Schimmer der Hoffnung lebte in ihr auf.

„Ihre nächste Bestimmung ist Wilna; weiter vermag ich nichts anzugeben. Dorthin werden sie aber schon binnen einiger Stunden unterwegs sein."

„Es ist auch hinreichend und beruhigend genug für uns," sprach die Gräfin. „Aber Ihre eigene Abreise ist so nahe," nahm sie mit Leichtigkeit eine andere Wendung, „daß wir uns fast fürchten müssen, Ihnen durch die Bitte, den Überrest des Abends bei uns zu verweilen, die Zeit zu Ihren Vorbereitungen zu rauben."

„Wenn Sie mir nur gestatten wollen, diese wenigen Stunden so glücklich zuzubringen; meine Geschäfte sind beendigt. Um neun Uhr empfange ich meine Abfertigung, um

zehn Uhr bin ich zuverläſſig ſchon eine gute Strecke von Warſchau entfernt, denn ich habe meinen Wagen vor das Hôtel des Geſandten beſtellt. Alſo bis gegen die neunte Stunde —"

„Sind Sie mir der willkommenſte Gaſt," unterbrach ihn die Gräfin.

Es wurde Licht in den Salon gebracht und der Thee ſervirt. Das Wetter war wieder rauher geworden; der Wind rauſchte herbſtlich in den Bäumen und ſchlug gegen die Fenſter. Dies erhöhte nur die Traulichkeit des Zimmers; ſelbſt Arnheim vergaß, daß er dieſes Glück nur in ſo flüchtigem Moment erhaſchen ſollte, daß er in wenigen Stunden durch die rauhe Hand des Krieges ſchon wieder von allem heimiſchen, geſelligen Beiſammenſein für lange Zeit, getrennt würde.

Man ſprach von der Schlacht, von den Opfern, die ſie gefordert hatte, von den noch Beklagenswertheren, die erſt nach langer Qual das beruhigende Ziel des Todes erreichen würden. Arnheim ſchilderte mit Sachkenntniß die dringende Noth, welche oft in den Lazarethen herrſche, den Mangel an Geräthſchaften, beſonders aber an verpflegenden Händen.

„Es ſollten," rief Lodoiska, von ihrem Mitgefühl hingeriſſen aus, „jedem Heere Frauen und Mädchen folgen, um die Pflege der Verwundeten zu übernehmen."

„Und hätteſt Du den Muth zu einem ſolchen Unternehmen?" fragte die Gräfin lächelnd, aber doch ernſthaft.

Lodoiska, welche wohl empfand, was ihr den Muth dazu verleihen würde, erröthete hoch, erwiderte aber ſchnell: „Ja gewiß, ich traue ihn mir zu!"

„Ich weiß nicht," ſprach Marie mit zweifelhaftem Ton, „ob Diejenigen, welche nahe Angehörige unter den Kriegern haben, nicht eine ſolche Verpflichtung fühlen ſollten. Wir Mädchen müßten uns deſſen vielleicht einer falſchen Scheu

und Behutſamkeit wegen enthalten; allein eine Frau, die ihren Gatten in der Gefahr weiß, ſollte ihm wol ſo nahe ſein, um in der Stunde der Noth zu ſeiner Hülfe herbeieilen zu können."

„Wenn es nur möglich wäre und geſtattet werden könnte," entgegnete Arnheim nicht ohne Bewegung; „uns Soldaten würde eine ſo holde Pflege mit doppelter Kühnheit dahin treiben, wo die Wunden zu gewinnen wären, denen wir ein ſo ſanftes Glück zu verdanken hätten."

„Der Troſt für die daheimbleibende Gattin," bemerkte die Gräfin, „liegt wol in dem Gefühl, daß der Mann ſeinen edelſten Beruf erfüllt, daß er für den Ruhm, die Ehre, die Freiheit oder Sicherheit ſeines Vaterlandes kämpft. Eine wirklich edle, des Mannes würdige Gattin wird ſo denken müſſen und darum auch ſo fühlen lernen. Sie darf ihm das Opfer, welches nur ſeiner Perſönlichkeit gelten würde, nicht bringen, weil ſie gar nicht vorausſetzen darf, ohne ihn zu beſchämen, daß er es fordert. Der Mann, der den Umfang ſeiner Pflichten überſieht, weiß auch, daß er, wenn er in den Kampf zieht, dem Vaterlande Mütter und Hausfrauen zurücklaſſen muß, die die heranwachſende Jugend für künftige Zeiten pflegen, ja, daß Habe und Gut des Einzelnen, welches vereinigt das Habe und Gut des Ganzen bildet, zum Beſten des Ganzen ſorgſam verwaltet werden muß. Durch dieſe Erwägungen ſcheinen mir die Pflichten einer Frau vorgezeichnet und erleichtert zu ſein."

Nicht nur Arnheim, ſondern auch Marie und ſelbſt Lodoiska mußten bekennen, daß die Gräfin die Pflichten des Weibes in der würdigſten Weiſe erkenne; ſie hörten ihr mit Ehrfurcht zu; denn ſo ernſte Selbſtüberwindung ſie forderte, dennoch verleugnete ſie das ſanftere weibliche Gefühl nicht;

ſie geſtattete ihm ſeine Rechte, nur wollte ſie ihm die alleinige Herrſchaft nicht gönnen.

„Im Ganzen iſt es gewiß ſo allein wahr und richtig," ſprach Marie; „doch kommen unſtreitig auch Fälle der Ausnahme vor. Wenigſtens werden wir ſie, wenn ſie eintreten, aus der Eigenthümlichkeit der Charaktere erklären, oft rechtfertigen, bisweilen auch wol bewundern können."

„So iſt es," rief Arnheim lebhaft aus und heftete ſein Auge auf das ſchöne, ſanft entſchloſſene Weſen, das ihm, je näher der Augenblick des Abſchieds rückte, theurer und theurer wurde. Doch beſchloß er, mit männlicher Kraft ſeinen Gefühlen zu gebieten und Mariens Herz nicht in einem Augenblick zu einer das ganze Leben umfaſſenden Entſcheidung zu drängen, wo ihr kaum die Zeit geblieben wäre, das Ja oder Nein auszuſprechen.

Die Stunden waren raſcher als Minuten entflohen. Die Glocke der benachbarten Kirche ſchlug neun Uhr; das ſtrenge Gebot der Pflicht geſtattete kein Säumen mehr. Herzliche Wünſche begleiteten den Scheidenden; der Abſchied war für Alle bewegend; Arnheim mußte ihn beſchleunigen, um ſich nicht zu verrathen.

Viertes Capitel.

Die nächſten Tage verſtrichen den Frauen ſo ſtill wie gewöhnlich. Die gewonnene Schlacht bildete für ſie wie für alle Bewohner Warſchaus noch immer den Hauptgegenſtand des Geſpräches. Nach und nach wurden genauere Nachrich-

ten darüber bekannt, weil Jeder, der den Seinigen noch so eilig geschrieben, doch irgend eines Umstandes gedacht hatte. Die Erstürmung der großen Redoute war von Mehreren kurz berichtet. Fast Keiner, der nicht von den großen Verlusten, der Hartnäckigkeit des Kampfes, dem entsetzlichen Artilleriefeuer, den unbeschreiblichen Anstrengungen irgend etwas erwähnte.

Nach drei Tagen erschien ein ausführlicherer, amtlicher Bericht in den Zeitungen. Die Gräfin las ihn zuerst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlug stolz, so oft der Tapferkeit der polnischen Truppen gedacht wurde; zumal aber, wo der Bericht von der Cavalerie sprach. Als sie zu Ende gelesen, ging sie zu Lodoiska und Marie hinüber, die, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, auf ihrem Zimmer saßen, um ihnen vorzulesen, was die Zeitungen meldeten. Die Spannung beider Mädchen war so groß, daß ihnen unwillkürlich die Nadel entsank; bei jedem neuen Kampfe, der geschildert wurde, bebten sie auf's Neue für die Ihrigen. Zumal als es hieß: „Jetzt erhielt der König von Neapel Befehl vom Kaiser, was ihm an Cavalerie zu Gebote stehe, zusammenzuraffen und damit die russischen Linien zu werfen, sodaß die furchtbare Redoute in der Kehle angegriffen werden könnte. Zwei sächsische Kürassierregimenter, drei polnische leichte Cavallerieregimenter —"

Hier fing Lodoiska an zu zittern und erbleichte; selbst die ruhigere Marie wechselte die Farbe. Masinski wurde nicht genannt, doch eine Ahnung sagte ihnen, er sei mit seinem Regimente dabei gewesen. Diese Vorstellung wirkte mächtig ein; die Beschreibung des Gefechts war lebhaft, sie gestand große Verluste ein, schilderte aber auch den Triumph des Sieges mit glänzenden Farben.

Die Gräfin hatte geendet.

Wie auf ein verabredetes Zeichen sprangen beide Mädchen, die bisher in bebender Spannung gesessen hatten, auf und sanken einander in die Arme. Es war die tiefste Rührung über die Rettung ihrer Geliebtesten aus diesem furchtbaren Ungewitter des Kampfes. Selbst die Gräfin wurde weich, schloß die Mädchen sanft an sich und neigte ihr mütterliches Haupt gegen sie hinab.

Am fünften Tage erst kam ein zweiter Brief von Rasinski, in welchem mit Bleistift geschriebene Blättchen von Ludwig und Jaromir lagen. Rasinski schrieb:

„Theure Schwester! Seit vier Tagen verfolgen wir den Feind rastlos und haben tägliche Scharmützel. Dennoch rücken wir nur langsam vor, weil die Russen sich in guter Ordnung zurückziehen. Es würde nicht so sein, wenn unsere Erschöpfung es möglich gemacht hätte, sie schneller zu verfolgen. Die Sorge für die Verwundeten, für unsere Verpflegung, nimmt jetzt fast jeden Augenblick in Anspruch. Deshalb nur diese wenigen Zeilen. Wir haben viele theure Freunde verloren! Zwei Drittheile meines Regiments liegen auf den Anhöhen von Semenowskoi, unter ihnen auch mein alter getreuer Petrowski, dessen Leiche ich nicht einmal aufsuchen und bestatten konnte. Seit Jahrtausenden ward keine so blutige Schlacht gefochten. Unsere Anstrengungen sind unbeschreiblich, doch mit der Hülfe Gottes sind wir noch wohlauf und rüstig. Über dem blutigen Schlachtfelde von Borodino wird Polens Sonne der Freiheit aufgehen! Darum, Johanna, traure nicht über die Todten. Das Vaterland wird ihnen Denksteine setzen, daß ihr Ruhm unvergänglich glänze. Lebe wohl, Johanna! Die Morgenröthe bricht endlich an! Freue Dich!

„Dein Bruder."

Ludwigs Blättchen lautete:

„Marie! Tage brauchte ich, um mein Herz gegen Dich auszusprechen, und kaum Minuten werden mir. Am Abend vor der Schlacht erfuhr ich den Tod unserer Mutter. O Dein lieber tröstender Brief! Mitten im Getümmel des Kampfes war mein Herz nur bei Dir, Du Arme, und die drohenden Gefahren verloren fast ihre Macht an mir. Bernhard ist die treueste Seele dieser Erde; er glaubte mich verloren und suchte mich unter den Todten. Aber wir fanden uns als Lebende. Leb' wohl! Verzage nicht! Der Tag des Wiedersehens und des Glückes kommt auch für uns. Daß mich die furchtbare Schlacht verschonte, sei Dir Bürge dafür!"

Jaromir schrieb nur:

„Lodoiska, mein holdestes Leben! Zittere nicht mehr, alle Gefahren sind vorüber! Die Schlacht war gewaltig — auch ich betraure viele treue Brüder und Genossen. Doch mich beschützte Dein Flehen! Dir danke ich Alles, Glück und Leben. O könnte ich erst wieder an Dein Herz sinken! Boleslaw, Ludwig und Bernhard leben. Theuerste, lebe wohl und gedenke mein!"

„Dein ewig getreuer Jaromir."

Diese ersten Nachrichten von der eigenen Hand der Geliebten machten die Frauen unbeschreiblich glücklich. Jede leise Spur der Zweifel war nun verschwunden, sie überließen sich ganz dem glückseligen Gefühl, welches nach der überstandenen düstern Sorge und Gefahr der Brust die süßeste Belohnung gewährt.

Nach wie vor besuchte Lodoiska täglich die Messe. Doch ihre Gebete waren jetzo Dankgebete geworden, und ihre Thränen wurden nicht mehr von Angst und Sehnsucht erpreßt, sondern sie flossen in dankbarer Rührung.

So verging eine Woche.

Da traf die Nachricht von dem Einrücken des kaiserli-

chen Heeres in Moskau ein. Aus der Burg der alten Zaaren war das Bulletin gezeichnet, wodurch der Kaiser diesen neuen, letzten Sieg dem staunenden Europa bekannt machte. Nun also war das große Ziel, der heißgewünschte Friede errungen. Denn wem sollte man Krieg führen, wenn es keine Feinde mehr zu besiegen gab? Jetzt lebten alle Hoffnungen in den Herzen auf, jetzt endlich glaubte man den Tag der Ruhe, der Vergeltung so unendlicher Opfer anbrechen zu sehen. Der Pole fühlte sich schon wieder frei. Er hoffte wieder ein Vaterland, einen aus dem Schooße des Volkes hervorgegangenen König, eine Geschichte zu haben. In diesem Gefühle war die Gräfin glücklich und stolz; Lodoiska lehnte die Hütte ihres stillern Glücks an den kühnen Palast der Hoffnungen, den ihre Pflegerin aufrichtete. Marie nährte in tiefer, warmer Brust die Keime, welche Arnheims Betrachtung der Dinge tröstend in ihr geweckt hatte. Wenn nicht gleich, so werden sie doch bald erblühen, du wirst doch noch die Tage des Glückes, der Freiheit leuchten sehen, wirst den verfolgten Bruder wieder frei und offen an dein Herz schließen, seinen getreuen Freunden die Hand bieten dürfen. Endlich werden die finstern Gewölke, durch diesen letzten furchtbaren Schlag entladen, sich theilen, und des Himmels Blau sich freundlich wieder über deinem Vaterlande wölben. Lange genug dauerten die Herbst- und Winterstürme. Es muß auch ein Tag des Lenzes wieder anbrechen!

In diesen glücklichen Hoffnungen wiegten sich die Seelen der Frauen fünf Tage lang ein.

Da verbreitete sich zuerst durch Juden, die von Brzesc Litewski kamen, das Gerücht, Moskau sei von den Russen in Brand gesteckt. Verstohlen murmelte man es, raunte es leise, halb gläubig einander ins Ohr; denn man wagte es

nicht laut auszusprechen, um nicht die Hoffnungen der fröhlichen Menge durch einen blinden Schrecken niederzuschlagen. Wie es zu gehen pflegt, so übertrieb der Eine, während der Andere sicher wissen wollte, Alles beschränke sich auf einige durch Zufall in Brand gerathene Gebäude. Im Hôtel des Gesandten war Alles still; Niemand erfuhr den Inhalt der Depeschen, die die Couriere brachten. Doch lauter und immer wachsender wiederholten sich die düstern Gerüchte; schon wagte Niemand mehr zu widersprechen. Endlich war das Unheil nicht mehr zu verhehlen. Laut gestanden es die Berichte des französischen Ministers ein, daß die Russen in ihrem rasenden Wahne selbst ihre Hauptstadt der Zerstörung geweiht hätten. Was auch gesagt wurde, um das Schreckenvolle der Nachricht zu mildern, um der Vermuthung vorzubeugen, als könne dies Ereigniß dem französischen Heere Gefahr oder gar Verderben bringen: die That erschien zu ungeheuer, zu beispiellos, wenn sie nicht den sichersten Erfolg mit sich führte. Nur um Rußland mit Gewißheit zu retten, konnte Moskau den Flammen preisgegeben werden, wie man nur, um Frankreich zu retten, die Brandfackeln in die Häuser von Paris schleudern würde. Das fühlte Jeder mit nicht zu besiegender Gewißheit. Ein stummer, kalter Schrecken bemächtigte sich der Gemüther, ein Grausen schlich durch die Seele der Kühnsten. Die Zeit hatte an ungeheure Ereignisse, an beispiellose Thaten gewöhnt; diese aber reichte weit über das Maß, über die Grenzen aller Vorstellung hinaus. Man erinnerte sich, daß in der entsetzlichsten Zeit der französischen Revolution einer jener Redner, deren Worte ein Schwert, eine Flamme, ein Blitz wurden, wenn die aufgährende Leidenschaft sie aus dem Vulkan der Brust schleuderte, um seinen Gegner zu schrecken, auf der Tribune gerufen hatte: „Dann wird der Tag kommen, wo man an

der Seine die wüſte Stätte zeigt, auf welcher einſt Paris ſtand!“ Dieſer Gedanke ſchon hatte an jenen Tagen, wo man an blutige Schreckensgeſpenſter, in die entſetzlichen Larventänze aller Furien und Dämonen, die das menſchliche Herz beſitzen können, gewöhnt war, das Blut in den Adern erſtarrt. Und jetzt ſollte ſo Ungeheures, Namenloſes, Undenkbares ſich verwirklicht haben? Jene Stadt, die ſeit Jahrtauſenden allen Ruhm und Glanz und Reichthum des unermeßlichen Reiches der Zaaren in ihren Burgen und Paläſten ſammelte; jene Stadt, wo Aſiens Üppigkeit mit Europa's Kunſt und Betrieb ſich wetteifernd verband; jene alte Hauptſtadt, geheiligt als ein Siz der väterlichen Götter, ſie ſollte dem Boden gleich gemacht, in eine ſchauerliche Aſchenwüſte verwandelt ſein! Nur das Ungeheure konnte dieſes Ungeheure erzeugen, nur das Entſetzliche dies Entſetzen gebären! Eine Sturmfluth wogender Vermuthungen drängte ſich heran. Dazu kam, daß auf den Schwingen des Gerüchtes ſelbſt dieſes kaum zu faſſende Ereigniß noch ins Rieſenhafte wuchs. Man ſchilderte die zerſtörte Stadt als einen Aſchenhaufen, der keinem lebendigen Weſen mehr Obdach gebe, als einen ausgebrannten Krater, wo der lezte Funke des Lebens erſtorben ſei. Unter der Aſche ſollten die verbrannten Gebeine des Heeres vergraben, nur wenige Führer und Einzelne, die ein Wunder beſchüzt habe, entkommen ſein. Man konnte ſich's nicht denken, daß ſolch ein Wurf gewagt worden ſei, wenn es nicht unzweifelhaft war, Alles darauf zu gewinnen. Darum ſagte man ſchon den Kaiſer auf der Flucht, ja, Einige wollten wiſſen, er ſei bereits in Warſchau. Die Beſonnenſten, Hoffnungsreichſten glaubten wenigſtens nicht mehr an den Frieden, ſondern hielten dieſe That für den unumſtößlichſten Beweis, daß der Kampf jezt erſt recht beginnen ſollte.

So folgte die dumpfeste Betäubung und muthloseste Bestürzung auf den kurzen Freudenrausch, den der Sieg gewährt hatte.

Die Gräfin glich einem Marmorbilde, so bleich sah sie aus, seit diese Schreckensnachrichten eingetroffen waren. Nicht für das Schicksal ihres Bruders, der nächsten Ihrigen zitterte sie, sondern für das ihres Vaterlandes. Sie wähnte in dem auf nächtlich düsterm Hintergrunde brennenden Moskau das entsetzliche Spiegelbild der Zukunft Warschau's zu sehen, und im überwallenden Schmerz rief sie ängstlich prophezeiend aus: „Wer weiß, wie nahe jetzt der Tag ist, wo die Flammen über den Zinnen meiner Vaterstadt zusammenschlagen, zur Sühne für das grausenvolle Brandopfer, das Rußland seiner Freiheit gebracht hat!“

Lodoiska war ohne alle Fassung; nur Marie bewahrte in stiller, ergebener Seele die Ruhe, diese schönste Frucht des Glaubens und der Erkenntniß zugleich. Sie, die sich dem Taumel des Glücks nicht frei hatte hingeben können, sondern nur entferntere Hoffnungen an das Geschehene knüpfte, war jetzt auch nicht so tief in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit gestürzt. Die Gräfin, abgeschlossen und einig mit sich selbst, wie sie war, bedurfte keines Trostes; sie stand entsetzt, aber fest, ohne zu beben, an den geöffneten Pforten des Verderbens. Doch Lodoiska wurde von dem Sturme der Ereignisse wie eine schwankende Rebe bewegt; sie bedurfte des Anhalts. Die liebevoll tröstende Marie, welche jedes Fünkchen der Hoffnung mit erfinderischer Liebe zu nähren wußte, war ihre Stütze. Denn vor der erstarrten, festen Gestalt der Gräfin schauerte Lodoiska heimlich zurück, weil sie in den ernsten Blicken derselben, in den tiefen Zügen ihres erhabenen Grams den heimlichen Vorwurf zu lesen glaubte: Du trauerst um nichts als um Deine arme, kleine Liebe! Deine

Seele iſt nicht groß genug, den Verluſt eines Vaterlandes zu empfinden. Möchten Alle den Untergang gefunden haben in den Flammen, in der Aſchenwüſte, wenn Du nur den Geliebten gerettet haſt! Lodoiska täuſchte ſich; dieſe ſtrenge Sprache würde Johanna nicht geführt haben, dazu fühlte ihr Herz zu liebend menſchlich das Weh in fremder Bruſt.

Doch ſchnell änderte ſich die Lage der Dinge wieder. In dieſen Zeiten ſchwankte jedes Lebensſchiff auf ſtürmiſchem Meere. Bald erblickte man von dem Gipfel der Welle den nahen Hafen, die Rettung, den Sieg; bald thürmten ſich die Wogen hoch über das Haupt und ließen kaum noch einen Streifen des ewigen Himmels wahrnehmen. Es kamen ſpätere Nachrichten aus Moskau, die den Beweis führten, daß das Heer nicht gefährdet ſei, daß man, trotz der ſchreckenvollen Zerſtörung, Wohnplätze zu Winterquartieren genug übrigbehalten habe, daß der Krieg zwar noch fortdaure, aber doch bereits die erſten Schritte zu Friedensunterhandlungen geſchehen waren. Jetzt verſchwand die Beſtürzung, welche die Kunde von dem Unheil erregt hatte, und neue Hoffnungen keimten empor.

Nur auf Nachrichten von den Ihrigen warteten die Frauen noch, um ſich ganz der Freude hinzugeben. Da trafen eines Abends zwei Briefe zugleich ein; der eine, von Jaromirs Hand, war an Lodoiska, der andere von Raſinski an ſeine Schweſter gerichtet. Dies fiel auf, da ſonſt Alles in Raſinski's Briefe eingeſchloſſen zu ſein pflegte. Lodoiska war in der Veſper; die Gräfin öffnete daher nur den Brief Raſinski's an ſie; er war vom 15. September, dem Tage nach dem Beginn des Brandes, datirt und lautete:

„Theuerſte Schweſter!“

„Wir ſind, was unſern Theil anlangt, einem großen

Unheil auf die wunderbarſte Weiſe entkommen. Moskau ſteht halb in Flammen! Es herrſcht eine beiſpielloſe Verwirrung. Wir mußten aus der Stadt aufs Feld hinausrücken und ſtehen jetzt im Lager. Ich benutze dieſe erſte Minute, die ich gewinne, Dir zu melden, daß wir Alle leben und unverſehrt ſind. Wann der Brief abgehen wird, weiß ich nicht. Obriſt Regnard, den ich eben ſprach, beſorgt ihn zur Feldpoſt."

„Dein Bruder."

Doch in dem Briefe lag noch ein beſonderes, geſchloſſenes Zettelchen mit der Aufſchrift: „Für Dich allein."

„Wir vermiſſen Jaromir! Verſchweige dies Lodoiſken. Daß er verunglückt ſei, iſt faſt undenkbar. Ich mußte ihn mit einer Meldung zum Marſchall Mortier ſenden; ſo kam er von mir ab. In der ungeheuren Stadt, bei der grenzenloſen Verwirrung aber iſt nichts leichter, als ſich zu verirren. Morgen hoffe ich, ſind wir wieder beiſammen. Ich ſchreibe dies nur Dir, weil ich Dir heilig verſprochen, niemals Etwas zu verhehlen. So darfſt Du mir auch glauben, daß ich nichts für Jaromir fürchte."

Als die Gräfin den verſchloſſenen Zettel geleſen hatte, glaubte ſie natürlich, der zugleich mitgekommene Brief Jaromirs werde ſeine Vermiſſung erklären. Sie hielt ihn mit der größten Wahrſcheinlichkeit für ſpäter geſchrieben und nachträglich zur völligen Beruhigung Lodoiſka's abgeſandt. Darum freute ſie ſich auf die Rückkehr derſelben, um ſie mit dem Briefe zu überraſchen. Marie theilte dieſe Meinung. Nach einer kurzen halben Stunde kam Lodoiſka zurück. Die Gräfin trat ihr mit dem Briefe entgegen, hielt ihn halb ſcherzend, denn ſie war in ſehr froher Stimmung, daß ihr nun auch die letzten Bekümmerniſſe vom Herzen

genommen waren, in die Höhe, und rief: „Was gibst Du mir für dieſen Brief, Ludoiska?“

„Von Jaromir?“ rief ſie mit vor Freude glänzenden Augen; dabei zog ſie verlangend die emporgehobene Hand der Gräfin mit der Linken herab und ſchmeichelte ihr mit der Rechten. Ein herzlicher Kuß war der Lohn, den das glückliche Mädchen für den Schatz gab. Dann öffnete ſie haſtig, mit Wangen, die hoch von Freude und Erwartung geröthet waren, den Brief und hielt ihn gegen das Licht, um ihn zu leſen. Aber als ſei ſie plötzlich an den Rand eines entſetzlichen Abgrunds gerathen, ſchauerte ſie zuſammen, wurde blaß wie der Tod, ließ die Hände kraftlos herabſinken und das Papier fallen. Ein Schrei, den ſie ausſtoßen wollte, erſtickte in der beklemmten Bruſt; ihre Stimme wankte, und noch ehe die Gräfin und Marie ihr zu Hülfe eilen konnten, ſank ſie bewußtlos zu Boden.

„Um des Himmels willen, was fehlt Dir?“ rief die Gräfin und ſuchte mit Mariens Hülfe, die angſtvoll herbeigeeilt war, die Niedergeſunkene emporzurichten; nur mühſam gelang es, ſie auf das Sopha zu bringen. Die Gräfin ſchellte nach Hülfe. Marie nahm den entfallenen Brief vom Boden auf und ſah, indem ſie einen flüchtigen Blick darauf warf, daß er nur eine Zeile enthielt. Sie wagte ihn nicht zu leſen; doch die Gräfin nahm denſelben ohne Bedenken und las ihn. Er enthielt nichts als die Worte:

„Heuchlerin! Treuloſe! Wir ſind auf ewig geſchieden!“
„Jaromir.“

Beide Frauen waren ſprachlos, erſtarrt vor Erſtaunen.

„Der Schlag mußte die Arme freilich zu Boden ſchmettern,“ ſprach die Gräfin mit dem Tone innerſter Empörung. „Darauf konnte ſie nicht gefaßt ſein! Es iſt unwürdig,

abſcheulich, ein Frevel ohne Maß und Gleichen!“ In heftiger Bewegung ging ſie auf und ab im Zimmer; Marie las zu ihrer eigenen Überzeugung das unheilvolle Blatt noch einmal und legte es dann mit zitternden Händen, wie entſetzt vor dem kalten Eishauch, mit dem dieſe Zeilen erſtarrend in die warme Bruſt der Liebe eindrangen, zurück. „O, Du Unglückſelige,“ ſprach ſie, indem ſie ſich über das Haupt der Ohnmächtigen beugte, „wie ſollen wir Dir den Schmerz dieſer Kunde lindern!“

Lodoiska's Mädchen war eingetreten. Sie erſchrak über den Anblick ihrer Gebieterin.

„Die Gräfin iſt plötzlich unwohl geworden; ſie muß zu Bett gebracht werden. Caſimir ſoll zum Arzt eilen. Beſtelle dies und komm' eilig zurück.“ Auf dieſe mit mühſamer Faſſung und Kälte geſprochenen Worte der Gräfin verließ das Mädchen den Salon wieder. Marie hatte indeſſen Lodoiska's Schläfe mit kaltem Waſſer genetzt, um ſie zur Beſinnung zurückzubringen. Die Gräfin ging noch immer heftig auf und nieder. „Darin erkenne ich die Männer! Ihre eigene Schlechtigkeit öffnet ihr Herz jedem unwürdigen Argwohn! Wer hätte ahnen ſollen, daß auf dieſer reinen Seele der ſchwärzeſte Verdacht ruhen könnte! Dies Herz, das ſich in der Gluth ſeiner Liebe verzehrte, wird der Treuloſigkeit angeklagt! Abſcheulich! Unerhört! Grenzenlos abſcheulich! Und welche Beweiſe kann der leichtſinnige Frevler, der mit roher Ferſe die Blüthen ſeines eigenen, unnennbaren Glückes in den Boden ſtampft, für ſeine namenlos ſchwere Anklage haben? Ein Gerücht, einen verläumderiſchen Brief, die boshafte Erzählung irgend eines ehrloſen oder bis zum Verbrechen leichtſinnigen Kameraden!“

Sie trat vor Lodoiska hin, deren Bruſt ſich unter den tiefen Athemzügen — Marie hatte ihr das Kleid geöffnet —

kaum zu regen ſchien. „Wie dieſer reine Engel ſchlummert! Selbſt das entſetzliche Geſpenſt des Schreckens, das ſie ſo plötzlich niederwarf, hat ihre holdſeligen Züge nicht entſtellt. Ein Blick auf ihr Bildniß hätte den Beweis ihrer Schuldloſigkeit gegen tauſend Zeugen geführt! Haſt Du ſie gemordet, haſt Du dies zarte Leben zerknickt mit dem Streich, den Deine wilde Hand blind geleitet darauf führte, ſo möge Dich ihr Bild als ein Geſpenſt des Schreckens verfolgen!“

„Nein, nein, ſie lebt, ſie athmet, ſie wird erwachen, wir werden ſie tröſten, beruhigen!“ entgegnete Marie mit von Thränen erſtickter Stimme. „Alles wird ſich löſen; auch dieſes entſetzenvolle Mißverſtändniß.“

„Hier kann kein verworrenes Gewebe mehr gelöſt werden! Der Knoten iſt mit ehernem Schwert durchhauen, alle zarteſten Fäden, die zwei junge Herzen verknüpften, ſind zerriſſen! Wo ein ſo finſterer Geiſt des Argwohns in das Heiligthum der Liebe, des Vertrauens einbrach, da vertilgen ſich ſeine Spuren nie. Überzeugt kann Jaromir werden, daß Ludoiska kein Sonnenſtäubchen der Untreue, der Falſchheit in ihrem reinen Buſen trug; überzeugt wie von dem Glanz der Geſtirne am ewigen, klaren Himmel! Doch der ſchöne, heilige, unverbrüchliche Glaube Beider aneinander iſt vernichtet, iſt gemordet. Eine geſchehene That, ein geſprochenes Wort, ſie ſind unwiderruflich, unwiederbringlich, wie die entflohenen Minuten. Was Du auch thuſt, um Verſäumtes nachzuholen, um eine Schuld zu verſöhnen: es iſt nur ein hohler Trug und Schein; die Verſäumniß, das Verbrechen ſind begangen, ſie bleiben unabänderlich, und keines Gottes Macht vermag die ewigen Schriftzüge in dem Buche des Vollbrachten zu löſchen!“

Das Mädchen trat wieder ein; Ludoiska wurde in ihr Gemach, zu Bett gebracht. Marie ſetzte ſich zu ihr und

lauſchte auf den wiederkehrenden Athem, auf das Aufſchlagen ihres Auges. Die Gräfin ſtand in ernſter, tiefer Trauer ſchweigend am Fuße ihres Lagers und heftete die dunklen Blicke unverwandt auf die Lebloſe.

Endlich öffnete ſie das holde Auge nieder, blickte ſchmerzlich auf, reichte dann den lieben Pflegerinnen die Hände dar und ſprach leiſe, aber aus tiefſter Bruſt: „O, ich bin grenzenlos elend!“

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Nacht hatte sich schon herabgesenkt, ein rauher Sturm brauste über die Felder und sauste hohl in den dunklen Kronen hoher Fichten, als Rasinski mit der kleinen Schaar seiner Getreuen, die er nicht mehr sein Regiment zu nennen wagte, den Bivouac erreichte. Man war müde bis zur Erschöpfung, die Glieder erstarrten in dem naßkalten Winde.

„Hier in dieser Hügelsenkung," befahl Rasinski, „wollen wir lagern. Wenigstens haben wir hier Schutz vor dem Winde." Die Reiter schwenkten links ein.

Es war die in zwei Hügelspitzen vorspringende Ecke eines alten, düstern Fichtenwaldes, die Rasinski zu seinem Lagerplatze ausersehen hatte. Hohe Bäume standen auf den ziemlich steilen, wiewol niedrigen Anhöhen, die eine fast ringförmige Schlucht mit ihrer hohlen Krümmung umschlossen. Die Wipfel der uralten Stämme kreuzten sich, so schmal war die Höhlung, über derselben; niedriges, schwarzes Kiefergebüsch klimmte die Höhe hinan.

Gegen den Herbstwind gewährte der Raum freilich einigen Schutz, doch war er feucht und kalt, da die Sonne

kaum in Sommertagen durch die düſtern Kronen der Rieſenfichten dringen mochte, geſchweige jetzt im Spätherbſt. Nur einige Birken mit dem weißen Stamme und dem blaßgelben, welken Laube ſtanden wie Geſpenſter auf dem dunklen Hintergrunde.

„Ein guter Hinterhalt," ſprach Bernhard beim Einreiten durch die enge Mündung der Schlucht.

„Ja, für eine Räuberbande möchte er gelegen ſein," erwiderte Raſinski.

„Freilich," antwortete Bernhard, „wenn wir Alle beiſammen wären, würde die Lagerſtätte zu ſchmal ausfallen; doch für hundert iſt allenfalls Raum hier."

„Halt! Front! Abgeſeſſen!" commandirte Raſinski. „Hier am Saume des Hügels herunter ſteckt die Piketpfähle ein und zieht die Stallleinen. Wir lagern gleich dahinter. Zwölf Mann zum Fouragiren, zwölf zum Holzfällen, zwölf zum Waſſerholen. Die Andern beſorgen indeſſen die Pferde!"

Nachdem die Befehle gegeben waren, ſetzte ſich Raſinski, unmuthig, müde, auf einen dichtbemooſten Baumſtamm, der an der Erde lag. Er ſtützte die Hände auf den zwiſchen die Kniee geſtellten Säbel und blickte düſter vor ſich hin.

„Wo ſoll ich unſer Feuer machen laſſen?" fragte Bernhard.

„Wo Du willſt! Dort unter der großen Fichte!"

Raſinski blieb in Gedanken verſenkt, unbeweglich ſitzen, während Bernhard mit einigen Leuten die Anſtalten zur Einrichtung der Lagerſtelle für ihn traf. Schwere, düſtere Ahnungen bewegten die Seele des tapfern Kriegers! Er ſah finſter wie die Nacht und der Wald ringsumher! Bald trieb ihn die Unruhe auf. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Bisweilen gab er in kurzen, beſtimmten Wor-

ten einen Befehl; denn wie unruhig es in ſeinem Innern wogte, ſein aufmerkſamer Blick beobachtete Alles, was rings um ihn her vorging.

„Willſt Du nicht kommen, Dich am Feuer zu lagern?“ unterbrach ihn Bernhard nach einigen Minuten. „Sieh, es brennt ſchon luſtig und beleuchtet die alten Baumſtämme und die lang übergeſtreckten Rieſenarme der Zweige auf wunderbare Weiſe. Wenn wir nicht ſo verkrummt und verflammt wären von dem eiskalten Winde, ich hätte Luſt, dieſe Baumgruppen zu zeichnen.“

„Ob Boleslaw und Ludwig heute nicht endlich zurückkehren werden? Ich bin geſpannt auf Nachrichten von Jaromir!“ antwortete Raſinski, als habe er Bernhards Worte gar nicht gehört.

„Schlage Dir das aus dem Sinne, Raſinski,“ ſprach Bernhard in bittendem Tone; „es iſt ein Fiebertraum, weiter nichts! Eine ſolche Höllennacht wie die erſte, die Jaromir in Moskau zubrachte, muß verrückte Einbildungen des Gehirns erzeugen. Dann die Lage in dem Lazareth, verlaſſen von allen Freunden, unter dem Jammer der hülfloſen Verwundeten — gib Acht, ſo wie er hergeſtellt iſt, ſo wie ſeine Sinne wieder klar ſind, hört der ganze düſtere Traum auf!“

„Ich habe den Brief nicht abgeſandt!“ ſprach Raſinski nach einer Pauſe. „Ich konnte ihn nicht abſenden!“

„Und Du thateſt Recht! Du handelteſt nach dem richtigen Glauben; weshalb willſt Du nach dem Wahn fühlen?“

„Für die That,“ erwiderte Raſinski, „bedurfte ich der Gewißheit; um die Sorgen meiner Bruſt zu wecken, hätte die Hälfte der Anzeichen genügt. Ja, ich glaube, Jaromir hat irgend eine geheime Schuld gegen Ladoiska begangen, und es iſt nicht nur ein Fiebertraum, der ſie ihm vorſpie-

gelt. Erſt jetzt kommt mir in den Sinn, was er mit Ludwig am Abende vor dem Brande geſprochen. Zu jener Stunde war er noch nicht krank. Keine Brandwunde folterte ihn mit ihren Schmerzen, keine übermäßige Abſpannung der Kräfte hatte ihn zum Tode erſchöpft, die furchtbaren Bilder der Schreckensnacht erfüllten ſeine Seele noch nicht, und doch —"

„So weit ich Ludwigs Erzählung zu deuten vermag," meinte Bernhard, „zweifelte er damals an Lodoiska's Liebe. Dies mag ein Argwohn ſein, wie ihn der Zufall in dieſer Stunde in dem jungen, heftig liebenden Gemüth erzeugen konnte. In der nächſten Minute ſchämte er ſich deſſen, klagte ſich ſelbſt an. In dieſe Stimmung ſeiner Seele fielen die furchtbaren Ereigniſſe jener Nacht. Dieſe Erinnerungen trug er in ſeinen Fieberwahn hinüber und bildete ſie zu einer ſchwarzen, unabbüßbaren Schuld aus. So ſchrieb er ihr den Brief, der Dich ſo beunruhigt. Wenn Ludwig und Boleslaw zurückkehren, werden ſie uns gewiß Auskunft geben; denn ihnen hat Jaromir zuverläſſig davon geſagt."

„Mich friert. Wir wollen uns an das Feuer lagern. Auch bin ich müde. Verdrießlicher Krieg! Man liegt den ganzen Tag auf dem Pferde, ſieht den Feind an und ſchlägt ſich nicht. Es iſt ein großes Ereigniß, wenn ein Koſack einen Piſtolenſchuß abwartet! Ja, wenn unſere Pferde noch ſo friſch wären, wie an dem Tage, wo wir über die Weichſelbrücke ritten, dann ſollten dieſe Neckereien bald aufhören! Weißt Du, daß man murmelt, die Friedensunterhandlungen ſeien geſcheitert? Ich glaube, Kutuſow wußte das längſt! Es geſchieht nicht ohne Abſicht, daß man ſie in die Länge zieht, bis der Winter uns hier überfällt. Auch in dieſer Beziehung erwarte ich Boleslaws Rückkehr von Moskau mit großer Spannung. Ich will hoffen, daß es ihm gelungen ſei, we-

wigſtens einiges von Dem, was wir ſo dringend bedürfen, herbeizuſchaffen."

„Wenn mir Ludwig ein Paar neue Stiefeln mitbrächte," ſcherzte Bernhard, „würde er mir freilich beſſer auf die Beine helfen, und einen Pelz ſtatt des zerriſſenen, halb verbrannten Mantels könnte ich auch gebrauchen!"

„Sprich nicht leicht hin, Bernhard," erwiderte Raſinski ernſt; „Du haſt noch nicht erfahren, wie grimmig der ſcharfe Zahn der Noth packen kann. Ich, der ich oft geſehen, wie ſchwer ſich beſſer Gerüſtete als wir gegen ſie vertheidigen, ich muß ernſtliche Sorge tragen, daß wir ihren tauſend verwundenden Waffen nicht ſo viele Blößen geben. Schon jetzt wirft der Nachtfroſt uns die Leute aufs Krankenlager, jetzt, wo es uns nicht an Holz mangelt. Aber wenn der Winter hereinbräche, wenn —"

„Je nun, ich meine, wir würden uns dann nach Moskau ziehen? Funfzehn Werſt werden wir doch noch marſchiren können?"

„Meinſt Du?"

Ein ausgeſtellter Poſten rief: „Wer da!"

„Gut Freund von Moskau!" lautete die Antwort.

„Das iſt Boleslaw!" rief Raſinski freudig und ſprang auf.

Im nächſten Augenblicke ſprang Boleslaw vom Pferde und begrüßte die Freunde.

„Und wo iſt Ludwig? Und was bringſt Du Gutes von Jaromir?" fragten Bernhard und Raſinski faſt zu gleicher Zeit.

„Zuerſt die Dienſtangelegenheiten," entgegnete Boleslaw. „Ich bin glücklich geweſen. So groß die Noth und der Zudrang ſind, habe ich doch einigermaßen für die Bedürfniſſe

unſerer Leute ſorgen können. Deine Freigebigkeit, Raſinski, ſetzte mich in den Stand, die höchſten Preiſe zu zahlen."

„Laß das, laß das!" unterbrach ihn dieſer.

„Ich wurde mit zwei Juden einig. Sie haben mir achtzig Paar Stiefelſohlen und dreißig Paar neue Stiefeln geſchafft. Doch konnte ich nur ſechzig Mäntel auftreiben, und meiſt alte, doch noch brauchbare, ein Theil dicht gefüttert. Auch erſtand ich drei Schafpelze, die freilich vielleicht ſchon ſeit Jahren auf dem Leibe ruſſiſcher Bauern geſeſſen haben; aber ſie ſind doch, ſo theuer ich ſie bezahlte, nicht zu verachten. Der Winter wird kommen und wir Polen kennen ihn wenigſtens halb. Die Franzoſen, ſcheint es, wollen noch gar nicht glauben, daß das heitere Herbſtwetter, das wir bis jetzt hatten, ein Ende nehmen könnte. Ich ſagte ihnen, ſie möchten nur drei Nächte hier bivouakiren."

„Nun, wo ſind die Sachen?"

„Ludwig escortirt den Transport mit den Leuten. Sie kommen auf einem Wagen, den ich requirirte. Ich bin vorangeritten. Wenn ſie uns nur bald finden in dieſem Schlupfwinkel."

„Der Wind trieb uns hieher," antwortete Raſinski. „Wir wollen den Kommenden einige Leute entgegenſenden. Bernhard, wähle einige Mann aus, die bis an die große Straße gehen und ſich aufſtellen!" Bernhard ging.

„Wohl! das wäre trefflich beſorgt," fuhr Raſinski jetzt zu Boleslaw fort. „Es that uns Noth. Haſt Du alles Geld ausgegeben?"

„Nicht ganz; ich konnte nicht ſo verſchwenderiſch mit dem Deinigen umgehen. Du opferſt Dich für Alle! Ich habe noch vierzig Dukaten übrig."

„Pfui, Boleslaw! Nur hier hätteſt Du nicht ſparſam ſein ſollen. Wenn Du wollene Strümpfe gekauft hätteſt!"

„Die waren nicht zu haben. Dafür hätte ich das letzte Geld weggegeben. Doch die andern Sachen sind wahrlich noch nicht so nothwendig! Du mußt doch etwas für Dich behalten! Es ist so schwer, hier wieder Geld zu erlangen!"

„Wenn ich's für meine Kameraden verwende, trägt es mir die sichersten Zinsen, Boleslaw. Ich weiß, sie werden mich nicht verlassen in der Noth, und der Mantel, den ich dem Soldaten heute kaufe, bedeckt mich selbst morgen, wenn die Nacht rauh ist und der treue Kamerad sieht, daß sein Führer dessen bedarf. Aber würde mich die volle Börse erwärmen?"

„Du gibst in Deiner Großmuth Alles hin!" rief Boleslaw. „Doch es wäre gegen meine Ehre und mein Gewissen, wenn ich Deine Güte so mißbrauchte. Auch wir andern Offiziere müssen ja einen kleinen Theil an Dem haben, was für die Leute geschieht. Ich bringe Dir nur zurück, was wir zu ergänzen für Pflicht hielten."

„Also Ihr, die Ihr wenig habt, wollt Euch opfern!"

„Nun erzähle uns von Jaromir," unterbrach Bernhard, der eben wieder herantrat, das leise geführte Gespräch zwischen Rasinski und Boleslaw.

„Nachher; zuerst noch etwas Wichtiges. Die Friedensunterhandlungen sind abgebrochen."

„Dacht' ich's doch!" rief Rasinski lebhaft.

„Kutusow hat den König von Neapel plötzlich angegriffen und zurückgeschlagen. Der Kaiser erhielt die Nachricht grade als er im Kreml die Truppen des Ney'schen Corps besichtigte. Sofort rief er aus: „Also Krieg! Wohl denn, es sei!" Es folgte Befehl auf Befehl. Morgen Abend bricht das Heer auf, nach Kaluga zu. Wir und alle Truppen, die nordöstlich standen, rücken morgen wieder vor Mos-

kau und ſchließen uns dann dem großen Heere an. Ich bringe Dir dieſe Ordre!"

„Alſo wird der Kampf erneuert!" rief Raſinski; „ich ahnete es wohl. Jetzt müſſen wir uns eine Bahn nach den ſüdlichen Provinzen brechen. Dort iſt Hoffnung, daß wir noch vor dem Winter feſten Fuß faſſen, oder wenigſtens Kiew gewinnen, um daſelbſt zu cantonniren. Es war hohe Zeit! Nun, Gott ſei Dank, daß es endlich entſchieden iſt! Wenn der Krieg ſich dorthin wendet, ſo habe ich noch Hoffnung. Der Winter tritt in jenen Gegenden wenigſtens einen halben Monat ſpäter ein und iſt um Vieles milder. Auch iſt das Land reich und wird uns beſſer ernähren als die Wüſte, die wir bisher durchwandert haben. Dieſe Nachricht iſt etwas werth! Nun aber ſprich auch von Jaromir. Iſt er hergeſtellt?"

Boleslaw ſtockte einen Augenblick. „Ja," ſprach er dann mit ernſter Miene; „wenn wir Das hergeſtellt nennen dürfen! Seine Brandwunden ſind geheilt, das hitzige Fieber entflohen, ja, er fühlt ſich ſogar ſtark genug, um mit uns zu marſchiren. Er will nicht im Nachtrab des Heeres bleiben; auch, glaube ich, hat er Körperkräfte genug wieder gewonnen. Doch —"

„Nun?"

„Seine Seele iſt finſter, der heitere Glanz ſeines Auges erloſchen, die reine Stirn umwölkt. Es iſt unſer friſcher, fröhlicher Jaromir nicht mehr! Ich fürchte —" hier ſtockte Boleslaw.

„Der Kaiſer," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „hat ihm den Orden der Ehrenlegion geſchickt. Er hat ihn mit den Worten zurückgewieſen: „Mich leitete nur der Zufall; ich darf dies Zeichen nicht annehmen. Der Kaiſer ſpare es mir auf, bis ich eine That gethan." Keine Gegenvor-

ſtellung vermochte etwas über ihn; er blieb unerſchütterlich. Und Du weißt, mit wie brennender Begier er ſeit Jahren nach dieſem Zeichen ſtrebte, wie er es mir beneidete!"

„Ich weiß, ich weiß!" ſprach Raſinski. „Es iſt ein Dunkel in ſeiner Seele, das alle Flammen des brennenden Moskau nicht zu erhellen vermögen! Hat er Euch von dem Briefe an mich geſagt?"

„Kein Wort."

„Doch muß er ihn grade einen Tag vor Eurer Ankunft geſchrieben haben."

„Was enthielt der Brief?" fragte Boleslaw.

„Höre." Raſinski nahm den zuſammengefalteten Brief aus ſeinem Portefeuille und las:

„Raſinski!"

„Du warſt mein zweiter Vater; — ich nenne Dich heute zum letzten Male mit dieſem theuren Namen; denn von nun an wirſt Du nur noch mein Befehlshaber ſein; das darfſt Du; denn die Ehre des Soldaten habe ich nicht verloren. Doch bitte ich Dich noch um einen letzten Dienſt Deiner alten, väterlichen Freundſchaft. Sende dieſen Brief an Lodoiska. Dreimal ſchrieb ich ihr reuig, flehte um ihre Vergebung; es geſchah noch in den verwirrenden Träumen der Krankheit; aber ich vernichtete die Briefe wieder, ich ſandte keinen ab. Die Krankheit iſt gewichen; jetzt weiß ich, was ich thue, und handle, wie ich muß."

„Jaromir."

„Und was ſchreibt er an Lodoiska? Ich bitte Dich, verhehle mir das nicht," fragte Boleslaw haſtig und ſchien zu zittern.

Raſinski entfaltete einen zweiten Brief und las:

„Lodoiska!“

„Geſchieden ſind wir auf ewig, aber durch meine Schuld. Wirf meinen Ring in den Strom; ich ſchleuderte den Deinigen in einen tiefern Abgrund! Antworte mir nicht; denn Du könnteſt mir im Übermaß Deiner Himmelsgüte vergeben wollen; ich aber darf mir nicht vergeben laſſen. Mich ſtrafe denn auch die Qual Deines ewigen Schweigens, wie ich mich auf ewig aus Deinem Angeſicht verbanne!“

„Jaromir.“

Boleslaw heftete die düſtern Blicke ſprachlos auf den Boden; ein furchtbarer Sturm kämpfender Gefühle regte die Fittige in ſeiner Bruſt. Jaromir zerriß das Band, das ihn an Lodoiska knüpfte! Ein Stern der Hoffnung glänzte zwiſchen finſterm Wettergewölk und warf ſeine milden Strahlen in Boleslaws Herz. Sollſt Du aus demſelben Becher die berauſchende Seligkeit trinken, der den Freund vergiftet! Indem deine Lippe ſeinen Rand mit ſchauernder Wonne berührt, erbleicht die des Freundes und ſchließt ſich auf ewig! Nein, Boleslaw. Sei es die ſchwarze Natter der Schuld, die ihre Ringe um ſeine Bruſt ſchlägt; ſeien es düſtere Träume, die ſeine Seele in ihre verworrenen Gewebe beklemmend einſpinnen, Dir darf keine Blüthe aufſprießen aus dieſer unheilvollen Saat! Sei ein Mann. Wende den Blick ab von der Himmelspforte, die ſich Dir zu öffnen ſcheint! Es iſt ein Trugbild; Du darfſt nicht eintreten; der roſige Morgenſchimmer, in den Du Deine heiße Bruſt kühlend zu tauchen wähnſt, iſt nur der Widerſchein verborgener Flammen des Abgrunds. Folgſt Du der Lockung, überſchreiteſt Du die heilige Grenze, ſo ſtürzeſt Du hinab zur ewigen Qual. Es gibt hier kein Schwanken für Dich. Die Braut, der der Freund entſagt, ſei Dir noch heiliger,

als die, welche er an sein Herz schließt. Jeder andere Gedanke, jede andere Hoffnung ist Verrath an dem heiligen Gesetz der Freundschaft!

In der Feuerprobe dieser Gefühle, die Boleslaws Brust durchstürmten, stählte sich das edle Herz zur festen Willenskraft der Entsagung.

„Nun," fragte Rasinski nach langer, ernster Pause „was meinst Du zu diesem Briefe? Ist er ein Erzeugniß des Fiegerwahns? Oder lastet wirklich ein Verbrechen gegen seine Liebe auf Jaromirs Herz?"

Boleslaws Antwort wurde durch ein lautes „Wer da?" das Ludwigs Ankunft meldete, abgeschnitten. Die Freunde begrüßten ihn herzlich. Doch traten jetzt die Pflichten des Dienstes ein; die Kleidungsstücke, die Ludwig brachte, mußten in Empfang genommen und vertheilt werden; dies verursachte ein Geschäft, das über eine Stunde dauerte. Während dessen war die spätere Nacht hereingebrochen, und die ermüdeten Krieger bedurften der Ruhe. Bernhard befragte Ludwig zwar um Jaromirs Zustand; doch dieser wußte nicht mehr als die Andern. Mit eiserner Verschlossenheit hielt der Jüngling das Geheimniß in seiner Brust; denn er wollte nur die Strafe seines Vergehens, nicht die verzeihende Entschuldigung, nicht das Mitleid, nicht die Vergebung.

Zweites Capitel.

Es war am 18. October Abends, als endlich das französische Heer die Hauptstadt der Zaaren, in der es viel zu

lange oder viel zu kurze Zeit verweilt hatte, zu verlassen anfing. Noch aber hatte der Kaiser nicht den Gedanken fassen können, daß er sich zurückziehen müsse vor der Übermacht der Natur und den unerschöpflichen Mitteln, die sie dem Feinde darbot, während sie ihm selbst nur unübersteigliche Hindernisse in den Weg thürmte; sondern er dachte noch daran, das Heer Kutusows, welches bei Kaluga stand, anzugreifen, es zu schlagen, sich eine Bahn in die südlichen Provinzen zu eröffnen, seine Reserven heranzuziehen, seine Communicationen mit Polen zu vervielfältigen und zu sichern, den rechten Flügel der Armee zu seinem Stützpunkt zu machen und sich so bis zur bessern Jahreszeit im Herzen des feindlichen Landes zu behaupten. Zwar hatten sich schon manche Stimmen für den Rückzug vernehmen lassen, hatten in ahnungsvoller Besorgniß, daß das bleiche Schreckensgespenst des Winters unvermuthet da sein werde, auf die Beschleunigung desselben gedrungen; doch der Rath, der dem kühnen Sinne des Kaisers am meisten zusagte, wenngleich nur der verwegenste, nicht der vernünftigste, behielt die Oberhand.

Am Morgen des 19. Octobers, eines heitern Herbsttages, verließ Napoleon selbst Moskau. Obwol schon die ganze Nacht hindurch der Ausmarsch des Heeres gedauert hatte, so drangen doch noch immer die Massen aus den Thoren der halb in Schutt liegenden Stadt hervor. In unabsehbaren Reihen zogen sie sich auf der breiten Heerstraße hin. Nicht sowol die Zahl der Krieger bildete den unermeßlichen Zug, als die unzählbaren Wagen mit Beute beladen, die Menge der Kanonen und Munitionswagen, die man nicht zurücklassen durfte. Von beiden Seiten brachen daher die Colonnen der Infanterie und der Cavalerie aus und zogen, wo es das Terrain irgend gestattete, über die Felder neben

der Heerstraße hin, um den gebahntern Weg für die Fuhrwerke frei zu machen. Dennoch stopfte sich der ungeheure Troß. Selbst der Kaiser mit seiner Begleitung konnte nicht Raum finden, so hatten die Wagen sich ineinander verfahren. In diesem Augenblicke war es, wo Rasinski, der die Nacht dicht vor den Thoren Moskau's bivouakirt hatte, mit seiner kleinen Schaar durch eine Seitengasse der Vorstadt kam, um sich dem Zuge anzuschließen. Er mußte halten und sah den Kaiser dicht vor sich; in seinen Zügen drückte sich der Unwille über den Aufenthalt aus, den er erfuhr; mit Mißvergnügen betrachtete er diese Überzahl von Wagen. Er warf auch seinen scharfen Blick zu Rasinski hinüber, der ihn mit Ehrfurcht begrüßte. Doch sprach er nicht, sondern schien nur die geringe Anzahl Reiter, die noch von dem Regimente übrig waren, mit sorglicher Berechnung zu überzählen. Endlich wurde die Bahn geöffnet und er sprengte mit seiner Begleitung davon.

Rasinski mit seinen Leuten konnte jedoch noch nicht einrücken, sondern mußte auf einen günstigern Augenblick harren, um die Wagenreihe zu durchbrechen. Es war ihm lieb, weil er noch Jaromir erwartete, den Ludwig aus dem Lazareth, in welchem er als Kranker gelegen hatte, abholte; denn der Befehl zum Aufbruch war so rasch gekommen, daß man Jaromir nicht benachrichtigen konnte, sondern Boleslaw für das Gepäck und die Pferde desselben Sorge tragen mußte. Sie wurden ihm durch seinen Reitknecht vorgeführt, und er hatte nichts weiter zu thun als aufzusitzen. Ludwig war von Rasinski deshalb mit zu ihm gesandt worden, um ihn mit ernstlichen Freundesworten zu dem Entschluß zu bringen, die geheimnißvolle Hülle, mit der er das Geschehene verbarg, wenigstens für einen Freund zu heben. Bei dem wahren väterlichen Antheil, den Rasinski an Le-

boiska wie an Jaromir nahm, lag ihm die Sorge um dieſe Beiden ſo am Herzen, daß ſie ſelbſt durch dieſe entſcheidenden Kriegsereigniſſe, die ſich ſo plötzlich geſtaltet hatten, nicht verdrängt werden konnte. Jetzt gewahrte er die Kommenden von weitem, ſie ſprengten raſch auf die Harrenden zu. Jaromir ritt nach dem üblichen Ceremoniel des Dienſtes auf Raſinski zu und meldete ſich als hergeſtellt und in die Reihen der Krieger wieder eintretend. Er ſah noch bleich aus, ja er ſchien ſich ſogar nur mühſam gerade und feſt im Sattel zu halten; ſeine Sprache hatte etwas Gedämpftes, das Feuer des Auges war erloſchen.

Raſinski nahm keine dienſtliche Haltung an, ſondern reichte ihm mit väterlicher Theilnahme die Hand und ſprach: „Sei uns willkommen, Jaromir; wir haben um Dich gefürchtet; ſei herzlich begrüßt.“

Bei dieſen, mit dem Tone inniger Rührung ausgeſprochenen Worten verlor Jaromir die feſte Haltung, die er gewaltſam anzunehmen bemüht geweſen war. Zwar blickte er den wohlwollenden Freund ernſt an; doch konnte er einer Thräne, die aus den matten Augen hervordrang, nicht gebieten. Nur zitternd reichte er ihm die Hand hin und wagte es nicht, den herzlichen Druck Raſinski's zu erwidern. „Sei ſtreng, ſei hart mit mir; ich bin keiner Güte mehr werth,“ ſprach er mit verzagender Stimme.

Raſinski's geübtes Auge ſah dem Jüngling bis in die tiefſte Seele hinein; jetzt ward es ihm unumſtößlich klar, daß nicht ein verwirrendes Trugbild, ſondern eine wirkliche Schuld die Seele des Unglücklichen verfinſterte. Der Augenblick war günſtig; er ſah ihn weich; jetzt konnte er ſein Vertrauen gewinnen. Doch mußte er damit eilen, ehe der Entſchluß hartnäckigen Schweigens wieder die Oberhand in dem Jünglinge gewann.

„Boleslaw," rief er daher dieſen an, „führe die Leute dort die zweite Gaſſe hinunter und ſuche das Feld zu gewinnen. Dann bleibe rechts der Straße. Hier könnten wir noch einen halben Tag warten, ehe wir uns Bahn machten. Ich ſelbſt werde mit Jaromir hinter den Gärten herum reiten und treffe Euch auf dem Hügelrande vor der Stadt wieder." Er winkte Jaromir, ſprengte mit dieſem die Gaſſe hinunter und ritt nicht eher langſam, als bis ſie dem Felde nahe zwiſchen Gartenzäunen ihren Weg völlig einſam machten.

„Hat Ludwig nichts über Dich gewonnen, Jaromir?" redete er ihn jetzt ernſt, aber ſanft an. „Willſt Du keinem Deiner Freunde, ſelbſt mir nicht, der ich Dich Sohn nennen kann, Vertrauen ſchenken? Welche Schuld wirfſt Du Dir vor? Iſt ſie eine Einbildung Deines fieberkranken Gehirns? Oder iſt ſie wirklich? Wenn gleich Du auch von dem Letzten überzeugt biſt, muß ich doch das Erſte glauben; denn der Mann, hat er gefehlt, ſo bekennt er es frei und offen."

„Will ich's Euch denn verbergen?" rief Jaromir aus. „Will ich denn beſſer ſcheinen als ich bin? Nein, ich will mir nur die Buße auflegen, meine Reue und Scham allein zu tragen; ich will nicht, daß es Eurer mitleidigen Güte zuletzt gelingen ſoll, mich zu überreden, es dürfe mir vergeben werden. O, verkenne mich nicht, Raſinski! Sieh keine Feigheit in dem Entſchluſſe, ſtumm, allein zu büßen, was ich ohne Mitſchuldige verbrach!"

Raſinski zog den Brief an Ladoiska hervor. „So nimm dieſen Brief zurück; ich darf ihn nicht abſenden."

„Wie? Du haſt es nicht gethan?" rief Jaromir außer ſich.

„Sende ihn ſelbſt!"

„Ach, Raſinski, Du mußt es thun; denn ſie wird keinen Brief mehr öffnen, den ich ihr ſende!"

„Wie? Weshalb nicht?“

„Wenn Du mir denn geloben willſt, dieſen Brief, von Deinen väterlichen, tröſtenden Worten begleitet, zu ihr zu ſenden, ſobald Du vermagſt, ſo will ich meine Lippen gegen Dich öffnen. Aber darauf gib mir Deine Rechte, Du darfſt mich nicht wankend machen in meinem Entſchluſſe!“

Raſinski verſprach es; Jaromir geſtand jetzt, wie er durch Françoiſe Aliſette getäuſcht, umſtrickt, gefallen war. Ein dunkler Purpur der Scham röthete ſeine bleichen Wangen bei der Erzählung.

„Armer Freund!“ rief Raſinski. „So wurdeſt Du das Opfer einer ſchlauen Buhlerin! Du haſt gefehlt, ſchwer gefehlt; aber nicht unverſöhnlich! Lodoiska wird Dir vergeben, wie ich es thue. Ich will ihr ſchreiben.“

„Das ſollſt Du nicht,“ rief Jaromir heftig; „Du haſt mir gelobt, nach meinem Willen zu handeln. Meinen Brief ſendeſt Du ab; doch Du mußt Deine Hand dazu leihen, denn ſonſt weiſt ſie ihn unerbrochen zurück.“

„Woher vermutheſt Du das?“

„Weil ihre beleidigte Würde es nicht anders zuläßt. Ach, ich ſagte Dir noch nicht Alles! Nach jener unſeligen Stunde, wo ich in gleicher Verblendung des Schmerzes und des Glücks, von den dunklen, noch unerkannten Furien gegeißelt, raſtlos umherirrte, empfing ich den letzten Brief Lodoiska's. In ihm leuchtet der reine Glanz der Heiligen; doch mein Wahnſinn ſah nur den blendenden, gleißneriſchen Schimmer der Hölle. Ich antwortete auf der Stelle, hieß ſie eine unwürdige Heuchlerin und zerriß unſern Bund. Mit eigner Hand gab ich den Brief noch ſpät am Abend, nachdem mich Ludwig verlaſſen hatte, auf die Feldpoſt. Glaubſt Du nun, daß Lodoiska nach dieſem Briefe noch einen von mir öffnen werde?“

„Schrieb ſie Dir ſeitdem?“

„Ich erhielt keine Zeile; ich erwartete keine.“

Raſinski hatte in dieſer ganzen Zeit gleichfalls keine Briefe erhalten; doch bei der Unpünktlichkeit der Feldpoſten erklärte er ſich dies dadurch, daß ſie verſpätet oder verloren gegangen ſein dürften. Dennoch glaubte er jetzt, daß Lodoiska, zumal durch den edlen Stolz der Gräfin bewogen, eine ſolche Anklage mit ſchweigender Verachtung zurückgewieſen haben dürfte.

„Ich werde,“ antwortete er nach einigem Beſinnen, „Deinen Brief abſenden; an meine Schweſter will ich ihn richten und ihr ſchreiben, daß Dein Schickſal in Lodoiska's Großmuth ruhe!“

„Nein, das ſollſt Du nicht, das darfſt Du nicht, das iſt wider Dein Verſprechen. Flehe ich ihre Engelsgüte an, ſo wird meine Reue Heuchelei, und ich verliere das Letzte, Einzige, was ich noch an mir achten darf: den Entſchluß, die Kraft, zu büßen. Willſt Du nicht, daß ich in gerechter Selbſtverachtung mein entwürdigtes Leben von mir werfe, ſo erfülle, was Du verſprachſt. Du ſelbſt muſte es ausſprechen, daß unſer Bund unwiderruflich zerriſſen iſt; weigerſt Du mir das, ſo — Nein, Du thuſt es nicht! Ich müßte dann einen Weg gehen — mich ſchwindelt, daran zu denken — aber ich müßte!“

Raſinski ſchüttelte ernſt das Haupt und ſeufzte. „Nun wohl denn, ich will thun, was Du verlangſt; Du ſollſt den Brief an meine Schweſter Johanna leſen; aber Du wirſt Lodoiska's Herz brechen!“

„Das habe ich längſt gethan!“ rief Jaromir verzweiflungsvoll und legte die Rechte, ſeine Augen bedeckend, an die glühende, ſchwere Stirn.

Sie ritten nun ſtumm nebeneinander hin.

Jetzt erreichten sie die Anhöhen. Heiliger Gott, welch ein Anblick! In drei breiten Strömen ergoß sich der ungeheure Troß der Krieger und Wagen durch das Gefilde. Unversiegbar schienen sie aus den Trümmern Moskau's hervorzudringen; im blauen Duft und Nebel verloren sich ihre äußersten Spitzen am Horizont. Dabei war noch zur Rechten und Linken das Flachfeld weit mit zerstreuten Reitern und Fußgängern überdeckt, die den dichtern Hauptstrom umschwärmten.

Rasinski hielt auf der Höhe. Trotz des Umweges war er doch rascher vorwärts gekommen, als selbst der Kaiser; denn er erkannte an den zahlreichen weißen Federbüschen ihn und sein Gefolge noch weit unten am Hügel, mitten im Getümmel der Wagen. Auch Boleslaw sah er in der Ferne; er marschirte schon auf freiem Felde an der rechten Seite der Straße, wo man des ungebahnten Weges halber einzeln reiten mußte.

„Wo soll das hinaus?" sprach Rasinski, als er den Zug überschaute. „Wie soll ein Heer mit solchem Troß sich bewegen? Mein Trost ist der, daß der erste Angriff der Kosacken uns mindestens von der Hälfte dieses lästigen Überflusses befreien wird. Wie die Habgier blind Alles zusammengerafft hat! Wie sich der Geiz mit der unnützen Bürde belastet, unter der er erliegen muß!"

„Mich sollte es wundern, wenn der Kaiser nicht, sobald wir das freie Feld erreichen, den ganzen Troß verbrennen ließe," sprach Jaromir, der mit theilnahmlosen Blicken das ganze Getümmel überschaute.

„Das wird er nicht," entgegnete Rasinski; „denn er mag dem Soldaten, der zwei Drittheile Europa's mühselig durchwanderte, den Lohn der vielfach versprochenen Beute nicht entziehen. Doch glaube mir, noch ehe der Tag vor-

über iſt, werden die Unſrigen ſelbſt ihren Ballaſt auszuwerfen anfangen. Sieh nur jene beiden Leute dort! Es ſcheinen mir Offiziersbediente zu ſein. Haben ſie ſich nicht ſelbſt vor eine Handſchleife geſpannt und ziehen die Laſt mühſelig nach? Nicht ſechs Stunden weit reichen ihre Kräfte; aber von der Habſucht geblendet, vergeſſen ſie, daß der Weg zwiſchen hier und Paris achthundert Lieues lang iſt! Und dieſe Maſſen von hochbelaſteten Wagen, wo ſollen ſie Raum und Zeit finden, ſich aufzuſtellen? Wie lange werden die Axen halten? Und wenn eine bricht, wer ſchafft eine andere herbei? Kaum die Artillerie vermag es. Der Kaiſer ſieht dieſen Troß mit Mißbehagen; allein er überläßt es der Zeit, die Habgierigen über die Unmöglichkeit ihrer Unternehmung zu belehren. Dort fällt ein Wagen! Siehſt Du? Gib Acht, der läßt auf dieſer Stelle, eine halbe Stunde von Moskau, ſchon Alles zurück, was er vielleicht bis nach Paris zu führen gedachte."

Der Wagen, den Raſinski ſtürzen ſah, war mit erbeuteten Geräthen überladen geweſen; es brach eine Axe und er lag nun im Wege. Sogleich ſtopfte ſich der ganze Zug; die Nachdrängenden ſchrieen unwillig: „Vorwärts!" denn Jeder ahnete, daß man in dieſem Getümmel alle Kräfte aufbieten müſſe, um vorzubringen. Die Maſſe hinderte ſich ſelbſt in der Bewegung; der Einzelne war daher froh, wenn ein Zufall die Zahl der Wagen verminderte. Als dem umgeſtürzten Fuhrwerk nicht ſogleich aufgeholfen werden konnte, und auch zum Ausbeugen kein Raum blieb, rief einer der nachfolgenden Wagenführer: „Werft das Gerümpel aus dem Wege! Hier muß Jeder ſehen, wie er fortkommt. Wir können nicht einen halben Tag auf den Einen warten. Faßt an, Kameraden, ſpannt die Pferde aus und werft den ganzen Plunder ins Feld!" Sogleich fanden ſich zwanzig, dreißig, funfzig Leute, um der Aufforderung zu folgen. Vergeblich

tobte und fluchte der Eigenthümer des Wagens und suchte seine Beute zu vertheidigen. In zwei Minuten war er von allen Seiten umringt und der Wagen nicht nur von Allem geplündert, was er enthielt, sondern die Pferde ausgespannt, die Räder abgezogen und das Gestell in seine Theile zerstückt über Seite geworfen, sodaß die Bahn für die Nachfolgenden frei wurde. Die heulende Wuth, in die der Beraubte ausbrach, wurde durch das Hohngelächter der Übrigen übertäubt; Niemand bekümmerte sich um den ganzen Vorfall, noch hielt es man der Mühe werth, den gewaltsam Geplünderten in Schuz zu nehmen, der zulezt froh sein mußte, seine Pferde gerettet zu haben.

„Wenn das am ersten Tage des Ausmarsches, vor den Thoren Moskau's, geschieht," bemerkte Rasinski, „was läßt sich erwarten, wenn erst der Feind diese schwerfälligen Massen bedroht! Jener Marodeur hat nichts gerettet als seine beiden abgemagerten Pferde. Die Andern dürfen froh sein, wenn ihnen nur das gelingt beim ersten Scheinangriff, den funfzig Kosacken wagen! Der Kerl, der jezt heult und flucht, ist der Glücklichste von Allen; denn er ist die nuzlose Plackerei zuerst losgeworden. Er wird schon heute hinlängliche Gelegenheit finden, sich an der Schadenfreude über Andere, vielleicht über eben Die, die ihm das Unrecht zufügten, zu entschädigen. Und ehe acht Tage vergehen, sage ich Dir, preist er sein Schicksal, welches ihm die vergebliche Mühe, seine Bürde fortzuschleppen, abgenommen hat. Der Unterschied ist nur der: er verliert heute, was die Andern morgen und übermorgen preisgeben müssen; zum Genuß der Beute wird von Tausenden nicht Einer kommen."

Boleslaw mit den Reitern hatte jezt den Hügel erreicht; er gewann Terrain, um sie in Sectionen aufmarschiren zu lassen, und rückte so auf den Punkt zu, wo Rasinski hielt.

Dieſer ſetzte ſich an die Spitze der Seinigen und ritt, die Freunde dicht um ihn, weiter neben der Straße hin. Der Weg auf der Anhöhe, den ſie nahmen, geſtattete ihnen fortwährend den Überblick des ganzen Zuges.

„Es iſt mir lieb," ſprach Bernhard, „daß wir faſt die Letzten ſind. Denn ich glaube nicht, daß die vorn marſchirenden Regimenter ſich einen Begriff davon machen, welch einen Drachenſchweif ſie nachſchleppen; und der Anblick iſt doch luſtig genug. Der Hexenzug auf dem Blocksberge kann nicht abenteuerlicher ausſehen als die Maskerade hier unter und neben uns. Beim Thurmbau zu Babel hat man nicht in ſo vielen Sprachen geflucht als hier, und ein tauſendjähriges Polizeiregiſter aller in London geſtohlenen Sachen wäre ein Wiſch, den der Wind wegweht, gegen das Inventarium dieſes Zigeunerameublements. Ich glaube, es gibt keinen kupfernen Keſſel, keine Bratpfanne, keinen alten Dreifuß, keine Feuerzange und keinen Beſenſtiel mehr in ganz Moskau, ſo viel Gerümpel iſt auf dieſe Wagenburg geladen! Sieh nur," wandte er ſich zu Jaromir, um deſſen finſteres Angeſicht aufzuheitern, „ſieh nur dort die Wagenreihe, bei der der Kaiſer gleich ankommen wird. Ich glaube, es iſt eine Amazonengeſellſchaft, denn ich ſehe faſt lauter Weiber dabei, und coſtumirt ſind ſie, als wollten ſie ein morgenländiſches Prachtſtück aufführen, etwa die Turandot."

„Es werden, däucht mir, die Schauſpieler ſein, welche in Moskau waren," bemerkte Ludwig.

Bei dem Worte Schauſpieler fuhr Jaromir zuſammen und warf einen haſtigen Blick hinüber auf den Troß; ein wilder, kalter Grimm füllte ſeine Bruſt. Aliſette konnte dabei ſein! Er mußte es vermuthen.

Seit jener Schreckensnacht hatte er nichts wieder von ihr vernommen; Regnard hatte, es iſt ſchwer zu ſagen, ob

großmüthigerweiſe, oder ob im Gefühl ſeines Unrechts, oder ob aus Mitleid mit Jaromir, den Vorfall nie wieder berührt, obgleich er zweimal ins Lazareth gekommen war, um kranke Offiziere ſeines Regiments zu beſuchen, die daſelbſt lagen, wobei er natürlich auch Jaromir ſehen mußte. Regnard war ſonſt in Ehrenſachen mehr als pünktlich, doch die erſchütternde Wendung, welche das Ereigniß, worüber er ſich anfänglich beleidigt fühlte, für Jaromir wie für Françoiſe Aliſette genommen hatte, machte dies abſichtliche Vergeſſen natürlich. Ob ſeine Verbindung mit dieſer — denn er war es, der ſie unterhielt und ihr Kommen nach Moskau veranlaßt hatte — noch fortdauerte, oder ob er die Treuloſe jetzt ihrem Schickſal überließ, wußte Jaromir nicht; ja nicht einmal, ob ſie ſich in jener Nacht gerettet habe, würde er erfahren haben, wenn nicht eine zufällige Erwähnung des Mädchens durch einen Offizier von Regnards Regiment ihm bewieſen hätte, daß ſie noch lebe. Jetzt war ſie vielleicht kaum hundert Schritte von ihm! Da die Straße ſich trennte und Raſinski nur den günſtigen Augenblick erwartete, um dieſelbe zu gewinnen, konnte es ſich fügen, daß er ſie wieder von Angeſicht zu Angeſicht ſehen mußte. Der Gedanke ſtürmte ſeine Bruſt wieder in wilde Wogen empor. Er fühlte, daß, wäre ihm die Verrätherin unvermuthet entgegengetreten, er ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt verloren haben würde. Jetzt, durch Bernhards Wink aufmerkſam gemacht, hatte er Zeit, ſich vorzubereiten. Er beſchloß, ſie mit der kälteſten Verachtung keines Blickes noch Wortes zu würdigen, wenn der Zufall ihn in ihre Nähe bringen ſollte.

Bernhard und Ludwig ritten dem düſter Schweigenden zur Seite. Raſinski hatte ihnen und Boleslaw nur in einem flüchtigen Worte zugeraunt, daß er Jaromirs Geheimniß jetzt kenne. Er ſchien ſich eine nähere Mittheilung für

gelegenere Zeit zu verſparen. Der Antheil der Freundean dem Schickſal ihres treuen Genoſſen war eben ſo warm geblieben als zuvor, da ſie ihn keiner Schuld zeihen konnten, ſondern nur das unbeſchreiblichſte Unglück für ihn fürchteten. Bernhard, deſſen ſcharfem Blick ſelten eine phyſiognomiſche Andeutung entging, bemerkte die Veränderung in Jaromirs Zügen, als er der Schauſpielertruppe gedachte, augenblicklich. Er hatte jedoch keine Ahnung davon, daß Aliſette in Moskau ſei, denn nach dem Brande hatte er im Ganzen nicht zwei Tage dort zugebracht, weil das Regiment ſogleich einen Bivouac vor der Stadt bezog und fünf Tage ſpäter in die nördliche Vorpoſtenlinie rückte. Allein ſein ſcharfer, zur Enthüllung von Intriguen beſonders begabter Verſtand gab ihm ſogleich dunkle Vermuthungen der Wahrheit. Doch verrieth er dieſelben nicht durch das mindeſte Zeichen, ſondern fuhr in ſeinen Bemerkungen über das Schauſpiel um ihn her fort.

„Was mag dort unten ſo glänzen?“ fragte er plötzlich. „Ich glaube, es iſt der goldne Zauberſpiegel aus Tauſend und eine Nacht, der dort auf dem achtſpännigen Wagen liegt, oder ein Bündel Blitze, oder eine Feuergarbe als Probe von dem Brande.“

Auch Ludwig und Raſinski blickten dahin; denn in der That blitzte zwiſchen den ſchwarzen Geſtalten, die den Zug unten bildeten, etwas wie eine ſtrahlende Sonne hindurch. Doch hinderte die Menge der ſich vorbeidrängenden Reiter und Wagen, den Gegenſtand zu erkennen. Als ſich einen Augenblick lang eine Lücke bildete, gewahrte man aber, daß es ein ungeheures goldnes Kreuz ſei.

„Es iſt,“ ſprach Jaromir mit ernſtem Tone, „das Kreuz des heiligen Iwan, welches auf dem Thurm des Kremls ſtand. Die Ruſſen verehren es als das höchſte Heiligthum, als das Palladium der Stadt. Aus meinem Fenſter konnte

ich die Abnahme deſſelben ſehen. Es war ein grauer Tag; die Abenddämmerung hatte ſchon begonnen. Zahlloſe Raben durchkreuzten die Luft und flatterten krächzend um den hohen glänzenden Gipfel. Man hatte ein Gerüſt gebaut, Leitern angelegt, Winden aufgeſtellt, Seile gezogen; die Arbeiter waren ununterbrochen thätig — doch die Schar der Raben wich nicht, ſondern umſchwirrte mit ihrem heiſern Geſchrei bald in weiten, bald in engeren Kreiſen das ſtrahlende Kreuz. Unter meinem Fenſter ſtand ein Haufe von Ruſſen; es waren auch viele Weiber dabei. Sie kreuzten die Arme über die Bruſt, beugten ſich ehrfurchtsvoll und murmelten leiſe Gebete. Eines der Weiber, groß, abenteuerlich gekleidet, ein rothes Tuch gleich einem Turban um das graue Haar gewunden, ſtand unter ihnen, hob die Hände hoch empor, machte allerlei wunderliche Zeichen und ſprach in unverſtändlichen Worten mit beſchwörendem Ton. Der Anblick hatte etwas Grauenhaftes. Als jetzt die Winden anrückten und das Kreuz ſich zu ſenken begann, da erhob die Schar ein lautes Geheul, ſchlug ſich die Brüſte, raufte ſich das Haar und ſtäubte wie entſetzt auseinander. Es ſchien, ſie hatten gehofft, durch ihre Gebete und Beſchwörungen das Heiligthum zu retten, und waren nun außer ſich vor Grauſen, da ſie daſſelbe unter entweihenden Händen fallen, ihre Götter beſiegt ſahen. Indem erſchallte in der Luft ein lautes Krächzen und Rauſchen; das ganze Volk der Raben, wie erſchreckt, daß ihre alte Zufluchtsſtätte, das Kreuz, unter dem ſie ihre Neſter ſeit Jahrhunderten gebaut hatten, plötzlich trügeriſch wanke, flatterte aufgeſcheucht hinweg und zog in ſchwarzem Gewimmel unter den grauen Wolken dahin!"

„Ein Nachtſtück!" warf Bernhard hin. „Das Weib was Du ſchilderſt, däucht mir, hätte ich auch geſehen, gleich am erſten Tage in Moskau, auf den Mauern des Kreml.

Sie ſah wahrlich aus wie eine Drudenmutter oder Hexe von Endor.“

Die Andern ſchwiegen; doch fühlte Jeder ſeine Bruſt von einem eigenen Grauen bewegt, zumal da Jaromir mit ſo ernſt düſterm Ton, wie vordem niemals, ſprach, und ſeine bleichen Lippen und Wangen, ſein dunkel verglimmendes Auge das Herz der Freunde mit ſchauerlichem Gram erfüllte.

Bernhard hing mit unverwandten Blicken an ſeinem Antlitz. Wohin war dieſe blühende Jünglingsgeſtalt geſchwunden! Selbſt das lockige, blonde Haar ſchien matt herabzuſinken von der Scheitel. Sieht er ſich ſelbſt denn noch ähnlich? fragte ſich Bernhard. Wenn du ihn neben das Bild ſtellteſt, das du in Warſchau von ihm gezeichnet, würdeſt du es denn noch erkennen? Er legte dem Jüngling die Hand treuherzig auf die Schulter. „Richte Dich auf, Freund, raffe Dich zuſammen! Denke nicht an traurige Zeichen. Vor uns liegt der Krieg, da braucht man Muth und Kraft. Was warſt Du für ein Soldat! Ich wurde muthig, wenn ich Dich ſah, jetzt könnteſt Du mich verzagt machen. Friſch, Bruder meines Herzens, ſchüttle herab, was Deinem edlen Nacken beugt, und richte das Haupt wieder ſtolz empor!“

Jaromir wollte eben antworten, als eine Wendung des Zuges um einen Hügel, der auf einige Augenblicke die große Straße ganz verdeckt hatte, die Reiter gerade auf dieſelbe zuführte. Da Raſinski eben eine Lücke wahrnahm, wodurch er ſich zwiſchen die Reihe der Wagen ſetzen konnte, befahl er Galopp zu reiten und ſprengte ſelbſt voran.

Auf dieſe Weiſe wurde das Geſpräch, welches Bernhard begonnen hatte, unterbrochen. Die Abſicht Raſinski's gelang; er brach unverſehens in die Lücke ein und war bald mit ſeinen Leuten auf der Straße, ſodaß er jetzt den Zug

der Wagen theilte. „So," ſprach er zufrieden, „nun können wir doch wenigſtens auf der Straße bleiben, ſo lange es uns gefällt, und ſie verlaſſen, wenn es uns gutdünkt."

Doch wie es bei ſolchen Märſchen zu gehen pflegt, ſtockte die Bewegung bisweilen; man mußte mehrere Minuten halten, dann wieder raſch nachreiten. Dies machte den Marſch ſehr unangenehm; auch hatte er ſein voriges Intereſſe verloren, da man jetzt nicht mehr den Zug der Wagen weit überſah, ſondern nur die nächſten Gegenſtände überblickte.

Der Kaiſer war noch hinter Raſinski's Leuten; dicht vor ihnen fuhr eine Reihe Wagen mit erbeuteten Fahnen bedeckt; türkiſche, tatariſche, ruſſiſche Trophäen erblickte man in buntem Gemiſch durcheinander.

„Platz, Platz für den Kaiſer!" wurde von hinten her gerufen, und Raſinski ließ ſeine Leute abbrechen, um die halbe Wegbreite zu gewinnen. Der Kaiſer kam von weitem herangeſprengt; doch plötzlich ritt er im Schritt und ſchien ſich mit Leuten, die auf einem Wagen neben ihm befindlich waren, zu unterhalten. Der Führer deſſelben trieb ſeine Pferde an, um mit dem raſchern Schritt des Roſſes, auf welchem der Kaiſer ſaß, zu wetteifern. So kam der Wagen nach und nach vor und fuhr an der Seite der polniſchen Reiter vorbei, ſodaß dieſe zur Linken blieben, während Napoleon zur Rechten des Fuhrwerks ritt, auf welchen drei wohlgebildete Frauen und ein Kind ſaßen. Als der Kaiſer ſich der Stelle näherte, wo Jaromir ritt, blickte dieſer nur ſcheu zu ihm hin; denn halb wäre er erfreut geweſen, halb hätte es ihn gepeinigt, wiedererkannt zu werden. Doch der Kaiſer war im Geſpräch mit einer in einen ſchönen Pelz dicht eingehüllten Dame begriffen, die ihrer Kleidung nach die Frau eines höhern Offiziers zu ſein ſchien.

„Ihr müßt den Muth nicht verlieren," ſprach er; „im

künftigen Winter können wir in Petersburg nachholen, was wir in Moskau verſäumt haben. Glückliche Reiſe!" Mit dieſen Worten ſprengte er dahin, ohne Jaromir zu bemerken. Doch die junge Dame wandte ſich jetzt zur Linken. Allmächtiger Himmel! Es war Aliſette!

Sie erſchrak, erblaßte und richtete den Blick vor ſich nieder. In Jaromirs Seele gährte es kochend auf. Zorn und Schauder wechſelten wie Eis und Gluth in demſelben Augenblicke in ſeiner Bruſt. Doch er bezwang ſich mit Gewalt; nur einen verachtenden, vernichtenden Blick warf er ihr, die verſtohlen das Auge zu ihm erhob, zu und wandte dann ſein Roß ab. Aliſette zog den Schleier über ihr Antlitz und ſuchte die Gluth des Zorns und der Scham, welche ihre Wangen färbte, in ſeine dichte Hülle zu verbergen. Noch hatte Niemand Anders ſie erkannt; jetzt wollte ſie auch von Niemand mehr erkannt ſein. Sie nahm daher das Töchterchen ihrer Schweſter, welches ſie mit ſich führte, auf den Schooß und beſchäftigte ſich mit demſelben, bis Raſinski mit ſeinen Leuten einen Vorſprung vor dem nunmehr wieder langſamer vorrückenden Wagen gewonnen hatte. Da bald darauf neben der Straße ſich ebener Boden fand, auf dem man raſcher vorrücken konnte, brach Raſinski wieder zur Rechten aus und ſuchte die Spitze der Colonne zu gewinnen; denn es war ſein hauptſächlichſtes Beſtreben, die regelmäßigen Truppen zu erreichen und ſich ſeinem Corps anzuſchließen, hinter welchem er des weitern Marſches halber ſeit geſtern Abend zurückgeblieben war.

Drittes Capitel.

Sieben Tage waren verſtrichen, ſeit der Kaiſer Moskau verlaſſen hatte. Das Heer ſtand bei Malo-Jaroslawez, welches am Tage zuvor geſtürmt worden war. Man erwartete geſpannt den Befehl, vorzurücken und hoffte, ſich noch vor Kaluga mit Kutuſows ganzer Stärke zu meſſen. In einer kleinen, elenden Hütte, die Alfinski zur Wohnung genommen hatte, harrten Ludwig, Bernhard, Jaromir und Boleslaw auf ſeine Rückkehr aus dem Hauptquartier, wohin er noch am ſpäten Abend geritten war.

Den Freunden war jetzt Jaromirs Schmerz und ſeine Veranlaſſung, ſo wie Aliſettens Anweſenheit beim Heere kein Geheimniß mehr. Oft hatten ſie ihn zu tröſten, zu beruhigen verſucht, doch vergeblich. Tief vergiftet war der reine Born ſeines Lebens; die Qual zehrte in ſeiner Bruſt und drohte den Jüngling zu zerſtören. Boleslaw empfand Jaromirs Schmerzen in ſeiner reinen, edlen Seele faſt ſo tief als dieſer ſelbſt. Gewöhnt an den männlichen Kampf der Selbſtüberwindung, hatte er den letzten, entſcheidenden Sieg über ſich gewonnen und dadurch war ihm, mitten in der Trauer, im ernſten Gram eine freudige Kraft in die Seele gedrungen, die ſtets der Lohn ſittlicher Siege iſt. Es war ſein wahrhaftes Beſtreben, Jaromir wieder mit der Geliebten zu vereinigen, das zerriſſene Band neu anzuknüpfen. Streng verbarg er es, welche Flamme in ſeinem Herzen für Lodoiska glühe; mit reiner Freundeswärme ſuchte er die welken Keime der Hoffnung in der Bruſt des Freundes neu zu beleben, die geſunkenen Blüthen ſeines Glückes mit dem Thau des Troſtes zu erfriſchen. Auch Ludwig und Bernhard nahmen reinen Antheil der Liebe an Jaromir und hatten ihm ſeine

Schuld in milder Seele vergeben; doch Beide waren noch durch ihre Erlebniſſe in Moskau, ſo wie durch die ganze Betrachtung ihres eigenen, ſeltſam verſchlungenen Geſchicks zu tief aufgeregt, um ſich ganz in die Seele des Freundes zu vertiefen. Boleslaw dagegen wurde eben durch das Band der gleichen Liebe mächtig zu Jaromir hingezogen; er trug gleiche Schmerzen mit ihm, und darum verbanden ſich die Seelen Beider jetzt am innigſten. Er liebte edel, uneigennützig, wie großgeartete Seelen müſſen; deshalb ſtand nicht der eigene, ſondern der fremde Schmerz in ſeiner erſchütternden Größe zunächſt vor ihm. Er gedachte der einſamen, verlaſſenen, durch Jaromirs Verurtheilung ſeiner ſelbſt ganz vernichteten Loboiska. Weil ſie mit heiliger Gluth, verſchwiegen liebte, ſchien es ihm Beruf und Pflicht, wenn er es vermöchte, ihr Glück wieder herzuſtellen; denn er war feſt überzeugt, daß die Liebe Alles verſöhnen kann, wenn ſie der Reue die vergebende Hand reicht. Darum ließ er nicht ab, lindernde Worte des Troſtes in des Freundes Herz zu flößen. Wie der weiche Tropfen den Felſen höhlt, ſo hoffte er, werde es ihm endlich gelingen, die eherne Unerbittlichkeit Jaromirs gegen ſeine Schuld zu beſiegen, die Eisrinde, mit der er ſeine gequälte Bruſt ſelbſtpeinigend umgeben hatte, zu ſchmelzen. Ach, das Herz des Unglücklichen mußte ja erſtarren in dieſer ſelbſtgeſchaffenen Qual; hätte es ſich aus warmen Wunden verbluten dürfen, es wäre noch glücklich zu nennen geweſen. Aber dieſes kalte Gift, das er tödtlich in ſich trug, warf die Seele auf eine namenloſe Folter, die der Freund mit dem Gequälten empfand.

Boleslaw trat mit Jaromir hinaus vor die Hütte, die auf einer kleinen Anhöhe lag. Man überblickte in dem trüben Licht des ſchon ſinkenden Mondes ein weites, ebenes Feld, mit lagernden Kriegern und zahlloſem Feldgeräth bedeckt; die

Louja umſchloß dieſe Ebene mit ihrem gekrümmten Strom. Hinter derſelben erhoben ſich ſteile, mit düſterer Tannenwaldung gekrönte Anhöhen. In jenen Wäldern ſtand Kutuſow in feſter, unangreifbarer Stellung. Vor den Höhen lagen die rauchenden Trümmer von Malo-Jaroslawez, das geſtern der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes geweſen war, der jedoch nur das Vorſpiel zu einer größern Schlacht zu ſein ſchien.

„O daß wir an dem Kampfe dort nicht Antheil haben konnten,“ ſeufzte Jaromir; „es liegen dort ſo Viele, die die Sonne heute ſo gern wieder begrüßt hätten!“

Boleslaw verſtand den Freund.

„Iſt das nun wol recht und gut, Jaromir?“ ſprach er ſanft, aber ernſt. „Gedenkſt Du Derer nicht mehr, die in bittern Thränen um Dich trauern würden?“

„Haſt Du Dir nie den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde gewünſcht?“ rief Jaromir heftig.

Boleslaw ſchwieg einen Augenblick; er fühlte ſich getroffen, denn in ſeinem düſtern, verſchwiegenen Gram hatte er freilich dieſen Wunſch in der Bruſt gefühlt. Doch war es einer, wie ſo viele, die nur in der Ferne aufſteigen, die eine heilige Scheu vor dem Unrecht uns nicht mit vollem Ernſt faſſen läßt. „Ich habe ihn oft in mir bezwungen,“ erwiderte er; „und das fordere ich von Dir.“

„O, Boleslaw,“ ſeufzte Jaromir, „Du konnteſt das wol leichter als ich!“

Dieſe Worte drangen in Boleslaws innerſte Seele; ein unnennbarer Schmerz zuckte ihm durch die Bruſt. Er durfte nicht darauf antworten, ohne ſich zu verrathen. „Und wenn Du auch Recht hätteſt, Jaromir; es ändert nichts für Dich. Sei ein Mann, wolle leben und handeln; nicht die Buße, die That verſöhnt.

„Beides," ſprach Jaromir finſter.

„Wenn jetzt Lodoiska vor Dich träte und, ſanft wie ſie iſt, ſpräche: Ich habe Dir vergeben, denn die Liebe vergibt tauſend und tauſend Mal! — aber komme wieder an mein Herz, zertritt nicht alle Blüthen meines Glücks!"

Jaromir ſah ihn ſtarr an, ein Schauer ſchüttelte ihn, plötzlich rief er in wildem Schmerz und Hohn zugleich: „Sonne, leuchte mild wie der Mond, Strom, ſtieße das Gebirg hinan, Pfeil, wende dich im Flug, Minute, kehre zurück aus dem endlichen Raum der Vergangenheit! O, Boleslaw! Fühlſt Du denn nicht, daß Du das Unmögliche denkſt? Habe ich denn die Blüthen ihres Glücks nicht zertreten? Iſt denn die That nicht geſchehen? Die Reine, Schuldloſe, Heilige klagte ich des Verbrechens an, das ich ſelbſt in derſelben Minute beging! Meine Treuloſigkeit könnte ſie verzeihen; aber nie darf ſie vergeben, daß ich den Glauben an ſie verlor — nie darf ich dieſe Vergebung annehmen."

„O, Ihr dürft es Beide, glaube das mir, mir —!"

„Du haſt nicht geliebt, Boleslaw!" rief Jaromir. „Du weißt nicht, wie ſchwer die Verbrechen ſind, die wir an der Geliebten begehen!"

„Jaromir! Ich weiß, wie unerſchöpflich die vergebende Kraft des Herzens iſt!"

„Liebe kann ſich nicht mit Verachtung paaren." Er ſtieß dieſe Worte wild heraus, ſtarrte auf den Boden und machte eine abwehrende Bewegung mit der Rechten, als wolle er ſagen: Verſucher, weiche von mir!

„Lodoiska hat Dich keinen Augenblick verachtet, ſie hat nur bittere Thränen um Dich geweint," entgegnete Boleslaw mit Ernſt. „Und ſtatt ihre Thränen zu trocknen, zertritteſt Du jetzo kalt ihre Bruſt."

„Ich zog nur raſch den Pfeil aus der Wunde und

ſparte ihr die längere Qual! Habe ich ſie tödtlich verletzt — ſo wird ſie jetzo ſchnell dahinſinken, und — ihr Blut kommt dann über mich! War die Heilung möglich, ſo war ſie es nur ſo. Mit dem Geſchoß in der Bruſt windeſt Du Dich noch einige qualvolle Stunden hin, aber leben kannſt Du dennoch nicht. Entſcheidung iſt beſſer!"

„Der Schmerz verdunkelt Deinen Blick. Traue dem Auge des Freundes!"

„Boleslaw, ich muß Dir's wiederholen, hier entſcheidet nur ein Herz, das liebt!"

„Und wer ſagt Dir," rief jetzo der Freund in hingeriſſenem Schmerz, „wer ſagt Dir, daß ich — nie geliebt hätte," ſetzte er mit unterdrückter Stimme hinzu.

„Alſo auch Du? Und ohne Glück, ohne den ſchönen Zweig von dem Blüthenbaum zu brechen?" antwortete Jaromir ſanft und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Dann laß uns Leidensgefährten ſein! — Warum haſt Du nicht Podeiska geliebt? Mit Dir wäre ſie glücklich geworden, Du biſt ſo viel beſſer als ich — ja Du biſt gut, Du hätteſt die reine Heilige nie gelästert!"

Der emporbrängende Schmerz preßte Boleslaws Bruſt zuſammen; und er durfte ihm nicht den erleichternden Strom in die Bruſt des Freundes öffnen! Beide hielten ſich innig umfaßt.

„Aber Du haſt dennoch Recht, geliebter Bruder!" unterbrach Jaromir endlich die Stille; „der Wunſch des Todes iſt verbrecheriſch, denn er iſt der Wunſch der feigen Seele. Eine ſchwere Schuld laſtet auf meiner Bruſt, aber ich will ſie durch ein thatenvolles Leben abtragen. Dem Vaterlande will ich's vergelten, was ich an ſeiner reinſten, ſchönſten Tochter verbrach. Steh' Du mir bei; richte mich auf durch Deine edle Kraft, wenn ich in meiner Schwachheit verzage und

zurückſinke, ſei mein Beiſpiel, mein Führer! Du warſt es ja ſchon ſeit langen Jahren, denn ſtets eiferte ich Dir nach. Wie beneidete ich Dir dieſes Kreuz auf Deiner Bruſt, wie ſtrebte ich, es gleich Dir zu verdienen! Und ſo muß es wieder werden. Du ſollſt mich nicht mehr unkräftig, nicht mehr in Gram verſunken ſehen. Zwar die jugendliche Lebensluſt röthet meine Wangen nicht mehr, denn ihre Flügel ſind gebrochen; ich zeige Euch keine glatte Stirn mehr. Doch ich will auch nicht! Fort damit! Narben und Furchen ernſter Männlichkeit ſollen ſie ſchmücken, meine Wange ſoll ſich bräunen im Brand der Sonne, im rauhen Strom der Lüfte. Das will ich, Boleslaw! Dazu fühle ich eine neue Kraft in meinen Adern rinnen — aber was Du forderſt, was Du hofft — davon nichts mehr!"

Der Galopp und das Schnauben eines Pferdes unterbrachen die nächtliche Stille. Es war Raſinski, der den Hügel heranſprengte. Jaromir und Boleslaw traten ihm entgegen; er begrüßte ſie, ſprang vom Pferde und gab das Thier raſch weg. „Füttere es ab," rief er dem Reitknecht zu, „wir werden bald aufbrechen!"

„Geht es vorwärts?" fragte Jaromir, als ſie in die Hütte getreten waren, mit einem Anflug der Freude; denn er glaubte, ein günſtiges Zeichen darin zu ſehen, wenn ſich ſchnell die Gelegenheit böte, ſeinen raſchen Entſchluß durch die That zu bewähren.

„Vorwärts? Das Wort werden wir für dieſen Feldzug verlernen müſſen," entgegnete Raſinski finſter. „Dem Kaiſer fehlt noch etwas am Ruf eines großen Feldherrn! Er hatte noch keinen berühmten Rückzug aufzuweiſen. Von heute an wird man davon ſprechen können!"

Die tiefgefurchte Stirn, der düſtere Blick, mit dem

Rasinski dieſe Nachricht gab, regte ein banges Vorgefühl in Denen an, die ihn umſtanden.

„Zurück ſollen wir? Nach Moskau? Oder wohin?“ fragte Boleslaw erſtaunt.

„Nach Moskau? Um auf den Trümmern des Kreml unſere Fahnen aufzupflanzen?“ entgegnete Rasinski. „Habt Ihr den dumpfen Knall, die bebende Erſchütterung der Erde von ehegeſtern ſchon vergeſſen? Es war Mortier, der die alte Burg der Zaaren in die Luft ſprengte. Geſtern Mittag empfing der Kaiſer die Nachricht, die Koſacken ſchwärmen jetzt ſchon wieder in den Trümmern Moskau's umher und halten die Nachleſe der Beute. Mortier iſt nach Werreja aufgebrochen; er hat den General Winzingerode gefangen genommen. Das die neueſten Nachrichten von dort; die neueſten von hier, daß wir in einer Stunde gleichfalls aufbrechen, um uns nach Smolensk zu ziehen.“

„Unmöglich!“ rief Jaromir.

„Bis Mitternacht iſt Kriegsrath gehalten worden; der Rückzug wurde beſchloſſen. Es ging ſtürmiſch zu. Der König von Neapel wollte Kutuſow angreifen. Beſſières, der ſeine Stellung recognoscirt hat, erklärte ſie für unangreifbar. Der Kaiſer ſprach: „Wir haben genug für den Ruhm gethan, es iſt an der Zeit, auch für die Sicherheit etwas zu thun.“ Davouſt wollte, daß wir uns wenigſtens auf Platof und ſeine Koſacken werfen und uns den Weg nach Medyn bahnen ſollten. Der Kaiſer entſchied für den Rückzug über Moſaisk. Wir werden alſo die traurige Straße zurückmeſſen, die wir vor zwei Monaten durchwanderten.“

„Der Kaiſer auf dem Rückzuge!“ rief Jaromir und blickte Rasinski ſtaunend an, als könne er es noch nicht glauben.

„Und ſo wäre der blutige Sieg von geſtern alſo ein

vergeblicher gewesen?" fragte Boleslaw und bewegte ernst das Haupt.

„Er wird den Thaten des Kaisers wenigstens einen ewig denkwürdigen Grenzstein gesetzt haben," entgegnete Rasinski. „Ich habe das Schlachtfeld gesehen. Es sieht grauenvoll aus! Blutende, Verstümmelte winden sich noch jetzt unter den rauchenden Trümmern hervor. In Rußland gibt es keinen Sieg, über den die Menschheit nicht schaudert. Hier ist die Flamme stets der wuthbegierige Kampfgenoß des Schwertes! So führte der Scythe Krieg, der vor Jahrtausenden diese Steppen durchstreifte. Doch welche Thaten sind hier wieder geschehen! Der muthige Delzons greift an der Spitze seiner Krieger an; eine Kugel streckt ihn nieder. Der Soldat, der seinen Führer fallen sieht, stutzt, schwankt, weicht; die Russen dringen vor. Delzons Bruder wirft sich allein in die Dampfwolke der feindlichen Feuerschlünde, um wenigstens den Leichnam zu retten. Er umfaßt ihn mit seinen Armen, hebt ihn empor; da trifft auch ihn eine mörderische Kugel, er sinkt mit der theuren Last zu Boden, und der letzte Schlag seines Herzens klopft gegen die erkaltete Brust des Bruders. Die italienischen Recruten haben zum ersten Male gefochten, wie junge Löwen, die die erste Beute jagen. Keine Nation ist tapfer; alle sind es, von Tapfern geführt!"

„Und der Kühnste führt uns jetzt zum Rückzuge!" rief Jaromir unwillig.

„Wer weiß, ob nicht eben dazu der Kühnste nothwendig ist," antwortete Rasinski ernst. „Zum Ruhm, zum Siege ließen sich die Völker leicht vom Ebro bis zur Moskwa führen, ohne daß die Flamme ihres Muthes erlosch. Wird die Gluth aber nicht erkalten, wenn nur noch der Ruhm des heldenmüthig ausdauernden Märtyrers zu erwerben ist?

Wird ſie Nahrung genug haben für die unermeßliche Zeit- und Wegſtrecke? Wird ſie lebendig bleiben unter dem Schnee des Winters, der bald dieſe Fluren einhüllt, auf den Eisfeldern, die uns zum Lager dienen werden? Jetzt fordere ich Euch auf, Ihr, die Ihr Männer ſeid, die mit Bewußtſein handeln, jetzt fordere ich Euch auf, mit ſtolz aufgerichtetem Haupt und muthiger Stirn Euern Kameraden voranzugehen! Denn, wie ſchwer die Aufgabe war, die wir vollendeten, die Schwerere beginnt von dieſem Tage an!"

Er ſprach mit hohem Ernſt; man hörte jedem Worte an, daß ſeine Befürchtungen ihren Grund in ſeiner innerſten Überzeugung hatten. Mit Beſorgniß richteten ſich daher die Blicke auf die Zukunft. Ludwig warf die ſeinigen noch weiter hinaus als Raſinski, denn er fragte ſich: Und was ſoll endlich aus Dir und Bernhard werden? Wenn wir gar den heimatlichen Boden wieder beträten, was würde unſer Schickſal ſein?

Raſinski hatte ihm gleich nach der Schlacht von Moſaisk geſagt, jetzt ſei der günſtige Augenblick gekommen, wo er etwas Gewiſſes in ſeiner und Bernhards Angelegenheit thun zu können hoffe. Nach einem Siege ſei der Kaiſer zu großmüthigen Beſchlüſſen am geneigteſten; das Regiment habe ſeine Anerkennung erworben, und man dürfe daher, ohne etwas zu gefährden, das ſeltſame Verhältniß in Anregung bringen, das Ludwig und Bernhard in die Reihen der tapfern Polen geführt habe. Indeſſen ſeitdem hatte Raſinski nicht wieder von dieſem Gegenſtande geſprochen, ja, wie es ſchien, jede Erinnerung daran vermieden. Ludwig, der ihm zutrauen durfte, daß er von freien Stücken Alles thun werde, was man nur von einem ſolchen Freunde erwarten könne, hatte ihn deshalb nicht daran erinnern wollen. Jetzt aber glaubte er, ohne Raſinski zu kränken, davon ſprechen zu dür-

ſen. Er fragte ihn daher geradehin, ob er denn nicht endlich Hoffnung habe, unter ſeinem wahren Namen auftreten zu können, zumal da er ihn doch bei einer möglichen Rückkehr nach Deutſchland nicht ſicher zu verbergen im Stande ſein werde. Raſinski blickte den Freund wehmüthig ernſt an.

„Ich weiß, was Du denkſt, Ludwig," ſprach er; „Du glaubſt, ich hätte Dich und Ver[illegible]rgeſſen! Aber wahrlich, dem iſt nicht ſo. Ich k[illegible] jetzt offen die ganze Lage der Dinge darſtellen; doch [illegible]ört mich ruhig an und laßt mich ganz zu Ende reden, meine Freunde; dann erſt entſcheidet, ob ich für Euch gehandelt habe, wie ich konnte und mußte. Vor dem Siege über Kutuſow war der Kaiſer ſo ſchwer zugänglich, ſo ganz mit unruhigen Entwürfen beſchäftigt, daß ich ihn nicht anzutreten wagte. Ich mußte bedenken, wie viel auf dem Spiele ſtand, wie ſehr ich Euch und mich in Gefahr brachte, wenn ich die Lage der Dinge entdeckte; denn ich hatte ja nicht Gnade, ſondern die Niederſchlagung einer Anklage gegen zwei Beſchuldigte durchzuſetzen, deren man bis jetzt nicht hatte habhaft werden können. Nach der Schlacht bei Borodino, Du weißt es ja ſelbſt, waren wir Tag und Nacht zu Pferde, ſodaß kein Augenblick der Muße [illegible]fand. Auch hatten die ungeheuren Opfer, mit denen dieſer Sieg erkauft war, die geringen Folgen deſſelben den Kaiſer nichts weniger als günſtiger geſtimmt. In Moskau hoffte ich Alles zu ſchlichten — da kam der Brand, der nicht nur uns vertrieb, ſondern die Möglichkeit, den Kaiſer in ſolcher Angelegenheit anzutreten, noch ungleich erſchwerte. Überdies ſtanden wir auf dem Vorpoſten, es war nur ſelten möglich, nach Moskau hineinzukommen. Dennoch ließ ich es nicht unverſucht, etwas für Euch zu thun; allein ich mußte vorſichtig handeln; denn alle Erkundigungen, die ich einzog, waren Euch ungünſtig. Man hatte dem Kaiſer

in der That grade in Deiner Angelegenheit, Ludwig, höchſt nachtheilige und entſtellende Berichte geliefert, ja, die Vermuthung, Du ſeieſt in dem Heere, war ausgeſprochen worden und der verläumderiſche Zuſatz gemacht, daß Du hier Deine Rolle als Spion der ruſſiſchen Regierung fortſetzeſt. Ich verſchwieg Dir dies, um Dir eine unnöthige Sorge zu erſparen, denn die Verſicherung kann ich Dir geben, daß man bis jetzt von dem Ort Deines Aufenthaltes nicht unterrichtet iſt. Und, deſſen darfſt Du überzeugt ſein, tritt der gefürchtete Fall der Entdeckung ein, ſo werde ich mit meiner Ehre als Führer für Euch Beide als Bürge eintreten, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen, Euch dadurch zu ſchützen. Jetzt aber laßt uns noch in der Sicherheit beharren, die uns die Verborgenheit gibt. Die Zeit iſt die ungünſtigſte, die ich wählen könnte, um für Euch zu ſprechen, denn durch den halb räthſelhaften, halb erklärten Brand von Moskau iſt das Mißtrauen gegen Fremde nur gewachſen, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß in dem Palaſt, wo ich mein Quartier aufgeſchlagen, die Flammen zuerſt ausbrachen. Auch dieſer Umſtand würde Euch ungünſtig ſein. Zu dem Allen kommt, daß der Kaiſer, wie ich aus guter Quelle weiß, Briefe über Briefe aus Deutſchland empfängt, die ihm die Aufrichtigkeit ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen immer zweifelhafter machen. Marſchall Macdonald meldet, daß die preußiſchen Corps zwar tapfer im Gefecht ſind, doch nur mit Unluſt gegen die Ruſſen fechten, wenn gleich das Gegentheil in ſeinen Armeebulletins ſteht. Mit der Unthätigkeit des Heeres unter dem Fürſten von Schwarzenberg iſt der Kaiſer ebenfalls unzufrieden; es beweiſt ſich ihm dadurch, daß Öſtreich, trotz der verwandtſchaftlichen Bande, die es jetzt an Frankreich knüpfen, kein aufrichtiger Bundesgenoſſe iſt. Die Agenten aus dem Innern Deutſchlands ſchreiben von gehei-

men Verbindungen deutſcher Patrioten gegen Frankreich, und alle franzöſiſchen Regierungen von hier und da laut werdenden unvorſichtigen Äußerungen über Einverſtändniſſe, welche man bis in das Heer des Feindes unterhalte! Sagt ſelbſt, ſind ſolche Nachrichten geeignet, von Eurer Schuldloſigkeit zu überzeugen? Und nun noch Eins. Wenn der Kaiſer die Anklage gegen Euch niederſchlüge und damit Euer Verhältniß zum Heere aufhörte — was wolltet Ihr thun? Seit heute, wo der Rückzug beſchloſſen iſt, bliebe Euch dennoch nichts übrig, als die Schickſale des Heeres zu theilen; und wo könntet Ihr das beſſer als bei mir, da ich ſtets Eure beſondere Lage im Auge behalte, und nicht einmal eine Dienſtpflicht für Euch anerkennen würde, wenn Ihr ſie nicht ſelbſt freiwillig übernähmt, oder wenn ſich die Ausnahmen immer ſo treffen ließen, daß nicht das Auffallende derſelben zu ſehr in die Augen ſpränge? Denn allein, auf eigne Hand die ungeheure Rückreiſe anzutreten, das wäre jetzo gar nicht zu wagen. Ihr wißt, wie das Land geſinnt iſt, welchen Gefahren der Einzelne ſich preisgibt. Könntet Ihr vergeſſen, wie Viele, die, einzeln überraſcht, in die Gewalt der fanatiſchen Mugiks geriethen, unter den fürchterlichſten Martern hingeopfert wurden? Und auch die Gefahr bei Seite geſetzt, wo fändet Ihr die Mittel, auf einer ſolchen Reiſe zu beſtehen? Kaum die vereinigte Gewalt Vieler ſchafft ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe; der Einzelne vollends vermag nichts. Auf dem verwüſteten Wege, den wir hierher nahmen, wo wir ſtatt der Dörfer und Städte nur die Aſchenhaufen finden werden, die ihre ehemalige Lage bezeichnen — wie wolltet Ihr da Unterkommen, Lebensmittel, Pferde finden, wenn die Eurigen, abgezehrt von Arbeit und ſchlechter Nahrung, wie ſie ſind, unbrauchbar würden oder fielen? Ich habe weder die Luſt noch den Muth verloren, Euch

mit voller Freundespflicht zu dienen; aber sprecht selbst, wißt Ihr jetzo ein sicheres Auskunftmittel? Meine eigne Verantwortlichkeit ist es, die ich zuletzt scheuen würde. Gebt Ihr einen guten, ausführbaren Rath, ich befolge ihn; Ihr selbst, Boleslaw und Jaromir, müßt entscheiden, was zu thun ist."

Die Freunde blickten einander an; sie suchten vergeblich eine Widerlegung für Rasinski's Gründe, und doch wurde Ludwigs Seele tief bedrückt von dem Gefühl dieser drohenden Zukunft, in die er seine Freunde und seine hülflose Schwester verwickelt sah.

„Und wären wir Jeder siebenmal so weise als die sieben Weisen Griechenlands zusammengenommen," unterbrach endlich Bernhard die eingetretene Stille, „wir würden keinen bessern Rath ausbecken. Rasinski's Rath ist so klar wie der Himmel draußen, dessen Sterne uns recht günstig zum Rückzuge zu leuchten scheinen. Tröste Dich, Freund Ludwig; uns umschweben nicht mehr Todesgefahren als Andere auch; beim Lichte besehen hält unser Lebensfaden vielleicht noch zu lange und spinnt sich langweiliger oder trauriger ab, als wir glauben. Die Scheere der Parze kneipt oft auf und zu in der Minute, und wird Manchem das vorsichtig gesponnene Garn früher abschneiden, als das freilich hinlänglich dünne Haar, an dem uns der Hieber des Damokles über dem Genick hängt. So viel aber weiß ich, daß, bleiben wir hier, wir unter guten Freunden leben oder sterben, worauf es meines Erachtens mehr ankommt, als ob wir etwas mehr Wahrscheinlichkeit für die Apotheke und dagegen etwas weniger für den Sandhaufen aufweisen können. Mach Du Dir keine Sorge deshalb, Rasinski, Du hast größeres Verdienst um uns, als wir Dir vergelten werden. Denn der dankbarste Mensch bleibt ein undankbarer Esel, ich zumal. — Gebt die Hände, Freunde, wir wollen froh sein, wenn

uns morgen noch die Sonne beſcheint und der Wald einige fahlgrüne Blätter unter den gelben und rothen zeigt, die der Wind als perennirenden Herbſtblüthenregen herabſchüttelt. Mir däucht, die Welt iſt noch ganz hübſch, und wer ſie noch eine Weile anſehen darf, kann von Glück ſagen, gegen die ſechstausend, die da drüben mit verbrannten Knochen in der Aſche und dem Schutt von Malo-Jaroslawez liegen."

Damit ſchüttelte der wackre, kräftige Freund Raſinski und Ludwig die Hand und reichte ſie dann auch Jaromir und Boleslaw hinüber. Sein trotzig fröhliches Weſen, womit er die härteſten Schläge des Schickſals verſpottete, gab oft ſeiner ganzen Umgebung ein Gefühl dieſer kecken Selbſtändigkeit, die ſich unter kein Joch des Lebens beugt.

Eine Ordonnanz trat ein; ſie brachte den Befehl zum Aufbruch, den Raſinski erwartete. „Um drei Uhr!" ſprach er. „Alſo ſtill, in der tiefſtnächtlichen Stunde!" Er ging zweimal mit untergeſchlagenen Armen und zur Erde gehefteten Blicken in dem engen Gemach auf und nieder.

„Laßt jetzo aufſäumen! Es wird bald Zeit ſein!"

Jaromir und Boleslaw gingen, das Nöthige bei ihren Leuten anzuordnen, Ludwig und Bernhard hatten wenigſtens für ſich ſelbſt Vorbereitungen zu treffen. So trennten ſich die Freunde. Allein kaum war eine halbe Stunde vergangen, ſo fanden ſie ſich wieder beiſammen, doch zu Pferde und auf dem Rückmarſche. Auf Raſinski's Stirn lagen düſtere Wolken; er ſprach nicht, ſondern ſah ſich nur ſtumm vielemal nach der Gegend um, wo der Schauplatz des letzten Sieges, den das Heer erfochten, in die Schleier der Nacht gehüllt lag. Als die Straße ſich um eine einſame ſteile Höhe bog, ritt er allein hinauf. Auf dem windumrauſchten Gipfel hielt er, und richtete die Blicke nach der wüſten, von Qualm umzogenen Stätte des Todes, die nun-

mehr der äuſserſte Zielpunkt des ungeheuren Kriegszuges geworden war. Der Rauch der Trümmer miſchte ſich mit dem der Wachtfeuer, welche die Nachhut hell auflodern ließ, die unter des Marſchall Davouſt Befehlen den Feind über den Rückzug des groſsen Heeres täuſchen ſollte. Jenſeits, am Walde, erkannte man an zahlloſen, in düſterrother Gluth leuchtenden Flammenſternen das Lager des ruſſiſchen Heeres. Langſam zogen die ſchwarzen Dampfgewölke über den im Dämmerſchein des untergegangenen Mondes matt leuchtenden Himmel; ſie ſchienen ſich zu einem ſchweren Gewitter zu ſammeln.

„Alſo dort!“ ſprach Raſinski zu ſich ſelbſt, „dort ſoll der Wanderer künftiger Jahrhunderte die Stätte aufſuchen, wo dem unermeßlichen Geiſte, der die Könige des Erdballs ſtürmend aus ihrer alten, verſunkenen Ruhe aufjagte, die Grenze ſeiner Kraft geſteckt war! Soll denn kein Sterblicher ein groſses Werk vollenden? Kann denn der Menſchengeiſt nicht einmal dieſe kleine, ärmliche Erde umfaſſen, die ihm zur Wohnſtätte angewieſen iſt, ſo lange er in den Banden ſeiner irdiſchen Hülle ſchmachtet? Sind wir denn ſo wenig, daß dieſer Punkt, dieſes Sonnenſtäubchen im Weltall, ein unermeßlich ungeheurer Raum für unſere Kräfte iſt? Cyrus fiel an den Grenzen des wilden nordiſchen Scythenreiches, Kambyſes mußte umkehren an den glühenden Pforten Äthiopiens, Alexander an dem fabelhaften Reiche der Indier — und hier ſollte die Nachwelt die Markſteine Seines Thuns aufrichten dürfen? Hier! Und wer behauptet das? Warum nicht ſchon an den Pyramiden? Was dort geſchah, wiederholt ſich hier. Iſt denn der Kreislauf der Zeiten ſchon vollendet? Thorheit, an räumlichen Grenzen zu hangen! Als ob die Welt nicht dort hinaus ſo weit wäre, wie dort! Und dennoch!“

Ein Schauer ſchüttelte den Einſamen. Der Wind ſauſte über die Höhen und rauſchte durch die Wipfel der alten Fichten, die ihre Zweige über Raſinski's Haupt hinausſtreckten. Sein Roß ſcharrte mit dem Fuß und ſchüttelte die im Winde fliegenden Mähnen. Düſtere Ahnungen, welche die Bilder der Zukunft vor ſeiner Seele vorüberzuführen ſchienen, gewannen mehr und mehr Macht über ihn.

„Dennoch!“ ſeufzte er nach einer ſtummen Minute, „dennoch iſt es wahr, die That des Menſchen iſt von den engen Schranken des Raumes unſichtbar umgeben; erſt wenn er ſie erreicht hat, ſieht er die unwiderruflichen Grenzen, die keine Macht mehr verrückt, keine Zeit verwiſcht. Weiſſagt ihm ſein ahnendes Herz nicht, wo er ihnen nahe ſteht? — Wäre hier der Ort, wo der Strom großer Thaten in das Meer der Unermeßlichkeit ausmünden und ewig ſpurlos darin verſchwinden ſoll? Oder wendet er nur den Lauf, um ſich ſtolz durch neue Gefilde zu ergießen, neue Felſendämme zu durchbrechen, die ſich ihm entgegenthürmen? Wer ſagt es uns, wo unſer Fuß die geheimen Zeichen des Geſchicks berührt, die im bannenden Zauberkreiſe rings um uns gezogen ſind? Öffnen ſich jetzt die Thore eines neuen olympiſchen Sieg- und Kampfgefildes, oder ſtehen wir vor den ehernen verriegelten Pforten, mit denen der Allmächtige im Urrath des Schickſals unſre Bahn unwiderruflich zu ſperren beſchloß? Iſt hier die Stelle, wo die endliche Kraft an dem diamantenen Damm der ewigen zerſplittern ſoll?

„Ja, ja, ſo iſt es. Eine Geiſterſtimme ruft es mir zu aus dieſem nächtlichen Himmel, in dem ſchauerlichen Sauſen des Herbſtſturms.“

„Alſo hier! Wirklich hier! Jetzo greift der eiſerne Arm des Geſchicks in die Schwingen des Gewaltigen und lähmt und bricht ſie? Und wäre er denn vernichtet? Nein, nim-

mermehr! Ewig feſt wird ſein Rieſendenkmal ſtehen in den fortbrauſenden Wogen der Zeit. Sie wird den Schleier heben von dieſer finſtern Gegenwart. Wenige Monden oder Jahre — Pulsſchläge der Ewigkeit, — und das Buch der Verhängniſſe liegt aufgeſchlagen vor uns. Die kommenden Geſchlechter werden es wiſſen, ob der Glockenſchlag dieſer nächtlichen Stunde einen Umſchwung der Weltgeſchicke verkündet! — Und ſei es denn! Vertilgen kann keine Ewigkeit die Spuren ſeines Rieſenganges über die Erde! So mag denn hier der Grenzſtein ſeines mächtigen Vollbringens aufgerichtet werden! Die gigantiſchen Altäre am Ganges, das Schlachtfeld von Cannae, die rauchenden Trümmer an jenen Fichtenhöhen — ſie ſind gleichbedeutende Hieroglyphen, und noch nach Jahrtauſenden wird der Wanderer ſie mit ſchauernder Verehrung leſen.“

Dieſe Gedanken wogten in Raſinski's heldenverwandter Seele! Er fühlte mit unabweisbarer Ahnung, daß ein ſchweres, düſteres Unheil hereinbrach! Doch mit dieſer klaren Entſcheidung kehrte ſeine volle Manneskraft zurück und er richtete Bruſt und Haupt ſtolz gegen das Verhängniß auf. Noch einen Blick warf er über das düſtere nächtliche Gefilde, wo die Geſchichte die neuen Säulen des Herkules aufzupflanzen beſchloſſen hatte; dann wandte er ſein Roß und kehrte mit befeſtigtem Muth zu den Seinigen zurück.

Viertes Capitel.

„Der Nachtwind war rauh! Und welch ein dichter Nebel wieder auf der Erde liegt!“ rief Bernhard und ſchüttelte

ſich. „Ich bin durch und durch ſo kalt wie eine Amphibie.“ Mit dieſen Worten ſprang er von ſeinem Lager an dem faſt erloſchenen Feuer auf und ſchlug die Arme über einander, ſich zu erwärmen. „Ich glaube wohl, daß wir frieren mußten, wenn hier nichts mehr brennt und glüht als die drei verkohlten Klöße in der Aſche! He Ludwig! Rühle Dich auf; hörſt Du nicht den Trompeter?“

Ludwig ſchlug, da der Freund ihn anfaßte, die Augen groß auf und blickte ihn fremd an. „Nun? Kennſt Du mich nicht?“ fragte ihn Bernhard. „Du ſiehſt ja aus, als wäreſt Du aus einer andern Welt auf dieſe heruntergefallen!“

„Es iſt auch faſt ſo,“ erwiderte Ludwig, der aus dem tiefen ſtarren Schlaf, in den ihn, trotz der rauhen Nacht, die Übermüdung verſenkt hatte, wieder zum Bewußtſein zu kommen begann. „In meinen Träumen ſah ich andere Bilder, als dieſe um mich her.“

„Mir hat von Mondkälbern, Klapperſchlangen, Krokodilen, Koſacken, Hexen und Alraunen geträumt,“ antwortete Bernhard. „Da war ich froh, daß der rauhe Wind mich wach ſchütteltе! Teufel iſt das eine Nacht geweſen! Der feuchte Nebel dringt einem ja bis in das Mark der Knochen hinein und macht es wäſſerig. Wenn wir nur erſt wieder zu Pferde ſitzen, wird uns ſchon beſſer werden.“

Ludwig hatte ſich indeſſen aufgerafft und ſuchte gleichfalls die ſtarrgewordenen Glieder durch ſtarke Bewegung zu erwärmen. „Wo iſt Raſinski?“ fragte er.

„Er muß mit den Andern ſchon längſt auf ſein. Ich erwachte erſt durch den Trompetenſtoß und von der Kälte an meiner linken Seite, wo Jaromir gelegen hat. Es ärgert mich eigentlich; aber ſie ſind doch des Soldatenlebens gewohnter als wir und tragen die Strapazen leichter. Willſt

Du Dich waſchen? Hier iſt noch Waſſer im Kochgeſchirr; Du ſiehſt etwas ſchwarz von Rauch aus, guter Freund. Friſch hinein mit dem Geſicht; es iſt kalt, aber es erquickt. Übrigens brauchſt Du Dir, um friſches Waſſer zu haben, nur die Locken auszudrücken; ſie hängen voll Nebeltropfen."

Die beiden Freunde machten ihre Bivouacs-Morgentoilette, ſo gut die Umſtände es zuließen, und begaben ſich dann zu ihren Pferden, wo ſchon die meiſten ihrer Kameraden ſich befanden und ſie zum Marſch aufzäumten. Bald ſaßen ſie auf und der Zug ging vorwärts.

Es dämmerte noch kaum, und doch waren ſie erſt um Mitternacht zur Ruhe gekommen; denn die Märſche wurden, weil man täglich das Nachrücken der ruſſiſchen Heere befürchtete, mit größter Eile und Anſtrengung gemacht.

Man ritt, als es Tag wurde und der Nebel zu fallen anfing, in eine Senkung des Thales hinunter. Raſinski deutete mit dem Finger auf einige, noch halb in Nebel, halb in Rauch gehüllte Giebel. „Das iſt Moſaisk," ſprach er; jetzt ſind wir wieder auf unſerm alten Wege. Wenn wir doch hierher mußten, wäre es beſſer geweſen, wir hätten gleich von Moskau dieſe Straße genommen. So haben wir acht volle Tage verloren! Nahe an Smolensk könnten wir ſchon ſein."

„Reiten wir durch das Neſt?" fragte Bernhard.

„Nein," erwiderte Raſinski; „wir nehmen unſern Weg hier links durch den Bach, denn dort unten ſtopft ſich wieder Alles. Es iſt ein großer Vortheil für uns, daß wir in unſerm Marſch nicht ſo beſtimmten Befehlen folgen dürfen als die Übrigen. Aber leider fängt ſchon Jeder an nur ſeine eignen Vortheile wahrzunehmen; es wäre beſſer, man hielte ſtrengere Ordnung. Doch ich fürchte, es wird nicht lange mehr möglich ſein. Seht Ihr, wie dort drüben die Ar-

tillerie ſchon die Anhöhe hinauf marſchirt? Die Kanonen blieben faſt ſtecken in den tiefen Wegen und haben doch ſchon die doppelte Zahl von Pferden vorgelegt."

„Ich glaube, wir bekommen Froſt," bemerkte Ludwig; „die Luft wird ſo klar."

„Das wäre ſo übel nicht," meinte Bernhard, „denn in dem zähen Koth marſchirt ſich's verteufelt ſchlecht."

„Wünſcht Euch den Winter nicht herbei, er wird uns zeitig genug ereilen!" erwiderte Raſinski ernſt. „Jetzt iſt unſer Marſch mühſelig, aber doch zu ertragen. In Rußland bleibt der Winter nicht an den Grenzen des Herbſtes oder Frühlings ſtehen, ſondern herrſcht bald in ſeiner Kraft und Strenge; darum hütet Euch, ihn herauf zu beſchwören!"

„Ich glaube, er kommt ohne uns," meinte Bernhard, „denn der Wind bläſt uns aus Nordoſt in den Nacken, was freilich beſſer iſt als geſtern, wo er uns [illegible]chten Staubregen ins Geſicht jagte; aber ich wittere [illegible]was wie Schnee in der Luft."

Unter dieſen Geſprächen waren ſie, von der Hauptſtraße abbiegend, gegen den Bach im Thale hinunter gekommen und durchritten ihn an einer ſeichten Stelle. Jenſeits ſchloſſen ſie ſich an die Artillerie an, welche, die Spitze des Zuges bildend, ſchon eine ſtarke Strecke voraus war. Sie erreichten die Hochebene, auf der ſich der Weg fortzieht.

„Tauſend, hier bläſt der Wind ſchärfer," rief Bernhard; „er dreht ſich immer mehr nach Nordoſt."

Raſinski blickte mit ſeinem aufmerkſamen Feldherrnauge über die Ebene hin. Sie bot faſt gar keine Abwechſelung dar, ſondern dehnte ſich in ungemeſſener Weite nach allen Seiten aus; kaum daß einige Hügel ſich in leichter Krümmung über die reine Kreislinie des Horizonts erhoben. Nichts unterbrach das todte, troſtloſe Grau dieſer Landſchaft als die

langen ſchwarzen Linien der Fichtenwälder, die ſich am äuſerſten Rande der Fläche unter blauſchwarzem Nebelgewölk entlang zogen. Selbſt die unabſehbaren Reihen der Wagen und Kanonen und der ſich geräuſchvoll abarbeitenden Pferde und Artilleriſten belebte die Öde nicht, ſondern machte ſie nur auffallender durch den Gegenſatz.

Die Sonne hatte einen Augenblick geleuchtet; doch ſchon bezog ſich der Himmel wieder mit trübem Gewölk.

„Heut ſcheint der Winter doch noch nicht Ernſt zu machen," ſprach Ludwig nach einiger Zeit, „ſo rauh der Wind iſt, und obgleich wir hier oben ſchon Spuren des Froſtes ſehen. Das reine Blau des Himmels iſt ſchon faſt ganz wieder verſchwunden."

„So, wie ſo! Durch's Paradies geht unſer Marſch einmal nicht," antwortete Bernhard.

Sie marſchirte einige Stunden vorwärts faſt ohne zu ſprechen; theils riß der Faden der Unterhaltung in dem täglichen, faſt ungetrennten Beiſammenſein doch bisweilen ab, theils boten die Ereigniſſe, wie die Gegenſtände rings umher, nur zu unerfreulichen Bemerkungen Gelegenheit dar, die Jeder lieber im Stillen machte. Einige Infanteriecolonnen hatten nach und nach die wegen der Erſchöpfung der Pferde langſam vorrückende Cavalerie und Artillerie eingeholt; die Infanterie marſchirte dagegen, um ſich zu erwärmen, und weil der Marſch überhaupt beſchleunigt wurde, raſcher als gewöhnlich. Man ſah ſeltſame Trachten unter dieſen Leuten. Von der Strenge einer Uniformirung war nichts mehr zu entdecken; Jeder ſchützte ſich ſo gut er konnte gegen Wind und Wetter. Vielen war es anzuſehen, daß ſie ſchon anfingen, die Beſchwerden des Marſches mit Mühe zu ertragen.

Als Raſinski ſeinen aufmerkſamen Blick über dieſe Leute

hinlaufen ließ und aus ihrer Haltung Muthmaßungen für die Lage der Dinge im Ganzen zu schöpfen suchte, bemerkte er einen Reiter darunter. Es schien ein höherer Offizier zu sein. Beide erkannten einander gleichzeitig; es war Regnard.

„Aha, Rasinski, seid Ihr's," sprach er, indem er heranritt und ihm die Hand entgegenstreckte; „wie geht's Euch?"

„Gut genug!" erwiderte dieser, der es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer den besten Muth zu zeigen, wo ihn seine Leute sehen oder hören konnten.

„Ihr seid genügsam; mir ist's schon besser gegangen. Ich habe ein entzündetes Auge; seit dem Brande von Moskau plage ich mich damit, und diese feuchten Herbstnächte hier haben das Übel nur noch schlimmer gemacht."

„Es wird keine Gefahr haben; dergleichen geht mit der Veranlassung vorüber."

„Zuweilen, ja; ungefähr wie der Hunger; [illegible] die Veranlassung aber etwas zu lange, so kommt [illegible] Heilung zu spät. Es könnte leicht sein, daß es mir eben so ginge. Ich frage den Teufel darnach," fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „man sieht hier mit einem Auge schon zu viel."

„Wie so?"

„Seid Ihr nicht durch Mosaisk gekommen?"

„Nein! ich nahm mit meinen Leuten einen Seitenweg."

„Ihr habt nichts verloren! Das ganze Nest ist noch ein Lazareth. Dreitausend Verwundete liegen darin und werden wol liegen bleiben. Mich schaudert, wenn ich an den Anblick denke. Seit sieben Wochen fristen sie ihr Leben unter Jammer und Qual! Sie sind halb verhungert, halb erfroren, denn die Meisten liegen auf faulem Stroh, oft ohne Decken! Kaum daß man ihnen den alten Mantel gelassen hat. Ihre Wunden sind mit Werg gestopft, zumeist brandig und fressen am Knochen."

„Sprecht leiſer," ſprach Raſinski, „ſolche Schilderungen entmuthigen die Leute."

„Was braucht's der Schilderung? Sie haben das Elend ſelbſt geſehen! Als wir durchmarſchirten, ſtreckten Die, die ſich noch rühren konnten, uns die Hände flehend aus den Fenſtern entgegen und riefen: „Nehmt uns mit, laßt uns nicht hier umkommen!" Denn das Gerücht, daß wir zurückmarſchiren, hatte ſich, wie ein Lauffeuer, unter ſie verbreitet. Bisher friſteten ſie ſich doch mit der Hoffnung in ihrem Elende; jetzt kommt die Verzweiflung zu dem Jammer. Sie heulten und wehklagten laut; Einige verfluchten Himmel und Erde! Ein Dragoner — ich erkannte ihn am Mantel — dem beide Füße abgenommen waren, hatte ſich mit den ſchlecht verbundenen Stumpfen bis an die Schwelle der Hütte, in der er lag, geſchleppt, und das blaſſe Jammerbild winkte mir mit aufgehobenen Händen entgegen. Da kam der Kaiſer vorbei; der Elende rief: „Sire, ich habe in Ägypten gedient, laßt mich nicht hier verſchmachten! Nach Frankreich, nach Frankreich — mein alter Vater!" Da verſagte ihm die Stimme; der Kaiſer befahl, ihn auf ſeinen *eigenen Wagen zu legen und Sorge für ihn* zu tragen. Ich ſelbſt griff mit an, um ihn aufzuheben, aber noch ehe wir ihn hinaufſchaffen konnten, hatte er ſchon den letzten Athemzug ausgehaucht."

„Wohl ihm!"

„Freilich! Doch denkt Euch den Jammer und die Angſt der Zurückbleibenden, wenn ein Sterbender, Elender dieſe Zukunft ſo gräßlich ſieht, daß die Hoffnung, ihr zu entfliehen, ihm noch im letzten Augenblicke ſolche Kräfte leiht!"

„Und müſſen ſie denn zurückbleiben?" fragte Raſinski mit innerm Schauder.

„Könnt Ihr ſie fortſchaffen, und können ſie den Marſch

aushalten? Der Kaiſer hat befohlen, daß jeder Bagage- oder Vorrathswagen einen Mann aufnehmen ſoll; die, welche noch zu retten ſind, will man zu retten verſuchen. Die Andern bleiben der Großmuth des Feindes überlaſſen."

„Großmuth!" rief Raſinski bitter.

„Sie können von Glück ſagen," fuhr Regnard fort, indem er ſich das Tuch über dem entzündeten Auge zurecht legte, „wenn ſie dem Feinde nur bald in die Hände fallen. Bleibt er lange aus, ſo verhungert und verſchmachtet, was zurückbleibt, auf die elendeſte Weiſe; denn es ſind ja lauter Leute, die ſich nicht vom Lager rühren können. Aber was das wieder ein Nebel iſt!"

In der That hatten ſich die Dünſte wieder feucht und kalt rings auf den Feldern gelagert, ſodaß man kaum hundert Schritte vor ſich ſehen konnte. Mit jedem Augenblicke ſchienen ſie ſich zu verdichten; bald war der Geſichtskreis auf die allernächſten Gegenſtände beſchränkt.

„Einen ſolchen Nebel habe ich kaum noch erlebt," ſprach Bernhard, „ſelbſt in Schottland nicht; man ſieht ja das zweite Kanon nicht mehr deutlich. Er kann aber nicht hoch ſein, denn die Sonne über uns läßt ſich doch noch als ein hellrother Mond erkennen."

Ein kalter Windſtoß fuhr durch die in Kreiſen langſam wirbelnden Dunſtgebilde und jagte ſie in grauen, lang gedehnten Streifen über Feld.

„Der Wind hat ſich auch wieder gedreht; er iſt Nordweſt geworden," ſprach Ludwig, der aufmerkſam den Zug des Nebels verfolgte.

Die Reiter hüllten ſich dichter in ihre Mäntel und ritten ſtumm nebeneinander hin; vorn Raſinski mit Regnard, dicht hinter ihnen Jaromir, Boleslaw, Ludwig, Bernhard.

Es war ein ſeltſam ſchauerlicher Augenblick; tiefes

Schweigen ringsumher; nur das dumpfe Geraſſel der Kanonen war entfernter zu hören, da der Nebel den Schall dämpfte, und die Reiter gegen hundert Schritte auf der Seite des Weges ritten, um die Pferde nicht ſo tief in den ausgefahrnen Moraſt treten zu laſſen. Einige kleine Unebenheiten des Bodens hatten Ludwig zufällig um kaum zwanzig bis dreißig Schritte rechts von den Freunden abgeführt. Plötzlich ſtolperte ſein Pferd; er riß es am Zügel auf und beugte ſich über, um den Gegenſtand, über den es gefallen war, und den er, achtlos vor ſich hinreitend, zuvor nicht wahrgenommen hatte, zu ſehen. Es war ein halb verweſter, halb nackter Leichnam; das von der Fäulniß und den Vögeln des Himmels in ein ekles Gemiſch von Blut und Eiter verwandelte Antlitz ſtarrte ihn gräßlich an. Ein unwillkürlicher Ausruf des Schreckens entfuhr ihm; ſein Schauder mehrte ſich, als er umherblickte und ganz nahe noch mehrere Leichen, ſchon halb Gerippe, in den tiefen Furchen des Ackers liegen ſah.

„Was gibt's?“ fragte Bernhard, als er den Ruf hörte.

„Seht nur um Euch!“ rief Ludwig grauſend.

Alle waren in dem eintönigen Grau des Nebels hingeritten, ohne auf den Weg und Boden zu achten. Ein ſtärkerer Windſtoß jagte in dieſem Augenblick die Dünſte etwas auseinander und verſtattete einen Überblick von einigen hundert Schritten.

„Wir ſind hier auf dem Schlachtfelde!“ rief Raſinski, und ein wunderbares Gemiſch von Grauen, Ehrfurcht und mächtigen Erinnerungen ergriff ihn.

„Wahrhaftig! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir ſchon ſo nahe wären,“ ſtimmte Regnard ein und ſah umher.

Mit ſchauerlicher Spannung ließen alle ihre Blicke über das öde, grauſenvoll ſchweigende Feld des Todes hinſchweifen, das

ſieben Wochen zuvor noch von dem unermeßlichen Getümmel des Völkerkampfes, und dem tauſendfachen Donner der Feuerſchlünde erſcholl. Wie in der Dämmerung das Auge anfangs nur einige Sterne und dann mit jeder Secunde mehr erblickt, ſodaß es ſich bald in die Unermeßlichkeit vertieft, ſo vervielfältigten ſich dem Blick hier auf entſetzliche Weiſe die Leichname und andere Zeichen der Zerſtörung, die man rings entdeckte. Indem der Nebel, vom Winde über die Steppe gejagt, ſich langſam hinwegwälzte, ſchien er gleichſam den Vorhang von dem ſchaudervollen Gemälde zu ziehen. Allen verſetzte ſich der Athem in der Bruſt, als ſich das gräßliche Chaos allmälig vor ihren Blicken entwirrte. Zuerſt hatte man nur die nächſten Leichname, an die der Huf des Roſſes ſtieß, erblickt; doch wie der Blick weiter ſchweifte, ſtieg die Anzahl ſchnell in's Unendliche; denn man erkannte bald, daß jede ſchwärzliche Erhöhung, die das Auge entdeckte, nicht ein Stein, ein Baumſtamm oder Erdhaufen, ſondern ein menſchlicher Körper, oder eine zuſammengeſchichtete Maſſe derſelben war. Mit jedem Schritte weiter in dieſe nur mit Leichen bevölkerte Wüſte wurde das Bild der Zerſtörung gräßlicher und erſchütternder. Der Wind trieb einen giftigen Peſthauch heran, der ſogar die Pferde ſo anwiderte, daß ſie, ſcheu zurückbebend, dem Reiter nicht gehorchen wollten, und nur mit ſträubenden Mähnen und emporgerichteten Nüſtern, als ſuchten ſie reinere Luft zu athmen, dem Sporn gehorchten und vorwärts ſchritten. Jetzt ſah man einzelne Erhöhungen, wie Hühnengräber, wo große Leichenhaufen gethürmt und ſo leicht mit Erde bedeckt waren, daß Sturm und Regen die Hülle ſchon faſt weggeſpült hatten. Aus dem grauſen Gemiſch der übereinandergeſchichteten Leichname ragten einzelne, die Gebeine zur Hälfte mit verweſendem Fleiſch bedeckt, zur andern Hälfte nackt und weiß ſchim-

mernd, in ſchauderhaften Stellungen hervor. Dem war das Haupt, mit ſtruppig blutigem Haar bedeckt, auf den Boden geſunken, und die Schenkel ragten unnatürlich aufwärts; ein Anderer ſtreckte einen Arm hoch hinaus, als habe er noch Leben und ſuche ſich aus dem modernden Grabe heraufzuarbeiten. Einzelne Glieder, von den Raubvögeln und Wölfen halb abgenagt, lagen umhergeſtreut. Grinſende Schädel mit leeren Augenhöhlen oder wüſt umherhängendem, blutigem Haar ſtarrten entſetzlich von dem Boden empor. Zwiſchen dieſen grauſenden Überreſten waren die kriegeriſchen Denkzeichen der Schlacht zerſtreut; ihr Anblick belebte die erſtarrende Bruſt wenigſtens durch die Erinnerung an den großartigen Kampf, der hier getobt hatte. Zerſchmetterte Laffetten, Räder, Trommeln, roſtende Kugeln, die Trümmer zerſplitterter Gewehre und Säbel, glänzende Helme und Harniſche der Dragoner waren rings durch das Blachfeld zerſtreut; die Stellen, wo die Cavalerie und Artillerie gefochten hatte, erkannte man im Augenblick; ſie waren mit bleich ſchimmernden Pferdegerippen, die noch im verdorrten Fleiſche ſteckten, aber weiß hervorglänzten, wo die Raben und Füchſe ſie abgenagt hatten, weit hin bedeckt. Die Nebel rollten in langen Streifen über das Feld und enthüllten bald, bald verhüllten ſie das Gefilde des Entſetzens. Doch verzogen ſie ſich mit jeder Secunde mehr und mehr, und bald konnte man die Blicke ungehindert ſo weit ſenden, als die grauſenhaften Zeichen der Verwüſtung und des Todes zu erkennen waren.

„Dort! Seht Ihr dort den Hügel?“ rief Raſinski und deutete mit dem Finger auf eine unförmliche Maſſe, die eben aus dem Nebel hervorzuquellen ſchien. „Das iſt jene furchtbare Redoute, wo wir ſo viele der Unſerigen ließen. Jetzt erſt finde ich mich wieder auf dieſen Feldern des Ruhms

und des Schreckens, wo dreißigtauſend unſerer Kameraden ihr Blut vergoſſen!"

Sie ritten näher hinüber, um noch einmal die Stätte zu betreten, die ſie mit ſo gewaltigen Erinnerungen erfüllen mußte. Niemand ſprach, Jeder trug das ſchweigende Grauſen in der Bruſt. Wie viel entſetzenvoller war das Schlachtfeld, jetzt als damals, wo der brüllende Donner das Ohr betäubte, der ganze Himmel in Dampf und Blitz gehüllt ſchien, und das brauſende Geſpann des Todes zerſchmetternd über die Gefallenen dahinrollte; denn damals zeigte es das ſchreckende Antlitz eines zürnenden Giganten, jetzt das ſchaudererregende eines verweſenden.

Als Raſinski und ſeine Freunde — denn das Regiment verfolgte die große Straße — näher an die Redoute kamen, vermochten die Pferde kaum zu treten vor den Leichnamen und Kugeln, die hier den Boden bedeckten.

„Was mag das dort oben auf der Bruſtwehr ſein?" fragte Raſinski, als man bis etwa auf fünfhundert Schritte an die Schanze heran war.

„Ich kann's nicht erkennen," antwortete Regnard; „es gleicht einer durchbrochenen Pyramide."

„Vielleicht aufgeſchichtetes Holz," meinte Ludwig.

„Wie ſollte das dahin kommen?" entgegnete Bernhard, den Kopf ſchüttelnd. „Eine ſeltſame Form, wahrhaftig, die einen Maler in Verlegenheit ſetzen könnte!"

Sie ritten näher; die Sonne brach jetzt mit kräftigem Strahl durch das Gewölk und ſchlug die ſchwebenden Dünſte nieder. Plötzlich beleuchtete ſie die Redoute mit hellem Glanz, während ringsumher Alles noch in düſterm Grau lag.

„Es ſind Gerippe!" rief Raſinski, der bei weitem das ſchärfſte Auge hatte. „Seht Ihr, wie die vom Sturm und Regen gebleichten Gebeine ſchimmern?"

Mit grauſendem Staunen ſprengten die Reiter raſcher heran. Es war, wie Raſinski es geſagt hatte. Von den im Innern der Schanze aufgehäuften Leichen ragten einige hoch über den Wall empor. Ein ſchauderhaft ſpielender Zufall hatte ſie mit dem Rücken gegen einander, in halb aufrechte Stellung gebracht. Der Luft, dem Regen, dem Sturm und den Raubthieren am meiſten preisgegeben, waren die Knochen faſt ganz vom Fleiſch entblößt, und die ſcheußlichen Skelette ſchienen nun, auf dem Leichenthrone ſitzend, mit grinſendem Triumph die Wüſte der Verweſung ringsumher als ihr grauſenvolles Reich zu überſchauen.

Bei dieſem Anblick überſchlich ſelbſt den kaltblütigen Regnard ein unheimliches, geſpenſtiſches Grauſen. Er zog die Augenbrauen finſter zuſammen und ſchüttelte ſich, wie wenn ein Fieberfroſt ihm durch das Mark ſchauerte. „Alſo das iſt Caulaincourts Mauſoleum?“ ſprach er endlich, da alle Übrigen im ſtarren Entſetzen ſchwiegen. „Kommt, laßt uns weiter reiten!“

Er wandte ſein Pferd.

Raſinski war wie an den Boden gefeſſelt; ſein Auge hing unverwandt an dem Leichenhügel. „Und das Alles umſonſt!“ ſprach er endlich, aus tiefſter Bruſt Athem holend. „Und wir hätten alſo die Schlacht doch verloren!“

„Verloren?“ ſagte Bernhard halblaut.

„Ja, ja, verloren! Es war ein Scheinſieg, ein heuchleriſches Trugbild des blutigen Triumphes! Darum kam an jenem düſtern Abende keine Freude in unſer Herz! O, Ihr habt nie geſiegt; Ihr wißt nicht, was ein Sieg heißt! Das fühlt ſich anders in der Bruſt. Heute erſt räumen wir das Schlachtfeld! Heute, nach ſieben Wochen, entſcheidet ſich's, wer die Schlacht verlor! Nun denn,“ ſprach er, ſich königlich in die Bruſt werfend, indem er mit der

erhobenen Rechten nach den Gerippen deutete, „dieſe Leichenberge mögen wenigſtens zeugen, daß Tapfere hier gefochten haben! Den Ruhm dieſes Tages ſoll uns keine Macht des Weltalls rauben! Denn der Ruhm iſt wahr; aber das Glück iſt falſch!“

Ein edles Feuer flammte, da er dieſe Worte ſprach, aus ſeinen dunklen Augen; er warf das Haupt trotzig zurück und ſprengte, ohne Theilnahme noch Zuſtimmung von ſeinen Gefährten zu erwarten, an ihnen vorbei, über die vermodernden Leichen hin. Die Freunde merkten, daß er ſich abſondern wolle und folgten ihm langſam nur von weitem.

„Wahrlich, er ſollte ein König ſein!“ rief Bernhard begeiſtert zu Ludwig; „haſt Du ſeinen Heldenblick geſehen? Wie er jetzt die Rechte ausſtreckte, war mir, als vermöge er dieſen Todten zu gebieten, ſich aufzurichten und auf's Neue die Waffen zu ergreifen.“

„Er iſt ein Held im größten Sinne des Wortes,“ ſprach Ludwig; „denn mit der mächtig beherrſchenden Kraft vereint er die großmüthige Milde, die ihm jedes Herz unterwirft. Er darf Alles fordern, und bittet Alles!“

„So iſt's!“ rief Jaromir lebhaft; es war ſeine erſte raſche, jugendliche Aufwallung ſeit jenem Unglückstage.

„O, Ihr ſolltet ihn in beſſern Zeiten gekannt haben,“ ſprach Boleslaw; „aber ſchon ſeit wir Deutſchland verließen, iſt er nicht mehr der er war. Er muß tiefen Gram in der Bruſt tragen, oder das Unheil, das er jetzt fürchtet, geahnet haben.“

So hatte das männliche Emporrichten Raſinski's plötzlich die ſchaudervollen Eindrücke des Schlachtfeldes verſcheucht und erhebendern Empfindungen Raum gegeben.

Regnard hatte ſich zu Raſinski geſellt; Beide erwarteten jetzt die Übrigen. Um den Colonnen wieder nachzukommen,

ſetzten ſie ihren Weg in beſchleunigtem Schritte fort. Noch immer ging es über Leichen und Trümmer dahin. Ein tiefer Hohlweg kreuzte jetzt das Feld; derſelbe, in dem ſie damals am Abend nach der Schlacht auf den Lagerplatz zurückritten, und den ſie am nächſten Tage voll Derjenigen fanden, die verwundet und verſchmachtend hier Schutz gegen die rauheſten Angriffe des Nachtfroſtes geſucht hatten.

Auch hier lagen Gerippe und Leichname von Pferden und Menſchen.

Plötzlich traf ein wimmernder Laut ihr Ohr. Alle ſtutzten und horchten auf; ein Grauſen drang bei dem Gedanken in ihre Bruſt, daß noch ein vereinzeltes Leben unter der allgemeinen Verweſung verborgen ſein könnte. Man ſah ſich rings um, doch ohne zu entdecken, woher die wehklagende Stimme kam.

„Es muß dort aus der einſpringenden Höhlung hinter uns ſein!“ rief Raſinski, warf das Pferd raſch herum und ſprengte eben ſo ſchnell in eine kleine, mit welkem Buſchwerk halb verwachſene Schlucht, an deren Mündung die Reiter ſo eben vorübergekommen waren.

„Heiliger Gott!“ ertönte gleich darauf ſein Ruf, indem er ſich mit äußerſter Haſt vom Pferde warf. Die Andern erkannten die Urſache nicht ſogleich; doch Lippen und Wangen erbleichten ihnen, als ſie jetzt einen Menſchen in dem Bauche eines aufgeſchlitzten Pferdes entdeckten, der aus dem grauſen Lager ſeine Hände hülfeflehend dem herbeieilenden Raſinski entgegenſtreckte.

„Blendwerk der Hölle!“ rief dieſer und drückte ſich beide Hände vor's Geſicht — „es iſt Petrowski!“

Vom Entſetzen wie zermalmt bebten Ludwig, Bernhard, Boleslaw und Jaromir zuſammen, als ſie dieſes Wort hörten und jetzt den unglückſeligen Greis erkannten. Jaromir war der

Erſte vom Pferde, um Raſinski bei dem Werke der Rettung Hülfe zu leiſten. Dieſer ſtand vor dem Elenden und hielt beide Hände deſſelben krampfhaft in den ſeinigen; er hatte das Geſicht von dem Sterbenden abwärts zu Jaromir gewendet. In ſeinen Zügen war eine krampfhafte Gewalt zu erkennen, den ungeheuren Schmerz nicht Herr über ſich werden zu laſſen; doch er mußte unterliegen. Tropfen des Angſtſchweißes ſtanden auf der Stirn des Helden, große Thränen rollten über ſeine Wangen; er vermochte kein Wort zu ſprechen. Die entſetzenvolle Plötzlichkeit dieſer Begegniß hatte ſelbſt ihm die Faſſung geraubt.

„Du noch unter den Lebenden, alter, treuer Kamerad!“ rief er endlich und lüftete dadurch die bedrängte Bruſt — „und ich ſuchte Dich vergeblich unter den Todten!“

Der Greis, von Elend und Jammer abgezehrt, hatte doch noch eine Thräne bei dieſer letzten Freude.

„Gott im Himmel! — Dank! —“ waren die einzigen Worte, die er mit brechender Stimme zu ſtammeln vermochte. Die Angſt ſeiner Qual hatte ihm noch die Kraft zum Hülferuf gelaſſen; die namenloſe Freude raubte ihm jetzt Sprache und Beſinnung.

„Gott, Gott, biſt Du denn allwiſſend!“ rief Raſinski. „Im ſchauderhaften Arme der Verweſung und des Todes lag dieſer Lebende; ſeine Speiſe, was der hungerige Wolf, was der krächzende Rabe verſchmäht; jeder Augenblick eine Hölle — und funfzigmal ging Deine Sonne überhin und ſah den Jammer, und Du ſandteſt ihm keine Rettung!“

Jaromir, Bernhard, Ludwig und Boleslaw waren herangeeilt und wollten den Verſuch machen, den Unglücklichen aus ſeiner peſtaushauchenden Lagerſtatt emporzuheben. Doch ſchon ſtarrte ſein in die Höhle zurückgeſunkenes Auge ſie gebrochen und bewußtlos an; ein Lächeln ſchwebte über die vom

unbegrenzten Elende tief eingefurchten Züge, er athmete noch einmal auf — dann ſank ihm das Haupt auf die Bruſt, und die Seele war entflohen.

Raſinski ließ die Hände des Todten nicht los; ſein thränendunkler Blick heftete ſich auf die erblaßten Züge, die ſelbſt im Kampf der Qual und des Todes den kriegeriſchen Adel bewahrt hatten. „Seht dieſe ſchöne Stirn voll Narben, geſchmückt mit ſilberner Locke! O, das war ein treues Soldatenherz! Und ſo fürchterlich zu enden!“

„Nein, er endete ſchön,“ ſprach Ludwig, deſſen Seele ſich mächtig zu dem Allgütigen erhob, der dem Gefolterten in der Stunde des Todes die liebſten Freunde wie durch ein Wunder in ſeine grauenvolle Einſamkeit ſandte; „er ſtarb ſchön! Sieh nur, wie ſeine Züge ſich verklärt haben!“

Jaromir ſchwang ſich plötzlich zu Pferde und ſprengte raſch den Weg, den ſie gekommen waren, zurück; man wußte nicht, was er beabſichtigte. „Wartet hier zwei Minuten,“ rief er, „ich bin gleich zurück.“

Still umſtanden die Freunde den G.ſtorbenen. „Gebt mir eine Scheere,“ bat Raſinski, „ich will mir eine Locke zum Angedenken von ſeinem Haupte mitnehmen.“

Bernhard reichte ihm aus ſeiner Brieftaſche, was er verlangte. „Gönnſt Du mir zehn Minuten,“ ſprach er, „ſo zeichne ich den Kopf hier in meine Schreibtafel. Dieſe Züge fehle ich nicht.“

„Das Blatt ſoll mir heilig ſein,“ antwortete Raſinski und dankte dem Freunde durch einen Händedruck.

Während Bernhard zeichnete, kehrte Jaromir zurück. Er hatte zwei Spaten quer über dem Sattelknopf liegen. „Wir müſſen unſern Kameraden begraben!“ rief er von weitem; „es iſt Gottes Geheiß, der uns in ſeiner Todesſtunde zu ihm geſchickt hat.“

„Woher haſt Du die Spaten?“ fragte Raſinski verwundert; „gewiß hätte ich gleich an ein Begräbniß gedacht wenn ich die Möglichkeit geſehen hätte, es zu veranſtalten. Du bringſt meiner Seele den ſchönſten Troſt!“

„Ein Zufall ließ mich die Werkzeuge entdecken. Vorhin als wir von der Redoute herunterkamen, ſah ich in einer Vertiefung zwei zerſchmetterte ruſſiſche Laffetten liegen, an denen ich noch Haue und Spaten bemerkte. Das fiel mir jetzt ein, und da ich mir den Ort gemerkt hatte, eilte ich, ſie zu holen.“

„Gib her,“ rief Raſinski und ergriff den einen Spaten. „Hier unter der jungen Fichte, die vielleicht einſt ein Greis unter den Bäumen wird, wie der Todte einer unter den Helden, laßt uns ihn begraben!“ Zugleich ſtach er ſelbſt die erſte Schaufel aus; Jaromir arbeitete rüſtig mit. Eine Erdſpalte, die nur etwas erweitert werden durfte, ſollte das letzte Lager des alten Kriegers werden. Boleslaw und Ludwig hielten des Todten Haupt leicht empor, damit Bernhard zeichnen konnte. Eine Viertelſtunde wurde dieſem heiligen Liebesdienſt gewidmet. Regnard blieb ſtummer, erſchütterter Zeuge; er hielt es für eine Ehrenpflicht, dem Begräbniß eines ſo ergrauten Kameraden ſeine Gegenwart nicht zu verweigern.

„Ich bin fertig,“ ſprach Bernhard und reichte Raſinski das mit charakteriſtiſchen, feſten Strichen entworfene Bild des Todten dar.

„Wir ſind es auch!“ ſprach dieſer und nahm das Blatt. „Vortrefflich!“ rief er, indem er es betrachtete. „Es iſt ganz der alte, treue Kamerad; es iſt ſeine ehrwürdige Stirn, ſeine mild im Tode lächelnde Lippe. Ich danke Dir ein Kleinod, Bernhard!“ Er drückte ihm bewegt die Hand. „Jetzt entnehmt ihm ſeinem ſchaudervollen Bette und legt ihn

in die letzte, kühle, stille Wohnstätte. Du wirst einsam ruhen, alter Freund! Aber der Wolf soll doch Deine Gruft nicht aufwühlen, der Rabe nicht Dein treues Auge seinen Jungen zur Speise ins Nest tragen."

Der Leichnam wurde hinabgesenkt; bald bedeckte ihn die kalte Erde.

„Ruhe wohl," sprach Rasinski und streckte den Arm segnend über die Gruft aus. „Der Wille des Allmächtigen sandte Dir ein Maß der Qual, das die menschliche Brust nicht zu fassen vermag, vor der die eisernen Nerven eines Helden erbeben. Doch seine Gnade ist reicher als seine Strenge; Dir wird vergolten werden. Du ruhest hier einsam, denn keiner Deiner Brüder schläft neben Dir und fern ist die Heimat der Deinen. Aber am Tage der Auferstehung werden dreißigtausend Helden um Dich her erwachen, und Du wirst mit ihnen im Triumphe einziehen in die Pforten des Jenseits. Dein Grab können wir nicht schmücken! Der nächste Frühling muß es thun! Fluch der Art, die diese junge Fichte berührt, welche uns noch in späten Jahren Deine heilige Ruhestätte bezeichnen kann; doch Segen über Den, der dieser Gruft ein Liebeszeichen weiht." Hier verstummte er.

Bernhard rief: „Laßt uns dort den Stein auf die Gruft wälzen!" Wenige Schritte davon lag ein ansehnlicher Granit, der fast die Form eines Würfels hatte. Die kräftigen Jünglinge packten den schweren Block an und wälzten ihn glücklich bis auf die Grabstätte. Dann brachen sie grüne Zweige von der Fichte ab, steckten sie in die frisch aufgeworfene Erde, und Bernhard kratzte mit seinem Messer ein P in den Stein.

„Jetzt die letzten kriegerischen Ehren," sprach Boleslaw und holte seine Pistolen aus der Halfter; die Andern thaten ein Gleiches. Rasinski trat zum Commando vor. Er zog

Univ. Bibl. München

den Säbel und commandirte mit heiligem Ernſt: „Schlagt hoch an! Feuer!“

Die Schüſſe fielen, die Rauchſäule ſtieg gerade empor und glänzte in einem flüchtigen Blick, den die Sonne durch das Gewölk warf. Doch von dem Knall aufgejagt, flatterten ringsum Scharen von Raben auf und flüchteten mit rauſchendem Flügelſchlag.

Dreimal wurde dem Beſtatteten der kriegeriſche Ehrengruß gebracht, dem auch Regnard ſich nicht entzog.

Dann ſetzten ſie ſich auf und ritten eilig, ſchweigend, zu den Ihrigen zurück, die ſie an der Grenze der Feldmarken einholten, welche die Geſchichte bis für die Söhne ferner Jahrtauſende mit erſchütternder Denkwürdigkeit bezeichnet hat.

Fünftes Capitel.

Nach zwei mühſeligen Tagen erreichte das Heer Wiazma; hier ließ der Kaiſer einen Raſttag halten, um die Nachhut, welche der Marſchall Davouſt führte, zu erwarten.

Schon waren die Kräfte der Truppen aufs Äußerſte angeſtrengt; Viele, durch Krankheit oder Wunden geſchwächt, blieben zurück; ſelbſt der feſteſte Wille vermochte nicht, die verſagenden Kräfte des Körpers zu erſetzen.

Raſinski war glücklich genug geweſen, noch keinen von den Seinigen zu verlieren; dies dankte er theils ſeiner frühzeitigen Sorge für ihre wärmere, feſtere Bekleidung, theils der unermüdeten Thätigkeit, mit der er noch jetzt fortwährend den Bedürfniſſen, ſo viel es möglich war, zuvor-

zukommen ſuchte. Vornehmlich hatte er durch das Beiſpiel muthiger Zuverſicht den Geiſt der Ordnung, der Ehre und des Vertrauens zu erhalten gewußt, der in ſo bedrängenden Zeiten die ſicherſte Rettung, den wirkſamſten Schutz gegen das hereinbrechende Verderben gewährt. Der Soldat iſt ganz überwältigt und verloren, wenn er es nur einen Augenblick aufgibt, den grimmigen Feinden: der Noth, der Kälte, der übermäßigen Anſtrengung, Trotz zu bieten. So hielt Raſinski jetzt auf ſtrengere Ordnung im Marſch; er geſtattete durchaus kein Vereinzeln, kein Zurückbleiben, kein Vernachläſſigen der Pferde, der Kleidungsſtücke und Waffen. Er wußte den Reitern begreiflich zu machen, daß der kleine Mangel, dem ſie noch, wenngleich mit einiger Unbehaglichkeit, abhelfen konnten, in wenigen Tagen durch Vernachläſſigung zu einem unerſetzlichen Schaden geworden war. Seine Offiziere, ſowie Ludwig und Bernhard, ſchloſſen ſich ihm durch gleiches, ſorgliches Aufmerken und eignes Beiſpiel wirkſam an.

In Wiazma war es Raſinski gelungen, noch ein leidliches Unterkommen für Pferde und Leute zu finden. Drei halb ſtehen gebliebene Mauern einer großen Scheune, die noch eine Bedachung hatte, dienten den Roſſen zum Stalle; da ſie aber alle nicht Raum fanden, ſo mußten ſie von acht zu acht Stunden wechſeln. Es war Stroh genug herbeigeſchafft worden, daß Alle lagern konnten; allein die Fütterung fiel freilich mager genug aus. Doch ſchon die Ruhe in dem wärmern Bezirk der bedeckten Mauern that den Thieren wohl. Für ſich und ſeine Leute hatte Raſinski ein Häuschen in Beſchlag genommen, das kaum dreißig Menſchen faſſen zu können ſchien. Doch durch genaue Vertheilung auf dem engen Flur-, Stuben und Bodenraum, wobei man jedes Plätzchen achtete, war es dennoch möglich ge-

worden, ſechzig Mann, freilich eng genug, zu lagern. Durch eine Abwechſelung von acht zu acht Stunden, während welcher die Einen ſchliefen, die Andern die Pferde, die Wachtfeuer, das Kochen beſorgten, gelang es dem vorſorgenden Führer, die Leute völlig ausruhen und auswärmen zu laſſen, ſodaß ſie, als der Marſch fortgeſetzt werden ſollte, mit in der That durchaus friſchen Kräften an die beſchwerliche Reiſe gehen konnten.

Vor Tagesanbruch ſetzten die Colonnen ſich in Bewegung. Der Weg führte zwiſchen langen Fichtenwäldern dahin; die todte Einförmigkeit ſchien die ungeheure Weite, in der ſich die Krieger von der heimatlichen Gegend fühlten, noch zu vermehren. Auch die Länge der ſchon ſo beſchwerlichen Tagemärſche wuchs dadurch. Rasinski erhielt den Auftrag, mit ſeinen Leuten den Schluß des Zuges zu bilden, um die Zurückbleibenden heranzutreiben; denn ſeit den letzten zwei Tagemärſchen hatten ſich ſchon ſo viele Nachzügler gefunden, die ſich auf die ſpäterhin folgenden Corps verließen, und bis dieſe herankämen, einige Ruhetage zu erhaſchen glaubten, daß man dieſer Unordnung auf alle Weiſe ſteuern mußte. Er ritt daher hinter der langen Reihe von Wagen, die theils noch Bagage, theils Lebensmittel und Verwundete fortführten. Die überflüſſigen Munitionswagen und manche andere, die den Zug beläſtigten, hatte man bereits verbrannt und die Pferde vor die Kanonen geſpannt. Denn obgleich das Wetter hell blieb, ſo glatteiſte es doch jede Nacht, und alsdann konnte man mit den ſchlecht beſchlagenen, ungeſchärften Pferden ſelbſt gelinde Abhänge kaum hinankommen, ſodaß die Artilleriſten ſich ſelbſt mit vorſpannten, um die ihnen anvertrauten Waffen, an die ſie ihre Ehre ſetzten wie die Regimenter an ihre Adler, nicht zurücklaſſen zu müſſen. Mit Mühe erreichte er den Bivouac, aus

dem man nach einer von Froſt und Hunger geſtörten Nachtruhe noch im Dunkeln wieder aufbrach. Der grauende Tag zeigte ein klägliches Schauſpiel. Eine Menge Leute waren vor Entkräftung zurückgeblieben; es war unmöglich, ſie in ihren Reihen zu halten. Dazu wurde der Weg ſchlimmer, und die ſchlecht gefütterten Pferde ſchleppten ſich nur mühſam vorwärts. Die Colonnen rückten äußerſt langſam vor. Es wurden zur Fortſchaffung der Geſchütze mehr und mehr Pferde nöthig. Der Kaiſer gab den Befehl, von allen Bagagewagen, ſelbſt von denen der höhern Offiziere, die Hälfte der angeſpannten Pferde zu nehmen, um ſie vor die Kanonen zu ſpannen. Da auf dieſe Weiſe die ſchon zu große Laſt für die halben Beſpannungen eine nicht mehr fortzuſchaffende wurde, mußte dieſelbe in gleichem Maße vermindert werden. Man ſah daher Alles, was an entbehrlichen Geräthen, ſelbſt an Kunſtwerken, auf den Wagen befindlich war, wie unnützen Ballaſt auswerfen, und was ſich davon verbrennen ließ, durch das Feuer vertilgen.

Als Raſinski neben Jaromir an einem dieſer noch brennenden Scheiterhaufen vorüberritt und ſie ihre Pferde abſeits lenken mußten, damit ſie nicht in die Scherben koſtbarer Porzellangefäße träten, die man unvorſichtiger Weiſe mitten in den Weg geworfen hatte, ſprach er zu ihm: „Erinnerſt Du Dich noch des Vorfalls dicht bei Moskau, wo der gebrochene Wagen geplündert wurde? Hatte ich nicht Recht, zu ſagen, daß jener Mann der glücklichſte von Allen ſei, weil man ihm die vergebliche Sorge für ſeine Trödelſchätze zuerſt abgenommen hatte?“

„Freilich,“ erwiderte Jaromir; „doch wer erkennt das? Glück und Unglück, ruhen ſie nicht in unſerer Bruſt? Und wenn wir uns durch den Schein täuſchen laſſen, iſt es nicht Daſſelbe, als ob wir durch die Wahrheit leiden? Wie ſelbſt

iſt es jetzt oft ſo erſchienen, als ob wir erſt ſpät einſähen, was glückliche, was unglückliche Ereigniſſe für uns ſind. Bei dem erſten Angriff, den wir in der Schlacht von Moſaisk machten, riß mir eine Kugel den Federbuſch herunter. Ich pries mich glücklich, daß ſie mich nicht einen Fuß breit tiefer traf. Und doch wäre es mein Glück geweſen! Denn wenn mich jetzt oder ſpäter das Loos erreicht, was habe ich gewonnen, als einige Tage der Qual? — Und dennoch fühlte ich mich in jenem Augenblicke wirklich froh. Was iſt nun wahr, was iſt falſch an unſern Gefühlen?"

„Die Gegenwart gehört uns wenigſtens ſicher," ſprach Bernhard, der neben Jaromir ritt. „Doch auch die nicht," fuhr er raſch fort; „denn Zukunft und Vergangenheit können ſie vergiften. Darum aber, weil uns nichts gehört, gehört uns Alles. Wo kein Gebieter iſt, herrſcht Der, der herrſchen will, und unſer iſt, was unſer Wille uns gibt."

„Ich glaube doch nicht, daß Du ganz Recht haſt," meinte Boleslaw; „denn wie gering iſt die Macht unſers Willens gegen die höhern Gewalten!"

„Das iſt freilich die endliche Bedingung jedes Menſchen," ſprach Ludwig; „allein alles Dies gilt ja auch nur bis zu einem gewiſſen Grade. Ich glaube nicht, daß Bernhard leugnen oder behaupten will, es gebe nicht Glück, noch Unglück, ſondern der Menſch bilde ſich Alles ſelbſt; aber Recht hat er, wenn er glaubt, daß es außer dem Glück, und ſei es das edelſte, das ſchönſte, welches dieſe Erde bietet, noch etwas Höheres gibt, das uns mächtig zur Seite treten kann, wenn uns Schmerz oder Freude überwältigen. So weiß der Schiffer über der Sonne, die ihm die heitere Fahrt verleiht oder verſagt, noch die ewigen Geſtirne, nach denen er blickt, wenn die Erde in Finſterniß gehüllt iſt."

„Ganz recht," warf Bernhard hin und ſchüttelte ſich,

weil der Herbstwind ihnen eben rauh entgegenwehte; „aber die ewigen Sterne sind kalt und leuchten auch nicht sonderlich. Man geräth oft auf Klippen, wenn man die Nase nach ihnen hinaufreckt. Glaubt aber nicht, daß dies eigentlich meine Philosophie ist; ich habe nur die, keine zu haben, als welche ich jedesmal bei den Umständen borge. So z. B. jetzt, wo wir allerlei Plunder verbrennen sehen, stelle ich die Lehre auf, daß man an Plunder sein Herz nicht hängen soll. Dagegen würde ich, falls ich hier irgendwo einen gefüllten Bäckerladen wüßte, sogleich beweisen, daß er mehr werth sei, als die Schatzkammer des Rhampsinit."

„Hungert Dich?" fragte Jaromir wohlwollend; „hier ist noch Brot, das ich zu mir gesteckt. Ich esse gar wenig."

„Nein, Lieber," entgegnete Bernhard und lehnte die Gabe ab; „Du weißt, daß ich so gut gefrühstückt habe als Ihr Alle. Mein Gleichniß war im Sinne der ganzen Armee gedacht."

„Bis Smolensk hoffe ich," sprach Rasinski, „werden wir uns noch, wenngleich mühsam, durchkämpfen. Dort sind Vorräthe. Aber horch! War das nicht ein Kanonenschuß? Wahrhaftig! Ein zweiter, dritter! Der Schall kommt aus der Gegend von Wiazma? — Sollten die Russen heran sein?"

Alle horchten gespannt auf die fernen, dumpfen Schüsse, die die erste Morgenstille unterbrachen. Doch bald wurde es wieder still, man hörte nichts mehr. Indessen war Rasinski sehr besorgt geworden. Bisher hatte man nur die Beschwerden einer langen, mühseligen Reise zu überwinden gehabt. Sollte aber der Feind nachgerückt sein und mit frischen Kräften das erschöpfte Heer angreifen, so war kaum abzusehen, wie man dem gänzlichen Verderben entkommen

wollte. Es beruhigte ihn nicht, daß die Schüsse wieder verstummten; denn da er die Fechtart des russischen Heeres kannte, so war er überzeugt, daß wenigstens ein Trupp verwegener, schneller Kosacken auf die Nachhut gefallen sei, der zwar rasch zurückgejagt worden sein mochte, aber nichtsdestominder den Beweis gab, daß das größere Heer nicht weit entfernt sei.

Nachdenklich über die Folgen, welche ein ernster Angriff haben konnte, ritt er schweigend vor den Seinigen her. „Bliski!" rief er nach einigen Minuten einem seiner Reiter zu und winkte ihm, heranzukommen.

Bliski ritt in militairischer Haltung zu seinem Obristen heran und fragte, was dessen Begehr sei.

„Du bist lange in Rußland gewesen, Bliski," begann Rasinski; „kennst Du genau die Straßen zwischen Malo-Jaroslawez und Smolensk?"

„Das will ich meinen! Ich habe sie wol dreißig Mal mit der Kibitke gemessen!" erwiderte der muntre Krauskopf lebhaft und mit einem gewissen Stolz, daß sein Führer von seinem Wissen Raths erholen wollte.

„Wie weit rechnet man von Malo-Jaroslawez nach Wiazma über Medyn?"

„Wenigstens einen Tagemarsch, ja es können auch zwei sein, näher als der Weg, den wir gemacht haben. Wenn die Kosacken Lust gehabt hätten, müßten sie uns schon von Wiazma bis auf den halben Weg nach Gjaz entgegengekommen sein."

„Meinst Du?" fragte Rasinski lächelnd und erfreut über den guten Verstand des Burschen, der die Bedeutung seiner Frage so rasch errieth.

„Bei der Mutter Maria, mein Obrist," entgegnete Bliski lebhaft, „ich habe mich gewundert, daß es nicht ge-

ſchehen iſt. Aber wir wollten ſie getroffen haben! Ich hatte mir den Säbel ordentlich gewetzt, denn ich bin's ihnen noch ſchuldig von dem Hieb hier über das linke Auge und dem Stich durch den Arm! Nun wer weiß, treffen wir uns bei Dogorobuye."

„Weshalb doch?" fragte Raſinski, obgleich er ſehr gut wußte weshalb.

„Weil dort die große Straße von Kaluga auf die nach Smolensk trifft. Ich denke, wir werden da etwas zu thun bekommen."

„Wünſcheſt Du's?"

„Wenn mein Pferd und ich bis dahin wieder gut ausgefüttert werden, ſoll mir nichts lieber ſein; aber es ſieht nicht danach aus. Seht nur, mein Obriſt, wie dem armen Thiere das Fleiſch von den Rippen fällt; und die Hüftknochen ſtehen ihm heraus, daß man den Czako daran aufhängen könnte."

„Tröſte Dich, Bliski, wir leben auch nicht im Überfluß," ſprach Raſinski freundlich.

„Ei," rief Bliski, „nach mir frage ich nichts; denn ein fetter Reiter iſt des Pferdes Gift, wie wir bei uns in der Woywodſchaft Sendomir ſagen; aber meinen Gaul ſehe ich eben ſo ungern darben, als ich meinen Säbel ſtumpf oder mein Piſtol ohne Stein weiß. Kann ich mich nicht mehr auf meinen flinken Rappen verlaſſen, dann iſt der ganze Reiter nichts mehr werth. Nicht wahr, Alter?" Hiebei bückte er ſich und ſtreichelte ſeinem Thiere freundlich den Hals.

Raſinski hatte wenig auf das Geſchwätz gehört, weil die gefährliche Lage der Armee ſeine Gedanken zu ernſthaft beſchäftigte. „Wie weit rechnet man von Kaluga bis Dogorobuye?" unterbrach er Bliski's Anrede an ſeinen Rappen.

„Gegen hundert achtzig Werſt werden es wol ſein.“

„Und iſt der Weg gut?“

„Das kommt auf das Wetter an; jetzt vermuthlich wie hier, auf der Höhe leidlich, in der Tiefe moraſtig. Aber wenn es ſchneiet, ſo iſt's die beſte Schlittenbahn im ganzen Kaiſerthum.“

„Nun, nach Schnee ſieht es noch nicht aus.“

„Wer kann's wiſſen, mein Obriſt? Die Jahreszeit iſt da, die Frucht wird reif werden, ſo ſicher wie im Herbſt die Pflaume.“

„Gut, gut, Bliski; reite jetzt nur wieder zu Deinen Kameraden zurück; ich weiß nun ſchon, was ich wiſſen wollte. Du kennſt die Gegend und wirſt Dich zurecht finden, wenn ich Dich brauche.“

„Das hat nicht Noth,“ rief Bliski mi lebhaften Augen; „ich finde mich von hier bis Madrid zurecht.“ Damit ritt er wieder in das Glied zu ſeinen Kameraden ein.

Als jetzt die Straße eine Krümmung machte und das Gebüſch zur Seite aufhörte, erblickte man einige hundert Schritte vorwärts ein ſchwarzes Gewimmel von Menſchen, die an der Seite des Weges eifrig beſchäftigt ſchienen. Zugleich ſah man Wagen hinaus in das Feld fahren.

„Da wird's wieder ein Auto-da-Fé geben,“ ſprach Raſinski zu den Freunden zurückgewandt. „Es iſt auch nöthig, die Kanonen noch ſtärker zu beſpannen, denn ſie kommen nicht aus der Stelle.“

Das Treiben und Verkehren neben der Heerſtraße hielt die Blicke der Reiter aufmerkſam gefeſſelt: Die Sonne ſchien hell, plötzlich wurde ihr Bild mitten aus der ſchwarzen Maſſe der verſammelten Leute blendend zurückgeworfen.

„Das iſt das Kreuz des heiligen Iwan!“ rief Bernhard, der ſich ſogleich an die Begebenheit bei Moskau erin-

nerte. Mit gespannter Erwartung betrachtete man jetzt Alles, was auf jenem Punkte vorging. Da der Weg sich eine Höhe hinanzog, übersah man bald das ganze Feld. Ein kleiner See wurde zur Seite sichtbar. Rings um denselben war eine Reihe von Wagen aufgefahren, bei denen unzählige Menschen mit Abladen beschäftigt waren. Andere spannten die Pferde ab und führten sie auf die große Straße zurück.

Wie man näher und näher marschirte und die Gegenstände sich deutlicher unterscheiden ließen, sah man, daß die in Moskau erbeuteten Trophäen, welche als Zeichen des Sieges für die staunenden Bewohner von Paris im Triumph in die Hauptstadt eingeführt zu werden bestimmt waren, hier in den See versenkt wurden. Prachtvolle Verzierungen von Erz, jenen stolzen Palästen der alten Zaarenstadt entnommen; merkwürdige Kanonen, die Rußland in seinen Kriegen mit dem Orient erbeutet hatte; endlich selbst jenes strahlende Kreuz des heiligen Iwan, wurden hier in die sumpfige Tiefe der trüben Fluth versenkt.

Also blieb das Heiligthum doch auf seinem heimatlichen Boden! Der Versuch, es zu entreißen, war nicht gelungen. Die beschirmenden Götter und Heiligen des Landes hatten es nicht verlassen, sondern mit Schmach mußte der Feind selbst den Besitz aufgeben und bekennen: Ihr waret mächtiger als ich in meinem Übermuth!

Mit einem eignen Gefühle des Grauens sah Jaromir das riesenhafte goldne Kreuz in die Wellen hinabsinken. Er dachte an die seltsamen Ereignisse, die er bei der Abnahme desselben in Moskau erlebt hatte. Hatten jene düstern Zeichen gelogen? Oder prophezeiten sie Wahrheit? Fangen die Flüche und Verwünschungen, die das Volk laut über den Frevel, der an seinen Heiligthümern verübt wurde, ausgestoßen hatte, an, in Erfüllung zu gehen? Wird das unfrei-

willige Aufgeben der Beute den Zorn der beleidigten Penaten dieſes Landes verſöhnen?

Glaubt Ihr, dieſe Sühne ſei hinreichend? Seht Ihr nicht, wie zornig ſchwarz die Welle aufſchwillt, nachdem ſie das goldne Heiligthum in ihren Schoß verborgen hat? Sie wogt und gährt wie von geheimen Mächten bewegt, und ihr dumpferes Rauſchen gegen die Uferwand klingt wie murmelndes Zauberwort! Wahnverblendete! Habt Ihr mit dem heiligen Zeichen denn auch die Flüche von Euch geworfen, die der frevelhafte Raub über Euch heraufbeſchwor? Sie ſind nicht mit geſunken in die Tiefe dieſes Waſſer, aber ſie werden wieder aufſteigen, wie aus einem kochenden Zauberkeſſel, und Euch, mächtig beflügelt, mit giftigem Hauche verfolgen. Seht Ihr nicht, wie der ſchwere, dunſtige Brodem aus dem Sumpfgrabe emporbampft, worein Ihr das heilige Kleinod verſenkt habt? Aufſteigen werden ſie gegen den hohen Dom des Himmels und ſich zu furchtbaren Wettern ſammeln, um ſich über Eurem Haupte zu entladen. Schon trübt ſich die Sonne! Blickt wohl hin! Ihr ſeht ſie nicht mehr wieder, ſo weit die Völker Rußlands vor dem Bilde des heiligen Iwan knieen! Verhüllt bleibt Euch ihr reines Antlitz, bis der Letzte unter Euch verjagt iſt aus dieſen Grenzen, wenn Einer ſie lebend erreicht, um das Verderben der Andern daheim zu verkünden! Denn verfolgen wird Euch der Zorn des Allmächtigen, ſo lange Ihr auf dieſem Boden wandelt, den Ihr mit frevelnden Füßen betratet, wo Ihr einbrachet mit räuberiſcher Hand in das Heiligthum des Glaubens, der Heimat, des Herdes! Darum verſchleiert ſich das Auge des Weltalls düſter, fürchterlich! Nur blutigroth wird es Euch noch anglühen durch die graue Nebelhülle, mit der ſich jetzo der Himmel umhängt.

Nun ruht das Kreuz des heiligen Iwan wieder auf

seinem heimatlichen Boden! Entrissen ist es den beflecken-den Händen der Frevler! Jetzt wird es seine alte, schützende Kraft bewähren, wird die Völker dieses unermeßlichen Reiches ringsumher um sich versammeln. Sie strömen herbei von den Ufern des Don und der Wolga, aus den Wäldern des Ural, aus den Steppen Asiens, den Schneewüsten des Pols, von den Küsten des weißen und des schwarzen Meeres!

In tausend Trachten und Zungen, bewehrt mit Schwert und Lanze, mit Keule, Pfeil und Bogen fluthen sie heran! Keine Waffe, die nicht zu Eurer Vertilgung geschwungen wird, keine Sprache, in der die Völker nicht Rache über Euch rufen! Wehe! Wehe Euch! Die Stunde des Ver-hängnisses hat geschlagen. Preisen mögt Ihr Die, die gefal-len sind, bevor sie diesen Tag sahen!

Sechstes Capitel.

Ein rauher, eisiger Wind erhob sich gegen Abend. So dicht sich die ermüdeten Krieger um die Feuer lagerten, den-noch erstarrten ihnen fast die Glieder da, wo sie nicht der Flamme zugewandt waren. Mit Sehnsucht wurde die Mor-genröthe als das Ende dieser Qual erwartet. Endlich er-tönte der Ruf der Trompeten und Trommeln zum Aufbruch. Doch grade jetzt erst hatte der Schlaf angefangen, die Über-macht über Kälte und Hunger zu gewinnen, und jetzt muß-ten sich die durch Marsch und Wachen Übermüdeten mit Ge-walt emporreißen. Viele waren selbst durch starkes Rütteln und Anrufen nicht in Bewegung zu setzen, so lähmten ihnen Kälte und Ermüdung die Glieder. Als sie endlich auf

den Füßen ſtanden, ſchwankten ſie mit verſagenden Knieen einige Schritte, fielen aber bei der geringſten Unebenheit des Bodens taumelnd, wie betäubt wieder zu Boden. Raſinski trat auf eine Erhöhung, wo er die Feuer ſeines Bivouacs überſah. „Hieher, Freunde,“ rief er mit feſter Stimme, „hier verſammelt Euch um mich! Auf, auf, zu Pferde!“ Ihn ſchüttelte ſelbſt noch der Nachtfroſt, doch er bezwang die Natur mit ſeiner feſten Willenskraft, um den Muth der Leute zu beleben.

Als die Stelle des Antretens genugſam durch viele Herangekommene bezeichnet war, ging er an den einzelnen Lagerfeuern umher, wo einige Säumige und Schwächere noch verweilten, und ſprach ihnen Muth zu. „Rafft Euch zuſammen, Kinder! Die Nacht war rauh, aber der Tag wird beſſer ſein. Wenn Ihr erſt in Bewegung ſeid, werdet Ihr Euch auch erwärmen. Das Frühſtück war mager, aber ich habe es ohne Vorzug mit Euch getheilt, und Ihr ſeht, ich bin wohl auf. Verliert nur den Muth nicht; der zuerſt Verzagende iſt der zuerſt Verlorene. Wir haben ja ſchon manchen böſen Tag zuſammen überdauert, wie ſollte Euch heute der Muth ſinken! Ein Pole verzagt nicht!“

So zuſprechend ging er durch die Reihen; ſein Wort, ja ſchon ſein bloßer Blick belebte den geſunkenen Muth der Leute. Bald ſaßen ſie Alle zu Pferde und begannen den Marſch.

„Es wird heute ſpät Tag werden,“ ſprach Bernhard zu Ludwig; „der Himmel muß dicht in graue Wolken gehüllt ſein, denn es iſt kein Stern zu ſehen. Wie iſt Dir die Nacht bekommen?“

„Sie war hart; aber man lernt jeden Tag mehr überwinden,“ erwiderte Ludwig.

„Ich glaube auch, der Menſch iſt ein Gewächs, das

ſich leicht an alle Zonen gewöhnt. Wir rücken heute, däucht mir, in die kalte ein, wenigſtens wenn ich meinen Rücken, der Nachts gegen die Windſeite lag, zum Thermometer mache, ſo müſſen wir ſtark unter den Gefrierpunkt gefallen ſein. Mein Leib und Geſicht dagegen hat die ganze Nacht in der heißen Zone geruht."

„Suche nur Deine Augen zu ſchonen, Lieber, Du klagteſt ſchon neulich darüber," ſprach Ludwig ſanft.

„Was Wunder! Ich habe auch niemals gehört, daß Rauch von friſchem Holze und heller Feuerglanz ein Conſervativ für die Pupille wären. Indeſſen iſt es wahr, meine Augen ſind gewiſſermaßen meine Hobelbank, meine ernährender Pflug; ja ſogar noch etwas Beſſeres, nämlich die Werkzeuge, mit denen ich den Honig aus dem Leben gewinne, was ſonſt, gleich der Lindenblüthe, die doch nächſt den Kräutern des Chamounythales den beſten Honigſeim abſorbirt, etwas bitter ſchmecken möchte. Aber ſind Deine Augen Dir das nicht etwa auch?"

„O gewiß," ſprach Ludwig wehmüthig, denn er dachte an die holde Geſtalt ſeiner Geliebten; „doch für Dich iſt das Kleinod dennoch theurer." Hiebei legte er dem Freunde die Rechte auf die Schulter, ſtreifte dann am Arm hinab und faßte ſeine Hand, die er mit inniger Liebe drückte.

„Der Wind iſt verteufelt rauh!" rief Bernhard im unwilligen Zorn, um ſeine Rührung über den Freund zu verbergen, deſſen Liebe nur an ihn dachte in dieſer Zeit des Erduldens. „Ich wittere ſo etwas, als ſtecke Schnee in der Luft."

In der That wehte ein ſcharfer, eiſiger Wind aus Nordweſt her den Marſchirenden entgegen. Nach einer Stunde hatte er ſchon das Angeſicht bis zum Schmerz erkältet, doch ſchien er noch an Heftigkeit zuzunehmen.

Endlich dämmerte der Tag; aber was er enthüllte, konnte das ſtille Grauen der Nacht nur erhöhen. Dichtes ſchweres Gewölk zog über den Himmel dahin und ſchien mit jedem Augenblick ſich tiefer zu ſammeln. Über den Spitzen der die Straße begleitenden Fichtenwälder ſtreifte der Nebel ſchon ganz nahe hin, ſodaß er die Gipfel der höchſten Bäume faſt berührte. Er ſenkte ſich mehr und mehr.

„Es iſt noch Hoffnung, daß wir einen klaren Tag bekommen," ſprach Ludwig zu Naſinski.

„O ja," antwortete dieſer raſch und zuverſichtlich, glaubte aber das Gegentheil, weil er den Unterſchied des ruſſiſchen und des deutſchen Winters kannte.

Die Dünſte fielen nicht in Tropfen nieder; ſie ſanken nicht vor der ſteigenden Sonne herab, um einen heitern Himmel zu enthüllen, ſondern ſie verdichteten ſich mehr und mehr und ſchwebten, in langſamen Kreiſen ziehend, in der Luft. Es wurde einige Zeit windſtill; in dieſen wenigen Augenblicken aber ſtieg die Kälte auffallend, und darauf erhob ſich der Wind wieder mit erneuerter Kraft und ſtreifte mit eiſig kalten Flügeln überhin. Plötzlich ſchienen die ſchwebenden Dünſte gleichſam zu zerrinnen und ſanken als dichter Reif herab. Aus höhern Luftregionen fielen einzelne große Schneeflocken nieder, und ehe man noch Zeit gehabt hatte, über die ſchnelle, ſeltſame Veränderung zu erſtaunen, ſchien der ganze Dunſtkreis in Schneeflocken aufgelöſt, die, vom Winde getrieben, wirbelnd und ſtäubend die Atmoſphäre erfüllten.

Mit Entſetzen ſah der Soldat ſich plötzlich vom Winter ringsum überfallen. Als habe er argliſtig einen Hinterhalt gelegt, ſo ſchnob er von allen Seiten heran und warf das unermeßliche Netz über ſeine Beute hin. Der Schnee fiel ſo dicht und ſcharf, daß man ihn wie ſtechend auf der

Wange empfand, bis dieſe in verklammender Erſtarrung fühllos wurde.

Mit einem ſtummen Grauen zogen die Scharen der Krieger dahin. Das feſte Land ſchien in wenigen Minuten in ein ſtarres, pfadloſes, unbegrenztes Meer verwandelt. Wie ſollte ſich der Ausweg aus dieſer Wüſte zeigen, wo man keine Sonne, keinen Stern, keine fernen Berggipfel oder Thürme mehr entdecken, keine Straße gewahren konnte? Die Krieger, welche ſeit zwanzig Jahren von den Pyramiden Ägyptens und der ſyriſchen Wüſte bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Calabriens bis zu dem brauſenden Belt, von den Pyrenäen bis an den Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen waren und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt hatten, ſie empfanden jetzt zum erſten Male das kalte Geſpenſt des Entſetzens in ihrer Bruſt und ſtarrten mit ahnungsvollem Erbeben in das wirbelnde Chaos über ihrem Haupte hinauf, woher die flockigen Gewölke aus unabſehbarer Höhe wie ein ſchwärzlicher Inſectenſchwarm herniederſtäubten. Das mit Schnee bedeckte und mit unheimlicher Schnelle gewebte Leichentuch deckte rings die Erde; es hüllte Flur und Wald in ſeine kalte Umarmung ein, und was es berührte, ſchien der Tod mit ewiger Erſtarrung zu lähmen.

Wie ein ſich immer erneuendes Zaubergeſpinnſt ſpannte es ſich zugleich vor die Füße und webte jeden Schritt in die argliſtigen Schlingen ſeiner loſen Fäden ein. Nicht eherne, unzerreißbare Feſſeln legte es um den Fuß, aber es erſchöpfte in der tauſendfach wiederholten Anſtrengung, das leichte Band zu ſprengen. Langſam war die Folter, aber das Opfer gewiß; es ſtürzte nicht unter einem zermalmenden Keulenſchlage, ſondern es ſank allmälig unter einer Bürde zuſammen, die,

von Secunde zu Secunde nur um Atome wachsend, endlich aber doch jedes Maß der Kräfte weit überragte.

Bernhard suchte das stumme Grauen, welches er in seiner eignen Brust empfand und in den Zügen aller seiner Kameraden las, wegzuscherzen. „Ich wollte, die Fabel im Herodot hätte Recht," sprach er, „wo es heißt, in Scythien verdichte sich die Luft häufig durch herabflatternde Federn so, daß ein Reiter die Ohren seines Pferdes nicht mehr sehen könne. Nicht übel wär's für den Bivouac, wenn wir Eiderdunen genug vorfänden, um uns ein warmes Nest zu machen!"

Rasinski, der ernst blieb, aber die muthige Haltung seiner Züge nicht verlor, freute sich, daß Bernhard seinem Bestreben, eine rüstige Stimmung aufrecht zu erhalten, entgegenkam. „Haben die Alten das wirklich geglaubt?" fragte er lächelnd.

„Herodot nicht so ganz; wenigstens hat der alte Graubart etwas von der Wahrheit gewittert," antwortete Bernhard. „Er conjecturirt, es möge wol Schnee sein, wovon die Thracier fabelten, denn er habe es auch einmal schneien sehen!"

„Einmal! Der glückliche Jonier!" rief Ludwig fast unwillkürlich aus.

„Es ist mir auch so lieber," antwortete Rasinski absichtlich laut, „ich würde schlechte Soldaten haben, wenn es Eiderdunen schneide. Sie wären unser Capua. Mit den Kriegern, die sich durch den Schnee der Alpen die Bahn gebrochen hatten, schlug der alte Afrikaner die Römer vom Ticinus bis Cannä!"

„Nun, das Capua haben wir vor der Hand nicht zu fürchten," warf Bernhard hin; „hier sieht's nicht nach Orangenhainen aus."

Indeſſen verdichteten ſich die Schneemaſſen mit jeder Minute. Nicht zufrieden mit denen, die er aus den Gewölken herabſchüttelte, jagte der Sturm ſie auch von dem Boden empor und ſtäubte ſie ſo den Kriegern ins Angeſicht. Von allen Feldern und Hügeln trieb er die wirbelnden Säulen heran und füllte die Schluchten und geſenkten Stellen aus, durch die ſich die Straße zog.

„Man ſollte glauben, ſo viel Tauſende würden ſich bald eine feſte Bahn treten," ſprach Ludwig, aber wir finden vor uns faſt keine Spur und hinter uns laſſen wir auch keine zurück, ſo ſchnell verweht ſie der Sturmwind und bedeckt ſie der neu fallende Schnee."

Der Zug ſtockte. Anfangs glaubte Raſinski es ſei nur ein Aufenthalt von einigen Augenblicken, wie dies bei langen Marſchcolonnen öfter eintritt. Doch bald merkte er, daß ein ernſthaftes Hinderniß obwalten müſſe, denn die Stockung dauerte länger und länger. Ein Adjutant kam endlich auf ſeinem ermatteten Pferde mühſelig durch den Schnee herangaloppirt und redete Raſinski an. „Ich bringe Ihnen den Befehl, mein Obriſt, ſofort die Hälfte Ihrer Pferde zu ſtellen, um ſie vor die Geſchütze zu ſpannen. Sie können nicht mehr vorwärts in dem tiefen Schnee. Vor uns liegt ein Defilée, wo der Sturm ihn mannshoch zuſammengeweht hat. Die Sapeure müſſen uns erſt Bahn machen."

„Die Cavalerie ſoll abſitzen?" fragte Raſinski mit betroffenem Erſtaunen.

„Es iſt eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl geht durch alle Regimenter. Sogar die Garde du Corps müſſen anſpannen und zu Fuß gehen. Sättel und Gepäck bleiben auf den Pferden; die Leute können ſie begleiten."

Raſinski ſah ein, daß er ſich nicht weigern könne, doch koſtete es ihn eine ſchwere Überwindung, ſeine des Gehens

ungewohnte Leute ihrer Pferde zu berauben. Allein er ließ nichts von dieſen Empfindungen merken, ſondern behandelte dieſen Fall, wie alle, mit Ernſt, aber als etwas Gewöhnliches. Ohne Zögern commandirte er daher: „Erſte und zweite Schwadron! In Sectionen, rechts ſchwenkt! Marſch!“ und ließ ſie aus dem Regiment hinaus in die Straße reiten. Jetzt ſchwenkten ſie in halben Sectionen ein und folgten nun unter Raſinski's Führung dem vorreitenden Adjutanten. Sie mußten ihre Pferde je zu zwölf und zwölf an die Kanonen der nächſten Batterie ſpannen, was freilich in der Noth nur mit Seilen und ſchlechten Bruſtſiehlen geſchehen konnte. Die Leute gingen zu Fuß nebenher. „Ihr thut heut die Arbeit,“ ſprach Raſinski; „morgen werden Eure Kameraden ſie thun.“

Bernhard und Ludwig gehörten zu der erſten Schwadron; ſie hätten ihre Pferde gleichfalls hergeben müſſen, doch weil ſie Raſinski zunächſt zu ſeinem Ordonnanzendienſt beſtimmt hatte, behielten ſie dieſelben. Beide aber empfanden, daß die Zeit, wo ein Vorzug möglich und erlaubt war, vorüber ſei. Das ſtrenge Geſetz der Noth, die Alles gleich macht, fing an einzukehren. Noch einige ſolche Tage und es gab nur noch Kameraden, keine Offiziere und Soldaten mehr. Sie ritten daher zu Raſinski heran und baten ihn, das Loos ihrer Kameraden theilen zu dürfen.

„O wenn ich's Euch erſparen könnte!“ ſprach dieſer leiſe mit dem Ausdruck des Schmerzes. „Aber morgen müßtet Ihr thun, was Ihr heute wollt; darum habt Ihr Recht.“

Sie ritten daher gleichfalls weiter nach der Spitze der Colonne vor und meldeten ſich bei dem Artillerieoffizier, der die Batterie commandirte. Er wies ſie an, ihre Pferde vor eine Haubitze legen zu helfen, deren höchſt elendes, ermattetes Geſpann der Hülfe am meiſten bedurfte.

Auf dieſe Weiſe wurde es möglich, die Artillerie fortzuſchaffen. Aber dennoch nur mit der größten Mühe; denn die Räder ſchnitten bis an die Achſen in den Schnee ein, der ſich in einen, mit dem Sande des Bodens gemiſchten, zähen Mulm verwandelte, ohne ſich feſtzufahren. Peitſchenhiebe und Flüche ſchallten durch die Lüfte. Vor manchem Geſchütz ſah man zwanzig, dreißig Pferde! Und dennoch mußte die Kraft der Menſchen den erſchöpften Thieren zu Hülfe kommen.

Äußerſt langſam rückte die ſchwere unbewegliche Maſſe vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, ſondern Pferde und Menſchen ermüdeten gleich in dem immer höher ſteigenden Schnee. Nach wenigen Stunden trat ſchon die äußerſte Erſchöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löſte ſich auf, je nachdem die Leute mit geſchwächten Kräften zurückblieben. Bald marſchirten Viele nicht mehr auf der Straße fort, theils weil man ſie in dem Geſtöber und in den verwehten Spuren verlor, theils weil Jeder einen beſſern Pfad auszufinden ſuchte. So oft ſich daher eine höher gelegene Stelle zeigte, an welcher der Sturm das Feld vom Schnee gereinigt hatte, drängten die Maſſen darauf zu, um nur eine kürzere Zeit der Erleichteruung zu haben. Aber ſie wurde von Vielen furchtbar gebüßt; denn hinter der Erhöhung folgten oft tiefe Erdſpalten, oder doch ſteile Einſenkungen, die, durch den Schnee trügeriſch gefüllt, dem ebenen Boden gleich zu ſein ſchienen. Die Krieger ſtürzten plötzlich bis an den Leib, bis an die Schultern hinab; Andere folgten, weil das kalte Stäuben der Flocken, die ihnen der Sturm ins Geſicht trieb, ſie blendete, unwillkürlich nach und ſtürzten über den Kameraden hin, oder drückten ihn noch tiefer in das kalte Grab hinein. So ſah man oft Drei, Vier plötzlich übereinander hinſinken und im Schnee ver-

ſchwinden. Wenige arbeiteten ſich empor; den Meiſten verſagte die Kraft; das Gewehr oder die Waffe, mit der ſie ſich zu helfen ſuchten, entſank den erſtarrten Händen; ſie wollten einige Augenblicke raſten, um Athem zu ſchöpfen. Dann lähmte die Kälte ihnen die Glieder, ſie riefen wol mit erſterbender Stimme um Hülfe, aber Niemand hörte ſie im Geheul des Sturms, oder das eigne Elend der Meiſten war ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie, wie in einem allgemeinen Schiffbruch, nur an die eigene Rettung dachten. Die erſten Opfer, die auf dieſe Weiſe fielen, erfüllten die Bruſt mit ſchneidendem Jammer. Als aber die Zahl ſich mehrte, als ſie mit der einbrechenden Dunkelheit in die Hunderte, die Tauſende ſtieg, da ſtumpfte ſich der ſcharfe Schmerz ab und nur noch ein mitleidiger Seufzer galt Denen, welche in der kalten, grauſenden Umarmung erſtarrten, und vergeblich die Hände nach Rettung ausſtreckten. Sterbend wandte ſich ihr Blick dem Vaterlande, den vorüberziehenden Kameraden zu, noch ein leiſes Ächzen entquoll der erſchöpften Bruſt, dann hüllte Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. Andere ſanken vor Ermattung und Erſtarrung zu Boden, auch ohne in jene trügeriſchen Tiefen zu ſtürzen. Eine leichte Hülle wurde ihre Gruft, der fortwährend fallende Schnee überdeckte ſie mit ſeinem Leichentuch. Anfangs bezeichnete noch eine leiſe Erhöhung die Stelle, wo der Todte lag, aber bald ſtellte ſich die unterſchiedloſe Wüſte wieder her und jede Spur ſeines Daſeins war verſchwunden.

Jetzt wurde es völlig Nacht; aber kein leuchtendes Sternbild erhellte ſie. Nur düſterer umwölkte ſich der Himmel und ſchüttete fortwährend das eiſige Verderben über die Erde aus. Der Sturm erhob ſich rauher, kälter. Das Auge unterſchied kaum noch die Bahn für die nächſten Schritte; wer ſich zur Seite entfernte, wer zurückblieb, der verſchwand

in der Tiefe der Finsterniß. Strauchelte sein Fuß, so verschlang ihn die unabsehbare Schneewüste, und sein sterbendes Auge starrte nur in die dunkle Sturmnacht hinein. Kein Freund, kein treuer Kamerad ruft ihm ein Lebewohl zu; keine Hand reicht sich ihm zum Abschiede. Vergebens sehnt sich die brechende Brust zu den Lieben, zu der Heimat hinüber! Nicht um sie glücklich zu erreichen, denn zu dieser überschwenglichen Hoffnung hat das Herz nicht mehr die Kraft; nur einen letzten Gruß der Liebe möchte es empfangen, nur nicht so fürchterlich allein in der schauerlichen Umarmung des Todes erstarren!

Vergebens! Dein brechendes Auge starrt umsonst hinauf zum Himmel, das krampfhafte Beben deiner sterbenden Brust rührt ihn nicht mehr! Taub ist er dem Jammer der Verzweiflung, taub dem Flehen der Todesangst. Flüche und Gebete schlagen gleich machtlos von seiner ehernen Wölbung zurück. Geschlossen sind die Pforten der Gnade; das gigantische Rad der Vergeltung rollt zermalmend über die Erde.

Siebentes Capitel.

Vor und in Dogorobuye bezog das Heer den Bivouac nach diesem furchtbaren Tage. Mit gelähmten, erstarrten Gliedern erreichten die Krieger den Ort der Ruhe; ihre Kleider waren durchnäßt gewesen, dann von der strenger gewordenen Nachtkälte auf dem Körper gefroren. Wund gescheuert an Armen und Schenkeln wurde ihnen jeder Schritt zur Qual. Und jetzt sollten sie erst die mühseligen Zubereitungen des Bivouacs machen, Holz, Stroh und Futter für die

Pferde, Lebensmittel für ſich ſelbſt herbeiſchaffen. Mit ſeinem Anſehen, ſeiner unermüdlichen Thätigkeit war es Raſinski wiederum gelungen, ein elendes Haus zu beſetzen, das wenigſtens der Hälfte ſeiner Leute Obdach gab. Er ſelbſt blieb im Freien. Durch Zureden und Beiſpiel munterte er die Erſchöpften auf, raſch noch die geringere Arbeit des Tages zu thun, Holz zu ſchlagen, zu kochen, einen Fleck vom Schnee zu ſäubern für die Lagerſtatt. Aber mit tiefem Schmerz ſah er, daß ihm funfzehn ſeiner Leute fehlten, die ſich erſt, ſeit es völlig Nacht war, verloren hatten. Kaum hatte er Hoffnung, daß ſie ſich noch einfinden würden. Dreiundzwanzig Pferde waren überdies an dieſem einen Tage geſtürzt! Wie ſollte das enden! Je düſterer die Zukunft vor Raſinski's Blicken lag, je mächtiger empfand er die Nothwendigkeit, der Gegenwart ein heiteres Antlitz zu zeigen, ihr gerüſtet entgegen zu treten, damit Die, welche ihren Muth aus dem ſeinen zu ſchöpfen angewieſen waren, nicht vergebens das Auge auf ihn richteten. Er redete ihnen freundlich zu, tröſtete, ermahnte zur Ordnung und unverzagten That.

Der feſte, zuverſichtliche Ton ſeiner Worte, ihre unläugbare Wahrheit, die vertrauensvolle heitere Stirn, die er bewahrte, gaben ſelbſt dem Muthloſeſten die Hoffnung wieder.

Er blieb aber nicht bei Worten ſtehen, ſondern ſchritt zur That und gab ſeine raſchen, überſichtlichen, beſtimmten Befehle. „Hier dieſe Stelle reinigt vom Schnee! Der Erdwall dort ſchützt uns gegen den Wind. An der Waldecke drüben ſchlagt Holz, und aus den Büſchen bindet Beſen, den Schnee auf die Seite zu kehren. Jaromir, Du nimmſt zwanzig Mann und empfängſt Heu und Hafer; beim Generalcommando der Cavalerie wird einiges vertheilt werden. Ihr, die Ihr zu Fuß gegangen ſeid, ruht Euch jetzt in

dieſem Hauſe aus; es wird Euch faſſen, zwar eng genug, aber dafür ſo, daß Ihr einander erwärmt."

Dieſe Befehle fanden pünktlichen Gehorſam. Nur Ludwig und Bernhard eilten nicht mit den Übrigen auf die Hütte zu.

„Warum legt Ihr Euch nicht nieder, Freunde?" fragte Raſinski dringend.

„Wir bleiben bei Dir," lautete die Antwort Beider.

„Verſage uns dieſe liebe Gewohnheit nicht," fuhr Ludwig fort; „Deine Nähe, das Vertrauen zu Dir gibt uns mehr Kraft als jenes Obdach. Und was Du überdauern kannſt in dieſer Nacht, das wird auch uns nicht hinwegraffen."

So wuchs die Liebe, die Treue in der Zeit der Bedrängniß. „Nun denn, wie Ihr mögt," ſprach Raſinski mit ſchwer bekämpfter Rührung; „aber Ihr werdet dann immer das härteſte Loos theilen, denn daß ich vor meinen Kriegern nichts voraus haben will und darf, wißt Ihr."

Schon kamen einige Leute mit friſch gefälltem Holz beladen heran. Es wurde ein Fleck vom Schnee gereinigt und ein Feuer angezündet. Lang dauerte es, bis die Flamme hell aufſchlug, denn das Holz war jung und feucht; doch nach einer Stunde war auch dieſes Übel überwunden, und da durch Raſinski's Vorſorge noch einige Lebensmittel vorhanden waren, die er ſparſam, aber gerecht vertheilen ließ, ſo fand der erſchöpfte Körper auch bald einige Erquickung.

Offiziere und Leute lagerten ſich rings im dichtgeſchloſſenen Kreiſe um die Flamme, einander mit den Bruderarmen umfaſſend und erwärmend. So ruhte Ludwig an Bernhards Bruſt und Raſinski lehnte ſein Haupt auf deſſen Schulter; Jaromir und Boleslaw auf ſeiner andern Seite hielten ſich eng umſchlungen. Die Liebe trotzte dem rauhen Sturm und

Schnee der Winternacht und trug ihr heiliges Leben in die Erſtarrung ringsumher.

Ludwig war auf's Äußerſte erſchöpft; nur der Gedanke an ſeine einſame Schweſter, an ihre Troſtloſigkeit, wenn er unterliegen ſollte, hatte ſeinem ſchwächer gebildeten Körper Muth gegeben, die ungeheure Anſtrengung zu ertragen, unter der er oft zu erliegen glaubte, und vielleicht erlegen wär, wenn Bernhard mit ſeinem ſtärkern Körper und rüſtigerm Sinn ihm nicht treu zur Seite geblieben wäre. Doch wenn dieſe Qualen ſich wiederholten, was dann? Mit einem innern Schauer wandte er ſich von dieſen Vorſtellungen zurück. Sein Leben ſchien ihm verſchlungen in den Schauern düſterer Nacht; doch da ſchwebte aus dem ſchwarzen Hintergrunde der Finſterniß, in die ſein Auge ſich verlor, ihm das heilige Bild ſeiner Liebe entgegen. Wie ein ſanfter Mondſtrahl fiel es in das Dunkel ſeiner Seele und trat dieſer um ſo näher, tröſtender und holdſeliger entgegen, je ferner es die Wirklichkeit entführt hatte. So füllen theure Hoffnungen uns am ſehnſüchtigſten das Herz, je ferner die Erfüllung uns ſteht, und aus dem tiefſten Abgrunde des Unglücks richtet ſich der Blick mit dem gläubigſten Vertrauen, mit der heißeſten Inbrunſt zu der ewigen Huld empor. Ja, ſie wird dein Schutzengel ſein, dachte er in ermuthigter Kraft, ſie wird dich, eine Heilige, tröſtend, rettend umſchweben. Wandte ſie nicht ſchon einmal das Verderben von deinem Haupt? O gewiß, gewiß iſt ſie mir nahe! Er gab ſich dieſer träumeriſchen Hoffnung mit ſüßer Sehnſucht hin. Sollten ſich unſere Geſchicke nur deshalb ſo räthelhaft verſchlungen und berührt haben, daß ſie ewig unaufgelöſt blieben? Nein, das kann der Allmächtige nicht wollen. Er führt uns ſeine dunklen Irrwege nicht, um uns inmitten der labyrinthiſchen Bahn zu verlaſſen, ſondern um uns zu dem

wunderbaren Ziele ſeiner Gnade und Weisheit zu leiten. Nicht das kalte Geſetz der Natur iſt ſo roh, daß es ſeine Tauſende von Keimen und Trieben nur deshalb entwickelte, um ſie im Emporblühen zu zerſtören; wie ſollte das ewige, heilige Geſetz der Schickung ſich ſelbſt ſo grauſam verhöhnen! Nein, der Tag wird kommen, der Alles löſt; die Stunde muß erſcheinen, wo ihre holde Geſtalt dir entgegentritt und dir die Hand reicht und ſüß tönend ſpricht: Die Prüfungen ſind überwunden, jetzt winkt dir der Lohn!

Aber wie, wenn es erſt jenſeits wäre? Und weshalb denn nicht? Wenn hinter jener unabſehbaren Nacht, die uns umhüllt, der ewige reine Tag glänzt, wenn über dem undurchdringlichen finſtern Gewölbe des Himmels, das ſtarr über uns ſteht, klare heitere Sterne leuchten, Tauſende von Sonnen wandeln, — wie ſollte denn nur die Nacht unſerer Seele ungelichtet bleiben? Muth, Vertrauen, feſter Glaube! Und doch, wie mächtig hält mich dieſes heilige Leben der Erde, das ich warm, körperlich, ſelbſtbewußt empfinde! Allgütiger Vater! O ſende deinen Segen ſchon jetzt auf die irdiſche Bruſt herab, löſe die Räthſel hier, die du hier geknüpft! Laß dieſes Herz nicht in ungeſtillter Sehnſucht brechen! Warum ſollten wir das namenloſe Glück mit namenloſem Schmerz erkaufen? Ich dulde als ein Wanderer dieſer Erde, laß mich auch ſo Ruhe und Labung finden! Für die Wunder des Jenſeits iſt meine Bruſt zu eng. Gib mir, was ich zu faſſen vermag. O, du biſt ja ſo reich an Seligkeit, daß du uns hier das überfüllte Maß reichen kannſt und jenſeits doch noch ein unbegrenztes Meer der Verklärung vor uns ausbreiteſt! Du gabſt mir dieſes Leben, gabſt mich ihm; Vater, iſt es denn eine Schuld meines Herzens, wenn ich mit heißer Inbrunſt an ſeinen reinſten Wonnen hange?

In dieſen Gedanken überſchlich ihn der mehr betäubende als erquickende Schlaf. Doch die übermüdete Natur haſchte mit Begier nach der kärglich und verkümmert zugemeſſenen Gabe.

Bald umfing ihn der Gott des Traumes und wob die täuſchenden Gebilde um ſeine Seele. Noch ſchimmerten die wüſten Bilder des Tages in dem geſchloſſenen Auge nach. Der in dämmernder Bewußtloſigkeit hinſinkende Geiſt vernahm noch die Nachklänge ſeines Wachens. Die Wirklichkeit verſtärkte ſie. So irrte Ludwig athemlos, erſchöpft, mit gefeſſeltem Fuß, deſſen bleierne Schwere er nicht zu beſiegen vermochte, denn die Bande des Schlafes und des Liegens hemmten die Bewegung der Muskeln, durch tiefe Schneefelder. Der Sturm heulte um ihn, denn ſein Ohr vernahm ihn im Schlaf, wie er über die Waldgipfel hinwegbrauſte, und riß weit aufgähnende Klüfte in den wirbelnden Ocean grauer Wolken, der ihn umwallte. Wenn ſich die Nebelwogen theilten, glaubte er fernes ſonniges Land ſchimmern zu ſehen, nach dem er ſehnſuchtsvoll die Arme ausſtreckte. Wo bin ich? Allein in dieſer Einöde! Ach, jetzt erkenne ich es, es iſt ja der Sanct Bernhard mit ſeinen Schneefeldern, auf dem ich mich verirrte. Dieſem hellen Schimmer muß ich nach, dort erreiche ich das ſchöne Land zu meinen Füßen.

So flüſterte ihm die Stimme des Traumes zu, und der wohlwollende Gott lieh ihm ſeine ſanften Flügel, um ihn in die ſchönen Fluren hinabzutragen.

Jetzt wird mir leicht; mit dieſer Wolke ſchwebe ich hernieder. Wie ſo oft im Traum hatte er natürlich als Liegender das Gefühl, von einer Höhe ſanft herabzuſchweben. Die Nebel- und Wolkengebilde theilten ſich, der Schnee verſchwand; Ludwig glaubte auf einer ſanften, grünenden Matte zwiſchen dem Felſenthale hinzuwandeln. O Dank, Dank, daß

ich mich aus dieſer Wildniß wieder auf den richtigen Pfad gefunden! Dort hinter mir liegt ja das Hospitium auf der Schneehöhe; ja, hier ſteige ich nach Aoſta hinab. O, du Liebe, Holde, warum entfliehſt du vor mir? Ich ſehe ja deinen grünen Schleier flattern, ich habe dich ja längſt erkannt! Bianca, Bianca! Warum warteſt du nicht mein? Warum willſt du, wie damals, weiter und immer weiter hinwegziehen? Da wandte ſich die edle Geſtalt der Geliebten um, und ſie ſchlug den Schleier zurück und blickte ihn ſanft lächelnd an. Ich bin dir ja ſo nahe! Dich peinigt ein Traum, daß du mich rufeſt. Siehſt du nicht die reizende Landſchaft um uns her? Ermuntere dich, ſetze dich zu mir auf dieſe Bank an der Hütte. Ja, mein Geliebter, hier wollen wir wohnen, hier iſt es traulich und ſtill. Sieh nur, wie die Rebe ſich um das Fenſter rankt, und die breite Kaſtanie, die ihre Äſte weit über das Dach hinſtreckt!

Wie Frühlingshauch trafen ihn dieſe Worte und eine ſüße ſelige Wehmuth drang in ſein Herz. Bianca! Iſt es denn kein Traum? Bin ich endlich mit dir vereinigt? rief er bang und hob die Arme der Geliebten entgegen. Sie neigte ſich holdſelig zu ihm, er zog ſie näher und drückte ſie bebend an ſeine klopfende Bruſt.

Sie ſaßen nebeneinander auf dem Raſen, gegen den Stamm der alten Kaſtanie gelehnt. Ludwig hatte den Arm ſanft um den Nacken der Holdſeligen gelegt, und ſie ſenkte das Haupt auf ſeine Schulter; ihre Hände ruhten ſpielend ineinander.

O, ſo werden die wunderbaren Träume doch endlich wahr! So ſind wir endlich vereinigt und nichts mehr trennt uns wieder. Nein, laß mich nicht los, wenn die kalte Wolke dort vom Gebirg herabkommt und uns verhüllt. Wenn ich dich nicht ſehe, mußt du dich inniger an meine

Bruſt ſchmiegen. Zitterſt du vor dem rauhen Sturm? Er wird die Lawine auf uns herabſtürzen! Sieh nur, ſchon ſtäubt die Schneehaube dort auf dem Felſen hoch auf! Weiter abwärts laß uns flüchten!

Der Traum riß den Schlummernden in neue verworrene Vorſtellungen hinein. Durch den Sturm und den wirbelnden Schnee, der ſein Angeſicht wirklich traf, wurde er aus den holden Bildern, die ſeine Sehnſucht geſchaffen, rauh aufgeſchreckt. Er glaubte mit Bianca zu flüchten. Wohin ſie ſich wandten, ſtürzten die Lawinen. Die Erinnerungen jener erſten Nacht auf dem Simplon ſtiegen in ſeltſam ineinander verrinnenden Bildern vor ſeiner Seele auf. Er glaubte, tief verſchüttet zu ſein; um ſo inniger, angſtvoller drückte er die zitternde Geliebte an ſeine Bruſt. Er tröſtete ſie. Sei nicht bang, Holde! Weißt du, als wir damals, in jener erſten Nacht in der dunklen Höhle der Erlöſung harrten? Ach, wie ſehnte ſich da mein Herz nach deiner Umarmung! Liebteſt du mich denn auch damals ſchon? Seit dem Augenblicke, wo ich dich zum erſten Male ſah, antwortete ſie mit unausſprechlich ſüßer Stimme, als du mir das goldne Band brachteſt, weißt du noch? Es war ja an der Hütte im Thale, wo wir eben weilten!

O damals! Wie ſchön war es damals, als ich dein Angeſicht zum erſten Mal erblickte; du lächelteſt mir entgegen, wie der Frühling Italiens, in den wir hinabſtiegen. Siehſt du, dort öffnet ſich das ſchwarze Thor! Sieh nur, wie die hellen Strahlen des Tages hereindringen!

Er ging Arm in Arm mit der Geliebten dem Ausgang der Felſenhöhle zu. Das Thal lag, wie damals, vor ihm ausgebreitet; der Lenz öffnete die erſten Knospen und lächelte aus dem blauen Himmel über die Berge hin. Sieh nur, wie die Kleine uns dort entgegenhüpft. Sie erkennt

die ſchöne Signora wieder, die ſo freundlich mit ihr that. Aber laß uns dort hinunter nach den blauen Seen, den Rebengeländen und blühenden Gärten. Jetzt wallen wir zwiſchen den Felſen dahin, die Sonne wird untergehen, wenn wir am Abhang ſtehen und in das ſelige Land hinunterblicken. Siehſt du? Siehſt du — jetzt dringt uns ihre rothe Gluth gerade ins Auge. Dort hinter der Alpenſpitze geht ſie nieder. Wie der goldne Rauch das Thal durchzieht und die fernen Gefilde, vom Purpurduft umſchimmert, mit dem Himmel zuſammenrinnen! O, hier iſt es ſchön!

Immer reizendere Bilder webte der Traum. Arm in Arm mit der Geliebten wandelte Ludwig in ſeliger Einſamkeit durch die Fluren. Ein ſchattender Hain bot ihnen einen Ruheſitz. Unter den leichten Wölbungen der Zweige hindurch ſchweifte das Auge über Thäler und Fernen, die im Abendgolde ſchimmerten, dahin.

Bianca ſchmiegte ſich liebend an ſeine Bruſt; er berührte die Lippen der Holdſeligen, ſeine Seele erglühte in der trunkenen Flamme, die ihn durchrann. O, gütiger Himmel, betete ſein Herz dankend empor, ich ſinke ſelig ſterbend hin in dieſer Wonne!

Da murmelt dumpfer, ferner Donner, wie wenn die Lawinen in den Abgrund rollen. Er fährt auf aus der Umarmung der Geliebten; ſie ſteht bleich und bebend vor ihm. Siehſt du, ruft ſie, die Sonne entzündet die Erde und Alles flammt auf in loderndem Brand. Ludwig ſtarrt hin. Ein Flammenmeer wogt rings um ihn her. Entſetzt will er fliehen. Sein Fuß iſt an den Boden gebannt. Die Geliebte flüchtet durch die Nacht, nur ihre weißen Gewänder ſieht er noch fern ſchimmern. Er ſtreckt die Arme nach ihr aus, er will ſie rufen, die Stimme verſagt ihm; die Flammen brennen ihn mit ſtechendem Schmerz ins Auge. Da

ſchlägt plötzlich ein donnerndes Getöſe an ſein Ohr und ſprengt gewaltſam die Bande des Schlummers, die ihn noch in feſſelnder Betäubung halten. Er ſpringt empor und ſtarrt um ſich her.

Selbſt wachend ſteht er noch betäubt und kann den ungeheuren Wechſel zwiſchen Wirklichkeit und Traum nicht faſſen. Endlich vernimmt er die dröhnenden Trommeln und Trompeten, die zum Aufbruch rufen. Der Wind treibt ihm die hochauflodernde Flamme des Lagerfeuers ins Geſicht, die ſchon in ſeine Träume furchtbar hineinleuchtete, bis das Kriegsgetöſe den Vorhang, der ſein Bewußtſein umhüllte, plötzlich zerriß. Jetzt erſt fühlte er, wie die rauhe Hand der Wirklichkeit ihn unerbittlich packt und aufſchüttelt aus dem holdſeligen Wahn! Verſchwunden das Bild der Geliebten, verſunken die Zaubergärten des Traumes, verfinſtert das reizende Eden umher! Rings nur die Unermeßlichkeit der erſtarrten Wüſte und der Nacht. Aus ſeligen Gefilden iſt er hinabgeſtürzt in die Finſterniß der Verdammten. Welch eine grauſame Verhöhnung! Es iſt zu viel! Zermalmend ſinkt der Schmerz auf ſeine Bruſt, ſie muß zerſpringen in dieſer Qual.

Da faßt Bernhard ſeine Hand und blickt ihm ſtaunend ins Auge. „Was iſt Dir, Ludwig?“ fragt er mit ſanft eindringender Stimme.

„O, mein Bernhard! In Deine Arme laß mich flüchten vor der kalten Schlange des Entſetzens, die mir mit eiſigen Ringen die Bruſt umſchnüren will.“

Er hielt ihn in heißer, unauflöslicher Umarmung; an dem Herzen des Freundes löſte ſich das ſtarre Grauſen ſeiner Bruſt, und in milden Wellen floß der tiefe, unerſchöpfliche Strom der Schmerzen dahin!

Achtes Capitel.

Endlich lag Smolensk, das viel verheißene, ersehnte Ziel der Mühen, vor den Blicken der Krieger, und stieg mit seinen schwarzen Mauerzinnen und Thürmen finster über dem Schneegefilde empor. Dort sollt ihr Obdach finden gegen die Winterstürme; dort wird der gierige Hunger, der in euren Eingeweiden nagt, gestillt werden; dort sollen die erstarrten Glieder Wärme, die überspannten, schmerzenden Muskeln Ruhe, die todesmatte, erschöpfte Kraft des Geistes Stärkung finden.

Nicht die zehntausend wandernden Griechen sahen so freudig den Spiegel des heimischen Meeres vom Gebirge her glänzen, nicht Columbus verzagende Mannschaft begrüßte die Küste des neuen Welttheils mit solchem Freudendank gegen den Allmächtigen, als die vom Grimm des Winters, des Hungers und der Todesermattung verfolgten Krieger die Mauerzinnen der Stadt erblickten, wo ihnen das Ende der Mühsal verheißen war. Ein Schimmer der Freude überflog die bleichen, hagern Gestalten, ein letzter Anflug des Muthes und der Kraft kehrte in die entkräfteten Körper zurück.

Schon war man auf eine Stunde Weges den Mauern dieser Feste nahe gekommen, als man von beiden Seiten der Straße, anfangs einzeln, dann in größern Trupps, die verhungerten gespenstischen Gestalten Derjenigen gewahrte, die ihre Waffen verloren oder weggeworfen hatten und, weil schon die Bande der Ordnung und des Gehorsams überall zerrissen waren, die Hoffnung hegten, sie würden einzeln, willkürliche Wege wählend, sicherer durch die Wüsteneien des Schnees und der Wälder dringen, als wenn sie bei der Masse

blieben, für die niemals Das ausreichte, was man auf einem Fleck versammeln konnte. So waren denn Tausende wie Räuberhorden dem Heere bald vor, bald nachgezogen, bald hatten sie es zur Seite umschwärmt. Die Wuth des Hungers in dem gierigen, von Entzündung glühenden Auge, schwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gehüllt, warfen sich diese Scharen gleich den Harpyen über Alles her, was sie berührten. Keine vernünftige Stimme zügelte ihre bis zum Wahnsinn gesteigerte Begierde. Fanden sie irgendwo eine Speise, so fielen sie mit der Wuth des Raubthiers darüber her und verschlangen sie mit so rasender Hast, daß die Meisten, wie an genossenem Gift, gleich darauf unter wilden Qualen zuckend zu Boden stürzten und den Geist aufgaben. Doch kein Beispiel schreckte die später Herandringenden ab; wie von blindem Wahnsinn getrieben, stürzten sie sich in dasselbe Verderben, das ihre Kameraden vor ihren Blicken getödtet hatte. Ja, selbst das Geheul und das Ächzen der noch zuckenden Sterbenden schreckte sie so wenig zurück, als es ihnen auch nur noch einen Blick des Mitleids abgewann. Das Elend hatte die menschliche Natur in diesen Unglückseligen zur entsetzlichsten Entartung geführt; Jeder kannte nur sich selbst, nur den nächsten Augenblick; denn die Qualen der Gegenwart waren zu fürchterlich, und Alles, was diese stillte, erschien als ein nicht zu fassendes Glück, wenn gleich in der nächsten Minute das doppelte Elend dafür hereinbrach. Diese grauenhaften Gestalten erschienen plötzlich, zu dunklen Schwärmen zusammengerottet, wie sie aus den nächsten Wäldern, durch die sie ihren Weg genommen hatten, zufällig früher oder später auf die Straße geriethen. Eine Viertelstunde vor der Stadt häuften sich die Andrängenden so, daß die noch geordneten Corps der alten und der jungen Garde sich nur mit Mühe die Straße zum Marsch freihielten. Jetzt zogen

ſich die Thalränder, die die Ufer des Dnieper bilden, näher zuſammen und beſchränkten die Straße. Von beiden Seiten zeigten ſich dieſe entſetzlichen Rotten auf den Höhen. Sie verſuchten auf den beſchneiten, beeiſten Abhängen hinunterzuklimmen, um die Straße zu erreichen, doch die ſchwache Kraft der Füße leiſtete ihnen den Dienſt, wozu rüſtige Gewandtheit gefordert wurde, nicht mehr. Sie ſtürzten über einander hin, die Abhänge hinab, und rötheten den Schnee mit dem Blut ihrer von den rauhen Eisſplittern zerriſſenen Hände und Wangen. Unter jammerndem Geheul rollten ſie in die Tiefe, vermochten aber nicht mehr, ſich von dem Sturz aufzurichten, ſondern blieben betäubt am Wege liegen. Jetzt ſah man die Thore der Stadt. Selbſt unter den in dem eiſernen Geſetz des ſtrengſten Gehorſams feſt eingewachſenen Corps der alten Garde ließ ſich jetzt die Ordnung nicht mehr erhalten, ſondern gleich hungerigen Tigern auf die Beute, wollten die Einzelnen aus den Reihen hervorſtürzen, um zuerſt den Zufluchtsort zu erreichen; denn ſchon hatte ein Theil jener Horde Verhungernder, die ohne Führer und Ordnung durch die Wälder gedrungen waren, die Stadtmauern erreicht und drängte ſich in ſchwarzem Gewimmel um dieſelben her. Doch bei dem Anblick dieſer hohläugigen Geſtalten, in den ſeltſamſten Trachten, wie Noth und Zufall ſie erfinden, bei ihrem krampfhaft gierigen Andrängen, hatte man in der Stadt gefürchtet, und mit Recht, ſie würden wie eine Schar hungeriger Wölfe über die Vorrathsmagazine herfallen und überall plündernd und zerſtörend einbrechen. Deshalb wurden ihnen die Thore des verheißenen Aſyls geſchloſſen, und ohnmächtig wütheten und jammerten ſie vor den unerbittlichen Mauern um Einlaß.

Schon mehrere Stunden hatten viele dieſer Unglücklichen, vom Froſt erſtarrt, vom Hunger gefoltert, im Angeſicht

der Rettung vergeblich um Hülfe und Erbarmen gerufen. Die Meisten waren in Verzweiflung und Erschöpfung niedergesunken und durch die immer grimmiger werdende Kälte schon getödtet.

Die geordneter heranrückenden Truppen vernahmen das gräßliche, wilde Geheul um Speise, welches sich mit herzzerschneidenden Lauten des Jammers mischte. Jetzt überkam auch sie die Angst, daß es ihnen eben so ergehen möge, daß man hier Gewalt brauchen müsse und nur Derjenige Labung finden werde, der zuerst raubend einbreche. Darum stürzten sie aus den Reihen hervor und suchten, so viel die erschöpften Kräfte ihnen gestatteten, einander vorauszueilen, um den Ort des Heils zu erstürmen, und was er darbieten konnte, mit gewaltsamer Hand zu erbeuten.

Der Marschall Bessières warf sich vergeblich Denen, die den Gehorsam aufkündigten, entgegen, umsonst suchten die Offiziere sie mit Gewalt zurückzuhalten. Das Getümmel drohte schon sich fort durch die ganze lange Colonne zu verpflanzen, als plötzlich der Kaiser in den vordersten Reihen erschien, und mit einem Wink Halt gebot. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Feldherrn, an dem sich in dieser Zeit der Drangsale das letzte Vertrauen hing, fesselte selbst die Verwegensten.

„Soldaten, kehrt in Eure Reihen zurück," sprach er streng aber ruhig, und fand augenblicklichen Gehorsam.

Er selbst ritt jetzt an die Spitze der Truppen, und in düsterer Stille, aber streng geordnet rückten die Krieger in die Festung ein.

Rasinski mit den Seinigen folgte unmittelbar der alten Garde. Nur die Hälfte war beritten, die Übrigen gingen zu Fuß, da ihre Pferde vor die Kanonen gespannt waren. Bernhard und Ludwig waren zu Pferd. Als sie auf der

Höhe des Thalrandes waren, deutete Ludwig mit der Hand zur Linken über das Schneefeld und sprach zu Bernhard: „Erkennst Du wol das Schloß dort drüben?“

„Hm!“ entgegnete Bernhard, „ich hätte geglaubt, es müsse völlig heruntergebrannt sein; aber es stehe doch noch so ziemlich auf den Beinen.“

„Ich weiß nicht, weshalb ich auch noch jetzt dieses ehrwürdige Gebäude mit seinen seltsamen Thürmen und Zinnen, mit einem ganz besondern Gefühl betrachte,“ antwortete Ludwig.

„Ich jetzt mehr als damals; aber das macht die Erinnerung. Weißt Du, ich glaube, wir sind unkenntlicher geworden als das Schloß dort, obwol die Flamme ihm wahrscheinlich alle Eingeweide ausgebrannt hat. Denn wenn ich Dich so betrachte, mit dem langen Bart und den schwarzen Rauchfurchen im Gesicht, so kann ich mir wol denken, wie ich selbst aussehe. Es wäre der Mühe werth, unser Portrait zu malen, damit wir doch dereinst in Deutschland oder Frankreich den Leuten zeigen könnten, welche Gesichter die siegreiche Armee geschnitten hat, als sie zum zweiten Mal nach Smolensk kam.“

„Seid getrost, Freunde,“ sprach Rasinski zurückgewandt, „eine Zeit der Ruhe liegt vor uns. Sie wird uns auch Gelegenheit bieten, uns wieder ein menschliches Ansehen zu geben.“

Sie ritten jetzt durch das Thor der oberen Stadt ein; denn die östliche Hälfte liegt auf der Anhöhe, die westliche jenseit des Dnieper in der Tiefe. Als sie die nächste Gasse hinabkamen, blickten sie einander betroffen an.

„Nun wahrlich!“ sprach Bernhard leise zu Ludwig, „Smolensk sieht nicht aus, als sollte es unser Capua werden.“

„Wenn die ganze Stadt so zerstört und wüst ist,“ ant-

wortete Ludwig eben so leise, „so wird sie uns nicht mehr Lebensmittel darbieten, als die große Straße, die wir gekommen sind.“

„Ich sehe noch nicht, wie wir ein Loth Reis hier kochen wollen,“ flüsterte Bernhard; „bemerkst Du wol, daß alle Fensterkreuze ausgebrochen sind? Wo hier noch Holz in der Mauer saß, scheint man schon Ernte gehalten zu haben.“

„Und doch, glaube ich, thäten wir wohl, einige dieser Einsturz drohenden Gebäude in Zeiten zu besetzen,“ erwiderte Ludwig eben so leise; „denn wenn jene Massen Unglücklicher von draußen erst hereindringen, so bleibt kein Stein auf dem andern.“

„Das denke ich auch,“ entgegnete Rasinski, der mit seinem leisen, stets aufmerksamen Ohr Alles vernommen hatte, „und ich sinne auch schon darauf, schnell das Recht des Erstbesitzes geltend zu machen. Nur hoffe ich, die Unterstadt wird besser erhalten sein; denn hier stürzt uns vielleicht in der Nacht das ganze Quartier über dem Kopf zusammen.“

„Die frischen Pferdegerippe dort auf der Seite,“ sprach Bernhard, und deutete mit dem Finger in eine engere Seitengasse hinein, „zeigen auch nichts Gutes an; sie sehen mir grade so aus, als ob das Fleisch erst vor einer halben Stunde heruntergeschält wäre. Ich möchte meinen armen Klepper, so mager er ist, hier nicht eine Viertelstunde anbinden; denn schwerlich fände ich etwas Anderes von ihm wieder, als die Knochen. Auf einen sonderlichen Braten dürfen wir daher hier auch nicht rechnen.“

„Nun, Lebensmittel sind hier,“ entgegnete Rasinski, „oder die Befehle des Kaisers müßten aufs unverantwortlichste vernachlässigt worden sein. Ihr habt doch noch vorgestern gesehen, daß ein Transport herauskam, den der Kaiser billigerweise Denen zusandte, die sich für uns schlagen,

und außer der Beſchwerde des Marſches noch die Gefahr des Kampfes tragen müſſen."

Ein Adjutant unterbrach das Geſpräch, indem er den Befehl brachte, rechts ab zu reiten, wo die Quartiere für die Cavalerie angewieſen ſeien.

Raſinski nahm daher mit der kleinen Schar, die er noch um ſich hatte, ſeinen Weg durch eine gewundene, halb eingeſtürzte Gaſſe und erreichte ſo einen freien Raum, wo einige große, ſteinerne Gebäude, die vermuthlich zu Waarenmagazinen gedient hatten, in den unteren Geſchoſſen Ställe für die Pferde, in den oberen Quartier für die Leute darboten. Doch auch dieſe Häuſer waren faſt ganz verwüſtet. Nur in den oberen Stockwerken ſah man noch hier und da ein Fenſterkreuz; die Thüren waren ſämmtlich ausgehoben, ja an einigen Stellen der gedielte Boden aufgeriſſen. Indeſſen gewährten die halb zertrümmerten Gebäude doch ein trocknes Obdach, und falls man nur Holz, Lebensmittel, Stroh und Futter für die Pferde herbeiſchaffen konnte, ſo ſchien der Aufenthalt darin doch, gegen die bisherigen Beſchwerden gehalten, eine Zeit der Schwelgerei zu verſprechen; denn in den meiſten Zimmern fanden ſich große, ſteinerne Öfen, durch die man, ſelbſt bei den nicht zu ſchließenden Fenſtern, doch noch Wärme genug in den Räumen verbreiten konnte, um darin auszudauern.

In wenigen Minuten waren die Quartiere bewohnt, die Pferde in die Ställe gezogen. Raſinski's regelmäßige, unermüdete Sorge hatte es bewirkt, daß er bis auf einige Wenige, die der Anſtrengung unterlagen, ſeit dem Tage von Dogorobuye die Seinigen beiſammengehalten hatte. Da er nicht duldete, daß irgend Einer, er ſelbſt aber am wenigſten, einen Vorzug genieße, waren auch die kümmerlichen Lebensmittel ſo verwaltet worden, daß Niemand ganz leer ausging.

Jetzt war es sein Erstes, Boleslaw zum Empfang von Lebensmitteln für die Leute und Jaromir zu dem von Fourage, jeden mit angemessener Mannschaft, abzusenden. Boleslaw nahm zwölf Mann und ging nach dem ihm bezeichneten Magazin. Hier fand er ein unbeschreibliches Getümmel. Es war nicht sobald bekannt geworden, daß in dem Gebäude Lebensmittel aufgestapelt seien, als die hungernden Soldaten und Nachzügler sich, wie ein Schwarm von Raben über einen Leichnam herfällt, um die Thüren lagerten, und mit ihrem Jammer und Heulen die Lüfte erfüllten. Einigen gelang es, trotz der davor gestellten Wachen, eine Thür aufzubrechen, und nun mit blinder Gier über die Lebensmittel herzustürzen und sie roh zu verschlingen. Man sah, sie fanden nur ihren Tod, und was Hunderte vom Verderben retten konnte, wurde frevelhaft vergeudet, um die rasende Begierde einiger Wenigen zu stillen. Deshalb war es nothwendig, so grausam die Maßregel erscheinen konnte, der gesetzlosen Gewalt eine gesetzliche entgegenzustellen. Die Aufseher der Magazine mußten regelmäßige Truppen herbeirufen, die mit dem Bajonett und dem Säbel auf ihre eignen Kameraden eindrangen und sie zurücktrieben. Da dies aber nicht sogleich gelang, weil Jedem der Hungertod entsetzlicher schien, als der plötzliche durch die Waffen, wurde Feuer in den dichtesten Haufen gegeben. Jetzt stob er auseinander; doch er ließ den Boden mit blutenden Leichen bedeckt.

Durch ein solches schauderhaftes Gewühl mußte sich Boleslaw Bahn machen; er that es mit Ernst, aber zugleich mit tief schmerzlichem Gefühl. Doch selbst der Berechtigten waren so Viele, daß mehrere Stunden im Kampf und Gedränge verstrichen, ehe er die Lebensmittel, die ihm zukamen, empfangen konnte. Seine Leute gehorchten ihm noch und trugen das Empfangene, ohne es zu berühren, zu ihren Ka-

meraden, um es mit ihnen zu theilen. Allein dies war nicht leicht.

Mann an Mann geſchloſſen, mit den gezogenen Piſtolen in der Hand, mußte Boleslaw ſie durch die tobende, fluchende, heulende und jammernde Menge führen und ſich gegen dieſelbe wie gegen eine Räuberbande vertheidigen. Nur muhſam gelang es ihm, endlich bis in das Quartier des Regiments zu bringen.

Jaromir war glücklicher geweſen als er, denn bei dem Empfange der Fourage hatte nicht ein ſolches Gedränge ſtattgefunden.

Als Boleslaw Raſinski ſeinen Bericht abſtattete, ſchüttelte dieſer das Haupt und ſprach: „Das ſind bedenkliche Zeichen! Wir werden hier nicht lange bleiben können, denn unſer Beſtreben muß es ſein, ſo raſch wie möglich die Grenzen Rußlands zu erreichen. Bei einer ſo gänzlichen Auflöſung alles Gehorſams würde ein entſchiedener Angriff uns vernichten. Ich ſandte Bernhard und Ludwig zum Empfang von Munition; dort hatten ſich nur von wenigen Regimentern Leute eingefunden. Wenn der Soldat ſchon nicht mehr daran denkt, ſich vertheidigen zu wollen, was ſoll daraus werden? Ja ſelbſt zum Empfang der Löhnung hatte ſich nicht ein Drittheil eingeſtellt, obgleich alle Regimenter benachrichtigt waren!“

„Laß nur dieſen einen Tag der gänzlichen Erſchöpfung und Verzweiflung vorüber ſein,“ antwortete Boleslaw, „ſo wird ſich Ordnung und Gehorſam ſchon wiederfinden. Noch haben die Schrecken des Marſches, des Hungers, der Kälte die Leute ganz betäubt. Mußten wir ſelbſt doch alle Kräfte zuſammenraffen, um nicht den Muth völlig ſinken zu laſſen; und wie viel beſſer iſt es uns noch ergangen als den Übrigen! Durch Deine Fürſorge ſind die meiſten unſerer Leute

warm gekleidet; sie haben wenigstens gute Stiefel und Mäntel. Auch ist immer noch etwas Speise für sie da gewesen. Aber betrachte die Andern! Zerlumpt, mit zerrissenen Schuhen, mußten sie die furchtbaren Nächte im Freien zubringen, die Tage hindurch sich durch den Schnee arbeiten. Wenn die Qualen so hoch steigen, daß in den Strafen des Ungehorsams kein Schrecken mehr liegt, dann läßt sich die Ordnung nicht mehr erhalten."

„Aber das Verderben liegt darin," sprach Rasinski stark betonend; „das Verderben des Ganzen und der Einzelnen! Das sehen die Rasenden nicht ein. Gefahr und Noth würden sich für Alle um die Hälfte vermindern, wenn sich Keiner eigennützig derselben zu entziehen suchte. Von Zwanzigen, von Hunderten gelingt es Einem; die Andern gehen desto schneller und sicherer zu Grunde."

„Laß ihnen nur zwei Tage Zeit, sich zu erholen, so werden sie der vernünftigen Vorstellung zugänglich sein und zum Gehorsam zurückkehren!"

„Aber ist es denn noch Zeit? Haben sie nicht schon ihre Waffen weggeworfen? Fallen sie nicht schon den Übrigen nur als Ballast beschwerlich, ohne noch etwas zur Rettung beizutragen? Der Kaiser muß außer sich sein über einen solchen Anblick."

Jaromir, Bernhard und Ludwig traten ein. Sie kamen von den Ställen herauf, wo alle Pferde wohl besorgt waren.

„Es ist die erste ordentliche Fütterung, die unsere Pferde erhalten, seit wir Moskau verließen," sprach Jaromir. „Das heißt, unter einer ordentlichen Fütterung verstehe ich halb Spreu, halb Hafer und kaum eine Drittelration. Doch sieht man, wie es den Thieren behagt und bekommt!"

„Um des Himmels willen geht ihnen nicht volles Maß.

Kaum morgen oder übermorgen würden sie es vertragen," erinnerte Rasinski.

„Sei unbesorgt," sprach Jaromir, „ich habe selbst überall das Auge gehabt."

„Wohl," antwortete Rasinski. „Doch nun laßt uns auch an uns denken. Es ist die erste Mahlzeit seit langer Zeit, die wir unter Obdach, sitzend und in trauter Gemeinschaft zu uns nehmen werden."

Alle noch übrigen Offiziere hatte Rasinski zu sich in das leidlich bewohnbare Zimmer geladen. Es war das erste Mal, daß er einen kleinen Vorzug vor den Seinigen hatte, den sie ihm mit Gewalt aufdrangen. Er glaubte ihn diesmal annehmen zu dürfen, weil es den Leuten gleichfalls nach Verhältniß und Umständen wohl erging. Deshalb verstattete er sich auch mit den Freunden den Genuß einer Flasche Weins; der Kaiser hatte aus seinem eignen Vorrath jedem der Regimentscommandeure zwei Flaschen zustellen lassen. „Die andere," sprach Rasinski, „laßt uns auf dringendere Zeiten bewahren."

Nach der Mahlzeit schloß die Übermüdung Allen bald das Auge, und sie genossen der köstlichen Labung des Schlafes, ohne durch den Schmerz der vor Kälte erstarrenden, oder durch die zu große Nähe der Flamme fast verbrennenden Glieder jeden Augenblick aus der dumpfen Betäubung geweckt zu werden, die sie in den Bivouacs statt eines leichten, erquickenden Schlummers umfing.

Neuntes Capitel.

Es war heller Tag, als ſie erwachten; und vielleicht hätten ſie noch länger geruht, wenn der Hunger ſie nicht geweckt hätte. Zum Glück konnten ſie ihn diesmal befriedigen.

Raſinski ging aus, um zu verſuchen, ob er es möglich machen könne, ſeinen Leuten einigen Vorrath von Lebensmitteln zu verſchaffen, damit ſie für die nächſten Märſche gedeckt wären.

Während ſeiner Abweſenheit kam Regnard und erzählte, daß ein zu Paris verhafteter General, Mallet, einen Aufruhr zu ſtiften und die Abſetzung des Kaiſers zu decretiren verſucht habe. Freilich ſei die neue Dynaſtie nur einige Stunden alt geworden, dennoch habe die Nachricht einen tiefen Eindruck auf den Kaiſer gemacht, und er ſolle gegen den Grafen Daru geäußert haben: „Wie kun, wenn wir in Moskau geblieben wären?“

„Jetzt ſind dieſe Nachrichten eingetroffen?“ fragte Bernhard.

„Schon zu Dogoroburze erhielt der Kaiſer die Depeſchen,“ fuhr Regnard fort; „er achtete aber doch nöthig, ſie zu verheimlichen. Auch von der Arrieregarde ſollen ſchlimme Nachrichten eingetroffen ſein. Bei Wiazma hat ein heftiges Gefecht ſtattgefunden, wobei wir viele Leute verloren haben; der Prinz Beauharnois hat am angeſchwellten Fluß Wop, über den er ſeinen Übergang nicht raſch genug bewerkſtelligen konnte, ſeine halbe Artillerie und alle Bagage zurücklaſſen müſſen. Doch iſt ſie zum Glück den Koſacken nicht in die Hände gefallen, denn ſie wurde mit den Pulverwagen zugleich in die Luft geſprengt. Indeſſen muß die

Arrieregarde furchtbar gelitten haben, wenn wir bedenken, daß ſchon wir ſo viele Tauſende nur durch Hunger und Kälte verloren! Die nach uns Marſchirenden werden noch weniger finden als wir und haben es überdies mit dem Feinde zu thun."

Jaromir hatte ſich ſtill zurückgezogen, während Regnard erzählte; bei dem großen Elende, welches jetzt herrſchte, war ihm das Schickſal Aliſetten's doch nicht gleichgültig. Er empfand Mitleid mit der Unglücklichen, deren Leichtſinn jetzt ſo entſetzlich beſtraft werden konnte. Gern hätte er nach ihr gefragt, doch konnte er die Worte nicht über ſeine Lippen bringen. Deshalb verließ er lieber das Gemach und ging auf die Gaſſe hinab.

In den letzten Tagen hatten die übermäßigen Anſtrengungen ihn mit Gewalt von der Beſchäftigung mit ſeinem Schmerz abgezogen. Kaum war jetzt ein Augenblick der Ruhe eingetreten, ſo zeigte ſich auch dieſer innere Feind wieder. Eine briefliche Verbindung mit Warſchau war jetzt unmöglich geworden; es machte ihm daher bittere Sorge, ob der Brief, den Raſinski zu beſtellen übernommen hatte, angekommen ſein werde, oder ob die entehrende Beſchuldigung noch auf Lodoiska laſte, ohne durch ſeine Selbſtverurtheilung zurückgenommen und geſühnt zu ſein. Dieſe Vorſtellung quälte ihn mit unerbittlicher Härte. In den Augen der Geliebten ein Schuldiger zu ſein, das hatte er tragen gelernt; doch ihr für einen Unwürdigen, Verächtlichen zu gelten, deſſen rohe Geſinnung das Heiligthum ihres Herzens mit Füßen trat, und dem nach dem hinreißenden Augenblick der Leidenſchaft die Beſinnung nicht zurückkehrte — das beugte ihn in eine ſolche Tiefe hinab, daß er den Muth, dieſen Schmerz ertragen zu können, nicht in ſich fand. Und wenn nun — wie es jetzt durch das furchtbare Verhängniß,

welches das ganze Heer traf, möglich würde —, wenn nun der Tod ihn und Rasinski und die Übrigen, die seine Schuld und seinen Entschluß der Sühne kannten, hinraffte, bevor Einer von ihnen den Schleier von der unglückseligen Wahrheit heben konnte? Wenn er die Schmach und Entwürdigung, die sein Verdacht schonungslos auf die Geliebte geworfen, nicht mehr zurücknehmen konnte! Wenn diese erdrückende Last des Bewußtseins ihn bis in das Jenseits verfolgte!

Bei dem Blick in diese Möglichkeiten schwindelte ihn als ob er an dem jähen Rande eines Abgrunds stehe; seine Vorstellungen verwirrten sich, und er bedurfte seiner ganzen männlichen Anstrengung, um ihnen nicht willenlos anheimzufallen. Doch eine unheimliche Gewalt zwang ihn fortwährend, das Auge wieder in diese grauende Tiefe seiner Zukunft zu richten. Er fühlte, daß man die bewußte Macht über seine Gedanken verlieren könne; die Möglichkeit, wahnsinnig zu werden, berührte ihn mit kaltem Grauen.

Er sah Regnard wieder gehen. Die lange, hagere, knochenstarke Gestalt desselben, seine scharfen, selbst durch die Anstrengungen dieser Zeit fast gar nicht geänderten Züge flößten ihm jetzt einen Widerwillen ein, die an Furcht streifte. Er glaubte seinen bösen Dämon in ihm zu sehen, und wandte daher rasch seine Schritte, um ihm nicht zu begegnen.

Bald nach Regnard kamen Bernhard und Ludwig herunter auf die Straße; sie waren einander selbst jetzt wieder kenntlich geworden, da sie seit dem Rückmarsch von Malo-Jaroslawez zum ersten Male die Möglichkeit gehabt hatten, sich umzukleiden und ordentlich zu reinigen.

„Wahrhaftig," rief Bernhard im Heraustreten, „jetzt nehmen wir uns ganz stattlich aus. Seit Dir der Bart nicht mehr wie ein halbzölliges Stoppelfeld um das Kinn

ſtarrt, ſiehſt Du ordentlich ſchön aus. Aber hier iſt freilich Niemand, der ſich verlieben könnte."

„Schon wieder leichtſinnige Gedanken!" ſprach Ludwig lächelnd. „Doch in der That iſt es ſogar in großer Bedrängniß etwas werth, ſich nicht ſelbſt zum Widerwillen zu ſein. Erſt jetzt fühle ich mich wohl."

„Im Ganzen ſieht man," antwortete Bernhard, „daß die Prügel dem Menſchen wie dem Hunde gut bekommen; denn wir befinden uns doch heute eigentlich ganz erträglich. Wenn man nicht unter der Peitſche verblutet, ſo iſt's ein geſunder Aderlaß."

„Wie glücklich Du in ſo wenigen Stunden vergeſſen kannſt!" ſeufzte Ludwig. „Ich ſehe die Vergangenheit zu finſter und die Zukunft zu drohend bewölkt, um mich der Gegenwart freuen zu können."

„Beſter, die Zukunft wird ſo ſchlimm nicht ſein, denn wir ſind jetzt auf die ſchlimmſte gefaßt; wenn man weiß, was da kommt, empfängt man das Unheil ganz anders, als wenn man aus geträumtem Himmel plötzlich hineinfällt. Ein unvermutheter Stoß wirft mich hin; habe ich aber Zeit, mich feſt auf die Beine zu ſtellen, ſo kann ich der dreifachen Gewalt Widerſtand leiſten. Jetzt laß uns aber ſehen, ob wir Schuhe auftreiben können. Wir müſſen die Lazarethe durchſtöbern und verſuchen, ob ſich eine Erbſchaft machen läßt. Ich würde Raſinski gar gern dieſen Dienſt leiſten."

Dieſer hatte ihm nämlich den Auftrag gegeben, den Verſuch zu machen, ob ſich für die Leute, deren Schuhwerk durch den Marſch gänzlich zerriſſen war, neues auftreiben ließe. Sie gingen; mehr dem Zufall als einem Plane folgend, nahmen ſie ihren Weg in die Unterſtadt, wo die Lazarethe der Reſervearmeen ſich befanden. Vor einem großen, halb verfallenen, aber doch halb zur Bewohnung eingerichte-

ten Gebäude sahen sie zwei Männer in dicken Pelzen und mit Pelzmützen bekleidet stehen. Sie theilten Befehle an verschiedene Andere aus, deren Uniform sie als zu dem Verpflegungspersonale gehörig bezeichnete.

„Gewiß ein Paar Schufte, die uns hungern und frieren lassen," rief Bernhard unwillig, „und in ihren Pelzen spöttisch zuschauen, wenn der arme Soldat im Schmerz der Kälte Thränen vergießt. Ein Mutterſöhnchen! denken sie. Aber ich wollte Euch nur einen Bivouac machen lassen, wie den bei Dogorobuye!"

„Vielleicht wäre aber doch gerade bei diesen Leuten etwas zu machen," erwiderte Ludwig. „Laß uns näher gehen und zusehen, ob wir etwas erlangen können."

„Meinethalben! Aber ich gestehe redlich, ich habe lieber mit einem Kosacken zu thun, der's doch gerade herausſagt, daß er mich plündern und im Nothfall todtschlagen will, als mit diesen giftigen Kreuzspinnen, die sich die fetten Bäuche von dem Marke der hinsterbenden Soldaten mästen. Was hilft's aber! Nur näher denn!"

Sie traten zu den beiden Männern, welche mit dem Rücken gegen sie standen, heran; als diese die Schritte und den Gruß der Kommenden hörten, wandten sie sich um. Ein gegenseitiges Erstaunen war sowol in Ludwigs und Bernhards als in den Zügen der Fremden zu lesen.

„Sehen wir uns hier wieder?" fing nach einigen Augenblicken der Jüngere der beiden Fremden an, indem er den Mund zu einem widrigen Lächeln verzog. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Ludwig mit einem Gefühl, als sei er in eine Gletscherspalte gestürzt, Beaucaire und in seinem ältern Begleiter St. Luces erkannte.

„Gendarmen!" rief Beaucaire, ehe Ludwig ein Wort hervorbringen, einen Entschluß fassen konnte, „verhaftet

sofort diese Beiden und werft sie in strenges Gefängniß! Es sind Verräther, die sich an Rußland verkauft haben!"

Erst durch diese Worte erkannte Bernhard, wen er vor sich habe; denn er hatte Beaucaire in Dresden nur einige Augenblicke auf der Straße gesprochen, und so fest ihm die Physiognomie auch zum Theil aus früheren Erinnerungen eingeprägt war, hatte doch die Fremdartigkeit der Tracht sein sonst so sicheres Gedächtniß einen Augenblick ungewiß gelassen. Jetzt ergriff ihn eine unüberlegte aber unbezwingliche Wuth. „Das lügst Du, elender Bube!" rief er mit furchtbarer Stimme, sprang einen Schritt zurück und riß den Säbel heraus. „Wer mir zu nahe kommt, dem spalte ich den Schädel!"

Ludwig, der gleichfalls erkannte, daß hier ein entschlossenes Handeln allein zu retten vermochte, stieß mit angestrengter Kraft den Gendarmen, der ihn beim Arme ergreifen wollte, zurück, daß er in den Schnee taumelte, und im Augenblick blitzte auch in seiner Hand der Säbel.

In der Nähe waren Soldaten. „Kameraden, zu Hülfe, zu Hülfe!" rief Bernhard laut. „Diese Schurken, die uns verhungern lassen, wollen uns jetzt noch mißhandeln und morden! Herbei zu Hülfe!"

Allein, wie es in der Leidenschaftlichkeit immer der Fall ist, rief er diese Worte nicht französisch, sondern in seiner Muttersprache. Theils wurden sie daher nicht verstanden, theils bezeichneten sie ihn sogleich als einen Fremden, auf die, seit das Heer von so furchtbarem Unheil betroffen wurde, sich der heimliche Haß der Franzosen schon längst gerichtet hatte. Sie glaubten, und nicht völlig mit Unrecht, sämmtliche, aber zumal die deutschen Bundesgenossen freuten sich im Stillen über das Unglück des Kaisers und der Armee. St. Luces, gewandt, jeden Umstand zu benutzen, rief daher

ebenfalls: „Ce sont des traitres allemands, des espions soldés par la Russie!“

Dieſe Worte mußten beſſer wirken. Die in der jetzigen Stimmung leicht zu erbitternden Franzoſen drangen auf die beiden Opfer, die ihnen ſo bezeichnet waren, ein, um ſie niederzuſchlagen. Bernhard wollte ſich nicht ergeben, doch Ludwig hielt ihm ſelbſt den Arm und rief: „Vertheidige Dich nicht! Wir könnten hier ein Unglück anrichten. Man muß uns Urtheil und Recht gewähren. Raſinski wird uns nicht verlaſſen; auf ihn berufen wir uns.“ Bernhard ſtampfte unwillig mit dem Fuße und knirſchte mit den Zähnen.

„Wir ſind Ihre Gefangenen, mein Herr,“ wandte ſich Ludwig zu St. Luces; „wir werden um Verhör und Urtheil bitten, damit endlich dieſe grundloſe Anklage ein Ende habe. Wir ſind Soldaten des polniſchen Heeres; Obriſt Raſinski iſt unſer Befehlshaber. Er wird uns zu vertreten wiſſen; ich fordere, daß Sie ihm unſere Verhaftung ſogleich melden!“

Die Gendarmen nahmen Beiden die Säbel ab, und auf St. Luces' Geheiß wurden ſie ſofort in das Gebäude hineingeführt. Der Unteroffizier wollte ſie in die Wachtſtube neben dem Thore bringen, wo die Magazinwacht ſich befand, doch Beaucaire rief: „Nein! Dieſe Verbrecher haben das Leben verwirkt. Sie müſſen in ein ſicheres Gefängniß gebracht werden. Sperrt ſie in einen der Keller nach dem Graben hinaus ein!“

„Ludwig, Ludwig,“ ſprach Bernhard im Gehen, „ich fürchte, Du haſt übel gethan, nicht den Waffen und der Flucht zu vertrauen. Wer weiß, ob Raſinski von dieſen Schurken unterrichtet wird, ehe es zu ſpät iſt!“

Ludwig ſchien von der Wahrheit dieſer Worte getroffen. Im erſten Eifer konnte ſein edelmüthiges Herz ſelbſt einem ſolchen Feinde wie Beaucaire nicht dieſen Grad der Bosheit

zutrauen; er hatte daher gegen ihn gehandelt, wie er gegen einen Mann von Ehre hätte handeln müſſen. Jetzt fiel ihm bei, daß vielleicht Niemand mehr als eben Beaucaire das Tageslicht bei dieſer Angelegenheit zu ſcheuen habe; er dachte an die Zumuthungen, die der Elende ſeiner Schweſter gemacht hatte, und es ward ihm klar, daß dieſer Grad der Unwürdigkeit auch nur in der niedrigſten Rache Genugthuung finden könne. Da warf er einen Blick auf den Sergeanten der Gendarmerie, welcher ſie nebſt drei Mann begleitete. Dieſer trug den Orden der Ehrenlegion, hatte zwei Narben auf der Stirn und ein Auge, das eine würdige Geſinnung verſprach.

„Ihr ſeid Soldat,“ redete er ihn an; „Ihr werdet einem Kameraden eine Bitte nicht abſchlagen.“

„Außer die, welche mir meine Pflicht verbietet,“ antwortete der Sergeant ernſt.

„Wir ſind unſchuldig. Wir fallen als Opfer boshafter Rache. Wenn unſer Obriſt, der Graf Raſinski, unſere Verhaftung nicht erfährt, ſind wir ohne Rettung verloren. Gebt mir Euer Wort, ihm dieſelbe zu melden.“

„Wenn meine Befehle nicht dawider lauten, ſehr gern.“

„Er wird es Euch reichlich lohnen! Nehmt meinen Dank im Voraus,“ rief Ludwig freudig und wollte dem Sergeanten ſeine ganze Börſe in die Hand drücken.

Doch dieſer trat zurück und entgegnete: „Keine Beſtechung! Ich werde meine Pflicht als Soldat und Kamerad thun. Doch weg mit Eurem Gelde! Was ſollte es uns auch hier helfen? Von dem Zeug haben wir genug.“

„Ihr ſeid ein Ehrenmann; ſo nehmt wenigſtens einen Händedruck für Euren guten Willen.“

Der Sergeant reichte ihm ſchweigend, aber mit einem gutmüthigen Blick die Hand. „Hier ſind wir am Ziel,“ ſprach er und öffnete eine mit Eiſen beſchlagene Thür, von

der etwa zwanzig Stufen abwärts führten. Dann wandte man ſich in einen Gang zur Rechten, eine zweite Thür wurde aufgeſchloſſen, und Ludwig und Bernhard betraten mit einem innern Schauer ihr Gefängniß, das ſich ſofort hinter ihnen ſchloß.

Es war ein feuchtes, kaltes Gewölbe, in das nur eine durch ein Eiſenkreuz geſchloſſene runde Öffnung, kaum von der Größe eines Menſchenkopfes, ſpärliches Licht hineinwarf.

„Verfluchtes Loch!“ murmelte Bernhard zwiſchen den Zähnen; „kalt wie ein Eiskeller und doch dabei feucht! Sieh nur, wie alle Wände mit einem fingerhohen Reifteyzich bedeckt ſind! Ein ſo widriger, dumpfiger Geruch!“ Er ging tappend umher. „Sollte man uns hier wirklich auf dem nackten Stein liegen laſſen? Nicht die Spur eines Lagers iſt zu treffen. Ein Glück, daß wir die Mäntel anhaben, ſonſt könnten wir, ehe die Sonne untergeht, hier erfrieren.“

„Ich hoffe, wir werden noch früher unſere Freiheit erhalten,“ ſprach Ludwig in einem Tone, dem er den Ausdruck tröſtenden Zutrauens zu geben ſuchte. „O Bernhard! Dieſer Kerker ſcheint mir nicht fürchterlich! Aber der Gedanke, daß ich Dich, den ganz Unſchuldigen, in alle dieſe Strudel eines verworrenen Geſchicks mit hineingeriſſen habe, nur weil Du mir eine hülfreiche Hand entgegenſtreckteſt, um mich zu retten —“

„Um Dich mit plumper, eſelhafter Dummheit vollends hineinzuſtoßen, während Du ohne meine unberufene Thorheit wahrſcheinlich jetzt auf dem Trocknen ſäßeſt,“ unterbrach ihn Bernhard faſt wild. „Sei kein Kind, Ludwig,“ fuhr er ſanfter fort. „Willſt Du Dir am Ende noch Vorwürfe darüber machen, daß Du die Sterne unſeres Schickſals nicht am Draht lenken kannſt? Willſt Du verantwortlich ſein von

jetzt bis in alle Ewigkeit für Das, was mir begegnet? Und doch knüpft sich nur eine Ursache an die andere, und wenn ich in funfzig Jahren am Keichhusten sterbe, so kannst Du mir beweisen, daß Du daran Schuld bist, weil Du auf dem Simplon im Jahre 1812 Deine Pflicht thatest gegen eine schöne, bittende Unglückliche." Ludwig blickte finster vor sich hin und schwieg. „Schließ doch einmal die verfluchte Rechnung ab!" fuhr Bernhard fort. „Es könnte mir zuletzt noch glücklich gehen, und ich wäre Dir dann für ewig zum Dank verpflichtet und dürfte kein Glas Wein mehr trinken, ohne mich gegen Dich zu verbeugen und zu sagen: Siehst Du, wäre ich nicht damals mit Dir nach Rußland gegangen, so hätte ich nicht mit Dir heimkehren können, und wäre ich nicht heimgekehrt, so hätte ich das große Loos nicht gewonnen, und hätte ich das große Loos nicht gewonnen, so hätte mich die schöne Prinzessin nicht geheirathet, und hätte ich sie nicht geheirathet, so säße ich jetzt nicht hier in meinem Prachtsaal, und — kurz ich will Dir eine Kette von Ursachen und Wirkungen schmieden, die vom ersten Schöpfungstage bis zum jüngsten Gerichte reichen soll!"

„Deine freundlichen Verhüllungen werden mich an der Wahrheit nicht irre machen," antwortete Ludwig bewegt. „Ich sehe diese Kerkerwände an, und messe die Weite zwischen hier und der Heimat — und ich weiß nicht, aber ich fühle es, was und wer Dich hieher gebracht!"

„Ich fühle nicht, aber ich weiß, daß ich Dich herschleppte mit meinen Dummheiten in Dresden! Aber Du verlangst vielleicht gar, ich sollte Dich ruhig stecken lassen in der Wolfsgrube und davonschleichen, nachdem ich Dich hineingetölpelt hatte? Donnerwetter! Jetzt schießt mir's auf! Wäre ich nicht ein Lamm, ich könnte wild darüber werden; Seh' ich das Ding recht an, so willst Du mir auf eine

feine, aber deſto boshaftere Weiſe nur Vorwürfe machen. Doch vergeblich, guter Freund! Mein Gewiſſen iſt ein Krokodilspanzer, eine Rhinocerashaut; ich ſage Dir, es iſt mit eichnen Bohlen verkleidet und ſchuß- und feuerfeſt dazu. Glaubſt Du, ich werde mich für alle Sünder verantwortlich machen, die unvermuthet und ohne Beichte in die Hölle fahren, weil ſie von dem nachſtürzenden Kiesgerülle, auf dem mein Fuß zufällig oder ungeſchickt ausglitt, zerſchmettert werden? So wenig, wie ich den Urerzvater Adam anklage, wenn ich einen dummen Streich begehe, daß ſein Apfelbiß mir den Gewiſſensbiß zugezogen habe, den ich nämlich empfinden ſollte! — Aber ich wünſchte, wir hätten ein gutes Kaminfeuer hier und einen Divan mit Pferdehaaren gepolſtert; denn das Stehen wird mir ſchwer, obgleich ich die Nacht gut geſchlafen habe. Siehſt Du, das iſt noch ein wahres Glück, daß wir ausgeruht und halb geſättigt in dieſen ruſſiſchen Bürgergehorſam gekommen ſind. Faßte der Spitzbube uns geſtern ab, ſo wäre dies heute unſer anſtändiges Grabgewölbe, ſo raſch würden Hunger und Kälte uns ſtill gemacht haben."

„Du biſt ſo gut! Von Allem ſiehſt Du die helle Seite!" antwortete Ludwig gerührt. „Haſt Du denn aber nicht bedacht, daß wir unſern Feinden eben nur heute kenntlich ſein konnten? Wer hätte uns geſtern in den langen, ſtruppigen Bärten, mit dem verworrenen Haar, der ſchwarzen, rußigen Haut erkannt? So wird, was vor einer Stunde ein Glück für uns ſchien, jetzt unſer Verderben."

„Und wer ſagt Dir das? Wenn es ſich in dieſer Stunde ſo umkehren kann, warum nicht in der nächſten abermals? Muth, Muth, Ludwig! Der Rachen des Todes ſteht lange offen, ehe er einmal zuſchnappt; er hat oft genug vergebens in dieſem letzten Vierteljahr die Zähne gegen uns gefletſcht; er ſoll uns heute nicht bange machen."

„Ich zittere nicht!“ sprach Ludwig mit Würde, „denn ich darf meinen Richtern, wie ich sie ungern nenne, mit freier Stirn gegenüber treten. Aber ein tiefer Schmerz muß mich durchdringen, wenn ich sehe, wie ein unseliger Fluch auf mir lastet und Die mit erdrückt, die sich am treuesten zu mir gesellen möchten! Dich und Marien! Und, wer weiß —“

„Oreſtes!“ unterbrach ihn Bernhard. „So laß mich denn Dein Pilades sein.“ Er nahm ihn in den Arm und küßte ihn herzlich.

Zehntes Capitel.

Eine Stunde, eine zweite verging; sie harrten vergeblich darauf, daß man sie zum Verhör führen solle. Die Kälte in dem dumpfen Gewölbe schien mit jedem Augenblicke zuzunehmen. Rings waren die Wände mit feinen Eiskryſtallen bedeckt, und der Boden lag sogar hier und da voll Schnee, wie ihn der Wind in die Fensteröffnung getrieben hatte. Eben erhob er sich draußen aufs Neue wieder und heulte schauerlich durch das Gewölbe. Die Müdigkeit zwang die Gefangenen, sich auf dem eiskalten Steinboden zu lagern; doch die Kälte trieb sie bald wieder auf. Nur in der Abwechselung zwiſchen Gehen und Liegen fanden sie die Möglichkeit, sich vor dem Erſtarren zu schützen. Hände und Füße waren ihnen schon verklammt. Es fing an, zu dunkeln; der Tag mußte sich neigen. Ludwig wurde von Minute zu Minute unruhiger; Bernhard pfiff sich Grimm und Sorgen weg.

„Ich fürchte,“ begann endlich Ludwig, „Raſinski weiß

nicht, was aus uns geworden ist. Sonst müßten wir schon Nachricht von ihm haben."

„Die Zeit wird Einem lang im Vogelbauer! Wir sind erst ein paar Stunden hier. Wer weiß, was für langweilige Proceduren nöthig sind, ehe er bis zu uns dringen kann. „Wär' ich ein Vögelein!"

Ludwig schwieg; der Schmerz preßte ihm die Brust zusammen.

„Mir fällt etwas ein," rief Bernhard plötzlich. „Als die von dem Directorium zur Deportation in die Wüsten Guiana's verdammten Terroristen nach Amerika übergeführt wurden — ich glaube auch Collot d'Herbois, der schlechte Schauspieler, der aber doch die Rolle des Tyrannen leidlich durchgeführt hat —, gab man ihnen, um sie an die schmalen Bissen in der verpesteten Wüste zu gewöhnen, nur schmale Schiffskost. Da fingen die Kerle an, sich auf's Brüllen zu legen und schrieen, bis ihnen die Kehlen vertrockneten: „Mich hungert!" Endlich wurde es der Capitain überdrüssig und befahl: „Gebt den Hunden zu fressen, damit sie aufhören zu heulen." So könnten wir's hier auch machen und an die Thür dort donnern, bis sich Jemand um uns bekümmerte." Dabei that er einen wilden Fußstoß gegen die verschlossene Pforte, daß der Schall dumpf in dem Gewölbe wiederhallte. Doch er sank halb taumelnd zurück, sodaß Ludwig hinzuspringen mußte, um ihn am Fallen zu hindern.

„Verflucht!" rief er, indem er die Zähne zusammenbiß. „Ich dachte nicht an den verteufelten Schmerz in den erstarrten Füßen. Das war eine Empfindung, als ob ich zwischen Hammer und Ambos gerathen wäre. Es geschieht mir schon Recht. Geduld, Geduld! empfiehlt die Lehre der Liebe, und ich wollte ingrimmig toben gegen mein Schicksal.

Du mußt mich schon ein wenig stützen, Bester, denn der Schmerz ist mir bis in das Rückenmark gefahren!" Er lehnte sich mit dem Arme auf Ludwigs Schulter und zog den schmerzenden Fuß krampfhaft an sich.

Da klirrten die Riegel der äußern Pforte, und man kam die Stufen hinab.

„Nun, geholfen hat es wenigstens!" rief Bernhard; „so soll es mich auch nicht gereuen."

Erwartungsvoll hielten Beide ihre Blicke auf die Thür gespannt, die, so hofften sie, sich ihnen zur Freiheit öffnen werde. Der Sergeant trat mit seinen Leuten ein.

„Ich habe Befehl, Euch zum Verhör abzuführen," sprach er ernst; „folgt mir."

Von den Soldaten begleitet, verließen sie den Kerker. Sie wurden über den Hof geführt.

„Habt Ihr meine Bitte erfüllt?" fragte Ludwig den Sergeanten halb laut.

Doch dieser deutete ihm durch ein stummes Zeichen an, daß er schweigen müsse.

Jetzt fing Ludwig an, zu fürchten, daß seine gerechte Sache doch einen bösen Ausgang nehmen werde. Rasinski konnte nicht benachrichtigt sein, sonst würde er schon Schritte zu ihrer Befreiung gethan haben. Der Kaiser war in der Stadt; ohne allen Zweifel wäre er diesen selbst angegangen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, folgte Ludwig mechanisch seinem vorangehenden Führer die Treppe im Vorderhause hinauf, wo man ihn und Bernhard in ein großes, gewölbtes Zimmer führte. Auf einem Tisch am Ende desselben brannte Licht. Im ersten Augenblick verloren die Eintretenden fast die Besinnung, denn das Zimmer war sehr stark geheizt, und da sie selbst dem Erstarren nahe waren, wirkte die plötzliche Hitze so heftig auf sie. Der Sergeant bemerkte es; er hieß

ſie, ſich auf eine Bank ſetzen, die in der Wand eingelaſſen war, und dort bleiben, bis er zurückkehre. Die drei Mann ließ er zur Wache bei ihnen und trat in ein Nebenzimmer.

„Habt Ihr nicht einen Biſſen Brot, Kameraden?“ fragte Bernhard; „wir ſinken faſt um vor Hunger. Ich will es Euch gut bezahlen!“

Nach einigem Zögern langte einer der Leute ein Stück ſchwarzen Brotes aus der Taſche, brach es durch und reichte Bernhard die Hälfte. „Nehmt! Aber mehr kann ich Euch nicht geben. Dies iſt Alles, was ich beſitze, und wer weiß, ob wir morgen noch etwas geliefert erhalten.“

Bernhard wollte ihm ein Goldſtück geben.

„Ich bin unterm Gewehr,“ antwortete der Soldat; „ich darf kein Geld nehmen. Behaltet!“

In dieſem Augenblick trat der Sergeant wieder ein. Er ſah Bernhard, der eben das Brot mit Ludwig theilte, an und fragte: „Von wem habt Ihr das Brot?“

„Von mir,“ ſprach der Soldat feſt und trat mit angezogenem Gewehr vor.

„Du biſt brav, Cottin, aber Du haſt Unrecht gethan. Ich will nichts geſehen haben. Du bleibſt als Schildwacht draußen vor der Thür ſtehen; Ihr Andern tretet ab und geht in die Wachtſtube hinunter.“

Die Soldaten verließen das Zimmer.

„Ich habe Euren Auftrag nicht erfüllen können,“ redete der Sergeant jetzt Ludwig an; „denn der Graf Raſinski iſt mit ſeinen polniſchen Lanciers befehligt worden, ſogleich zum Corps des Marſchalls Ney zu ſtoßen. Er war ſchon ſeit zwei Stunden fort, als ich ihn aufſuchte.“

Dieſe Nachricht traf Beide wie ein lähmender Schlag. Ludwig erblaßte und ſah Bernhard an; ſelbſt dieſer hatte die Faſſung verloren. Indem ſchellte es im andern Zimmer.

„Ich muß Euch hineinführen," ſprach der Sergeant zu Ludwig; „Ihr ſollt zuerſt vernommen werden."

„Bernhard!" wandte ſich dieſer zu dem Freunde; „Du kannſt Dich retten; verſprich mir, daß Du es willſt. Werde ich hier ein Opfer der Rache eines Elenden, ſo bedenke, daß Du der Bruder meiner Schweſter ſein mußt. Ich ſterbe ruhig, wenn ich Dich gerettet weiß."

„Kopf über Waſſer, Freund!" entgegnete Bernhard, ohne die von Ludwig dargereichte Rechte zu faſſen. Wer will Dich verurtheilen? Gib ihnen nicht eine Sylbe zu."

„Ich werde die Wahrheit, die volle Wahrheit ſprechen," rief Ludwig feſt; „dieſen Unwürdigen gegenüber bin ich zu ſtolz auch zu der kleinſten Lüge. Aber verſprich mir —"

„So antworte gar nicht; fordere den Beweis ihrer richterlichen Gewalt."

„Verſprich mir," unterbrach ihn Ludwig dringend.

„Fort, fort," rief der Sergeant; „wir dürfen nicht ſäumen."

„O Bernhard!" rief Ludwig ſchmerzlich, denn er verſtand ihn wohl. „O Bernhard! — Nun wohl denn! Mein Leiden hat das höchſte Maß erreicht; es iſt nichts mehr zu verlieren als Ehre und Männlichkeit, und die ſoll mir kein Verhängniß rauben."

Mit dieſen Worten ſchritt er, ſich raſch und entſchloſſen losreißend, mit wiedergewonnener voller Kraft durch den Saal.

Bernhard blieb allein. Er hielt das noch unverzehrte Stück Brot in der Hand. „Ärger verdirbt den Appetit," murmelte er vor ſich hin. „Man kann aber noch durch ſchärfere Säuren geätzt werden; es gibt Dinge, die den Heißhunger verjagen; ſie müſſen aber bitterer ſein als Galle! — Mich hungert jetzo nicht mehr. Aber ich will Dich doch verſchlucken, hartes Brot des Mitleids! Der Magen könnte

am Ende unser Herr werden; aber jetzt müssen es Kopf und Herz sein. Ich bin nicht schläfrig; aber ich will auch schlafen auf dieser Bank, daß nicht Todesmattigkeit mir die Glieder bricht, wo sie fest sein müssen wie Eisen."

So streckte er sich auf die Bank hin, um zu schlafen. Doch hatte er seinem Wollen zu viel zugemuthet. Denn schwerer als die Last der Ermattung lag die der Sorgen auf seiner Seele. Zu seinem Glück dauerte die Prüfung nicht lange, denn nach kaum einer Viertelstunde erschien der Sergeant, um auch ihn abzuholen.

„Was ist mit meinem Freunde geschehen?" fragte er hastig.

„Ich weiß nicht," lautete die Antwort, und in der Miene des strengen Soldaten war es zu lesen, daß er nichts geantwortet haben würde, wenn er es auch gewußt hätte.

Mit trotzigem Antlitz trat Bernhard ein. An einem langen Tische saßen St. Luces und Beaucaire; zwei jüngere Leute waren ihnen gegenüber eifrig mit Schreiben beschäftigt.

„Wir sollten uns kennen?" fragte St. Luces, indem er Bernhard scharf ansah.

„Möglich," erwiderte dieser; „ich wüßte aber nicht, wie ich zu der Ehre käme." Der verächtliche Ton, mit dem er die Worte sprach, gab ihnen den umgekehrten Sinn.

„Sollte ich vielleicht so glücklich sein?" fragte Beaucaire mit höhnischem Lächeln.

„Ja, mein Herr! Ich habe Euch in Pillnitz und in Dresden gesehen; vielleicht auch schon früher irgendwo, denn Ihr habt so gewisse physiognomische Kennzeichen, die einem lange im Gedächtniß bleiben."

„So? Sehr erfreulich! Vielleicht ist Euch auch dieses Gesicht nicht ganz unbekannt," entgegnete Beaucaire und

drehte ein Blatt, das vor ihm lag, um. Es war Bianca's Bild, das man in Ludwigs Brieftasche, die ihm abgenommen worden war, gefunden hatte.

„Ich habe es gezeichnet!" sprach Bernhard trocken.

„Ich glaube mich dessen recht wohl zu erinnern," entgegnete Beaucaire; „es wird zu London im Theater gewesen sein."

Diese Worte fielen wie ein leuchtender Blitzstrahl in Bernhards Brust; er blickte Beaucaire scharf an, und plötzlich hellte sich das Dunkel seiner Erinnerungen auf. Er hatte diesen widerwärtigen Menschen in derselben Loge mit Bianca sitzen sehen. Alle Gefühle und dunkeln Ahnungen seiner Brust wurden plötzlich aufgestört durch die nahe Möglichkeit, etwas Näheres von dem Wesen zu erfahren, das eine so räthselhafte Macht auf sein und Ludwigs Schicksal ausübte. Er vergaß das Verhältniß, in dem er jetzt vor Beaucaire stand, und rief hastig: „Wer ist diese Dame? Sie müssen sie kennen, denn Sie waren in ihrer Nähe! — Ich hätte noch andere Fragen wegen dieses Abends zu thun, jedoch nicht an Sie," fuhr er stolzer fort, indem er sich des versäumten Duells erinnerte.

Beaucaire lächelte teuflisch. „Sie gestehen, Herr von St. Luces," wandte er sich zu diesem, „daß wir mit feinen Leuten zu thun haben. Der Herr spielt die Rolle des Unwissenden mit großer Wahrheit!"

„Mein Herr!" fuhr Bernhard auf.

„Ihr schweigt!" erwiderte Beaucaire, indem er plötzlich den Ton eines Befehlenden annahm. „Meint Ihr, wenn es uns nicht zu andern Zwecken dienlich erschienen wäre, wir würden einem Verbrecher wie Ihr diesen verwegenen Ton nur einen Augenblick gestatten?"

Bernhards Auge rollte wild; nicht der freche Befehl

Beaucaire's, ſondern der überwallende Zorn raubte ihm für den Augenblick die Sprache. Er warf den Blick im Zimmer umher, ob er nirgend eine Waffe entdecken könne; glücklich für ihn, daß ſein Auge auf keinen Gegenſtand dieſer Art ſtieß, denn er würde ſofort den höhnenden Schurken Beaucaire damit zu Boden geſtreckt und ſein eignes Leben dafür eingebüßt haben. Dieſer nahm ſein Verſtummen für Furcht und fuhr fort:

„Jetzt gebt Antwort auf die Fragen, die ich Euch vorlegen werde. Wie ſeid Ihr zum Dienſt bei der Armee gekommen?“

Bernhards erſter Grimm hatte ſich gelegt; er fühlte, daß er ſich verachtend über den Unwürdigen zu erheben habe. Dies vermochte er nicht beſſer, als wenn er jetzt jenes ſtarre Schweigen beobachtete, das ihm zuvor auferlegt werden ſollte.

„Hörtet Ihr meine Frage nicht? Wie ſeid Ihr zur Armee gekommen?“

Bernhard nahm einen unweit ſtehenden Seſſel, rückte ihn ſich heran, ſetzte ſich ohne Weiteres darauf und fing an, als ſei er ganz allein im Zimmer, einen Contretanz zu pfeifen.

Beaucaire erblaßte vor Grimm. „Sergeant,“ rief er nach einigen Augenblicken, „führt den Verhafteten in ſein Gefängniß zurück.“

Pünktlich im Gehorſam, trat dieſer auf Bernhard zu und ſagte ihm, nicht ohne den Ausdruck einer gewiſſen Ehrfurcht, die deſſen keckes Benehmen ihm abdrang; „Ich erſuche Euch, mir zu folgen!“

„Sehr gern, mein braver Kamerad,“ antwortete Bernhard und ging mit ihm hinaus, ohne durch einen Gruß oder ſonſt irgend ein Zeichen zu verrathen, daß er von der An-

weſenheit der Übrigen im Zimmer auch nur die mindeſte Kenntniß nähme.

Beaucaire befahl den beiden Schreibern abzutreten; ſie gingen; er blieb mit St. Luces allein.

„Ein verwünſchter Proceß!“ rief dieſer, indem er aufſtand; „ich ſehe nicht ein, wie wir bei dieſen hartnäckigen Deutſchen auch nur den Schein eines Protokolls zu Stande bringen wollen, worauf ſie verurtheilt werden könnten. Ihre Leidenſchaft, Beaucaire, hat uns in ein Labyrinth der unangenehmſten Verhältniſſe geſtürzt!“

„Ich getraue mich, den Ausgang daraus zu finden,“ entgegnete dieſer kalt und nicht ohne einen gewiſſen Hohn der Überlegenheit ſeines Verſtandes. „Wir haben Zeugen, daß der Gefangene dies Bild als von ſeiner Hand gezeichnet anerkennt. Dieſer Umſtand, der mir ſelbſt die evidenteſte Überzeugung gibt, daß beide Angeklagte in einer genauen Verbindung mit Dolgorow geſtanden haben, wird zu einem Berichte hinreichen, der auch den Generalintendanten überzeugt. Wie? Dem Einen ſollte das abenteuerliche Märchen von der Art und Weiſe, wie er den Grafen über die Grenze führte, geglaubt werden? Man ſollte ſeiner Verſicherung trauen, daß er denſelben zuvor durchaus nicht gekannt und ſeitdem nicht wieder geſehen habe, wenn er das Bildniß der Tochter bei ſich trägt? Und der Andere, der mich in Dresden irreleiten wollte, iſt geſtändlich, das Bildniß gezeichnet zu haben? Und dennoch ſollten Beide ſo ganz ohne Verbindungen mit dieſer ruſſiſchen Familie ſein? Wenn der trotzige Burſche ſich nicht ſchuldig fühlte, weshalb entfloh er denn mit jenem zugleich aus Dresden? Weshalb treffen wir ſie Beide hier beiſammen? Wenn ich daraus nicht einen Bericht zuſammenſtellen ſollte, der bis zur Evidenz darthut, wie eine höchſt vertraute, fortgeſetzte, vielleicht noch in die-

ſem Augenblicke genährte Verbindung Beider mit Dolgorow ſtattfinden muß, ſo will ich mich für zu dumm zum Landpfarrer erklären laſſen. Sie und ich ſelbſt, die wir in der Stille für uns doch die gegründetſten Urſachen haben müſſen, an die möglichſte Unſchuld Beider zu glauben, müſſen jetzt anderer Meinung werden; welcher Dritte vermöchte es, auch nur mit einigem Schein eine entgegengeſetzte Anſicht zu vertheidigen? Laſſen Sie uns zwei Stunden, und ich bürge Ihnen für die Zuſtimmung des Generalintendanten."

„Führen Sie die Sache nur nicht zu weit," antwortete St. Luces ein wenig bitter; „von noch fortdauernden Verbindungen wollen wir wenigſtens nichts erwähnen. Wer zu viel beweiſen will, beweiſ't am Ende nichts."

„Herr von St. Luces," entgegnete Beaucaire empfindlich, „das laſſen Sie meine Sache ſein. Der Umſtand, daß wir die beiden Leute gerade hier treffen, hier in Smolensk, in deſſen Nähe ein Theil der Güter Dolgorows liegt, darf doch wol nicht unerwähnt bleiben."

„Sie haben mir ſelbſt geſagt," antwortete St. Luces, „daß Sie nie auf dieſen Gütern geweſen ſind, ſogar die Namen derſelben nicht genau kennen —"

„Es iſt wahr," unterbrach ihn Beaucaire kalt, „aber meine Unkenntniß in dieſer Hinſicht wird ſich genügend dadurch rechtfertigen, daß ich erſt in London in die Dienſte Dolgorows trat, alſo ſeine heimatlichen Verhältniſſe, da ich ihn nur auf Reiſen begleitete, am wenigſten kennen lernen konnte. Auch war ich niemals ſein Secretair in Beziehung auf ſeine Familien- und Vermögensangelegenheiten, weil er dieſe ſelbſt beſorgte. Je unbeſtimmter meine Kenntniß in dieſer Hinſicht iſt, je größer wird das Feld der Muthmaßungen. Wüßte ich genau, wo und wie weit von hier Dolgorows Schloß liegt, ſo dürfte ich nicht darauf hindeuten, daß es ganz in

der Nähe gelegen ſein kann, daß uns von dort aus möglicherweiſe Verrath und Überfall durch Einverſtändniß mit Ruſſen in der Stadt bedrohen kann."

St. Luces ging verdrießlich und unruhig auf und nieder. „Ich weiß nicht," erwiderte er nach einigen Minuten, „was mich in der Sache ſo anwidert. Iſt es eine fatale Ähnlichkeit dieſes Herrn von Roſen mit Jemandem, den ich gekannt habe, und an den ich mich ungern erinnere, oder hält mich ſonſt etwas zurück. Ich fürchte aber einmal einen üblen Ausgang."

Beaucaire lächelte. „Ich ſtehe für den beſten. Der Graf Raſinski kann uns nicht mehr ſchädlich werden; er iſt fort — und ich glaube, wir werden nicht viel von ihm und ſeinem Regimente wiederſehen."

„Der Kaiſer ſchätzt ihn! Wenn er klagte —"

„So könnte er dadurch die Gunſt des Kaiſers verlieren. Oder halten Sie es für eine Empfehlung, daß die beiden Verdächtigen in ſeinem Regimente dienen? Und bedenken Sie, wie erzürnt der Kaiſer auf uns und unſere Collegen iſt, weil er die Magazine nicht ſo findet, wie er ſie erwartete. Ich höre, einen Magazinaufſeher in der Oberſtadt hat er geſtern erſchießen laſſen wollen. Findet er Zeit, unſere Rechnungen und Beſtände genau zu prüfen, ſo wiſſen Sie, daß —"

St. Luces biß ſich auf die Lippen.

„Was kann uns alſo erwünſchter ſein, als ihn durch einen Beweis unſers Eifers günſtig für uns zu ſtimmen? — Die Gelegenheit dazu iſt gar nicht ſchicklicher zu treffen, denn der Argwohn des Kaiſers gegen die fremden Bundesgenoſſen wächſt mit jedem Tage, und ſeit den letzten Ereigniſſen in Paris iſt er vollends mißtrauiſch geworden. Unſere beiden Gefangenen ſind Freunde, ſind, was noch mehr iſt, Deutſche, und dienen wahrſcheinlich unter fremden Namen und auf alle Weiſe ver-

kappt in einem polniſchen Regimente. Das allein iſt hinreichend, ſie verdächtig zu machen."

„Nun denn," rief St. Luces, „thun Sie, was Sie wollen; aber ich wälze die Folgen ganz auf Sie."

„Auch in Betreff der angenehmen Folgen für uns?" fragte Beaucaire betonend.

„Wahrhaftig auch in dieſer Hinſicht, Herr von Beaucaire," erwiderte St. Luces ſtolz, „wenn ich in dieſer Sache meinen Namen nicht mit hergeben müßte."

„Ich war nicht Der, der ſie einleitete," ſprach Beaucaire kalt. „Sie genehmigen alſo, daß ich den Bericht für den Generalintendanten aufſetze und ihn ihm zur Vorlegung an den Kaiſer einhändige?"

„Thun Sie, was Sie wollen!"

„Und Sie werden ihn mit unterzeichnen?"

„Da ich's nicht vermeiden kann, ja."

„Sehr wohl."

Mit dieſen Worten verbeugte ſich Beaucaire und ging.

Bernhard wurde von dem Sergeanten und dem vor der Thür ſtehenden Soldaten, der ihm das Brot gegeben hatte nach dem Gefängniß zurückgeführt. Alle Drei ſchwiegen. Als die Thür des Gewölbes ſich öffnete und der matte Schimmer der Laterne hineinfiel, ſah ſich Bernhard vergeblich nach Ludwig um.

„Wo iſt mein Freund, lieber Kamerad?" ſprach er zu dem Sergeanten.

„Ich habe ihn drüben auf dem andern Flügel allein einſchließen müſſen."

„Iſt ſein Gefängniß auch ſo wohl, ſo menſchlich eingerichtet wie dieſes?" fragte Bernhard weiter mit bitterm Tone, dem ſich jedoch der Ausdruck eines tiefen Schmerzes beimiſchte.

„Es iſt wahr," begann der Soldat, der ſie begleitete, „dies iſt ein Loch für einen Hund zu ſchlimm, geſchweige für einen Menſchen."

„Du unterfängſt Dich, unter dem Gewehr zu ſprechen, Cottin?" wandte ſich der Sergeant ſtreng um.

„Vergebt, mein Sergeant," erwiderte dieſer; „ich weiß, ich thue Unrecht. Aber Gottes Gebot iſt auch ein Geſetz, und das heißt mich reden. Ich bin aus dem Elſaß, ich ſpreche Deutſch; ich habe gehört, daß die beiden armen Teufel Deutſche ſind. Einen Landsmann, und wäre es nur ein halber, darf man nicht ganz im Stich laſſen."

„Ich habe Dir's oft geſagt, Du biſt ein guter Kerl, doch Du haſt keinen Dienſt."

„Aber ich habe Recht, mein Sergeant."

„Ich will's nicht leugnen. Allein was ſollen wir machen?"

„Freund," begann Bernhard, „thut Eure Pflicht. Es wäre mir Leid, wenn Ihr meinethalben beſtraft werden ſolltet. Zwar werde ich in dieſem Kerker ſchwerlich die Nacht überdauern, und wenn ich morgen freigeſprochen werde, wird es zu ſpät ſein — aber thut nur, was Ihr müßt; doch wenn Ihr könnt, ſo ſeid barmherzig gegen meinen Freund, der eben ſo unſchuldig iſt, als ich."

Der Sergeant ſchien ſich zu bedenken. „Wir müſſen Rath ſchaffen!" ſprach er plötzlich entſchloſſen. „Ich kann Euch auch nicht in dem Gewölbe hier laſſen, denn die Kälte iſt zu ſtreng und ſteigt mit jeder Minute. Zum Mörder ſollen ſie mich doch nicht machen, zumal dieſe Ritter von der Feder, die niemals Pulver riechen und nicht wiſſen, was der Soldat Alles aushalten muß, während ſie in ihren warmen Pelzen und bei den vollen Magazinen ſitzen! — Mögt Ihr verbrochen haben, was Ihr wollt, Euch ohne Urtheil

und Recht hier erfrieren und verhungern zu laſſen, das habt Ihr nicht verdient. Ihr habt das Anſehen eines braven Kerls, und ich muß Euch ſagen, es hat mich gefreut, daß Ihr Euch oben ſo ſtolz benahmt. Das ziemt dem Soldaten. Drum will ich etwas für Euch wagen. Aber Ihr müßt mir Euer Wort als Kamerad geben, daß Ihr mir gehorcht."

„Wenn ich's nicht erfüllen kann, ſo ſage ich's Euch zuvor und laſſe mich hieher zurückbringen," antwortete Bernhard feſt.

„So kommt mit auf die Wachtſtube. Doch Ihr dürft mit Niemandem auch nur ein einziges Wort ſprechen!"

„Ich werde ſchweigen wie dieſe Mauern. Aber mein Freund?"

„Auch er ſoll, aber unter derſelben Bedingung, die Nacht mit uns zubringen."

„Meine Hand darauf in ſeinem Namen."

„So kommt!"

Bernhard faßte unwillkürlich beide Hände des Sergeanten, ſchüttelte ſie mit warmer Heftigkeit, ſah ihm ins Geſicht und rief: „Wahrhaftig, ich bin Euch Dank ſchuldig und mehr als mein Leben! — Und Euch auch, wackerer Kamerad und Landsmann," ſetzte er hinzu und wandte ſich zu dem redlichen Cottin. „Ja, es iſt ein edler Stand, der des Kriegers. Ich ergriff ihn nur mit innerſtem Widerwillen; aber ich habe ihn achten, verehren gelernt. Er erhebt über die niederträchtigen Lumpereien des Lebens und adelt ſo die Geſinnungen des Geringſten. Unter großen Geſchicken wird der Menſch ſelbſt groß. O Ihr wißt nicht, wie elend die dort oben ſind, die ſich ſo hoch über Euch zu ſtehen dünken! Wahrlich, es thut mir weh, daß dieſes verächtliche Geſindel ſolchen Männern Befehl geben, ſie zur Verantwortung ziehen darf."

Er konnte ſich nicht bezwingen; er mußte die beiden Wackern an ſein Herz drücken.

„Gut, gut, Kamerad,“ rief endlich der Sergeant faſt unwillig, da er merkte, daß er ſeine ganze dienſtliche Haltung verloren hatte; „nun macht nur fort.“

„Erſt ſagt mir, wie Ihr heißt,“ fragte Bernhard dringend; „denn ich möchte den Namen eines Ehrenmannes auch gern jenſeit mit hinübernehmen.“

„Ich heiße Ferrand,“ antwortete der Sergeant, „wenn Ihr's durchaus wiſſen wollt. Doch laßt uns jetzo eilen.“

„Ich werde Eurer ohne Schreibtafel gedenken,“ betheuerte Bernhard und nahm nochmals ſeine Hand.

Ferrand drängte vorwärts; ſie gingen.

In Bernhards Seele kehrte jetzt ein Strahl der Hoffnung zurück. Er hatte ſie wirklich ſchon aufgegeben und war gefaßt auf das Äußerſte. Doch dieſes günſtige Zeichen hielt er für eine gute Vorbedeutung; dem einen, fürchterlichſten Tode war er doch wenigſtens entronnen, und noch konnte er ſich nicht überreden, daß der Himmel ihn nur deshalb ſo vielfach in der dringendſten Gefahr beſchützt habe, um ihn durch übermüthige Willkür zu Grunde gehen zu laſſen.

So trat er in die unter dem Thore gelegene, finſtere Wachtſtube; zu andern Zeiten würde ſie ihm als ein düſterer Kerker erſchienen ſein, jetzt gewann ſie die Geſtalt eines freundlichen, behaglichen Aufenthalts für ihn.

„Hier, ſetzt oder legt Euch auf die Bank dort in jener Ecke,“ ſprach der Sergeant; „aber haltet Euer Wort, ſprecht mit Niemandem und verlaßt die Stelle nicht.“

„Ihr ſollt mich als einen feigen Schurken mit Füßen zertreten, wenn ich Euch nicht ſo gehorche, als wäre ich mit Ketten angeſchloſſen. Und könnte ich mich mit einem Schritt,

mit einem Wort retten, ich wollte ſtarr und ſtumm bleiben wie die Gräber draußen im Eis und Schnee."

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich und hüllte ſich, da der Froſt ihn noch durchſchauerte, dicht in den Mantel ein.

Ferrand ging und kehrte nach einigen Minuten mit Ludwig zurück. Dieſer trat mit einem Zug wehmüthiger Freude um die Lippen ein und ſein Auge ſuchte den Freund. Freudig winkte Bernhard ihm zu, legte aber den Finger auf den Mund. Ludwig gab ein Zeichen, daß er den Wink verſtehe, und nahm in einer andern, ihm angewiesenen Ecke Platz. Der Sergeant ließ hierauf die Soldaten in einen Kreis zuſammentreten und redete ſie an: „Freunde, ich habe ein Werk der Barmherzigkeit an dieſen Beiden gethan und laſſe ſie die Nacht hier zubringen, doch ohne daß ſie einander ſprechen dürfen. Iſt Einer unter Euch, der mir Unrecht gibt, ſo ſage er's," und ſie ſollen ſogleich in ihre Gefängniſſe zurück, wo ſie aber bis morgen vor Hunger und Kälte umkommen müſſen. Meint Ihr alſo, daß ich Recht gethan, ſo mögen ſie hier bleiben, und wir Alle ſind die Mitſchuldigen."

„Laßt ſie hier!" riefen die Leute aus einem Munde; „von uns wird Keiner ein Verräther."

Jetzt war das letzte Bedenken gehoben und Beiden die ruhige Nacht geſichert.

Eine große Schüſſel mit warmer Abendkoſt für die Soldaten wurde hereingetragen; denn hier, im Magazine ſelbſt, herrſchte noch kein Mangel. Ferrand dachte ſogleich von ſelbſt daran, den beiden Gefangenen durch den redlichen Cottin einen hinreichenden Antheil von der Speiſe zu ſenden, ehe ſie durch den Gedanken, man werde ſie übergehen, gequält würden; denn noch immer folterte der Hunger ihren erſchöpften Körper, zumal da der Duft einer lange entbehrten, wohl-

bereiteten Speiſe die ganze heftige Begier deſſelben aufregen mußte; deshalb wurde Beiden dieſe Labung eine unſchätzbare Wohlthat.

Denn die allmächtigen Geſetze der Natur überwältigen Jeden; der Edelſte, der Größeſte, den die geläuterteſte Kraft des Willens durchdringt; muß zuletzt den Beſtimmungen gehorchen, von denen ſein irdiſcher Leib abhängt. Es gibt einen Grad, dem Niemand widerſteht. Was zu andern Zeiten eine leichte Selbſtverläugnung, eine geringe Kraft der Entſagung, ein Spiel ſcheint, das wird in ſolchen Augenblicken zur unermeßlichen Aufgabe. Darum lächle Niemand, den die Verhältniſſe noch nie einer ſtrengen Prüfung ſeiner thieriſchen Abhängigkeit unterworfen, darüber, daß ſelbſt in Augenblicken, wo es ſich um das ganze Geſchick des Lebens handelt, ein Trunk, eine Mahlzeit, ein Nachtlager, die gemeinſten täglichſten Bedürfniſſe des Körpers zu unwiderſtehlichen Mächten werden, die die freieren Seelenkräfte in ihre unzerreißbaren Feſſeln ſchlagen. Nur die ſtete Erhaltung des Gleichgewichts dieſer gewaltigen Triebe läßt ſie ſcheinbar verſchwinden. So zermalmt uns ſelbſt die leichte, ätheriſche Luft durch die Rieſenlaſt ihres Druckes, wenn plötzlich das Geſetz, wonach ſie ihrer eignen Kraft den auf Atome ausgeglichenen Widerſtand leiſtet, aufgehoben wird.

Nachdem der grimmige Wolf des Hungers verſcheucht war, drang der Alles überdeckende, bleierne Strom des Schlafes heran und drückte die Erſchöpften in betäubende Erſtarrung hinab. Selbſt nicht die luftigen Geſpinnſte der Träume ließ er durch ſeine dichte Hülle dringen, ſondern war ſtumm, bewußtlos, wie ſein Bruder, der Tod. Völliges Vergeſſen aber war das beglückendſte Geſchenk, welches eine gütige Schickung den Freunden jetzo darbieten konnte.

Eilftes Capitel.

Noch war der Morgen nicht angebrochen, als der Sergeant Ludwig heftig beim Arm rüttelte und ihn laut anrief.

Er fuhr empor; Bernhard, durch den Ruf geweckt, ebenfalls.

„Ihr ſollt hinauf in den Verhörſaal! Nur raſch! Hier, nehmt einen warmen Schluck und einen Biſſen, daß Ihr munter werdet und mit Feſtigkeit Euer Urtheil hört.“

Ludwig fand mit Mühe ſeine Sinne wieder; noch halb bewußtlos nahm er das dargebotene Brot und griff nach der Flaſche mit warmem Meth, die ihm der Sergeant reichte. Bernhard trat heran.

„Dürfen wir uns jetzt begrüßen?“ fragte er Ferrand.

„So viel Ihr mögt, arme Teufel! Jetzt habt Ihr Alles frei!“ erwiderte dieſer.

Bernhard fuhr zuſammen. Sollte dennoch — dachte er — aber nein, es iſt unmöglich. So kann ſelbſt ſolch ein Urtheil nicht gefällt werden.

Ludwig war ruhig.

„Iſt unſer Urtheil geſprochen?“ fragte Bernhard. „Sagt es uns frei heraus, wenn Ihr es wißt. Es ſoll der letzte Dienſt ſein, den Ihr uns leiſtet. Glaubt nicht, daß wir davor zittern werden.“

Doch im Sprechen zitterte er heftig — aber für den Freund, nur für ihn.

„Ihr werdet's gleich droben hören,“ lautete die Antwort des Sergeanten.

„Sagt es gleich, Lieber, ich bitte Euch darum,“ bat auch Ludwig ſanft, aber ruhig; „wir können es dann dro-

den mit mehr Faſſung anhören, es falle günſtig oder ungünſtig aus. Es läßt männlicher, wenn wir weder ein Übermaß der Freude, noch der Niedergeſchlagenheit zeigen."

„Bei Gott!" rief Ferrand, „es wird mir ſchwer, es Euch zu ſagen, denn, was Ihr verbrochen haben mögt, Ihr ſeid brave Soldaten und habt Euer Wort gehalten wie Männer. Ich wollte, Ihr wäret vor einer Batterie gefallen. Es iſt uns auch keine Freude, auf einen Kameraden anzulegen."

„So ſollen wir erſchoſſen werden?" fragte Bernhard bebend und ſeine Lippen erblaßten.

„So lautet das Urtheil!"

„Heiliger Gott!" rief er aus und warf ſich an Ludwigs Bruſt und preßte ihn heftig in die Arme. Sie hielten ſich lange ſtumm umfaßt.

Der Sergeant klopfte Bernhard gutmüthig auf die Schulter und ſprach: „Nehmt Euch zuſammen, Kamerad, der Tod iſt uns Allen nahe; wer weiß, ob ich Euch lang überlebe! Gönnt es Denen da oben nicht, daß Ihr ſo davor zittert!"

„Zittern?" fragte Bernhard und ſein Auge rollte. „Wenn ich nicht vor Grimm oder Froſt zittern muß, ſo ſoll nicht ein Haar auf meinem Haupte zittern! Fort! Hinauf! Sie mögen uns das Todesurtheil verleſen. Ihr ſollt Zeuge ſein, ob die Pfeile meiner Blicke nicht ſchärfer in das Herz der Buben dringen ſollen, als Eure Kugeln in meine Bruſt! Aber hier will ich weinen an der Bruſt meines Freundes, und um ihn und um ſeine unglückliche Schweſter," rief er und warf ſich von Neuem an Ludwigs Bruſt, und ſeine Thränen ſtrömten.

„Bernhard!" ſprach Ludwig endlich und ſchien die Worte gewaltſam aus ſeiner Bruſt zu reißen; „Bernhard! Alſo mußte ich Dich doch in den Tod reißen! Mein Herz blutet,

es iſt zerriſſen von tauſend Wunden — o Du weißt das Alles ja am beſten! Aber jetzt, mein Geliebter, jetzt muß auch der Schmerz um Dich dem Gebot der Ehre und Männlichkeit weichen. Halte es nicht für einen Verrath an Deiner großmüthig aufopfernden Freundſchaft, wenn Du mich ruhiger, kälter ſiehſt, als ich bin. Dein inneres Auge blickt in die Tiefe meiner Bruſt; aber kein anderes ſoll die Qual errathen, die mich verzehrt. Unſer Tod muß unſer Triumph ſein!"

„Bei Gott! das ſoll er," rief Bernhard und erhob die Hand wie zum feierlichen Schwur. „Selbſt Marie, die weinende Heilige, ſoll mein Herz nicht mehr weich machen. — Komm! Wir wollen wie Spartaner den grimmigen Zahn des Raubthiers in unſern Eingeweiden wühlen laſſen und keine Miene verziehen."

Entſchloſſenen Schrittes folgten ſie ihrem Führer hinauf in den Verhörſal. Sie fanden ihn leer, doch lagen einige Papiere auf dem Tiſch.

„Der Brief dort enthält das Todesurtheil," ſprach der Sergeant und deutete auf ein zuſammengefaltetes, aber aufgebrochenes Schreiben. „Er iſt vom Generalcommiſſair. Vor einer Viertelſtunde kam er an. Ich trug ihn ſelbſt herauf und hörte, wie ihn der Baron von St. Luces vorlas."

„Ich möchte ihn leſen!" ſprach Ludwig.

„Laßt mich erſt zuſehen, ob wir nicht überraſcht werden können; die Thür des Nebenzimmers hören wir aufgehen, wenn ſie kommen."

Er öffnete die Thür des anſtoßenden Gemachs und blickte hinein.

„Sie ſind noch drüben; leſt, aber ſchnell."

Ludwig nahm den Brief. Er lautete:

„Ich habe dem Kaiſer Ihren Bericht vorgelegt. „Wenn

der Verdacht dringend iſt, ſo ſollen die Delinquenten ohne Weiteres erſchoſſen werden, denn es bedarf eines Beiſpiels," war ſeine Antwort. Nach Ihrer, wie ich hoffe, gewiſſenhaften Darſtellung der Verhältniſſe iſt die Schuld keinem Zweifel unterworfen. Wir haben hier nicht Zeit noch Raum, uns auf lange Unterſuchungen einzulaſſen, noch Criminalgefangene mit uns zu führen. Laſſen Sie daher die Execution ſofort, mit Tagesanbruch vor der Mauer vollziehen, damit es kein Aufſehen gibt. Der Anblick der Vollſtreckung könnte Aufregungen hervorbringen; nach der That wirkt nur der Schrecken ſtill fort, und das Beiſpiel erhält eine ungeſtörte Wirkſamkeit, beſonders wenn man es heraushebt, daß deutſche Verräther beſtraft worden ſind. Denn die Anhänglichkeit der deutſchen Truppen iſt nicht zu groß; die Furcht muß ſie treu erhalten. Sein Sie ſelbſt bei der Vollziehung des Urtheils zugegen und ſenden Sie mir augenblicklich das Protokoll darüber, damit ich es dem Kaiſer vorlegen kann."

„Alſo etwa eine Stunde würden wir noch Athem holen," ſprach Bernhard, als Ludwig den Brief wieder auf den Tiſch gelegt hatte. „Nun, mir ſoll's nicht allzuſchwer werden, dieſer Sonne zu entſagen. Ja, wenn es noch ein Frühling in Italien wäre — aber ein Winter in Rußland. Die Welt hat mehr Jammer als Freude; wer über Beides quittirt, gewinnt in den meiſten Fällen. Zumal ich!"

Ludwig konnte die Abſicht des Freundes, ihn dadurch, daß er das ſtrenge Schickſal ſo leicht nahm, zu tröſten, nicht verkennen. Sie rührte ihn tief, doch blieb er feſt. „Du haſt Recht! Ein Frühling in Italien! Der iſt wol ſchön!"

Er verlor ſich in ein tiefes Sinnen.

„Es wundert mich, daß noch Niemand kommt," ſprach Bernhard nach einiger Zeit ungeduldig.

„Sie ſetzen das Todesurtheil auf, damit Alles in Ord-

nung geſchehe. Es wird Euch verleſen werden," bemerkte der Sergeant.

„Verſteht ſich! Alles in beſter Form! Es lebe die Gerechtigkeit! Wird man uns nicht etwa auch einen Beichtvater ſchicken?" fragte Bernhard bitter.

„Wenn ein Geiſtlicher hier wäre, würde er wol mit hinaus gehen," antwortete der Sergeant; „aber hängt Ihr an dergleichen?"

„Nein," nahm Ludwig das Wort. „Ich bin gefaßt, hinüberzugehen. Doch, wenn Jemand meine letzten Vermächtniſſe erfüllen wollte — das würde mir ein unendlicher Troſt ſein. Einen Gruß möchte ich gern nach der Heimat ſenden."

„Was ich beſorgen kann, will ich thun," ſprach der Sergeant.

„O ſo geht —"

Hier öffnete ſich die Thür. St. Luces, Beaucaire und zwei Schreiber traten ein und nahmen Platz.

St. Luces wollte das Wort nehmen; er ſchien befangen zu ſein. Ludwig ſah ihm frei, unerſchüttert ins Geſicht; Bernhard hielt flammende Blicke auf ihn geſpannt.

„Ein höchſter Richterſpruch," begann St. Luces mit unſicherer Stimme, der er jedoch einen feierlichen Ton zu geben ſuchte.

„Richterſpruch?" unterbrach ihn Bernhard; „Machtſpruch, werden Sie ſich ausdrücken, mein Herr!"

„Ihr wagt es," rief St. Luces mehr verwirrt als zürnend oder entſchloſſen.

„Ich wage jetzt Alles! Es ſcheint mir nicht, daß ich etwas zu verlieren hätte, daher wird es Ihnen eben nicht gelingen, mir eine ſonderliche Furcht einzuflößen. Erſparen Sie ſich die Mühe einer Einleitung und Verleſung eines

Urtheils, das wir bis zum letzten Hauch nur für eine Gewaltthat erklären werden."

„Verfahren Sie in der Ordnung, Herr von Beaucaire," befahl St. Lucas und biß sich auf die Lippen.

Dieser las jetzt mit unbewegter Stimme und Miene Ludwigs und Bernhards Todesurtheil.

Nicht die leiseste Veränderung ging in den Zügen der Verurtheilten vor.

„Ich bin zum Tode verurtheilt," sprach Ludwig, „obgleich ich mich vor Gott für völlig unschuldig halte und diesen meinen Freund nur als einen gewissenlos Gemordeten betrachten kann, der nicht einmal nach Eurem Gesetz der Willkür schuldig wäre. So wird mir wenigstens das Recht jedes Verurtheilten zustehen, die Vollziehung meines letzten Willens zu fordern. Ich erbitte mir meine Papiere und meine Brieftasche zurück!"

„Diese werden bei den Acten bleiben müssen!" entgegnete Beaucaire eiskalt; „sie enthalten die Beweise Eurer Schuld."

„Wohl denn, auch das! So fordre ich Feder und Papier, um meinen letzten Willen aufzusetzen."

Beaucaire zog die Uhr heraus und sah dabei St. Lucas fragend an. Dieser verneinte weder, noch bejahete er.

„Es ist zu spät zu dieser Forderung," erwiderte Beaucaire nach einigen Augenblicken; „Sergeant, sind Ihre Leute in Bereitschaft?"

„Sie sind es!"

„So lassen Sie sie eintreten. Wir müssen abmarschiren!"

„Also auch das wird mir versagt? Ein heiliges Recht, das dem niedrigsten Verbrecher zusteht?"

„Die Umstände verbieten es!“ antwortete St. Lucas, wagte aber nicht den Blick zu Ludwig zu erheben.

„Nun denn,“ rief dieser mit dem Ausdruck des edelsten Zorns, „so falle das Verbrechen, was Ihr an uns begeht auf Euer Haupt zurück! Vater im Himmel! Dein ewiger Rath versagt mir Erbarmen, ich murre nicht; aber Deine Gerechtigkeit wird Vergeltung üben an diesen Frevlern! Ich bin zu stolz, von Euch noch etwas zu erbitten. Der Allgütige wird Die stärken und erheben, der meine Abschiedsworte einen letzten matten Strahl des Trostes in das Dunkel ihres Schmerzes senden sollten! Fort! Ich habe auf dieser Erde nichts mehr zu thun, als zu sterben!“

Bernhard stand schweigend wie eine finstere Gewitterwolke. Eine furchtbare Todtenstille herrschte im Saal.

Die Soldaten, zwölf Mann, marschirten herein.

„Trennt die Delinquenten,“ befahl St. Lucas.

Der Sergeant wollte zwischen sie treten, doch sie reichten einander die Hände; treu und redlich sahen sie sich ins Auge, keine Thräne drang daraus hervor.

„Leb' wohl, Bruder!“ rief Bernhard mit männlich kräftiger Stimme.

„Auf Wiedersehen!“ sprach Ludwig fest, ernst, gläubig, und erhob sein Auge nach oben.

Die Krieger traten zwischen sie; jede Section nahm einen der Verurtheilten in ihre Mitte.

„Gewehr auf! Vorwärts, marsch!“

Im gleichförmigen, dumpf durch die Gewölbe hallenden Schritt verließen sie das Gemach. Im Vorübergehen an Beaucaire warf Bernhard ihm einen furchtbaren Blick zu, sodaß selbst dieser abgehärtete Bösewicht erblaßte.

St. Lucas bemerkte es und sprach: „Sein wir auf unserer Hut; diesem verwegenen Burschen traue ich Alles zu.“

Beide folgten dem Commando in einiger Entfernung.

Der Weg ging über den Hof, zu einer kleinen Seitenpforte des Gebäudes hinaus. Es dämmerte kaum. Nur die letzten erbleichenden Sterne und der Schimmer des frisch gefallenen, tiefen Schnees gewährten einiges Licht. Durch wüste, halb verfallene Gassen, in denen Bivouacfeuer brannten, an welchen schwarze Reihen von schlummernden, oder vielleicht schon erstarrten Kriegern gelagert waren, erreichte man die Brücke des Dniepr, marschirte dann durch die Oberstadt und gelangte so endlich an die Stadtmauer. Ein beschneiter Hügelvorsprung, wenige hundert Schritte davon, auf dem sich eine schwarze, von düstern Tannen gebildete Waldspitze verlief, war zur Vollstreckung des Urtheils ausersehen. Ein Offizier harrte daselbst mit einem Commando von zwanzig Leuten. Der Tag fing bereits an so hell zu dämmern, daß man schon ziemlich weit um sich blicken konnte.

„Halt! Gewehr ab!“ commandirte der Sergeant, als er mit seinen Gefangenen die Höhe erreicht hatte.

„Also hier wäre das Ziel unserer Laufbahn,“ sprach Ludwig und deutete auf einen Pfahl im Schnee, an dem er den Tod empfangen sollte. „Das hat meine Ahnung mir nicht gesagt, als wir vor vier Monaten hier vorüberzogen!“

Bernhard schien über irgend' etwas zu brüten und zu sinnen; denn er antwortete nicht, obwol Ludwig jetzt wieder neben ihm stand. „Gib auf mich Acht,“ raunte er ihm nach einigen Augenblicken leise zu, „wir können vielleicht noch entkommen. Erreichen wir die Waldspitze hier, so sind wir geborgen, und an jenen drei hohen Fichten auf dem Hügel dort hinten wollen wir uns dann wieder treffen.“

Jetzt zitterte Ludwig. Sein Herz schlug heftig; er blickte nach dem Hügel hinüber und sah in blauer Dämmerung die drei Fichten stehen. Der Punkt war nicht zu ver-

fehlen, in einer halben Stunde konnte er erreicht ſein. Alſo aufs Neue winkte ihm die Rettung. Bernhard zeigte ſie ihm möglich, nahe, wahrſcheinlich. Mit grauſamer Gewalt riß ihn die Hoffnung wieder aus dem Gefängniß des Todes in das helle Licht des Lebens zurück. Gebrochen war jetzt die Kraft ſeiner feſten Entſagung; alle lebendigen Triebe und Pulſe des Lebens wachten wieder auf und ſchlugen mächtig in ſeiner Bruſt. Wenn ihm jetzt die Flucht mißlang, das fühlte er, dann wurde der Tod ihm ſchwer.

Kaum hatten dieſe Gedanken die Wogen ſeiner Bruſt ſtürmiſch aufgejagt, als Bernhard den günſtigen Augenblick erſah und plötzlich mit gewaltiger Kraft die beiden nächſten Soldaten neben ihm, durch einen unvermutheten Stoß ins Genick vorwärts auf den Boden in den Schnee ſtürzte, mit einem Satz aus ihrer Mitte war und unter dem Ruf: „Mir nach, Bruder!“ ſchnell wie ein Reh der Waldecke zuflüchtete.

Er hatte ſo für ſich und Ludwig die Bahn gebrochen; dieſer, auf den Wink geſpannt, ſprang von der andern Seite hinweg und flüchtete ebenfalls über das beſchneite Feld. Die Soldaten ſtanden beſtürzt.

„Feuer nach!“ rief der Offizier und Einige ſchoſſen. Aber zugleich waren Andere ſchon im vollen Laufe den Fliehenden nachgeſtürzt und hinderten ſo die Übrigen, ihre Gewehre abzuſchießen, da ſie eben ſo gut ihre Kameraden als die Entſprungenen treffen konnten. Alle warfen daher die Gewehre in den Schnee, um leichter zu ſein, und liefen den Fliehenden nach. Ludwig ſuchte ſich nahe an Bernhard zu halten, um ſein Geſchick nicht von dem des treuen Freundes zu trennen. Doch der Schwarm der Verfolgenden, der ſich zwiſchen ſie warf, zwang ſie bald, verſchiedene Richtungen zu nehmen. Flucht und Verfolgung wurden gleich beſchwer-

lich, denn als man von dem ſteilen Gipfel des Hügels, wo der Wind den Schnee verweht hatte, weiter gegen den Wald hin gelangte, wo der Sturm ihn nicht ſo faſſen konnte, ank der Fuß bei jedem Schrift tief ein. Schon ſah Ludwig die ſchwarzen Tannengebüſche dicht vor ſich, die ihm Rettung bringen ſollten, ſchon wähnte er dem ungerechten Schickſal entgangen zu ſein, als er plötzlich bis an den Leib und bei der nächſten Bewegung bis an die Bruſt in den Schnee ſank, der, in einer Erdſpalte zuſammengeweht, dieſelbe mit ſeiner trügeriſchen Hülle nur leicht bedeckte. Er arbeitete mit aller Kraft der Muskeln, ſich zu retten — doch vergeblich. In wenigen Secunden hatten ſeine Verfolger ihn erreicht, packten ihn unbarmherzig mit nervigen Händen an und zerrten ihn an Armen und Haar empor.

Ach wie Viele, die in dieſe kalten Gräber, in dieſe lauernden Fallgruben des ſchauerlichen Todes ſanken, flehten vergeblich um eine rettende Hand! Ihn riß der Ingrimm wilder Schadenfreude aus dem geöffneten Schlunde des Todes zurück, um ihn dem noch gewiſſern Verderben ſelbſt zu überliefern!

Er bebte vor Froſt und innerm Schauer; die Kniee ſanken unter ihm, denn die Kraft des Körpers und der Seele waren gleich erſchöpft. Der jähe Wechſel zwiſchen Rettung und Verderben hatte ihn zerſchmettert. Die ernſte, ruhige Entſcheidung ſeines Verhängniſſes hatte er männlich, gefaßt ertragen; der Hohn des Schickſals, welches ihn dem Glück auf Augenblicke in den Schooß warf, um ihn in der nächſten Minute in deſto tiefere Klüfte des Verderbens zu ſtürzen, ging über ſeine Kräfte hinaus. Er fühlte ſich beſiegt.

Unter rohen Mißhandlungen der Soldaten, von Fauſt- und Kolbenſtößen vorwärts getrieben, wurde er mehr an den Ort, wo er ſterben ſollte, geſchleppt, als er ſelbſt dahin zu

gehen vermochte. Sogar der höhniſche Blick, womit Beaucaire ihn empfing, konnte ihm die Kraft nicht wiedergeben, um durch die letzten Augenblicke ſeines Lebens einen innern Triumph über dieſen Elenden zu feiern. Nur nach Bernhard ſah er ſich angſtvoll um, ob dieſer auch jetzt wieder der Genoſſe ſeines traurigen Schickſals ſein werde. Er bemerkte ihn nicht; die Verfolger mußten ſeiner noch nicht habhaft geworden ſein. Die Hoffnung, daß der Freund gerettet ſein könne, richtete ihn auf, wie tief er es auch empfand, daß der Tod ihm jetzt allein, ohne die tröſtende Nähe der innern rüſtigen Kraft Bernhards, viel fürchterlicher entgegentrat, als vor wenigen Minuten, wo er mit dem Wackern Arm in Arm den Weg des dunklen Geheimniſſes angetreten hatte.

Jetzt ſtand er an dem Pfahl. Zwei Soldaten waren beſchäftigt, ihm mit einem Gewehrriemen die Arme auf dem Rücken zuſammen und an den Pfoſten zu binden, als fürchteten ſie noch einmal ſeine Gegenwehr. Der Sergeant trat mit einem Tuche in der Hand auf ihn zu und ſprach gerührt:

„Ich will Dir die Augen verbinden, Kamerad; es iſt ſo beſſer.“

Zuvor würde Ludwig die Binde verſchmäht haben, jetzt ließ er den mitleidigen Kriegsgenoſſen gewähren. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er ihn noch zum Überbringer ſeines letzten mündlichen Vermächtniſſes machen könnte. „Mein Freund,“ ſprach er, während ihm dieſer das Tuch über die Augen legte, „Ihr wolltet mir einen letzten Liebesdienſt erweiſen. So geht denn, wenn Ihr es möglich machen könnt, zu dem Obriſten Raſinski, der unſer Regiment befehligt, ſagt ihm, wie ich geſtorben ſei, und bittet ihn, meine Schweſter zu tröſten. Und wenn Ihr dieſen Krieg überlebt, und

in Warſchau oder Dresden zu ihr gehen und ihr ſagen wollt, daß —“

Plötzlich fielen einige Schüſſe ganz in der Nähe.

„Gilt das mir ſchon?“ rief Ludwig, da der hinter ihm ſtehende Sergeant eben das befeſtigte Tuch losgelaſſen hatte, und neben ihn getreten war. Doch dieſer rief:

„Teufel, was iſt das?“ und Ludwig hörte ihn hinwegſpringen. Zugleich erhob ſich ein verworrenes Geſchrei und Getümmel und abermals fielen Schüſſe ganz in der Nähe, ſodaß eine Kugel dicht an Ludwigs Ohr vorbeiſauſte. Faſt in demſelben Augenblick hörte er Pferde in vollem Galopp hinter ſich wegſprengen, und ein gemiſchtes Getöſe von Commandowörtern, verworrenem Geſchrei, Waffengeklirr und Schüſſen ſchallte um ihn her. „Vorwärts!“ rief die Stimme des Sergeanten. „Schließt Eure Glieder! Feuer!“.

Ein Pelotonfeuer von etwa zwanzig Schüſſen tönte ſchmetternd dicht vor Ludwigs Ohr; er wähnte die Mündungen ſeien auf ihn gerichtet geweſen, und ein unwillkürlicher Todesſchauer zuckte durch ſeine Glieder. Doch fühlte er ſich lebend und unverſehrt. Die dichte Finſterniß, die ihn umgab, die Bande, die ihn feſſelten, die äußerſte Spannung aller ſeiner Nerven und Sinne jagte eine Fluth verworrener Vorſtellungen in ihm auf. Da er links Angriffsgeſchrei und das Stampfen der Roſſe hörte, glaubte er einen Augenblick, Raſinski komme mit ſeinen Reitern, um ihn zu befreien. Doch bald hörte er den heulenden Schlachtruf der Ruſſen. Ein „Hurrah“ theilte die Lüfte. Die Maſſen tobten an ihm vorbei; Pulverdampf drang ihm ins Geſicht, Geſchrei, Ächzen, Waffengeklirr brauſten um ihn her. Er war mitten im Gewühl des Gefechtes; vergeblich ſtrebte er ſeine Bande zu ſprengen, um die Hülle von ſeinen Augen zu reißen; es blieb Nacht um ihn her. „Iſt denn Alles ein wü-

ſter, fürchterlicher Traum," rief er endlich aus gepreßter Bruſt und wandte das Antlitz flehend gen Himmel; „erweckt mich denn Niemand und endigt dieſe furchtbaren Qualen?"

Doch keine Hand berührte ihn, und das Getümmel verlor ſich nach und nach in die Ferne.

So vergingen einige Minuten der unbeſchreiblichſten Erwartung. Ludwig wand ſich in ſeinen Banden; ein dunkler Trieb ſagte ihm, er könnte ſich retten, wenn er ſie ſprenge, doch er vermochte es nicht. Da hörte er wieder verworrene Stimmen allmälig näher herankommen, raſche Schritte eilten auf ihn zu, und plötzlich riß eine rauhe Hand ihm die Binde von den Augen.

Staunend ſah er umher; drei Männer mit langen Bärten, die er auf den erſten Blick für ruſſiſche Bauern erkannte, ſtanden vor ihm und blickten ihn mit einem Gemiſch von Hohn und Verwunderung an. Auf dem Boden lagen die Leichname zweier franzöſiſchen Soldaten und einige weggeworfene Gewehre. Ludwig ſah ſich in der Gewalt der Feinde, die ein ſeltſames Geſchick zu ſeinen Rettern gemacht zu haben ſchien.

Der Sprache faſt ganz unkundig und von den Ereigniſſen noch faſt betäubt, wollte ihm in dieſem Augenblick kein Wort einfallen, wodurch er ſeine Bitte um Rettung ausdrücken konnte. Doch redeten ſein flehender Blick, ſeine gefeſſelten Hände eine unverkennbare Sprache. Allein der Haß der Feinde wollte ſie nicht hören, ſondern übertobte in ſeinem grimmigen Brauſen die zartere Stimme des Mitleids. Der eine der drei Männer hob ſein Gewehr empor und wollte den Gefangenen mit der Kolbe niederſchlagen; der Gefeſſelte konnte nur das Haupt hinwegkrümmen, ohne die Arme ſchützend vorzuſtrecken. Da hemmte plötzlich eine Hand den zum Streich aufgehobenen Arm; es war die Geſtalt

eines ehrwürdigen Greiſes, der, in einen dunklen, weiten Pelzmantel gehüllt, vom Walde her eben herantrat. Sein Anblick wirkte auf Ludwig, als ob der milde Strahl des Morgens in die düſtere Nacht' ſeiner Schreckensträume dringe. Mit ſanfter, ernſter Stimme ſprach der Greis einige Worte der Abmahnung. Die drei Männer zogen ihre Pelzmützen ab und verbeugten ſich, die Arme über der Bruſt kreuzend, mit Ehrfurcht gegen ihn. Jetzt erkannte Ludwig in ihm den Engel der Rettung; ſeine patriarchaliſchen Züge, die milde Hoheit ſeiner Stirn verbürgten es, daß er ihn retten, nicht zu grauſamer Qual aufſparen wollte. Der Bauer, der zuvor mit dem Kolben gedroht hatte, nahte ſich jetzt mit einem Meſſer dem Gebundenen und zerſchnitt den Riemen, der ihn feſſelte. Ludwig war frei, gerettet! Voller Dankbarkeit ergriff er die Hand des Greiſes, doch dieſer machte eine ernſt abwehrende Bewegung, als wolle er ſagen: Ich wollte dich als einen hülflos Gebundenen nicht grauſam morden laſſen; aber du biſt der Feind meines Vaterlandes, meines Gottes, und frevelſt an Allem, was uns heilig iſt, darum habe ich keinen Theil an dir. Die Bauern nahmen ihn als Gefangenen in ihre Mitte und trieben ihn an, vorwärts gegen den Wald zu zu gehen. Indem Ludwig ihnen folgte, kam er ſo dicht an einem der gebliebenen franzöſiſchen Soldaten vorbei, daß er deſſen Angeſicht erkennen konnte. Es war der redliche Landsmann Cottin, der ihm geſtern das Brot gereicht hatte. Wie ſeltſam iſt das Schickſal, dachte er bewegt; Du, der Du mich noch vor wenigen Minuten als einen hoffnungslos Verlorenen bedauerteſt, Du liegſt nun entſeelt vor mir! Redliches Herz, mögeſt Du ein Glück finden jenſeit dieſer Todesruhe! Es gibt keine Wahrſcheinlichkeit mehr! Nun ſo will ich denn auch nicht mehr hoffen,

nicht mehr fürchten, mag das Schwert des Todes nahe oder fern über meinem Haupte ſchweben.

Durch dieſen Gedanken neu aufgeregt und geſtärkt, ging er feſten Schrittes zwiſchen ſeinen Führern hin. Mit Sorge ſpähte ſein Auge in dem friſchen Schnee nach den Spuren von Bernhards Flucht, doch war das ganze Schneefeld jetzt ſo verworren von menſchlichen Fußtritten und Roſſeshufen gekreuzt, daß ſelbſt das geübte Auge eines nordiſchen Nomaden ſchwerlich noch eine beſtimmte Richtung einzelner Spuren unterſchieden hätte.

Man erreichte in wenigen Minuten den Wald, der bald ſehr dicht wurde. Nach etwa einer Viertelſtunde machten die Leute auf einem Platze, wo ſchon mehrere der Ihrigen auf ſie harrten, Halt; nach und nach kamen andere Truppen des Weges von Smolensk her und mehrere von ihnen brachten einzelne franzöſiſche Soldaten als Gefangene mit. Ludwig ſah mit Antheil umher, ob vielleicht der Sergeant dabei ſein möchte, doch konnte er ihn nicht entdecken. Ein neuer Trupp kam aus dem Gebüſch; inmitten dieſer Leute, welche einige Koſacken zu Pferde begleiteten, mußten ſich ebenfalls Gefangene befinden, denn Ludwig hörte ihre kläglichen Bitten um Schonung. Theilnehmend ſuchte er in dem verworrenen Haufen ſeine Unglücksgefährten zu erkennen. Endlich öffnete ſich derſelbe, und — ein Grauen durchbebte ſeine Bruſt, er erblickte Beaucaire und St. Luces, die halb nackt, vor Kälte und Angſt zitternd, inmitten der frohlockenden Barbaren geführt wurden. „Allwaltender Gott!“ rief er erſchüttert unwillkürlich aus, „verworfen ſei Der, der an Deiner lenkenden Hand zweifelt!“

In dieſem Augenblick trafen die Blicke der Gefangenen auf Ludwig, den man, ſei es Zufall oder Mitleid, nicht beraubt hatte.

St. Luces verbarg ſein Angeſicht in beiden Händen und ſtand mit ſchlotternden Knieen da. Doch Beaucaire biß ingrimmig die Zähne zuſammen und murmelte einen nur halb verſtändlichen Fluch, von dem Ludwig nur die Worte Verräther und Spion unterſchied. Er blickte den Elenden mit Würde an und rief ihm zu: „Ihr irrt Euch! Ich bin nur ein Gefangener, wie Ihr! Das Walten des Ewigen hat Euch Eure Strafe geſandt! So hoffe ich, wird er mir ſeinen Schuz auch noch ferner angedeihen laſſen.“

Die Ruſſen, wie Ludwig jezt ſah, faſt nur bewaffnete Landleute, ſchienen nunmehr beiſammen zu ſein. Sie trieben ihre Gefangenen auf einen Fleck, nahmen ſie in die Mitte und brachen dann auf, um weiter durch den Wald zu ziehen.

Eilftes Buch.

Erstes Capitel.

Seitdem das Schloß des Grafen Dolgorow durch Raſinski überfallen und in Brand geſteckt war, hatte der Beſitzer ſich nicht wieder auf ſeinem Gute ſehen laſſen. Nach Abzug der Feinde fielen die eigenen Bauern plündernd über das brennende Gebäude her und ſuchten ſich alles Deſſen zu bemächtigen, was die Flamme noch nicht verſchlungen hatte. Doch mitten unter ſie trat der Greis Gregor und erhob ſeine Stimme mit Strenge und Würde. „Wehret den Flammen, Freunde," rief er ihnen zu, „rettet die Habe Eures Herrn und bergt ſie in Eurer Hütte; doch wagt nicht, ſie Euch freventlich ſelbſt zuzueignen. Der Fluch wird den Sohn Rußlands treffen, der die Treue gegen ſeinen Gebieter verletzt."

Durch dieſe Ermahnungen zügelte der hochverehrte Vater die habſüchtige Begierde der Sklaven, die den erſten Augenblick ihrer Entfeſſelung benutzen wollten, um ſich an den Gütern ihres Herrn zu bereichern. Sein Wort war Geſetz, der Wink ſeines Auges ein heiliges Gebot. Daher leiſteten ſie ihm auch jetzt Folge und ſtrengten zuerſt ihre Kräfte an, das Schloß von der gänzlichen Zerſtörung durch die Flam-

men zu ſichern. Dann räumten ſie aus, was ſich in den Gemächern noch an koſtbaren Geräthen vorfand und verbargen es in ihren tiefen Kellern, die keinem ruſſiſchen Wohnhauſe, ſelbſt nicht dem der ärmſten Leibeigenen, fehlen. So wurde das Hauptgebäude des Schloſſes vor der Wuth der Flamme gerettet und ſtand noch faſt ganz unverſehrt. Doch in den Gemächern ſah es wüſt und öde aus. In den meiſten waren die Fenſter zertrümmert, die Wände durch Rauch geſchwärzt und alles Geräth hatten die Bauern hinweggeräumt. So hatte das Gebäude zwar von außen ſein ſtattliches Anſehen behalten, doch war es im Innern ſo zerſtört, daß kaum einige Zimmer bewohnt werden konnten.

Länger als drei Monate waren ſeit jenem Brande verfloſſen und der Graf ſeitdem nicht zurückgekehrt. Indeſſen hatte der eherne Strom des Krieges ſich ſo breit in das Land hinein ergoſſen, daß er jede Verbindung mit dem Innern deſſelben hemmte. Gregor, der ſeine Gemeinde durchaus nicht verlaſſen wollte, ſondern als treuer Hüter derſelben zurückgeblieben war, hatte daher ſeit jener Zeit weder von dem Grafen, noch von Feodorowna auch nur das Mindeſte vernommen. Seine Hand hatte die Vermählte am Altare eingeſegnet, ſeine Lippe zu dem Herrn um Segen und Heil für ſie gebetet. Doch traute er ſelbſt der Kraft ſeines Flehens zum himmliſchen Vater nicht mit jener freudigen Zuverſicht, die ihn ſonſt erfüllte; denn er wußte wohl, mit welchem zerriſſenen Herzen er die Tochter ſeines Herzens ſcheiden und ſie den neuen Lebenspfad, der für Andere mit ſo duftenden Blumen geſchmückt zu ſein pflegt, betreten ſah!

Die Tage waren gleichförmig verſtrichen; der Herbſt hatte die Blätter der Bäume abgeſtreift. Das Grün der Tannen und Fichten wurde mit jedem Tage dunkler und ſchwärzer; bald krönten ſie ſich mit Reif, und endlich drei-

tete der Schnee ſeine ununterbrochene Decke über die Gipfel der Bäume, die Hügel und den erſtarrten Strom aus.

So iſt mir denn abermals der Winter genahet, dachte Gregor, wenn er aus der Stille ſeiner einſamen Zelle, über die aufgeſchlagene Bibel hinweg, in die traurige Öde des Dorfes hinausblickte; ſchon oft glaubte ich, es würde der letzte ſein, und bereitete mich, vor den Herrn zu treten. Mein Herz hängt nicht an dieſer Erde, aber doch wünſcht es jetzo ſehnlich, noch einmal den Frühling ſproſſen zu ſehen, ſeinen lieblichen Gruß zu empfangen. Sollte der düſterſte Winter meines Lebens denn auch der letzte ſein? Sollte ich ſcheiden müſſen, ehe ich mein Vaterland wieder frei ſehe von dieſen Horden eingeſtürmter Frevler, die alles Heilige beflecken, ſtürzen und zertrümmern? Allgütiger Vater, du weißt es, wie ruhig ich den Blick auf die Gräber wende, die hier vor meinem Fenſter um das Gotteshaus gereiht ſind. Alle dieſe Todten ſchlummern in deiner Obhut! Sie ruhen gleich ſtill und kühl unter dem grünen Teppich, mit dem der Lenz ihre Wohnung ſchmückt, wie unter der kalten Hülle des Schnees! Wie oft habe ich meine Hand zu dir erhoben, Herr des Himmels, und gebetet: Rufe mich ab, wenn du willſt, ich trete demüthig, aber freudig vor dich hin! Doch jetzo flehe ich, laß mich noch den Tag der Freude ſchauen, wo deine Hand die Frevler an dir zerſchmettert; denn dein Blitz trifft die Heiden und dein Wort zermalmt die Feinde! O, laß mich den Tag noch ſchauen, wo der Lenz wieder anbricht über mein unglückliches Vaterland! Denn retten wirſt du es, das glaubt mein Herz mit unerſchütterlicher Zuverſicht.

Mit ſolchen Gedanken ſtand der Greis oftmals, wenn die Abenddämmerung ſich herabſenkte, an dem Fenſter ſeiner Zelle und richtete den Blick in die winterliche Landſchaft

hinaus, auf den Kirchhof vor ihm und auf das heilige Haus des Herrn.

Mit jedem Tage, wo das graue Wintergewölk ſich düſterer zuſammenzog, der Schnee dichter herabſtäubte, der Sturm hohler um den Giebel des Hauſes heulte, wuchſen die gläubigen Hoffnungen des frommen Vaters. Er ſah im Geiſte die Racheengel des Allmächtigen durch das drohende Gewölk ziehen und die Hand des Verderbens ausbreiten über dem Haupt frevelnder Feinde.

Mit weiſſagender Bruſt erblickte er die langen düſtern Züge der Raben in der Dämmerung über die Waldhöhen gebreitet; und Nachts, wenn der Wolf von Hunger getrieben aus dem Walde hervorbrach und vor dem feſtverſchloſſenen Hauſe heulte, dachte er: Wo ſollen die Heere der Frevler Speiſe und Obdach finden, wenn das hungerige Raubthier zu ſeinem grimmigſten Feinde flüchtet!

Der Hunger wird Euch mit ſcharfem Zahn verfolgen und an unſern Heerd treiben; doch Ihr ſollt nicht gaſtlich geladen werden, niederzuſitzen; unſere Hand, mit Keule und Schwert gewaffnet, ſoll Euch verjagen oder zerſchmettern auf unſerer Schwelle. Die Thür des Ruſſen, die ſich Jedem wirthbar öffnet, wird Euch geſchloſſen ſein, wie dem heulenden Wolf, und Ihr ſollt ſeine Beute werden. Das Feuer, zu dem der Erſtarrte flüchtet vor dem Grimm des Winters, ſoll erlöſchen, wenn Ihr naht, oder die Hütte verzehren, unter der Ihr ein Obdach ſucht. Und eher nicht werden wir raſten, bis die letzte Spur Eures frevelnden Fuſes aus unſerer Heimat verſchwunden iſt.

In ſolchen Betrachtungen lag der Greis oft noch um Mitternacht auf ſeinem Lager, wenn längſt Alles um ihn her ſtill und todt war.

Da pochte mitten in der Nacht eine Hand an ſeine

Pforte und eine männliche Stimme rief: „Aufgethan! Erwache, frommer Vater Gregor! Dein gaſtliches Haus ſoll ſpäten Wanderern Obdach geben.“

Der Greis glaubte die Stimme zu kennen. Eilig warf er den Pelz über, öffnete das Fenſter und blickte hinaus. Ein Schlitten hielt vor ſeiner Pforte. „Wer pocht ſo ſpät?“ fragte Gregor. „Täuſcht mich mein Ohr, oder hörte ich eine bekannte Stimme?“

„Ihr ſolltet ſie wohl kennen, frommer Vater,“ antwortete der Fremde; „ich bin Dolgorow.“

„Herr des Himmels! Ihr ſelbſt?“ rief Gregor erſtaunend und eilte mit der Lampe nach der Pforte, um ſie zu öffnen.

Der Graf ſtand vor ihm.

„Seid mir gegrüßt, Vater, Ihr müßt mir dieſe Nacht Obdach geben und auch jenen Zweien im Schlitten,“ redete er ihn an. „Ich werde Euch wichtige Dinge entdecken.“

Gregor leuchtete gegen den Schlitten. Es ſaßen zwei Frauen darin. Mit ahnender Seele trat er aus der Thür ſeines Hauſes und näherte ſich den Reiſenden. Eine hohe, in dichte Schleier gehüllte Geſtalt trat ihm entgegen. „Vater Gregor, ſeid mir gegrüßt!“ redete ſie ihn mit ſanfter Stimme an, und er erkannte ſeine geliebte Tochter Feodorowna, und ſie ſank bewegt, ſtumm weinend an ſein Herz.

Die Mutter folgte ihr; Gregor geleitete ſie ehrfurchtsvoll in ſeine Wohnung.

„Was führt Euch unter mein niederes Dach,“ ſprach er, als er das enge Gemach erreicht hatte, mit bewegter Stimme, denn ihn bekümmerte Feodorowna's bleiches Antlitz, und ſie trug einen Trauerſchleier.

„Ich will Euch ſtatt ihrer über Alles Antwort geben,“ entgegnete Dolgorow. „Seid nur für jetzt ſo gut, den

Frauen ein Gemach einzuräumen, wo ſie der Ruhe pflegen können, denn wir ſind Tag und Nacht, ohne Raſt noch Aufenthalt gefahren. Aber weckt Niemand von Euren Leuten, denn unſer Hierſein muß noch ein Geheimniß bleiben."

„Ja, weiſ't uns eine Ruheſtelle an, frommer Vater," ſprach die Gräfin mit ermatteter Stimme; „ich bin bis zum Tode erſchöpft."

Gregor führte die Frauen in ein ſtilles, nach dem Garten hinaus liegendes, für die Aufnahme von Gäſten eingerichtetes Gemach, welches, wie das ganze Haus, auch wohl erwärmt war. Die Gräfin ſank ſogleich auf ein Ruhebette nieder. Feodorowna reichte ihrem väterlichen Freunde die Hand und ſprach: „Morgen, theurer Vater, morgen will ich Euch recht lange, lange ſprechen."

„Bedürft Ihr aber jetzt keiner Erquickung, keiner Speiſe, oder eines warmen Getränkes?" fragte der Greis.

„Nichts, beſter Vater," entgegnete Feodorowna, „nur der Ruhe, und die finden wir ja hier, wie wir ſie wünſchen."

Gregor ging zu Dolgorow zurück, den er mit großen Schritten auf- und abgehend antraf.

„Vater!" redete ihn der Graf an, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte; „Vater, es begeben ſich große Dinge. Rußland ſieht die Tage ſeines Glanzes anbrechen nach den Tagen der Schmach, die es getragen."

„Wie? Darf ich Euern Worten trauen? So wäre mein heißes Gebet erfüllt?"

„Du weißt, daß der Feind auf dem Rückzuge iſt."

„Wohl; doch fürchte ich, nur um dem Winter Rußlands zu entgehen, da die heilige Stadt, die er ſelbſt frevelhaft zerſtörte, ihm kein Obdach mehr gewährt."

„Der Winter Rußlands hat ihn ereilt. Es iſt zu ſpät zur Rückkehr. Er wird die Grenzen des Landes, in das er

übermüthig eingedrungen, nicht wiederſehen. Du meinſt, er habe Moskau verbrannt? Wirft nicht der Schiffer die köſtlichſten Güter, mit denen er den Raum gefüllt hat, ins Meer, um ſein auf der Sandbank geſtrandetes Fahrzeug wieder frei auf den Rücken der Wellen zu erheben? Sprengt ſich der Pirat nicht mit ſeinem Feinde in die Luft? Hältſt Du Rußlands Söhne nicht für Männer, die das Gleiche zu thun vermöchten? Alter! Lerne beſſer von uns denken! Die Flamme Moskau's hat keine feindliche Fackel entzündet! Ihr Glanz wird die furchtbarſte, aber auch die größeſte That in den Jahrbüchern Rußlands beſtrahlen!"

„Wie?" rief Gregor und erhob die Hände ſtaunend. „Wie?"

„Laß das jetzo; es iſt, wie ich ſagte; doch wir haben wichtigere Dinge zu beſprechen. Von jener Schreckensnacht an begann die Wetterwolke des Verderbens ihre Blitze rächend herabzuſenden auf den Verwegenen, der das ganze bewaffnete Europa in dieſes Reich führte, um unſere Fluren zu verheeren. Er mußte den Tag der Schmach erleben, wo er ſich umwandte zur Flucht; der Stolz des nie Beſiegten iſt gebrochen, das Verderben hat ihn ereilt. Schon hier hofften wir, ihn zu vernichten; es iſt zu ſpät geworden, doch er entgeht ſeinem Schickſal nicht. Hört mir jetzt aufmerkſam zu, würdiger Vater, denn es bedarf auch Eurer Hülfe. Ihr werdet es nicht vergeſſen haben, wie die Hochzeit meiner Tochter unterbrochen wurde. Ihr ſeht ſie jetzt im Trauerſchleier der Witwe, denn ihr Gatte iſt nicht mehr. Als wir flüchteten, ereilten uns Feinde hart am Walde hinter dem Garten. Eine Kugel traf den Fürſten; er ſank, doch es gelang uns, ihn im Walde zu verbergen. Auf einer Bahre von Zweigen trugen wir ihn bis ins nächſte Dorf, und dort fanden wir Mittel, ihn langſam bis nach Moskau zu ſchaffen

da der immer näher und näher rückende Feind uns bis dorthin zu flüchten zwang; denn er wollte lieber sterben als in die Hände der Feinde fallen. Von Moskau eilte ich selbst zurück zum Heere. Ich focht bei Borodino, wo wir nichts verloren als einen wüsten, mit Leichen bedeckten Boden. Er ward uns theuer bezahlt. Verwundet, obwol leicht, begab ich mich nach Moskau, wo der Fürst in seinem Schlosse von meiner und seiner Gemahlin gepflegt, sein schweres Krankenlager duldete; denn weil wir ihm nicht Ruhe gönnen konnten, hatte sich die Wunde so verschlimmert, daß sie wenig Hoffnung gab. Jetzt rückte der Feind vor die Hauptstadt. Während er einzog, rang Ochalskoi mit dem Tode. Wir hatten ihn in einen abgelegenen Flügel des Schlosses, in geheime, wohlverwahrte Gemächer bringen lassen, wo wir in sicherer Verborgenheit hätten bleiben können, wenn der Brand der Stadt nicht beschlossen gewesen wäre. Mit der sinkenden Sonne schloß Ochalskoi das Auge. Wir erwarteten nur die Nacht, um auf geheimen sichern Wegen zu flüchten. Aber selbst den Leichnam des Edlen ließen wir dem Feinde nicht, denn ich hatte es ihm im Tode versprochen, das Äußerste daran zu setzen, ihn auf unbeflecktem russischen Boden zu bestatten.

Es gelang uns, das freie Feld zu gewinnen; die Flammen Moskau's leuchteten unserer Flucht. Bald erreichten wir den dichten Wald und hinter demselben die Straße nach St. Petersburg.

Ich begab mich, begleitet von meiner Gemahlin und Tochter, zum Kaiser. Von dort aus wurden jetzt die unsichtbaren Netze ausgespannt, in die wir den Feind des Vaterlandes lockten. Mit Friedenshoffnungen hielten wir ihn hin, bis er endlich gewahrte, daß er, der Alle zu täuschen gewohnt war, diesmal selbst der Betrogene sei. Noch wäre es

Zeit geweſen zur Rückkehr, wiewol er es theuer erkauft haben ſollte, über die Grenzen Rußlands zurückzuſchreiten. Doch ſein Stolz ſträubte ſich gegen dieſe Schmach; im Wahn der Unüberwindlichkeit verſuchte er es, ſich eine neue Bahn zu brechen; es mißlang. Sein Tag war gekommen, er mußte ſich umwenden zur Flucht. Aber es war zu ſpät! Schon ziehen ſich die Garne von allen Seiten zuſammen, mit denen wir ihn umſpannen! Der Allmächtige iſt im Bündniß mit der heiligen Sache unſeres Vaterlandes. Er ließ ſeine Sonne täuſchend glänzen und verhüllte mit ihren milden Strahlen die Nähe des lauernden Winters, dieſes grimmigen Würgers, der jetzt plötzlich aus dem Hinterhalt hervorbricht. Keine Flucht darf ſie retten. Alle Wege werden geſperrt. Wohin ſie ſich wenden, ſoll ihnen das Verderben entgegentreten. Dazu komme ich hieher. Jetzt, Vater, gilt es, die Söhne Rußlands mit heiliger Wuth zu erfüllen gegen dieſe höhnenden Frevler, die ſich an den Thränen unſers Grimms weideten. Du ſollſt mir helfen, das Volk aufzuſtürmen, zu ſammeln, gegen den Feind zu führen. Deshalb komme ich aus der Hauptſtadt hieher; ich eilte, wie der Sturmwind, denn ich hoffte, wir würden Smolensk vor dem franzöſiſchen Kaiſer erreichen, und durch einen raſchen Überfall uns der Feſtung verſichern. Dann wäre er hier im Herzen Rußlands gefallen. Doch das iſt zu ſpät. Ich weiß, daß er ſeit geſtern hier eingetroffen iſt; nur mit Gefahr, auf Umwegen durch die Wälder vermochte ich bis hieher zu dringen. Allein wo ich die große Straße kreuzte, ſah ich ſchon die Spuren des Verderbens, das ihn getroffen. Sie iſt bedeckt mit Leichen und Trümmern. Aber es darf Keiner entrinnen, Keiner, der das Unheil in der Heimat verkünde. Nur aus dem todten Verſtummen, aus dem grauſenden Verſchwinden jeder Spur mögen die Seinigen daheim erfahren, welch ein

Schickſal ihn und Die, die er führte, ereilt hat. Wenn der Morgen graut, Gregor, verſammle das Volk durch den Ruf der Glocke in die Kirche. Erfülle ihre Herzen mit der Flamme des Grimms, rufe ſie auf zur Rache gegen die Feinde ihres Gottes. Nicht Kinder, nicht Weiber dürfen müßig bleiben. Darum führte ich auch Gemahlin und Tochter mit mir, daß ſie das Beiſpiel geben von der Pflicht einer edlen Bewohnerin Rußlands. Dann werde ich unter ſie treten, ſie ausſenden als Boten rings umher, und ehe der Abend hereinbricht, wollen wir Tauſende bewaffnet haben, um ſie gegen den Feind zu führen. Sie ſollen hervorbrechen aus dem Dickicht dieſer Wälder, wie der Löwe auf ſeine Beute; ſie ſollen plötzlich hineinſtürmen auf die muthlos Flüchtenden, wie die ſchwarze Wetterwolke den Hagelſturm auf die Felder niederſendet! Das iſt jetzt unſere Pflicht, Gregor! Du wirſt mir ſie üben helfen."

„So wahr des Herrn Angeſicht über meinem grauen Haupte leuchtet," rief der Greis mit begeiſtertem Blick und erhob die Rechte zum Schwur. Dann ſank er erſchüttert auf die Knie nieder und betete aus tiefſter Bruſt:

„Allmächtiger Vater, allgütiger Lenker der Geſchicke; ſo haſt Du mein Flehen erhört, und läſſeſt dieſen Tag des Heils leuchtend vor meinen alten Augen heraufſteigen. Dank Dir, Allgütiger! Noch dieſes letzte Werk laß mich vollenden, dann winke mir, und ich lege freudig mein Haupt in die Gruft!"

Zweites Capitel.

Ohne durch ein einziges Zurückblicken auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren, hatte Bernhard vollen Laufes die Waldecke erreicht. Seine Verfolger waren nahe an ihm, doch der goldne Preis der Freiheit, der vor ihm winkte, gab ihm Flügel. Gottes Hand beſchützte ihn; denn obwol einige Kugeln dicht an ſeinem Ohr vorbeiſtreiften, verletzte ihn doch keine. Jetzt deckte ihn das dichte Gebüſch; zwar hemmte es die Schnelligkeit ſeiner Flucht, doch verbarg es auch ſogleich die Richtung derſelben und ſetzte dieſelben Hinderniſſe ſeinen Verfolgern entgegen. Mit vorgebeugtem Haupt, den linken Arm ſchützend über die Augen haltend, ſtürzte er fort und achtete es nicht, daß die Büſche ihm Hände und Angeſicht blutig riſſen. Endlich fehlte ihm der Athem; er ſtand einen Augenblick ſtill und ſchöpfte Luft. Lauſchend horchte er auf, ob ſich Tritte hinter ihm hören ließen. Es blieb Alles todtenſtill. Vorſichtig eilte er nach der kurzen Raſt weniger Secunden noch eine Strecke tiefer in den Wald hinein, bis er ganz finſteres Buſchwerk erreichte, das ihn ſelbſt den dicht Vorübergehenden verborgen haben würde. Hier erſt gönnte er ſich eine längere Ruhe und überlegte, was nun zu thun ſei.

Du ſelbſt biſt für diesmal gerettet, dachte er, indem er einen tiefen Athemzug aus der freien Bruſt that und das Auge freudig dankbar gen Himmel erhob; wenn nur erſt Ludwig mit dir vereint wäre! Und dann? Wir Beide einſam in der Wüſte? Der Kälte, dem Hunger, der Wuth der Einwohner preisgegeben? Schäme dich, Bernhard, willſt du verzagen in dem Augenblick, wo du den Beweis

erhalten haſt, daß nichts verloren iſt, wo nicht Alles verloren iſt? Nur heran mit der Zukunft; man muß ſie ſcharf anſehen, wie ein Fechter ſeinen Gegner, dann deckt man ſich gegen jeden Streich.

In dieſen Gedanken ſetzte er ſeinen Weg in der Richtung nach dem Hügel mit den drei Fichten fort.

Im dichten Walde herrſchte noch eine tiefe Dämmerung; todesſtill war Alles rings umher. Da ertönten plötzlich mehrere Schüſſe! „Heiliger Gott! wäre es Ludwig, den man wieder ergriffen hätte," rief Bernhard und ſtand, wie an den Boden gefeſſelt, mit halbem Leibe vorwärts, der Richtung des Schalles entgegengebeugt. Es fielen abermals Schüſſe und nochmals und wiederum! Nein, dachte er mit freudig erleichterter Bruſt, das iſt der grauſenvolle Klang nicht, den ich fürchtete. Doch war er völlig ungewiß, wie er dieſes Schießen erklären ſollte, zumal da es ſich mit verworrenem, ganz dumpf und ſchwach durch die Morgenſtille bis zu ihm herüber tönendem Geſchrei miſchte. „Wenn ich nur irgend wüßte, wo der Feind aus dem Erdboden gewachſen ſein könnte, würde ich glauben, dies ſei ein Gefecht. Ob ſich denn irgend ein Blick auf die Ebene thun läßt?" Er ging gegen den Saum des Waldes zu, doch noch ehe er ihn erreichte, war das Schießen und der ganze Lärmen vorüber. Um ſo ängſtlicher lauſchte er, ob er nicht in der Nähe Tritte höre, ob nicht das Gebüſch rauſche, weil ein eiliger Wanderer es theile. Vergebens.

Bernhard wurde jetzt unſchlüſſig, ob er eilen ſolle, den verabredeten Punkt des Zuſammentreffens zu erreichen, oder ob zurückgehen und zu erforſchen ſuchen, was aus Ludwig geworden ſei. Nach kurzem Beſinnen wählte er das Letztere. „Er mag eine Viertelſtunde länger auf mich harren, es iſt beſſer, daß er dieſe ausdaure, als daß ich ihn vielleicht

hülflos und ohne Freundestroſt in den Händen ſeiner Feinde laſſe. Wäre er das Opfer geworden! Nein, nein! Es iſt unmöglich. Iſt er es aber, nun ſo will ich es auch ſein!"

Es lag ein gewiſſer, trotziger Stolz in Bernhards Gefühl bei dieſem Entſchluß. Man ſollte nicht ſagen dürfen, daß er, um ſich ſelbſt zu retten, den Freund verlaſſen habe. Er fühlte wohl, daß für Ludwig ſein Opfer zu ſpät komme, allein es dünkte ihn ehrlos, ihn zu überleben.

„Aber Marie! Wäreſt Du nicht der treuere Freund, wenn du für die einſame, hülfloſe Schweſter ſorgteſt? Fort, fort, dein Herz will dich belügen — traue ihm nicht!"

Bernhards innere Angſt wuchs, je heftiger der Kampf der Gefühle in ihm wurde und je näher er der Stelle kam, wo er Gewißheit über das Schickſal des Freundes zu erhalten hoffte. Endlich hatte er die Waldſpitze erreicht und konnte den Hügel überblicken, wo der Tod ihn und Ludwig hatte treffen ſollen. Er war einſam, Niemand in der Nähe; Bernhard wagte ſich vor. Der Schnee war von zahlloſen Spuren durchkreuzt; auch einige Reiter mußten ihren Weg über den Hügel genommen haben. Jetzt ſtieß Bernhard auf einen verlorenen Tſchako, auf Blutſpuren, auf die untrüglichſten Zeichen, daß ein Gefecht hier vorgefallen ſein mußte. Von weitem entdeckte er einige Leichname — wie, ſollte Ludwig darunter ſein? Er eilte in vollem Laufe heran. Gott ſei Dank, nein! Es ſind andere Uniformen!

Drei Männer lagen hingeſtreckt auf dem Schnee. Den nächſten erkannte Bernhard; es war der biederherzige Elſaſſer Cottin; die beiden Andern waren ihm fremd. Die Freude, daß Ludwig gerettet ſchien, ließ der warmen Regung der Theilnahme für den wackern Landsmann keinen Raum. Die Flucht muß ihm geglückt ſein. Dort, wo die drei Fichten

tagen, harrt er jetzt meiner vielleicht ſchon. Ich muß eilen, ſeine Ungewißheit abzukürzen.

Auch ohne dieſen innern Trieb hätte Bernhard Urſache gehabt, auf's ſchnellſte zu flüchten, denn durch das Getümmel des Gefechtes aufmerkſam gemacht, rückten eben einige raſch zuſammengeraffte Compagnien aus den nur wenige hundert Schritte entfernten Thoren von Smolensk aus, um den, wie es ſchien, bedrängten Kameraden, freilich zu ſpät, zu Hülfe zu eilen. Bernhard gewahrte es noch in Zeiten und nahm ſeinen Weg wieder in den Wald nach dem verabredeten Ort der Zuſammenkunft mit Ludwig.

Nach einer halben Stunde hatte er ihn erreicht. Die Fichten ſtanden einſam auf einer nur von niedrigem Buſchwerk bedeckten Anhöhe, die ihm einen ziemlich weiten Blick in die Ferne geſtattete. Vor ſich ſah er die Thürme, Giebel und Mauern von Smolensk, hinter denen die beſchneiten Höhen, welche den Dniepr begleiten, ſich erhoben. In der Ferne lief eine lange, blaue Waldlinie um den Horizont; zur Rechten zog ſich jenſeit eines etwa eine Viertelſtunde breiten Tannengebüſches die große Landſtraße nach Moskau hin; hinter ſich und zur Linken entdeckte das Auge, ſo weit es reichte, nur unermeßliche Wälder, die ſich über Anhöhen und Senkungen des Bodens unabſehbar erſtreckten. Nur wenige freie Stellen waren ſichtbar, aber auch dieſe erſchienen nur als von Wald ringsumſchloſſene Räume. Der Höhenzug diesſeit des Stromes beſchränkte den Blick zur Linken; hinter demſelben mußte ſich, ſo war es Bernhard noch von früher her erinnerlich, freies Feld finden.

Er warf nur einen flüchtigen Blick über dieſe traurige, öde Landſchaft; ſein Auge ſpähte nach Ludwig umher. Er entdeckte ihn nicht. Anfangs leiſe, dann lauter und lauter

rief er den Namen des Freundes, doch seine Stimme verhallte in der tiefen Einsamkeit und Stille ohne Antwort.

Jetzt wurde ihm bang. Tausend Möglichkeiten stiegen in seiner Seele auf, die nahe an die Wahrheit hinstreiften, ohne diese jedoch zu treffen.

Er kreiste in der Nähe des Berges umher, durchsuchte alle Büsche, spähte nach Fußtritten im Schnee, ob er daraus vielleicht die Spur Ludwigs entdecke, falls dieser sich verirrt haben sollte — Alles vergeblich. Immer wieder stieß er, so sehr er auch den Ring seines Umherspähens ausdehnte, auf keine andere Linie von Schritten, als die einzige, die ihn auf den Gipfel des Hügels geführt hatte. Diese durchschnitt er ein-, zwei-, dreimal; er gewann endlich die Überzeugung, daß kein menschlicher Fuß als der seinige auch nur in die Nähe des Hügels gekommen war.

Diese Gewißheit fiel mit schwerem Gewicht auf seine Brust. War Ludwig gerettet, war er es nicht? Hatte er ihn mißverstanden? Hatte er seine Flucht nach einer andern Richtung genommen? Oder hatten ihn Umstände gezwungen, seine Rettung auf der entgegengesetzten Seite des Waldes zu suchen? War er im Gefecht geblieben?

Diese und tausend andere Fragen kreuzten sich in Bernhards Seele, aber er wußte ihnen keine Antwort. Nur die eine fürchterliche Gewißheit gewann er mehr und mehr, daß er von dem Freunde getrennt sei, daß nur eine günstige Wendung des Geschicks, die außerhalb seiner Kraft und Berechnung lag, ihn wieder mit ihm zusammenführen könne.

Der Mittag nahte heran. Durch das Waten im Schnee waren Bernhards Füße durchnäßt, die Sennen seiner Kniee auf's Äußerste ermattet. Der Hunger stellte sich mit peinigender Schärfe ein, denn der seit zwei Tagen wohlgenährte Körper hatte wieder Kräfte genug gewonnen, um der Ge-

walt dieſes Feindes einige Zeit ohne Ermattung, aber dafür auch mit deſto größerer Qual trotzen zu können. Einen Entſchluß mußte er faſſen. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder in die Feſtung zurückzukehren und ſich ſo dem gewiſſen, raſchen Tode zu überliefern, oder allein die Flucht durch die Schneewüſte zu wagen, wo tauſend Gefahren und Qualen ſeiner harrten, zu denen die ſchwache Hoffnung der Rettung kaum den Muth und die duldend ausharrende Kraft gewähren konnte.

Und wohin ſollte er ſeinen Weg nehmen? Ohne Waffen, um ſich gegen einen hungerigen Wolf zu vertheidigen, oder Holz zum Feuer zu fällen; ohne Lebensmittel, mit äußerſt geringer Baarſchaft, ſchien es unmöglich für ihn, vorwärts nach der Heimat zu dringen. Es blieb ihm nichts übrig, als zurückzuwandern, um das Ney'ſche Corps, das kaum zwei Tagmärſche zurück ſein konnte, und mit dieſem Raſinski's Regiment wieder zu erreichen.

War Ludwig gerettet, konnte er wie Bernhard frei handeln, ſo blieb auch ihm kein anderer Entſchluß übrig. Daher war dieſer Weg auch der einzige, auf dem er hoffen konnte, dem Freunde wieder zu begegnen.

Er brach ſich einen ſtarken Fichtenzweig ab, ſchnitzte ihn mit dem Taſchenmeſſer, welches er glücklicherweiſe bei ſich trug, zum Wanderſtab und zur Waffe für den Nothfall zurecht und begann durch den Wald ſeinen Weg nach der Landſtraße zu zu nehmen. In ſeiner Seele ſah es ſo düſter aus, wie rings die Natur um ihn her. Er mußte ſich durch unwegſames Dickicht kämpfen und oft bis an die Knie im Schnee waten. Daher drang er nur langſam vorwärts, und obwol die Straße in der nächſten Richtung nur eine halbe Stunde von dem Hügel entfernt war, hatte er ſie doch nach zwei Stunden noch nicht erreicht, einmal, weil er ſie nicht

ſo dicht bei der Feſtung zu kreuzen wagte, und dann, weil ſein Weg ſich durch die vielen Hinderniſſe und die Umwege, welche er nehmen mußte, überdies um mehr als das Doppelte verlängerte. Dieſe angeſtrengte Arbeit, verbunden mit dem Hunger, der ihn quälte, erſchöpften ſeine Kräfte ſo, daß er ſich endlich niederlegen mußte. Er räumte mit ſeinem Stab und einigen zuſammengebundenen Zweigen den Schnee auf die Seite, machte ſich dann eine Art Lager von abgebrochenen Tannenzweigen und ſtreckte ſich darauf hin, um auszuruhen. Doch war er ſorgfältig bemüht, den Schlaf von ſich abzuwehren, um nicht in demſelben zu erſtarren und ſo eine Beute des Todes zu werden. Er hätte der Vorſicht aber nicht bedurft; denn die Sorgen ſeiner Seele und die Pein des Hungers waren noch zu heftig, um ihn ſchlummern zu laſſen, ſein Körper aber noch nicht in dem Grade ermattet, daß er die Müdigkeit als die ſtärkſte aller Qualen empfinden ſollte. Um die Schmerzen, die ihm der Hunger verurſachte, einigermaßen zu ſtillen, ſchnitt er die jungen, harzreichen Schößlinge aus den Zweigen und verſuchte ſie zu eſſen. Dieſe bittere Koſt und einige Hände voll Schnee, den er zur Stillung des eingetretenen Durſtes genommen hatte und ihn langſam auf der Zunge ſchmelzen ließ, war die einzige Stärkung, die ſeine verzweifelte Lage ihm geſtattete. Nach einer Stunde der Raſt brach er von Neuem auf und erreichte nun bald die große Landſtraße. Aber welch einen Anblick bot ſie ihm dar! Sie war mit halb nackten, erſtarrten Leichnamen bezeichnet, die zur Hälfte aus dem Schnee hervorragten. Kleine, leicht beſchneite Hügel, an die der Fuß der Wandernden jeden Augenblick ſtieß, waren die Gräber eben ſo vieler Unglücklichen. Weggeworfene Waffen, Uniformſtücke, Gepäck, todte Pferde würden den Weg, den das Heer genommen hatte, bemerklich gemacht haben, auch wenn

keine groſse, von Kanonen und Wagen tief ausgefahrene Heerſtraſse ſichtbar geweſen wäre.

Ein ſtilles Grauſen ſchlich durch Bernhards Bruſt, als er ſich jezt ſo allein mitten in dieſen Spuren befand, welche die ſchauerliche Bahn bezeichneten, die Tod und Verwüſtung durch die ſchneebedeckten Öden genommen hatten. Die Straſse glich einem langen, unermeſslichen Kirchhof, wo aber keine Freundeshand die Gebliebenen ſanft beſtattet hatte. Nur das Grabtuch des Schnees hüllte die Gefallenen kalt und ſchauerlich ein.

Bernhard muſste jezt bald ein Dorf erreichen; der Weg machte eine Wendung und es lag vor ihm. Aber kein Haus war mehr zu entdecken; Alles niedergeriſſen und niedergebrannt, kaum daſs einige einzelne, lange Schornſteine und ſchwarze Feuermauern noch über dem Schnee hervorragten. Muthmaſslich hatte ein Bivouac hier ganz in der Nähe ſtattgefunden, ſodaſs die Leute alles Gebälk zu ihren Feuern benuzt hatten. Bald entdeckte Bernhard auch die ſchwarzen Brandſtellen am Saume des Waldes entlang. Er ging näher, in der Hoffnung, etwas zu finden, das ſeinen Hunger ſtillen könne. Vergeblich! Hier lagen auch keine Leichen, denn hier hatten ja die Kräftigern Raſt gehalten, und das Feuer ſie vor Erſtarrung geſchüzt.

Bernhard ſtieſs mit ſeinem Stabe in einen Aſchenhaufen und wühlte ſo einen noch glimmenden Brand heraus. Alſo konnte diſe Lagerſtätte erſt am Morgen verlaſſen ſein. Im Schnee entdeckte er einen Knopf; er hob ihn auf. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn; er erblickte das Zeichen ſeines Regiments darauf. Dieſe leichte Spur ſeiner Freunde gab ihm neue Hoffnung. Alſo hatte Raſinski hier Raſt gehalten. Da er erſt Nachmittags aus Smolensk ausgerückt war,

mußte er die Nacht hier bivouakirt haben und war vielleicht kaum einen halben Tagemarsch von der Stelle entfernt.

Hätte Bernhard jetzt nur einige Bissen Speise gehabt und einige Stunden ruhen können, so würde er die Freunde vielleicht noch in der Nacht erreicht haben. Doch so war er durch körperliche Anstrengungen zu erschöpft, der so erschütternden Gemüthsbewegungen nicht zu gedenken.

Jetzt zum ersten Male fühlte er, daß sein trotziger Muth wanke. Die Abspannung der körperlichen Kräfte wirkte ermattend auch auf die Seele, die tiefe Einsamkeit warf ihre düstern Schatten in seine Brust; die Anregung, durch entschlossenes Beispiel das Verzagen Anderer zu hindern, blieb aus, und mit dem fehlenden Sporn schwand auch die Kraft.

Schweigend, die Arme finster übereinandergeschlagen und sich, weil der Frost ihn schüttelte, in sich selbst zusammenkrümmend, saß er auf einer halb eingestürzten Mauer und blickte finster vor sich hin.

Ringsum lautlose Stille; der dunkle Tannenwald stand schauerlich erstarrt da und die Zweige senkten sich matt unter der Last des Schnees; graues Nebelgewölk zog langsam, tief herabgedrückt, über den Waldspitzen dahin. Der Athem war entflohen aus der Brust der Natur; eine Leiche lag sie da, starr, ohne Wärme, ohne Liebe.

„Und was ist's denn mehr," sprach Bernhard plötzlich aufstehend und trat entschlossen vorwärts; „schlummern denn nicht Tausende hier umher? Was willst Du Dich sträuben, in die kalten, ausgebreiteten Arme des Todes zu sinken? Die Qual wird kurz sein! Einen Augenblick ruhe entschlossen an seiner Brust und Dein warmes Leben ist eingesogen von der ehernen Erstarrung, und Schmerz und Lust sind vorüber."

„Du willſt weich werden! Weil hinter dieſen grauen Schleiern noch der blaue, ſonnige Tag ruht, den Du auch einſt geſehen? Weil freundliche Geſtalten an der Grenze dieſer Öde ſtehen? Warſt Du denn glücklich als Du unter ihnen im Licht weilteſt? Trugſt Du nicht ſtets den Schmerz in verhüllter Bruſt? Tröſtete und erquickte Dich denn der bunte Schimmer des Lebens? Tropfen netzten Deine Zunge, aber der brennende Durſt wurde nicht geſtillt und das Labſal diente nur, die Qual zu ſchärfen. Und doch ſchauderſt Du, da ſich jetzt der Glockenhammer hebt, um die Stunde Deiner Ruhe, Deiner Erlöſung anzuſchlagen? Will denn das Reis der Hoffnung auch in dieſer Eiswüſte nicht erſtarren? Reicht Deine Manneskraft nicht aus, dieſen ſchwachen, verglommenen Funken ganz zu erſticken? Schäme Dich! Blicke das Geſpenſt mit dem Auge des Mannes an und es ſinkt zuſammen in den Staub des Nichts! Nur in Deiner Bruſt lebt es, Du ſiehſt nur das hohle Spiegelbild der ſelbſtgeſchaffenen Schrecken, die Du in Dir trägſt. Zerſchmettere mit wilder Fauſt das trügeriſche Glas und die Wahngeſtalten ſind vernichtet!“

Vergebens kämpfte die Gewalt des Gedankens gegen die Macht der Wirklichkeit. Vergebens verſuchte der Geiſt die Feſſeln zu ſprengen, die ſeinen freien Fittig in das Gefängnis des Körpers und der Sinne ſchmieden. Sie ließen ihn nicht los aus ihrer Macht und trotzten auf ihr altes Recht, mit ihm zugleich zu herrſchen, bis der Tod die Siegel des für die Erde geſchloſſenen Bündniſſes gelöſt hat.

So blieb denn das Geſpenſt ſchauerlich vor Bernhard ſtehen, und er fühlte, wider Willen, wie das Grauen ſtill durch ſeine Bruſt ſchlich und tiefer und tiefer in das Herz drang.

„So ſei es denn dieſer Baumſtamm!“ ſprach er finſter vor ſich hin, hüllte ſich zuſammenſchauernd dichter in den Mantel und warf ſich wieder auf den Boden hin.

Drittes Capitel.

Kaum aber lag er, als er das Gebüſch rauſchen hörte und gleich darauf menſchliche Fußtritte vernahm. Er fuhr auf und blickte umher. Da theilten ſich die Tannenbüſche vor ihm, und eine ſeltſam abenteuerliche Geſtalt, in einen grauen Pelz gehüllt, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, trat, vorſichtig nach allen Seiten umſchauend, heraus.

„Ihr da!“ rief er in franzöſiſcher Sprache herüber gegen Bernhard. „Lebt Ihr, oder ſeid Ihr eine Leiche?“

„Ich lebe,“ erwiderte Bernhard und richtete ſich mit Mühe auf.

„Es ſieht aber aus, als würde es nicht mehr lange dauern,“ antwortete der Soldat. „Seid Ihr matt vor Hunger?“

Bernhard nickte mit dem Kopfe. „So kann ich Euch helfen,“ ſprach der Andere und trat näher; „aber ſagt mir, wo geht der Weg nach Smolensk?“

„Dort hinunter; zweihundert Schritte von hier iſt die Straße.“

„Gelobt ſei Jeſus und Marie! Und wie weit iſt es noch?“

„Vier Stunden.“

„Schwärmen Koſacken auf dem Wege?“

„Nein, nicht das ich wüſte.“

„Barmherziger Gott! So willſt du mich dennoch retten?“ Mit dieſen Worten ſank der Krieger auf die Kniee und hob den Blick dankbar gen Himmel, und groſe Thränen rollten über ſeine Wangen. „Hier, Freund, nimm,“ ſprach er einen Augenblick darauf und eilte mit einem Stück Brot in der Hand auf Bernhard zu; „Du haſt mich erquickt, ich will Dich erquicken. Nimm, und hier iſt auch zu trinken!“ Zugleich zog er eine Flaſche mit Branntwein aus dem Buſen hervor und reichte Beides Bernhard herüber.

„So ſoll es doch nicht hier zu Ende ſein?“ ſprach dieſer gerührt. „Dank Dir, Freund, Du biſt mein Retter!“

„Und Du der meine.“

„Aber woher kommſt Du dort aus dem Walde?“ fragte Bernhard.

„Siebenmal aus dem Rachen der Hölle,“ erwiderte der Gefragte und ſezte ſich zu Bernhard nieder. „Vorgeſtern trieb mich der Hunger mit vielen andern Kameraden aus den Reihen des Regiments, um in den zur Seite gelegenen Dörfern Speiſe aufzuſuchen. Da fiel plözlich mitten im Walde eine Horde Bauern über uns her; ſie ſchlugen und metzelten nieder, wen ſie trafen. Wir ſtäubten nach allen Seiten auseinander, da kamen auch Koſacken herbei und hezten uns mit ihren kleinen raſchen Pferden, wie der Schäferhund die verſprengten Schafe, um uns den wüthenden Muzjks in die Hände zu treiben.

Doch ihre erſte Mordluſt war geſättigt; ſie jagten uns mit Kantſchu- und Knüttelhieben auf einen Haufen zuſammen, koppelten uns aneinander wie die Jagdhunde und trieben uns ſo vor ſich her. Wir wähnten, ſie hätten Erbarmen mit uns und wollten uns als Gefangene fortführen.

Aber es war ein Irrthum! Nachdem wir in einem zwei Stunden von der Straße entfernten Dorfe angelangt waren, plünderten ſie uns ſo aus, daß wir bald nackt in der grimmigen Kälte ſtanden und die Zähne uns klappernd gegeneinanderflogen. So ſperrten ſie uns Alle zuſammen in die Kirche ein. Wir kauerten uns eng zuſammen und ſuchten einander zu erwärmen. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurden zwei von uns herausgeführt. Bald darauf hörten wir ſchießen; doch einzeln in langen Pauſen und nach jedem Schuß theilte ein wildes Geſchrei und Gebrüll die Luft. Anfangs konnten wir nicht begreifen, was dies bedeute; doch da ich mit Hülfe einiger Kameraden zu einem kleinen Fenſter hinangeklettert war, ſah ich, daß — beim Teufel, Kamerad, der Grimm preßt mir noch jetzt die Zähne gegeneinander — ich ſah, daß ſie unſere Kameraden an einen Baum gebunden hatten und wie nach der Scheibe auf ſie ſchoſſen."

Bernhard erblaßte.

„Ich nahm mich zuſammen und verrieth nichts, denn zu helfen war doch nicht mehr. „Ein Scheibenſchießen, weiter nichts," warf ich hin, aber es kochte wild in meiner Bruſt. Die Thür ging wieder auf, und die Blutbünde führten abermals zwei Schlachtopfer heraus. Ich ſchwieg, weil es ſchon dunkel wurde, und ich uns in der Nacht zu retten dachte. Wirklich waren dies die Letzten von uns, die da bluten mußten. In der Nacht brachen wir die Thür auf, die uns nach dem Thurm führte, und am Glockenſeil gelang es uns, uns in der Stille herabzulaſſen. Die Schildwacht vor der Kirche war eingeſchlafen. Ich ſtieß ihr ihr eignes Seitengewehr ins Herz, daß der Kerl auch nicht mehr zuckte. Jetzt warf ich den Pelz des Ruſſen über, nahm ſeine Waffen und ging damit an das Wachthaus am Ende des Dorfes. Meine Kameraden ließ ich ſtill nachfolgen.

Hier lag Alles ſchnarchend und beſoffen durch einander, Bauern und Koſacken. Die Mäntel und Pelze hatten ſie auf einen Haufen geworfen, denn es war eine erſtickende Hitze in der Stube. In der Ecke ſtand ein Korb mit Brot, und Branntweinflaſchen, theils gefüllt, theils leer, lagen überall umher. Ich hatte Anfangs nur gedacht, aus Rache für die Ermordeten das ganze Gebäude in Brand zu ſtecken; da aber jetzt die Gelegenheit günſtig war, holte ich noch drei Kameraden und dann packten wir ſo viele Kleider und Lebensmittel auf, als wir konnten, und trugen ſie hinaus. Eilig flüchteten wir mit unſern Schätzen in einen nahen Buſch, theilten redlich und kleideten uns an. Nun ſuchten wir das Weite. Aber die Bauern mußten unſere Flucht zeitig bemerkt haben, denn plötzlich waren ſie dicht hinter uns. Alles ſtürzte davon, Jeder flüchtete, wohin ihn der Zufall führte. Es gelang mir, einen dichten Buſch zu erreichen, wo ich mich verſteckte, bis Alles ſtill war. Dann ſchlich ich vorſichtig weiter, ſo gut ich konnte und wußte, nach der Straße zu. So lange es dunkel war, ging es; aber am Tage ſchien der Wald ordentlich lebendig zu werden von dem ruſſiſchen Raubgeſindel, und ich mußte kreuz und quer, durch Wald und Feld, vor und zurück, um ihnen nur zu entgehen. Noch vor einer Stunde waren ſie mir dicht auf der Ferſe. So war ich ganz irre geworden und verzweifelte, die Landſtraße zu erreichen. Nun aber hoffe ich mit Gott in dieſer Nacht noch bis Smolensk zu kommen. Dann will ich mich in Reih' und Glied halten und lieber hinſtürzen vor Qual oder Hunger und ehrlich als Soldat ſterben, als noch einmal in die Hände dieſer wilden Beſtien fallen! Ich bin kein feiger Bube; aber geſchlachtet werden, iſt doch ein greuliches Ende, und ein Soldat mag doch nicht gerade ſterben wie ein Mordbrenner. Was meint Ihr?"

Bernhard, durch die Nahrung gestärkt, durch die Erzählung dieser Wechselfälle zwischen Rettung und Untergang aufgeregt, hatte im Augenblick seine frische Hoffnung wieder. „Wahrlich nicht, Kamerad!“ rief er; „aber es hat auch noch Zeit damit. Ihr werdet Euer Ziel erreichen, und ich das meinige. In jetziger Zeit, wo jede Minute gefährlich ist, darf man nicht verzagen, wenn einem auch der Tod schon am Schopf hat. Man läßt ihm den Mantel und reißt sich doch wieder los.“

„Freilich! Es lebe der Muth! Aber was sagtet Ihr da von Eurem Ziel? Wohin wollt Ihr? Nicht vorwärts?“

„Nein!“

„Zurück? In dieses Teufelsland wieder hinein? Seid Ihr bei Sinnen?“

„Mir ist der Tod dort gewisser als dort.“

„Wie so?“

Bernhard besann sich einen Augenblick, dann erzählte er dem Fremde in der Noth, überzeugt, daß dieses ehrliche Soldatenherz ihn nicht verrathen werde, offen den Zusammenhang seiner Geschichte.

„Verfluchter Brut! Otterngezücht! Giftschwämme, dieses Schreibergesindel!“ fluchte der derbe, ehrliche Soldat, als Bernhard seine Erzählung geendet hatte. „Aber das darf Euch nicht kümmern! Dort hinein droht Gefahr auf jedem Schritt, denn die wüthenden Bauern liegen wie die Buschneger hinter den schwarzen Tannengebüschen. Ein Einzelner kommt nicht durch. Darum rathe ich Euch, kommt mit nach Smolensk. Wer kennt Euch? Ziehe meinen Pelz an, wenn wir ins Thor marschiren, und bindet Euch ein Tuch über das Gesicht. Was fragt jetzt Einer nach dem Andern? Jeder hat genug mit sich selbst zu thun. Haben wir nicht

eine ſo wunderbare Bedeutſamkeit für ihn hatte, ſiel Bernhard ſchwer auf das Herz.

„Wegwerfen,“ ſprach er, „kann ich ihn nicht, denn er iſt mir unendlich theuer; und wo ſollte ich ihn verbergen, daß ihn die Habſucht nicht fände?“

„Das ließe ſich wol machen. Ihr habt ſtarkes, langes Haar, da läßt er ſich vielleicht verſtecken. Zeigt her, ich will ihn Euch einknüpfen; auf eine glatte Friſur kommt jetzt ja nicht ſo viel an.“

Bernhard zog den Ring ab und Lacoſte knüpfte ihn, indem er einen Büſchel Haare durch die Öffnung ſteckte und dann einen Knoten um den Reifen ſchlang, in Bernhards reichem Haupthaar feſt.

„Aber iſt er auch ſicher? Wird er nicht verloren gehen?“ fragte dieſer beſorgt.

„Wenn Ihr den Haarzopf, an dem er hängt, nicht zuſchneidet, gewiß nicht; und verſteckt iſt er ſo tief, daß ein Rabe, der Gold ſtehlen wollte, ihn nicht entdecken würde. Freilich die Finger der Koſacken ſind — Teufel! St! Um Gottes willen ſtill! Hört Ihr nichts?“ unterbrach er ſich, plötzlich ſtillſtehend, und den Finger auf den Mund legend, mit faſt unhörbarer Stimme.

Bernhard ſchüttelte das Haupt. Doch gleich darauf vernahm er ein wirklich dumpfes Murmeln, als ob mehrere Stimmen von fern her im Geſpräch herankämen.

„Man kommt,“ flüſterte Lacoſte; „keinen Schritt von der Stelle! Vielleicht gehen ſie an uns vorüber.“

Mit dieſen Worten ſchmiegte er ſich in das dichte Gebüſch hinein, und Bernhard folgte ſeinem Beiſpiel.

Kaum hatten ſie den Verſteck erreicht, als auch ſchon ein Trupp von zehn bis zwölf Bauern, mit Piken bewaffnet, ſichtbar wurde. Das Herz ſchlug den beiden Flüch-

lingen hörbar gegen die Bruſt. Doch hofften ſie, Dämmerung und Gebüſch würden ſie verhüllen. Da ſchlug plötzlich ein Hund an, kam ſchnuppernd durch den Schnee und blieb bellend vor dem Buſche ſtehen. Die Bauern horchten auf und ſahen ſich um.

„Jetzt hilft uns nichts mehr als Flucht; Du links, ich rechts!“ rief Lacoſte, „daß wir ſie theilen;“ und im gleichen Augenblick that er auch ſchon einen Sprung aus dem Gebüſch und lief, was ſeine Kräfte vermochten, tiefer in den Wald hinein. Der Hund folgte ſeiner Spur mit lautem Gebell; Bernhard, der Weiſung des gewandten Gefährten gehorſam, ſchlug eben ſo raſch eine entgegengeſetzte Richtung ein. Ohne ſich umzuſehen, eilte er durch den tiefen Schnee und die dichten Gebüſche vorwärts, bis ihm der Athem verſagte. Jetzt ſtand er ſtill und blickte lauſchend und horchend rings umher. Alles war todt wie das Grab. Er hörte weder Hundsgebell, noch Menſchenſtimmen mehr; nur das ſchauerliche Rauſchen des Nachtwindes ſtrich durch die Wipfel der hohen Tannen. Behutſam wagte er ſich wieder in der Richtung nach Smolensk zu, weil er dort auf ſeinen Unglücksgefährten zu treffen hoffte. Bald ſtieß er auf ſeine eignen Spuren im Schnee. Dieſen folgte er mit Vorſicht, jeden Augenblick lauſchend, ob Feinde in der Nähe ſeien. Doch der Wald war wie erſtorben. Die Spuren leiteten ihn nach einer ſtarken Viertelſtunde auf den Fleck, von dem aus er geflüchtet war. Zu ſeiner Freude entdeckte er auch Lacoſte's Spuren und durfte hoffen, ihn aufzufinden. Er folgte ihnen; bald ſah er ſie zu ſeinem Leidweſen mit vielen andern gemiſcht: ein Zeichen, daß man den Armen heftig verfolgt hatte. Noch eine ganze Strecke zogen ſie ſich in den Wald hinein, dann hörten ſie auf und wandten ſich ſichtlich zurück. Unſchlüſſig ſtand Bernhard ſtill und überlegte, ob er es

wagen dürfe, ihnen auch aus dem Walde hinaus nach der offnen Straße zu zu folgen. Er unterſuchte, ob nicht vielleicht die Fußtritte Lacoſte's aus dieſem ziemlich durchwühlten Schneeflecken allein weiter in den Wald führten. Doch er fand kein Zeichen dieſer Art. „So wäre denn der Unglückliche doch in die Hände ſeiner grauſamen Feinde gefallen?“ Eine Stimme im Innern Bernhards ſagte ihm, daß er ihm, der ſein Retter geweſen, nicht verlaſſen dürfe, ſondern ihm wenigſtens noch ſo weit nachforſchen müſſe, als es, ohne ſich ſelbſt unrettbar preiszugeben, geſchehen könne. Daher folgte er den Fußſtapfen, die nach der Landſtraße zuführten, jedoch mit Vorſicht und jeden Augenblick ſcharf aufhorchend. Da war es ihm, als höre er ein leiſes Seufzen. Er blieb ſtehen und lauſchte. Wahrlich, es wiederholte ſich! Er täuſchte ſich nicht, ein lebendes Weſen mußte in der Nähe ſein. Mit vorgebeugtem Haupte ging er dem Schalle nach; jetzt vernahm er das Ächzen dicht neben ſich, doch ſah er Niemand auf dem Boden liegen. Der Schnee war aufgewühlt von vielen Tritten; eine mächtige Fichte ſtand wenige Schritte ſeitwärts. Dorther kam das Stöhnen; Bernhard ging um den Baum herum, der von der andern Seite freier ſtand; doch mit einem unwillkürlichen Ruf des Entſetzens bebte er ſchaudernd zurück, als er im halben Licht des Schnees und der Dämmerung einen blutigen, halb nackten, menſchlichen Körper, der an den Baum gebunden zu ſein ſchien, wahrnahm. Grauſend, doch mit Selbſtüberwindung trat er näher. Da ſah er zu ſeinem Entſetzen, daß der Unglückliche an den Stamm gepfählt war, und als er ihm ins Antlitz blickte, erkannte er ſeinen Retter und Gefährten.

„Allmächtiger Gott!“ rief er laut aus, und hatte Mühe, ſich auf den Füßen zu erhalten. „Lebſt Du noch, Freund? Kann ich Dich retten?“ Der Sterbende nickte

ſchwach mit dem Haupte, zum Zeichen, daß er den Gefährten erkenne; doch vermochte er nicht zu ſprechen. Schaudernd, doch es mußte ſein, faßte Bernhard den abgebrochenen Schaft einer Pike, die dem Unglücklichen durch die Schulter gebohrt war, und zog ihn heraus. Doch ein zweites Eiſen war durch die Lende geſchlagen und wollte Anfangs der angeſtrengteſten Kraft nicht weichen; endlich gelang es ihm, auch dieſes herauszureißen. Da ſank der Erlöſte matt in die Kniee; Bernhard fing ihn in ſeinen Armen auf und ließ ihn ſanft auf den Boden, mit dem Rücken gegen den Baumſtamm gelehnt, niedergleiten. Noch zweimal ſchöpfte er tief Athem, dann fiel das Haupt ihm lautlos auf die Bruſt herab; er hatte geendet.

Bernhard hielt ihn noch lange an ſeiner Bruſt und lauſchte, ob das entflohene Leben nicht zurückkehre; umſonſt. Es war nicht Schmerz, was ihn durchdrang; es war dumpfe Betäubung des Entſetzens. Die Leiche im Schoos, blickte er ſtarr vor ſich hin; keine Thräne drang in ſein Auge, er ließ keinen Seufzer hören. Es war grabesſtill; ſelbſt der Wind ſauſte nicht mehr in den Wipfeln. Finſteres Gewölk lagerte ſchwarz, unbeweglich über dem Himmel. Da flatterten zwei Raben heran und umkreiſten den Gipfel der hohen Fichte, als harrten ſie ſchon auf die Beute.

„Ihr ſollt dieſe Leiche wenigſtens nicht verſtümmeln!“ rief Bernhard und ſtand auf. Mit ſeinem Stabe und den eignen Händen und Füßen grub er eine breite Furche unter der Fichte in den tiefen Schnee. Dann ordnete er Haar und Kleidung der Leiche. Als er das Hemde zuknöpfen wollte, ritzte er ſich an einer Nadel. Er fühlte näher hin und entdeckte, daß der wackere Krieger ſeinen höchſten Schatz, das Kreuz der Ehrenlegion, inwendig im Hemd mit einer Stecknadel befeſtigt hatte. „Du ſollſt die Gruft des Tapfern

ſchmücken," ſprach er, „und wenn nie ein Sterblicher mehr vorüberwandern ſollte." Jetzt legte er den Leichnam in die kalte Gruft und wälzte hohe Schneemaſſen darüber, bis ſie einen weißen, feſtgedrückten Hügel bildeten. Mit demſelben Eiſen der Pike aber, das dem Todten die Schulter durchbohrt hatte, heftete er das Band und Kreuz an den Stamm der Fichte, ſo daß das Ehrenzeichen über der Grabſtätte ſchimmerte.

Mit verſchränkten Armen ſtand Bernhard vor dem Schneehügel. „Ruhe nun unter dieſer kalten Hülle, bis der Frühling ſie ſchmilzt, und Grün und Blumen um Deine Gebeine ſproſſen! — Du hätteſt ein dauernderes Denkmal verdient! Nimm vorlieb! Hier wird es Keinem beſſer geboten! — Leb' wohl!" — Er wandte ſich. Tiefer und tiefer ging er, entſchloſſen, die letzten Kräfte an ſeine Rettung zu ſetzen, aber gefaßt, daß es vergeblich ſein werde, in den Wald hinein.

Viertes Capitel.

Während Ludwig und ſeine Mitgefangenen durch den Wald geführt wurden, ſpähete dieſer mit ſorgenvollen Blicken umher, ob er Bernhard nicht entdecke. Er wußte kaum, ob er hoffen oder fürchten ſollte, ihn zu ſehen. Es wäre ein unbeſchreiblicher Troſt für ihn geweſen, jedes Leid mit dem Freunde gemeinſchaftlich zu tragen, doch wehrte ſeine edle Seele ſich gegen die leiſeſten Keime dieſer geiſtigen Selbſtliebe. Er hegte die geheime, wenngleich ſchwache Hoffnung, daß Bernhard glücklicher in ſeinem Unternehmen geweſen ſein und bald Rafinski und die Freunde erreicht haben werde.

Nach einer Wanderung von einer Stunde erreichte man einen freien Platz, der jedoch rings vom Walde umſchloſſen war. Hier loderten hohe Wachtfeuer, an denen Scharen von bewaffneten Landleuten lagen. Mit Erſtaunen ſah Ludwig auch viele Frauen, die der allgemeine Haß gegen den Feind von ihrer friedlichen Wirkſamkeit abgelenkt und mitten in das kriegeriſche Treiben der Männer hineingeführt hatte. Einige bereiteten Speiſen, Andere putzten Gewehre; eine Ältere ſah er einen Verwundeten verbinden.

Anfangs ſchien man die Ankommenden nicht beſonders zu beachten. Doch als man der Gefangenen, die ſie mitbrachten, anſichtig wurde, ſtrömten Alle neugierig herbei, dieſe Unglücklichen zu ſehen. Die Hoffnungsloſigkeit in den Zügen derſelben ſtach ſchreckenvoll gegen den Ausdruck des Hohnes und der wilden Freude der Sieger ab. Ludwig bedurfte ſeiner ganzen Kraft, um ſich die männliche Faſſung zu bewahren. Der Umſtand, daß er nicht, wie die Übrigen, der Kleider beraubt war, ſondern noch in einen warmen Mantel gehüllt, wenigſtens nicht vor Froſt zittern durfte, kam ihm dabei ſehr zu ſtatten. Doch erweckte er dadurch auch die Habgier der ſich rings andrängenden Feinde, deren Geſinnungen er aus ihren Geberden und dem laut und lauter werdenden Murmeln errieth. Endlich trat ein bärtiger Koloß, der wol glauben mochte, ſich vor den Andern etwas erlauben zu dürfen, auf ihn zu und wollte ihm die Mütze vom Kopf nehmen. Ludwig trat unwillkürlich einen Schritt zurück und wehrte dem Ruſſen mit der Hand. Da erhob dieſer im Zorn ſeinen einer Keule ähnlichen Knittel zu einem furchtbaren Schlage auf. Unfehlbar hätte er Ludwigs Haupt zerſchmettert; doch plötzlich ertönte der laute Schrei einer weiblichen Stimme, und in demſelben Augenblicke brach eine edle Geſtalt, in koſtbare Pelze gehüllt, doch mit verſchleier-

tem Angeſicht, durch die Reihen der Umſtehenden und warf ſich dem gehobenen Arme des Ruſſen entgegen.

Zornig wandte ſich dieſer um; doch als er ſah, wer ſeine That hinderte, verwandelte ſich ſein Grimm in die tiefſte Unterwürfigkeit, und er trat mit knechtiſch ehrfurchtsvollen Verbeugungen zurück.

Ludwig war von dem Wunder dieſer neuen Rettung, die ſich in der Schnelle des Augenblicks vollendete, wie betäubt; er heftete ſeine Blicke auf die Retterin, vermochte aber kein Wort des Danks hervorzubringen. Sie ſtand, ſelbſt vor Schrecken ganz außer Faſſung, aus tiefſter Bruſt mühſam athmend, kaum vermögend ſich auf den Füßen zu erhalten, vor ihm und hielt die Hände wie zum Dankgebet gefalten. Endlich ſchlug ſie den Schleier zurück, indem ſie mit unnachahmlichem, rührend zitterndem Tone der Stimme ſprach: „Erkennen Sie mich?“

Als trete eine himmliſche Erſcheinung, ein rettender Engel des Allmächtigen plötzlich ſtrahlend vor ihn hin, ſo ſank Ludwig, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, auf die Kniee vor der Entſchleierten nieder. Es war Bianca!

Bebend ergriff er ihre Hand mit ſeinen beiden; er neigte ſein Haupt darüber, ſeine Thränen ſtrömten — er wähnte in dieſem Übermaß der Wonne ſein Daſein zu enden.

„So konnte ich doch vergelten!“ ſprach ſie und hob das blaue, in Thränen ſchwimmende Auge gen Himmel. „O, allmächtiger Vater, Deine Hand leitete meine Schritte! Wenn ich zu ſpät gekommen wäre!“

Die Umſtehenden betrachteten die Gruppe mit lautloſem Erſtaunen.

„Was bedeutet das?“ fragte plötzlich eine rauhe, mann-

liche Stimme. Ludwig erwachte aus ſeiner ſeligen Betäubung und ſprang auf.

Ein Reiter war in den Kreis geſprengt, das edle Roß, ſeine reiche Kleidung gaben einen Führer zu erkennen.

Es war Graf Dolgorow.

„O mein Vater," rief Bianca mit leidenſchaftlichem Tone, „ſehen Sie hier unſern Retter!"

„Wie? Wo?" fragte der Graf und warf forſchende Blicke auf Ludwig. Doch plötzlich unterbrach er ſein Erſtaunen durch den Ausruf: „Du hier? Elender Bube!" Und mit einem Sprunge war er vom Pferde herab und drang in die Reihen der Gefangenen ein, um Beaucaire, dem vor Froſt und Entſetzen die Kniee ſchlotterten, aus ihrer Mitte herauszureißen.

Dolgorow, den die Rache ſchneller entflammte als die Dankbarkeit, vergaß dieſe, um jener zu genügen. In England und Italien, wo er ſich in wichtigen, aber gefährlichen diplomatiſchen Aufträgen befand, war Beaucaire ſein Secretair und geheimer Agent geweſen. Als der Krieg des Jahres 1812 ausbrach und Napoleon die engliſchen und ruſſiſchen Agenten in allen Ländern auf das eifrigſte aufſpüren ließ, war auch Dolgorows Verkehren entdeckt worden. Er mußte aus Rom eiligſt und in einer Verkappung flüchten. Beaucaire erhielt einen Paß als deutſcher Graf Wallersheim. Feodorowna galt unter dem Namen Bianca für ſeine Schweſter. Dolgorow ſelbſt wurde für einen alten Diener, ſeine Gemahlin für die Erzieherin der jungen Gräfin ausgegeben. So traten ſie die Reiſe an. In Mailand glaubte Beaucaire, der eine rohe Leidenſchaft für des Grafen Tochter gefaßt hatte, von den dringenden Umſtänden Alles erkrotzen zu können. Er wagte Anträge, die Feodorowna mit Empörung zurückwies und die die Wuth ihres Vaters entflammten, ob-

gleich die äußerſte Gefahr in ſeinem Zorn lag. Er mißhandelte den Buben und ſtieß ihn mit Schimpf von ſich; dieſer eilte, ihn zu verrathen. Doch ſchon hatte der Graf es möglich gemacht, aufs eiligſte zu fliehen, und änderte ſeine Reiſeroute, indem er, ſtatt über Verona nach Inſpruck und München, die Straße über den Simplon einſchlug. Dort traf ihn Ludwig. Retter und Verräther waren nunmehr zugleich in ſeine Hand gefallen, und dieſer ſollte jetzo ſeinen Lohn empfangen.

„Heiliger Gott! Welche Schickung!“ rief Feodorowna aus, als ihr Auge auf den Elenden fiel, den Dolgorow trotz ſeines Sträubens aus der zitternden Menge hervorriß.

Beaucaire wurde jetzt auch ihrer anſichtig, und mit verzweifelter Anſtrengung riß er ſich los und ſtürzte zu ihren Füßen nieder. Krampfhaft umklammerte er ihre Kniee und rief: „Erbarmen, Gräfin! Bittet um Gnade für mich! Nur meine raſende Liebe zu Euch war mein Verderben!“

Bianca zitterte und erhob angſtvoll flehende Blicke zu ihrem Vater. Doch dieſer rief mit ehernem Grimm:

„Ergreift ihn und werft ihn dort in die Flammen, damit jeder Ruſſe ſehe, wie ein Verräther geſtraft wird.“

Bianca wurde zu einem Marmorbilde. Beaucaire ſchrie laut auf und klammerte ſich in der Angſt der Verzweiflung an ihre Kniee an, indem er ſein Haupt in ihren Schooß zu verbergen ſuchte. Sie wäre niedergeſtürzt, wenn nicht Ludwig, ihr raſch zu Hülfe ſpringend, ſie gehalten hätte.

„Vollzieht meinen Befehl!“ rief Dolgorow nochmals. „Reißt ihn von der Fürſtin hinweg!“

Auf dieſen Ruf packten zwei aus der Maſſe mit wilder Freude hervorſpringende Männer den Verzweifelnden bei den Haaren; zwei Andere ergriffen ihn bei den Füßen, ein Koſack riß ſein Meſſer aus dem Gürtel und ſchnitt ihm über

die beiden Hände, mit denen er Bianca's Knie umschlossen hielt. Erst als die Sehnen zerrissen waren, sanken ihm die Arme zurück. Unter gräßlich jubelndem Gebrüll der wuthentflammten Menge wurde er bald hinweggetragen, bald geschleift. Sein zerreißendes Jammergeschrei drang mitten durch das Toben der mordlustigen Schar hindurch, die, von wilder Begierde auf das gräßliche Schauspiel gestachelt, in schwarzen Massen nachstürzte.

„Bewacht die übrigen Gefangenen!“ rief Dolgoruw und ging raschen Schrittes, die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll auswich, theilend, dem Orte zu, wo sein furchtbarer Befehl vollstreckt werden sollte.

Bianca hatte sich gegen Ludwigs Schulter gelehnt. Grauen und Seligkeit erfüllten sein Herz zugleich. Jetzt theilte verdoppeltes Wuthgebrüll die Lüfte. Wider Willen zog es sein Auge zu der fürchterlichen Stelle hin. Beaucaire wurde hoch emporgehoben; sein Antlitz mit dem zerrauften Haar verzerrte sich wie in den Qualen der Verdammniß. Er zuckte mit den blutigen Stumpfen seiner Hände wild umher. Da stürzten ihn die Wüthenden häuptlings in die Gluth hinein; ein gräßliches Geschrei, das weit im Walde wiederhallte, stieg empor. Es drang selbst in Bianca's Betäubung mit entsetzlicher Gewalt ein; sie bebte schaudernd zusammen und drückte das Angesicht verbergend gegen Ludwigs Brust. Diesem hielt das Grausen Sprache und Bewegung gefesselt; kaum vermochte er es, den Blick von dem gräßlichen Schauspiel ab auf die erblaßten Züge der Geliebten zu wenden, die an seinem Herzen ruhte.

Als nach dem wilden Getöse einige Augenblicke schauerlicher Stille eintraten, erwachte Feodorowna aus ihrer Betäubung. Sie bebte scheu zurück, als ihr Auge auf den Schauplatz der gräßlichen That fiel. Das Haupt wendend,

traf ſie auf Ludwigs edle, von Schauder und Rührung tief bewegte Züge. Hier weilte ihr Blick mit unausſprechlicher Innigkeit. Nicht ihrer Lippe entfloh das Geheimniß ihres Herzens, welches ſich ihr ſelbſt erſt in dieſem Augenblicke wunderbar offenbarte; aber der Strahl ihres Auges verkündete es. In Ludwigs Bruſt flammte ein hoher Glaube an die Fügungen des Allmächtigen, ein kühnes Bewußtſein auf. Dieſe und keine Andere war ihm zur Begleiterin des Lebens beſtimmt! Auf den wunderbarſten Pfaden führte die Schickung ſie ihm entgegen. Er wagte, ihre Winke zu deuten. Eben wollte er die Lippe öffnen, da trat Dolgorow, der von ſeinem blutigen Richteramte zurückkehrte, zwiſchen ihn und Feodorowna. Er heftete finſtere, forſchende Blicke auf das Antlitz der Tochter; es ſchien, als argwohne er, daß ihre heftige Erſchütterung durch etwas Anderes als die eben vollbrachte entſetzliche Strafe an dem Elenden bewirkt ſei.

„Fürſtin Ochalskoi," ſprach er vornehm und kalt, „ich habe nicht vergeſſen, was wir dieſem jungen Manne ſchuldig geworden. Mir däucht aber, unſere Rechnung ſei zerriſſen, da ich ihn hier als Feind Rußlands unter den Frevlern erblicke, die in das Heiligthum unſrer Heimat eingebrochen ſind. Doch Großmuth iſt die Tugend der Ruſſen. Ich werde Sorge tragen, junger Mann, daß man Sie den Ihrigen wieder zuſende; doch fallen Sie zum zweiten Male in meine Hand, ſo trifft Sie das Loos aller Übrigen, Tod oder ewige Gefangenſchaft in den Bergwerken Sibiriens."

Ludwigs Stolz erwachte dem Stolze Dolgorows gegenüber; doch er bezwang ihn und erwiderte: „Wenn Sie mich zu dem franzöſiſchen Heere zurückſenden, ſo iſt mein Tod gewiß, und Sie ſelbſt ſind die Veranlaſſung dazu."

„Wie das?" fragte Dolgorow erſtaunt.

„Was ich an der italieniſchen Grenze für Sie gethan,

wurde mir in meiner Heimat von den franzöſiſchen Behörden zum todeswürdigen Verbrechen gemacht. Jeder Weg der Flucht war mir abgeſchnitten; nur um der Gewalt meiner willkürlichen Richter zu entgehen, trat ich, auf das Anerbieten eines edlen Freundes, in das Heer ein. Dieſen Morgen ſollte ich, von eben dem Unglücklichen verfolgt und verrathen, der in dieſem Augenblicke die entſetzliche Strafe ſeines Verbrechens erduldet hat, den Tod empfangen. Der Überfall der Ihrigen rettete mich. Doch ein theurer Freund —"

Dolgorow unterbrach ihn: „Wenn Sie Wahrheit ſprechen, ſind Sie gerechtfertigt; und ich glaube es Ihnen. In dieſem Falle werden Sie Sorge tragen, Fürſtin, daß unſer Retter auf das Schloß geführt werde. Solanow ſoll Sie geleiten; mich hält mein Beruf hier zurück, doch treffe ich ſobald als möglich ein. Gehen Sie jedoch, zuvor die Gräfin zu benachrichtigen."

Bianca gehorchte und nahm, von zwei Dienern begleitet, ihren Weg nach einer Art von Hütte, die hinter den Lagerfeuern aufgerichtet war. „Wir werden uns bald wiederſehen," ſprach ſie im Gehen zu Ludwig und neigte ſich grüßend gegen ihn. Ihr Blick drang in ſein tiefſtes Herz; ſie lächelte ſchmerzlich und freundlich zugleich, und eine milde Hoheit, wie von dem Antlitz einer Heiligen, ſtrahlte aus ihren Zügen. Mit bebender Verehrung beugte er das Haupt; als er es erhob, ſah er die edle Geſtalt, wie die Erſcheinung einer Himmliſchen im Kreiſe gelagerter Wilden, durch die Reihen der ſich ehrfurchtsvoll neigenden Krieger dahinſchweben.

Auch Dolgorow wollte gehen, doch Ludwig hielt ihn zurück.

„Ich muß Sie noch um Ihre Vermittelung für einen Freund anflehen, der vielleicht, wie ich, in die Hände der

Ihrigen gerieth. Er wollte mein Retter werden und lud ſo den Zorn der franzöſiſchen Machthaber auf ſich; er wollte mein Geſchick überall theilen, und ſo ergriff er denſelben Ausweg der Rettung. Heute ſollte er an meiner Seite ſterben, rettete ſich jedoch durch die Flucht."

„Wenn er in unſere Hände fällt, ſoll er zu Ihnen gebracht werden," ſprach Dolgorow; „doch wie nennt er ſich?"

„Graf Lomond iſt der angenommene Name, unter dem er in Dienſte trat, und den er jetzt auch muthmaßlich fortführen wird."

„Ich werde das Nöthige ſeinethalben anordnen."

Ein grauköpfiger Soldat von etwa ſechzig Jahren, der Uniform und Bart gleich einem Ruſſen trug, aber in ſeiner Geſichtsbildung einem Deutſchen glich, näherte ſich ehrfurchtsvoll dem Grafen und that demſelben, tief gebeugt, eine Frage.

„Immerhin," erwiderte dieſer; „wenn Du einen Landsmann gefunden zu haben glaubſt, Solanow, ſo rede ihn an."

„O mein Herr," wandte ſich jetzt der Alte in deutſcher Sprache zu Ludwig, „vergeben Sie mir eine Frage. Ich bin ein Deutſcher, aber ſeit langer Zeit aus meinem Vaterlande. Ich glaube in Ihnen eine Ähnlichkeit zu entdecken. Sollten Sie vielleicht Sternfels heißen?"

„Wie?" rief Ludwig heftig zitternd, mit äußerſtem Erſtaunen, da der Alte den Namen ausſprach, den er nur durch Mariens Brief kannte und noch kaum zu führen wagte; „weshalb?"

„Ich diente einem deutſchen Herrn dieſes Namens," ſprach der Alte bewegt; „er iſt zwar längſt todt, aber wenn ich ſein Ebenbild ſo vor mir ſehe, wie —"

„Wo ſtarb er?" rief Ludwig, den Greis haſtig unterbrechend.

„Die See hat ihn verſchlungen. Wir ſaßen eines bö-

ſen Handels wegen in Paris gefangen; doch es gelang uns, nach dem Havre zu flüchten und auf ein holländiſches Schiff zu kommen."

„Wann?" fragte Ludwig und hielt kaum noch an ſich.

„Vor achtzehn Jahren."

„Wegen eines Duells?"

„Allerdings."

„Das war mein Vater!" rief Ludwig jetzo außer ſich und ergriff die Hände des Greiſes, der zitternd, unſchlüſſig vor ihm ſtand. „Und wer biſt Du?"

„Ein ſchlichter Mann, lieber Herr," ſprach der Alte, und Thränen rollten aus ſeinen Augen; „ich war nur ſein Reitknecht, Willhofen heiße ich."

„Redlicher, treuer Diener," rief Ludwig, „und hier finde ich Dich? Und mein Vater iſt wirklich todt?"

„Schon längſt! Wir litten Schiffbruch in der Nordſee; das Meer verſchlang die meiſten. Einige, darunter ich, wurden gerettet; der Capitain eines ruſſiſchen Schiffes nahm uns auf." Hier ſtockte der Alte und deutete mit einem ſcheuen Blicke ſeitwärts an, daß er nicht zu ſprechen wagen dürfe. Ludwig aber ahnete das Loos des Unglücklichen.

Dolgorow war indeſſen zu den übrigen Gefangenen getreten und hatte ſie gemuſtert. Sie ſtanden zitternd in einer langen Reihe vor ihm; die meiſten waren junge Soldaten.

„Sind Deutſche unter Euch?" fragte er laut.

Ludwig hörte es und blickte hin; er harrte auf die Antwort, weil er fühlte, daß es ſeine Pflicht ſei, die Rettung ſeiner Landsleute zu verſuchen. Es blieb ſtill.

„Solanow!" rief der Graf, und dieſer eilte, zu gehorchen. „Hier die Leute, die ich Dir übergeben werde, ſollen mit auf das Jagdſchloß geführt und von dort weiter gebracht werden. Sie ſind noch zur Arbeit tauglich. Für

die Übrigbleibenden hat Rußland keine andere Nahrung, als zwei Loth Blei.“

Es waren einundzwanzig Gefangene. Nur Einer blieb, als zu alt zur Arbeit, zurück, um den Tod zu empfangen. Es war St. Luces.

Da er nicht verſtanden hatte, was der Graf ſagte, ſo glaubte er, man habe an ſeiner Haltung, Wäſche und der ihm freilich meiſt geraubten Kleidung erkannt, daß er zu den höhern Ständen gehöre. Das bleiche Entſetzen, welches ſeit Beaucaire's Schickſal ſeine Züge bedeckt hatte, wich einem Anflug der Hoffnung. Er wagte es daher jetzt, den Grafen anzureden und ſprach franzöſiſch:

„Ich hoffe, mein Herr, auf die Geſetze, welche alle Völker ſogar im Kriege ehren, Anſpruch machen zu dürfen. Ich bin nicht Soldat, ſondern gehöre zur Civilverwaltung, mein Rang —“

„Ihr ſeid ein Blut und Mark aller Völker ausſaugender Franzoſe,“ entgegnete Dolgorow finſter, „verächtlicher und abſcheulicher als der Soldat, denn der kämpft mit offener Waffe, aber die Eurige iſt das Gift!“

„Man würde,“ verſuchte St. Luces noch einmal zitternd ſeine Sache geltend zu machen, „mich ſehr bereitwillig gegen gefangene Offiziere auswechſeln!“

„Gefangene? Habt Ihr denn auch Gefangene?“ rief Dolgorow wild und mit Hohn zugleich. „In Euren Bulletins ſtehen freilich Tauſende; aber wo könnt Ihr ſie aufweiſen? Und woran erinnert Ihr mich? Wiſſen wir etwa nicht, wie Eure ruchloſen Mörderbanden mit den Wenigen umgegangen ſind, die in ihre Hände fielen? Wähnt Ihr, wir hätten ſie nicht gefunden, wie ſie mit zerſchmettertem Schädel die Landſtraßen bedeckten? Trafen wir ſie nicht eingeſperrt in Kirchen, Ställen, Scheunen, wo der Hunger ſie

zu Tode gefoltert hatte? Fort mit Euch! Wir werden noch genug finden, gegen die wir auswechſeln können, die wir auswechſeln wollen."

Indeſſen hatte Solanow oder Willhofen den vor Angſt zitternden St. Luces forſchend betrachtet. Er ſprach einige Worte ruſſiſch mit Dolgorow und fragte dann den Gefangenen: „Wie heißt Ihr?"

„Ich bin der Baron Rumigny von St. Luces."

„Rumigny!" rief Willhofen aus und ſeine Züge nahmen den Ausdruck des furchtbarſten Grimmes an. „Allmächtiger Gott! Deine Rache ſchlummert nicht!" rief er mit gen Himmel emporgehobenen Händen aus. „Elender, kennſt Du mich? Haſt Du vergeſſen, daß Du — doch halt, hier — blick' her! Kennſt Du dieſen? —" Dabei eilte er auf Ludwig zu und zog ihn heftig bis dicht vor Rumigny hin. „Sternfels iſt ſein Name! Die Todten ſtehen auf, um ſich zu rächen! — Dieſer iſt der Mörder Ihres Vaters, der Mörder des wackern Waldheim — doch jetzt iſt die Stunde der Vergeltung gekommen."

St. Luces ſtarrte todtenblaß mit unbeweglichen Blicken auf Ludwig hin; er verſuchte zu reden. Doch die Sprache verſagte ihm.

Ludwig war bis ins Innerſte von der Gewalt dieſer Räthſel enthüllenden Stunde erſchüttert. Einen Augenblick wallte auch in ihm der Zorn auf, doch ſein edler Sinn wies dieſe Empfindung ſchnell zurück. Nur Mitleid erfüllte ſeine Bruſt, als er den Elenden von Todesangſt und Gewiſſensbiſſen gefoltert betrachtete, der unter dem Gewicht ſeiner Schuld zuſammenbrach. „Willhofen," redete er den alten Diener an, „mein iſt die Rache, ſpricht der Herr! Laß den Allmächtigen ferner walten — wir wollen vergeben!"

Willhofen hatte Thränen in den Augen; er beugte ſich

auf Ludwigs Hand und küßte sie. „Ein Herz, wie der Vater! Er starb für seinen Freund — und wäre für seinen Feind gestorben.“

Ludwig wollte sich Dolgorow nähern, um ein Wort der Gnade für St. Luces zu versuchen; doch dieser schnitt ihm mit strengem Blick und Wort die Bitte ab. „Hier waltet das Gesetz,“ sprach er fest. „Hat der Gefangene Ihnen ein Unrecht gethan, so mag Ihre Vergebung ihm jenseits nützen. Hier schützt ihn nichts.“

Er winkte mit der Hand einem Kosacken in seiner Nähe und sprach einige russische Worte. Sogleich wurde St. Luces, den die Todesangst völlig gelähmt zu haben schien, abgeführt. Einige Minuten darauf fielen drei Schüsse; Ludwig durfte nicht zweifeln, wem sie gegolten.

Fünftes Capitel.

Dolgorow stieg wieder zu Pferde, nahm fast alle waffentragende Männer zusammen und setzte sich an ihre Spitze gegen die Landstraße hin in Bewegung. Willhofen und vier Landleute mit Spießen blieben zurück zur Bewachung der Gefangenen, denen man gestattete, sich an den großen Feuern zu wärmen; auch wurde etwas Brot und Branntwein unter sie vertheilt. Ludwigs Herz sehnte sich nach Bianca. Er fragte daher Willhofen: „Was werden wir nun beginnen, lieber Freund? Welches wird meine, Deine nächste Bestimmung sein?“

„Ich muß hier den Befehl der Fürstin erwarten, die dort drüben bei der kranken Gräfin in der Hütte ist,‘ ant-

wortete er. „Sie werden wol die Rückkehr ihres Schlittens abwarten, der Verwundete nach dem Dorfe gebracht hat.“

Die Bezeichnung Fürstin war Ludwig schon zuvor peinlich aufgefallen. Er fragte: „Ist die Fürstin denn nicht die Tochter des Grafen?“

„Ja wohl,“ erwiderte Willhofen, „aber an den Fürsten Schalskoi verheirathet.“

„Vermählt!“ rief Ludwig und erblaßte.

„Oder besser, verheirathet gewesen,“ fuhr Willhofen fort, „denn der Fürst ist todt. Ich glaube, unter uns gesagt, es ist gar nicht zur Ehe gekommen. Denn am Hochzeitabend wurde das Schloß von den Franzosen überfallen und gestürmt, und der Fürst erhielt eine schwere Wunde, an der er endlich zu Moskau gestorben ist.“

Ludwig horchte gespannt auf.

„Hier auf dieser Stelle im Walde habe ich ihn eine ganze Zeit im Dickicht verstecken müssen, bis wir einen Wagen herbeischafften, um ihn mit der jungen Frau nach dem Jagdschloß zu bringen.“

„Hier, hier?“ unterbrach Ludwig den Erzählenden, und eine erschütternde Ahnung bewegte seine Brust.

„Gerade hier; denn das Schloß liegt kaum eine Stunde von hier; man kann es nur vor der hohen Waldung nicht sehen. Dort drüben —“

„Wann geschah die Erstürmung?“

„Am siebzehnten August; ich weiß es noch, wie heute.“

„Allgnadenreicher Gott!“ rief Ludwig außer sich und warf sich auf die Kniee. „Allmächtiger Lenker unserer Tage! Wer will wider Dich murren! An welchen Fäden führst Du unser Geschick! Ewiger! Unendlicher! Nimm meinen heißen, thränenreichen Dank! Prüfe mich nun, so hart und schwer Du magst, ich werde nimmer verzagen; kein Zweifel soll

meine Bruſt bewegen; denn wunderbar haſt Du gewaltet und gewacht! Du wirſt Alles herrlich in Deiner leuchtenden Weisheit vollenden!“

Willhofen betrachtete den Betenden mit Erſtaunen. Er ahnete geheime Beziehungen, doch wagte er nicht, danach zu forſchen.

Als Ludwig aufſtand und in heftiger Wallung auf- und niederging, trat er zu ihm und ſprach, indem er ſeine Hand ergriff: „Das iſt wacker, lieber Herr; Frömmigkeit iſt eine hohe Tugend. Auch ich habe oft inbrünſtig zum Herrn gebetet, und ich hoffe, auch er werde mich erhören. Hat er mich doch jetzt aus dem fernen Aſien, wo ich vergeſſen von der Heimat als des Fürſten Odalskoi Leibeigner lebte, wieder bis hierher geführt, zu dem Sohne meines lieben Herrn. O, ich bitte Euch, Ihr ſcheint ſo viel bei dem Grafen Dolgorow zu gelten, ich bitte Euch dringend, verwendet Euch bei ihm um meine Freiheit.“

„Gewiß!“ verſprach Ludwig mit einem Handſchlag. „Aber ſagſt Du nicht, Du ſeieſt Leibeigner des Fürſten?“

„Freilich wol; doch die Güter ſind jetzt durch den Heirathsvertrag an den Grafen gefallen. Ach, wenn es von der Fürſtin abhinge, mir die Freiheit zu geben — dann hätte ich ſie längſt. Den Grafen Dolgorow habe ich noch nicht darum zu bitten gewagt.“

Ein Diener kam und redete mit Willhofen.

„Die Gräfin Dolgorow läßt Euch herüberrufen, lieber Herr,“ ſprach Willhofen. „Folgt nur dieſem Manne hier, er wird Euch führen.“

Ludwig ging pochenden Herzens. Der Diener führte ihn nach der flüchtig von Tannenzweigen erbauten Hütte hinüber. Bianca kam ihm auf halbem Wege entgegen; ſie war freundlich, doch eine ſtille Schwermuth ſchwebte auf ihren Zügen.

„Ich werde Sie zu meiner Mutter führen," ſprach ſie mit gedämpfter Stimme. „Sie haben ſie ſchon auf unſerer Flucht aus Italien kennen gelernt. Fühlen Sie ſich nur nicht verletzt durch den vielleicht zu kalten, förmlichen Empfang, den Sie erfahren könnten. In dieſem Lande kennt man die milden Sitten Deutſchlands noch wenig; hier gilt der Rang Alles, und der Nationalſtolz und der Haß gegen Fremde ſind in dieſem Augenblick beide ſo mächtig aufgeregt, daß kaum die Stimme der wärmſten Dankbarkeit ſich dagegen zu erheben vermag."

„Dankbarkeit?" entgegnete Ludwig. „Wer ſoll hier dankbar ſein? Sie, der ich kaum bewußt einen leichten Dienſt leiſtete, welcher das höchſte Glück meines Lebens bildete, oder ich, der ich Ihnen Alles, Alles verdanke?"

„Sie wollen die Gegendienſte, die der Zufall herbeiführte, in Anſchlag bringen?" ſprach Feodorowna. „Vielleicht gar auch, daß Sie nicht jetzo, da Sie in unſere Hand fielen, barbariſch gemordet wurden wie die andern Unglückſeligen?"

„Sollt' ich auch," antwortete Ludwig nach einigem Zögern, „der Warnung uneingedenk ſein, die ich in Moskau empfing?"

„So haben Sie mich an meinem Zeichen erkannt?" fragte Feodorowna mit einem unausſprechlich liebevollen Blick.

„Was könnte ich je vergeſſen, das ich durch Sie gekannt!" erwiderte er kühn.

Ein leichtes Roth überflog die blaſſen Wangen des ſchönen Angeſichts; ſie ſenkte die Wimpern und ſprach leiſe: „Auch mir ſind die wenigen Stunden unvergeßlich geblieben, die wir beiſammen zugebracht. O, daß Sie ſich ſo ſchnell von uns trennten!"

„Wähnen Sie, es war mein Wille?“ rief Ludwig. „O nein! So kränken Sie mich nicht! — Ein feindſeliger Dämon führte uns auseinander. Er leitete meine Schritte irre; zu ſpät muß ich das Ufer der Rhone erreicht haben.“

„Mein Vater drängte zur Eile,“ unterbrach ihn Feodorowna. „Ich verſuchte es, durch ein Zeichen —“

„O, ich habe es gefunden,“ unterbrach Ludwig ſie mit bewegter Stimme, ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Doch erſt am nächſten Morgen glänzte es mir, nach vergeblich irr durchwanderter Nacht, als ein Stern der Hoffnung entgegen. Nie vergeſſe ich den Augenblick, wo ich jenes Band roſig durch die Büſche ſchimmern ſah. Noch in dieſer Stunde trage ich es auf dem Herzen. Hier iſt es!“

Thränen drangen in ihr ſchönes Auge, als ſie dies Zeichen der Liebe in der Hand des Geliebten erblickte.

„Wir ſchlugen gleich jenſeit des Stromes einen gefährlichen Pfad in das hohe Gebirge ein,“ ſprach ſie bebend und ſuchte vergeblich ihrer Bewegung mächtig zu werden.

„Und ich wähnte, Ihnen das Thal hinauf, über den Gotthard am ſicherſten zu folgen. Unabläſſig forſchte ich nach Ihren Spuren, bis mir in Deutſchland ein unglückſeliges Blatt —“

„Hat mein Abſchiedswort Sie alſo doch erreicht?“ fiel Feodorowna freudig bewegt ein.

„Es war der bitterſte Kelch, der mir je aus holdſeliger Hand gereicht wurde.“

„Das Geſchick hat ihn gemildert, wir wollen dankbar ſein,“ erwiderte Feodorowna, und eine fromme Rührung bewegte ihre Stimme. „Ich glaubte nicht, daß es uns wieder zuſammenführen würde; doch eine höhere Hand leitet die Fäden, an denen unſer Leben ſchwebt.“

„Wahrlich, eine wunderbar waltende Macht!“ rief

Ludwig in überdrängender Wallung aus. „O wüßten Sie, wie nahe ich Ihnen indeſſen ſchon geweſen!“

Bianca ſah ihn verwundert an. „In Moskau meinen Sie?“

„Nein, unfern von hier — ich war bei dem Erſtürmen jenes Schloſſes dort.“

„Sie ſelbſt?“ rief ſie und ſah ihn mit zweifelnden Blicken an; dann hob ſie Auge und Hände gen Himmel und ſprach aus innerſter Seele: „O allgütiger Vater im Himmel, wie durfte ich nur einen Augenblick an Deiner Huld verzagen! O, Sie wiſſen nicht,“ wandte ſie ſich gerührt wieder zu Ludwig, „Sie ahnen nicht, von welchem unſeligen Geſchick Sie mich erlöſten! Doch,“ fuhr ſie eilig und leiſe fort, „verſchweigen Sie um des Himmels willen, daß Sie Antheil an dem Kampf in jener Nacht hatten; denn man würde es Ihnen nimmer vergeben!“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an die Hütte gekommen.

Feodorowna trat zuerſt ein; Ludwig folgte. Auf einem Ruhebett erblickte er, in Pelze gehüllt, die Gräfin Dolgorow, deren Züge, obwol ein Ausdruck der Krankheit und der Leiden ſie entſtellte, er ſogleich wiedererkannte.

Sie ſah ihn nicht mit Freundlichkeit, ſondern mit Herablaſſung an. „Es freut mich,“ ſprach ſie gemeſſen, „daß wir Ihnen den Dienſt, den ſie uns in Italien geleiſtet, zu vergelten Gelegenheit finden, wiewol es mich betrübt, Sie unter Denen zu treffen, die den Krieg in unſer Vaterland trugen.“

„Ich glaube mich darüber ſchon gerechtfertigt zu haben, gnädigſte Gräfin,“ erwiderte Ludwig mit einigem Stolz.

„Sie könnten jetzt Gelegenheit finden, die Schuld des Schickſals auszugleichen. Gott hat die Heere der Feinde ge-

ſchlagen; das Verderben bricht über ſie herein; die gerechte Sache ſiegt. Es ſteht jetzt nur bei Ihnen, Theil an dem Kampfe zu nehmen.“

Ludwig ſchwieg einige Augenblicke, dann antwortete er ruhig und entſchloſſen: „Sie werden mir geſtatten, Ihnen auf dieſes Anſinnen eine meine Entſchlüſſe rechtfertigende Antwort zu ertheilen. Ich ſelbſt halte Rußlands Sache für eine gerechte; nur mit innerm Widerſtreben habe ich an dem Kampfe dagegen Theil genommen. Ich that nicht mehr als die Ehre des Mannes, des Soldaten, der ſich einmal zu einer Fahne geſtellt hat, von mir forderte. Ein Einzelner, vermochte ich dem Strome der Weltereigniſſe nicht zu gebieten, noch ihm zu widerſtehen; dies ſpricht mich von perſönlicher Verantwortung gegen dieſes Land frei. Vielleicht wünſchte Keiner in dem ganzen Heere den Krieg; darum ſoll auch der Einzelne das allgemeine Unrecht weder vertreten, noch entgelten, noch kann er es verhüten. Dem edlen Führer, unter deſſen Schutz ich mich begeben, meinen nächſten theuren Waffengenoſſen, war meine Geſinnung nicht fremd. Aber ſie ehrten ſie und übten eine ſo zarte Schonung, daß ſie mich jeder Pflicht zu entheben ſuchten, die meinem Herzen ſchwer werden konnte. Ich ſelbſt mußte dagegen ankämpfen, um nicht einen ſchimpflichen Verdacht auf meine Ehre, meinen männlichen Muth zu laden. Was Freundſchaft, was brüderliche Liebe Wohlwollendes erſinnen kann, ward mir von meinen Waffengefährten. Jetzo werden Sie, ich bin es überzeugt, nicht mehr verlangen, daß ich ſie treulos verrathe und ſelbſt die Waffen zu ihrer Bekämpfung ergreife. Zwänge eine heilige Pflicht für mein eignes Vaterland mich dazu, ſo müßte ich ihr freilich gehorchen; und dennoch würde ich mit noch ſchwererm Herzen in einen ſolchen Kampf ziehen als in den gegen Rußland. Denn

wie die großen Maſſen des Ganzen einander gegenüberſtehen mögen, der Einzelne trifft doch nur auf den Einzelnen, und ich würde lieber das Schwert auf mich ſelbſt zücken als gegen die edlen, theuren Freunde, mit denen ich bisher Gefahren und Drangſal getheilt habe."

Die Gräfin ſchien empfindlich über Ludwigs freie, feſte Entgegnung, doch in Feodorowna's Auge glänzte eine heilige Freude und Rührung über die adelnde Geſinnung Deſſen, zu dem ihr Herz ſie mit ſüß überwältigender Macht hinzog.

„Die Sache Rußlands iſt auch die Ihres Vaterlandes, ſie iſt die ganz Europas," erwiderte die Gräfin nach einigem Beſinnen; „doch ich fühle mich zu ſchwach, Ihnen das jetzt unwiderleglich darzuthun. Sie werden uns auf ein Jagdſchloß, zwei Stunden von hier, begleiten; es liegt ſo tief im Walde, daß es vor jedem feindlichen Überfalle geſichert iſt. Doch können wir erſt gegen Abend aufbrechen, weil unſer Schlitten einige Schwerverwundete nach einem ziemlich weit von hier entfernten Dorfe bringt. Indeſſen ſollen unſere Leute Sorge tragen, daß es Ihnen an nichts mangele."

Bei dieſen Worten winkte ſie mit der Hand, als bedeute ſie Ludwig, daß er abtreten könne. Doch Feodorowna fiel, ſichtlich erſchreckt über den kalten, vornehmen Ton der Gräfin, ein: „Dieſe Sorge werde ich ſelbſt übernehmen, theuerſte Mutter; der Retter unſeres Lebens darf uns nicht undankbar finden."

„Ich hoffe, er werde ruſſiſche Großmuth kennen und ſchätzen lernen," antwortete die Gräfin ſtolz und verdrießlich. „Doch würde ich Dich bitten, meine Tochter, mich nicht zu viel zu verlaſſen, da Du weißt, daß ich Deines Beiſtandes in meinem Zuſtande hier, wo wir jeder Bequemlichkeit des Lebens entſagen mußten, nothwendig bedarf."

Ludwig verbeugte ſich und ging; doch Feodorowna folgte ihm ſogleich.

„Ich beſchwöre Sie, thun Sie nichts, was Ihnen Mißgunſt zuziehen würde," ſprach Ludwig dringend zu ihr, als ſie im Freien waren. „Das ſchönſte Glück iſt mir ja geworden; was kann ich Höheres wünſchen?"

„O, Sie entſchuldigen ſo gütig," erwiderte Feodorowna; „doch auch ich muß meine Mutter vertheidigen. Sie iſt mit ganzer Seele ihrem Vaterlande ergeben, und dies iſt auch die Urſache, weshalb Sie uns hier in dieſer ſeltſamen Lage antreffen. Sie wollte durchaus — und fügte ſich darin nicht bloß dem Willen meines Vaters — durch ihre Gegenwart, durch Zuſpruch, Hülfe für Verunglückte und durch jenen anregenden Einfluß, der höher Stehenden ſo leicht wird, wenn ſie ihn auf die in Demuth Untergebenen üben wollen, den Muth und Eifer der verſammelten Volksmenge anſpornen. Dieſe Pflicht hat ſie mit ſolcher, die weiblichen Kräfte überſteigenden Anſtrengung geübt, daß ſie jetzo krank und erſchöpft darniederliegt und gezwungen iſt, ſich auf jenes Schloß zu begeben, wohin wir hoffentlich bald abreiſen werden."

Ihr Geſpräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Greis, welcher Ludwigs Retter aus den Händen erbitterter Feinde geweſen war, als er vor zwei Stunden, an den Todespfahl gebunden, ein Opfer der Volksrache fallen ſollte, aus dem Gebüſch trat. Es war Gregor.

„Sei gegrüßt, meine Tochter," redete er Feodorowna in ruſſiſcher Sprache an; „erbarmſt Du Dich dieſes Unglücklichen?"

„Dieſem ehrwürdigen Greiſe," rief Ludwig, als er ihn gewahr wurde, und ergriff mit warmem Dankgefühl ſeine Hand, „verdanke ich zuerſt das Leben und jetzt das ſchönſte Glück deſſelben!"

„Alſo Ihr, Vater Gregor," ſprach Feodorowna gerührt, „habt mir dieſen theuren Freund, der einſt der Retter meines Vaters, meiner Mutter und meiner ſelbſt war — ach er iſt es zweimal geworden — Ihr habt ihn mir erhalten? Dieſe neue Schuld muß mein Herz gegen Euch übernehmen?"

„Liebe Tochter," entgegnete Gregor freundlich, „das Gebot des Herrn forderte ſeine Rettung. Er war hülflos, ohnmächtig, gebunden; unſere Feinde waren auch ſeine Feinde, und ſo gehörte er uns an. Möchte er jetzo ganz einer der Unſern werden und das Schwert gegen die Frevler wenden, die von Gottes Rachebliken furchtbar getroffen werden."

Ludwig ſchwieg, denn er verſtand die ruſſiſch geſprochenen Worte nicht; doch Feodorowna erwiderte ſchnell:

„Nein, mein Vater, dies laß uns nicht flehen und nicht von ihm fordern. Wie ſchwer ſich die Seinigen an ihm vergangen haben mögen, er ſoll nicht Rache an ihnen üben, darf nicht Verräther an Denen werden, die eine Sprache mit ihm reden, in einer Heimat mit ihm wohnen. Rußlands heilige Sache bleibe ſeinen eignen Söhnen überlaſſen! Sie ſind ſtark genug, ſich ſelbſt Rache und Sühne zu ſchaffen. Es muß ihr Ruhm, ihr eiferſüchtiger Stolz ſein, keinen Fremden an dem Werk Theil nehmen zu laſſen, das ſie ſelbſt zu vollenden vermögen. Darum, mein Vater, laß uns die Geſinnungen dieſes Gaſtes gegen die Seinigen ehren. Dich führt ein willkommenes Geſchick mir entgegen. Dir ſei der Fremde zur Pflege empfohlen, Du wirſt väterliche Sorge für ihn tragen, bis ich zu Dir ſende. Theile Dein Mahl, Dein Lager mit ihm, denn Du ſiehſt, er iſt erſchöpft von harten Bedrängniſſen. Dir übergebe ich ihn, und wiſſe, Deine Tochter hält ihn ſo theuer wie einen Bruder — darum gelte er Dir gleich einem Sohn."

Feodorowna ſprach mit warmem Eifer. Gregor reichte

dem Gaſt die Rechte zum Zeichen, daß er ihn gern aufnehme und redete ihn lateiniſch an:

„Salve! Sis felix quomodo mihi es exoptatus!“

Ludwig erkannte jetzt erſt, daß er einen Diener des Herrn vor ſich habe; erfreut, ein Mittel zu ſehen, ſich mit ihm zu verſtändigen, entgegnete er ihm:

„Salve, mi Pater! Gratias tibi ago ex intimo pectore salvatori vitae meae! Sis felix quomodo benignus es.“

Feodorowna nahm Abſchied von Ludwig und ging zur Mutter zurück. Er ſelbſt folgte dem ehrwürdigen Gregor, der ihn zu einer zweiten Hütte führte, vor welcher ein groſſes Feuer loderte. Mit Dank nahm er das Mahl an, welches der Greis ihm bot. Während er die ſchlichte, aber ſtärkende Koſt verzehrte, trat auch Willhofen heran und ſetzte ſich auf Gregors wohlwollende Aufforderung zu ihnen. Jetzt fand Ludwig erſt Muße, ſich nach ſeinem Vater, der Diener ſich nach der Mutter Ludwigs und ihren Schickſalen zu erkundigen. Ach, ſie konnten Beide nur von Dahingegangenen ſprechen, aber dennoch bewegten dieſe Erinnerungen ihre Seelen ſüß ſchmerzlich.

Nur eine Sorge, nur ein Kummer lag auf Ludwigs Herzen: Bernhards Geſchick. Zwar waren alle ſtarken Kräfte ſeiner Hoffnungen wach geworden, doch bedurfte es auch wieder nur eines Blickes auf ſeine Umgebung, um ſeine Befürchtungen eben ſo mächtig anzuregen.

Sechstes Capitel.

Es wurde faſt völlig Nacht, bevor Ludwig wieder etwas von Feodorownen vernahm. So gern er ſich in der Geſellſchaft des würdigen Geiſtlichen, der ihn noch überdies mit einem warmen Pelz beſchenkt hatte, befand, und ſo Manches er durch Willhofens Geſpräche erfuhr, was ſeine Seele tief bewegte, ſo ſchlug ſein Herz doch mit unruhiger Sehnſucht nach der Geliebten, und er fürchtete jeden Augenblick, die Hoffnung, ſie wiederzuſehen, könne ihn täuſchen. Jetzt endlich kam eine Botſchaft von ihr; die, ſich zur Abfahrt anzuſchicken. Gregor und Willhofen begleiteten ihn in die Hütte, wo der angeſpannte Schlitten mit den ausgeruhten und abgefutterten Pferden ſtand. Bald traten die beiden Frauen heraus, dicht in Pelze und Schleier gehüllt. Die Gräfin wurde geführt; ſie war ſichtlich ſehr ermattet. Im Vorübergehen an Ludwig grüßte ſie durch eine leichte Bewegung des Haupts; Feodorowna dagegen reichte dem Freunde die Hand dar und ſprach: „In wenigen Stunden werden wir den Ort der Ruhe erreicht haben; Sie werden ſich deſſen, hoffe ich, erfreuen. Vergeben Sie nur, daß unſer Schlitten nicht auch Raum für Sie hat.“

Ludwig errieth, was das Zartgefühl Feodorowna's beunruhigte, nämlich der Umſtand, daß er auf einem Dienerplatz ſitzen mußte. Zuvorkommend unterbrach er ſie daher, indem er ihr beim Einſteigen behülflich war: „Mein Auge wird für Sie ſehen und wachen in dieſer dunklen Nacht; es iſt ein Auftrag, der mich glücklich macht.“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf den Vorderſitz, wo Willhofen an ſeiner Seite Platz nahm. Der Kutſcher ſetzte ſich auf die Pritſche

und übergab Willhofen die Zügel; zwei Diener zu Pferde ritten voran.

Gregor reichte, nachdem er von den Frauen Abſchied genommen, auch ſeinem jungen Gaſte, den er ſchnell liebgewonnen hatte, die Hand zum Lebewohl dar. Ludwig drückte ſie mit dem Gefühl warmer Dankbarkeit. Jezt fuhr der Schlitten windſchnell davon.

Man mußte mitten durch den Wald. Es war zwar ſehr dunkel und der Himmel finſter bezogen, doch leuchtete der Schnee hinlänglich, um den Weg zu erkennen. Indeſſen hörte die feſte Bahn bald auf, und man mußte in dem tiefen, lockern Schnee langſamer fahren.

Rings umher war Alles ſtill. Nur ein hohles Sauſen, welches durch die ſchwarzen Wipfel der Tannen zog, und das Schnauben der Pferde waren die einzigen Laute, die man in dieſer erſtarrten Wüſte vernahm.

Ludwig hatte jezt Muße, einen Blick auf die jüngſt erlebten Schickſale zurückzuwerfen. Eine Welt von Ereigniſſen lag in dem kurzen Raum von geſtern zu heut. Sie hatten ſich ſo ſchnell aufeinander gedrängt, daß eins vor dem andern verſchwand. Die von allen Seiten beſtürmte, erſchütterte Seele erhielt ſich feſter und klarer durch das Gleichgewicht der auf ſie eindringenden Gewalten; einer einzelnen hätte ſie vielleicht unterliegen müſſen, oder wäre ihr doch ganz anheimgefallen. Jezt traten die erſten Augenblicke der Ruhe ein, wo er die verworrenen Bilder ordnen und nacheinander an ſich vorübergehen laſſen konnte. Gegenwart und Vergangenheit, Ferne und Nähe lag vor ſeiner Seele; Schmerz und Freude, Sorgen und Hoffnung traten dicht zueinander. Sein Schickſal bot ihm das Bild einer herbſtlichen Landſchaft, wo düſtere Wolkenſchatten neben hellem

Sonnenglanz ruhen, wo das grüne und welk fallende Laub ſich wunderbar miſchen.

Die Geliebte, die Verlorene iſt Dir nah; der Hauch ihrer Lippe ſtreift Dich, Deine Hand kann ſie berühren! Darfſt Du ſie aber jemals an Dein Herz ſchließen? Wird ſich die eherne Pforte des Geſchicks nicht abermals mit dumpfem Donner vor dem geöffneten Paradieſe zuſchlagen, daß Du draußen in dem kalten, öden Dunkel verzweifelſt? Und der Freund! Der treue, theure, unerſetzliche Freund! Hat ihn das düſtere Schickſal ereilt, das ein Gott von Deinem Haupt wandte? Oder trifft ihn der furchtbarere Tod in dieſer Winteröde? Muß er einſam, ſchauernd Abſchied nehmen von den goldnen Tagen des Lebens? Reicht ſich ihm keine tröſtende Hand in den letzten, bangen Minuten, um ihm den herben Kelch durch ſüße Tropfen der Liebe zu mildern? O Allmächtiger, zerreiße das Herz nicht, das du beſeligen willſt! Dieſe Todeswunde heilt auch nicht an der Bruſt der Geliebten! Nein, nein! Soll es um dieſen Preis ſein, ſo ſinkt mir die ſchmerzermattete Hand herab, und ich vermag die Schale der Wonne, die du mir reicheſt, nicht an die Lippe zu führen!

„Es wird recht finſter," ſprach Willhofen. „Dieſe Wälder ſind doch ſchauerlich. Horch! Hört Ihr den Wolf? Er heult vor Hunger. Wenn ihm der Wind unſere Witterung bringt, wird er bald auf unſerer Spur ſein. Holla, Burſche, Ihr dort vorne! Reitet dicht an uns! Habt Ihr die Büchſen geladen? Wir könnten ſie gebrauchen."

Ludwig blickte mit Beſorglichkeit nach den Frauen zurück. Doch die Nacht und die dichten Schleier, welche ſie trugen, machten es unmöglich, ihre Züge zu erkennen und zu bemerken, ob ſie die Beſorgniß theilten.

„Hat es Gefahr?" fragte er Willhofen leiſe.

„Selten, lieber Herr. Seid nicht bang."

„Ich bin nicht um meinetwillen beſorgt," antwortete Ludwig; „aber wir haben Frauen bei uns."

„Es hat nichts auf ſich. Wir haben drei Büchſen, und Euch gebe ich meinen Hirſchfänger. Hm! Es muß doch ein ganzes Rudel beiſammen ſein; hört nur, wie ſie heulen."

Man fuhr eben durch tiefen, ungebahnten Schnee ſehr langſam dahin; der Wind ſchwieg, daher konnte man in der lautloſen Stille das Geheul der hungrigen Raubthiere deutlich vernehmen.

„Die Pferde wittern ihren Feind wahrhaftig auch ſchon," ſprach Willhofen leiſe, „ſeht nur, wie ſcheu ſie die Köpfe herumdrehen und durch die Nüſtern ſchnaufen. Paulowitſch und Stephanos," rief er den Reitern zu, „braucht Eure Spornen, daß wir raſch die Ecke bei der großen Fichte erreichen. Dort zieht der Weg ſich ſo weit rechts, daß wir den Beſtien vielleicht aus der Witterung kommen."

Er ſchwang die Peitſche und trieb die Pferde an. Bald darauf bog der Weg ſich um eine hohe, alte Fichte, deren Stamm die Ecke bildete, ſcharf rechts ein. Indem die Reiter den Winkel machen wollten, ſtutzten ſie und hielten ihre Pferde zurück.

„Was gibt's?" fragte Willhofen.

„Hier liegt ein Menſch im Wege!" erwiderte der Reiter.

„Wahrhaftig!" rief Willhofen, der eben bis an die Ecke gelangt war. „Todt oder lebendig? He da! Antwort!"

„Er rührt ſich nicht; es muß ein Leichnam ſein. Wir wollen ihn aus dem Wege räumen, ſonſt kommen wir mit dem Schlitten nicht durch."

Er hielt an und wollte Ludwig die Zügel geben; doch dieſer ſprach: „Ich helfe Euch. Man muß doch ſehen, ob er wirklich todt iſt."

Der Kutſcher nahm die Zügel, Ludwig und Willhofen ſtiegen ab, um den Körper aus dem Wege zu tragen.

„Allmächtiger Himmel, es iſt Bernhard!“ rief Ludwig aus, als er ſich gegen das Haupt des Todten herabgebeugt hatte, um ihn emporzuheben. „Bernhard, lebſt Du? Wenn noch ein Athemzug in Dir iſt, beſchwöre ich Dich, gib mir Antwort.“

Er kniete weinend bei dem Erſtarrten nieder, hob ihm das Haupt empor, lehnte es gegen ſeine Bruſt und drückte heiße Küſſe auf das kalte bleiche Antlitz.

„Was gibt's?“ fragte die Gräfin ungeduldig.

Feodorowna aber hatte den Ruf des Freundes gehört und eilte, vom niedrigen Schlitten herabſpringend, ſelbſt hinzu. „Finden Sie einen Freund hier?“ fragte ſie mit bebender Stimme, als ſie Ludwigs ſchmerzliche Angſt ſah.

„Einen Freund! O den einzigſten, theuerſten meines Lebens! Und erſtarrt — todt! O mein Bernhard! Das überlebt mein Herz nicht!“

„Vielleicht iſt noch Hülfe,“ ſprach Feodorowna gerührt; „wir wollen verſuchen, was möglich iſt!“

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich und legte die Hand auf das Herz des Erſtarrten. „Mir däucht, er athmet noch,“ ſprach ſie freudig.

„Nein, nein! Er iſt todt, er iſt dahin!“ rief Ludwig faſt beſinnungslos. „Dieſer Schlag zermalmt meine Bruſt! Nimm mich mit hinüber, mein Bernhard, ich verlaſſe Dich nicht im Tode!“

Mit krampfhafter Angſt drückte er den Freund an ſein Herz und preßte ſeine Lippen auf die kalten, bleichen des Erſtarrten.

„Wir wollen den Unglücklichen aufnehmen,“ ſprach Feodorowna mit dem Laut des weichſten Erbarmens; „vielleicht

kehrt das Leben ihm zurück, wenn wir ihn mit warmen Hüllen bedecken. In einer Stunde können wir das Schloß erreicht haben, und dann soll kein Mittel unversucht bleiben, ihn zum Leben zu erwecken."

Ludwig war sprachlos vor Schmerz; er vermochte nichts als Feodorowna's Hand zu ergreifen und sie gegen seine Lippen zu pressen. Sie zog sie sanft zurück; ihr Herz betete zu dem gütigen Vater im Himmel, daß er den unnennbaren Schmerz von ihrem Freunde abwenden möge.

Willhofen und Ludwig hoben den Erstarrten empor. Als sie ihn an den Schlitten brachten, fragte die Gräfin Dolgorow:

„Mein Gott, was soll das? Was soll mit diesem Leichnam werden?"

„O meine Mutter," bat Feodorowna, „es ist ein Unglücklicher, in dessen Brust sich noch Leben regt. Vielleicht vermögen wir ihn zu retten."

„Es ist unmöglich!" antwortete die Gräfin heftig; „hörst Du die Wölfe nicht? Wir sind in Gefahr, wir können den Schlitten nicht mehr belasten, und ich sehe auch keinen Raum — mit einem Wort, es kann nicht sein, es soll nicht sein! Eilt, daß Ihr vorwärts kommt; ich befehle es."

Willhofen stand unschlüssig. Ludwig aber warf sich zu Feodorowna's Füßen nieder und rief: „Bei Allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, retten Sie mir den Freund, nehmen Sie mein Leben dafür hin!"

„Meine Mutter!" rief Feodorowna dringend, „die Menschlichkeit, das Gebot der Liebe —"

„Thörin! Um einen Leichnam mitzuschleppen, sollen wir Lebende eine Beute der Wölfe werden? Nein, sage

ich, nein; ich befehle Euch zu eilen. Auf der Stelle vorwärts!"

„So bleibe ich hier," rief Ludwig außer ſich, „bis der Tod auch meinem jammervollen Leben ein Ende macht." Er zog den Erſtarrten an ſeine Bruſt, umhüllte ihn mit ſeinem Pelz und drückte ihn liebkoſend an ſich. „Mein Bernhard, Du treueſtes Herz auf der weiten Erde!" ſprach er, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. „Jetzt kommt der Tag der Vergeltung; ich verlaſſe Dich nicht. An meiner Bruſt ſollſt Du — Du mußt wieder erwachen."

„Solanow! Setze Dich auf," befahl die Gräfin mit krankhafter Heftigkeit. „Es koſtet Dir das Leben, wenn Du noch ſäumſt! Bleibe hier zurück, wer mag!"

„Mutter, Mutter!" rief Feodorowna und ergriff die Hand derſelben, „es gilt ein Menſchenleben — es gilt das unſers Retters!"

„Der jetzt unſer Verderber werden will," unterbrach die Gräfin; „komm zu mir, oder ich laſſe auch Dich zurück!"

Man hörte in der That das Heulen der Wölfe näher und näher. Die Diener wagten nicht zu gehorchen, noch zu widerſprechen. Feodorowna ſtand in einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt. „Nun denn," begann ſie nach gewaltiger Anſtrengung mit Hoheit, „ſo muß ich entſcheiden. Muß ich zu meinem unermeßlichen Elend den Namen der Fürſtin Ochalskoi führen, ſo ſoll er mir einmal wenigſtens zum Heil gereichen. Mein ſind dieſe Roſſe, dieſe Leibeigenen; Ihr kennt Eure Fürſtin, Eure Gebieterin! Bei Eurem Leben befehle ich Euch jetzo, dieſen Hülfloſen nicht zurückzulaſſen!"

Sie ſtand aufgerichtet in gebietender Majeſtät vor den Leuten; der Gräfin verſchloſſen Zorn und Erſtaunen die Lippe.

„Eilen Sie, retten Sie ſich mit uns und Ihrem

Freunde," ſprach Feodorowna jetzt ſanft zu dem halb betäubten Ludwig. „Eilen Sie!"

Willhofen ſprang hinzu und half Bernhard vorn auf den Sitz bringen, wo Ludwig ihn mit ſeinem eignen Pelz bedeckte und ihn mit ſeinen Armen feſt umſchlang.

„Ich trete hier vorn auf die Deichſel," rief der wackere Diener raſch, „ſo iſt Raum für uns alle Drei." Auf den Sattel der Deichſel ſpringend, ergriff er ſchnell die Zügel und rief: „Jetzt vorwärts, Burſche!"

Die Pferde, welche, die Nähe der ergrimmten Wölfe witternd, ſchon ängſtlich und ſcheu geſtanden und mit den Hufen in dem Schnee gewühlt hatten, ſchoſſen jetzt, als fühlten ſie, daß es ihre eigne Rettung gelte, brauſend dahin. Die Fahrt ging pfeilſchnell durch das düſtere Gebüſch; dennoch vernahm man das Geheul der nachfolgenden Raubthiere näher und näher.

Jetzt knickte und kniſterte es in den Zweigen, und plötzlich ſprang ein mächtiger Wolf mit kühnen Bogenſätzen aus dem Dickicht hervor, um ſich den Pferden entgegenzuwerfen und ſie an der Kehle zu packen. Doch der gewandte Willhofen hatte alsbald die Büchſe zur Hand und ſtreckte das Thier in dem Augenblick zu Boden, wo es das ſcheu auf die Seite ſetzende Handpferd anfallen wollte.

„Der wäre bezahlt! Er ſoll uns den Pelz nicht ſchuldig bleiben," rief der Schütze luſtig, ohne auf das laute Aufkreiſchen der Gräfin ſonderlich Rückſicht zu nehmen. „Paulowitſch, haſt Du geladen? Sei auf der Hut!"

Es vergingen einige Minuten, ohne daß ein neuer Feind ſich zeigte. Der grauſe Ton des Geheuls ſchien ſchwächer zu werden.

„Sie ſind ſcheu geworden," wandte ſich Willhofen zu Ludwig, der jedoch, den Freund am Herzen haltend, kaum

bemerkt hatte, was vorgegangen war. „Sein Sie unbesorgt, gnädigste Frau Fürstin und Gräfin," sprach er zu diesen, „nun können uns die Bestien nichts mehr anhaben. In fünf Minuten sind wir aus dem dichten Walde und dann ist die Bahn spiegelglatt. Da soll uns eine schießende Schwalbe nicht einholen."

Jetzt lichtete sich der Wald; man gelangte auf einen nur mit niederem Gehölz bedeckten Platz von der Breite einer Viertelstunde. Der Schlitten flog pfeilgeschwind über die hier festgefahrene Bahn hinweg. Jenseits bog man in einen geraden, durchgehauenen Baumgang ein, und nach wenigen Minuten lag das Jagdschloß vor den Augen der Reisenden.

„Das war gefahren!" rief Willhofen, als er vor dem Thor anhielt, aus welchem durch das Knallen der Peitsche von ferne her aufmerksam gemacht, schon zwei alte Diener mit Laternen herausgeeilt waren. „Seht nur, wie die Pferde dampfen! Von der großen Fichte bis hieher keine zwanzig Minuten und das halb in dem tiefen Schnee! Und es sind doch gute zehn Werst!"

Unter diesen Worten war er abgesprungen und hatte dem Kutscher die Zügel übergeben. Die Diener halfen den Damen aus dem Wagen.

Schweigend, ohne zu grüßen, ging die Gräfin, auf den Arm eines der Diener mit der Laterne gestützt, ins Schloß.

Bianca befahl sogleich für Ludwig und den Verunglückten die schleunigste Sorge zu tragen. Dann wandte sie sich zu diesem mit den Worten: „Hier sind Sie mein Gast, dieses Schloß gehört mir; führt der Himmel den großen Schmerz an Ihnen vorüber, so hoffe ich, daß Sie hier ungetrübte Stunden zubringen sollen."

Ludwig, der noch sitzen geblieben war, weil er Bernhard im Arm hielt, wandte sich zu der Sprechenden. Ihre

ſanfte Stimme fand ſelbſt jetzt den Weg zu ſeiner Seele. „Engelgütiges Weſen,“ begann er, — da regte ſich Bernhard an ſeiner Bruſt und that einen tiefen Athemzug. „Er lebt!“ rief Ludwig außer ſich, Alles vergeſſend; „allgütiger Himmel! Er lebt, er lebt!“

In Hoffnungsangſt und Freude umſchlang er den Geliebten und zitterte heftig.

„Wo bin ich?“ fragte Bernhard und ſchlug das Auge auf.

„In meinen Armen!“ rief Ludwig und ſeine Bruſt wallte athemlos und wollte ſpringen im Übermaß ſeiner Freude.

Feodorowna hob das Auge gerührt gen Himmel. Auch ihr glänzte ein Schimmer der Hoffnung. Zum erſten Male ſeit langen Monden ſenkte ſich das Gefühl eines ſanften Friedens in ihre trauernde Seele ein.

Willhofen half den noch halb Gelähmten und Betäubten herabheben und leitete ihn mit Ludwig gemeinſchaftlich in das für dieſen beſtimmte Gemach, wo ſie ihn in einen Seſſel niederließen. Dann eilte der treue Diener, um ſchnell wirkſame Rettungs- und Stärkungsmittel herbeizuſchaffen.

Hier kehrte dem Geretteten die völlige Beſinnung zurück. „Ludwig,“ rief er, „ſeh' ich Dich wieder? Lebſt Du? Oder weilen wir Jenſeits, oder war Alles ein Traum?“ Und in heißer Umarmung hielt er den Freund am Herzen.

„Wir leben! Ein gnädig waltender Gott hat uns behütet — o Du ſollſt noch andere Wunder ſehen!“

Willhofen trat mit einem von Feodorowna raſch bereiteten, erwärmenden Getränk ein; ein Diener brachte wollene Decken, um den Erſtarrten einzuhüllen. „Das iſt, dem Himmel ſei Dank, nicht mehr nöthig,“ rief Willhofen freudig aus, als er ſah, daß Bernhard völlig zum Leben und

Bewußtſein zurückgekehrt war. „Aber hier, mein Herr, trinkt ein wenig! Das wird Euch Kräfte geben.“

Bernhard brachte das Gefäß an die Lippen. Wenige Tropfen gaben ihm ein neues Gefühl des Lebens; die Macht der Freude vollendete das Werk der Geneſung ſchnell.

„Komm, Oſſip,“ ſprach Willhofen zu dem Diener, „wir ſind hier nicht mehr nöthig, und es gibt noch anderwärts viel zu thun.“ Beide gingen.

„Bruder,“ begann Bernhard gerührt, als ſie allein waren, „an Deiner Bruſt haſt Du mich wieder zum Leben erwärmt! Hier beſchwöre ich Dir's, bei den wunderbaren Wegen der Schickung, es iſt kein Blutstropfen in meinen Adern, der nicht Dir gehört! Beim Allmächtigen!“ Er hob die Hand; in ſeine ermatteten Züge kehrte die edle, trotzige Kraft zurück, die mit der Federkraft des Stahls um ſo mächtiger aufſtrebte, je härter der Druck des Geſchicks ſie zuſammenzupreſſen drohte. „Nun erzähle aber,“ ſprach er, wo ſind wir, wie biſt Du entkommen? Was mich anlangt, mir iſt außer einer grauſenvollen Geſchichte, durch die mir eigentlich das Leben von inwendig her erſtarrte, denn ſonſt, jetzt fühle ich's erſt, hätte mich die Kälte noch nicht überwunden, nichts begegnet, als daß ich im Walde umherirrte. Aber Dir?“

Eben wollte Ludwig ſprechen, als die Thür ſich öffnete und Feodorowna, mit zurückgeſchlagenem Schleier, in Trauerkleidung, eintrat. Ein Armleuchter, der auf einem Tiſch neben der Thür ſtand, warf helles Licht auf ihre edlen, von der Freude ſanft belebten Züge. „Sieh dort unſere Retterin,“ ſprach Ludwig und deutete auf die Eintretende.

„Ihr Freund lebt? Dank ſei dem gütigen Himmel!“ ſprach ſie näher kommend, mit einer Stimme, in der die heilige Rührung ihrer Bruſt bebend vorklang.

Bernhard hob das erſtaunte Auge zu ihr empor. „Dieſe Züge kenne ich,“ rief er plötzlich von unerklärlichen Gefühlen der Ahnung und Erinnerung durchſchauert, „und ich weiß woher. Aber auch dieſe Stimme habe ich ſchon vernommen!“

Ein ähnliches Staunen hielt Feodorowna's Blicke auf Bernhards edles Antlitz gefeſſelt. Sein Anblick weckte wunderbare, ſchauernde, aber unerklärte Erinnerungen in ihr. Sie reichte ihm, von einem leiſen Zuge des Herzens getrieben, die Hand dar. Bernhard beugte ſich herab, um ſie zu küſſen, doch in dem Augenblick, wo er das Auge darauf heftete, fuhr er zurück, als erblicke er eine Geiſtergeſtalt, und ſtand mit bebenden Lippen, ſprachlos, die Blicke unverwandt auf Feodorowna's Antlitz geheftet, da. Heftig ſtreifte er mit der Hand über die Stirne und in's Haar, als fühle er dort einen laſtenden Druck und Schmerz.

„Was iſt Dir?“ fragte Ludwig und trat theilnehmend näher.

„Nichts, gar nichts!“ rief Bernhard wild und zitterte heftig am ganzen Körper. „Ein wahnwitziger Traum — doch ich raſe um mich, wenn ich daraus erwache. Um's Himmels willen knüpfe mir doch hier dieſen Knoten aus der Locke — ich kann ſie ja nicht ausreißen!“

Dabei riß er mit krampfhaftem Zucken in ſeinem Haar.

Ludwig fühlte den Knoten im Haar und löſte ihn leicht. Bernhards Ring fiel auf die Erde nieder; er griff haſtig danach, nahm ihn auf, reichte ihn Feodorownen und ſprach mit fliegendem Athem:

„Mir däucht, dieſer Ring ſieht dem Ihrigen ähnlich, — ich vertauſchte ihn einmal — in Warſchau — er trägt die Buchſtaben — Unſinniger!“ rief er plötzlich und verzog ingrimmig die Stirn zu finſtern Falten, „mache Dich nicht

ſelbſt wahnſinnig durch ſolche Träume. Ludwig! Faſſe mich an, damit ich weiß, ob ich wache!"

Feodorowna hatte den Ring aus ſeiner Hand genommen, ſie wollte ihn mit dem ihrigen vergleichend betrachten, doch ihr Auge verdunkelte ſich. Zitternd ſank ſie auf die Kniee nieder, faltete die Hände zum Gebet und flehte ſanft mit gen Himmel gewandtem Blick: „Allgütiger! Prüfe mich nicht zu hart — wenn dies Herz ſich täuſcht, ſo bricht es — ſo viel vermag es nicht zu tragen — nimm mich in Deine Huld!"

Sie hielt die Ringe abgewendet vor ſich hin und floh mit den Blicken ſeitwärts, als bebe ſie vor dem grauenvollen Orakel, das ſie verkünden ſollten; dann preßte ſie beide heftig an ihre Bruſt, als ſeien ſie das Köſtlichſte, was ſie auf Erden beſitze, und als müſſe ſie ſich jetzt auf ewig davon trennen. Plötzlich entſchloſſen heftete ſie unverwandte Blicke darauf. Sie bebte, ihr Buſen floß, die Roſengluth des Morgens hauchte ihre Wangen an — dann erblaßte ſie zum Schnee der Lilie — die Ringe entſanken ihrer Hand — ſie ſtreckte die Arme verlangend gegen Bernhard aus, — ihre Lippen bewegten ſich, doch die Wallung der Bruſt erſtickte jeden Laut — endlich rief ſie mit angſtvoller Gewalt: „Bruder, Bruder!" und ſank lautlos, leblos, mit dem ſchönen Haupt an die Bruſt des vor ihr knieenden Bernhard. Dieſer hielt ſie ſtumm, zitternd an ſich gedrückt; ſeine eherne Kraft war weich aufgelöſt; unaufhaltſame Thränen entfloſſen ſeinen Augen und netzten die Wangen der ſchönen Schweſter, die in ſüßer Bewußtloſigkeit an ſeinem Herzen ruhte.

„Ludwig, Ludwig," bat er dieſen endlich mit weicher Stimme, „Du biſt beſſer, reiner als ich — bete Du zu dem ewigen Vater, daß ſie mir nicht ſtirbt — er wird Dein Flehen hören! Holde, ſüße Roſe, richte Dein Haupt em-

vor! Nicht jetzt brich, Du heiliges Herz, noch einmal ſchlage lebend, liebend an der Bruſt des Bruders!"

In ſeinen Armen hob er die Schweſter empor und ließ ſie ſanft auf die Ruheſtätte nieder, wo er ſelbſt vor wenigen Minuten zu einem neuen Leben erwacht war. Da ſchlug ſie das tiefe blaue Auge wieder auf und erhob den matten herabgeſunkenen Arm, um ihn liebend um den Nacken des Bruders zu legen. Jetzt brach der milde Quell der Thränen hervor und erlöſte die Bruſt von der überdrängenden Gewalt der Freude. Frei athmete ſie auf und ein tiefer, unendlicher Himmel der Seligkeit ſchimmerte aus dem feuchten Glanz ihres Auges.

„Iſt es denn wahr? Ziehen nicht die Zauberbilder eines Traumes vor mir vorüber? Weile ich nicht jenſeits in den Gefilden der Seligen? Ja, ja, Du biſt mein Bruder! Die Stimme meiner Bruſt täuſcht mich nicht. Sie iſt wahrhaftiger als die tauſend Zeichen meiner Sinne, woran ich Dich erkenne. Ich habe nun ein Herz, das mein iſt auf dieſer Welt; eine Bruſt, die mich nicht rauh zurückſtößt, wenn ich zu ihr flüchten will! Nicht wahr, mein Bruder? Du wirſt mich nicht mehr verlaſſen?"

„Verlaſſen?" fragte Bernhard und drückte ſie ſelig bebend, inniger an die Bruſt. „Wie die Pflanze im dunklen Felſengrunde das Licht ſucht, ſo ſehnte ich mich nach einer Schweſterbruſt! Und Du wähnſt, ich könnte dem warmen goldnen Strahl, der endlich in mein erſtorbenes Herz dringt, den Kelch verſchließen? Zum erſten Male in dieſer heiligen Minute bricht das Licht durch die düſtere Wolkenhülle meines Lebens! Zum erſten Mal erblicke ich dieſe ſchöne Welt verklärt in ſeinem roſigen goldnen Schimmer! Grau, öde, ſchauerlich, in dunklen Nebeln lag ſie vor mir — jetzt glüht ſie in tauſend warmen Farben! Nein, nun ſoll uns nichts

mehr trennen! Selbſt nicht der Tod, denn ich vernichte mich ſelbſt in dem Augenblick, wo er Dich grauſam aus meinen Armen reiße!"

Siebentes Capitel.

Man hörte Fußtritte und Stimmen auf dem Corridor. Die in ihre Seligkeit Verſunkenen hätten ſie nicht vernommen; doch Ludwig, dem Schmerz und Liebe jetzt die Bruſt beklemmten, dem düſtere Ahnungen näher waren als frohe, er hörte ſie. Von dem dunklen Gefühl getrieben, daß das höchſte Glück ſich immer in den Schooß des Geheimniſſes am ſicherſten birgt, trat er ſchnell zu Bernhard heran, ergriff ihn beim Arm und rief: „Freund! Man kommt!"

„Wer?" fuhr dieſer heftig auf; „wer, den ich zu fürchten oder zu ſcheuen hätte?"

„Hier Jeden," rief Feodorowna und riß ſich erſchreckt aus ſeinen Armen, „hier iſt Jeder dem reinen Glück der Seele ein argliſtig verſchworener Feind! Kein Laut Deiner Lippe, mein Bruder, verrathe uns; es iſt die erſte Bitte Deiner Schweſter, o weiſe ſie nicht zurück!"

„An einem Haar ſollſt Du meine ungebändigtſte Kraft zügeln, Du Holdſeligſte," ſprach er weich. „Gebiete mir mit dem Wink Deines Auges, und ich will ihn verſtehen und Dir gehorchen wie der Schatten Deines Körpers, der der leiſeſten Bewegung Deines Fingers gehorſam folgt."

Willhofen, zwei Diener und Feodorowna's Mädchen Jeannette traten ein. Die Letzte redete ihre Herrin an:

„Durchlauchtigſte Fürſtin, die Gräfin Dolgorow ſendet mich mit dem Auftrage, Sie zu ihr zu rufen.“

„Ich wollte ſo eben kommen,“ erwiderte Feodorowna. „Leben Sie indeſſen wohl,“ fuhr ſie, gegen Bernhard und Ludwig gewendet, fort; „in einer halben Stunde ſpäteſtens ſehen wir Sie wieder, denn ich hoffe doch, daß Sie zur Abendtafel in den Saal kommen werden?“

Ihre Blicke forderten ein Ja; Bernhard und Ludwig verbeugten ſich ſtumm; ſie ſchwebte aus dem Zimmer.

„Wir kommen mit einer ganzen Laſt Kleidungsſtücke, meine gnädigen Herren,“ ſprach Willhofen. „Die Fürſtin hat befohlen, die Garderobe ihres verſtorbenen Gemahls hier herüber zu bringen, damit Sie ſich umkleiden können. Sie müſſen nur entſchuldigen, daß Ihnen in der Noth dies Anerbieten gemacht wird; aber was läßt ſich für den Augenblick anders thun? Wenn wir in Petersburg wären, würden wir in vierundzwanzig Stunden ſchon andere Anſtalten getroffen haben. Hier aber iſt die Noth der Meiſter.“

„Nur her, Freund!“ ſprach Bernhard. „Du ſiehſt, wir haben eben keine Prachtgewänder an, und zerriſſene Mäntel und Stiefel halten die Kälte nicht ſo gut ab, als ganze. Zeig her Deine Waare! Hm, es wird Alles ſo ziemlich paſſen! Wenn wir nur nicht eitel werden, Ludwig; wir ſind nicht gewohnt, uns ſo ſtattlich zu ſehen! Sieh' nur, ich ſehe faſt wie ein ruſſiſcher Fürſt aus in dieſem Pelzüberrock.“

Bernhard ſprach abſichtlich viel und ſcherzhaft, weil Ludwig ſtill und in ſich gekehrt war. Er wollte dadurch den Verdacht der Leute, welche dieſe Gäſte ſchon mit ſeltſamen Augen betrachteten, ableiten, damit ſie nicht auf den Gedanken kämen, es ſei hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Gewohnt, ſelbſt ſeine tiefſten Empfindungen mit dieſer Kraft

zu beherrſchen und geübt, mit der Larve des Humors ſein natürliches Angeſicht zu decken, zumal aber wenn es vor Freude oder Schmerz weinte, gelang ihm dies faſt leicht.

Willhofen erfreute ſich des muntern, kräftigen Jünglings. „Wahrlich," rief er, „es war gut, mein Herr, daß wir Euch auf den Schlitten luden, denn zur Beute für die Wölfe in ſo jungen Jahren zu werden, das wäre doch zu hart geweſen. Wollt Ihr aber nicht hier dieſe Pelzſtiefeln anziehen? Ihr ſeid es vielleicht nicht gewohnt, aber bei uns iſt es gut. Der Wind pfeift hier etwas ſchärfer als in Deutſchland."

„Du warſt in Deutſchland, alter Kamerad?" fragte Bernhard.

Erſt jetzt erzählten Ludwig und Willhofen während des Umkleidens abwechſelnd die Geſchichte ihres Wiederfindens.

„Hm!" ſprach Bernhard, indem er ſinnend ſtill ſtand, „verwunderſam genug. Und Beaucaire und St. Luces haben auch ihren Lohn? Es kommen ſo Zeiten, Ludwig, wo ich ein Pietiſt werden und glauben könnte, es bekümmere ſich Jemand dort oben ganz ſpeciell um unſere lumpigen Angelegenheiten und gehe hier unſichtbar neben uns her, um uns durch alle die kreuzenden Irrwege hindurch zu führen, bis an den [illegible] wo die Fäden, an denen wir tanzen, zuſammenlaufen. Alsdann erfährt man erſt, wer mit uns nach derſelben Melodie ſpringen mußte, an demſelben Draht regiert wurde. Hm! Wahrhaftig, es ereignet ſich allerlei curioſes [illegible] in der Welt! Nun, Alter!" wandte er ſich zu Ludwig, „weshalb denn ſo ſtumm und kopfhängend? Iſt Dein Glaube noch nicht feſt genug? Merkſt Du noch nicht, daß Dein grüner Schleier aus dem Thal von Aoſta hier ſo gut auf dem Schnee leuchten wird, wo am Hoſpi-

tium des heiligen Bernhard? Es freut mich beiläufig, daß ich sein Namensvetter bin."

Er faßte bei dieſen Worten Ludwigs Hand und drückte ſie warm. Sein ſcharfes, geiſtiges Auge blickte tief in das Herz des Freundes und erkannte den Grund ſeines ſchwermüthigen Schweigens. Aber mit eben ſo hellem Auge ſah er auch, daß die verſchwiegenen Knospen der Liebe jetzt zu duftenden Blüten aufbrechen mußten, und daß der Bruder die Hand der Schweſter in die des Freundes legen könne.

Beide waren angekleidet; ſie gingen in den Saal hinüber, den Willhofen ihnen als Speiſeſaal bezeichnete. Er war bis jetzt nur durch ein mächtiges Kaminfeuer erhellt, das zur raſchern Erwärmung angezündet war. Der für vier Perſonen gedeckte Tiſch, ſtand nahe bei der Flamme.

Willhofen ſetzte den Armleuchter, den er in der Hand trug, um den Gäſten vorzuleuchten, auf den Tiſch. „Sein Sie übrigens unbeſorgt," ſprach er, „der Saal wird ſchon warm werden, denn die Öfen ſind gleichfalls geheizt, nur dauert es damit etwas länger. Ich werde jetzt der Frau Fürſtin melden, daß Sie hier verweilen." Er ging.

Jetzt waren Bernhard und Ludwig allein. Sie blickten ſich lange an; dann ſanken ſie einander in die Arme und hielten ſich ſtumm umfaßt.

„Ludwig," rief Bernhard endlich. „Wenn wir uns erinnern, wo wir dieſen Morgen erwachten, [illegible] wo wir dieſen Abend entſchlummern werden — Ludwig, dann fange ich wahrlich an, wie ein frommes Kind an Wunder und Engel zu glauben!"

„Ein holder Engel iſt es, der dieſe Wunder wirkt," entgegnete Ludwig bewegt; „ſein ſchützender Flügel war über uns gebreitet, ſeine ſorgende Hand führte uns zurück aus

dem finſtern Reich des Todes. Das höchſte Wunder bleibt dieſes wunderthätige Heiligenbild ſelbſt!"

Die Thür nach den innern Gemächern öffnete ſich und Feodorowna trat ein.

„Siehſt Du? Schon wieder ſchwebt es ſegensreich heran — o mich blendet der Glanz, ich muß mein Auge abwenden." Und er wandte das Angeſicht, um ſeine Thränen zu verbergen.

„Schweſter!" ſprach Bernhard behutſam leiſe, als er ſah, daß ſie allein kam. „Schweſter! Noch einmal muß ich Dich mit dem ſüßen Namen begrüßen!"

„Bruder," entgegnete ſie und trat ihm mit dem Lächeln eines Engels auf den Lippen vertraut entgegen und lehnte ſich an ſeine Bruſt, als er den Arm um ſie ſchlang und ihr die Stirn küßte; — „Bruder, Schweſter! Was lautet ſüßer? — Der eine Name ſchmeichelt meinem Ohr, wie der andere meiner Lippe! Bruder, Schweſter!"

„Und Freund!" ſetzte Bernhard aus tiefſter Seele hinzu, indem er den abgewendeten Ludwig bei der Hand ergriff, um ihn näher zu ziehen. „Sieh, meine Schweſter, er war der klare Stern meiner Lebensnacht, bis Dein heiteres Sonnenlicht mir aufging; aber er wird nicht erlöſchen und erblaſſen wie die treuloſen Geſtirne des Firmaments; denn ihn hat auch niemals eine Wolke verhüllt, und je ſchauerlicher die Nacht, je heller, je freundlicher leuchtete er mir. O ich wünſchte, er wäre Dein Bruder, ſo hätteſt Du einen beſſern als mich aufgefunden."

„Bernhard!" ſprach Ludwig gerührt aber ſanft verweiſend.

„O ich kannte unſern Freund früher als Dich," entgegnete Feodorowna. „Mein Herz iſt in alter Dankbarkeit gegen ihn tief verſchuldet, und ſeit wenigen Minuten wuchs die Schuld ins Unermeßliche!"

„Wie das, Liebe?“ fragte Bernhard.

„Darf ich Dir's gestehen, mein Bruder,“ fragte sie und blickte ihn liebend an, „wirst Du mir nicht zürnen?“

„Dir zürnen? Dir?“

„Sieh,“ fuhr sie hold verwirrt fort, „der Werth des Freundes bürgt mir für den des Bruders! Wahrlich, ich hätte an Dich geglaubt,“ setzte sie schneller hinzu; „ihm aber danke ich die selige Überzeugung, weil nur der Edle den Edlen sucht und liebt.“

Sie verbarg das holde Angesicht verschämt an Bernhards Brust nach diesen Worten.

„Denselben Dank bin ich ihm schuldig, Schwester,“ erwiderte Bernhard mit Innigkeit betonend.

„Wie Du?“ fragte sie verwundert.

„Bürgt er mir denn nicht für die Schwester?“

Sie senkte das Auge zur Erde; die lieblichste Röthe malte ihre Wange; leise zitternd schwieg sie.

Eine süße Beklommenheit erfüllte die Herzen der drei innig verbündeten Wesen; einige Augenblicke herrschte tiefe, heilige Stille.

Bernhard nahm zuerst wieder das Wort. „Ich habe an das Wunder geglaubt, ehe es erklärt war,“ begann er; „aber sprich, meine Schwester, an welchen Zeichen erkanntest Du mich so bestimmt als Deinen Bruder? Ich selbst hatte ja nur dunkle, ferne Ahnungen und Muthmaßungen.“

„Ich kam hieher,“ erwiderte sie, „um Dir Alles zu erklären. Siehe hier, weshalb Deine Züge mich gleich im ersten Augenblick mit so wunderbarer Ahnung erfüllten.“

Sie reichte ihm die beiden Bildnisse, welche sie von Ruschka durch Gregor erhalten hatte. Bernhard, der sie mit dem Auge des Malers betrachtete, erkannte augenblick-

lich die unläugbaren Züge der Ähnlichkeit des männlichen Bildniſſes mit ihm und des weiblichen mit Feodorowna. Es drang dadurch die ſüße Gewißheit in ſein Herz, daß ſein neues Glück kein Traum ſei, daß es feſt auf dem Grunde der Wirklichkeit ruhe. Plötzlich fragte er: „Und kennſt Du auch den Namen unſerer Eltern, Schweſter? Denn ich bin wild unter Fremden aufgewachſen und habe kaum gelernt, einen Werth an Namen und Daſein Derer, die mich umbarmherzig von ſich ſtießen, zu knüpfen.“

„O frevle nicht,“ erwiderte Feodorowna mit einem frommen Schauer; „das Andenken Deiner Eltern darf Dir theuer ſein. Zwar vermag ich nicht Dir eine ausführliche Auskunft über ſie zu geben; doch werden dieſe Blätter Dich genug lehren, um künftig nur mit Wehmuth und Liebe an Diejenigen zurückzudenken, die Dir das Leben gaben.“

„O Du haſt recht, Du Holde; denn ich mußte ihnen ja ſchon deshalb ewig dankbar ſein, weil ſie mir Dich zur Schweſter gegeben.“ Er nahm bei dieſen Worten den Brief, worin Ruſchka Feodorownen die Verhältniſſe ihrer Geburt entdeckt hatte und las ihn haſtig mit ſteigendem Antheil.

Indeſſen ſprachen Ludwig und Feodorowna miteinander, und dieſer fing an, ihr ſein wunderbares Auffinden Willhofens und den Zuſammenhang, in welchem dieſer Wackere mit ſeinem Schickſale ſtand, zu erzählen. Bernhard, der unter dem Leſen halb hörte, rief plötzlich aus: „Ludwig, wie hieß der Freund Deines Vaters, um deſſentwillen er flüchtig werden mußte?“

„Waldheim,“ erwiderte dieſer.

„Waldheim!“ rief Feodorowna überraſcht und blickte Ludwig und Bernhard fragend an.

„So entdecken ſie hier noch neue Fäden des wunder-

darſten Zuſammenhangs, doch weiß ich noch kein Mittel, um Gewißheit zu erlangen," erwiderte dieſer ſchnell.

Indem trat Willhofen ein.

„O ich Thor," ſprach Bernhard und ſchlug ſich unwillig an die Stirn; „mußte ich das noch abwarten? Mein Scharfſinn muß in dieſer Kälte erſtarrt ſein, ſonſt hätte ich wol von ſelbſt darauf kommen können, daß hier ein vollgültiger Augenzeuge lebt." Er nahm die beiden Bildniſſe, welche er von der Schweſter erhalten und wandte ſich zu Willhofen. „Tritt heran, Freund," redete er ihn an, „nur näher, ganz nahe zu uns hier an das Licht."

Willhofen näherte ſich mit Beſcheidenheit.

„Sollteſt Du wol dieſe Bildniſſe kennen?"

Eine freudige Überraſchung glänzte in den Augen des alten Dieners; er zitterte und vermochte kaum zu ſprechen. „Ob ich ſie kenne?" ſagte er. „Ach wie liegt die ganze alte Zeit plötzlich vor mir! Habe ich ſie denn nicht hundert Mal in dem Zimmer des Herrn Rittmeiſter von Waldheim zu Straßburg über dem Sopha hängen ſehen? Das iſt er ja, wie er leibt und lebt, und die gnädige Frau ebenfalls!"

Kaum hatte Willhofen dieſe Worte geſprochen, als Ludwig ausrief: „Wie? Alſo mein Vater —"

„Opferte ſich" fiel Bernhard ein, „für den meinigen. Siehſt Du, Freund," fuhr er bewegt fort, „ſo habe ich Dir noch manche alte Schulden abzutragen, der neuen nicht zu gedenken, die ſich dazu gehäuft haben!"

„Welch eine Verkettung!" rief Ludwig aus. „Welch ein Tag des Gerichts und des Lohns!" Er dachte an St. Luces und Beaucaire, die in derſelben Stunde von der Nemeſis ereilt waren, wo das Schickſal ihm und dem Freunde die ſchönſten Kränze reichte, die aus der langſam gereiften Saat längſt vergangener Jahre emporgeblüht waren.

Feodorowna hatte bisher mit ſtummem Erſtaunen zugehört; jetzt that ſie in der Überraſchung die lebhafte Frage: „Alſo haſt Du meine Mutter gekannt, Solanow?“

Der Diener ſtand erſtaunt. „Die Gräfin Dolgorow,“ begann er und ſtockte und ſah Feodorownen mit ſeltſamen, ſtaunenden Blicken an, als ſuche er in ihren Geſichtszügen eine Erklärung ihrer überraſchenden Frage.

Feodorowna war erſchreckt ihr Geheimniß verrathen zu haben; Bernhard, der es bemerkte, ſprach beruhigend: „Fürchte nichts, Beſte, dieſes Herz iſt treu; ich verbürge mich dafür, doch darf nun nichts mehr Geheimniß für ihn bleiben.“ Er ſetzte darauf Willhofen von Allem in Kenntniß und empfahl ihm Verſchwiegenheit und Vorſicht. Der alte Diener gelobte Beides mit bewegter Stimme und reichte Bernhard ſeine Hand mit deutſcher Treuherzigkeit zum Pfande. „Nun begreife ich erſt,“ ſprach er, „warum mir die Züge der Frau Fürſtin gleich das erſte Mal, da ich ſie ſah, ſo bekannt vorkamen. Ja, und wahrhaftig, mein junger Herr, die Eurigen auch. Doch, vergeben Ihro Gnaden mein Geſchwätz; ich kam eigentlich, um zu fragen, ob Ew. Fürſtl. Gnaden befehlen, daß angerichtet werden ſolle.“

„Die Gräfin Dolgorow muß zuvor befragt werden, ob ſie zur Tafel kommen wird,“ erwiderte Feodorowna, und Willhofen verließ, ſich ſtumm verbeugend, ganz in der Weiſe ſeiner alten Dienſtunterwürfigkeit, das Gemach.

Er kehrte nach wenigen Minuten mit der Antwort zurück: die Gräfin ſei ſo angegriffen und müde, daß ſie ſich bereits zu Bette gelegt habe.

Es wurde angerichtet. Die Anweſenheit mehrerer Diener zwängte jetzt die warmen Regungen der Liebe unter den drei ſo eng verbündeten Seelen in das ſtarre Geſetz äußerlicher Förmlichkeiten ein. Doch wußte Feodorowna auch ſelbſt

dieſem Verhältniß eine ſolche Anmuth und Freundlichkeit des Herzens beizumiſchen, daß ſogar der Bruder mit williger Unterwerfung den Zwang ertrug, dem ſein ſtolzer Sinn und das lebendige Gefühl ſeiner Rechte ſich unterwerfen mußten. So entfloh auch dieſe Stunde auf pfeilſchnellen Flügeln.

Feodorowna ſtand auf; die Diener räumten ab und verließen den Saal. Feodorowna befahl, daß Willhofen in der Nähe bleiben und ſich bereit halten ſolle.

Die vertrauliche Einſamkeit vereinte die Herzen wieder enger. „Nun bin ich wieder Deine Schweſter," begann Feodorowna, indem ſie ſich mit liebenswürdiger Vertraulichkeit an Bernhard ſchmiegte, „nun gehöre ich wieder ganz Dir."

„Du Gute," erwiderte er und blickte ihr in das unſchuldige, treue Auge. „O mein Gott, ſo tief haſt Du mich noch nie in Deinen Himmel blicken laſſen!"

Ludwig ſtand im heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt; ſein Herz ertrug die bang ſchwebende Qual zwiſchen dem höchſten Glück und dem tiefſten Schmerz nicht länger. Doch er fühlte, daß nicht die Hand des Bruders, der ſeine Liebe kannte, ihm die Schweſter zuführen dürfe, ſondern daß er ſelbſt mit freier Männlichkeit wagen und handeln müſſe. Wer nicht ſelbſt auf die Gefahr des Verluſtes um das Höchſte zu werben wagt, iſt deſſen nicht werth; dies rief ihm ſein Herz zu, und er gehorchte, wiewol bebend, dem Gebot der Ehre und Liebe.

„Bianca," ſprach er mit bewegter Stimme, „denn die Schweſter meines Freundes geſtattet mir gewiß den Namen, der mir unvergeßlich ſüß von dem ſchönen Frühlingstage unſeres erſten Begegnens herüberklingt — Bianca — auf meiner Lippe ſchwebt der höchſte Wunſch meiner Bruſt, ahneſt Du ihn nicht, ehe ich ihn ausſpreche — ſo bleibt er

ewig in die Bande des Schweigens gehüllt. Doch spricht Dein Herz — dann — laß es jetzt entscheiden."

Sie erröthete, eine süße Verwirrung malte sich auf ihrem Antlitz, zitternd erwiderte sie mit gesenktem Auge: „Mein Herz? — Ich weiß nicht — ob ich ihm gehorchen darf — entschieden hat es längst!" Hier barg sie das Haupt und das in süße Thränen überfließende Auge an der Brust des Bruders. Bernhard schloß sie sanft in die Arme.

Ludwig ergriff bebend ihre Hand, doch wagte er es nicht, die holde Gestalt an seine Brust zu ziehen. Sein Ohr vernahm das Wort, das ihm den tiefsten Himmel der Seligkeit öffnete, doch sein Herz wurde von den Schauern banger Zweifel berührt, denn zu plötzlich, zu mächtig stand das Wunder der Erfüllung vor ihm. Er zitterte, daß die Gebilde des seligen Traums zerrinnen möchten; die Unendlichkeit seines Glücks raubte ihm die Kraft des Glaubens daran.

Sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen und zog sie nicht zurück, da er sie mit heißen Küssen und Thränen bedeckte; doch hielt sie das holde Antlitz noch immer sanft weinend an der Brust des Bruders verborgen.

„Erröthe nicht, meine Schwester," sprach Bernhard mit bewegter Stimme, „wenn Du das schönste Geständniß thun darfst; holder schmückt keine Rose die weibliche Brust als die Liebe. Dein reines Herz konnte nicht irren, es hat das Edelste erkannt und gewählt."

Jetzt erhob sie das Haupt und das in Thränen glänzende Auge zu dem Bruder; dann wandte sie sich jungfräulich schüchtern zu dem Geliebten, der sie mit bebendem Verlangen näher zog. „O mein Gott," hauchte sie und richtete das Auge dankbar gen Himmel, „womit habe ich denn dieses Übermaß Deiner Huld verdient?" Wort und Blick

erſtarben in heiligen Thränen; hold neigte ſie ſich dem Freunde entgegen und ſank ſtumm, ſelig betäubt, an ſeine Bruſt.

Achtes Capitel.

Jetzt erſt vereinigte das innigſte Band die drei liebenden Seelen. Ihr Glück war ſo überſchwenglich, daß es ſie ganz erfüllte und jede Sorge, jeden Schrecken der Zukunft fern hielt. Doch in der Vergangenheit weilten ſie und richteten die ſüße Betrachtung auf die erſten Augenblicke des Begegnens, wo der Keim zu dem holden Blütenbaum eingeſenkt wurde, deſſen Krone ſie jetzt überſchattete. Ludwig erzählte von jenem Tage, wo er zuerſt den grünen Schleier auf einer weiten Schneefläche erblickte und, durch eine unwiderſtehliche, ahnungsvolle Gewalt getrieben, dem ſchimmernden Ziele nacheilte. „O Bianca," ſprach er gerührt, „glaube mir, ſchon damals baute ich in ſchwärmeriſchen Träumen Zauberſchlöſſer des Lebens auf, an die ich ſelbſt nicht zu glauben wagte. Und jetzo hat eine Wunderhand uns mitten hineingeführt in die ſeligen Gefilde! Aber auch jetzt wage ich nicht zu glauben, daß Alles wirklich iſt, was ich um mich her ſehe. Sprich, Geliebte, werden dieſe holden Geſtalten nicht verſinken? Reiche mir die Hand zum Pfande, daß Du lebſt, daß Du mir wirklich nahe biſt und nicht entſchweben willſt, wenn ich Dich berühre."

Sie gab ihm die Hand ſanft lächelnd herüber.

„Ja, ja, Du biſt es," begann er wieder; „ſo lächelteſt Du, als ich Dir zum erſten Mal ins Antlitz blickte. Weißt

Du noch? Im Thal von Aosta, an jener Hütte, die die Reben traulich umrankten, wo die Kastanie ihre Zweige schattend über den Rasen breitete. O dies Bild wird nie aus meiner Seele schwinden!"

Sie blickte ihn mit dem Ausdruck innigster Liebe an; der Silberblick einer Thräne überglänzte ihr blaues Auge. „O es war schön dort!" sprach sie bewegt.

„Und weißt Du, Schwester," begann Bernhard, „wo ich Dich zuerst gesehen?"

„Dein erstes Begegnen war segensreich," erwiderte sie, „Du retteteſt die Schwester aus dringenden Gefahren, die sie mit Denjenigen bestand, denen sie das kindliche Herz ganz geweiht hatte."

„Nein! Ich kannte Dich schon viel früher," sprach er lächelnd, nicht in romantisch ländlicher Hütte, sondern mitten in dem Glanz der reichen, verderbten Welt habe ich Dich zuerst gesehen. Aber ich erkannte den reinen Diamant Deiner Seele mitten in der Fülle falscher blitzender Steine, weil ich sie an einem andern Diamanten prüfen sah. Es war zu London in Romeo und Julie, wo ich die ächten Perlen Deiner Thränen schnell unterschied. Ich wollte die schöne Muschel rauben — erinnerst Du Dich nicht, Schwester?"

„Wie?" fragte sie staunend und suchte aus dem lebenden Bilde des Bruders das ihrer Erinnerung zu verjüngen. „Wie? Wäreſt Du jener junge Maler gewesen?"

„Kein Anderer als ich," unterbrach Bernhard. „Und noch gestern hätte ich Dir den Beweis liefern können, denn Ludwig besaß das Bild längst. Der Bube Beaucaire raubte es uns. Doch wer war jener stolze, englische Narr, der mich forderte und nachher nicht auf den Platz kam?"

„O mein Bruder," entgegnete Bianca lebhaft, „so danke ich Dir schon eine unermeßliche Wohlthat. Der Eng-

länder, Lord Glower, war der mir beſtimmte Bräutigam. Jener Vorfall erzeugte einen Zwiſt zwiſchen ihm und meinem Vater, weil dieſer es mißbilligte, daß der Lord ſich dem Zweikampf entzogen hatte. So wurde durch den beleidigten Stolz des Engländers ein Verhältniß gelöſt, das meine Bitten und Thränen vergeblich abzuwenden verſucht hatten."

„Alſo Zwang wollte man Dir anthun?" rief Bernhard finſter.

„Die Tochter," antwortete Bianca ſanft und feſt, „glaubte gehorchen zu müſſen; ihr Herz kannte damals die Liebe noch nicht. Aber ſie allein wirft reines Licht auf die verworrenen Wege der Pflichten und leitet, wie der Morgenſtern der Verkündung, den irren Fuß zum Ziel."

„Doch Du wurdeſt vermählt, Schweſter," fragte Bernhard; Ludwig ſchreckte zuſammen bei der Frage.

Bianca erröthete hoch und ſenkte ſchamhaft den Blick. „Es geſchah durch Zwang, daß ich jetzt den Namen einer Fürſtin Ochalskoi trage," ſprach ſie leiſe; „doch Du wirſt die Schweſter gewiß freiſprechen."

Sie erzählte jetzt in wenigen Worten die Geſchichte ihrer Vermählung. Ludwig wurde im Innerſten gerührt dabei, doch Bernhards ſtolzes Herz richtete ſich ingrimmig auf. Er ſtand auf und ging unruhig im Gemach umher.

„Liebe Schweſter," begann er nach einigen Minuten, „aus Allem, was Du erzählſt, ſehe ich, daß unſer Heil hier an einem Haar über dem Abgrund hängt. Wir haben eine Stunde in ſüßer Muße des Glücks genoſſen; doch die Nothwendigkeit drängt zu handeln. Antworte mir, Schweſter, weiß Graf Dolgorow, daß Dir das Geheimniß Deiner Geburt bekannt iſt?"

„Er weiß es nicht; ich ſchwieg, um Ruſchka's Brüder

nicht ins Unglück zu ſtürzen, und um ungehindert nach Dir forſchen zu können.“

„Und hegſt Du noch jetzo Beſorgniß, Dich ihm zu entdecken?“

„Die äußerſte,“ rief ſie ſchnell.

„So würdeſt Du fürchten müſſen —“

„Alles, mein Bruder, für Dich, für mich — für Deinen Freund,“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

„So müſſen wir uns eigne Wege bahnen. Strenge Verſchleierung des Geheimniſſes iſt vor Allem nöthig. Schweſter, ich habe nur eine Frage zu thun. Willſt Du mit uns nach Deutſchland ziehen? Kannſt Du Rang, Macht und Reichthum wegwerfen, um dem Bruder und dem Freunde zu folgen, die Dir nichts bieten als ihr Herz, ihren Kopf und im äußerſten Fall auch ihre thätigen Arme?“

„O mein Bruder!“ rief Bianca und ſchlang die Arme um ihn, „fragſt Du wirklich, ob ich die heißeſten Wünſche meiner Bruſt erfüllen will?“ Und ſie verſchloß ſeine Lippen mit liebevollen Küſſen und hing lange ſtumm in den brüderlichen Armen.

„Gut denn,“ ſprach Bernhard entſchloſſen, „ſo iſt der Weg, den wir einzuſchlagen haben, der, zu ſchweigen und zu flüchten, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit darbietet; jetzt aber vor allen Dingen uns zu trennen, damit unſer ſpätes Verweilen beieinander nicht Verdacht erwecke. Morgen wird uns ja wol die Sonne weiter leuchten.“

In Bernhards Beſtimmtheit lag etwas Gebietendes, das faſt unwillkürlichen Gehorſam fand. So gehorchte ihm denn auch Bianca und ſchied nach inniger Umarmung mit holdſeligem Liebesblick, indem ſie durch die Thür nach den Gemächern der Gräfin verſchwand. Bernhard und Ludwig begaben ſich nach ihrem Schlafzimmer.

Im Vorſaal wartete Willhofen, der ihnen zum beſondern Dienſt beigegeben war, und leuchtete ihnen durch den Corridor nach ihrem Gemach.

Als ſie eingetreten waren, redete ihn Ludwig an: „Freund, treuer, redlicher Diener meines Vaters, wirſt Du ſeinem Sohne eben ſo anhängen, wie ihm?“

„Ach Herr,“ rief Willhofen freudig, „ſchon weil Ihr ein Deutſcher ſeid, weil Ihr meine Sprache redet, würde ich Alles für Euch thun. Aber darf ich offen ein Wort wagen? Liebe Herren, Eure Sachen ſtehen gefährlich hier — der Graf und die Gräfin denken anders als die Fürſtin; ſie iſt eine engelgütige Frau.“

„Willhofen,“ ſprach Ludwig, „wir verbergen uns unſere Gefahr nicht, und eben Du ſollſt uns Rath geben, wie wir ihr entgehen. Du weißt zu viel, um nicht Alles zu wiſſen; die Fürſtin iſt die Schweſter meines Freundes und meine Verlobte. Sie iſt entſchloſſen, uns nach Deutſchland zu folgen. Iſt das jetzt oder bald möglich zu machen?“

„Möglich iſt es freilich,“ antwortete Willhofen; „aber ſehr ſchwer. Meint Ihr denn, wenn es ſo leicht wäre, ich würde nicht längſt geflüchtet ſein? Nur deshalb nahm ich ja in meinen alten Tagen die Waffen wieder, um der deutſchen Grenze nahe zu kommen; denn ich hoffte, Gelegenheit zur Flucht zu finden. Bis jetzt aber iſt es durchaus unmöglich geweſen, und vollends nun, da der Landſturm der Bauern, die Koſacken und die franzöſiſchen Heere rings Alles bedecken. Wem wir auch in die Hände fallen, wir ſind verloren! Ich ſage wir, liebe Herren, denn Ihr duldet doch, daß ich mit Euch flüchte?“

„Wir hoffen es, Lieber,“ entgegnete Ludwig.

„Machſt Du unſere Flucht möglich, Freund,“ ſprach

Bernhard, „ſo ſollſt Du ein ſorgenfreies Alter in Deutſchland zubringen.“

„O Gott,“ rief der Alte, „wenn die Abendſonne meines Lebens doch noch heiter unterginge! Ich werde verſuchen, was möglich iſt. Bei der Gräfin gelte ich etwas; ich will ſehen, ob ſie mir ihr Vertrauen ſchenkt, denn vor allen Dingen müſſen wir erfahren, ob ſie Böſes vermuthet. Iſt ihr Argwohn ſchon erwacht, dann haben wir keine Zeit zu verlieren; ſo können wir nur mit jedem Tage der Zögerung gewinnen.“

„Thue, was Du vermagſt, Lieber,“ ſprach Ludwig, „und bringe uns Nachricht, ſo bald es möglich iſt.“

Willhofen ging.

„Wird unſere Nacht ſüß oder unruhig bewegt ſein?“ fragte Ludwig, als er ſich mit Bernhard allein ſah. „Freund, welch ein Tag war dies!“

„Auf der Erde bin ich wenig geweſen, aber zwei, drei Mal in der Hölle und im Himmel,“ erwiderte Bernhard. „Jetzt aber, ich muß Dir's geſtehen, ſind alle Nerven meiner Seele ſo abgeſpannt und abgeſtumpft, wie mein Körper, in den ich nach gerade die Müdigkeit des Todes einſchleichen fühle. Das Schickſal mit ſeinen Donnern und Blitzen hat mich jede Viertelſtunde aus dem Schlaf geſchreckt. Aber Du weißt, es kommt eine Stunde, wo der Ermattete von dem betäubenden Krachen einer neben ihm herabſtürzenden Lawine weder geſchreckt noch geweckt wird. Jetzt bin ich ſo weit; ich könnte wie einige Leute, die in Todesmüdigkeit auf dem Marſch hingeſunken waren, die Räder eines Zwölfpfünders gegen meine Füße anfahren ſehen und es doch nicht der Mühe werth halten, ſie auf die Seite zu ziehen.“

Ludwig, der nur von gewaltigen Erſchütterungen des Gemüths bewegt worden war, aber körperlich faſt gar keine

Anſtrengungen gehabt hatte, fühlte ſich nicht ſo erſchöpft. Erſchreckend ſah er daher Bernhard unter dem Sprechen bleich und bleicher werden, und gewahrte an ſeiner abſterbenden Stimme, daß die Beſinnung ihn verlaſſe. Raſch ſprang er daher auf ihn zu, faßte ihn in ſeine Arme und rief: „Bernhard, was iſt Dir? Du biſt krank?“

„Nein — Lieber — aber ganz — zerſchmettert —“ antwortete er mühſam in abgebrochenen Worten und ſank in den Armen des Freundes zuſammen. So war denn endlich auch die erſchöpfte Kraft dieſes Starken, der bis jetzt durch die äußerſte Anſpannung ſeines Geiſtes der Natur getrotzt hatte, gebrochen. Sanft trug ihn Ludwig auf die Ruheſtatt und überließ es dem Schlummer, ihn mit ſeiner ſtärkenden Kraft neu zu beleben. Bald ſank auch er in ſüße Ermattung und Betäubung, die kaum von dämmernden Traumbildern unterbrochen wurde.

Als er erwachte, war es heller Tag, und ein blendender Strom des Lichts drang in ſein Auge. Willhofen ſtand vor ihm und ſprach lächelnd: „Ihr habt einen geſunden Schlaf, Herr, das muß ich ſagen. Vergeblich habe ich ſchon zu drei verſchiedenen Malen an die Thür gepocht, ich mußte endlich eintreten. Aber der Herr dort ſchläft noch feſter.“

Ludwig bedurfte einige Augenblicke, um die Erſcheinungen um ſich her in Zuſammenhang mit ſeinen Morgentraumbildern, die ihn, wie ſo oft, in die Heimat geführt hatten, zu bringen. Er richtete ſich auf; wie ein Wunder kam ihm die friſche Kräftigkeit ſeiner Glieder vor; er fühlte die ganze Luſt, den jugendlichen Muth des Lebens, wie jemals in ſeinen freudigſten Tagen. „Ja, es iſt Alles wirklich,“ ſprach er und blickte dem Alten froh in das redliche Angeſicht. „O, welch ein Glück iſt es, zu erwachen!“

Er ſprang auf und betrachtete Bernhard; auch in ſeine

Züge war die Lebensfriſche zurückgekehrt, er athmete voll, aber leicht, ein Bild männlicher Geſundheit.

„Bernhard!“ ſprach er und nahm ſeine Hand; „Bernhard!“ Er erwachte nicht, bis ihm der Freund einen Kuß auf die Stirn drückte. Da ſchlug er das Auge auf, ſah ihn groß an und ſprach: „Ludwig, Du biſt es, der mich ſo freundlich weckt? Du haſt einen ſchönen Traum verſcheucht, aber er entflieht nur vor einer ſchönern Wirklichkeit.“

„Die Fürſtin iſt längſt aufgeſtanden,“ ſprach Willhofen; „aber ſie hat ausdrücklich befohlen, daß ich Sie nicht wecken ſollte. Endlich ſchien es mir aber doch Zeit, da es nahe an Mittag iſt.“

„Mittag?“ fragte Bernhard, und er empfand eine Art von Beſchämung „Pfui, daß wir uns gleich als Langſchläfer hier einführen müſſen.“

„O die Gräfin liegt auch noch im Bett,“ antwortete Willhofen, „und ſogar die Gefangenen ſind noch nicht abmarſchirt; der geſtrige Tag war für uns Alle hart.“

„Welche Gefangenen?“ fragte Bernhard.

„Die Franzoſen, die wir geſtern in unſere Gewalt bekamen,“ entgegnete der Alte. „Seht dort, eben werden ſie aufgeſtellt, um weiter ins Innere des Landes transportirt zu werden.“

Bernhard trat ans Fenſter. Der Anblick der zwanzig Unglücklichen, die mit bleichen Geſichtern, ſchlecht gekleidet, halb verhungert da ſtanden und vor Froſt oder Schauder über ihr Schickſal zitterten, ſchnitt ihm ins Herz. „Wohin bringt man ſie?“ fragte er.

„Vermuthlich dahin,“ antwortete Willhofen mit düſterm Blick, „wo ich ſo lange Jahre ſchmachtete, nach Sibirien; der Weg dahin iſt leicht gefunden, aber zurück wird er ſchwer.“

„Und weshalb kamſt Du dorthin?“ rief Ludwig. „Wer hatte das Recht, einen Unglücklichen, Geſtrandeten in die Verbannung zu ſchicken?“

„Es geſchah ganz nach dem Geſetz,“ ſprach Willhofen bitter; „ich war nackt und bloß an die Küſte geworfen. Ein ruſſiſcher Schenkwirth borgte mir fünf Rubel; zurückzahlen konnte ich ſie nicht. Da verfiel ich ihm mit den Kräften meines Dienſtes, und er verkaufte mich an den alten Fürſten Odalskoi, der eben eine Colonie auf ſeinen Gütern bei Perm ſtiftete.

„Alſo um fünf Rubel!“

„Schmachtete ich achtzehn Jahre vergeblich nach der Heimat und allen den Meinigen.“

„Getroſt, Alter,“ klopfte ihm Bernhard auf die Schulter, „von nun an wird es beſſer gehen. Der Tag iſt ſchon geweſen, wenn der Abend heiter iſt. Doch was bedeutet das? Die Gefangenen ſcheinen ja wieder auseinander zu gehen?“

Willhofen blickte hin. Ein Koſack war in den Hof geritten und ſprach mit den Bauern, die den Transport führten. „Ich will gleich ſehen, was es gibt,“ antwortete er und eilte hinaus.

Nach wenigen Minuten kehrte er mit der Nachricht wieder, Dolgorow habe befohlen, die Leute hier noch in Gewahrſam zu halten, weil er morgen oder übermorgen durch glückliche Anfälle auf die franzöſiſche Arrièregarde die Zahl der Gefangenen zu vermehren hoffe. Dann könnten ſie alle zugleich transportirt werden.

„So thue mir die Liebe, Freund,“ ſprach Bernhard, „und ſorge, daß dieſe Unglücklichen, die ſchon halb dem Tode nahe ſind, ſo gut gepflegt werden als möglich.“

Willhofen verſprach es und ging.

Beide Freunde hatten sich indessen angekleidet und begaben sich nach dem Saal, wo, wie ihnen angezeigt war, Bianca mit dem Frühstück ihrer wartete. Doch als sie eintraten, fanden sie das Gemach leer, obwol der Tisch zum Frühstück bereitet war. Ein Diener, der bald darauf eintrat, meldete auch von Seiten der Gräfin Dolgorow, daß die Fürstin nicht erscheinen werde.

Ludwig war betroffen, doch Bernhard ging leicht darüber hinweg und setzte sich zum Frühstück. Als der Diener sich entfernt hatte, fragte Ludwig: „Was mag vorgefallen sein? Sollte die Krankheit der Gräfin eine gefährliche Wendung genommen haben? Ich hatte mich unbeschreiblich auf den französischen Morgengruß gefreut, denn mir däucht, erst der helle, wirkliche Tag könne uns die klare Gewißheit unseres Glücks geben. Und nun —"

„Wenn nur nichts Schlimmeres hier im Hinterhalte lauert," unterbrach ihn Bernhard und stand auf. „Aber mir ahnet nichts Gutes. Die Schwester hätte es ohne die dringendste Ursache nicht über sich vermocht, den Bruder, den sie erst gestern aufgefunden, heute aufs Neue zu begrüßen. Laß uns nur vorsichtig sein und uns ja nicht durch zu eifrige Nachfragen verrathen."

„So glaubst Du, es habe sich etwas Gefährliches für uns ereignet?" fragte Ludwig erstaunt.

„Ich glaube eben so gut nichts als Alles; denn Beides ist gleich möglich," erwiderte Bernhard rasch. „Hm! Vielleicht ist es aber auch nur Vorsicht der Schwester; sie hält sich absichtlich entfernt, um sich nicht zu verrathen. Ich kenne die russische Sitte nicht genug, um zu wissen, was für eine Wirthin auffallend wäre oder nicht! Man muß ihr vertrauen, denn sie hat eben so viel Kühnheit als Liebe gezeigt. Nur Geduld, es wird sich Alles lösen."

Ludwig ging beunruhigt auf und ab, ohne zu ſprechen. Bald darauf kam Willhofen zurück und berichtete, daß auf Befehl der Fürſtin die Gefangenen gut verpflegt wurden, und mehr ihre Beſorgniſſe wegen des Schickſals ihrer Zukunft als gegenwärtige Übel ſie quälten.

Indeſſen vergingen ein, zwei, drei Stunden, Bianca ließ ſich nicht ſehen.

Neuntes Capitel.

Bernhard ſchlug Ludwig einen Spaziergang ins Freie vor; er nahm ihn an. Sie gingen vor das Schloßthor hinaus und beſahen die Lage des Gebäudes genauer.

Es war rings von dichtem, hohem Fichtenwalde umgeben, durch den jedoch vier breite Wege aufgehauen waren, die einander rechtwinkelig kreuzten. Dieſe waren ziemlich gebahnt, doch im Übrigen lag rings umher der Schnee locker und hoch, ſodaß es zu Fuß wie zu Schlitten gleich mühſam ſchien, die großen Wege verlaſſend, durch den Wald zu dringen.

„Das Gebäude ſcheint alt," meinte Bernhard. „Gothiſcher, neugriechiſcher, barbariſcher Stil, Alles durcheinander. Dieſe beiden runden Eckthürme mit ihren langen dünnen Spitzen müſſen aus fernen Jahrhunderten herrühren. Wie weit mögen wir hier von der großen Straße abliegen?"

„Vier bis fünf Stunden hörte ich Willhofen ſagen," antwortete Ludwig; „und Smolensk liegt ſieben Stunden von hier."

„So ſchätzte ich's auch," ſtimmte Bernhard ein, „dort

hinüber muß es gehen. Wir würden den Weg dahin durch eine breite Allee nehmen müssen."

„Es ist dieselbe, durch die wir gestern hierher gekommen sind," meinte Ludwig.

„Hörst Du nicht?" fragte Bernhard plötzlich und lauschte, indem er den Kopf seitwärts neigte und die Hand zum Auffangen des Schalls gegen das Ohr hielt. „Das ist Kanonendonner, in der Richtung von der Straße her; doch sehr fern."

„Die Wälder dämmen den Schall," sprach Ludwig und horchte gleichfalls auf die einzelnen dumpfen Schüsse, die man vernahm.

„Es könnte wol das Nordische Corps sein, was sich dort schlägt, und vielleicht ist Kalweit bei dem Gefecht," bemerkte Bernhard.

„Kalweit," rief Ludwig aus, „wie mag der redliche Freund in Sorge um uns sein! O wenn wir ihm eine Nachricht zukommen lassen könnten!"

„Freilich wäre es gut," sprach Bernhard und bewegte nachdenklich, aber zustimmend das Haupt. „Überhaupt muß ich Dir sagen, so bequem wir es hier im Schlosse haben, so möchte ich mich doch lieber mit der Schwester unter seinem Schutze befinden als hier. Endlich einmal müßten doch die fruchtbaren Strapazen ein Ende haben. Mit jedem Tage kämen wir der Heimat und den Verpflegungsanstalten für das Heer näher. Der Weg würde fest, eben — ich glaube das Schwerste haben wir überstanden."

„Ach," hauchte Ludwig, „wenn wir erst den Fuß auf vaterländischen Boden setzen könnten!"

Dem festen Schlafe unterliegend, sanken die Freunde noch eine Zeit lang auf ihre Lager ab. Indessen war es schon spät am Nachmittag geworden, und es fing an zu dämmern.

Sie kehrten ins Schloß zurück, weil ihnen dieſe Stunde als die des Mittagsmahls angegeben war. Der Tiſch war bereits gedeckt, aber für ſie Beide allein; ſelbſt Willhofen wußte nichts Näheres über das Ausbleiben der Fürſtin anzugeben, als daß ſie muthmaßlich der kranken Gräfin Geſellſchaft leiſten müſſe.

„Zeige nur guten Muth vor den Dienern," flüſterte Bernhard dem aufs äußerſte betroffenen Ludwig zu, „es darf hier keine Seele ahnen, daß wir uns beunruhigen."

Mit dieſen Worten ſchenkte er ſich ein Glas Wein ein und ſtieß mit Ludwig auf die Bewohnerinnen des Hauſes an. Während der ganzen Tafelzeit war er heiter und ſcherzte viel, ſogar mit den Dienern, denen er einige ruſſiſche Worte abfragte und ſich dann in ihrer Mundart mit ihnen zu verſtändigen ſuchte.

Es war dunkel geworden und man brachte Licht. Bernhard fing, um das Geſpräch nicht ſtocken zu laſſen, von Schottland zu erzählen an. Ludwig hörte zerſtreut zu; ſeine Beſorgniſſe wuchſen mit jedem Augenblick. Es war jetzt ſieben Uhr; die gewöhnliche Höflichkeit gegen Gäſte hätte es gefordert, daß die Wirthin des Hauſes ſie begrüßt hätte. Bianca mußte durch die dringendſten Gründe abgehalten ſein.

Theils um ſich zu zerſtreuen, theils um ihre Unruhe zu verbergen, hatte ſich Jeder aus einem Schrank mit franzöſiſchen Büchern einen Band des Voltaire genommen; ſie ſetzten ſich an einen andern Tiſch und laſen. Die Diener räumten indeſſen die Tafel ab und verließen das Zimmer.

Doch kaum waren ſie einige Augenblicke allein geweſen, als Willhofen eintrat, ſich vorſichtig umſah, ob Jemand in der Nähe ſei, und dann Bernhard einen Zettel zuſteckte.

Auf dieſem las er mit Bleiſtift in engliſcher Sprache

die Worte: „Bruder, wenn Alles schläft, komm unter das Fenster meines Schlafzimmers.“

„Weißt Du, was der Zettel enthält?“ fragte er Willhofen, nachdem er gelesen.

„Ich vermuthe ungefähr; die Jungfer der Fürstin, Jeannette, hat ihn mir gegeben.“

Bernhard ging unruhig auf und ab. „Kennst Du die Lage des Schlafgemachs der Fürstin, Willhofen?“ fragte er diesen.

Er bejahte es.

„Wenn Alles im Schlosse schläft, soll ich mich unter ihrem Fenster einfinden; kannst Du mich mit Sicherheit dahin führen?“

„Eine Kleinigkeit; ich will schon sorgen, daß es dem Thorwächter schwerer werden soll, die Augen aufzuriegeln, als das alte verrostete Thor.“

„Wann geht man hier schlafen?“

„Vor Mitternacht; um zwölf Uhr sind wir sicher, außer den Mäusen auf dem Kornboden, kein lebendiges Wesen mehr im Schloß zu treffen.“

„So komm um diese Stunde zu uns auf unser Schlafzimmer, Freund; Du mußt mir den wichtigen Dienst schon leisten.“

Willhofen ging.

Bernhard und Ludwig begaben sich auf ihr Gemach und harrten in unruhiger Spannung der Mitternacht entgegen. Die Stunden schlichen ihnen träge dahin. Ängstlich lauschten sie auf jeden Laut im Schlosse, ob das Geräusch geöffneter oder zugeworfener Thüren, der Schritt der Diener auf den Gängen, das einzelne Zurufen und Antworten nicht endlich ein Ende nehmen werde. Oft war es minutenlang ganz ruhig; dann unterbrach plötzlich wieder der Klang eines

einförmigenden Schlosses, oder der schwere, ungeschickte, weit durch die langen Corridors hallende Schritt eines Dieners die tiefe Stille wieder. Endlich, nach elf Uhr, schien Alles in Schlaf versenkt zu sein.

„Eine Grabesstille im Schloß," sprach Bernhard, indem er leise die Thür öffnete und auf den Gang hinaus horchte. „Mitternacht ist nahe! Ich wollte, Willhofen käme, damit die Ungewißheit ein Ende nähme."

Ludwig war von düstern Ahnungen und Besorgnissen gequält; doch äußerte er nichts, um Bernhards sichtbare Unruhe nicht zu erhöhen.

„Wie der Wind durch den Schlott pfeift! Es muß wieder eine herrliche Nacht draußen sein! Mir däucht auch, es sei kälter geworden. Unsere Fenster gefrieren wieder trotz des glühenden Ofens. Aber horch, rauscht da nicht etwas auf dem Gange? Wahrhaftig, es schleicht knisternd näher. Vermuthlich wird es Willhofen sein; der Alte ist ein Fuchs; er kommt leise auf den Zehen, und ich glaube ohne Schuhe." Er lauschte; es kam behutsam näher und näher. Bernhard öffnete die Thür ein wenig und fragte durch die Spalte hinaus: „Bist Du's, Freund?"

„Ich bin es," antwortete flüsternd eine weibliche Stimme; zugleich öffnete die Kommende die Thür, und das Kammermädchen der Fürstin trat in ihrer zierlichen Diensttracht, ein kleines Häubchen auf, aber die Wangen mit einem Tuch verbunden, ein.

Beide Freunde erstaunten. Bernhard vermuthete ein Liebesmißverständniß und sprach ziemlich unwillig: „Du hast irre gegangen, mein Kind."

„Nein, ich verfehlte die richtige Thür nicht," antwortete das Mädchen mit bekannter Stimme, indem sie zugleich das

Tuch herunternahm, welches ihr das Gesicht halb bedeckte. Es war Bianca.

„Schwester! Du selbst, in dieser Verkleidung?“ rief Bernhard leise, indem er einen Schritt zurücktrat. „Um des Himmels willen, was bedeutet das?“

„Die Nothwendigkeit drang mir diese Maske auf,“ entgegnete Bianca, „ich bin eine Gefangene und konnte nur in dieser Kleidung zu Dir schleichen.“

„Du eine Gefangene?“ rief Bernhard erstaunt, Ludwig trat besorgt näher.

„Laßt mich schnell sein, Ihr Lieben,“ erwiderte Bianca, „denn die Augenblicke drängen. Ich fürchte, unser Geheimniß ist halb oder ganz verrathen. Wir müssen gestern behorcht worden sein. Als ich Dich verließ und zur Gräfin hinüberging, fand ich sie in großer Aufregung, sie saß fast ganz angekleidet auf dem Sopha und schrieb. Bei meinem Eintritt raffte sie die Papiere hastig zusammen und sprach von gleichgültigen Dingen, doch war in ihren Zügen die äußerste Unruhe nicht zu verkennen. Zwar argwöhnte ich, was geschehen sein konnte, doch um ihren Verdacht nicht mehr zu reizen, fragte ich nichts, sondern begab mich sogleich durch mein Arbeitszimmer, welches an das Wohngemach der Gräfin stößt, in mein Schlafzimmer, wo mich Jeannette, mein Mädchen, erwartete. Ich ließ mich schnell entkleiden und schickte sie weg. Voller Unruhe blieb ich auf. Ich öffnete die Thür meines Arbeitszimmers ein wenig und hörte, daß die Gräfin noch wach war, und daß sie sogar mit Jemandem sprach. Ich konnte nicht unterscheiden was, doch glaubte ich an der Stimme den Kammerdiener des Grafen zu erkennen. Endlich wurde es still; ich begab mich zur Ruhe. In der Nacht aber hörte ich deutlich die Thore öffnen und einen Schlitten wegfahren. Diesen Morgen begab

ich mich früh zu meiner Pflegemutter; ſie hatte ſo etwas Argwöhniſches in ihren Blicken, daß ich nicht zweifeln konnte, ſie habe unſer Geheimniß zum Theil entdeckt; doch ließ ſie ſich nicht das Mindeſte merken. Schon von ſelbſt hatte ich mir vorgenommen, das Frühſtück auf meinem Zimmer einzunehmen, um keinen Verdacht zu erwecken, doch wurde ich zur Mittagstafel gekommen ſein. Allein die Gräfin äußerte, ich werde hoffentlich den Tag über bei ihr zubringen, da es ſich nicht wohl zieme, daß ich, während ſie ſelbſt krank ſei, mit den beiden Fremden allein ſpeiſe; ſie ſetzte hinzu, ſie würde es ungehörig finden, wenn ich Euch vor des Grafen Ankunft wieder ſpräche. Ich bequemte mich ihrem Willen, doch ich wurde meiner Sache immer gewiſſer, daß etwas vorgefallen ſein müſſe. Im Laufe des Vormittags ging ich auf mein Zimmer und entdeckte zufällig, daß die Thür nach dem Corridor verſchloſſen und der Schlüſſel abgezogen ſei. Jetzt durchſchaute ich Alles; ich war eine Gefangene der Gräfin; ſie mußte unſer Geheimniß kennen. Der Kammerdiener hat ſich den ganzen Tag nicht gezeigt; ich vermuthe, er iſt zum Grafen geſchickt worden. Daher beſchloß ich, Dich, mein Bruder, von Allem zu unterrichten, und ſandte Dir durch Jeannetten den Zettel. Allein das Geſpräch mit Dir durch das Fenſter konnte gefährlich werden; ich ließ daher Jeannetten ſpät auf mein Zimmer kommen, unter dem Vorwande, daß ich wünſchte, ſie möge in demſelben ſchlafen, weil mir nicht ganz wohl ſei. Als ſie entſchlummert war, legte ich leiſe ihre Kleidungsſtücke an und ging ſo unerkannt durch das Zimmer der Gräfin. Jetzt aber frage ich Dich, mein Bruder, was ſollen wir thun?"

„Schnelle Flucht ſcheint mir das einzige Rettungsmittel," erwiderte er raſch. „Wenn es möglich wäre, Smolensk in dieſer Nacht zu erreichen."

„Möglich ist das. Aber sollen wir das Äußerste wagen, bevor das Äußerste uns drängt? O mein Bruder, wenngleich das heiligste Band der frommen, kindlichen Liebe und des Vertrauens zu Denen, die ich als meine Ältern ehrte, schmerzlich zerrissen ist; doch fühle ich mich noch von tausend Fäden der Gewohnheit und des Dankes gefesselt. Müßte ich mich heimlich, flüchtig, in der Nacht von ihnen trennen, so würde doch ein tiefer Schmerz in meine Seele schneiden und meine Brust sich von dem Vorwurf des Undankes belastet fühlen."

„Liebe, aber was willst Du thun," antwortete Bernhard, „wenn Du selbst eingestehst, daß Du Deinen Bruder nicht anzuerkennen wagen darfst vor Deinen Ältern? Hat denn die Liebe ihr Thun gegen Dich bestimmt? Oder zogen sie Dich herauf, nur um Dich zu opfern, mit Deinem süßen Reiz unwürdig zu markten?"

„Du sprichst wahr — doch die Blüten der Liebe und Eifersucht, die achtzehn Jahre lang in meinem Herzen keimten, hängen fest an dem mütterlichen Boden. Ich liebte einst meine Ältern unbeschreiblich, denn ich hatte nur Wohlthaten, wenngleich jetzt fühle ich es, kalt und streng zugemessen, von ihnen erfahren. Doch, hat das Herz auch die freie, schöne, heilige Liebe verloren, von den Pflichten des Dankes kann es sich nicht freisprechen. Das Gute, was uns geschehen, fesselt uns, auch wenn es nicht allein aus dem lautern Quell der Liebe floß. Bruder, rathe meiner schwankenden Brust, leihe mir Deinen festen, männlichen Arm in diesem Sturm widerstreitender Gefühle, der mich niederzuwerfen droht."

Mit diesen Worten nahm sie wie bittend seine Hand und richtete das feuchte Auge zu seinem finster rollenden empor.

„Du haſt Recht, Schweſter,“ antwortete er, „Recht mit Deinem weiblichen, duldenden, Alles vergebenden Herzen; ich, mit meiner trotzigen Männerbruſt, denke anders und habe auch Recht.“ „Wir müſſen fort,“ ſprach er heftiger, „ich zwinge Dich dazu und nehme die innere Schuld ganz auf mich. Du mußt mir folgen, Schweſter, und ſogleich; bei Gott, Du mußt!“

„Ja, ich glaube, er hat Recht,“ ſprach Ludwig ſanft aber dringend, und trat der Geliebten näher. „Die Rechte des Bruders ſind die heiligeren.“

„Und die Deinen ſeit geſtern die heiligſten?“ rief Bernhard unterbrechend. „Erröthe nicht, Schweſter, und mißtraue dieſer Wahrheit nicht deshalb, weil ſie zugleich das höchſte Glück Deiner Bruſt bildet. Ich weiß es wohl, edle Weſen zagen ſelbſt, das Rechte zu thun, wenn es Eins mit ihren Wünſchen wird; aber nicht immer iſt nur das erfüllende Herz das tugendhafte. Vertraue mir; ich entſcheide, aber ohne Leidenſchaft. Brich die Feſſel, die, halb von der Liebe, halb von der Gewalt geſchmiedet, die freie Entſcheidung Deines Willens hemmt.“

„Nun, ſo ſei es denn,“ ſprach ſie nach einigen Augenblicken des innern, ſtummen Kampfes; „ich gehorche Dir, mein Bruder.“

„Und ſogleich,“ fiel Bernhard ein, „denn jede Minute des Verzugs bringt Gefahr.“

„Und wohin willſt Du flüchten?“ fragte Bianca.

„Nach Smolensk.“

„Wie,“ rief ſie erſchreckt, „und ſchwebt dort nicht das Schwert des Todes über Eurem Haupte?“

„Seit unſere erbitterten Ankläger durch ihr furchtbar waltendes Schickſal gerichtet ſind,“ antwortete Ludwig, „fürchte ich von dieſer Seite her nichts mehr für uns. Nicht

unsere Schuld, sondern der Wille, uns schuldig zu sehen, brachte uns Gefahr."

„So folge ich denn auch dorthin. Willhofen wird uns Pferde und einen Schlitten schaffen."

„Wir erwarten ihn hier jeden Augenblick, weil er mich um Mitternacht zu Dir führen sollte," antwortete Bernhard. „Aber hörst Du nicht? Das ist Peitschenknall und Schellenklingen! Ganz vernehmlich!"

Bianca erblaßte. „Ein Schlitten, der sich dem Schloßthore nähert! Das ist mein Vater!"

„Er sei es, oder sei es nicht," rief Bernhard; „jetzt ist nicht der Augenblick zur Flucht. Eile auf Dein Zimmer zurück, Schwester, bevor die Ankunft des Schlittens die Leute im Hause weckt. Sobald es ruhig ist, bin ich unter Deinem Fenster."

Er trieb sie fort; sie schwebte mit flüchtigen Schritten, kaum Athem holend, den langen Gang hinunter. Kaum war sie in den innern Gemächern verschwunden, als der heranziehende Schlitten vor dem Thore des Schlosses hielt und ein so lauter, heftiges Pochen an demselben erschallte, daß man keinen Zweifel darum hegen durfte, es sei der Besitzer selbst, der Einlaß begehre.

Das Thor wurde geöffnet; Bernhard lauschte durch die Spalte der halb geöffneten Thür. Drei Männer kamen die Treppe herauf, doch ließ ein verworrenes Geräusch von Stimmen vermuthen, daß noch andere Ankömmlinge unten geblieben waren. Jetzt erkannte Bernhard den Kammerdiener, der, mit einem Armleuchter in der Hand, einem dicht in den Pelz gehüllten Herrn voranschritt. Ludwig erklärte, es sei der Graf; auch nahm er seinen Weg nach den Gemächern der Gräfin. Jetzt wurde es still, man hörte nichts mehr.

Eine Viertelstunde brachten Bernhard und Ludwig in

gespannter Erwartung hin. Da rochte es leise an ihrer Thür; es war Wildhofen. Der wohlwollende, gewandte Alte hatte schon fast den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten errathen. Er war der Meinung, daß für diese Nacht nichts mehr zu wagen sei, ohne die Lage der Dinge gefährlicher zu machen. Deshalb übernahm er es, der Fürstin einen Zettel von Bernhard, der sie mit dem gefaßten Entschlusse bekannt machte, ins Fenster zu werfen. Dies führte er glücklich aus, erstattete Bericht darüber und versprach, wachsam zu sein, um, sobald sich das Mindeste ereignete, Nachricht zu geben.

Allen verging die Nacht in unruhiger Spannung, die kaum einen oft unterbrochenen Halbschlummer ließ.

Zehntes Capitel.

Die Gräfin Dolgorew hatte die Verhältnisse Bianca's zu den Gästen des Hauses vielmehr gemuthmaßt als gekannt. Durch einen Zufall war Jeannette die Verräthe rin gewesen; denn diese war es, welche sich, gleich nach dem Augenblick, wo Bianca ihren Bruder zuerst erkannte, dem Gastzimmer näherte. Sie hörte laut und heftig sprechen, und vernahm die Worte: Bruder, Schwester: erstaunt stand sie still und lauschte unwillkürlich, wenigstens anfangs. Da näherten sich Wildhofen und einige Diener, und der Schall ihrer Schritte auf dem Corridor wurde von Ludwig vernommen, der die leiseren des Mädchens überhört hatte. Die Annäherung derselben unterbrach die ersten süßen Vertraulichkeiten der Geschwister; doch mußte Jeannette beim Eintreten

bemerken, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen ſei. Der Kammerdiener des Grafen, Jacques, war ihr Liebhaber; ſie hatte alſo nichts Eiligeres zu thun, als dieſem gewandten Menſchen ihre Vermuthung mitzutheilen, wobei ſie freilich nicht ahnete, daß ſie das Glück ihrer geliebten Gebieterin ſo gefährdete. Doch Jacques hatte einen ſcharfen Blick für dergleichen Verhältniſſe. „Höre, Jeannette," ſprach er zu dieſer, „wenn die Fürſtin davon nichts äußert, ſo thue ja, als ahneteſt oder wußteſt Du nichts. Für Diener iſt nichts gefährlicher, als die Geheimniſſe der Herrſchaften wider den Willen derſelben zu erfahren. Wenn es auch Anfangs vortheilhaft zu ſein ſcheint, ſpäterhin bekommt es uns immer ſehr übel. Man wird bisweilen auf ganz eigne Art zum Schweigen gebracht." Das eingeſchüchterte Mädchen erſchrak vor dieſer Warnung ſo, daß ſie in der That nicht das Mindeſte gegen ihre Gebieterin äußerte, aber, ſo ehrlich war ſie, auch gegen Niemand ſonſt. Jacques dagegen legte ſich aufs Lauſchen und ſtellte dies ſo geſchickt an, daß er, bevor eine Stunde verging, wenigſtens ſo viel wußte, daß Bianca ihr Geheimniß vor der Gräfin verberge. Jetzt hielt er die Verhältniſſe für geeignet, ſie zu ſeinem Vortheil benutzen zu können. Er ging zur Gräfin und entdeckte dieſer, Anfangs nur andeutend, doch da der hingeworfene Funke mit einer über alle Erwartung gehenden Schnelligkeit zur Flamme anfachte, im ganzen Umfange Alles, was er wußte. Sie verſprach ihm eine reiche Belohnung, wenn er gegen Jeden ſchweigen und nur ihre Befehle in dieſer Sache erfüllen wolle. Jacques, habſüchtig, ſchlau, unternehmend, ging auf Alles ein, ohne jedoch Jeannetten, deren Ergebenheit gegen ihre Gebieterin er kannte, ein Wort davon zu ſagen. So reiſte er denn noch in derſelben Nacht mit Briefen der Gräfin zu dem Gemahl derſelben ab und war auch jetzt mit

ihm zurückgekehrt. Die Nachricht mußte dem Grafen von der beunruhigendsten Wichtigkeit sein, und er hatte daher sogar den Eifer gegen die Feinde seines Vaterlandes für den Augenblick hintenangesetzt, um seine eignen Angelegenheiten wahrzunehmen.

Er fand die Gräfin, deren ganze Krankheit wol nur in zu großen körperlichen Anstrengungen bestanden hatte, noch in den Kleidern; die geistige Aufregung, in der sie sich seit gestern befand, hatte ihr ihre vollen Kräfte wiedergegeben.

„Nun, was sagen Sie zu meiner Entdeckung?“ redete sie ihn an, als sie sich mit ihm allein befand; „was beschließen Sie zu thun?“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte Dolgorow, „muß ich wissen, wie weit Sie deren gewiß sind, und wie weit Feodorowna um Ihr Wissen weiß.“

Die Gräfin erzählte und vergaß auch die Vorsichtsmaßregeln nicht, die sie den Tag über getroffen hatte, um eine Zusammenkunft der Geschwister zu hindern. Dolgorow ging während der ganzen Erzählung mit untergeschlagenen Armen, finster vor sich hinblickend, auf und nieder und schüttelte mehrmals mißbilligend das Haupt.

„Und wer von beiden Fremden soll denn nun der Bruder sein?“ fragte er, als die Gräfin geendet hatte.

Mit einer Art von Beschämung gestand die Gräfin, daß sie dies nicht wisse. Sie hatte ohne Weiteres angenommen, es sei Ludwig, etwas, wozu die so mißfällig von ihr bemerkte Hinneigung Bianca's zu ihm sie ziemlich natürlich verleitet hatte. Erst jetzt, da der Graf ihr die Frage auch mit Beziehung auf Bernhard vorlegte, sah sie ein, daß sie gar keinen bestimmten Grund für ihre Vermuthung habe.

„Wenn Sie nur die unglückselige Maßregel mit der halben Gefangenhaltung nicht getroffen hätten!“ sprach Dol-

arow mit kaum unterdrücktem Unwillen. „Ich begreife nicht, was he Ihnen helfen konnte. Es war nichts als ein Überrest von den Gewohnheiten Ihrer mütterlichen Strenge und Willkür, die jedoch seit Feodorowna's Vermählung in keinem Fall mehr an ihrem Platz sind. Wie nahm sie den Schritt auf?"

„Sie äußerte sich gar nicht darüber," erwiderte die Gräfin betreten.

„So haben wir vielleicht die Hoffnung, daß sie denselben nicht ärgerlich geworden ist?" fiel der Graf rasch und freudig ein.

Die Gräfin wußte das Gegentheil zwar sehr gut, da sie es aus dem Umstande entnehmen konnte, daß ihr Zimmer der Tummelplatz für Jeannetten geworden war; doch bestätigte sie Polarows Vermuthung, um seinen ferneren, nicht eben fein gemachten Verweisen zu entgehen.

„Das rettet uns," frohlockte er beruhigter; „und sollte die Fürstin ja etwas bemerkt haben, so muß das Ganze als ein Verſehen dargestellt werden, welches man dem Kammerdiener zuschreiben kann. Für heute werden wir also nichts mehr unternehmen, morgen will ich selbst sehen und beobachten. Um des Himmels willen keinen auffallenden Schritt in dieser Sache, bis wir ihn gar nicht mehr vermeiden können, aber wenigstens genau wissen, wie weit unser Geheimniß verrathen ist. Auch daß dieser Jacques etwas davon erfahren mußte, ist höchst verdrießlich. Zwar ist ihm die Wahrheit völlig unbekannt und, so weit ich bemerken kann, zweifelt er nicht daran, daß Feodorowna unsere Tochter sei, hält aber den unvermuthet zurückgekehrten Bruder für einen Sohn, den wir, wer weiß, aus welchen guten Gründen, entfernt haben mögen. Ja, ich glaube, er hatte es eigentlich im Sinne, Ihre Eifersucht durch die Ent-

deckung rege zu machen. Indeſſen gleichviel; ſehr unangenehm bleibt es für uns, daß ein ſo fremder, unzuverläſſiger Menſch überhaupt nur von einem Verhältniß der Art eine Ahnung hat. Vielleicht," begann Dolgorow nach einigen Augenblicken, während welcher er ſchweigend und nachſinnend auf- und abgegangen war; „vielleicht war das Ganze nur ein blinder Lärm. Wer ſagt uns denn, daß Jacques recht gehört hat? Jedoch um ſo vorſichtiger müſſen wir verfahren; denn man kann ja auch nicht wiſſen, ob Feodorowna und ihr muthmaßlicher Bruder ſich nicht ſchon ſeit längerer Zeit verſtehen und Sorge getragen haben, ihre Beweiſe an Orten niederzulegen, die uns unzugänglich ſind. Wir könnten in dieſem Falle in die bedenklichſte Lage gerathen. Ja, ich bin entſchloſſen! Ich werde das ganze Verhältniß morgen nicht kennen. Zwar kam ich mit dem Entſchluß, hier ſogleich die entſchiedenſten und unwiderruflichſten Schritte einzuleiten, und ich denke, Gräfin! Sie kennen mich genug, um zu wiſſen, daß ich vor der Nothwendigkeit nicht wie ein Knabe bebe. Noch ſind wir nicht ſo ängſtlich und weichherzig in Rußland; ich weiß ſo gut wie Andere in dieſem Reiche, daß man einen Felsblock, der uns auf unſerer Straße im Wege liegt, ſprengen muß. Doch ohne Übereilung! Vielleicht gelingt es mir, einen beſſern und ſicherern Weg, der daran vorüberführt, zu nehmen. Gute Nacht! Ich werde ruhiger ſchlafen, als ich glaubte. Noch eins, damit wir uns nicht widerſprechen. Meine Ankunft hier war zufällig hören Sie, Gräfin, zufällig! Übrigens werde ich morgen der Erſte ſein, der Feodorownen begrüßt und ſich über die verſchloſſene Thür wundert."

Mit dieſen Worten nahm er Abſchied und ging zu Jacques, der ihn im Vorſaal erwartete, auf ſein Zimmer.

Doch ließ ihn die Unruhe ſeines Gemüthes nicht ſchla-

sen, das lang schlummernde Bewußtsein war mächtig erwacht. Mochte jetzt Täuschung oder Wahrheit im Spiele sein, er lernte, daß der Same der Schuld, möge er noch so tief vergraben, noch so weit vom Sturm der Zeit verweht sein, doch fort und fort keimt, bis seine bittern Früchte reifen.

„Ivor," redete er sich selbst an, „was machst du dir für Sorgen? Deine Zwecke sind erreicht, du bist im Besitz, wer will dich vertreiben? — Hm! Wenn aber die Tschaloskoi's erführen, daß eine Täuschung obgewaltet habe? Nur als Vater Fedorownens sind deine Rechte gültig! — Doch wer will sie dir bestreiten? Der Einzigen, die reden könnte, ist die Lippe versiegelt. Ruschka schläft. Schreckbilder des leeren Wahns! Hirngespinste!"

Dennoch folterten sie ihn bis der Morgen anbrach.

Indessen waren seine Pläne gereift, und er besaß Gewandtheit und Kraft, sie auszuführen. Sein erster Gang war zu Bernhard und Ludwig herüber, die er als Gäste des Hauses willkommen hieß. Mit der Übung des Hofmanns spielte er den zuvorkommenden Wirth, fragte nach ihrem Befinden, nach der Art ihrer Aufnahme, ohne auch nur mit einem Wort etwas Böses anzudeuten. Ludwig, der die Welt weniger kannte, und dessen gerades Herz auch den Argwohn nicht so leicht einließ, oder ihn, wenn er auftauchte, mit ärgerlichem Unmuthe verwarf, hatte sich durch dieses Benehmen täuschen lassen. Bernhard dagegen wurde um so besorgter, je artiger der Graf sich stellte; er verlarvte sich daher mit derselben Maske gegen ihn, und nahm den Schein eines sorglosen, ja fast leichtsinnigen Zutrauens an, während er sein Innerstes aufs verschwiegenste verbarg. Seiner Gewandtheit gelang es vollkommen, den Unbefangenen zu spielen; er ging sogar so weit darin, daß er dem Grafen sein neuliches Abenteuer mit Bianca offen gestand. „Ich bin Ma-

ler," ſprach er, mit der Leichtigkeit des lebensfrohen Künſtlers, „und wir betrachten ein ſchönes Angeſicht in einem gewiſſen Grade als ein Eigenthum, das uns Niemand verſagen darf. Damit müſſen Sie, Herr Graf, jene Handlung, die freilich die gewöhnlichen Geſetze der Schicklichkeit nicht zum Richter haben darf, entſchuldigen."

„Wir ſind nicht ſolche Barbaren hier in Rußland," entgegnete Dolgorow lächelnd, „um dem Künſtler dergleichen Freiheiten nicht willig zuzugeſtehen. Aber beſitzen Sie das Portrait?"

„Ich beſaß es bis vor zwei Tagen; oder vielmehr mein Freund, dem ich es, da es ſo angenehme und zugleich räthſelhafte Erinnerungen in ihm erweckte, zum Geſchenk machte. Sein Portefeuille, in dem es ſich befand, wurde ihm durch jene Elenden, denen, wie ich höre, furchtbare Vergeltung geworden, abgenommen. In weſſen Hände es gerathen iſt, weiß ich nicht."

„Wir ſind," erwiderte Dolgorow, „geſtern zwei Portefeuille's, die man bei den Gefangenen gefunden hat, überliefert worden; doch ich geſtehe, daß ich noch nicht Muße gehabt, ſie zu öffnen. Ich bin doch in der That begierig, zu ſehen, ob das Ihrige dabei iſt."

Mit dieſen Worten eilte er hinüber nach ſeinem Zimmer und kehrte bald darauf mit zwei Brieftaſchen zurück, deren eine er geöffnet in der Hand hielt. Es war Ludwigs. Der Graf hielt Bernhard das Bild entgegen und fragte: „Erkennen Sie das für Ihr Werk?"

„Wie ſollte ich nicht?"

„So iſt es billig, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen."

„Es iſt, wie geſagt, nicht mehr das meinige, ſondern das meines Freundes."

Der Graf händigte Ludwig die Brieftaſche ein, aus

welcher jedoch alle Papiere verschwunden waren. Dolgorow hatte sie erst eben jetzt herausgenommen, weil er Aufschlüsse in denselben zu finden hoffte; er entschuldigte sich damit, daß ihm das Portefeuille in diesem Zustande zugekommen sei, also wahrscheinlich Beaucaire es schon geleert habe. Das zweite Portefeuille war weder Bernhards noch Ludwigs Eigenthum; der Graf behielt es also und entfernte sich damit, um Feodorowen den Morgenbesuch zu machen.

„Es ist mir unendlich viel werth, daß dieses Bild wieder in meinen Besitz gekommen ist," sprach Ludwig. „Überhaupt wird mir so wohl und leicht; alle Gefahr scheint vorüber, und der Graf ist ein Mann, der doch wol Zutrauen verdient."

„Wahrhaftig, man möchte lachen," rief Bernhard, „wenn die Zeit nicht besser zum Fluchen oder Beten taugte; man möchte lustig aufjubeln darüber, daß ein so gescheuter Mensch, wie Du, so ein blinder Thor sein kann. O Ludwig, Ludwig! Du bist zu gut für diese Welt — und ich fürchte, die Schwester ist es auch und läßt sich täuschen. Werdet Ihr denn ewig solche Kinder im Leben bleiben, daß Ihr Euch die Schlange an den Busen legen wollt, weil sie eine glänzende bunte Haut hat? Wollt Ihr denn niemals lernen, daß der buntgefleckte Tiger sich schlafend stellt, wenn er am tückischsten lauert? Wer deckt denn eine Fallgrube mit Ottern zu? Rosen streut man darüber! Arsenik muß aussehen wie Zucker, sonst frißt ihn keine Ratte. Ludwig, Ludwig! Diese lächelnde Höflichkeit Dolgorows ist mir bedenklicher, als wenn er mit gezogenem Schwert vor mir stände!"

„Du siehst Alles zu finster, Bester," entgegnete Ludwig.

„Meinst Du?" fragte Bernhard fast spöttisch. „Es bedeutet wol nichts, daß Bianca eine Gefangene ist? Und diese nächtliche, übereilte Ankunft? Ludwig, stände mir

das Thor offen, ich ginge lieber hinaus, wie ich hier vor Dir stehe, ehe ich noch eine Stunde länger hier verweilte. Ja, wäre nur die Schwester nicht. Du müßtest auf der Stelle mit mir fort!"

Willhofen trat ein und unterbrach ihr Gespräch mit der Frage, ob sie zum Frühstück kommen wollten. Sie gingen.

Einige Minuten blieben sie allein im Saal; hierauf trat Dolgorow ein. Er war so höflich wie zuvor, lud ein, Platz zu nehmen und servirte selbst die Chocolade.

„Unsere Damen," sprach er, „stehen etwas spät auf. Wir werden sie wol vor Tisch nicht zu sehen bekommen. Die Gräfin war gestern unwohl, das hat auch die Fürstin um das Vergnügen gebracht, die Pflichten der Wirthin gegen Sie zu üben. Ich denke, die Frauen werden heute das Versäumte nachholen."

Bernhard fragte nach dem Stande der politischen Angelegenheiten.

„Darüber sprechen wir am besten gar nicht," entgegnete der Graf höflich; „ich als Russe würde vielleicht ganz anders denken müssen als Sie, die Sie wenigstens Ihre alten Waffengenossen beim Heere haben. Es hat ein besonderes Interesse für mich," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „daß ich Ihnen Beiden schon anderwärts begegnet bin. Als wir am Fuß des Simplon, über den wir," hier wandte er sich zu Ludwig, „durch Ihre Hülfe so glücklich gelangten, durch den Zufall getrennt wurden, wandte ich mich durch das Gebirge nach Bern, ging von dort aus nach Tirol und gewann die große Straße nach München. In Deutschland erlebten wir kein Abenteuer weiter, wol aber in Warschau, wo wir fast verrathen worden wären und es uns nur nach einem mehrtägigen Versteck bei verschiedenen Freunden gelang, in der Nacht zu entfliehen."

„Auch wir waren in Warschau," sprach Ludwig.

Bernhard sah dem einen verschobenen Wink, vorsichtig zu sein, und nahm rasch selbst das Wort, um ganz allgemein und unbestimmt über ihren Aufenthalt dort zu sprechen. Der Graf fragte nach Diesem und Jenem; er sprach von England, erkundigte sich nach Bernhards Reisen, nach seinem frühern Begehren, kurz, suchte auf gebildete Weise die Lebensverhältnisse Beider so genau als möglich zu erforschen. Zwar antwortete Bernhard mit großer Vorsicht, doch ließ sich nicht Alles verbergen, und namentlich waren Ludwigs Verhältnisse sehr bald so weit klar für Dolgorew, daß er nicht mehr zweifeln konnte, Bernhard sei der Bruder Feodorowna's, wenn es Einen dieser Beiden war. Mit Aufmerksamkeit beobachtete er die Gesichtszüge desselben, um aus der Ähnlichkeit seine Vermuthungen zu bestätigen; allein hier war ihm der Zufall entgegen, da Bernhard fast durchaus seinem Vater, Bianca aber der Mutter glich, zwischen Beiden aber eher eine auffallende Verschiedenheit der Physiognomie, als eine Ähnlichkeit stattfand, wenngleich sich einige übereinstimmende Züge allenfalls auffinden ließen. Wollte man aber danach suchen, so bot Ludwigs Ansicht ungleich mehr Wahrscheinlichkeit für die Verwandtschaft dar. Bernhard hatte überdies mit Geschicklichkeit hinzuwerfen gewußt, daß er aus Dresden gebürtig und der Sohn eines armen Cantors an der Kreuzkirche sei, der ihm, drückte er sich übrigens aus, als er vor drei Jahren verstarb, durch seinen letzten Willen nichts hinterlassen habe, als sein freies, zu leben, wohin er möge.

So blieb Dolgorew allerdings in peinlicher Ungewißheit, ob sein Geheimniß in der That entdeckt sei, oder ob nur zufällige Umstände, halb verstandene Worte oder Äußerungen den Zweifel einer Entdeckung erregen hatten.

Um nicht durch allzu auffallendes, ängstliches Fragen

Verdacht zu erregen, ſchlug er den Gäſten eine Partie Schach vor. Ludwig, der das Spiel nur ſehr wenig kannte, entſchuldigte ſich; Bernhard nahm den Vorſchlag anſcheinend ſehr gern an. Der Kammerdiener brachte ein Schachbret, ſie ſetzten ſich zum Spiel; Ludwig blieb im Zimmer und machte den Zuſchauer.

„Ich habe einen gefährlichen Gegner," bemerkte der Graf nach den erſten Zügen; „es wird mir Mühe machen, mich zu vertheidigen."

„Ihr Urtheil nach ſo wenigen Zügen, Herr Graf, beweiſt Ihre Überlegenheit," antwortete Bernhard höflich.

Sie ſpielten indeſſen fort und ſchienen, obwol Beide ihre Gedanken innerlich auf etwas ganz Anderes gerichtet hatten, doch mit dem größten Antheil bei dem Spiel zu ſein. Bernhard beſaß Kraft des Geiſtes genug, um ſich zur Aufmerkſamkeit zu zwingen und nicht durch Zerſtreutheit zu verrathen, daß ihm der Sieg im Spiel in dieſem Augenblick das Gleichgültigſte auf der Erde ſei.

So vergingen die Vormittagsſtunden, die Tafelzeit kam heran. Die Gräfin ſowie Bianca ſollten bei Tiſch erſcheinen. Als der Graf am Morgen bei der Tochter geweſen war, hatte er davon als von einer nicht abzuweiſenden häuslichen Pflicht geſprochen, die geſtern nur durch die Unpäßlichkeit der Gräfin unterbrochen werden durfte. Bianca, welche jedoch die Gewandtheit Dolgorows, ſich zu beherrſchen und die verſchiedenſten Formen ſeines Weſens anzunehmen, ſchon aus ſeiner frühern diplomatiſchen Laufbahn kannte, ließ ſich durch ſein argloſes Benehmen nicht täuſchen. Vollends aber als er den Verſuch machte, durch die Thür, welche den eignen Ausgang für ihr Zimmer bildete, zu gehen und ſich erſtaunt ſtellte, daß ſie verſchloſſen ſei, erhielt ſie die völligſte Gewißheit, daß er ſich verſtelle, zumal da er ſogleich und

mit einem gewissen Eifer, den ein gleichgültiger Umstand nicht hätte erregen können, Jeannetten befahl, den Kammerdiener zu fragen, ob er den Schlüssel habe, und Sorge zu tragen, daß geöffnet wurde. Indessen ging er und bald darauf wurde die Thür in der That geöffnet. Bianca aber wußte nur zu gut, daß sie dadurch nicht ihre wirkliche Freiheit, sondern nur den Schein derselben zurückerhalten habe, und daß man jetzt ihre Schritte um desto sorgfältiger beobachten werde. Dennoch erschien ihr die Flucht nicht unmöglich, und überdies war es das einzige Mittel, welches ihr übrig blieb. Ihr Herz suchte daher mehr einen Rath als ihr Verstand. Sie mußte alte, heilige Pflichten brechen, neue, unendlich theure übernehmen; Altern, Vaterland, selbst den Namen sollte sie plötzlich lassen und in eine ganz andere Welt treten. So mächtig ihr Herz sie dorthin zog, jetzt im Augenblick der Entscheidung empfand ihre edle Seele erst, mit wie unzähligen, unsichtbaren Fäden das Leben uns umspinnt, die erst dann uns halten und fesseln, wenn wir sie für immer zerreißen sollen. In dieser Bedrängniß schrieb sie an Gregen, ihren väterlichen Freund und Rathgeber, den Mitwissenden des Geheimnisses, und bat ihn dringend, sobald es ihm irgend möglich sei, nach dem Jagdschloß zu kommen. Doch war sie so vorsichtig, ihm den Grund ihrer Bitte nicht zu melden. Sie wußte, einer so dringenden Aufforderung folge er doch. Willbesen versprach den Brief durch einen sichern Boten zu besorgen und meldete eine Stunde darnach, daß es ihm gelungen sei.

Jetzt fühlte sich ihr Herz wunderbar erleichtert; ihr Vertrauen zu dem theuren Lehrer war unbegrenzt; sie empfand, daß seine Gegenwart ihr Schutz und Rettung gewähren würde. Denn es war seine Pflicht, ihr Beides zu bieten, und wo diese ihn aufforderten, wußte sie, war sein Muth unerschütterlich.

Sie ging mit ihrer Mutter ins Tafelzimmer. Hier sah sie Ludwig und Bernhard nach der jetzt für ihr Herz so langen Trennung wieder. Es pochte in heftiger Wallung, doch gebot sie ihren Gefühlen mit angestrengter Kraft, um sich nicht zu verrathen. Freundlich, wohlwollend durfte sie ja sein, denn sie war es ja immer, und jetzt konnten dankbare Neigungen ihr überdies den gültigsten Vorwand dazu leihen. Die Übung der vornehmen Sitte half ihr die Stunden des Mittagessens überwinden, ohne durch irgend etwas ihre Stimmung zu verrathen. Die Gewandtheit des Bruders, der sich des Gespräches bemächtigte, es auf Schottland und England, auf seine Reisen daselbst, auf die Kunst im Allgemeinen leitete und so auch Ludwig, der über ernste, Nachdenken erfordernde Gegenstände immer mit Einsicht zu sprechen wußte, hineinzog, kam ihr trefflich zu Hulfe. Dolgorow selbst verlor einen Theil seines Argwohns und überließ sich der Hoffnung, daß alle angeregten Besorgnisse auf zufälligen Umständen beruhten. Man stand endlich von der Tafel auf, und die Frauen waren im Begriff, sich zurückzuziehen. Da erhaschte Bianca einen, wie sie glaubte unbewachten Augenblick und flüsterte Bernhard die Worte zu: „Sei getrost, ich habe Hoffnung zu einer glücklichen Wendung unsers Schicksals."

Doch Dolgorow, der eben von Jacques gebrachte Briefe geöffnet hatte und las, warf zufällig einen Blick über das Papier auf einen Spiegel, in dem er Bernhards und Bianca's Gestalten ganz erblickte. Er sah ihre vertraute Annäherung, bemerkte ihr Flüstern und die Bewegung, welche die Worte auf Bernhards Angesicht erzeugten. Zwar hatte er keine Sylbe vernommen, aber in der Miene Beider gewahrte er den Ausdruck einer Vertraulichkeit, welche nur durch das innigste Verhältniß erzeugt werden konnte und um so

mehr auffiel, als Beide, da sich die Thür unvermuthet öffnete, plötzlich den Ausdruck ihrer Züge änderten und die förmliche Haltung der Höflichkeit wieder annahmen.

Was hier vorgegangen war, war zwischen der Fürstin Dolgorow und einem Fremden ohne Rang und Namen unmöglich. Daher hatte Dolgorow plötzlich den unwidersprechlichsten Beweis für den Grund seines Argwohns in der Hand. Er überraschte ihn, da er fast schon davon zurückgekommen war, so mächtig, daß er, der unter den schwierigsten und gefährlichsten Umständen besonnen und kalt blieb, auf einen Augenblick die Fassung verlor und sich eine heftige Bewegung und einen halb erstickten Laut des Erstaunens entfahren ließ. Doch eben so schnell wie er die Ruhe verloren hatte, gewann er sie auch wieder, indem er zum Schein den Ausruf wiederholte und heftig auf den Boden stampfte, aber die Meute annahm, als seien es die Nachrichten, die er durch die Briefe empfing, welche ihn bewegten. „Es ist unerhört! unverzeihlich!“ rief er aus und drückte den Brief ingrimmig zusammen, „man möchte rasend werden über solch ein Verfahren!“

Sogar Bernhard ließ sich durch diese Maske täuschen und ahnete nicht, daß das Geheimniß in diesem Augenblick entweiht und verrathen war. Geblickt auf die Stimmung des Grafen einlachend, sprach er halb fragend halb theilnehmend: „Sie erhalten so unangenehme Nachrichten, Herr Graf?“

Dieselbe Frage that die Gräfin, wiewol mit größerer Bestimmtheit.

„Was kann es sein,“ erwiderte Dolgorow, „als neue Ukasen in den alten Klagen. Durchaus verkehrtes Verfahren, unnütze Aenderungen, widersprechende Bestimmungen, die Alles lähmen und lähmen, was man mit eigner Kraft

aus Liebe zum Vaterlande unternimmt! — Verzeihen Sie, aber ich muß einige Zeit allein sein, um den Unwillen in mir austoben zu lassen."

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging auf sein Zimmer, während zugleich die Damen die ihrigen aufsuchten. Bianca nahm indeß mit den tröstenden, freundlich gesprochenen Worten Abschied: „Ich hoffe, wir sehen uns beim Thee wieder."

Kaum war Dolgorow auf seinm Zimmer angelangt, als er dem Kammerdiener schellte, um ihn nochmals über alles Das genau zu befragen, worauf er seine Vermuthungen gegründet habe.

Jacques, der längst merkte, wie wichtig die Angelegenheit dem Grafen sei, verschwieg, theils um das Verdienst der Entdeckung mit Niemandem zu theilen, theils um sich Jeannettens Gunst zu erhalten, nicht nur, was diese ihm gesagt, sondern daß sie ihm überhaupt das Wichtigste vertraut hatte. Daher waren dem Grafen seine Aussagen völlig ungenügend. Er hieß ihn gehen und blieb sinnend in seinem Zimmer, indem er sich quälte, ein Mittel ausfindig zu machen, um die Wahrheit zu entdecken. Plötzlich leuchtete es ihm hell auf. „Thor!" rief er, „wie kannst Du so stumpfsinnig sein und nicht gleich darauf verfallen! Entweder er oder sie müssen irgend Briefe, Documente, oder sonst Erkennungszeichen hier haben, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, daß sie einander aufgefunden hätten! Das muß mir Licht geben. Zuerst wollen wir das Leichtere versuchen und Feodorowna's Zimmer in der Stille untersuchen."

Er schellte. Jacques trat ein.

„Ist die Fürstin auf ihrem Zimmer?"

„Nein, Ihre Durchlaucht arbeiten bei der gnädigen Gräfin."

„Es iſt gut! — Ihr könnt gehen.“

So wie der Kammerdiener fort war, zündete Dolgorow eine kleine Blendlaterne an, nahm ſie unter den Mantel und eilte auf Bianca's Zimmer. Es gelang ihm, unbemerkt einzutreten. Sogleich ſchloß er die Thüren nach beiden Seiten ab und begann die Unterſuchung. Er hatte einige Hauptſchlüſſel zu ſich geſteckt, denen ſo leicht kein Schloß widerſtand, und die er von ſeinem gefährlichen, diplomatiſchen Verhältniß her beſaß, wo er die Papiere ſeiner Untergebenen ſtets insgeheim aufs ſorgfältigſte bewachte, um ſich ihrer Treue zu verſichern. Mit Hulfe dieſer Werkzeuge gelang es ihm bald, Bianca's verſchloſſenen Schreibtiſch zu öffnen. Nach kurzem Suchen fand er unter ihren Briefen den von Ruſchka an ſie obenauf liegen, da ſie ihn erſt vorgeſtern wieder umſchlagen hatte. Dieſer hob alle Zweifel; und da er vollends das Portefeuille entdeckte und öffnete, in dem die Portraits beider Altern ſich befanden, deren Ähnlichkeit mit den Kindern nicht zu verkennen war, ſo bedurfte es weiter nicht der mindeſten Erklärung oder Nachforſchung, um zu wiſſen, daß Bernhard der aufgefundene Bruder ſei. Sorgfältig legte er Alles an ſeinen Ort, ſchloß die Thüre wieder auf und eilte auf ſein Zimmer zurück.

Jetzt beſchäftigten ihn die Entwürfe, wie er das keimende Unheil am beſten zu erſticken vermoge. Sein Plan war bald gefaßt. Er mußte Feodorowna's Ehre eben ſo verſiegeln wie Ruſchka's durch Drohungen gegen Das, was ihr das Theuerſte auf der Erde war. Die Aufgabe war für den Gewiſſenloſen leicht, nur hatte er die Mittel nicht ſogleich in Händen. Bernhard und Ludwig mußten das Loos der im Schloß befindlichen gefangenen Franzoſen theilen. Dann ſollte ihr Schickſal davon abhängig gemacht werden, ob Feodorowna auf die Hoſtie ſchworen wolle, das Geheim-

niß ihrer Geburt niemals zu verrathen. Doch dazu bedurfte es einer ſtärkern Mannſchaft, als man im Schloß hatte. Außer den Dienern, unter denen die meiſten Leibeigene Feodorowna's waren, auf die ſich Dolgorow in einem entſcheidenden Falle nicht unbedingt verlaſſen konnte, war keine Mannſchaft im Schloß. Bernhard und Ludwig allein vermochten einen ſo entſchloſſenen Widerſtand zu leiſten, daß man wenigſtens gezwungen werden konnte, ſie zu tödten, und alsdann war die Bürgſchaft für das Geheimniß verloren. Feodorowna's Leben ſelbſt aber durfte Dolgorow nicht gefährden, theils weil ihre Leibeigenen in ſolcher That einen furchtbaren, nicht zu verſöhnenden Frevel geſehen hätten, theils weil er vorausſah, daß die Gräfin ihre Zuſtimmung verſagen werde, endlich aber auch, weil er ſelbſt hier das innere Maß ſeines frevelhaften Wollens erſchöpft fühlte. Denn Jeder, auch der Verderbteſte, trägt eine Grenze ſeines freveinden Wollens in ſich, die er nicht zu überſchreiten wagt. Selbſt der tiefſte Abgrund der Verbrechen erſchöpft ſich und erreicht einen Punkt, wo das heilige Gebot der Sittlichkeit ſich ſo unbeſiegbar geltend macht, daß der Entartetſte, und ſollte er darüber die Frucht aller ſeiner frühern Frevel verlieren, ſollte er ſelbſt der irdiſchen Vergeltung anheimfallen, dennoch die Willenskraft zum Böſen gelähmt fühlt und den letzten Streich, der ihn ans Ziel bringen ſoll, nicht zu führen wagt. So greift der unſichtbare Arm des Allmächtigen ſelbſt in das Getriebe verbrecheriſchen Thuns und gebietet einen unwiderruflichen Stillſtand.

Dolgorows Plan war gefaßt. Er beſchloß, eine hinlängliche Mannſchaft in die Nähe des Schloſſes kommen zu laſſen, um jeden Widerſtand zu beſeitigen. Dann ſollten Ludwig und Bernhard ins Freie gelockt, unvermuthet überfallen, ergriffen, geknebelt und in möglichſter Stille aber-

führt werden, sodaß Niemand im Schlosse dessen gewahr würde. Wenn man so den tiefern Wald erreicht hätte, wollte ihnen Dolgorow erklären, daß ihr und Feodorowna's Schicksal von der Bewahrung seines Geheimnisses abhange, und sie dann mit den übrigen Gefangenen in das Innere des Landes abführen lassen. Erst nachdem Alles abgethan sei, solle Feodorowna den Hergang der Dinge erfahren, und alsdann würde es ein Leichtes sein, ihr das Gelöbniß des unverbrüchlichen Geheimnisses durch Bedrohung der Gefangenen abzunöthigen.

Wilhofen war ein verdächtiger Zeuge für Dolgorow. Er beschloß daher, sich desselben zu entledigen und zugleich durch ihn seinen Zweck zu fördern, indem er eben ihn zum Boten wählte, um den Befehl zu überbringen, daß die Mannschaften ans Schloß kommen sollten, zugleich aber dem Förster, der diesen Theil der zum Landsturm versammelten Bauern befehligte, den Auftrag gab, Wilhofen nicht mit zurückkommen, sondern ihn bis auf weitere Bestimmung anderweitig zu beschäftigen.

Dem wohlüberlegten Entschluß folgte die rasche That. Er schrieb den Befehl, versiegelte ihn, schellte und ließ, da Jacques eintrat, Wilhofen rufen.

„Hier ist ein dringender Brief zu bestellen, Solanow," redete er ihn an. „Du mußt sofort satteln und reiten. Ich mache Dich verantwortlich dafür, daß der Befehl binnen drei Stunden sicherlich eingehändigt ist."

Der Alte verbeugte sich stumm, nahm den Brief und ging.

Jetzt schöpfte Dolgorow Athem. Die Gefahr schien abgeleitet, die drohende Wolke zertheilt. Er ahnete nicht, daß sein Plan gescheitert war, noch ehe er zur Ausführung kam.

Eilftes Capitel.

Denn Bianca wußte ſchon, daß und wie ſie verrathen war. Jeannette nämlich hatte in dem Zimmer der Fürſtin geſeſſen und gearbeitet; als das Licht ihr zu fehlen anfing, ſetzte ſie ſich auf einen Lehnſeſſel in der bei den ſtarken Mauern des Schloſſes ſehr geräumigen Fenſtervertiefung, und arbeitete, ſo lange ſie ſehen konnte. In der Dämmerung hörte ſie auf und ſank, da ſie einige Zeit müßig ſitzen blieb, in Schlummer. Plötzlich wird ſie durch ein Geräuſch geweckt, richtet ſich auf, ſieht ein ſeltſam flackerndes Licht im Zimmer und bemerkt mit Erſtaunen den Grafen, der vor dem geöffneten Schreibtiſch der Fürſtin ſteht. Unwillkürlich die Zeugin dieſer Handlung, fürchtet ſie ſich zu verrathen; die großen ſeidenen Vorhänge bedecken die Fenſter ſo, daß ſie gar nicht bemerkt werden kann. Sie beſchließt daher, ſich nicht zu regen und ſich ſchlafend zu ſtellen. Doch beobachtet ſie Alles, was Dolgorow vornimmt. Endlich geht er, nachdem er zuvor beide abgeſchloſſen geweſenen Thüren leiſe wieder geöffnet hat. Dieſer Umſtand muß das Mädchen davon überzeugen, daß hier etwas Geheimnißvolles gegen die Fürſtin, deren traurig geſpanntes Verhältniß zu den Ältern ſie ja längſt kennt, unternommen worden iſt. Sie verbindet die Umſtände mit Dem, was ſie belauſcht, was ſie Jacques vertraut hat; ſie beſorgt durch ihre Unvorſichtigkeit, die ſo aufrichtig von ihr geliebte Gebieterin gefährdet zu haben, ihr Gewiſſen läßt ihr keine Ruhe, ſie muß derſelben geſtehen, was ſie zu wiſſen glaubt, und was ſie geſehen hat. Mit dieſem Vorſatz, durch die treueſte Aufrichtigkeit wo möglich ihren Fehler gut zu machen, will ſie zu der Fürſtin eilen, als dieſe ſelbſt unver

muthet eintritt. Jeannette erzählt, was geſchehen iſt. Bianca ahnet den Zuſammenhang, ſie ſieht ein, daß ſie völlig verrathen iſt, daß ſie keine Zeit verlieren darf. Sogleich beſchließt ſie, mit ihrem Bruder zu ſprechen. Jeannette muß das Zimmer ſchließen und erhält den Auftrag, ſobald ſich Jemand an der Thür vernehmen laſſe, zu antworten, die Fürſtin ſei im Umkleiden begriffen, es könne jetzt Niemand eintreten. Während deſſen eilt Bianca, durch dieſelbe Kopfbedeckung Jeannettens, die ſie ihr geſtern während des Schlummers heimlich entwendet hatte, vor dem Erkennen geſchützt, durch das Halbdunkel des Corridors begünſtigt, auf Bernhards und Ludwigs Zimmer und erzählt dieſen, was geſchehen iſt. Flucht noch in derſelben Nacht wird beſchloſſen, Gregor wird die Hulfloſen aufnehmen, wenn es gelingt, ſeine Wohnung zu erreichen, bevor er den Weg zu dem Schloſſe angetreten hat, oder wenn der Zufall es ſo glücklich fügt, daß man ihm begegnet. Schlägt dieſe Hoffnung fehl, ſo bleibt Smolensk, das noch von den Franzoſen beſetzt iſt, als Zufluchtsort übrig.

Willhofen ſoll der Begleiter auf der Flucht ſein. Er wird von Allem unterrichtet und verſpricht Pferde und einen Schlitten bereit zu halten. Um das Nöthige dazu vorzubereiten, hat er eben das Zimmer verlaſſen, als ihm Jacques begegnet und ihn zum Grafen ruft. Mit einer Ahnung Deſſen, was geſchehen ſoll, tritt er zu dieſem ein, doch bewahrt er ſeine völlige Ruhe und gewohnte Haltung. Ohne Verdacht übergibt ihm Dolgorow den Brief, den Willhofen aber ſogleich in Bernhards Zimmer hinüberträgt, wo Bianca noch verweilt. Man öffnet ihn; Bianca lieſt den ruſſiſch geſchriebenen Befehl; Dolgorows Abſicht iſt unzweifelhaft. Bernhard ahnet ſeinen Plan, wenngleich nicht in ſeiner vollen Abſcheulichkeit, da der Edle nie ſo tief in die Seele des

Frevlers eindringt, um seine Entwürfe in ihrem ganzen Umfange zu übersehen.

Jetzt drängt der Augenblick, es ist keine Zeit mehr zu verlieren; die Flucht muß noch in dieser Stunde geschehen. Während Willhofen hinuntereilt, um unter dem Vorwande, sein Pferd zu satteln, die Rosse an den Schlitten zu spannen, versieht sich Bianca auf ihrem Zimmer mit dem Nothwendigsten. Sie kann jetzt nicht umhin, Jeannetten zur Mitwisserin zu machen; diese will nicht von der Gebieterin weichen, sondern fleht mit Thränen, ihr Schicksal theilen zu dürfen. Bianca muß einwilligen, sie mitzunehmen, um so mehr als von Dolgorows Zorn Alles für das Mädchen zu fürchten ist, wenn er nur eine Ahnung hat, daß sie sein Geheimniß verrathen haben könnte. Diese packt daher in größter Eile Kleidungsstücke und was sonst unentbehrlich scheint, zusammen, während die Gebieterin sich mit Geld versieht und ihre Juwelen, Papiere, Briefe und Andenken in ein Kästchen sammelt. Bernhard und Ludwig haben sich indessen auf Willhofens Anweisung mit Pistolen, die den bewaffneten Bedienten zugehören, versehen. Ludwig geht hinunter in den Hof, um, sobald Willhofen sich zu Pferde setzt, diesem mit dem Schlitten zu folgen. Bernhard eilt zu der Schwester hinüber, um sie hinabzuführen. Ein Zeichen, welches er von ihrem Fenster aus gibt, zeigt Denen im Hofe an, daß die Frauen bereit sind.

In angstvoller Spannung stand Ludwig im Hof und hielt die Blicke unverwandt auf Bianca's Fenster gerichtet. Die dringende Gefahr des Verzugs, die an einem Haar hängende Möglichkeit, verrathen zu werden, der Sturz in das tiefste Elend, der dann auf die schönen Träume einer namenlosen Seligkeit folgen mußte, Alles dies verwandelte der auf die Folter gespannten Erwartung die Secunden in Ewig-

leiten. Endlich trat Bernhard mit einem Licht an das Fenſter und verlöſchte es an demſelben. Das war das verabredete Zeichen. Willhofen ſchwang ſich zu Pferde und ritt gegen das Thor zu, das er zu öffnen befahl. Ludwig folgte ihm mit dem Schlitten, unter dem Thorweg, an der Treppe, ſo lautete die Verabredung, ſollte er halten und Bianca und Bernhard aufnehmen und dann, ſo raſch die Roſſe es vermochten, dem voranſprengenden Willhofen folgen. Daß ſie nicht ſogleich verfolgt werden konnten, dafür hatte der vorſichtige Willhofen dadurch geſorgt, daß er das Geſpann und Zaumzeug aller übrigen Pferde, die im Schloß ſtanden, zuſammengerafft und über eine eingeſtürzte Stelle der Mauer in den Schloßgraben geworfen hatte, der zwar zugefroren war, wo aber Niemand dieſe Geräthſchaften ſuchen konnte. Es war daher zu erwarten, daß ſie vor Tagesanbruch ſchwerlich gefunden würden. Die Dunkelheit begünſtigte das Unternehmen, leiſe, da man den Tritt der Roſſe auf dem Schnee kaum hörte, gelangte Ludwig bis an den Thorweg. Willhofen war ſchon außerhalb deſſelben und hielt an der Brücke. Beim halbdunkeln Schein der Lampe, die das Flurgewölbe erhellte, ſah Ludwig mit pochendem Herzen drei Geſtalten auf den Stufen der Treppe ſtehen. Er hielt an. „Biſt Du's, Bernhard?“ flüſterte er. „Wir ſind's,“ war die Antwort und zugleich näherte ſich Bianca, um einzuſteigen.

Da ertönte plötzlich Dolgorows furchtbare Stimme: „Verrätherei! Auf! herbei! Sperrt das Thor, ergreift die Verräther!“ In demſelben Augenblick blitzte ein gezückter Säbel über Bernhards Haupt, und von dem Hiebe getroffen, ſtürzte dieſer zu Boden. Bianca that einen lauten Schrei, warf ſich über den Niedergeſunkenen hin und dem zum zweiten Streich ausholenden Arm Dolgorows entgegen.

„Um des erbarmenden Gottes willen, haltet ein — er

iſt mein Bruder!" rief ſie mit einem Tone, der die Seele zerriß.

Ludwig erſtarrte. Doch ſchnell faßte er ſich, ſprang vom Schlitten, riß das Piſtol aus dem Gurtel und ſchoß nach Dolgorow. Er traf ihn leicht an der Schulter, ſodaß dieſer einen Augenblick wankte und zurücktrat. „Flüchte, Unglückſelige," rief Ludwig jetzt und wollte Bianca umfaſſen, doch ſchon waren drei Diener, die in der Gemeindeſtube nahe dem Thor geſeſſen hatten, herbeigeeilt und riſſen ihn von hinten zu Boden. „Packt die Frevler! Bindet ſie!" rief Dolgorow wuthend, und die Diener, die ſich ſchnell durch einige vom Hofe Herbeieilende vermehrten, warfen ſich über die Unglücklichen her. Er ſelbſt ergriff Bianca, riß ſie empor und trug ſie, da ſie ſich ſträuben wollte, mit Gewalt die Stufen herauf. Ihre Kraft brach in ihrem Schmerz; ſie vermochte keinen Widerſtand zu leiſten. Jeannette folgte der Gebieterin. Die Diener, ohne weitern Befehl abzuwarten, riſſen den bewußtloſen Bernhard und den betäubten Ludwig mit ſich fort und ſchleppten ſie dem Grafen nach.

Auf dem obern Corridor begegnete ihnen die Gräfin, die den Schuß und das Getöſe gehört hatte, ohne die Urſache zu wiſſen, und jetzt aus ihrem Zimmer eilte, um ſie zu erfahren.

„Nehmen Sie Ihre Tochter zu ſich, Gräfin," rief Dolgorow, „die Ehre unſers Hauſes ſteht auf dem gefährlichſten Spiel."

„Nicht Eure Tochter!" rief Feodorowna, der die Beſinnung zurückkehrte, außer ſich vor Schmerz; „ich erkenne Eure Rechte nicht mehr an! Ihr habt meinen Bruder gemordet!" Heftig entrang ſie ſich jetzt den Armen des Grafen und eilte zurück, den Dienern entgegen, welche Bernhard und Ludwig herbeiſchleppten. „Ihr ſeid meine Vaſal-

ten," rief sie diese mit einer Kraft, die ihr die Verzweiflung lieh, an; „ich gebiete Euch, diese Unglücklichen frei zu lassen und dem Blutenden Hülfe zu leisten!"

Dolgorow war ihr nachgestürzt. „Wer meinem Befehl nicht gehorcht," drohte er mit hoch emporgehobenem Säbel, indem er die Stimme furchtbar erhob, „dem spalte ich das Haupt! Wer wagt es, mir zu trotzen?"

Die Leibeigenen der Fürstin standen unschlüssig, da sie zwischen Furcht und Pflichtgefühl schwankten. Zwei von Dolgorows rohen Leuten jedoch beugten sich sklavisch demüthig und sprachen: „Unser Gebieter soll uns nur befehlen, was wir zu thun haben."

„Ja! thut es eben," herrschte Dolgorow sie ergrimmt an; „bindet diese Hunde und werft sie in das tiefste Gewölbe des Schlosses hinunter!"

„Nein, es ist unmöglich," rief Bianca aus und umschlang den Verletzten mit beiden Armen und drückte sein blutendes Haupt an ihre Brust; „ich lasse Dich nicht, mein Bruder, Du sollst in meinen Armen sterben."

Von einer scheuen Ehrfurcht ergriffen, traten jetzo selbst die rohen Leibeigenen zurück und schienen eine höhere Pflicht als die des sklavischen Gehorsams zu empfinden.

Dolgorow stampfte erbittert mit dem Fuß. „Werft sie mit hinab, wenn sie ihn nicht lassen will!" rief er ingrimmig und schritt selbst auf die Unglückliche zu, um sie von dem Herzen des Bruders zu reißen.

Ludwigs Brust wurde bei diesem Anblick von unnennbaren Qualen durchschnitten. Da durchdrang ihn plötzlich das Gefühl von der Allgegenwart des höchsten Richters, und in der sittlichen Kraft seiner Überzeugung richtete er sich stolz zwischen den Sklaven, die ihm die Arme gefesselt hielten, auf, und rief dem Grafen mit der Überlegenheit der Tugend zu:

„Halten Sie ein! Fürchten Sie eine Verachtung! Der Allmächtige ist Zeuge jeder That; seiner Gerechtigkeit entflieht Niemand!“

Dolgorow wandte sich stolz um. Er fühlte seine Brust getroffen, ja er empfand zum ersten Mal in seinem Leben jenes still geheime Grauen des frevelhaften Bewußtseins. Aber eben darum sträubte sich sein verhärteter Sinn dagegen wie gegen eine schimpfliche Furcht, und er suchte seine Bewegung hinter dem verdoppelten Übermuth zu verbergen. Mit hohnischem Auflachen erwiderte er daher: „Meint Ihr? Ich denke Euch aber zu zeigen, daß man meinem Zorn und meiner Gerechtigkeit noch weniger entflieht!“

In diesem Augenblick ließ sich plötzlich von unten her ein dumpfes Getöse und ein lautes Brausen verworrener Stimmen vernehmen.

Alle stutzten überrascht und lauschten; der Lärmen näherte sich.

„Was gibt's da?“ rief Dolgorow. „Gehe Einer von Euch hinab und sehe zu, was der Lärmen bedeute!“

Eben wollte einer der Leute dem Befehl gehorchen, als man die Schar schon die Treppe mit Geschrei heraufstürmen hörte. Ein zuckender, flammender Feuerschein in den Gewölben verrieth, daß sie mit Licht oder Fackeln kämen.

Dolgorow, beunruhigt, eilte jetzt selbst der Treppe zu. Das Geschrei und Getümmel der Heraufstürmenden wuchs mit jedem Augenblick.

„Hier, hier!“ rief eine starke Stimme; „mir nach!“

Ludwig erkannte Willhofens Stimme. Eine Ahnung, daß er Rettung bringe, durchzuckte seine Brust. Doch kaum hatte der Gedanke gekeimt, als ein Schuß und gleich darauf ein zweiter und nach diesem ein furchtbares Wuthgeschrei ertönte.

Dolgorow, auf den die Schüsse gefallen waren, kehrte vollen Laufs zurück; er hielt sich die getroffene Seite, doch schwang er noch muthig den Säbel und rief die Bedienten zur Hülfe auf. Diese waren unbewaffnet und zauderten.

„Fechtet, oder ich selbst stoße Euch nieder," tobte Dolgorow und stampfte mit dem Fuß, daß das Gewölbe dröhnte.

Die erschrockenen Sklaven ließen Ludwig und Bernhard los und eilten zu ihrem Herrn heran. Da erfüllte plötzlich heller, rothleuchtender Fackelschein das ganze Gewölbe und Ludwig erkannte den getreuen Willhofen, der, in der Rechten den Säbel, in der Linken einen hellen Brand schwingend, eben auf der Höhe der Treppe sichtbar wurde. Raschen Laufs drang er vorwärts, eine Menge Leute mit Knitteln und Stangen hinter ihm her. Sie stürmten wild auf Dolgorow und die Seinigen ein; diese ergriffen die Flucht und stürzten den Corridor hinunter. Dolgorow wollte Stand halten; doch er wurde überwältigt, zu Boden geworfen, die Schar drang vor, und bevor Ludwig sich besinnen konnte, ergriff Willhofen seine Hand, schüttelte sie fröhlich und rief jubelnd: „Wir sind gerettet, Herr!"

Ludwig sank dem Getreuen an die Brust und hielt ihn in trunkener Beklemmung der Freude umfaßt.

Bianca kniete auf dem Boden; das Haupt des niedergesunkenen Bruders lag in ihrem Schooß, sie faltete die Hände über seinem blassen, blutigen Antlitz, ihre bebenden Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen, doch in ihrem emporgerichteten Auge glühte der reinste Dank gegen den Allgütigen. „Bruder, nur Du öffne das Auge wieder!" stammelte sie nach einigen Augenblicken und suchte ihm das gesunkene Haupt emporzurichten. Da kehrte ihm die Besinnung zurück, er schlug das Auge auf und fragte: „Wo bin ich?"

„Am Herzen Deiner Schweſter,“ rief Bianca mit dem Jauchzen der Freude und ihre wallende Bruſt vermochte kaum zu athmen.

Ludwig hatte ſich zu ihr niedergebeugt und half ihr den Ermatteten emporrichten. Er wiſchte ihm mit ſeinem Tuch das Blut von der Stirn und fragte: „Schmerzt Dich die Wunde? Iſt ſie tief?“

„Nein, Beſter,“ ſprach Bernhard, „mir iſt recht leicht und wohl. Aber was iſt geſchehen?“

„Noch weiß ich es ſelbſt kaum,“ erwiderte Ludwig. „Aber zuerſt muß Dir Hulfe werden.“

Der Freund und die Schweſter leiteten ihn auf ſein Gemach. Hier wuſch ihm Bianca ſelbſt die Wunde und verband ſie mit ihrem Tuch. Während deſſen trat Willhofen ein. Ludwig deutete auf ihn und ſprach: „Dieſer iſt unſer Retter: aber wie er es wurde, hat er uns noch nicht erklärt.“

„Wahrhaftig, ich weiß es ſelbſt kaum,“ entgegnete Willhofen. „Ich hielt draußen auf der Brücke und wartete auf Euch, lieber Herr, als ich plötzlich ein lautes Schreien und gleich darauf einen Schuß hörte. Da wandte ich mein Pferd um und ſah die Leute aus der Thorwärterſtube nach dem Schlitten ſtürzen. Nun wußte ich, was es gab. Unſchluſſig, ob ich fliehen oder bleiben ſollte, ſah ich von draußen den Lärm mit an. Als aber alle die Kerle die Treppen heraufſtürzten und der Thorweg leer ward, kam mir der Gedanke: Die gefangenen Franzoſen müſſen uns helfen! Wie der Sturmwind ſprenge ich in den Hof; der Kerl mit ſeiner alten Muskete, der vor der Thür des Gewölbes, wo ſie eingeſperrt ſind, Schildwache ſtand, war ſich keines Angriffs gewärtig; denn vom Pferde ſpringen, ihn zu Boden werfen, ihm das Gewehr entreißen und ihm mit einem Kolbenſchlag das Hulfe-

schreien verbieten, war eins. Das Thor ist nur von außen verriegelt; ich reiße die Riegel zurück, springe hinein, in der zweiten Thür steckt der Schlüssel, ich öffne und die Gefangenen sind frei. Schnell raffe ich das bischen Französisch, das ich von meiner Jugend her weiß, zusammen und frage, ob sie Muth hätten, sich frei zu machen? Ich brauchte beim Henker nicht zwei Mal zu fragen. „So kommt," rief ich, und sie folgten mir in den Hof. Als ich sie im Freien hatte, führte ich sie an einen Haufen Knüppelholz, der gleich rechts in der Ecke liegt, und hieß sie sich rasch tüchtige Knüttel nehmen und dann mir nach dem Thore folgen. Indessen laufe ich voraus, schließe das Außenthor ab, damit mir die Bursche nicht etwa vor der Nase alle zum Teufel in den Wald hinaus liefen und uns im Stich ließen, reiße aus dem Ofen der Wächterstube ein paar Brände heraus und trommle und winke sie nun herbei. Sie stürzen pfeilgeschwind heran, mir nach, die Treppen mit wildem Geschrei herauf und — das Übrige wißt Ihr ja. Jetzt sind wir des Schlosses Meister. Aber wir thun doch wohl, noch in dieser Stunde abzuziehen, denn man kann nicht wissen, was die nächste bringt."

„Braver Bursche," rief Bernhard. „Du bist ein Deutscher geblieben, mitten in Rußlands Steppen. Ich fühle mich kräftig genug. Freunde, laßt uns eilen, das Freie zu gewinnen."

„Der Schlitten ist noch angespannt," antwortete Willhofen, „wir können Augenblicks fort. Aber horch, was ist das?"

Man hörte am Thore pochen und draußen Peitschenknall und das Schellengeläute eines Schlittens.

Alle erschraken.

„Nur ruhig! Wir wollen sehen, wer es ist," sprach Willhofen; „sind es ihrer Viele, so lassen wir sie nicht ein. Gegen Wenige behalten wir die Übermacht, denn unsere Feinde hier sind schon unschädlich gemacht." Damit ging er

hinaus, um aus einem der vordern Fenster zu sehen, wer sich nahe.

Nach drei Minuten kehrte er wieder und berichtete: „Gefahr hat es nicht, gnädigste Fürstin, es ist der Vater Gregorius!“

„Den sendet mir der Himmel selbst!“ rief Bianca. „O des gütigen Greises, der die Nacht und den Winter nicht scheut, um meiner Bitte, so schnell er es vermag, zu willfahren. Öffne, öffne — nein, ich selbst will ihm entgegen.“

Sie eilte so rasch hinab, daß Willbolen ihr kaum zu folgen vermochte. Nach wenigen Minuten kehrte sie an der Seite des Greises, dem sie sich wie eine liebende, vertrauende Tochter anschmiegte, zurück. „Seht, mein Vater, — hier ist er — er ist wahrlich mein Bruder!“

Bernhard stand ehrfurchtsvoll auf, denn das Antlitz Gregors glich dem eines Heiligen; eine sanfte Freude milderte den Ernst seiner Züge, sein Auge glänzte, eine staunende Verehrung der göttlichen Fügungen leuchtete aus dem frommen emporgehobenen Blick. „So wunderbar leitet der Unerforschliche unsere Schritte,“ sprach er unwillkürlich still stehend, „so führt er die Geschicke an unsichtbaren Fäden, die er allein zu knüpfen und zu lösen vermag! Sei mir ge grüßt, mein Sohn,“ fuhr er näher tretend fort und legte die Hand auf Bernhards gebeugtes Haupt, „der Segen des Himmels ruhe auf Dir. Siehe, der Allgütige will Dir wohl; hier, wo seine Schreckensengel den Übermuth der Frevler strafen, hier in den öden Wäldern und Schneewüsten des Nordens, wo das schwarz geflügelte Verderben allen den Tausenden naht, die das Heiligthum unserer Herde, unserer Heimat, unseres Gottes antasteten — hier läßt er für Dich die lieblichste Blume erblühen und gibt sie Deiner Wartung, Deinem Schutz, Deiner Pflege hin. Du kamst mit

dem Schwert, aber der Engel des Herrn entwindet es Dir und bietet Dir die Palme."

„Ich empfange sie mit Rührung und Dankbarkeit," antwortete Bernhard und beugte sich bewegt auf Gregors Hand.

„O mein Vater," redete ihn Bianca bittend an, „Du sollst der Versöhner sein. Deine fromme Hand soll den Blüthenzweig des Glücks von Haß und Blut reinigen, die ihn beflecken. Der heiligsten Pflicht, der mächtigsten Stimme des Herzens folgend, mußte ich andere ältere Bande brechen; gern hätte ich sie sanft gelöst, aber jetzo hat das Schwert der Zwietracht sie getrennt. Sei Du der Mittler zwischen mir und meinen Pflegeältern; ich verdiene ihren Haß nicht, aber selbst der ungerechte Fluch würde Unheil bringend an meinem Glücke haften. Wo ist mein Vater? Wo meine Mutter? Ich will zu ihnen."

„Ich lasse sie drüben im Saale bewachen, antwortete Wildhofen.

„So wollen wir zu ihnen," bat Bianca eindringend. „Mein Bruder, wirst Du mich begleiten können? Ludwig wirst auch Du mir folgen? Erweicht Eure harten Männerherzen zu dem Werke der Versöhnung und Liebe."

„Welches Herz soll dieser holden Bitte widerstehen?" sprach Ludwig. „Der kälteste, eherne Grimm, wenn meine Brust ihn hegte, würde schmelzen wie der Schnee vor dem kühlen Auge des Frühlings."

Bernhard hatte sie bei der Hand ergriffen und sagte, indem er sie sanft drückte: „Ich bin stürmisch, unbändig, ach ich weiß es, es ist wenig Gutes in mir wildem Unhold. Doch Schwester, Du — an einem Haar Deiner seidnen Locken kannst Du mich leiten und fesselst mich unzerreißbarer als die Gewalt mit zehnfältigen Ketten. Durch Dich werde ich vielleicht noch gut, Du Beste; — Laß uns aber hinüber."

Sie gingen.

Im Saale fanden ſie Dolgorow finſtern Blickes, blind von der innerlichen Wuth, auf- und abgehend. Die Gräfin ſaß in einem Lehnſeſſel, erſchöpft und weinend.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr auch in der Verſchwörung und Eurem Vaterlande und Eurem Gott abtrünnig, Grigori?“ grollte Dolgorow den ſich ihm nähernden Greis finſter an.

Dieſer erwiderte ihm mit ſanfter Stimme: „Sprecht nicht Worte des Haſſes in dieſer Stunde, wo der ewige Lenker der Dinge Euch ſein ernſtes Angeſicht gezeigt hat. Sprecht nicht Worte des Haſſes, jetzt, da wir Euch mit Liebe nahen! Ihr habt heilige Bande der Natur getrennt, aber das Auge Gottes wachte und führte Die zuſammen, die ſich angehören ſollten. Zürnet nicht Denen, die keine Schuld trugen, verſöhnt die ſtrenge That durch milde Liebe. Die Euch ſo lange Vater nannte, ſie geht von Euch, denn eine neue Pflicht ruft ſie; laßt ſie in Liebe und Verſöhnung ſcheiden.“

Dolgorow ſchwieg und wandte ſich ab.

„Mein Vater, meine Mutter!“ ſprach Bianca mit bebender Stimme und trat furchtſam näher; „ich möchte dieſe heiligen Namen, die ich durch Sie kennen lernte, nicht gern vergeſſen. Ich duldete viel, aber ich genoß auch viel der Guten; dafür bewahrt mein Herz unvergeßlichen Dank. Scheiden muß ich, denn ich würde ewig eine Fremde hier geblieben ſein. Keine Gewohnheit, keine Übung des Lebens hat die Triebe und Keime ändern können, die die Natur in meine Seele legte. Mir ſind andere Empfindungen und Neigungen als Erbtheil überkommen, ich muß austreten aus dieſen Kreiſen, in denen ich mich niemals heimiſch fühlte. Und mich ziehen heilige, theure Pflichten. Nicht nur das Band, was die Schweſter an den Bruder knüpft, auch ein anderes, eben ſo heiliges, umwindet mich mit unzerreißbaren

Zeichen. Wenn Gott hat erwählt. Ich fühle, daß meine Liebe einem göttlichen Gebot gehorchte, darum bekenne ich sie frei und offen. So müssen sich die alten Bande lösen. O meine Eltern, lasset es nicht gewaltsam geschehen! Erspart mir und Euch selbst einen Schmerz, dem wir nur durch freien Entschluß entgehen können! Scheiden wir in Liebe!"

Patrizi nahm Bianca der Gräfin genahet und ergriff ihre herabhängende Hand. „Habe ich jemals meine Kindespflicht gegen Sie verletzt, meine Mutter? Selbst das schmerzlichste Opfer brachte ich ja stumm und stumm, ein Opfer, das, ich fühle es, selbst über die Macht der Eltern ging. Ein waltender Gott hat meine Zärtlein gelöst, noch ehe mich ihre Schmerzen berührte. Erkennen Sie den Wink des Allmächtigen! Beugen Sie sich seinem Willen und segnen Sie mit Liebe, was Sie nicht mehr ändern können. Das sei mein Lohn für die Stunde der unerträglichen Qual, wo ich mich Ihrem Willen beugte und alle Hoffnungen des Lebens begrub. Sie sind erstanden, mächtig erstanden durch den wunderbaren Rath des Ewigen. O gießen Sie den milden Thau der Thränen über die jungen Blüthen, vergiften Sie sie nicht mit den kalten Tropfen des Hasses!"

Die Gräfin wandte sich zwar weinend, aber ungerührt ab. Ihre Thränen waren nur die der Erbitterung. Dolorosa stand stumm, unbeweglich.

„Frommer Vater Gregor!" bat Bianca mit fast erstickter Stimme, „o laßt Ihr noch einmal Euer mildes Wort ertönen. Eure gebietende Stimme wird tiefer eindringen, als die Bitte der Tochter."

Der Greis trat näher zu der Gräfin, redete aber zu Beiden gewandt: „Liebet Eure Feinde und thut wohl Denen, die Euch hassen, fordert das Gebot des Herrn von uns. Ihr sollt nur die geringere Pflicht erfüllen, Liebe mit Liebe

zu vergelten, da nicht zu zürnen, wo keine Schuld waltet. Das übt der Wilde gegen den Wilden! Ihr werdet Euch des nicht weigern. Bei der Gnade des Erbarmers, deren Ihr bedürft in Eurer letzten Stunde — und wißt Ihr denn, ob die nächste nicht die letzte ist? — bei der sühnenden Liebe des Heilandes, ermahne ich Euch, thut nach dem göttlichen und menschlichen Gebot und verhärtet Euch nicht im Zorn!"

„Es ist genug!" fuhr Dolgorow erbittert auf. „Ihr seid der abtrünnige Priester der Feinde geworden! Was wollt Ihr jetzt von mir? Ich bin Euer Gefangener. Die Fürstin Schaiskoi, die Tochter Rußlands, läßt den Grafen Dolgorow, ihren Vater, den Vertheidiger der Heimat durch Verräther fesseln! Es ist ihr geglückt, sie mag nun weiter bestimmen!"

„O Himmel, das ist zu viel!" rief Bianca und verbarg ihr Haupt an Gregors Brust, der den Arm sanft um sie legte.

„Schwester, komm, sonst breche ich, was ich Dir gelobt," sprach Bernhard dringend, vor Zorn bebend.

Ludwig trat in edler Haltung vor und wandte sich zu Dolgorow. „Können Sie es ertragen, so vor dem eigenen Richter Ihrer Brust zu stehen? Hören Sie auf, das schönste Herz mit unwürdiger Lästerung zu kränken! Hier finden Sie kein Ohr, das durch solche Worte getäuscht wird."

Dolgorow antwortete nicht.

Da erhob Gregor seine Hände zum Himmel und betete feierlich: „Himmlischer Vater! Schenke du dieser Reinen deine Gnade. Sie ist schuldlos vor dir!" Hierauf legte er die Hände segnend auf Bianca's Haupt. „Hier empfange den Segen des Herrn! Sein sanfter Fittig soll sich über Dich breiten und Dich schützen vor dem Grimm des Bösen! Und folgte selbst der Fluch eines wahren Vaters Dir nach, er sollte machtlos abgleiten von dem Schild, den der Herr durch mich über Dich breitet. Ziehe nun in Frieden, wo-

bin die heilige Stimme des Herzens Dich ruft. Rein bist Du von jeder Schuld, so wird auch das heitere Loos der Guten Dir werden!"

Und mit diesen Worten wandte er sich ab und ging der Thür des Saales zu. Wankend folgte Bianca; Bernhard und Ludwig stützten und geleiteten sie.

„Setzt Euch nur rasch in den Schlitten, lieber Herr," bat Willhofen, der sie draußen erwartete, mit dringender Eile, „wir müssen wahrlich fort. Aber verwahrt Euch wohl, denn die Nacht ist kalt. Ich bin gleich hier fertig und setze mich dann zu Pferde, um mich warm zu reiten."

Ludwig folgte dem Rath des redlichen Freundes. Er half Bernhard mit der Schwester einsteigen, setzte sich als Führer auf den Schlitten und nahm zum zweiten Mal die Zügel.

Bianca hielt den Bruder, der sich doch von dem Blutverlust sehr ermattet fühlte und in der schneidenden Kälte auch die Schmerzen der Wunde empfand, sanft in ihren Armen. Jeannette setzte sich, da jetzt mehr Raum zur bequemern Lage Bernhards wünschenswerth war, zu Gregor in den Schlitten.

Willhofen hatte indessen die gefangenen Franzosen versammelt, die sich nach dem Kriegsrecht in der Schnelligkeit mit allen Kleidern, Lebensmitteln und Waffen versehen hatten, die im Schlosse zu finden waren. Er nahm den Führer derselben einen jungen Offizier, bei Seite und bedeutete ihn, was er zu thun habe.

„Folgt nur der Spur der Schlitten," sprach er, „so gelangt Ihr bis an drei große Tannen, neben denen ein Wegweiser steht. Dort geht Ihr rechts, wenn die Spuren unserer Schlitten sich links wenden. Alsdann erreicht Ihr Smolensk in zwei Stunden. Die Nacht ist sternenklar und schneehell, Ihr werdet genug sehen. Die Gräfin laßt Ihr

am beſten hier auf dem Schloß, den Grafen nehmt in Eure Mitte als Geiſel mit, wenn Euch ja unterwegens ein Trupp Ruſſen begegnen ſollte. Ich ſtehe Euch dafür, ſie krümmen Euch kein Haar, wenn ſein Leben daran hängt. Und folgt Ihr meinem Rath, ſo laßt ihn am Thor der Feſtung frei, denn es iſt nicht gut, die Rache ſeiner Feinde zu arg zu reizen, und laßt Ihr ihn mit guter Art entwiſchen, ſo kann's Euch noch einmal zu ſtatten kommen. Auf jeden Fall aber beeilt Euch, das Schloß zu verlaſſen, denn hier ſind Ihr keine Stunde ſicher vor ungebetenen Gäſten. Wollt Ihr aber reiten, ſo ſtehen im Stall noch einige Pferde, aber das Zaumzeug liegt im Schnee des Schloßgrabens hinter der alten Mauer. Nun gehabt Euch wohl!"

Jetzt ſchwang ſich der Alte zu Pferde und ſprengte zum Schloßthor hinaus. Die beiden Schlitten folgten ihm in voller Eile. Bald nach ihnen verließen auch die befreiten Gefangenen, ihre Geiſel, Dolgorow, in die Mitte nehmend, im kleinen geordneten Trupp, das Schloß.

Noch einmal wandte Bianca das Haupt zurück. Wie die Thürme des Schloſſes hinter ihr ſchwanden, athmete ſie freier und freier auf. Jetzt, da der duſtere Wald ſie in ſein ſchauerliches Dunkel hüllte, lehnte ſie das Haupt ſanft an den Buſen des Bruders und vergaß wehmüthig ſüße Thränen unausſprechlicher Rührung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Vierter Band.

1812.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

1812.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritte Auflage.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Zwölftes Buch.

Erstes Capitel.

Der Tag graute noch nicht, als Rasinski an der Spitze der Getreuen, die von seinem Regiment noch übrig waren, und inmitten des ganzen Zuges, den das abmarschirende Neufchâteler Corps bildete, die Ringmauern von Smolensk verließ. Der Himmel war düster bezogen, kein Stern drang durch seine finstern Schleier, nur der matte Schimmer der Schneedecke, welche sich über die Gefilde breitete, warf einiges Licht in das tiefe Dunkel. Rings Alles stumm und öde, das Rasseln der wenigen Kanonen, die noch fortzuschaffen waren, und das Klirren der Waffen unterbrachen allein die beklemmende Stille, denn der Soldat selbst ließ keinen Laut vernehmen, sondern schritt stumm und düsterer Gedanken voll durch die Schneewüste hin.

Nach einer Stunde hatte der Zug dieser Krieger, welche die letzten Scharen bildeten, die aus dem unwirthbaren Rußland aufzogen, einen dichten Fichtenwald erreicht. Plötzlich ließ sich von hinten her ein dumpfes Krachen vernehmen und augenblicklich flammte ein Lichtschein gegen die Spitzen der alten Bäume. Alles horchte gespannt auf, denn im ersten Augenblick glaubte man den Donner feindlicher Kanonen zu hören.

„Es iſt nichts," ſprach Raſinski zu Jaromir, der neben ihm ritt; die Thurme und Mauern der Feſtung werden aufgeſprengt. Es iſt das alte Recht des Krieges, dem Feinde wenigſtens nicht zu gönnen, was man ſelbſt nicht beſitzen kann."

Das ſchauerlich dumpfe Getöſe dauerte eine Zeit lang fort. Der Tag fing jetzt an zu grauen. Der Zug der Krieger, der Wagen wurde allmälig ſichtbar.

„Behalte die Leute unter Deiner Obhut, Jaromir," ſprach Raſinski, „ich will mich überzeugen, wie es unſern Verwundeten und Kranken ergeht."

Mit dieſen Worten ritt er die Reihen entlang, bis zu den Wagen, auf denen man die Verwundeten, die noch Hoffnung zum Leben und zur Herſtellung gaben, fortſchaffte. Die übrigen hatte man der Menſchlichkeit des Feindes überlaſſen muſſen.

Boleslaw, der von einem nicht gefährlichen Schuß in der Seite verletzt war, befand ſich nebſt einigen Kameraden des Regiments auf einem Wagen, den Raſinski's unermüdliche Fürſorge ihm verſchafft hatte.

„Nun, wie ſteht es, Freunde?" redete Raſinski die Seinigen an und reichte Boleslaw die Hand hinüber.

„So gut es kann," antwortete der Jüngling, der mit bleichem Angeſicht, tief in den Mantel gehüllt, den Kopf gegen die Kälte durch ein ſchwarzes Tuch verbunden, auf dem Wagen ſaß. „Haſt Du aber gar nichts ausgekundſchaftet?"

„Es war Alles vergeblich," erwiderte Raſinski düſter; „das unerſättliche Ungeheuer dieſes Krieges, das ſo viele Tapfere und Edle verſchlungen hat, verlangte auch dieſe Beute! Wären ſie von den Unſern geweſen, ich wollte nicht klagen! Sie ſind der ſchönen Sache ihres Vaterlandes anheimgefallen, wurde ich tröſtend zu mir ſagen, der Kampf war

ihre Aufgabe, sie mußten Blut und Leben daransetzen, wie wir Andern auch. Diesem fällt das dunkle Loos des Todes, Jenem das heitere des Lebens — wir sind auf Beides gefaßt, wissen, was unserer wartet, und dürfen nicht klagen. Aber unsere Freunde! Nicht ihr Herz führte sie hierher! Der Arica, der über jedes andere Haupt ein schneidendes Schwert schwingt, wollte über das ihre einen Schild gegen feindlich geschärfte Pfeile und Gifte breiten. Ich bot ihnen dieses gefährliche Obdach; doch diese Alles verschlingende Charybdis des Elends und des Entsetzens hat nun auch sie in ihre Strudel hinabgerissen! Es muß überstanden werden, Boleslaw; dann sind wir Männer. Ich fühle es, das eherne Rad des Schicksals geht zermalmend über unsere Brust; doch unser frohender Blick soll kein verzagtes Herz verrathen!"

„Wer weiß," erwiderte Boleslaw schwermüthig, „wie bald wir wieder mit ihnen vereinigt sind!"

„Ich hoffe nichts mehr!" entgegnete Rasinski, der ihn mißverstand.

„Nur trennt der Tod die Kameraden nicht lange von einander, meine ich," sprach der Jüngling, das Haupt langsam schüttelnd, indem er aus den großen schwarzen Augen einen Blick zuerst auf die Jammergestalten rings um ihn her und dann in die Weite hinaus warf, als wolle er die dunkelbraunen Kräfte dieser Leidenden mit den unbegrenzten Räumen vergleichen, die sie zu durchmessen hatten, bevor sie die wirthbaren Stätten der Heimat wiedersahen.

„So verstehst Du's! Dann hast Du freilich Recht," antwortete Rasinski; „bist Du so ermattet von Deiner Wunde, daß diese Dich an den Tod gemahnt?"

„Nein," erwiderte Boleslaw, „ich fühle mich besser. Vielleicht kann ich in wenigen Tagen schon wieder zu Pferd

sein. Eine kürzere Strecke könnte ich schon heute gehen oder reiten."

„Nun, so gehab Dich wohl," rief Rasinski rasch und fast rauh, weil er weich zu werden fürchtete; „ich werde Euch nicht aus den Augen lassen, Kinder," setzte er, gegen die Übrigen gewandt, hinzu. Hierauf wendete er sein Pferd und ritt zu Jaromir zurück.

Boleslaw, der in seinem ernsten verschlossenen Gemüth Alles tiefer empfand, als er zu äußern pflegte, war auch durch den Verlust Bernhards und Ludwigs im Innersten bewegt worden. Und fast war es unmöglich, etwas Anderes als ihren Tod zu vermuthen; denn da sie erfahren haben mußten, daß Rasinski plötzlich befehligt worden war, mit seinem Regiment zurück zum Ney'schen Corps zu gehen, hätten sie sich ihm gewiß anzuschließen gesucht, oder ihn wenigstens in Smolensk erwartet. Es waren noch Viele in der Stadt, die ihnen hätten Auskunft geben können, unter Andern Obrist Regnard, der mit dem Vicekönig von Italien die Festung erst verließ, als Rasinski schon mit den Seinigen wieder eingerückt war. Allein an Keinen hatten sie sich gewandt, Niemand hatte eine Spur von ihnen entdeckt. Wären sie aber vorwärts gegangen, hätten sie eine Gelegenheit gehabt, auf leichteren Wegen die Heimat zu erreichen, so würden sie unfehlbar Sorge getragen haben, Regnard und durch ihn Rasinski zu benachrichtigen. Die Wahrheit ihres Geschicks war freilich Niemandem bekannt geworden, und so wurden sie der unermüdlichen Zahl Derer beigezählt, welche sich täglich aus den Reihen ihrer Kameraden verloren.

Rasinski trug den Verlust, der ihn fast zerschmetterte,

[illegible]

sten Schläge des Geschicks erhob, Jaromir bemerkte in seiner innern Zerrüttung Die, welche von der Last des Lebens

befreit waren; Boleslaw empfand den tiefsten Schmerz brüderlicher Treulosigkeit, aber er war es schon gewohnt, an verbissenen Wunden zu verbluten; sein stilles Antlitz verriet wenig.

So saß er denn auch jetzt düster sinnend und ließ seine Blicke über den Zug schweifen, der sich im grauen Morgennebel vor ihm verlor; die Wagenreihe mit Verwundeten bildete den Schluß desselben. Ein kaum bemerkbar ansteigender Felsrücken durchschnitt die Straße; aber er war auf seinem Abhange mit Glatteis bedeckt, sodaß die matten Pferde trotz der Hiebe und Peitschenhiebe ihrer Führer die unbedeutende Anhöhe nicht hinaufklimmen vermochten. So stopften sich die Wagen und Kanonen, und während Reiter und Fußvolk vorüberzogen, blieben sie zurück. Indessen gelang es nach und nach Allen, das Hinderniß zu überwinden, welches jedem Spätern, da das Eis sich splitterte und somit an Glatte verlor, leichter wurde. Schon waren die letzten Wagen, zu denen auch der Boleslaw's gehörte, fast an der Reihe, als einer derselben, der mit Gepäck und Frauen zu belastet war, trotz aller Anstrengung der Rosse und des Führers das Hinderniß nicht zu überwinden vermochte. Die hinter ihm Wartenden fluchten und tobten und drangen darauf, das Fuhrwerk, welches alle andern aufhalte, zurückzulassen. Man wurde daneben hingefahren sein, allein schon hatte man die mindest steilen Punkte des Weges aufgesucht, und somit wurde jeder Versuch, die Höhe an einer andern Stelle hinaufzufahren, ungleich schwieriger gewesen sein. So mußten und quälten sich denn zwei elende Pferde vergeblich, den glatten Abhang hinaufzuklimmen; menschliche Hand konnte auch nicht helfen, da nur kraftlose Kranke und Verwundete sich auf dem Wagen befanden, und selbst die Führer zu diesen gehörten. Endlich stürzten beide Rosse auf der halben

Höhe des Hügels erschöpft zusammen, und da sie den Wagen nicht mehr halten konnten, rollte dieser zurück und schleifte die Pferde mit hinab. Ein Schrei der Angst und des Schreckens ertönte sowol von Denen, die sich auf dem Wagen befanden, als von Denen, auf die er hinabzurollen drohte. Doch waren nur die Ersteren in Gefahr, denn er gleitete seitwärts, kam mit einem Rade in ein tiefes Geleise, stieß mit dem andern gegen einen Eisblock und schlug krachend um.

Schon hatte die eigne Noth und das Bedürfniß der Rettung das menschliche Gefühl so abgestumpft, daß die Übrigen mehr Freude darüber, das Hinderniß ihres Fortkommens aus dem Wege geräumt zu sehen, als Theilnahme für das Schicksal ihrer Kameraden und der hülflosen Frauen, die auf dem zerbrochenen Wagen gesessen hatten, empfanden. Diese aber hatten sich schnell emporgerafft, und da sie ihr Fuhrwerk unbrauchbar sahen, eilten sie, ihr Geräck in den Armen, nach den nächsten Wagen, um sich auf diese zu schwingen. Doch sie wurden meist gewaltsam zurückgewiesen, da wirklich kaum die Möglichkeit vorhanden war, die Fuhrwerke noch mehr zu belasten.

Als Boleslaw verwundete Krieger mit Erbitterung abweisen und hülflose Frauen mit Peitschenhieben zurückgetrieben sah, schnitt ihm der Jammer durch das Herz. Er erhob sich und rief: „Freunde, laßt Eure Kameraden nicht im Stich!“ „Alter,“ rief er einem graubärtigen, schwer verwundeten Grenadier zu, „komm hierher, wir wollen Dich aufnehmen, und dagegen mag Einer von uns abwechselnd zu Fuß gehen. Ich will der Erste sein, der es versucht.“

Damit streckte er dem Krieger die Arme entgegen und half ihm, während er selbst abstieg, auf den Wagen.

Dies Beispiel wirkte; man entschloß sich, auf jeden

Wagen einen Verwundeten aufzunehmen. Doch waren nicht so viel Wagen als Hülfsbedürftige da, und eine junge, in Pelz dicht eingehüllte Frau mit einem etwa dreijährigen Kinde auf dem Arme, anscheinend die Gattin eines Offiziers, wurde überall zurückgewiesen, während ihre beiden Begleiterinnen schon Platz gefunden hatten.

Soll die Mutter ihres Kindes wegen in dieser Einöde verschmachten? dachte Boleslaw und ein Grauen überlief ihn. Doch noch kälter packte ihn der Schauder an, als er jetzt die Unglückselige das Kind plötzlich in den Schnee schleudern und, von der Last befreit, allein auf den nächsten Wagen vor ihm zustürzen sah. „So nehmt mich denn allein auf," rief sie mit durchdringendem Ton der Angst; „so rettet Ihr wenigstens ein Leben!"

Diese unnatürliche That einer Mutter aber erfüllte selbst die an jedes Elend und Grausen des Krieges gewöhnten Männer mit einem schaudernden Gefühl. Boleslaw sprang auf das weinende Kind, das in den tiefen Schnee fast versunken war, zu und hob es empor. Doch wie durchzuckte es seine innerste Brust, als er in dem kleinen Wesen Alissettens Pflegling und in der im jammervollen Wahnsinn um Rettung Flehenden diese selbst erkannte.

„Allmächtiger Gott," rief er entsetzt aus; „das ist deine waltende Vergeltung!"

Durch die That der Unglückseligen war das Gefühl des Erbarmens und des Mitleids in den Kriegern völlig erloschen. An ihre Stelle trat die rohe Freude, einen empörenden Greuel sogleich rächen zu können.

„Bringt uns das Kind, das arme Kind, das wollen wir retten," rief ein Chasseur von dem Wagen herab, auf den Alissette vergeblich zu klimmen suchte, indem er zugleich mit hartem Faustschlage die Unglückliche zurücktrieb. Boles-

law folgte dem Zuruf, faſt ohne zu wiſſen, was er that. Der Chaſſeur ſtreckte ihm die Hände entgegen, er reichte das kleine Weſen hinauf, und der wild ausſehende bärtige Krieger nahm es in ſeinen Arm und herzte und küßte es freundlich. Aliſette war indeſſen in wahnſinniger Angſt auf den nächſten Wagen zugeſtürzt und verſuchte dort das Mitleid durch Händeringen und Weinen rege zu machen. Doch der Abſcheu gegen ſie hatte ſich aller Herzen bemächtigt, und mit rauher Stimme rief ihr ein ergrauter Sergeant entgegen: „Fort, Rabenmutter! Laufe zu Fuß durch den Schnee!“

„O erbarmt Euch meiner Jugend,“ jammerte Aliſette und warf ſich auf die Kniee in den Schnee nieder und rang die Hände verzweiflungsvoll.

Jetzt näherte ſich ihr Boleslaw, berührte ſie an der Schulter und ſprach ernſt, aber ſanft: „Faſſung, Aliſette, tragen Sie Ihr Schickſal mit Geduld. Die Beſchwerde iſt zu überwinden; ich werde Sie leiten und unterſtützen, ſo viel ich vermag!“

Die Unglückliche, die noch immer auf den Knieen lag, hatte ihn während dieſer Worte mit halb irren Blicken ſprachlos angeſtarrt; erſt nachdem er geredet, ſchien ſie ihn zu erkennen. „Wieck!“ rief ſie mit verwilderten Zügen. „O, Ihr konntet ſo demüthig bitten um ein Lied in guten Tagen! Und jetzt wollt Ihr mich der namenloſen Marter preisgeben! Ich ſoll in dieſer Wildniß verſchmachten!“

Bei dieſen Worten ſprang ſie heftig auf und ſtürzte wiederum auf den Wagen zu, wo das Kind ſitzend, an die Bruſt des Chaſſeurs geſchmiegt, ſaß. Ehe man ihre That nur ahnen konnte, riß ſie das unſchuldige Weſen wieder herab, ſchleuderte es zum zweiten Mal auf den Boden und rief: „Laßt es hier, es weiß noch nicht, wie ſchön das Leben, wie furchtbar der Tod hier iſt; mich rettet, mich, ich weiß

wie ſchon die Welt iſt, denn ich habe beſſere Tage geſehen!" Mit dieſen Worten wollte ſie ſich mit krampfhafter Anſtrengung an den Wagen hinaufſchwingen und achtete ſogar die rauhen Stöße und Schläge der männlichen Fauſt des Chaſſeurs nicht. „Fort, Du giftige Natter!" rief dieſer ergrimmt; „fort, Du Schlange! Wer Dich aufnähme, lüde ſich den Zorn Gottes auf. Du magſt hier von den Wölfen zerriſſen werden, Du, ärger als eine Wölfin." Zugleich brach er ihr mit übermächtiger Kraft, und von ſeinem Nachbar unterſtützt, gewaltſam die angeklammerten Hände los und ſchleuderte ſie zurück, daß ſie betäubt auf den harten Boden ſtürzte.

Boleslaw hatte indeſſen das weinende, jetzt auch von dem harten Falle blutende Kind zum zweiten Mal in die Arme genommen und reichte es dem alten Krieger von Neuem dar. Als er Antlitzen wie zerſchmettert, mit aufgelöſten Haaren rücklings auf dem Boden liegen und ſie das irre Auge und die bebenden Hände kraftlos zum Himmel richten ſah, erſchien ihm ihr Jammer doch noch größer als ſein Mißmuth ihres Verbrechens. Er näherte ſich ihr und hob ſie empor. Als ſie von ihrer Betäubung zu ſich kam und inne wurde, daß es abermals Boleslaw war, der ihr, mit männlicher Zuſtimmung Faſſung einſprach, warf ſie ſich außer ſich vor Angſt vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und rief: „Ihr müßt mich retten! Ihr könnt mich nicht dem Entſetzen preisgeben! Ich laſſe Euch nicht, bis Ihr mir verſprecht, mich zu retten!"

Sie hielt ſeine Füße ſo feſt umſtrickt, daß er, durch ſeine Wunde geſchwächt, ſich nicht loszureißen vermochte. Vergeblich rief er ihr zu, ſich zu faſſen und aufzuſtehen; in ihrer Betäubung hörte ſie kein Wort mehr. Indeſſen rückten die Wagen allgemach vorwärts; zwei waren die glatte Anhöhe ſchon hinauf, der, auf welchem Boleslaw ſeinen

Platz hatte, kämpfte eben mit den Schwierigkeiten; nur vier waren noch zurück und hielten still. Es wurde die höchste Zeit, daß Diejenigen, die sich erboten hatten, aus Mitleid abwechselnd kürzere Strecken zu Fuß zu gehen, ihren Weg fortsetzten. Theils, um sich an den Offizier anzuschließen, da eine höhere Stellung immer Vertrauen erweckt, theils durch das Schauspiel, was sich vor ihnen begab, angezogen, hatten fünf bis sechs dieser Krieger sich Boleslaw genähert. Da dieser jetzt von der Verzweifelten so festgehalten wurde, daß er sich nicht loszumachen vermochte, so griffen sie zu und rissen die Unglückliche mit Gewalt von ihm hinweg und schleuderten sie in den Schnee zurück. „Vorwärts, mein Herr Offizier," rief ein junger Soldat; „vorwärts, sonst bleiben wir hinter den Wagen zurück. Das Frauenzimmer hat ja gesunde Füße, sie kann besser fortkommen als wir; kommt! kommt!" Damit ergriffen ihn der junge Krieger von der einen Seite und ein Dragoner von der andern beim Arm und führten ihn fort. Bei seiner geschwächten Kraft hatte ihn dieser heftige Auftritt, der sein ganzes Innerste auf so vielfache Weise in Bewegung setzte, so angegriffen, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Doch wandte er sich noch einmal zurück und rief der in Alles aufgebender Verzweiflung am Boden liegenden Alisette zu: „Raffe Deinen Muth zusammen, Unglückliche, und trage was das Schicksal Dir verhängt."

Doch sie war taub für die vernünftigen Worte, die Mäßigung, Geduld, Entschluß von ihrer in sinnlicher Erschlaffung untergegangenen Seele forderten. Zwar mit einem ahnungsvollen Grauen, aber doch durch den Wahnsinn verblendet und getäuscht, der seine Augen vor der Möglichkeit eines düstern Verhängnisses gewaltsam schließt, hatte sie das Unheil dieses Krieges um sich her von Tage zu Tage nach

sen sehen. Daß es endlich auch sie unerbittlich erreichen werde, hatte sie als ein so unerhört unmögliches Ansinnen des Geschicks betrachtet, daß ihr jetzt, wo dieser Augenblick gekommen war, Kraft und Fassung versagte. Noch nichts wäre verloren gewesen, wenn sie nicht in der, freilich harten Nothwendigkeit, strenge Beschwerden zu tragen, schon den völligen Untergang gesehen hätte. So richtete sie sich selbst zu Grunde. Über Das, was sie aufgeben mußte, hatte sie allen Blick für Das, was ihr blieb, verloren; die furchtbare Nemesis einer unsittlichen Gesinnung, die vom Leben nur Genuß wollte und mit allen Kräften und allen Mitteln nur diesem nachgestrebt hatte, traf jetzt ihr Haupt mit zermalmender Gewalt. Auf Isaac ernsten Duldens war sie nicht bereitet; hier brach sie gänzlich kraftlos zusammen und vermochte nichts als zu jammern und zu freveln. So erhob sie denn auch jetzt die Stimme zu tief in die Seele schneidenden Lauten des Jammers. „Hülfe, Erbarmen, Rettung!“ rief sie auf die Kniee geworfen, und gewann nicht die Kraft, sich selbst durch den Entschluß zu retten, die Mühseligkeit so lange zu ertragen, als sie es vermochte. Erst, als der letzte Wagen sich nun auch in Bewegung setzte, und die Pferde unter wildem Rufen und Peitschenhieben, was die Kraft ihrer Sehnen vermochte, den Eisabhang hinanklimmten, da erst, als das Grausen, sich ganz allein zu sehen, sie überwältigte, raffte sie sich auf und stürzte, einer Wahnsinnigen gleich, mit aufgelösten Haaren den Davonziehenden nach. In ihrer Raserei wollte sie sich an den letzten Wagen klammern, doch die Krieger, die schon fürchteten, daß ihre Pferde das Hinderniß nicht bezwingen könnten, trieben sie mit ihren Waffen zurück und versetzten ihr Wunden und blutige Quetschungen. Von der Todesangst getrieben, packte sie jetzt das in der Kälte und auf der glatten Bahn stockende

Hinterrad des Wagens und ließ sich hinaufschleifen; doch weil diese Last die Kräfte der ermüdeten Thiere noch mehr belud, so zog ein verwundeter Kürassier, der auf dem Wagen lag, das Pistol heraus und drohte ihr, sie niederzuschießen, wenn sie nicht loslasse. Da sanken ihr, von dem plötzlichen Schrecken gelähmt, die Hände kraftlos zurück, und sie blieb winselnd und jammernd im Wege liegen. So sah sie Boleslaw, als er einen letzten Blick zurückwandte, er kämpfte unentschlossen mit sich selbst, ob er sich noch einmal zu ihr wenden sollte, doch die Kameraden zogen ihn gewaltsam fort, und der junge Soldat, der ihn führte, rief: „Laßt sie, laßt sie; die Mutter, die ihr Kind umbringen wollte, darf man nicht anrühren, sonst zieht man den Zorn des Himmels auf sich. Laßt sie, es trifft sie die gerechte Strafe."

Bald hörte Boleslaw nur noch das herzzerreißende Jammergeschrei der Unseligen, bis der Sturmwind, der sich rasch erhob und düstere Schneewirbel aufjagte, es übertönte.

Zweites Capitel.

Bei Korithnia ereilte die Nacht das Heer; man bezog den Bivouac, oder richtete sich in den Trümmern des elenden Örtchens ein. Rasinski hatte, wie immer, durch unermüdliche Sorgfalt, durch sein Ansehen, seine Gewandtheit noch so viel für die Seinigen gewonnen, daß sie für die Umstände ein glückliches Loos zogen. Aber kaum hatten sie sich an den Lagerfeuern eingerichtet, als ein donnerndes Ge-

tose ganz in der Nähe erschallte, und plötzlich eine Masse von Reitern sausend über ihre Häupter dahinfuhr.

„Wir sind angegriffen," rief Rasinski und sprang auf; „zu den Waffen Freunde, schnell zu Pferde!"

Im Augenblick saß er selbst zu Roß und fing schon an, seine Leute zu ordnen, als der Marschall Ney im vollen Galopp herangesprengt kam und ihn anrief:

„Christ, vereinigen Sie mit Ihren Leuten die linke Flanke des Lagers und melden Sie mir sofort, wenn Sie auf den Feind stoßen."

Der Marschall ritt weiter, mitten in das Lager hinein, und ordnete und sammelte die bestürzten Leute. Rasinski, an der Spitze seiner kleinen, aber entschlossenen Mannschaft, ritt in die dustere Nacht hinaus, um den Feind, der sich so furchtbar angekündigt hatte, aufzusuchen. Es befremdete zwar, daß seine Artillerie nur eine Salve gegeben hatte und nun so plötzlich schwieg, doch war der Kampf bei diesem Rückzuge, der in Nacht, Wald und unwegsamen Schnee ausgeführt wurde, so reich an seltsamen Ereignissen daß man jeden Tag etwas bisher in der Geschichte des Krieges Unerhörtes erfuhr.

Auf eine Anhöhe dicht am Lager gelangt, glaubte Rasinski auf dem weißen Schneegrunde einige schwarze Massen zu erblicken. „Ist das Waldgebüsch, oder sind es Leute?" fragte er zu Jaremir gewandt.

„Noch läßt sich nichts unterscheiden," erwiderte dieser.

„Darauf los denn, in Gottes Namen," befahl Rasinski und ritt näher. Bald aber senkte der Boden sich in eine Schlucht hinab, deren steilen Rand man nicht hinunterreiten konnte, man mußte also dem Laufe derselben folgen. Da brausten plötzlich wie ein aufgescheuchtes Geflügel etwa funfzehn bis zwanzig Kosaken aus einer Windung der Schlucht

herauf und sprengten mit ihren kleinen behenden Pferden jenseits die minder steile Höhe hinan. Mehr um sie zu schrecken, als weil man ihnen Schaden thun konnte, ließ Rasinski Feuer auf sie geben; sie flogen flüchtig über das Feld und verschwanden im Dunkel. Wenige Minuten später geriethen auch jene schwarzen Massen auf dem Schneefelde in Bewegung, und man erkannte, daß es wahrscheinlich eine größere Abtheilung von Kosacken war, die sich auf die Nachricht, die jene Versprengten ihnen von dem Anrücken des Feindes gaben, zurückzog.

Mit Vorsicht führte Rasinski die Seinigen jetzt an einer minder gefährlichen Stelle hinab. Hier entdeckte er bald die Ursache des Getöses, welches man für einen Artillerieangriff gehalten hatte. Man fand nämlich eine Anzahl Kanonen und Protzkasten vor mit Munition, jedoch vernagelt, die aus Mangel an Fortschaffungsmitteln stehen geblieben waren. Etwas weiterhin entdeckte man die Trümmer aufgesprengter Geschütze und Pulverkarren. Wahrscheinlich hatten die eben geflüchteten Kosacken mehrere dieser Karren angezündet und waren bei dem Versuche, die übrigen aufzusprengen, nur durch Rasinski's Ankunft gestört worden.

Rasinski war froh, die wahre Ursache des blinden Lärmens entdeckt zu haben, und wollte daher eilig mit seinen Leuten zurück, um dem Marschall die Meldung zu machen. Doch indem er in der Schlucht entlang ritt, sah er, etwa dreißig Schritt vor sich, einen Mann in vollem Lauf eben auf der Höhe ihres Randes dahineilen. In der Meinung, es sei ein Russe, rief er ihn in der Landessprache an und befahl ihm zu stehen. Der Flüchtige stutzte, wandte sich jedoch rasch wieder zur Flucht um; allein da die Schlucht an dieser Stelle leicht hinanzureiten war, sprengten Rasinski und Jaromir sofort hinauf, und zwei Reiter folgten

ihm, um den Russen, der vielleicht über die Stärke und Nähe des Feindes wichtige Auskunft geben konnte, nicht entschlüpfen zu lassen. Er floh in voller Hast, doch nach wenigen Schritten sank er in dem tiefen Schnee ermattet nieder und wurde von den Verfolgenden ergriffen. Zum großen Erstaunen Rasinski's rief der Gefangene, indem er sich grad aus: „Spricht Jemand französisch unter Euch?"

„Der Teufel, diese Stimme sollte ich kennen," entgegnete Rasinski französisch; „wer seid Ihr?"

„Rasinski, Ihr selbst? Ist's möglich?" rief der Gefangene und streckte ihm freudig die Arme entgegen; „ich bin Reynard, erkennt Ihr mich nicht?"

„Reynard! Wie in aller Welt kommt Ihr hierher?" fragte Rasinski mit freudigem Erstaunen.

„Die Geschichte ist kurz und faßlich, aber nicht erbaulich," erwiderte Reynard; „und Ihr sollt sie ausführlicher hören, als Euch freuen wird, doch rathe ich Euch, nicht hier zu verweilen, sondern einen sicherern Ort aufzusuchen, wenn es einen gibt. Denn im Vertrauen gesagt, es sind mehr Russen hier in der Nähe als Bäume in diesen Fichtenwäldern. Aber wie kommt Ihr hierher?"

„Mit dem Marschall Ney aus Smolensk," antwortete Rasinski, „unser Bivouac ist keine fünfhundert Schritt von hier."

„So laßt uns eilen, ihn zu erreichen. Im Gehen werde ich erzählen."

Jaromir bot dem Obristen sein Pferd an, doch dieser schlug es ab und schritt zwischen ihm und Rasinski rasch vorwärts dem Bivouac zu.

„Ihr wißt," begann er, „daß ich mit dem Vicekönig von Italien aus Smolensk aufbrach. Gestern wurden wir drei Stunden von hier von den Russen angegriffen, und ich

gerieth in Gefangenſchaft. Die Koſacken trieben mich mit der Knute vor ſich hin, bis ich einen ruſſiſchen General antraf, dem ich auf Franzöſiſch zurief, er möge mich von dieſer infamen Mißhandlung befreien. Die Beſtie aber lachte hell auf und meinte, die Knute der Koſacken mache ſo wenig Unterſchied zwiſchen Rang und Stand des Soldaten wie die Kanonenkugeln; ich möchte mich daher in mein Schickſal ergeben.“

Raſinski knirſchte vor Zorn mit den Zähnen. „Dieſe Henkersknechte,“ rief er ingrimmig aus; „freilich ja, die ſelbſt unter dem Geſetz der Peitſchenhiebe und der Fußſtöße ſtehen, können die Ehre eines tapfern Gegners nicht achten. Weiter, weiter!“

„Man hätte mich wol gern auf den Schub gebracht, nach Tobolsk oder Irkuzk hin, allein zum Glück oder Unglück waren zu wenige Gefangene gemacht worden, um den Transport zu lohnen; ſo wurde ich von den Koſacken, denen ich in die Hände gefallen war, mit herumgeſchleppt. Vor zehn Minuten hatte ein Rudel dieſer Race hier eine von uns im Stich gelaſſene Batterie aufgeſprengt, muß aber dabei von Euch oder Andern geſtört worden ſein; denn die Helden kamen, was ihre kleinen Kazen nur durch den Schnee laufen wollten, bei dem Pulk, welches droben am Walde hält, an und meldeten, der Feind ſei da und ziehe heran. Der Koſack iſt aber nur tapfer gegen einen flüchtigen, ermatteten, wehrloſen Feind. Zeigt man ihm das Angeſicht, ſo flüchtet er in größter Schnelligkeit. Das thaten auch die Leute dort oben, und ſo benutzte ich einen Augenblick der Verwirrung, um mich zu ranzioniren. Da fiel ich Euch in die Hände! Nun, Euer Gefangener, Raſinski, bleibe ich; Ihr dürft nicht bange ſein, daß ich Euch entwiſche.“

„Aber Ihr erwähntet eines Gefechts, das der Vierkönig

beſtanden? Wie verhielt es ſich damit?“ fragte Raſinski beſorgt.

„Ich ritt,“ begann Regnard ernſter, „an der Seite des Prinzen; wir überließen uns unſern düſtern Gedanken, die durch die traurige Umgebung ringsher immer neu erweckt wurden. Etwa zwei Stunden von Kraſnoe ſtutzen plötzlich die zerſtreuten aber zahlreichen Soldaten, die außer Reihe und Glied, ihrer Willkür überlaſſen, um uns her marſchirten. Sie drängen ſich aufeinander, ſie bilden eine Maſſe. Jetzt werden wir aufmerkſam. Da krönen ſich plötzlich die Höhen vor uns mit ſchwarzen Maſſen, und mit Schrecken ſehen wir ungleich überlegene Streitkräfte zwiſchen uns und der Heimat ſich aufſtellen, die uns mit ehernen Riegeln den Rückweg aus den Schneewüſten Rußlands zu verſperren drohen. Doch was jeden Soldatenherz noch mehr erſchüttern mußte, dieſe undurchdringliche Mauer thürmte ſich zwiſchen uns und unſern großen Kaiſer, für den Vicekönig zwiſchen Vater und Sohn auf. Jetzt erſt bemerken wir, daß der raſchere Schritt unſerer Pferde uns unſerm Corps um eine Stunde vorangebracht hat, und die Straße nur von abgehetzten, krankhaften, unbewaffneten Knechtungen ringsumher wimmelt. In demſelben Augenblick reitet ein ruſſiſcher Parlamentair heran und fordert uns auf, uns zu ergeben. Zwanzigtauſend Ruſſen ſperren Euch den Weg, ruft er, ſonſtige Kanonen und bereit, Euch zu zerſchmettern; der Kaiſer mit ſeiner Garde iſt gänzlich abgeſchlagen, vielleicht in dieſem Augenblick ſchon gefangen. Ich ſehe den Unwillen des Vicekönigs, dem die Frechheit zu einer Antwort auf dieſen Antrag zwingt. Daher rufe ich heftig: „Fort mit Euch! Habt Ihr zwanzigtauſend Mann, ſo haben wir achtzigtauſend. Ein franzöſiſcher Feldherr ergibt ſich nicht vor der Schlacht.“ Der Ruſſe reitet zurück. Es vergehen nicht zwei

Minuten, ſo ſind die Höhen vorwärts und zur Seite mit Batterien gekrönt. Plötzlich blitzt es und eine duſtere Dampfwolke ſteigt über den weißen Schnee auf, als wenn rings die Schlünde des beeiſten Hekla gähnten; ein Hagel von Kartätſchen und Granaten ſchmettert auf uns nieder. Die waffenloſen Flüchtlinge drängen ſich zuſammen wie eine ſcheue Heerde, in die der Wolf bricht. Der Vicekönig iſt außer ſich, von ſeinem Corps getrennt zu ſein; er fühlt, daß er ſich an die Spitze deſſelben ſtellen müſſe und kann ſich doch nicht entſchließen, die hülfloſe Schar um uns her zu verlaſſen.

Doch ſein Generalſtabschef, General Guilleminot, treibt ihn an, zurückzueilen, indeſſen wir die entmuthigten Leute um uns her auffordern, ſich zu ſammeln und Widerſtand zu leiſten. Unter den Zerſtreuten waren eine Menge Offiziere, Obriſten, ja ſelbſt Generale, die alle zu Fuß gingen. Sie übernehmen raſch das Commando der im Augenblick gebildeten Compagnien; der General wird Capitain, der Obriſt ſein Lieutenant, der Offizier tritt als Gemeiner in Reihe und Glied. Jeder behilft ſich mit der Waffe, die ihm geblieben iſt; Wenige haben Gewehre, die Meiſten nur noch das Seitengewehr zum Holzſpalten im Bivouac, Viele gar nur einen Knüttel, an dem ſie eben noch ihren abgematteten Körper mühſam fortſchleppten. Aber der Muth, das entflammte Ehrgefühl erſetzt Alles. So rücken wir, während der Vicekönig zurückeilt, entſchloſſen gegen den Feind an.

Eine Stunde ertragen wir ſein zerſchmetterndes Kartätſchenfeuer; vergeblich harren wir darauf, daß der Vicekönig ſich mit den Seinigen bis zu uns durchſchlagen und uns Bahn nach Krasnoe brechen ſoll. Er mußte gleichfalls von mächtigen Feinden angegriffen ſein, denn wir hörten hinter uns und weit vor uns den Donner der Kanonen. Von Smolensk bis Krasnoe ſchien der Weg ein Schlachtfeld zu

sein. Da endlich, als wir vorwärts kein Heil mehr für uns sehen, beschließen wir, uns rückwärts zu dem Vicekönig Bahn zu machen, von dem dichte Colonnen uns schon abzuschneiden beginnen. Wir rotten uns in Massen zusammen, und nehmen unsern Weg zurück wieder in die Öde des furchtbaren Rußland hinein. Der dicht an den großen Weg heranrückte Feind begreift Anfangs das Unternehmen nicht; er stutzt und läßt uns bald vorüber, ruft uns, da wir an seinen Linien vorbeieilen, zu, uns zu ergeben. Wir hören nicht; Denen, die uns nahen, antworten nur Flintenschüsse und Bajonettstöße. Da bricht die Wuth der Feinde grimmig aus. In gleichem Augenblick geben zehntausend Mann und dreißig Kanonen Feuer auf uns, und die Hälfte unserer Tapfern beißt zerschmettert und röthet den Schnee mit ihrem Blut. Die Andern aber rücken unaufhaltsam, geschlossen vorwärts; kaum ein Blick sagt den gefallenen Kameraden Lebewohl. Die Donner des Feindes krachen hinter uns her, seine Kugeln reißen ganze Reihen fort. Dennoch gelangt eine kleine Schar endlich bis zu den Freunden, die sie mit offenen Armen empfangen. Auch ich glaubte das Ziel glücklich gewonnen zu haben; da fuhrt der Teufel ein Pulk Kosaken hinter uns drein, die sich jetzt erst heranwagen und die einzelnen Nachbleibenden zu Gefangenen machen. So gerieth auch ich in ihre Gewalt — und das Übrige wißt Ihr."

„Wir hatten uns, es von Euch selbst gehört zu haben," sprach Rasinski und reichte ihm die Hand. „Aber der Vicekönig? Sein Schicksal kennt Ihr nicht?"

„Doch, doch, Rasinski; wäre er verunglückt, ich würde nicht von mir zuerst gesprochen haben. Er schlug sich den Tag über wie ein Löwe — nun Ihr werdet vielleicht die Spuren sehen. Endlich nahm ihn die Nacht in ihren Schutz.

Sei es, daß die Ruſſen ihn heute ſchonen wollten, denn bei Gott! wir verkauften unſer Leben nicht wohlfeil; ſei es, daß ſie ihres Triumphs zu gewiß zu ſein glaubten, allein ſie machten keinen entſcheidenden Angriff, um die Sache zum Schluß zu führen, ſondern begnügten ſich, alle Stellungen und Ausgänge beſetzt zu halten. Aber am Morgen war das Neſt dennoch leer, und die Sonne ging grade zeitig genug auf, um den Ruſſen zu zeigen, wie die tapfere Schar, ſchon außer der Möglichkeit, erreicht zu werden, auf Krasnoe anrückte. Ich ſelbſt ſah ihre Bajonnette im Morgenſonnenglanz leuchten, und — lacht mich nur aus ins Teufels Namen — aber ich ſprach wahrhaftig ein Dankgebet, wie ich's ſeit meinen Knabenjahren nicht gethan."

„Doch wie war der Marſch möglich?" fragten Kaſinski und Jaromir aus einem Munde.

„Diesmal danken wir's Euch, den Polen," antwortete Regnard bewegt; „und wenn Frankreich ein Gedächtniß hat, ſo wird es ſich, ſo lange es Franzoſen und Polen gibt, daran erinnern, daß es Euch die Köpfe eines ganzen Armeecorps ſchuldet, und überdies den des tapferſten und menſchlichſten Feldherrn, der jemals franzöſiſche Soldaten ins Feuer geführt hat."

Kaſinski war auf's Äußerſte geſpannt.

„Hört zu! Es iſt Wahrheit, denn mir hat es ein ſterbender Landsmann geſagt, der leider nur den halben Weg der Rettung zurücklegen konnte.

Es war Nacht geworden. Der Vicekönig gab ſich verloren. Doch wollte er noch den verzweifelten Verſuch machen, den Feind zu umgehen. Da dieſer, durch die Primen Demonſtrationen bewogen, ſeine größte Kraft auf die linke Seite des Weges concentrirt hatte, beſchloß der Feldherr, ihn auf ſeinem linken Flügel, nämlich auf der rechten Seite der

Strafe, zu machen. Leise bricht er mitten in der Nacht auf, läßt aber seine Zelter zurück. Mit angehaltenem Athem und behutsamem Schritt zieht er sich durch die Schneefelder an der langen russischen Linie dahin. Da tritt der Mond, als ob in diesem Lande uns alle Kräfte der Natur feindlich gesinnt wären, urplötzlich hinter schwarzen, düstern Wolken hervor und beleuchtet die Schneefläche mit vollem Glanz. Die Ungrigen sehen die Russen so deutlich vor sich, daß sie auch von diesen so klar wie am hellen Tage bemerkt werden müssen. Selbst dem Tapfersten fällt hier der Muth. Eine russische Schildwache ahnet, was vorgeht; sie ruft an. Und jetzt war Frankreichs edelster Feldherr, der Stolz des Heeres, jetzt waren die tapfersten Krieger unwiederbringlich verloren, wenn nicht ein Pole sie rettete. Obriſt Kliski —"

„Ha! wackerer Landsmann!" unterbrach Rasinski den Erzähler mit leuchtenden Augen, denn er ahnete bereits den Zusammenhang.

„Obriſt Kliski sprengt, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, vor und ruft dem Russen mit gedämpfter Stimme zu: „Wahnsinniger! Wirst Du schweigen! Siehst Du nicht, daß wir von Tuwarow's Corps sind und uns dem Feinde in den Rücken schleichen?"

Der Soldat, der seine Landesfprache hört, steht gefesselt still. Mehrere Kameraden, auch einige Offiziere, die die Worte gehört haben, treten näher und bieten einen guten Abend. Kliski hält still, spricht mit ihnen leise aber freundschaftlich, ermahnt sie, die Kosacken zurückzuhalten, damit ihr Vorwitz kein Unheil anrichte, und wartet so, mitten unter den Feinden bis er sieht, daß die Ungrigen freie Bahn gewonnen haben. Jetzt sprengt er ihnen nach, und in der nächsten Stunde ist die Rettung vollendet."

Rasinski hatte männliche Thränen der Freude im Auge,

als er die That des Landsmanns hörte. „Braver Kliski,“ ſprach er nochmals, „Du warſt von jeher der Stolz Polens! Du wirſt es auch für ferne Jahrhunderte bleiben!“

„Ja, Frankreich ſchuldet Euch einen großen Dank, Ihr Polen,“ fuhr Regnard fort; „es wäre der Beachtung werth, wenn es deſſen nicht ewig gedenken, und Euch vergelten wollte, wenn's die Zeit herbeiführt.“

„Von wem habt Ihr aber den Bericht?“ fragte Rafinski.

„Vom Capitain Lebrun,“ erwiderte dieſer, „vom vierzigſten Regiment; ein braver Junge, dem es hätte beſſer ergehen ſollen.“

„Ich kenne ihn,“ ſprach Jaromir nicht ohne Bewegung; „er bivouakirte in Moskau dicht an unſerm Quartier, wir machten noch am erſten Abende einen Spaziergang zuſammen durch die Stadt. Und er iſt geblieben?“

„Er war am Tage verwundet worden,“ fuhr Regnard nicht ohne Bewegung fort; „doch ſtrengte er ſich aufs Aeußerſte an, um den Rettungsmarſch zu vollenden. Das Heer war ſchon in Sicherheit, als ihn die Kräfte verließen, er blieb zurück und wurde von ſchwärmenden Kosacken aufgehoben. Der Zufall führte uns zuſammen, er erzählte mir, was geſchehen war. Die hündiſche Behandlung, die er erfuhr — denn gefüttert hat man uns auch nicht — der Blutverluſt — kurz, es wurde ihm zu viel. Nun liegt er ſtill auf dem kalten Schnee, wie ſo viel Tauſende von uns. Einer mehr — wer fragt danach! Aber — es war doch ein braver Junge!“

So ſehr Regnard ſich bemühte, den trocknen, kurzen Ton ſeiner Redeweiſe beizubehalten, ſo mußten doch Diejenigen, die ihn näher kannten, die Beimiſchung von Rührung, der er ſich nicht erwehren konnte, auffallend genug bemerken. Aber die Zeit war danach, auch die Härte

sten zu erweichen und dem Kältesten heiße Thränen zu erpressen.

Indessen hatte man den Bivouac wieder erreicht. Jaromir in tiefen, düstern Gedanken, denn die Erinnerung an Lebrun rief ihm alle Ereignisse jenes Tages, der so verhängnißvoll für ihn wurde, wieder mit erneuter Lebhaftigkeit vor die Seele zurück. Selbst die grausenvollen Gemälde des Entsetzens, die er jetzt täglich rings um sich her sah, hatten nur bleiche Farben gegen jene Bilder der glühenden Erinnerung. So ist alles Leiden und alles Glück des Menschen im Innersten seiner Seele gegründet, und kein äußeres Ereigniß vermag sich so tief in seine Brust zu prägen, als die selbstbereiteten Qualen oder Freuden darin eindringen. Alitzens Schicksal kannte er indessen noch nicht, denn der schonende Boleslaw hatte es ihm verschwiegen, weil er wußte, wie es ihn erschüttern mußte.

Rasinski und Regnard begaben sich zum Marschall Ney, um diesem Bericht abzustatten. Der Feldherr hörte mit äußerster Spannung, was ihm Regnard von den Ereignissen des vorigen Tages berichtete. Er forschte genau nach der Stärke und den muthmaßlichen Absichten des Feindes; die Antworten konnten nicht beruhigend ausfallen.

„Ich sehe einen heißen Tag vor uns; aber es wird ein Tag der Ehre sein," sprach er mit dem entschlossenen, ruhigen Ton des Helden; „doch gönnen wir dem Krieger heut seine Ruhe; er wird es morgen zeitig genug erfahren, daß er nicht nur mit allen Schrecken der Natur, sondern auch mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen hat. Ich hoffe, wir werden Beide besiegen. Zwei Stunden nach Mitternacht wollen wir fort."

So entließ der Marschall Rasinski und Regnard.

Am Wachtfeuer fanden sie Jaromir und Boleslaw, die

einzigen noch übrigen Offiziere des Regiments. Regnard fragte nach Ludwig und Bernhard. Ein düsterer Blick Rasinski's ließ ihn nicht an ihrem Schicksal zweifeln. „Also auch todt!“ sprach er und schüttelte das Haupt. „Dieser mit Eis gepanzerte Boden ist blutgieriger als ein Vampyr!“

Jaromir versuchte, indem er erzählte, was man von den beiden Verschwundenen wußte, noch einmal die Hoffnung für sie rege zu machen; doch Rasinski, sonst immer noch voller Muth und Vertrauen, wo Andere schon längst Alles verloren gaben, wies jeden Trost dieser Art zurück. „Hier hoffe ich nichts für mich,“ sprach er; „dafür fürchte ich auch dort,“ er deutete mit der Hand nach der Richtung, die das Heer zu nehmen hatte, „was mich betrifft, um so weniger. So gleichen sich die Dinge aus.“

„Mir liegt noch eine Sorge auf dem Herzen,“ nahm Regnard das Wort nach einer Pause. „Mein junger Freund dort wird mir vergeben, wenn ich damit vielleicht alte verdrießliche Erinnerungen berühre. Aber die jetzige eiserne Zeit hat ja wol die leichten Spuren voriger, achtlos hingelebter Tage genug verwischt, um Alles, was von dort herstammt, ins Meer der Vergessenheit zu versenken. Weiß Niemand von Euch, was aus Alisette geworden ist?“

Jaromir heftete den Blick finster auf den Boden und hüllte sich, zusammenschauernd, dichter in den Mantel ein. Boleslaw war unschlüssig, ob er antworten sollte.

„Ich hatte mich,“ fuhr Regnard, der in dieser Beziehung mit der den meisten Männern gewöhnlichen Gleichgültigkeit über das Unsittliche seines Verhältnisses zu dem Mädchen dachte, und es daher auch ohne Bedenken völlig entschleierte: „ich hatte mich seit jenem Ereigniß in Moskau von ihr getrennt. Daß sie leichtsinnig sei, wußte ich zwar, allein auf solche Weise durfte ich's nicht wissen. Die

Auflösung unserer Verhältnisse mochte ihr auch selbst lieb sein. Jetzt aber nehme ich den Antheil an ihrem Schicksal, und mich auch an dem unsers Kindes. Denn, warum sollte ich's verhehlen, daß ich der Vater bin? Ich werde es niemals verläugnen. Schon jetzt hätte ich Alisetten die Sorge dafür abgenommen — denn das kleine Wesen muß anders erzogen werden, als seine Mutter es vermag —, wenn es nicht, so lange die Zeitung dauert, am besten in ihrer Obhut geblieben wäre. Einer weiblichen Pflege bedurfte es doch, und so war die Mutter immer die Nächste. Ich verschaffte ihr daher in Moskau Waagen und Pferde und gab ihr reichliches Reisegeld. Jetzt aber wird begreiflich freilich Alles unzureichend; ist den ersten Tagen des Ausmarsches ist sie mir nicht zu Gesichte gekommen; es mag ihr am Ende übel gegangen sein. In der Gefangenschaft drüben hatte ich so meine eigenen Gedanken darüber, die man freilich, bevor die Noth des Lebens kommt, einmal hier in dem Kriegsgetümmel nur zu leicht vergißt. Jetzt soll es aber mein Erstes sein, mich um sie und um das Kind zu kümmern, denn ich bin insofern verantwortlich dafür, als ich sie bestimmt habe, mir nach Rußland zu folgen. Ihr, meine Freunde, werdet mir gewiß Euren Beistand dabei nicht versagen."

Reinhart blickte in sichtlicher Verlegenheit, denn er empfand es tief, wie Jaromir durch die Erzählung der Wahrheit erbittert werden mußte; doch das Kind war am Leben, war sogar in der Nähe, und dies mußte der Vater, der die Sorge dafür übernehmen wollte, erfahren. Es war ihm daher sehr willkommen, daß Jaromir, durch das Gespräch von seinen schon vorher mächtig geweckten Erinnerungen in heftige Unruhe versetzt, aufstand und mit hastigen Schritten ein Zimmer durchmaß, um seine Erschütterung zu verbergen.

„Um! das thut mir leid," sprach Reinhart, der die

Urſache errieth; „ich kann aber nicht begreifen, wie ein Mann ſo reizbar ſein kann.“

„Laſſen Sie's uns lieb ſein, Chriſt,“ nahm Boleslaw das Wort, „daß wir allein ſind. Ich kann Ihnen leider Nachrichten von der Unglücklichen geben.“

Er erzählte hierauf den Vorfall, von dem er dieſen Morgen Zeuge geworden war, und der ihm jetzt erſt, da er erfahren hatte, daß Aliſette wirklich die Mutter des ſchuldloſen kleinen Weſens war, das Innerſte mit Schauder über dieſe an Wahnſinn ſtreifende Entartung der Natur erfüllte. Nur die Betäubung, in die das furchtbare, entſetzliche Elend rings umher ein Gemüth ſtürzen mußte, das niemals gewohnt war, ſich an etwas Höheres, als bloß irdiſche Daſein bietet, zu wenden, gab ihm eine halbe Erklärung und Entſchuldigung des Verbrechens.

„Die Unnatürliche!“ rief Regnard empört, als er die That vernahm. „Wo iſt aber das Kind, iſt es gerettet? Sagen Sie mir Alles.“

„Es wird wenige Schritte von hier mit ihnen des ſüßeſten Schlummers genießen,“ ſprach Boleslaw, „ich will Sie dahin führen.“

Er ging mit ihm zu dem Bivouak, wo der verwundete Chaſſeur, der mit der kranken Witwe eines Tambours die Sorge um das Kind theilte, gelagert war. Mit Ehrfurcht ſtand der alte Soldat auf, als ſich Regnard ihm näherte.

„Kamerad,“ ſprach dieſer heftig bewegt, „ich bin Dir mehr als mein Leben ſchuldig geworden, denn Du haſt mein Kind gerettet.“

„So viel hätte die Mutter nicht thun können,“ erwiderte der Chaſſeur. „Aber nun iſt es auf unſerm

mein Obrist! Seht nur her, dort liegt es und schläft wie eine kleine Prinzeß."

Es war in eine Art von Korb, warm in Heu und Moos gepackt und mit einem leichten Tuch überdeckt. Die Witwe des bei Wiazma gebliebenen Tambours saß daneben und behütete es.

Regnard betrachtete es gerührt. Er küßte es leicht auf die Stirn, nahm sich aber in Acht, es zu erwecken. Dann wandte er sich zu der Frau und dem Chasseur: „Freunde, wenn Gott uns nach Frankreich zurückführt, will ich Euch vergelten, wie ich vermag. Jetzt bin ich arm und bloß wie Ihr, denn ich komme aus russischer Gefangenschaft. Aber haltet Euch zu mir; wir wollen Leid und Freude und Sorge um das kleine Engelchen theilen. Für den Augenblick aber vermag ich Euch nichts zu bieten als diesen Handschlag zum Dank!"

„Wahrhaftig, das ist auch das Beste, mein Obrist," rief der Chasseur, indem er kräftig einschlug. „So eine Hand, auf die man sich verlassen kann, ist jetzt mehr als ein Haufen Gold. Gelt, Ihr zieht mich doch aus dem Schnee, wenn ich irgendwo stecken bleibe? Ich habe in den letzten Tagen Manchen gekannt, der wol noch mit uns marschirte, wenn sein Kamerad nicht zu müde und verzweifelt gewesen wäre, um sich drei Minuten bei ihm aufzuhalten und ihm aus einem Schneeloche zu helfen, in welches man als Bube hundertmal in einem Tage zum Scherz gefallen und wieder herausgekrungen wäre! Auf solch eine Hand, mein Obrist, da zählen wir. Aber Gold? Das hat hier keinen sonderlichen Cours. Als wir vor vier Tagen in Smolensk einrückten, saß ein Artillerist vor dem Thor am Wege und hatte Euch einen Klumpen reinen Silbers wie ein Kinderkopf groß auf den Knieen, es mag wol aus einem

moskowitischen Taufbecken zusammengeschmolzen gewesen sein und die Reise als Kanonenkugel im Protzkasten mitgemacht haben. Aber einerlei, was geht das mich an? Nun, das Stück Silber bot er feil um ein Brot und eine Flasche Branntwein. Aber glaubt Ihr, daß er's vom Morgen bis zum Abend losgeworden war, obwol Tausende an ihm vorbeikamen? Er war endlich glücklich genug, als ihm ein italienischer Obrist ein Stückchen Brot, so groß wie eine Hand, und einen kleinen Schluck aus seiner Feldflasche dafür bot, zusammen nicht für einen Sous an Werth. Ja, so ändern sich die Dinge, mein Colonel; allein ein französisches Soldatenherz soll sich nicht ändern. So denke ich, mein Obrist! Topp, ich schlage ein! Hand gegen Hand! Mit meinen Wunden, denke ich, wird es bald besser gehen, und dann können wir einander vielleicht aushelfen."

Der Alte hätte wol noch eine Viertelstunde geschwatzt, wenn ihn Regnard nicht unterbrochen und gefragt hätte, wie er heiße, und bei welchem Regiment er stehe — denn die Uniformszeichen waren nicht mehr ganz kenntlich, und manches fremde Kleidungsstück hatte die Tracht abenteuerlich genug verändert.

„Und Ihr bleibt auf einem Wagen mit der guten Frau dort?" fragte Regnard.

„Ja freilich, so lange unsere Pferde laufen wollen; wenn aber das Futter nicht besser ist als hier, so wird's so gar weit nicht mehr sein."

„Und wie heißt Ihr?"

„Jacques Desiré Pallier, mein Obrist! und diese Frau ist die Witwe Réné."

„Gut, Pallier! Gut, Frau Réné! Wir wollen uns schon

wiederfinden. Für heut gute Nacht, und haltet mir ja das Töchterchen warm."

Sie kehrten hierauf zum Bivouac zurück, wo die Ermüdung sie bald in tiefen Schlaf versenkte.

Drittes Capitel.

Ein bleicher Mondschein fiel durch graues Gewölk, der Wind strich hohl sausend über die Waldspitzen und Schneestreppen dahin, als die Krieger von Neuem aufbrachen. Keine Trommel bezeichnete ihren Abmarsch. In tiefster Stille, so lautete der Befehl, rüsteten sie sich zu der mühevollen Wanderung. Regnard hatte vom Marschall ein Pferd erhalten und blieb als Adjutant in dessen Nähe. Rasinski marschirte mit den Seinigen, da man einen Angriff befürchtete, an der Spitze und ganz in der Weise, als erwarte man den Feind von vorne her.

Der Marschall war Anfangs überall zugegen, wo gerade der Augenblick ihn forderte, nachdem der Zug durch sein Ansehen sich so viel als möglich geordnet hatte, glaubte er, daß der angemessenste Platz für ihn jetzt der sein werde, wo man den Angriff des Feindes zuerst vermuthen durfte.

Indessen legte man mehrere Stunden Weges wie immer mit großer Anstrengung in dem tiefen Schnee zurück, ohne auf irgend eine Weise beunruhigt zu werden. Die Kälte hatte in den letzten Tagen etwas nachgelassen, sodaß man durch sie nicht mehr so viel zu leiden hatte; es schien

sogar, als wolle Thauwetter eintreten. Der Himmel war leicht bezogen, erneutes Schneegestöber jedoch nicht zu fürchten. Jetzt begann die Sonne im Rücken des Heeres das Gewölk zu röthen, und matter Dämmerschein verbreitete sich über der todten Landschaft. Man war es bereits gewohnt geworden, in jeder Vertiefung, in jeder nur einigermaßen steilen Schlucht, weggeworfene Waffen, Gepäck, Helme, Gewehre, oft auch Kanonen und Munitionswagen zu finden, und nicht selten lagen einzelne, durch Entkräftung oder Hunger umgekommene Krieger daneben hingestreckt. Hier aber häuften sich diese Zeichen einer furchtbaren Auflösung und Zerstörung der geordneten Heermassen auf eine selbst das Bedenken der Tapfersten erregende Weise. So schauerlich die Nacht mit ihren geheimnißvoll verhüllenden Schleiern war, so wurde der Tag, der sie hob, doch noch entsetzlicher.

Plötzlich entwölkte sich der OstHimmel, und die eben über den Horizont heraufschwebende Sonne stand dunkelroth hinter dem Heere und warf ihre Strahlen gleich einem langen blutigen Strom über die Schneewüsten hin. Die Schatten der Menschen und Pferde streckten sich wie ungeheure Riesengestalten in unendlicher Länge über die weiße Ebene, und kreuzten sich in tausendfacher Verwerrenheit. Entsetzt über solchen Anblick wandte sich jedes Auge zurück. Seit länger als einer Woche hatte man das Bild der Sonne nicht gesehen; heut zeigte es sich zum ersten Male wieder, aber das Medium, welches sonst Erquickung und Freude selbst in die Brust des Verzagtesten strahlt, weckte jetzt nur ein banges Grauen. Denn wie ein drohendes Blutauge, unter den Brauen finstrer herüberhängender Wolken, stand es da; es schien seine dunklen Schleier nur zurückgestreift zu haben, um furchtbarlicher auf das Land des Entsetzens und Verderbens, das die Erde hier bot, herabzublicken.

„So ging die Sonne bei Mosaisk auf," sprach Jaromir leise in Rasinski; „der Kaiser nannte sie die von Austerlitz."

Rasinski wollte in diesem Augenblicke absichtlich nicht auf die Anspielung eingehen. „Ich glaube, wir bekommen einen klaren Tag," erwiderte er daher; „wenn der Wind nicht umsetzt."

Ein dumpfer Ausruf des entsetzten Erstaunens rings um ihn her unterbrach ihn mitten in seinem Wort. Er wandte verwundert das Haupt nach der Gegend, woher der Ruf ertönte, und übersah nun mit einem Blicke die Ursache des Schreckens, der die Krieger ergriffen hatte. Man war eben eine leichte Anhöhe hinangeritten und hatte jetzt das ganze Feld ausgebreitet vor sich. Da lagen, so weit das Auge reichte, auf dem weißen Schneegrunde in schwarzem Gewimmel die Leichen von Menschen und Pferden, die Trümmer zerschmetterter Geschütze, Wagen, Waffen, Feldgeräth, Gepäck.

Es war das Schlachtfeld, wo der Vicekönig zwei Tage zuvor, von allen Seiten angegriffen, sich so muthvoll vertheidigt hatte.

Eine tiefe Stille herrschte rings in den Reihen der Krieger; der grauenvolle Anblick war unvermuthet wie ein gigantisches Gespenst vor sie hingetreten und drang mit entsetzenvoller Versteinerung aller warmen Lebenskräfte in ihre Brust ein. Kaum ein Athemzug war hörbar, als wage Niemand das heilige Grauen dieses Leichenfeldes, wo der Tod selbst in den Armen des Winters erstarrt war, durch einen menschlichen Laut zu unterbrechen. Sogar der Marschall war davon ergriffen, doch nur einen Augenblick. Im nächsten warf er schon die Adlerblicke des Feldherrn über die

Landschaft und suchte den Feind und die Stellung, in der er ihm am vortheilhaftesten begegnen könne.

„Soldaten," redete er, zu den Kriegern gewendet, die Scharen an, die sich jetzt dichter und dichter die Höhe hinanzogen, „Soldaten, hier haben unsere Kameraden einen Tag des Ruhmes gefeiert und sich Bahn gebrochen mitten durch den Feind. Ihr Beispiel sei Euer Vorbild! Vielleicht wird uns heut das Glück, einen gleichen Ruhm zu erwerben."

Nakuski trug gleichfalls jene feste Haltung des Mannes, die er äußerlich nie verlor, in seinen Zügen. „Freunde," sprach er zu den Seinigen, „die hier liegen, fanden einen ruhmwürdigen Tod. Dieser Schnee ist von ihrem Blute gerötet. Es muß Euren Grimm entflammen, Euch zur Rache stärken! Gedenkt dessen, wenn ich Euch den Feind zeigen kann." Während er sprach, loderten die hellen Flammen des Zornes aus seinen dunklen Augen. Er warf das Haupt stolz empor und legte die Hand wie unwillkürlich an den Säbel. Sein Blick drang wie ein entzündender Blitzstrahl in die Seelen der Krieger; unter einem solchen Führer konnte ihr Muth nie dahinsterben. In einem Augenblick schmolz sein Auge die kalten Fesseln des Grauens hinweg, mit dem der Anblick dieser schweigenden Gefilde der Tode ihre Brust umschnürt hatte, und frei regten sich die Flügel des Muthes, die edlen Schwingen des Zornes wieder.

Der Zug bewegte sich vorwärts. Wie man allmälig den sanften Hügelabhang hinuntertrabte, kam man dem Schlachtfelde, welches man von der Höhe nur im Allgemeinen überblicken konnte, näher und näher, und zog sich endlich mitten durch die Spuren der Verwüstung hindurch. Der Marschall ritt an der Spitze und überblickte emsig aber ernsten das Feld des Ruhmes und des Todes. Es lag zu

an deutlicher zu werden, und die Stellungen der Truppen in der Schlacht zu bezeichnen. Regnard ritt neben Rasinski und deutete hie und da auf die Todten am Wege, aus deren Uniformen man erkennen konnte, welche Regimenter hier gefochten hatten. „Dort stand die vierzehnte Division," rief er und zeigte auf eine Stelle zur Seite, wo die glänzenden Schuppen verhimmelter Schakos noch die Regimentsnummer erkennen ließen.

„Dort muß die italienische Garde gefochten haben," entgegnete Rasinski, „denn dort liegen ihre Todten. Wo aber mögen die Lebendigen weilen?"

Diese letzten Worte sprach er mit gedämpfter Stimme, weil er seine Besorgnisse nicht verrathen wollte, allein ein Blick, den er auf Regnard richtete, gab nur zu deutlich zu erkennen, was er dachte.

„Hm!" murmelte dieser, „freilich Krasnoe hatten sie glücklich erreicht, aber was zwischen der Morgensonne von gestern und der von heute liegt, kann ich freilich nicht wissen, so wenig, als ich behaupten kann, daß wir morgen noch auf russischem Boden wandeln. Indessen, wenn wir in der nächsten Stunde nicht angegriffen werden, möchte ich's fast glauben. Aber seht einmal, ich bitte Euch, hier nach der linken Seite herüber!"

„Hier haben Männer gefochten," rief Rasinski aus; „ein Blinder, der es leugnen wollte."

Sie waren jetzt, wie es schien, auf den Punkt des Schlachtfeldes gelangt, wo das Feuer des Feindes am heftigsten gewüthet hatte. Lange Reihen von Todten lagen auf dem Schnee hingestreckt, und weithin schimmerte er röthlich von den Strömen Blutes, die hier zu starrem Eis geronnen waren. Niemals bot ein Schlachtfeld einen so grauenvollen Anblick des Todes dar, denn die Todten schienen in der

Stellung, wie der letzte Hauch ihrer Brust entflohen war, zu unbeweglichen Steinbildern geworden, als ob sie so dem Gedächtnisse für die fernste Nachwelt als starre Denkmäler der Schlacht aufbewahrt werden sollten. Wer die einzelnen Züge gekannt hätte, würde seine Freunde bald wieder gefunden haben, so unverändert waren sie geblieben. Doch die Verzerrungen des Todeskampfes lagen fast auf jedem Antlitz, und der erstarrende Hauch des Winters hatte die Züge gehindert, sich wieder zu dem freundlich stillen Lächeln zu gestalten, welches die letzte Spur der entflohenen Seele auf dem Angesicht bleibt, nachdem sie den Kampf mit den mächtigen Fesseln des Lebens überstanden hat und sich nun frei emporschwingt in das Reich des Lichts. Hier war es nicht so; es schien, als ob die grimmige Hand des Winters noch früher als die des Todes den warmen Formen des Lebens ihr starres, unverlöschtes Siegel aufgedrückt hätte. Darum sah man auf keiner beruhigten Stirn, auf keiner sanft lächelnden Lippe den Ausdruck der Erlösung von den Qualen der Erde; sondern alle waren sie in den tief eingeschnittenen Falten der Marter, der Verzweiflung, des Grimmes, gleich den Wellen eines im Sturm versteinerten Meeres, stehen geblieben. Der Marschall mochte es, wie sehr er seine Seele zu beherrschen wußte, doch in eigner Brust empfinden, daß diese stumme Wanderung durch die Wüste des Todes nicht geeignet sei, die Flammen des Muthes anzufachen; denn Jeder sah in diesen unbeflatten auf dem rauhen Eise gebetteten Kriegern, wie in einem prophetischen Spiegel, das Bild seines eigenen Schicksals. Auf hundert Schlachtfeldern hatten diese narbenbedeckten Heiden freilich den Tod in mancher furchtbaren Gestalt gesehen, und nicht als Neulinge empfingen sie seinen ernsten Gruß. Überall aber ruhten die Gefallenen auf den Feldern des Sieges, und Lorbeeren flochten sich

um ihre Schläfe, und die Göttin des Ruhms reichte Lebenden und Todten den Kranz, und Fall war Triumph zugleich! Aber hier? — Welch ein Loos erringen sich die Überlebenden, als erneute Qualen und Kämpfe? Und welch ein Loos die Todten, die auf dem Boden des Feindes zurückbleiben, die keine Fremdenhand bestattet, deren Gruft kein Siegesdenkmal schmückt für die Nachwelt, sondern die bodenlos hinabsinken in das weite Reich der Vergessenheit, in das unermeßliche Nichts! Nicht einmal die heilige Mutter Erde nimmt ihre Leichen auf, sondern die Raubvögel dieses düsteren Himmels und die hungernden Wölfe dieser Steppen zerfleischen den Besten wie den Geringsten, und die Frühlingsfluthen, wenn sie den Schnee hinwegschmilzt, wird nur verstümmelte Gebeine zum schaudervollen Anblick bringen.

Der Zug hatte jetzt in immer beschleunigtem Marsch eine tiefe Schlucht erreicht, in welche sich der Weg hinabsenkt und sich von dort auf das breite Plateau von Katowa erhebt.

„Erkennst Du dieses Terrain?“ wandte sich Rasinski zu Jaremir.

Dieser warf aufmerksame Blicke umher und erwiderte dann: „Wenn mich der Schnee nicht täuscht, so ist dies der Ort, wo wir vor drei Monaten Nowgorowski schlugen, und mit den eroberten Kanonen dem Kaiser eine Ehrensalve zu seinem Geburtstage brachten.“

„Ganz recht,“ entgegnete Regnard, der Frage und Antwort gehört hatte; „Ihr habt einen guten militairischen Blick, junger Freund. Was meint Ihr, werden wir auch heut noch Kanonen schießen?“

Eben wollte Jaremir antworten, als ein dumpfer aber nicht entfernter Kanonenschuß die tiefe Stille unterbrach. Dieses Zeichen, daß der Feind in der Nähe sei, durchzuckte

jeden Einzelnen mit einem elektriſchen Schlage. Das geübte Ohr der Krieger ſchätzte ſogleich die Entfernung, in der der Schuß geſchehen war, und das Auge wandte ſich nach der Richtung, in der man ihn gehört hatte. Die geſammte Aufmerkſamkeit, ob er ſich wiederholen würde, ob er den Anfang eines Gefechtes, oder ein Signal bedeute, oder vielleicht nur ganz zufällig ſei, war in jedem Angeſicht zu leſen. Der Marſchall gebot Halt. Er trug Bedenken, gerade in dieſem Augenblick ſeine Leute in die Schluchtſenkung hinabzuführen, da das Hinanklimmen der eiſigen Höhen jenſeits bei den erſchöpften Kräften der Pferde und Menſchen, beſonders für die Artillerie, die größte Anſtrengung forderte. Maſinski allein erhielt Befehl, mit ſeiner ſchwachen Reiterſchar weiter vorzurücken und auf den Höhen von Katowa zu erkunden, ob der Feind in der Nähe ſei; der Überreſt des Heeres lagerte indeſſen, um Kräfte für den nahe bevorſtehenden Kampf zu ſammeln.

Maſinski hatte bald die Hochebene von Katowa erreicht; aber vergeblich ſuchte ſein Auge den Feind. Er entdeckte nichts als die langen einförmigen Linien der dunkeln Tannenwälder, die ſich unabſehbar längs dem Horizont hinzogen. Alles lag im tiefſten ſchauerlichen Schweigen. Mit Vorſicht ritt er wol eine halbe Stunde weit auf der großen Straße dahin, theilte dann die Leute und befahl Jaromir, die rechte Seite der Straße auf Kanonenſchußweite zu recognoſciren, während er ſelbſt die linke unterſuchen wollte. Auf dieſem Ritt näherte er ſich dem Saume des Waldes. Da entdeckte er Spuren von Pferden auf dem Schnee, die, wie er ſie verfolgte, immer zahlreicher wurden. Dies bewies ihm, daß der Feind in der Nähe ſein müßte, denn zum Theil war der Hufſchlag ganz friſch. Aufmerkſam hielt er das Auge auf den Saum des Waldes gerannt, der in ſeinem tiefen

Schweigen das Verderben zu verhüllen schien. Von Zeit zu Zeit ließ er halten und lauschte, ob sich nicht irgend ein Geräusch vernehmen lasse; aber Alles blieb still, wie in der Wohnung des Todes. Plötzlich flatterte eine Rabenschar mit heiserm Gekreisch vom Walde her auf und zog über den Weg dahin. „Diese Vögel sind aufgescheucht," sprach Rasinski zu seinen Leuten gewandt, „wir dürfen nicht daran zweifeln, daß im Walde Leute verborgen sind."

„Sieh, sieh, Obrist!" rief der gewandte Bliski hastig, indem er sich bückte und gewissermaßen den Bäumen unter die Zweige zu gucken suchte, „wahrhaftig, hier marschiren Leute."

In der That war man eben an ein Gestelle, welches einen weiten Blick in das Innere des Waldes gewährte, gekommen, und als Rasinski sich bis unter den Sattel herabbeugte, sah er eine schwarze Colonne, die muthmaßlich auf einem breiten Wege innerhalb des Waldes marschirte, quer über das Gestelle defiliren. Er sprang schnell vom Pferde, und ließ seine Begleiter vorausreiten, damit diese nicht aus der Waldöffnung bemerkt werden sollten. Er selbst, auf den Schnee geworfen, beobachtete die Colonne. Der Marsch derselben dauerte eine ganze Zeit fort; es war Infanterie. Da er jedoch die Tiefe nicht übersehen konnte, war es unmöglich, ihre Stärke zu schätzen. Jetzt aber kam auch Artillerie, und Rasinski konnte deutlich die Geschütze zählen. Da er bis dreißig gekommen war, wußte er genugsam, daß jenes Corps den Streitkräften des Marschalls bei weitem überlegen sein mußte. Er schwang sich wieder aufs Pferd und eilte nun, dem Marschall die Nachricht zu bringen.

Jaromir war schon wieder bei dem Corps eingetroffen, ohne eine Spur des Feindes bemerkt zu haben. Die Leute hatten indessen, da ein Tannengebüsch ganz in der Nähe

war, Holz geſchlagen und Feuer angezündet, und der Marſchall gebot ihnen, ſich zu wärmen und zu erquicken, ſo gut es der Augenblick erlaubte, damit ſie einen Angriff des Feindes mit Erfolg zu widerſtehen vermöchten.

Als Raſinski jetzt ſeinen Bericht abſtattete, wurde die verzweifelte Lage, in der ſich das Corps befand, augenſcheinlich. „Unfehlbar," ſprach der Marſchall, „halten die Ruſſen die Wälder auf der Höhe von Katowa beſetzt und erwarten nur, daß wir uns oben zeigen ſollen, um uns von allen Seiten anzugreifen, und uns dann durch Beſetzung dieſer Schlucht hier vor uns jeden Ausweg abzuſchneiden. Doch ich hoffe, wir machen uns Bahn mitten durch ſie hindurch. Nur müſſen wir den Kampf noch einige Stunden zu verzögern ſuchen, damit die Nacht uns zu Hülfe kommen kann. Was iſt die Uhr?"

„Bald zwei," entgegnete Raſinski.

„Gut; um vier Uhr iſt es völlig dunkel. Dann wollen wir aufbrechen. So lange können wir noch Kräfte ſammeln."

Raſinski ritt zu den Seinigen zurück. Jaromir hatte bereits die Pferde füttern laſſen, denn glücklicher Weiſe beſaß man noch etwas Vorrath von Hafer und Heu, und auch die Leute waren ſchon daran, ſich ihre ſpärliche Mahlzeit zu bereiten. So verging eine Stunde in banger Erwartung.

Viertes Capitel.

„Raſinski," rief Jaromir dieſen unvermuthet an; „ſiehſt Du dort auf der Höhe?"

„Kosacken! Wahrhaftig! Aber meinen Kopf zum Pfande, sie sind nicht allein!“ antwortete Rasinski.

Auf der Anhöhe zeigten sich drei Reiter, die indessen nur, um zu kundschaften, vorgeschoben zu sein schienen. Sie wurden bald von Allen bemerkt, und die Reihen geriethen in jene unruhige Bewegung, man hörte jenes dumpfe Murmeln durch die Glieder laufen, wodurch sich die Erwartung eines wichtigen Ereignisses anzukündigen pflegt.

„Wirf Dich aufs Pferd, Jaromir,“ befahl Rasinski, „und sprenge dort bis an die Waldecke hinauf, so kannst Du die Gegend weit übersehen.“

Jaromir, der das beste Pferd von Allen besaß, flog wie ein Pfeil über die Schneefläche, um den Auftrag zu vollführen. Fast noch schneller aber kehrte er zurück und meldete, daß die ganze Höhe mit Kosacken bedeckt sei, und auch Infanteriecolonnen aus der Tiefe des Waldes debouchirten.

Eben ritt auch Regnard vorüber, der auf Befehl des Marschalls gleichfalls eine Recognoscirung angestellt hatte. „Es kommt zum Spruch, Rasinski,“ rief er im Vorüberreiten; „der Tanz fängt gerade so an wie vorgestern. Der Wald wimmelt von Russen wie ein Ameisenhaufen.“

Die Trommel tönte. Die Truppen traten ins Gewehr. Die ungeordneten Massen der Traineurs, der Kranken, der Waffenlosen rotteten sich auf einen dichten Haufen zusammen.

„Für uns kann die Schlacht eine Freude sein,“ sprach Rasinski; „aber Boleslaw und die andern Verwundeten trifft ein hartes Loos. Wir müssen suchen, es von ihnen abzuwenden. Doch wer kommt da?“

Von den Höhen herab nahte sich ein russischer Offizier, der mit einem weißen Tuch in der Hand schon von ferne winkte.

„Was Sie wollen, mein Herr," rief Rasinski stolz für sich, als er ihn erblickte, „ist vergebliche Mühe. So lange wir Waffen führen können, unterhandeln wir nicht."

Der Marschall war mit Anordnung und Aufstellung der Truppen beschäftigt. Er sprengte durch die Glieder, zeigte sich überall selbst, ordnete, ermuthigte, gab Befehle. Rasinski sandte ihm schleunig einen Reiter nach, um ihn zu benachrichtigen, daß ein Parlamentair sich zeige. Doch noch ehe der Marschall zurückkehrte, hatte der russische Offizier die Vorposten erreicht, und da er an der Uniform die Leute Rasinski's für Polen erkannte, rief er ihnen polnisch zu, sich der Übermacht zu ergeben. Doch wie ein ergrimmter Löwe sprengte Rasinski auf ihn zu und rief: „Sie wiegeln unsere Leute auf, Sie suchen sie zum Verrath zu verleiten! Das ist nicht die Rolle der Parlamentairs, mein Herr. Ich erkläre Sie für einen Gefangenen!"

Der Offizier wollte erschrocken das Pferd wenden, doch schon hatte Rasinski die Zügel desselben ergriffen, und seine herbeisprengenden Leute umringten den Russen so rasch, daß weder an Flucht noch an Gegenwehr zu denken war.

„Sie werden die unverletzliche Person des Parlamentairs nicht angreifen!" rief der Russe.

„So hätten Sie in gebührender Ferne warten müssen, ob es uns beliebte, Sie als Parlamentair zu empfangen," entgegnete Rasinski. „Auf diese Weise darf sich Niemand einem kampffertigen Heere nahen, das ist wider Kriegsgebrauch."

„Lassen Sie mich zu Ihrem Befehlshaber führen," antwortete der Offizier; „er wird meine wohlgemeinten vernünftigen Vorschläge achten. Das Unmögliche ist selbst dem Tapfersten unmöglich; es bleibt Ihnen kein Ausweg als der der Capitulation."

„Wir werden ja sehen," erwiderte Rasinski, der der Entschließung des Marschalls zu gewiß war. „Dort kommt der Befehlshaber. Sie stehen vor dem Marschall Ney; dies sei Ihnen genug, um zu wissen, daß Ihre Worte vergeblich sein werden."

Der Marschall kam, Rasinski ritt ihm entgegen, und meldete, was er gethan. „Sie haben als ein Offizier von Ehre gehandelt," antwortete der Marschall; „ich würde mich schämen, geringer zu denken als Sie. Doch will ich den Offizier sprechen."

Damit ritt er auf diesen zu und fragte ihn nach seinem Begehr.

„Mich sendet der Marschall Kutusow," begann der Russe; „er würde einem so berühmten Krieger und Feldherrn nicht den Vorschlag thun, die Waffen zu strecken, wenn noch ein anderer Ausweg offen bliebe. Auf diesen Höhen ringsumher stehen achtzigtausend Mann und hundert Feuerschlünde. Wenn Sie zweifeln, so soll es Ihnen frei stehen, einen Offizier zu senden, den ich durch die Reihen der Unsrigen führen will, damit er sie zähle."

„Ich hoffe, Ihren Leuten selbst so nahe zu kommen, daß ich sie zählen kann," erwiderte der Marschall mit funkelnden Augen. „Sagen Sie dem Fürsten, daß der Marschall Ney noch nie die Waffen übergeben hat, und daß die Weltgeschichte niemals eine solche Handlung von ihm berichten wird. Dort liegt das Ziel, welches Pflicht und Ehre mir gesetzt haben; ich werde mir Bahn dahin mitten durch Ihre Reihen machen, und wenn diese Wälder zu Armeen wurden."

„Sie werden es," antwortete der Parlamentair; aber noch hatte er das Wort nicht vollendet, als ein furchtbares Krachen von den vorwärts und zur Linken gelegenen Anhöhen

ertönte, und ein Hagel von Kartätschen auf den Gipfel der Felder ringsumher herabprasselte.

„Das ist Verrath!“ rief der Marschall heftig, indem er aufblickte und die Höhen von allen Seiten mit schwarzen Truppenmassen und Artillerie gekrönt sah. „Unter dem Feuer parlamentirt man nicht! Sie sind mein Gefangener!“

Der bestürzte Offizier, der durch die Unvorsichtigkeit oder Rücksichtslosigkeit der Seinen auf diese Weise preisgegeben wurde, übergab seinen Degen.

„Führt ihn zu dem Train!“ gebot der Marschall. „General Ricard vorwärts! Sie greifen den Feind mit den Bajonnet an. Ihnen sei die Ehre, uns die Bahn zu brechen.“

Der General mit etwa funfzehnhundert Mann rückte entschlossen vorwärts.

Die kleine Schar verlor sich fast auf dem ungeheuren Raum, der vor ihr lag; das Unternehmen, gegen die dichten Massen des Feindes anzurücken, der gleich drohenden Gewitterwolken sich immer schwärzer und schwärzer auf den Höhen zusammenzog, schien fast ein wahnsinniges zu sein. Doch der Marschall hatte es befohlen, und das Vertrauen der Krieger auf ihn war unbegrenzt; sie wähnten, sein Gebot müsse den Sieg erzwingen. Ohne Bedenken stürzten sie daher vorwärts den steilen Weg in die vorliegende Schlucht hinab, um jenseits die Anhöhe zu stürmen.

Indessen durchfliegt der Feldherr die Reihen der Übrigen und ordnet sie zum Kampf. Regnard sprengt zu Ney heran und bringt ihm den Befehl, mit seinem bis auf sechszig Mann geschmolzenen Regimente den linken Flügel gegen die schwärmenden Kosacken zu decken. Die Artillerie macht Front gegen den Feind, und ihre sechs kleinen Kanonen un-

ternehmen es, sich gegen die furchtbare Übermacht der russischen Feuerschlunde zu vertheidigen.

Auf den beschneiten Anhöhen, welche der Feind besetzt, herrscht seit jener ersten Salve, womit er den Angriff begonnen hat, eine gewitterschwere Todesstille. Aber als wüchsen die Scharen, gleich den geharnischten Männern des Kadmus, aus dem Erdboden herauf, wurde das schwärzliche Gewimmel von Roß und Mann auf dem weißen Plan immer dichter und dichter.

Rasinski hatte seinen Posten einige hundert Schritte links vom Wege genommen und hielt an einem Schneehügel, von dem er halb gegen das feindliche Artilleriefeuer gedeckt wurde, und doch das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Seine Haltung war ernst, wie immer in der Schlacht, aber ebenso zutrauensvoll, so besonnen und frei, wie drei Monden zuvor, als er bei Mosaisk mit Löwenkühnheit an der Spitze seines Regiments in die feindlichen Reihen eindrang. Während er die Blicke flammend über das Schlachtfeld schweifen ließ, ritt Jaromir zu ihm heran und sprach leise: „Wir werden ehrenvoll fallen, Rasinski; solltest Du am Leben bleiben und sie wieder sehen," er wagte Lodoiska's Namen nicht auszusprechen, „so berichte ihr meine Reue. Die Vergebung, der der Lebende unwürdig war, wird dem Todten jenseits die Ruhe geben."

„Was sprichst Du, Jaromir," erwiderte Rasinski bewegt, „denke an das Leben. Hier sind noch viele Auswege."

„O, ich fürchte den Tod nicht," entgegnete Jaromir rasch und eine edle Röthe färbte seine bleichen Wangen, denn er wähnte, Rasinski werfe einen Verdacht der Verzagtheit auf ihn, „doch Du siehst wol selbst, daß hier nur für Wenige Heil und Rettung bleiben wird. Es ist freilich ein grau-

ſamer Hohn der Glücksgöttin, daß ſie den Tapferſten ſo verräth. Aber ſie iſt doch einmal eine Delila, die den Simſon gebunden überliefert!"

„Erwarten wir's," ſprach Rasinski mit Wärme, „ob er ſeine Bande nicht zerreißen wird."

Während dieſes Geſprächs war Ricard mit ſeiner Mannſchaft durch die Schlucht gegangen und rückte jenſeits im Sturmſchritt gegen die ruſſiſchen Batterien auf dem Hohenrande von Katowa heran. Jetzt blitzte es, als begänne ein Gewitter rings am Horizont, und ſo weit das Auge reichte, wirbelten Rauchſäulen auf allen Höhen empor, als ſtürbe die Erde in hundert Vulkanen auseinander. Einen Augenblick ſpäter zerriß ein donnerndes Krachen die Luft, der Boden zitterte in ſeinen Tiefen erſchüttert, und mit ſauſendem Geheul und Ziſchen durchſchnitt der Schwarm der Kugeln und Kartätſchen wie ein Heer unſichtbarer, fliegender Schlangen die Luft. Sie praſſelten rings in die ſtarre Eis- und Schneerinde hinein, welche das Feld bedeckte, ſodaß dieſe zerſplittert in tauſend glänzenden Wolken emporſtäubte. Ein Blick auf Ricards Tapfere mußte das Herz zerreißen, denn dieſer eine Moment hatte die Hälfte derſelben zerſchmettert auf das ſtarre, winterliche Todtenlager hingeſtreckt. Die eben noch dicht geſchloſſenen Reihen waren ſo gelichtet, daß die Lebenden wie vereinzelte Stämme eines ausgehauenen Waldes ſtanden. Doch der Führer iſt nicht gefallen; ſein Ruf ſammelt die Unverſehrten, er rückt aufs Neue gegen die Tod ſpeienden Höhen hinan. Da reißt eine zweite donnernde Lage der Batterien vor ihm, gleich einer heranbrauſenden Meerfluth, ſeine Reihen abermals hinweg. Nur Wenige bleiben von der verwüſtenden Sichel des Todes verſchont, und in dieſen, da der Sieg Unmöglichkeit wird, gewinnt der

Schrecken die Übermacht, und sie stürzen flüchtend zurück, um Heil in den Reihen ihrer Brüder zu suchen.

Jetzt aber rückt der Marschall Ney selbst an der Spitze des Kerns seiner Mannschaft gegen den Feind heran. Dicht geschlossen, eine wandelnde Mauer, in der Brust ein ehernes unerschütterliches Herz, erfüllt mit grimmigem Schmerz um den Tod ihrer Brüder, entschlossen, den letzten Blutstropfen an Ehre und Rache zu setzen, stürmt diese schwarze Wetterwolke von Helden, den Kühnsten an der Spitze, gegen die Verderben herabschleudernden Vulkane der feindlichen Batterien heran. Jetzt sinkt auch der Feind, der bisher unbeweglich auf den Höhen gestanden und nur aus sicherer Ferne den Tod auf die Gegner herabgesendet hat, seinen Ehrgeiz geweckt. Die erste russische Linie, dreifach überlegen an Zahl, von trefflicher Bewaffnung und kraftvollen, unerschöpften Kriegern, sinkt den verwegenen Angreifern entgegen, in der stolzen Hoffnung, sie zu umfassen, zu ersticken, zu zermalmen.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Rasinski handeln muß. Er sprengt mit seiner kleinen Schar vor, durch die Schlucht hindurch, die Anhöhen links hinauf und wirft sich in die rechte Flanke des Feindes. Zugleich führen einige Hundert Mann leichter Truppen, es waren Illyrier, dieselbe Bewegung auf der linken Flanke aus. Bei diesem Anblick ergreift Erstaunen den Feind. Wie er sieht, daß die Gegner den Sieg für gewiß achten, fängt er an, ihn möglich zu finden. Das kühne Vertrauen der Angreifenden erschüttert seine Zuversicht, er stutzt, er wankt. Da bricht Ney mit seiner grimmerfüllten Schar in die schwankenden Linien ein, wirft sie nieder und fegt sie vor sich her wie ein Bergstrom, der, seine Ufer überbrausend, die Wellen auf eine flüchtende Herde treibt. Jubelnd stürmt er auf der gewohnten

Bahn des Sieges vorwärts. Aber ach, jetzt verläßt ihn die treulose Göttin! Denn schon iſt ein zweites Heer, gleich dem erneuten Haupt der Hydra, dem Boden entwachſen, und reckt ihm aus tauſend ehernen Schlünden die rothen, blitzenden Zungen entgegen. Der Boden ſcheint zu berſten, das Firmament zu zerreißen bei dem Krachen der Feuerſchlünde, die in dieſem Augenblick eine Fluth von Blei und Eiſen gegen ihn ausſpeien. Alles wankt, nur Ney ſteht feſt in dieſem Orkan. Doch welch ein Anblick bietet ſich ihm dar. Alle ſeine Generale liegen verwundet, und ihr edles Blut röthet den Schnee; ſeine Scharen ſind furchtbar gelichtet, der Boden iſt ſchwarz bedeckt mit Gefallenen. Noch ein Mal ruft er: „Vorwärts!“ und verſucht es, die Trümmer des Heeres zu ſammeln, da entladet ſich die furchtbare Donnerwolke zum zweiten Male und ſchleudert den tauſendfachen Tod in die zerſprengten Reihen. Jetzt ſtürmt der unſichtbare Gott des Entſetzens in die Scharen ein, und der Schwarm wirbelt nach allen Seiten geſcheucht auseinander. Raſinski's Tartern ſind die Letzten, welche flüchten; er ſelbſt befiehlt die Flucht, denn ſie allein trägt noch die Möglichkeit des Heils im Schooß. Der Feldherr erkennt den Willen des Geſchicks, dem der Sterbliche vergeblich widerſtrebt; mit empörtem Schmerz in der Bruſt, gehorcht auch er dem Verhängniß, das den Helden auf die ſchmachvolle Bahn der Flucht zwingt.

Zu den Seinigen zurückgekehrt, hält er mitten unter ihnen.

Kutuſow von ſeinen Höhen wagt er dennoch nicht, dieſen Kriegern näher zu rücken, deren geringſter ein unbeſiegbarer Held iſt; aber ununterbrochen ſendet er von ferne her den Tod in ihre Reihen. Während die Leute ſich wieder ſammeln und ordnen, überblickt der Marſchall das Schlachtfeld mit dem prüfenden Auge des Feldherrn. Sein Antlitz

ist ernst, die Stirn duster gefurcht, doch trotzig und entschlossen. Der Blick der Seinigen hängt an seinen Mienen, denn nur von ihm nehmen sie die Entscheidung hin, daß sie ohne Rettung verloren sind; so lange er sie nicht ausspricht, hoffen sie noch auf einen glücklichern Erfolg. An seinem ernsten Sinnen erkennen sie, daß er auf einen andern Ausweg denkt. Unverwandt hält er den Feind und seine Bewegungen im Auge; nur dann und wann wirft er einen schmerzlichen Blick auf die Stelle, wo er den flüchtigsten Sieg, aber freilich auch den unvergänglichsten Ruhm, in wenigen Minuten mit dem Leben so vieler theuren Kameraden erkauft hat. Indessen dauert das mörderische Feuer fort, und der Raum, den das kleine Heer einnimmt, ist so gering, daß die Kugeln es in seiner ganzen Tiefe und Breite durchdringen. Dasselbe Geschoß, welches in den vordersten Reihen die Krieger niederwirft, schmettert noch in die aufgefahrene Burg der Wagen hinein, wo die Verwundeten, die Kranken, die Frauen und Kinder in hülfloser Ohnmacht dem Verderben preisgegeben sind. Welche Hand soll jetzt erretten? Da läßt die heilige Nacht allmälig ihre dämmernden Schleier herab, und umhüllt die Bedrängten mit ihrem leichtschattenden Gewimmel. Jetzt scheint der Marschall den Ausweg aus diesem Labyrinth des Todes gefunden zu haben. Er mißt mit den Augen die Entfernung, die Stellung des Feindes, er wirft die Blicke seitwärts, rückwärts, man sieht, daß er die Gestalt des Bodens, auf dem er sich befindet, mit neuen Absichten betrachtet, ihm neue Vortheile abzugewinnen sucht. Nun ist der Gedanke reif, er hat keinen Feldherrnrath gehalten; nur seinen eignen Muth, seine eigne Einsicht hat er befragt. Er winkt Regnard, Rasinski und den andern Führern heran und ertheilt jedem seine Befehle. Dann eilen sie den Seinigen, Gewehr auf! schallt es durch

das Heer, und von allen Seiten ſetzen ſich die Colonnen in Bewegung. Aber wohin? Gegen den Feind? Nein. Aber dennoch dem furchtbarſten Verderben entgegen, denn ſie wenden ihre Schritte zurück, in die unermeßlichen Öden Rußlands. Der Feind von ſeinen Höhen ſieht mit Erſtaunen dieſe Bewegungen; er ſcheint ähnliche Abſichten zu vermuthen, wie zwei Tage zuvor der Vicekönig von Italien ausgeführt hat. Deshalb verlängert Kutuſow die Flanken ſeines Heeres nach beiden Seiten und dehnt ſo die Garne weiter aus, in denen er den Löwen zu fahen hofft. Er hätte ihn vernichten können, denn nur eines Angriffs würde es bedurft haben, um die wenigen Tapfern durch die Maſſe ihrer Gegner zu erdrücken; allein der kaltblutige Greis ſchien einen höhern Werth darauf zu legen, ſie gefangen zum Triumphe Rußlands inmitten ſeines Heeres einzuführen, wenn Hunger, Kälte und Erſchöpfung ſie gezwungen haben würden, die Waffen zu übergeben. Denn daß abermals eine Möglichkeit ſein werde, dieſer zehnfachen, unerſteiglichen Ringmauer von Gefahren zu entrinnen, das ſchien dem alten Ruſſen nur im Reiche der Wunder und Träume zu liegen. So hatte er es denn jetzt in der Hand, den berühmteſten Krieger des franzöſiſchen Heeres zu vernichten; aber das genügte ſeinem Stolz und ſeiner Rache nicht. Er wollte ihn demüthigen und nicht ſein Haupt, ſondern ſeinen Degen dem Kaiſer Alexander überliefern.

Die franzöſiſchen Krieger empfangen die Befehle ihrer Führer mit erſchreckendem Erſtaunen. Wie, fragt ſich Jeder, zurück ſollen wir, in die ſtarren, grauenvollen Wüſten, denen wir nur mit äußerſter Anſtrengung zu entrinnen ſuchten? Wir wenden der Heimat den Rücken zu, dringen wieder ein in das Herz dieſes ſcythiſchen Rußlands, wo die Sitte rauher, barbariſcher iſt als ſelbſt die Natur? Mit jeder

nem Grauen thaten sie jeden Schritt rückwärts; indeß sie gehorchten, denn ihr Feldherr hatte so geboten, und das Vertrauen auf ihn war die einzige Stütze ihrer Kraft.

Die Nacht schien den Schlag ihrer düstern Schwingen zu breiten und senkte sich tiefer und tiefer auf das kalte Lager des Schnees herab. Schon verschwanden die mit Feinden gekrönten Höhen in unbestimmtem Dunkel, und nur noch einzeln, sparsam wurden schwere Kugeln in die Masse der Rückwärtsziehenden gesandt, gleichsam ein Zeichen, daß der Feind seine Beute nicht aus dem aufmerksamen Auge verliere.

Schweigend, mit mudem Fuß, düstere Sorgen in Blick und Brust, schritten die Krieger auf ungebahnten Wegen denn der Marschall zog sich, rechts von der großen Straße, den Wäldern zu durch den tiefen lockern Schnee dahin. Das Maß ihrer Bedrängnisse war aber noch nicht gefüllt. Denn allgemach, Anfangs mit hohlem Geräusch, dann näher und näher heranbrausend, erhob sich der Sturm; diesmal aber nicht jener strenge eisige Hauch des Nordens, sondern ein feuchter Südwest, der Schneegewölk auf der Bahn des Himmels heraufrief und zugleich von dem Boden wirbelnde Flockensäulen aufjagte. Als rege ein feindlicher Dämon diese Strudel von Sturm und Schnee auf, um die Unglücklichen darin wie in den gähnenden Schlunden einer Charybdis zu verschlingen, tobten die Wirbel umher und versetzten der Brust den Athem. Roß und Menschen keuchten, die letzte Kraft drohte zu schwinden. Der Wind zog mit hohlem Gebrüll über die Steppen; jetzt verfing er sich in den Schluchten, jetzo brach er sich an den Wäldern und kehrte abprallend sich heftig kreuzend zurück, sodaß er, die Ermatteten mochten ihr Schritte wenden, wohin sie wollten, ihnen stets ein Angesicht rauh entgegnete. Der Marsch wurde unsicher, er schwankte rechts, er schwankte links. Bald sperrten ver-

wehte Schluchten den Weg, und man mußte ganze Strecken zurückmessen, ungewiß, ob man sich vom Feinde entferne, oder ihm nähere. Bald zwangen steile, mit Gletscheis bedeckte Abhänge zu einer geänderten Richtung. Die Nacht wurde finster wie das Grab, eine schwarze schwere Wolkenhülle, aus deren Schoos die Schneefluthen herabwirbelten, hatte sich über den Himmel gelagert. Nichts blieb dem Auge sichtbar, als das gespenstisch schimmernde weiße Leichentuch, womit sich die unermeßliche Todtenbahre der Erde bedeckt hatte. Endlich waren die erschöpften Kräfte gebrochen; der erstarrte Fuß vermochte keinen Schritt mehr zu thun, der abgestorbenen Hand entsank die Waffe. Selbst der Feldherr schien die Hoffnung zu verlieren und das edle Haupt dem zerschmetternden Schlage der Vernichtung heugen zu wollen. Es mußte endlich mitten in Eis und Schnee gerastet werden, damit die Ermüdeten wenigstens Athem zu neuen Anstrengungen schöpfen könnten. Der Marschall befand sich an der Spitze des Zuges mitten unter Rasinski und dessen Leuten; Regnard hielt an seiner Seite.

„Wißt Ihr noch, Rasinski," fragte er diesen ganz leise, „wo Süden oder Norden ist, ob der Feind vor oder hinter uns steht, ob wir uns rechts oder links von der Straße befinden? Ein Kompaß wäre hier eine Provinz werth."

„Vielleicht lassen sich einige Sterne blicken, wenn das Schneegestöber aufhört," erwiderte Rasinski; „es dauert ja schon drei Stunden, da wird es ja doch endlich eine Pause machen."

„Ich glaube an keine Sterne mehr, die uns leuchten," antwortete Regnard kopfschüttelnd und blickte düster vor sich hin.

Rasinski peinigte sich mit dem Versuch, ein Mittel zu ersinnen, um den Marsch mit Sicherheit zu leiten. Eben hatte er einen rettungbringenden Gedanken gefunden, als

der Marschall ihn rasch fragend anredete: „Haben Ihre Leute und Pferde noch einige Kraft übrig, so folgen Sie mir, ich hoffe ein Mittel erfunden zu haben, die Richtung nach dem Dnepr selbst durch diese Schneewüste zu finden."

„Auch ich," rief Rasinski eilig, weil er sich wenigstens den Ruhm des Einfalls auch für seinen Theil sichern wollte; „wenn man den Lauf des Baches ermitteln könnte, der in der Schlucht fließen muß, an welcher wir vor einer halben Stunde umkehren gezwungen waren."

„Wir verstehen uns," erwiderte der Marschall freudig; „eben das ist auch mein Gedanke. Wir wollen versuchen, die Stelle wieder zu finden. Sie und Ihre Reiter und einige Sappeurs sollen mich begleiten."

Sogleich machte man sich auf. Die noch nicht ganz verschneiten und verwehten Spuren der Kanonen ließen den Weg, den das Heer genommen hatte, erkennen. An einigen zweifelhaften Stellen half Rasinski's scharfer Ortssinn, dem nichts entging, was zur Orientirung dienen konnte, und der die unbedeutendsten Formen des Terrains in unverlöschlichem Gedächtniß festhielt. Nach einer halben Stunde erreichte man die Schlucht. Der Schnee war durch den Sturm mehr als mannshoch darin zusammengewebt. Indessen machten sich die Sappeurs mit angestrengtester Kraft daran, ihn wegzuräumen, und gelangten wirklich auf einen festen Eisspiegel.

„Wenn der Frost bei diesem seichten Gewässer nur nicht bis auf den Grund gedrungen ist," sprach der Marschall besorglich, während die Sappeurs sich schon bemühten, das Eis zu durchhauen.

„Das fürcht' ich nicht," entgegnete Rasinski; „alle diese Bäche haben einen warmen, moorigen Grund. Daher frieren sie nur bei der schärfsten Kälte durchweg zu. Wir erst-

fen zuverläſſig noch Waſſer, zumal da es geſtern ſchon zu thauen angefangen hat.“

Er hatte richtig geurtheilt. Denn eben drang die Axt durch die Eishülle, und es trat Waſſer in die Lume. Mit wenigen Schlägen war die Öffnung erweitert, und man erkannte jetzo die Richtung des Waſſerzuges.

Freudig rief der Marſchall aus: „So hoffe ich, ſind wir geborgen. Dieſer Bach muß uns zum Dniepr geleiten, der nicht fern ſein kann. Sind wir über dieſen hinaus, ſo, denke ich, haben wir das Schwerſte überwunden, und werden uns mit unſern Kameraden vor uns bald vereinigen.“

Sogleich ſandte der Feldherr jetzt die Marſchbefehle an das Corps, welches ſich indeſſen einigermaßen von der Anſtrengung ausgeruht hatte. In einer Stunde gewann man, ſtets dem Laufe des Baches folgend, einen dichten Wald. Hier war man geſchützt vor dem Sturme, und das Schneegeſtöber hatte überdies aufgehört. Die geringſte günſtige Wendung des Geſchicks belebt in ſolchen Lagen den Muth auf unglaubliche Weiſe mit neuen Kräften und Hoffnungen. Daher ſchritt der Marſch rüſtig vorwärts. Das Vertrauen der Krieger wuchs noch durch den glücklichen Zufall, daß Raſinski in den halb eingeſtürzten Hütten eines zerſtörten, elenden Dorfes einen alten lahmen Bauer auftrieb, der in der Gegend genau bekannt war. Dieſer ſagte aus, der Strom ſei ganz in der Nähe, werde aber ſchwerlich zu paſſiren ſein, indem das Eis noch nicht ſtark genug geweſen ſei, um dem Thauwinde zu widerſtehen. Wenn noch ein Übergang möglich ſei, ſo könne dieſer nur an einer einzigen Stelle geſchehen, wo die Eisſchollen ſich wegen der ſtarken Krümmung des Fluſſes zu ſtopfen und einige Zeit hindurch auch noch dann eine ziemlich feſte Decke über denſelben zu bilden pflegten, wenn er oberhalb ſchon unganbar ſei.

Rasinski versprach dem Alten eine reiche Belohnung, wenn er ihn an der Stelle führe; dagegen drohte er ihm mit dem fürchterlichsten Tode, wenn er Verrath übe. Der Bauer erwiderte: „Habt keine Sorge, ich bin nicht aus Altrußland, sondern von drüben her, wo man Euch nicht so übel will als hier. Seid Ihr nur erst über dem Flusse, so werdet Ihr dort auch Obdach und wohlwollende Leute antreffen, während hier Alles verheert und wie ausgestorben ist. Folgt mir denn getrost; Ihr werdet bald sehen, daß ich Recht habe.“ So wurde er der Führer des Heeres und brachte es glücklich, bevor eine Stunde verging, an das Ufer des Stroms, der der Retter oder der Verderber dieser tapfern Schar werden sollte.

Fünftes Capitel.

Der Mond trat eben hinter dunklen Wolken hervor und warf sein blasses Licht über die Landschaft, als Rasinski, neben welchem der Bote ging, auf einer Hügelspitze aus dem Walde ins Freie gelangte und nunmehr die Gegend überschauen konnte. Nur der zwischen niedrigen aber steilen Anhöhen eingeschlossene Dnepr war sichtbar; er glich einer schwarzen Riesenschlange, die sich auf dem weißen Bette des Schnees ringelte, denn leider wölbte sich keine Eisdecke mehr über den Strom, sondern nur einzelne Schollen trieb er auf brausenden Wellen zwischen den Ufern dahin. Rasinski, der, um sich zu versichern, daß kein Verrath vorwalte, einige hundert Schritte vorangeschritten war, befand sich allein mit dem Führer in dieser schauerlichen Gegend. Er warf seine forschenden Blicke rings durch die Oede, in der nur das dumpfe

Dröhnen und Krachen der aneinanderſtoßenden Eisſchollen zu vernehmen war.

„Dort," ſprach der Mugik und deutete mit dem Finger nach einer Stelle, wo der Strom ſich zu verlieren ſchien, weil die Hügel ſeinen Lauf deckten, „dort ſteht das Eis, denn in der flachen Biegung ſtopfen ſich die Schollen, und wenn ſie nicht ſeit geſtern weggethaut iſt, ſo muß auch noch eine Bahn übergefroren ſein."

Raſinski lenkte ſein Pferd nach der bezeichneten Stelle hin. Indem er am Saume des Waldes hinunterritt, hörte er es plötzlich in den Gebüſchen raſſeln und vernahm zugleich Peitſchenknall und heftiges Schnauben angeſtrengter Pferde. Er horchte verwundert auf, denn hier konnte noch kein Wagen von dem Zuge des Heeres ſein, auch wäre kein einziges Paar der ermatteten Zugthiere deſſelben jetzt einer ſo raſchen Bewegung fähig geweſen. „Führt ein Weg hier durch den Wald?" fragte er den Ruſſen. „Ja, Herr," erwiderte dieſer, „der Weg von Syrokorenje nach Goſinoe kommt hier herüber. Es ſind vielleicht Bauern, die hier durchs Holz fahren; aber Gefahr hat es gewiß nicht, da es ja nur ein Schlitten zu ſein ſcheint." Indeſſen beſchloß Raſinski doch, denſelben mit Vorſicht zu beobachten, und ihn, wenn er es nöthig finde, anzuhalten. So wie er deſſen daher anſichtig wurde, zog er das Piſtol aus dem Gürtel, ſprengte in den Weg und rief in ruſſiſcher Sprache mit ſtarker Stimme: „Halt, oder ich ſchieße!"

Der in dichte Pelze verhüllte Führer des Schlittens hielt an und erwiderte gleichfalls ruſſiſch: „Was wollt Ihr? Wir ſind gute Ruſſen, was haltet Ihr uns an?" Raſinski ritt näher, hielt aber das geſpannte Piſtol in der Hand. „Woher kommt Ihr, wer ſeid Ihr, und wohin wollt Ihr? Darüber habt Ihr mir jetzt genaue Auskunft zu geben," be-

fahl er mit ruhigem, aber männlich festem Ton. Der Führer des Schlittens wandte sich, statt zu antworten, zurück zu den im Schlitten Sitzenden und fragte leise auf deutsch: „Es sind ihrer nur zwei, soll ich mit der Pistole antworten und weiter fahren?“

Rasineki hatte jetzt die Unbekannten im Schlitten näher betrachtet; es waren der Tracht nach zwei Männer und zwei Frauen. Da er jetzt an der halb gehörten Rede des Führers merkte, daß sie keine Russen seien, vermuthete er vielleicht flüchtige Offiziere von der Armee. Er drängte daher sein Pferd dicht an den Schlitten, hielt einem der Männer das Pistol vor das Angesicht und sprach deutsch: „Wir Beide sind nicht, was wir scheinen wollten; es muß sich jetzt zeigen, ob wir Freunde oder Feinde sind. Nochmals frage ich —“

Doch mitten in seinen Worten unterbrach ihn ein jubelnder Ausruf der Freude. „Rasineki, Rasineki!“ tönte es von den Lippen des Angeredeten, und Ludwig warf sich außer sich vor Freude an seine Brust. Zugleich hörte er auch Bernhards Stimme, der einen raschen Sprung vom Schlitten herab that, um sich von der andern Seite an ihn zu drängen. Rasineki sprang vom Pferde und drückte den Freund in heißer Umarmung an sein Herz. „O Gott, welchen Dank bin ich Dir für diese Gnade schuldig,“ rief er tief bewegt, und Thränen der Freude rollten über seine männliche Wange.

Wie drängten sich Fragen und Erzählungen der wunderbarsten Geschicke jetzt in wenig Minuten zusammen! Das Herz vermochte nicht so schnell zu fassen und zu empfinden, was die gestammelten Worte entdeckten! Die drohendste Gefahr des Todes, die unglaublichste Rettung, das Auffinden der geliebtesten Wesen, neue Gefahren und Rettungen von der einen Seite, dagegen von der andern unaussprechliche

Sorgen, düsterer Gram, furchtbare Kämpfe und Bedrängnisse, und jetzt, am mächtigsten durch die lebendige Wirklichkeit, dieses Wiederfinden der Freunde an der Schwelle der Rettung.

„Lebt Jaromir? Wo ist Boleslaw?“ fragten Bernhard und Ludwig aus einem Munde. Jetzt erst erinnerte sich Rasinski, daß ein Heer ihm auf dem Fuße folge; er wandte sich um, deutete nach dem Walde zurück und antwortete: „Dort sind sie bei den Unsrigen.“

Eben sah man die ersten Reiter debouchiren. Rasinski saß hierauf wieder auf und eilte, dem Marschall Bericht über die Aussage des Führers abzustatten. Dann suchte er Jaromir auf, den er am Wagen bei Boleslaw haltend antraf, sodaß er Beiden zugleich die freudige Kunde überbringen konnte. Die Jünglinge eilten, der Zuberna Rasinski's folgend, zu den Freunden, und begrüßten sie mit der stürmischen Liebe der jugendlichen Brust. Es war seit langer Zeit der erste lichte Augenblick der Freude in Jaromirs und Boleslaws gebeugter Seele. Rasinski gewährte ihnen Muße, sich ihrem Glücke zu überlassen, indem er selbst sich der kriegerischen Sorge für die Truppen unterzog.

So erfuhren die Jünglinge nun ebenfalls die an das Wunder grenzenden Erlebnisse ihrer beiden innigsten Freunde und durften die Braut und Schwester derselben mit offener Herzlichkeit begrüßen. Auch Bianca fühlte sich glücklich in dem Glück Derer, die ihr die Liebsten auf der Erde waren, und sie athmete frei auf, da sie erst jetzt ihre Rettung vollendet glaubte; denn noch mancherlei Gefahren hatten die Flüchtenden, seit sie das Jagdschloß verließen, bestanden. Bernhards Wunde raubte ihm doch so weit die Kräfte, daß es ihm unmöglich war, die Reise sogleich fortzusetzen. In Gregors gastfreundlichem Hause fanden sie zwar ein Obdach, aber nur ein unsicheres, da sie schon am folgenden Tage in

führen, daß Dolgorow ſeine Freiheit wieder erlangt habe. Sie mußten daher jeden Augenblick ſeine Rache fürchten und ſich deshalb den Tag über in einem Grabgewölbe der Kirche verbergen, bis ſie unter dem Schutz der Dunkelheit von Gregor zu einem Amtsgenoſſen deſſelben gebracht wurden, der ſie fünf Tage lang in ſeinem Hauſe verbarg. Von dort aus flüchteten ſie, da Bernhard nunmehr genügend hergeſtellt war, und die ruſſiſchen Heere ſich von allen Seiten näherten, ebenfalls heimlich und bei Nacht, damit ihr Retter und Beſchützer nicht um ihretwillen in dringender Gefahr ausgeſetzt ſein ſollte. Den vergangenen Tag hatten ſie im dichteſten Walde zugebracht; in dieſer Nacht hofften ſie das Werk der Rettung zu vollenden und das franzöſiſche Heer zu erreichen. Wilhofen, der Gegend am kundigſten, führte den Schlitten; Jeannette war Blanca's treue Begleiterin geblieben. Das Loos Aller ſchien nunmehr, ſowie ſie das vor ihnen liegende jenſeitige Ufer des Stroms erreicht haben würden, entſchieden.

Aber welches namenloſe Elend und Verderben drängte ſich noch in dieſe ſchmale Bahn, die zwiſchen ihnen und der gehofften Rettung lag!

Der ſchwarze Zug des Heeres hatte ſich bereits in düſterem Gewimmel auf den gegen den Strom ſich abſenkenden Schneeflächen verbreitet, aber mit Erſtaunen ſah man, daß er ſich am Ufer dichter und dichter ſammelte, jenſeits aber Niemand ſichtbar wurde. Wilhofen führte den Schlitten jetzt gleichfalls gegen die Übergangsſtelle hin; allein ſchon war das Gedränge ſo groß geworden, daß er das Ufer nicht erreichen konnte. Rafinski fand ſeine Freunde in dem verworrenen Gewühl heraus, und berichtete ihnen mit beſorgter Miene, daß kein Wagen, ja kaum ein Roß den Strom paſſiren könne, weil die Eisdecke zu dünn für eine

ſolche Laſt ſei; denn ſie beſtand nur aus zuſammengeſchobenen Schollen, die zum Theil ſchon unter Waſſer ſtanden, oder doch nur mit einer dünnen Eiskruſte friſch überfroren waren. Nur einzelne Leute hatten es daher bis jetzt gewaagt, nach dem andern Ufer hinüberzuklimmen; allein auch von dieſen waren Viele verunglückt, weil ſie im Dunkeln in die tiefen Spalten zwiſchen den Schollen ſtürzten. Der Marſchall hatte daher für jetzt jeden fernern Verſuch unterſagt, zumal da ſeine Menſchlichkeit nicht dulden wollte, daß man den Übergang bewerkſtellige, ohne die Tauſende von ermatteten Nachzüglern, von Verwundeten, Frauen und Kindern abzuwarten, die mit ihren erſchöpften Kräften dem furchtbaren Marſch durch Sturm und Schneegeſtöber nicht zu folgen vermochten. Es wurden daher drei Stunden Friſt zum Ausruhen und zur Sammlung anberaumt, während welcher Zeit noch das Mögliche geſchah, um den Übergang zu erleichtern, indem man durch Baumäſte und Stroh die minder breiten Spalten zu verſtopfen, die andern wenigſtens ſo zu bezeichnen ſuchte, daß man ihnen nicht unvorhergeſehen nahete.

Bianca ſah ſich durch die ſeltſame Verkettung ihrer Schickſale alſo jetzt mitten in dem Getümmel des Krieges. Wenngleich ihre Jungfräulichkeit ſich nur mit Zagen unter dieſes furchtbare Treiben der Männer miſchte, ſo gewährten ihr doch Ludwigs und Bernhards Nähe Schutz und Troſt. Gegen äußere Gefahren war ſie mit dem Muth hoher Seelen gewaffnet, die ſich an dem Bewußtſein erheben, daß es über dieſes Leben hinaus etwas Beſſeres, Ewiges gibt, das keine fremde Gewalt uns entreißen, ſondern nur unſer eigner Abfall von der Wahrheit verſcherzen kann. Aber ſie hatte ſich noch mit andern Kräften zu rüſten, als mit derjenigen, wodurch man eigne Geſchicke trägt; denn es war ihr be-

hatte, den unbeschreiblichen Jammer vieler Tausende von Unglückseligen zu sehen, die hier verderben sollten!

Um Mitternacht gab der Marschall, der mit der Kaltblütigkeit des Helden die dreifinnige Krisi benutzt hatte, um sich durch einen erquickenden Schlaf für neue Drangsale zu stärken, Befehl, den Übergang anzuordnen zu beginnen. Still, ernst, fest in seinen Reihen bleibend, machte ein Regiment leichter Infanterie den Anfang. Doch kaum hatten die ersten Sectionen wenige Schritte vorwärts gethan, als plötzlich ein dumpfes Krachen unter ihren Füßen ertönte und der Boden zu wanken begann. Sie glaubten sich durch schnelles Überhinweilen retten zu können und beschleunigten daher ihre Schritte; doch, da andere Massen nachdrangen, verstärkte sich der Druck auf die Eisfläche. Sie sanken mit der Scholle bis an die Knie ins Wasser; der Fuß schwankte, glitt aus, sie stürzten nebeneinander hin. Da brach das berstende Eis mit lautem Krachen, ein tiefer schwarzer Schlund öffnete sich, und verschlungen waren die Unglücklichen, die sich der verrätherischen Scholle anvertraut hatten! Ein lauter Schrei des Entsetzens zerriß die Lüfte, voller Schrecken bebten die Zunächststehenden zurück und warfen sich gewaltsam andrängend in die Reihen ihrer Kameraden, die schon gegen den Fluß vorrückten.

Der Marschall war überall selbst zugegen. Mit düsterm Grausen sah er seine Tapfern in den Abgrund des Stroms hinabsinken. Noch erhob sich hier und da ein Haupt, ein Arm, und ein jammernder Hilferuf schnitt in die Seele; doch nach wenigen Secunden war Alles verschwunden und grauenvolle Stille schwebte über den dunkeln Wogen.

„Es ist unmöglich," sprach der Marschall mit gewaltsamer Fassung. „Wir müssen es einstein versuchen."

Es wurden jetzt je zwanzig und zwanzig Mann zer-

ſtreut abgeſendet, die, einzeln von Scholle zu Scholle ſtimmend, das andere Ufer zu gewinnen ſuchten. Es gelang. Eine neue Hoffnung belebte die Bruſt der Krieger. Da hörte man in nicht großer Ferne Kanonendonner. Dieſer Klang erinnerte wieder an die Übermacht des Feindes, der in jedem Augenblick die Spur des Heeres aufgefunden haben und ihm nachrucken konnte. Dadurch ſchwoll der Trieb der Rettung zu mächtig in jeder Bruſt. Zeigte ſich der Feind, ſo waren Diejenigen geborgen, die das jenſeitige Ufer erreicht hatten, aber rettungslos verloren Alle, welche noch auf dieſer Seite verweilten. Daher drängten ſich die Maſſen gegen das Ufer und wetteiferten in überſtürzender Eile, ihr eignes Verderben beſchleunigend, wer zuerſt die gefährliche Rettungsbahn beträte. Umſonſt ſind Befehle, Vorſtellungen, Bitten der Führer; vergeblich ſucht ſelbſt der Marſchall ſein Anſehen geltend zu machen. Seine Nähe fürchtend, drängen ſich die Unglücklichen nach andern Punkten, wo die Dunkelheit ſie ſeinem Blick entzieht. So wird, was ihre Rettung werden konnte, ihr Untergang; die Haſt, die blinde Begierde, die Unvorſichtigkeit tödtet ſie. Sie überſtrömen das Eis, es trägt die Maſſen nicht, wankt, kracht und bricht. Das Gedränge raubt jedem Einzelnen den Gebrauch ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit. Der Kamerad ſtößt den nächſten Kameraden, der Freund den Freund, der Soldat das heilig geachtete Haupt des Führers hinab in den Schlund des Verderbens. Die ganze düſtere Fläche des Eiſes ertönt krachend von einbrechenden Schollen, von jammerndem Hulfsgeſchrei, von raſenden Flüchen und Gebeten. Drüben das jenſeitige Ufer wirft Denen, die es erreichen, eine ſteile, mit Eis gepanzerte Bruſt entgegen. Die durch Schrecken und Anſtrengung Entkräfteten vermögen nicht mehr hinanzuklimmen. Sie rollen wieder hinab auf den Strom und zerbrechen ſeine Eisdecke

oder ihre eignen halb erstarrten Glieder. Blutend liegen sie auf den harten Schollen und wimmern vergeblich um Hülfe. Das Mitleid ist taub geworden, die Menschlichkeit in jeder Brust erstarrt. Über die zuckenden, noch lebensvollen Körper ihrer Brüder schreiten die Nachdrängenden fühllos hin, und der freveinde Fuß des Unverletzten zertritt Antlitz und Brust des Entkräfteten, Verblutenden. Aber den nächsten Augenblick schon ereilt ihn die Nemesis; auch sein Fuß gleitet aus, auch seine Hand versagt ihm die Kraft, er rollt hinunter in den Strom und stiebt hülflos an der Seite Dessen, über dessen Haupt er noch eben erbarmungslos dahinschritt.

Die Verwundeten, die Frauen, die Kinder am Ufer hören das Jammergeschrei der Unglücklichen durch die Nacht hindurch, der dustere Schleier, den diese über das Gemälde wirft, erhöht noch das Entsetzen, denn in der schaffenden Phantasie wachsen die Schrecken des Verderbens bis ins Gigantische. Ein verzweiflungsvoller Wahnsinn ergreift die Verzagenden; sie irren händeringend am Ufer hin und her. Einige stürzen sich, weil diese Qual schaudervoller erscheint als selbst der Tod, in blinder Raserei selbst in die aufklaffenden Schlunde des Stroms hinab, Andere werfen sich, an Allem und zumeist an ihrer eignen Kraft verzagend, jammernd auf den kalten Boden und verwünschen ihr Dasein und den Tag, der sie geboren.

Diese Bilder des Grausens sah Bianca rings um sich her. Eine Zeit lang hatte sie mit stummer Ergebung den Schmerz ertragen. Jetzt wurde sie von ihm überwältigt; sie brach in Thränen aus und sank an die Brust des Bruders, der vergeblich seine ganze männliche Fassung aufbot, um unerschüttert zu scheinen. Er hatte sich gewiß durch seine rauhe Weise Luft gemacht und seine Kraft gewaltsam auf-

geſtachelt; allein um der Schweſter willen, die ihm ja das Liebſte war, was jetzt das weite Erdenrund für ihn umfaßte, gewann er ſich mildere Formen ab und wurde ſo ſelbſt weicher. Er ſprach ihr beruhigend zu: „Getröſte Dich, Schweſter; der Alliebende hat uns nicht darum vereinigt, um die erſten Blüthen unſers Glückes hier in den Eisſchollen des Stromes zu zermalmen. Sein Auge wacht über uns.“

„O Bruder,“ erwiderte ſie, „blicke auf das Entſetzen um uns her; es zerreißt mir die Seele! Ach, ich klage ja nicht ſträflich um mich ſelbſt!“

Ludwig trat heran und ſprach mit ſanftem Ernſt: „Der Allmächtige waltet ja auch in dieſem Entſetzen. Die der Strom in ſeinen Schoos begraben hat, ſind ſie nicht erloſt von dieſer endloſen Qual? Ach, ſchon iſt ihre Bruſt ja ſtill, und ſchon lächeln ſie vielleicht mit verklärtem Blick gegen die dunkle Erde herab! Laß Dich die grauſende Geſtalt des kurzen Kampfes nicht erſchrecken.“

Raſinski, der hoch zu Pferde ſaß und ordnete und leitete, wo ſich noch ordnen und leiten ließ, kam in dieſem Augenblick heran und redete die Freunde an: „Bewahrt nur die Ruhe, meine Lieben, übereilt nichts, denn hier fürchte ich keine Gefahr. Nur der Schrecken, der die Krieger ergriffen hat, iſt ihr Untergang. Auch ich bleibe mit meinen Reitern bis zuletzt; macht alſo keinen Verſuch, bevor ich Euch nicht auffordere. Vielleicht laſſen ſich ſogar die Wagen und Schlitten hinüberſchaffen.“

Die klare Ruhe und Beſonnenheit, die ſich Raſinski mitten im Sturm der unerhörteſten Ereigniſſe zu bewahren wußte, wurde zu einem feſten Anker für Alle, die ihn umgaben. Zwar war er im Augenblick wieder entſchwunden, um einem Trupp dicht am Ufer eingebrochener Grenadiere Hülfe zu leiſten; allein die wenigen Augenblicke ſeiner Ge-

genwart hatten hingereicht, Allen neuen Muth, neue Hoffnungen zu wecken.

Nach und nach entwirrte sich das Gemälde; die Truppen waren meist hinüber; nur die Wagen und Kanonen hatte man noch nicht überzubringen versucht. Rasinski's Reiter allein hielten noch zur Seite und deckten einen Zug von Wagen mit schwer Verwundeten. Der Marschall ging zu Fuß am Ufer umher und gab noch immer Befehle; er wollte, wie der Capitain eines strandenden Schiffs, das Wrack seines Corps nicht eher verlassen, bis die letzten Wellen verschlingend darüber hinbrausten.

Endlich war der Übergang vollendet, und drüben ordneten sich die Scharen bereits wieder. Jetzt sollte der Versuch gemacht werden, einige Wagen hinüber zu schaffen, auf denen sich diejenigen Verwundeten befanden, die durchaus nicht fähig waren, zu Fuß zu gehen. Die Schollen schoben sich durch den immer neues Eis antreibenden Strom bei jeder Lücke stets sogleich wieder dicht ineinander. Nach und nach hatte man die Stellen kennen gelernt, die die sicherste Bahn gewährten. Auf diesen sollte jetzt der Versuch gewagt werden. Vorsichtig wurden sie hinaufgeleitet; etwa dreißig Schritte weit trägt das Eis. Da plötzlich bricht es. Lautes Angstgeschrei ertönt, die Unglücklichen versinken, sie ringen mit der Fluth, sie kämpfen untereinander um den letzten erlöschenden Funken ihres jammervollen Lebens. Gott und Menschen rufen sie flehend um Rettung an. Vergeblich! Wenige Augenblicke sind genug, sie Alle in die Tiefe zu versenken, und auf den die Seelen durchschneidenden Hülfe- und Jammerruf folgt plötzlich wieder jene grausenvolle Todtenstille, die nur der dumpf rauschende Strom und das hohle Dröhnen und Krachen der Eismassen unterbricht.

Mit zuckendem, aber gewaltsam gebändigtem Schmerz

in der Bruſt, ſtarrt der Feldherr auf die Stelle hin, wo die edelſten, die tapferſten, die an den ſchwerſten Wunden krankenden Märtyrer von dem ſchwarzen Schlund der Tiefe verſchlungen worden ſind. Da regt ſich's noch einmal über dem Waſſer! Ein kläglicher Laut wird hörbar; man ſieht eine Geſtalt auf einer Scholle, bald ſinkend, bald ſich hebend, emportauchen.

„Dort iſt noch Einer zu retten," ruft der menſchlich fühlende Held, und im Augenblick wagt er ſich ſelbſt auf die gefahrvolle Bahn, wo jeder Fehltritt ins Grab führt. Raſinski, der zunächſt hält, ſpringt pfeilſchnell vom Pferde und eilt dem Marſchall zu Hülfe.

Wirklich iſt es einer jener armen Verunglückten, der wie durch ein Wunder aus der Tiefe des Abgrunds neu auftauchend, wiederkehrt aus dem unerbittlichen Schlunde des Todes. Doch ſchwer verwundet, kraftlos, verſucht er vergeblich die feſte Scholle zu erklimmen. Da ſtrecken ſich ihm Freundesarme entgegen; ſein Feldherr und Raſinski ſind es, die ihm die rettende Hand reichen. Sie ziehen ihn auf den feſten Boden, leiten ihn ans Ufer — er iſt dem Tode entriſſen. Doch jetzt ſinkt ſeine Kraft zuſammen; der erſtarrte, zerſchmetterte, zerriſſene Körper hält die Seele nicht mehr feſt in ſeinen Banden — ſie entflieht! Seine dankenden Blicke wendet er gegen ſeine Retter, dann ſucht das irre Auge die Gegend ſeiner Heimat — bricht — und erlöſcht auf ewig.

Eine Minute geht der Marſchall in düſterm Schweigen auf und ab; eine Minute iſt er Menſch und Freund, in der nächſten wieder Feldherr.

„Wagen ſind nicht über den Strom zu ſchaffen," ſpricht er mit gebietender Stimme; „vernagelt die Kanonen! Was an Gepäck und Lebensmitteln nicht fortgeſchafft werden kann, laßt hier für Diejenigen, die uns nicht folgen können."

Mit diesem Befehl ist das Todesurtheil der Unglückseligen gesprochen, die der eignen Kraft nicht mehr vertrauen können. Ein lautes Wehklagen und Jammergeschrei erhebt sich; wer noch einen Fuß, noch eine Hand zu bewegen vermag, klimmt mühsam vom Wagen herab, um sich auf das jenseitige Ufer zu schleppen. Die Andern plündern in wilder Hast das Geräth, denn es enthält, was allein erretten kann, die geringen Vorräthe an Speisen, die Schutzmittel gegen den Grimm der Kälte, die nothwendigsten Geräthe. Das Wenigste ist fortzuschaffen, und doch ist nichts zu entbehren. Sie ergreifen, verwerfen, ergreifen wieder, schleudern wieder von sich. Wie Rasende, deren Habe in Flammen steht, irren sie ohne Besinnung durcheinander hin und retten in der Betäubung das Nutzloseste. Viele vermögen keinen Entschluß zu fassen. Da hören sie vom jenseitigen Ufer die Trommel, die zum Aufbruch wirbelt; die Angst zurückzubleiben, ergreift sie, und nun stürzen sie in wilder Hast gegen den Strom hin und wagen den Versuch der Rettung.

Jetzt erst denkt Rasinski an sich selbst, an seine Freunde. Mit dem Ausdruck der Wehmuth in Stimme und Zügen nähert er sich dem Schlitten, auf welchem Bianca mit Jeannetten sitzt und sich tief verhüllt hat, um die Gemälde des Schreckens ringsumher nicht mehr zu sehen. „Fürstin," redete Rasinski sie an, „das rauhe Geschick des Krieges wird Sie einer harten Prüfung unterwerfen. Wagen und Schlitten sind nicht über den Strom zu bringen; doch hoffe ich, daß es uns mit den Pferden gelingen soll. Versehen Sie sich also mit dem Unentbehrlichsten. Gewiß erreichen wir bald einen bewohnten Ort, wo für Frauen wenigstens Hülfe zu finden sein wird."

Bianca schlug den Schleier zurück, stand auf und erwiderte gerührt: „Sie sind so gut — aber ich fürchte diese

Prüfung des Geſchickes nicht," fuhr ſie entſchloſſener fort, „ich fühle Muth, dieſe Beſchwerden zu ertragen. Nur das Leiden aller dieſer Hülfloſen verwundet mich tief, ſchmerzlich, und lähmt meine eigne Kraft. Jetzt wird ein ſtrenges Müſſen mir heilſam ſein."

Die Pferde werden ausgeſpannt und mit einigem Gepäck, doch nicht zu ſchwer beladen. Willhofen führt das eine, einer von Raſinski's Leuten, deren ſchon viele zu Fuß gehen müſſen, das andere. Raſinski ſelbſt ſchreitet voran, weil er die Bahn, die man verfolgen muß, am genaueſten kennt. Bianca wird von Ludwig und Bernhard, Jeannette von Jaromir und Boleslaw geleitet; zu Dreien angefaßt, iſt die Wanderung am ſicherſten auszuführen, weil die Laſt nicht zu groß iſt, und doch die gegenſeitige Unterſtützung nicht fehlt.

Da der Weg zum Ufer durch Wagen, Trümmer des Gepäcks und durch Hunderte von Unglücklichen, deren Angſtruf die Lüfte theilt, bedeckt iſt, läßt Raſinski die Seinigen einen Umweg hinter die verlaſſenen Wagen herum machen. Plötzlich vernimmt Bianca's ängſtlich horchendes Ohr das verlorene Weinen eines Kindes.

„Mein Himmel," ruft ſie, „ſollte hier irgendwo ein Kind hülflos verlaſſen ſein? Wenn wir Niemand retten können, dieſes unſchuldige Leben dürfen wir nicht preisgeben."

Ihr Blick folgt dem Ohr, ſie lauſcht, ſie hat die Richtung glücklich erſpäht. Inmitten der Wagen muß das arme Geſchöpfchen aufzufinden ſein. Sie eilt dahin und findet wirklich ein in Stroh und Decken eingehülltes, verlaſſen auf einem Wagen liegendes Kind, das ſie mit Zärtlichkeit aufhebt. „Armes Töchterchen," ſpricht ſie mit mildem Laut, „konnte Deine Mutter Dich vergeſſen? Ich will Dir Mutter ſein, bis ſie zurückkehrt." So nimmt ſie es in ihren

Arm, sie duldet nicht, daß Ludwig oder Bernhard ihr die kuße Last abnehmen. Freundlich beruhigt sie die ängstlich weinende Kleine, die sich bald vertrauensvoll an sie schmiegt. Eine selige Freude dringt in ihre Brust, daß sie doch ein Leben aus diesem Abgrunde der Verderbniß gerettet hat; es ist milder Balsam für ihre von Angst und tiefstem Mitleiden gefolterte Brust. So kehrt sie zurück und zeigt Jeannetten und ihren Begleitern voller Freude den Fund, den sie gethan. Boleslaw erkennt es, es ist Alisettens Töchterchen. In der Bestürzung entschlüpft dieses Wort seinen Lippen; Jaromir vernimmt es, er fragt, er forscht und dringt, da der Freund auszuweichen sucht, desto heftiger in ihn.

„Wahrheit sage mir," ruft er aus, „volle, ganze Wahrheit ohne Hehl und Schmuck. Boleslaw, wenn Du Dich meinen Freund nennst — bei diesen Gefahren, die wir theilen, bei der Treue, die wir uns je bewiesen — sage mir die Wahrheit!"

So erfuhr Jaromir Alisettens letztes Schicksal und erhielt vollen Aufschluß über die heuchlerische Täuschung, mit der sie ihn umsponnen hatte. Er war tief erschüttert; doch keine Thräne entfloß seinem Auge, kein Wort kam über seine Lippe. Er drückte die stumme Qual, diese bittere Kränkung aus verrathener Liebe, tauschender Umstrickung der Sinne, Verachtung, Mitleid und tiefster Reue in seine Brust hinab und duldete schweigend und bleich wie ein Marmorbild.

Jetzt hatte man den Strom erreicht; der mühselige Zug begann. Doch des Himmels waltende Hand leitete die Schritte der Bedrängten glücklich zum Ziel. So nahe die Schlange der Gefahr ringe um sie her spielte, so oft der Boden unter ihnen schwankte, der Fuß dicht am schwarzen

Abgrunde entglitt — die wachsame Rettung war immer schneller als das lauernde Verderben. Jetzt erreichten sie das jenseitige Ufer und athmeten frei und gerettet wieder auf.

In tiefster Rührung drückten die Freunde einander an die Brust; Alle aber wandten sich zu Rasinski, denn sie fühlten, daß er der Retter war, und umdrängten ihn mit gerührter Liebe.

„Dort oben sucht den Helfer," sprach er und erhob den Arm gen Himmel; „ihm, der über den Sternen wohnt, deß Auge durch Nacht und Wolken dringt, ihm wendet Herz und Blick dankend zu!"

Plötzlich theilte ein Mann in heftiger Eile das Gewimmel und wollte sich an Rasinski vorüberdrängen; dieser erkannte Regnard. „Wohin?" rief er ihm zu und hielt ihn an.

„Laßt mich!" erwiderte dieser hastig und wollte sich los machen; „ich muß wieder an das jenseitige Ufer. Die Unglückliche, der ich mein Kind zur Obhut gelassen, ist durch Angst und Schrecken so betäubt worden, daß sie es vergessen hat. Ich muß es retten."

„Es ist gerettet!" rief Rasinski freudig.

„Wie? Wo? Ich danke Euch mehr als mein Leben," antwortete Regnard und blickte umher.

Rasinski erzählte ihm die Rettung in zwei Worten, und wies den vor Freude Zitternden zu Bianca hin. Diese hatte das Gespräch schon vernommen und trat ihm entgegen.

„Du armes Herzchen!" rief der Vater mit gerührter Zärtlichkeit und nahm das Kind in die Arme; „bist Du wirklich zum zweiten Male gerettet?"

Seine Freude war so groß, daß er fast des Dankes darüber vergaß; wie beschämt aber wandte er sich plötzlich zu Bianca, und sprach: „Sie waren der Schutzengel des hülflosen Wesens! Fordern Sie mein Leben, wenn Sie wol

ten, als Mann von Ehre gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht säumen werde, es zu opfern. Nur bleiben Sie dann die Mutter dieser verlassenen Waise!"

„Vertrauen Sie das Kind mir jetzo an," sprach Bianca sanft; „es soll seine Mutter nicht vermissen!"

„Ja, das will ich," erwiderte Reynard, „wenn der Allmächtige Sie erhält, so ist dieses junge Leben wohl geborgen! Sie werden es nicht vergessen in der Stunde der Gefahr!"

„Gewiß nicht," sprach Bianca; „und es wird mir mehr Schutz geben, als ich ihm, denn Gottes Engel wachen über dem holden Haupt, und der Schoos ist heilig behütet, in den es sich schlummernd lehnt. Es hat mich auch schon recht lieb," fuhr sie freundlich fort, indem sie das Kind streichelte, „nicht, Herzchen?"

Der kalte, eherne Reynard, dessen starre Furchen in Stirn und Wangen kaum jemals ein Lächeln heiter überflog, stand jetzt mit dem Ausdruck tiefster Rührung in den Zügen, und Thränen glänzten in seinem Auge. Er vermochte nicht zu sprechen, oder wollte es nicht, weil er zu bewegt war.

Bernhard betrachtete ihn mit innigster Theilnahme und wandte sich leise zu Ludwig. „An diesem sehe ich, daß das Schicksal Eisen wie Wachs formt. Es muß ihn aber auch mit Riesenfäusten gerackt haben, daß es Thränen aus seinem ehernen Herzen drückt und warme Funken aus seiner kalten Steinbrust schlagt."

„Du irrst, Lieber," antwortete Ludwig; „nicht die Schläge des Schicksals haben ihn zermalmt, denn gegen sie steht er aufrecht wie jemals, aber die warme Sonne der Liebe löst mit ihren Strahlen das Eis seiner Brust und entlockt dem steinigen Boden duftende Blumen. O glaube

mir, in der Tiefe jeder Bruſt ruht das goldne Samenkorn der Liebe und ſprießt in zarten Keimen auf, wenn ein Sonnenſtrahl es erreicht."

„Doch nicht eher, als bis die ſcharfe Pflugſchaar des Unglücks den zähen Boden von allen Seiten aufgeriſſen hat."

„Iſt Dem ſo, ſo wollen wir dem Himmel für den Schmerz dankbarer ſein, als für die Freude," ſprach Ludwig bewegt.

„Man hat es oft Urſache," warf Bernhard in ſeiner raſchen Weiſe hin; „und ſind wir nicht auch durch dieſe Schule gegangen? Wie tief und oft mußte der Pfeil des Schmerzes, das Feuer des Zorns, das Eis der Verſchmähung, ja das Gift der Sünde ſelbſt mir durch das Herz dringen, und darin ſchneiden und brennen, bis es locker und fruchtbar wurde für die heilige Saat der Freundſchaft und Liebe!"

„Und war denn dieſe nicht immer in Dir?" antwortete Ludwig. „Du mißkennſt und entſtellſt Dich ſelbſt, Du Beſter."

„So etwas war freilich davon da," ſprach Bernhard, „aber kein echtes, gediegenes Metall; und noch ſind die Schlacken nicht ganz heraus. Vielleicht dauert es noch lange, ehe es einen ſo reinen goldnen Klang gibt, wie bei ihr." Er deutete dabei auf Bianca, die noch mit Reinhard ſprach.

„Sie freilich," erwiderte Ludwig weich, „gleicht der klaren Kryſtallſchaale, die, wenn ſie berührt wird, in ſchönen Wellenlinien und zitternden Kreiſen den Wohllaut reinſter Glockentöne erklingen läßt."

Während dieſes Geſpräches hatten ſich die Truppen wieder geordnet und ſetzten ſich in Bewegung. Willhofen führte die beiden Pferde heran, die er für Bianca und Jeannetten, ſo gut es in der Noth anging, mit Decken geſattelt hatte.

Die Frauen wurden hinaufgehoben; Bianca nahm das Kind vor sich, der alte Diener hing sich die Zügel über den Arm, um die Pferde zu leiten. Bernhard und Ludwig gingen zu Fuß nebenher, doch schlossen sie sich so dicht als möglich an Rasinski's Leute an, von denen auch schon wieder ein nicht geringer Theil seine Pferde verloren hatte und daher zu Fuß ging. Bald nahm ein dichter Wald den Zug auf und im Schutze seines Dunkels schienen die nächsten Gefahren abgewendet zu sein.

Sechstes Capitel.

Bei dem großen Heere hatte die tiefste Trauer und Bestürzung geherrscht, weil man keine Hoffnung hegte, daß der preisgegebene Held Ney einen Ausweg aus den Schneesteppen Altrußlands, deren Grenzen von zahllosen Feinden bewacht wurden, finden könne. Wenn schon die Garden des Kaisers unter dessen Führung selbst, als er sich zurückwandte, um Eugen und Davoust zu retten, furchtbare Kämpfe bestehen mußten, wenn die italienische Armee nur durch ein Wunder gerettet werden konnte — was war für Die zu hoffen, welche, um zwei Tagemärsche zurück, den Feind auf den Fersen, vor sich und zu beiden Seiten haben mußten? Ein dusterer Schmerz bemächtigte sich der Seele Aller; selbst der eigenen Rettung vermochte sich Niemand zu erfreuen, so lange der kühne, edle Löwe, der freilich allein dieser gigantischen Aufgabe gewachsen war, in dem Kerker des Feindes schmachtete, oder vielleicht von den Keulenschlägen der Über-

macht zu Boden geſtreckt wurde. Der Kaiſer ſelbſt, ſo feſt er ſich die unerſchütterliche Ruhe und Klarheit bewahrte, wo er im Angeſichte des Soldaten Feldherr oder Monarch ſein mußte, vermochte in ſeinen nächſten vertrauten Umgebungen der Sorge und dem Gram kaum zu gebieten. Man ſah ihn finſter, mit gefurchter Stirn, die Hände auf den Rücken gelegt, in den niedrigen, halb eingeſtürzten Hütten Krasnoe's, Lyadi's, Raſasna's und Orſza's, wo der Beherrſcher Europa's ſeine Nachtquartiere wählen mußte, auf- und niedergehen, ohne ein Wort zu ſprechen. Seine Umgebungen ſtanden oder ſaßen ſchweigend umher und wagten nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Den Schmerz um den Fall der vielen Tauſende ſeiner Getreuen, die Schmach ſeiner Niederlagen, den Sturz aller ſeiner Hoffnungen hatte er mit unerſchütterter Kraft getragen; der Verluſt ſeines kühnſten Feldherrn, ſeines wärmſten Freundes, bezwang ſelbſt dieſen Koloß, der gewohnt war, wie ein Fels in den Stürmen und Wogen des Schickſals zu ſtehen und ſich die Wetter an ſeiner Stirn brechen zu laſſen.

Von Kämpfen und Anſtrengungen ermattet, hatte das Heer zögernden Schrittes, denn der Kaiſer wollte die offene Bahn der Rettung nicht betreten, ſo lange er den koſtbarſten Edelſtein dem Feinde verpfändet hatte, ſpät am Abend Orſza erreicht. Eugen, Davouſt und Mortier lagerten mit ihren Kriegern in dieſer Stadt, die hier zum erſten Male nach einem Monat unerhörter Qual und Entbehrung ein ſicheres Obdach, Schutz gegen die Strenge des Winters, hinreichende Nahrung für ihren entkräfteten Körper, ein Lager für die ermatteten, von Kälte erſtarrten Glieder fanden. Die ungeheure Mühe ſchien überſtanden, und mit der gebieteriſchen Forderung der Nothwendigkeit hörten auch die Kräfte auf, die der Wille an ſich nicht zu ſo furchtbarem Gehor-

kaum zu zwingen vermochte. Todesmatt waren die Krieger auf das Lager gesunken und überließen sich in den Armen des Schlafes einer seligen Vergessenheit ihrer Leiden.

Es war Nacht.

Da hört der noch in später Sorge für die Seinen wachende Eugen den Hufschlag einiger Pferde in den schweigenden Gassen des Städtchens. Horchend beugt er sich aus dem Fenster, sieht mehre heransprengende Reiter und ruft sie an:

„Wer da?"

„Polnische Cavalerie."

„Woher?"

„Vom Corps des Marschall Ney."

Diese Antwort zuckt wie ein freudiger Blitzstrahl durch das Herz des Königs. „Lebt er? Ist er gerettet?" fragte er hastig und außer sich.

„Er rückt auf dem rechten Ufer des Dnieper heran," erwidert Rasinski, der von dem Marschall vorausgeschickt war; „doch sind die Russen ihm nahe und ich komme, Hülfe zu fordern."

„Ihr sollt sie haben," ruft der Feldherr freudig, und erscheint in wenigen Augenblicken von seinen Offizieren umgeben auf der Straße. Der Generalmarsch ertönt, man eilt von Haus zu Haus, die Krieger aufzurufen. Doch welche Forderung! Kaum haben sie endlich den ersten Ort der Rast und Ruhe erreicht, kaum hat der Schlaf die Entkräfteten in seine sus betäubenden Arme geschlossen, und schon wieder sollen sie hinaus in den unermeßlichen Ocean von Eis und Schnee, sollen zurückkehren in die Wüste, aus der sie kaum den Ausgang erkämpft haben! Wer will sie dazu vermögen? Sie ziehen den Tod der Erneuerung dieser Qualen vor. Die wirbelnde Trommel hören sie nicht, mit so festen, dumpfen Bar-

den hat der Schlaf sie umstrickt; mühsam aufgerufen und emporgerissen, taumeln sie halb bewußtlos wieder zurück auf das warme Lager. Mag der Feind, den sie eingedrungen wähnen, sie im Schlafe ermorden; jeder Widerstand ist doch vergeblich; warum sollen sie die gelähmten Sehnen noch einmal auf schmerzlicher Folter anspannen, warum die Marter erneuern und verlängern?

Doch ein Mittel gibt es: „Ihr sollt den Marschall Ney erretten," rufte man den Betäubten ins Ohr. „Ney ist uns nahe! Auf, ihm entgegen, ihn zu beschirmen!"

Der Name des Verehrten, Betrauerten, verloren Geglaubten weckt das Ehrgefühl der Tapfern; einen solchen Feldherrn zu verlassen, ist schmählicher als Verrath und Flucht. Dieser Aufruf dringt mit hinreißender Gewalt in die Seele der Krieger; Ney ist der Kämpfer, der Alles wagt, er ist der Retter, wo keiner mehr zu retten vermag. Wie ein Gott kehrt er von den Pforten des Todes zurück! Nichts ist mehr zu fürchten, wenn er wieder bei uns weilt.

Die Freudenbotschaft verpflanzte sich von Mund zu Mund, von Haus zu Haus; in Scharen strömen die Krieger zusammen, Jeder will der Erste sein, dem allverehrten Helden entgegenzueilen. Selbst die Feldherren streiten sich um diesen Ruhm; nur durch seinen höhern Rang vermag der Vicekönig sein Recht dazu geltend zu machen.

Man bricht auf durch dichte Finsterniß, auf unbekannten Pfaden; Rasinski und seine Begleiter reiten als Führer an der Spitze. Doch die feindselige Natur ruht auch jetzt noch nicht; der Sturm erhebt sich; Schnee wird aufgewirbelt, jeder Pfad, jede Spur verweht. Wie soll man jetzt die Richtung festhalten? Wie in dieser unabsehbaren Wüste den Verlorenen erspähen? — Zwei Stunden ist man, dem Glück vertrauend unablässig weiter in die Tiefen der Finsterniß und

der Öde eingedrungen; jetzt endlich scheint jede Bahn und jede Hoffnung verloren. Ja die Tücke des Geschicks läßt befürchten, daß man gerade in die ausgespannten Netze des Feindes irrt und auf seine Heere stößt statt auf die Freunde.

„Wir sind hier auf dem Meere, wenn gleich seine Wellen erstarrt sind," ruft der Vicekönig aus. „Wir müssen zu den Mitteln bedrängter Schiffer greifen; wir wollen Signalschüsse thun!"

Er gebietet Halt. Zwei Geschütze laden blind. In wohl abgemessener Pause geschehen drei Schüsse, deren dumpfer Donner weit durch die Nacht fortrollt. Jetzt lauscht Alles in gespanntester Erwartung, ob das Signal erwidert wird.

Lange bleibt es still; schon verzweifelt man, daß das Zeichen verstanden sei. Da läßt sich endlich entferntes Gewehrfeuer hören.

„Wie? Was soll das bedeuten?" fragt der Vicekönig aufs neue zweifelhaft.

„O, dieses Zeichen ist uns günstig," fällt Rasinski rasch ein, das dritte Armeecorps hat keine Kanonen mehr, es kann nur so antworten."

„Der Wackere!" ruft Eugen freudig; „so hat er uns dennoch verstanden. Wie sich bei ihm Vorsicht und Kühnheit paaren! Er wartete ab, ob die drei Schüsse die einzigen bleiben würden, und so erriet er die allein mögliche Bedeutung, die sie haben konnten."

„Es war in des Marschalls Lage allerdings gefährlich, das Zeichen zu beantworten," pflichtete Rasinski bei; „er konnte sich dadurch eben so gut dem Feinde verrathen. Doch sein Feldherrnblick durchdringt die Verhältnisse mit Adlerschärfe, und wo Verderben und Rettung in schwindelnder Nachbarschaft kaum zu unterscheiden sind, weiß er dennoch mit fester Hand zu ergreifen, was ihm Heil bringt!"

„Und diesmal soll er sich nicht getäuscht haben!“ rief der Vicekönig freudig, indem er seine Truppen die Richtung nach dem Schall der Schüsse nehmen ließ.

Mit belebtem Muth, mit erneuter Kraft dringen die treuen Kameraden vor. Da theilen sich die Wolken; der Mond, der so oft ein gefährlicher Feind gewesen, wird endlich ein Freund der Bedrängten. Er wirft sein Licht über die Schneehügel, und jetzt sieht man einen schwarzen Zug von Kriegern am Saum des Waldes hinabziehen.

„Diese sind es,“ ruft Rasinski, und die Truppen beschleunigen den Marsch. Bald erblickt man sich gegenseitig, neue Freundeszeichen werden gegeben; die Freude treibt zur Eile an; die edlen Führer können den Augenblick nicht erwarten, sie sprengen vor dem Heere vor, und einander erkennend schwingen sie sich vom Pferde und halten sich in inniger Umarmung.

Das ganze Heer wird von dem begeisternden Beispiel ergriffen. Als hätte Jeder sich einen Bruder, einen Sohn, einen Vater gerettet, stürzen Offiziere und Soldaten aufeinander zu und halten sich in brüderlichen Armen. Vergessen sind die Gefahren, die Leiden, die Opfer. Auf dem düstern Meer des Unheils leuchtet endlich ein heller Stern der Freude, die erstarrte Eissteppe Rußlands, bisher nur die grauenvolle Bühne des Entsetzens, sieht ein rührendes Schauspiel der Liebe und Treue, in dem nur Freudenthränen fließen.

Mit liebender Ehrfurcht wird der Held, der sich mit Löwenkühnheit durch alle Feinde und Gefahren gerungen, von den Kriegern umringt. Seinen Lorbeer befleckt nicht einmal der Neid Derer, die ihm gleich stehen. Willig legen ihm Alle den Preis zu Füßen; doch er, so sind Pflicht, Ehre und Ruhm ihm zur edlern Natur geworden, weiß kaum, daß er ihn verdient hat.

Im Triumph wird er nach Orsha geführt; auf dem Wege dahin theilen die Krieger des Vicekönigs mit denen des geretteten Marschalls brüderlich die Lebensmittel, die Getränke, deren jene Erschöpften so lange entbehren mußten. Sie erzählen einander ihre Leiden, ihre Gefahren, ihre Thaten; doch jene vergißt der Soldat, diese bleiben fest in seinem Gedächtniß, ihrer rühmt er sich stolz, und an ihnen erhebt sich sein Muth zu neuen Wagnissen.

So ziehen die Tapfern stolz ein in die Lagerstätten dieser Nacht. Sie fühlen sich wieder die Krieger jenes großen, unbesiegbaren Heeres, weil sie das köstlichste Gut aus dem furchtbaren Schiffbruch ihres Glücks gerettet haben, den Ruhm; denn der Feind darf von keinem Heere sprechen, das sich ihm ergeben hat; alle sind sie mitten durch die Schrecken seiner Waffen und die grimmigeren der empörten Natur kühn hindurchgedrungen. An diesem stolzen Gedanken entzündet sich ein edles Feuer in den Herzen der Krieger, und in seiner Glut schmiedet sich der stählerne Harnisch unerschütterlicher Entschlossenheit um die Heldenbrust.

Dreizehntes Buch.

Erstes Capitel.

Durch Rasinski's Bemühung, der die dankbarste Freude über die Rettung Ludwigs und Bernhards im Herzen trug, waren diese wieder im Besitz eines Wagens gelangt, auf dem Bianca, Jeannette und das Kind den beschwerlichen Zug fortsetzen konnten. Um in dem allgemeinen Unglück sich so hülfreich zu zeigen, als sie vermochten, nahmen sie noch drei verwundete Offiziere auf, deren einer immer abwechselnd die Zügel führte. Ludwig und Bernhard, dessen Wunde bei seinen frischen jugendlichen Kräften und unter der besten Pflege, die er in den letzten Tagen genossen hatte, völlig geheilt war, gingen zu Fuß, hielten sich aber stets in der Nähe des Wagens. Rasinski und seine Leute betrachteten sich gewissermaßen als die Deckung desselben und verließen ihn nur, wenn die Pflicht sie anderwärts hinrief.

Die Kälte hatte ganz nachgelassen; es war so starkes Thauwetter eingetreten, daß sogar der Schnee zum Theil wegschmolz und wenigstens auf der Landstraße nicht mehr liegen blieb. Rief daher der Winter das Heer nicht mehr so gewaltsam mit seinen scharfen Waffen an, so wurde dafür der Marsch desto mühseliger. Diejenigen, welche in der Meinung, das Reich des Winters habe dauernd begonnen, ihre Wagen mit Schlitten vertauscht hatten, sahen sich jetzt

bitter getäuſcht, da dieſe Fuhrwerke in dem ſchmelzenden Schnee durchaus nicht fortzuſchaffen waren. Mehr der Zufall als Vorſicht hatte für Bianca auf umgekehrte Weiſe geſorgt. Wie man in ernſten Zeiten auch auf die geringſten begünſtigenden Umſtände hohen Werth legt, ſo wollte ſie auch darin ein beſonderes Zeichen erkennen, daß die beſchützende Hand des Himmels über ihr weile und ſie glücklich aus dem tiefen Strudel aller dieſer Bedrängniſſe erretten werde. Doch mit ſchauderndem Mitgefühl ſah ſie das Unglück, welches rings um ſie her mit jeder Stunde eine ſchreckenvollere Geſtalt annahm; es ſchien ihr faſt ein Verbrechen, in dieſem großen Untergange ſich allein retten zu wollen, nicht Tod und Elend gemeinſam zu theilen. Hätte der Schmerz überall eine edle Haltung gehabt, ſo würde ſie es vielleicht nicht über ſich gewonnen haben, nur an ihre eigne Rettung zu denken; ſo aber brach leider in dieſen ſtrengen Prüfungen die tiefe Verderbniß der menſchlichen Seele meiſt erſt in ihrer ganzen nackten Abſcheulichkeit hervor. Selten zeigte ſich eine großartige duldende Unterwerfung unter das zermalmende Schickſal; dagegen deſto häufiger jene empörte Wuth, jenes Ausbrechen in Flüche und Verwünſchungen gegen alles Menſchliche, Heilige und Göttliche. Bianca ſchauderte im Innerſten davor zurück; ihr gemartertes Auge flüchtete von dieſen Scenen des Grauſens, und ſie beugte ſich über das liebliche Kind auf ihrem Schooße herab, um im Anblick ſeiner ſchuldloſen Züge die Entartung der Menſchheit zu vergeſſen. Ach, und gerade dieſes Kind, erinnerte es nicht an die unnatürlichſte That? Stand nicht hinter dem holden Bilde dieſes lächelnden Engels die Furiengeſtalt einer in Verderbniß untergegangenen Mutter, die die heilige Blüthe ihres Schooßes im frevelnden Wahnſinn ſelbſt vernichten wollte? Und wenn die Gequälte das Auge wieder aufſchlug, was erblickte

ſie? Jammer, Elend, Verzweiflung; wild tobende Wuth gegen Scherfer und Geſchorfe!

Der tiefe, in einen Sumpf verwandelte Weg trotzte der übermäßigen Anſtrengung der Kräfte. Die vor die Schlitten geſpannten Pferde ſtürzten trotz der unbarmherzigſten Peitſchenhiebe, mit denen die Führer ſie unter grimmigen Flüchen anzutreiben ſuchten, zu Boden und vermochten ſich kaum noch emporzurichten. Jetzt erſt wurde der zu ſpäte Entſchluß gefaßt, das Unmögliche aufzugeben. Man ſpannte die Thiere los und häufte nun Beute und Vorräthe auf ihren Rücken; vergebens flehten die Kranken, die Verwundeten, daß man ſie retten ſolle. Die Habſucht, der Eigennutz waren taub; wer noch ſo viel Kräfte beſaß, um für ſich zu handeln und zu retten, gedachte der Menſchlichkeit nicht mehr. Indeß folgte die Strafe auf die That; denn kaum hatte man, ohne ſich an den verzweifelnden Ruf des Erbarmens der Kameraden, die man dem Verſchmachten durch Hunger und Kälte preisgab, zu kehren, die überlaſteten Roſſe einige hundert Schritte fortgetrieben, ſo ſtürzten ſie abermals zuſammen, und jetzt war jedes Mittel, ſie aufzuſtacheln, vergeblich. Heulend vor Wuth ſah man dann die erbitterten Peiniger ihr ſchnödes Gut in den Koth treten, von Grimm ſo verblendet, daß ſie faſt auch die Lebensmittel, denen ſie vielleicht am nächſten Tage ihre Rettung vom Hungertode verdankten, vernichteten. Und Hunderte und Tauſende gingen an ſolchen Schauderſcenen vorüber, und Keinen rührten, Keinen bekümmerten ſie, Niemand nahm ſich der Bedrängten, Verlaſſenen an, ſo hatte die ſchreckenvolle Wiederholung derſelben ſelbſt das Entſetzlichſte zur ſtumpfen Gewohnheit gemacht, ſo der unerträgliche Grad der eignen Marter jedes Gefühl für die fremde getödtet! Und nicht allein der Rohe, dem beſſeres Wiſſen, Erkenntniß des Wahren und Gewohnheit des Edlen

die Brust nicht geläutert hatte, sondern selbst Diejenigen, denen das höhere Gesetz der Tugend vertraut sein konnte, hatten es gänzlich vergessen und trugen vom Menschen nur noch die Gestalt. Freilich aber auch diese meist in furchterlicher Verzerrung und Entstellung durch Hunger, Schmutz, Elend und Krankheit.

So sah man höhere Offiziere, selbst Generale, einzeln unter der Masse der Krieger verloren, am Stabe wandern und wie Bettler den Boden verlassen, auf dem sie als Triumphirende eingezogen waren, glücklich genug, wenn sie außer den Mühseligkeiten des Weges nicht noch die Gefahren des Kampfes, den Hohn des Feindes zu dulden hatten, dessen schwärmende Horden asiatischer Krieger das Heer begleiteten, wie eine Schar hungriger Raubvögel einen verwesenden Körper umflattert.

Es vergingen einige Tage, an denen sich die düstern Bilder in unabläßiger Wiederholung erneuten. Die Hoffnung, das nicht mehr ferne Minsk zu erreichen, wo sich Vorräthe in ungeheurer Masse, Raum zum Obdach des Heeres, und überdies die Unterstützung durch frische wohlgerüstete Truppen vorfand, hielt die Kräfte aufrecht. So erreichten die Trümmer des Heeres Toloczin. Am nächsten Morgen hatte man kaum den Marsch wieder begonnen, als plötzlich ein Offizier dem Kaiser mit Depeschen entgegenkam. Er öffnete dieselben und verrieth durch eine heftige Bewegung, daß der Inhalt beunruhigend sei.

Zwar blieb die Botschaft noch ein Geheimniß, doch liefen allerlei Muthmaßungen und Gerüchte von Mund zu Mund, die der Wahrheit nahe kamen. Am Abend des folgenden Tages ließ sich diese nicht mehr verbergen, denn sie waren schon auf andern Wegen zu dem Heere gelangt — Minsk war verloren, vom Feinde besetzt.

Als Rasinski im Bivouac diese Nachricht von Regnard vernahm, wechselte selbst er die Farbe und bedeckte sich die Augen mit der Hand, als wolle er dieses Unheil nicht sehen. Dann brach er in die Worte aus: „So ist der Kaiser ein russischer Staatsgefangener!“

Ein dusteres Schweigen herrschte in dem Kreise ringsumher, in dem Jaromir, Boleslaw, Ludwig und Bernhard gelagert waren. Mit fragenden Blicken hingen sie an dem Angesicht ihres Führers und suchten noch eine Hoffnung auf seiner Stirn zu lesen. Doch vergeblich! Sie rollte sich in finstere Falten und blieb von schwarzen Wolken des Grams verhüllt.

„Also auch Das noch,“ sprach er nach langer Pause, indem er aufstand. „Und dieser Winter, der uns Anfangs mit hinterlistiger Tücke einen Monat zu früh überfiel, verräth uns jetzt zum zweiten Mal, da er uns verläßt, wo er unser Bundesgenoß werden könnte. Minsk, so hart der Verlust ist, wäre zu verschmerzen, wenn uns die Beresina nicht mit ihren sumpfigen Tiefen gefangen hielte. Ein russisches Heer am andern Ufer dieses Stroms ist wie ein cherner Riegel, der uns die Thore, welche aus diesem Tartarus führen, unwiederbringlich versperrt!“

„Uns bleibt keine Hoffnung,“ erwiderte Regnard, „als die, daß der Feind vor uns unsere Lage hier noch nicht kennen kann; daß er uns vielleicht fürchtet, vielleicht zu täuschen ist.“

Rasinski schüttelte ungläubig das Haupt. „Kutusow, meint Ihr, werde keinen Boten gefunden haben, Tschitschagoff, Wittgenstein, und wie die Führer jener Massen in unserm Rücken heißen mögen, zu benachrichtigen? Ein Dämon müßte sie verblenden, wenn sie jetzt das Netz nicht über den köstlichsten Fang zusammenzögen! Es bleibt uns noch

ein Ausweg — der ehrenvolle Kampf und Untergang. Auf die Bahn der Schmach kann uns das Geſchick nicht zwingen, das aber iſt auch ſeine einzige Gunſt."

Über Jaromirs Angeſicht zuckte ein wehmüthiges Lächeln, als Raſinski ſo ſprach; Bernhard, der es bemerkte, erkannte daraus, welches die Hoffnung dieſes im tiefſten gebrochenen Herzens war. Seit der Unglückliche Aliſettens Schickſal kannte, waren außer dem verſchloſſenen Ernſt, der ſeine jugendliche Freudigkeit ſeit jenem verhängnißvollen Abende zu Moskau in ſtarre Feſſeln geſchlagen hatte, auch ein ſtiller Trübſinn über ihn gekommen, der oft einem weit hinweg verirrten Träumen glich. Der männliche Entſchluß ſeiner Seele, durch energiſches Handeln in ſeinem Beruf als Krieger die Schuld, mit der er ſich beladen fühlte, zu verſöhnen, war durch ein Verſagen der Kraft, die außer der Grenze des Willens lag, gelähmt. Die klare kriegeriſche Beſonnenheit, durch die er ſich bisher in dieſen Tagen der Bedrängniß ſelbſt vor Boleslaw ausgezeichnet hatte, war verſchwunden; das Elend um ihn her ſchien ihn ohne Antheil zu laſſen, ja ſelbſt die rührenden Freuden und Sorgen ſeiner liebſten Genoſſen, die Bernhards und Ludwigs um ihre Schweſter und Geliebte, gewahrte er kaum, vollends daß er ſie empfunden und getheilt hätte wie Raſinski oder Boleslaw.

Mit tiefer Trauer hatte der ſtets beobachtende Bernhard dieſe Umwandlung des Jünglings im Geheimen bemerkt. Und jetzo, als das Wort der Verurtheilung über alle ſeine Genoſſen, über die nächſten, welche er aus tiefſter Seele liebte, über den Ruhm des Heeres und des Kaiſers, ja über das Schickſal ſeines Vaterlandes ausgeſprochen wurde, als er die Freunde von dumpfer Erſchütterung wie verſteinert vor ſich ſahe, jetzo lächelte er, als bringe endlich ein Strahl der Freude

in das Dunkel ſeiner Schmerzen. Er glich einem Gequälten auf dem Todeslager, der den Engel der Erfüllung vor ſich treten ſieht.

Bernhard wurde daher durch den Anblick des unglücklichen Freundes ſelbſt jetzo mit ſchauerlicher Ahnung bewegt, wo der zermalmende Keulenſchlag der Weltgeſchicke, der Alle zugleich traf, ihn eben ſo betäubend erſchütterte als die Übrigen auch. Dies wäre unmöglich geweſen, wenn derſelbe Augenblick die Gewißheit des Verderbens und die Erfüllung geboren hätte; doch wenn zwiſchen beiden noch ein Arm des Zeitſtroms brauſt, ſo vertraut der Menſch, ſelbſt unwillkürlich, ſein Heil noch dem gebrechlichſten Nachen der Hoffnung, der auf den Wellen ſchwankt, an, und behält das Gefühl einer Gegenwart mit ihren Schmerzen und Freuden.

„Alſo ihm iſt Das zur Hoffnung und Erhaltung ſeiner Wünſche geworden, was in jedes Andern Bruſt die Wünſche und Hoffnungen vernichtet?“ dachte Bernhard und ließ ſeinen Blick wehmuthig betrachtend auf dem bleichen Antlitz und dem erloſchenen Auge des Jünglings weilen. „So gequält biſt Du Armer?“ — Die Ahnungen des ſcharfblickenden Freundes gingen weiter. Der ſeiner ſelbſt bewußte Jaromir hätte die Erlöſung von ſeiner Marter, die mit der Vernichtung der Freunde, des Ruhmes und des Vaterlandes erkauft ward, nicht mit einem Lächeln begrüßt! Das konnte nur Der, dem ſchon die Bilder des Lebens ſich zu verwirren begannen, für den ſie in dämmernde Träume übergingen. Ach, ſchon längſt hatte Bernhard es bemerkt, aber den Gedanken wie einen unheimlichen Feind zu verſcheuchen geſucht, daß die Nemeſis, welche die frevelvolle Aliſette ereilt hatte, für Jaromir ein grauſenhaftes Spiegelbild geworden war, in dem er ſein eignes Geſchick vor ſich ſah.

Aber nicht dieſes ſelbſt, ſondern der Gedanke, daß er es

ſo verſchuldet, daß ſein Verbrechen die finſtern Rachegeſtalten aufrufe und ſie verfolgend an ſeine Fuße hefte, folterte Jaromirs Bruſt mit namenloſen ſtummen Qualen, von denen er keine Erlöſung ſah als die Vernichtung, zu der er ſelbſt den Arm nicht gegen ſich aufheben durfte, ohne ſich mit neuen Freveln zu belaſten. In dieſen ſteten, innern Martern verzehrte er ſich, ſeine Kraft erlag, ſein edler Geiſt verlor die Freiheit des Bewußtſeins, das Grauen des Wahnſinns pochte ſchauerlich leiſe an die Pforte ſeiner Seele, und er bebte zuſammen bei der eiſigen Berührung. Wer will ihn jetzt richten, wenn das dunkle Thor des Todes ihm nur als das der Erlöſung erſchien, wenn ſeine gequälte Bruſt die Fähigkeit verloren hatte, es für Andere anders zu denken?

Bernhard wandte ſich mit einem vom Schmerz bezwungenen Antlitz ab. Jetzt wäre die offene Freundesmittheilung eine erquickende Wohlthat für ihn geweſen, doch er verſagte ſie ſich ſelbſt, um nicht dieſen bitterſten Schmerz auch auf Ludwigs und Boleslaws Seele, die noch ahnungslos an dem Abgrunde dieſes neuen Schreckens hinwandelten, zu häufen. Das Geſchick hatte ihre Bruſt ja ſchon genug zerſchmettert; weshalb ihnen neue tiefe Wunden bohren? Aber zu Jaromir wandte er ſich mit warmer Bruderliebe und verſuchte, ob Worte des Troſtes, der Hoffnung, der männlichen Erhebung zur Pflicht, den finſtern Raubvogel des Wahnſinns zu verſcheuchen vermöchten, der in nahen Kreiſen drohend über ſeiner Seele ſchwebte und ſie mit den vergifteten Fängen zu zerreißen drohte.

Zweites Capitel.

Nach unſäglich mühſamen Märſchen erreichte das Heer endlich Niamaniza. Tauſende hatten in Angſt und Entkräftung den Tod auf dieſer furchtbaren Straße gefunden, und die ſchreckenvolle Nachricht, daß Minsk in den Händen der Ruſſen ſei, beſtätigte ſich leider täglich. Das Land wurde jeden Tag düſterer, die Straße zog ſich jetzt faſt unausgeſetzt in unabſehbaren Fichtenwäldern hin, die kaum dann und wann durch einige elende Häuſer unterbrochen wurden. Ein grauer Himmel ſchien drückend bis tief gegen die Erde herabzuhängen und ſie mit ſeinen feuchten Nebelſchleiern zu berühren. Es war weder ſtreng kalt, noch thaute es; doch wehte fortdauernd ein naßkalter verklammender Wind, der durch die elenden Kleidungsſtücke der Krieger hindurchdrang und ſie in langſamer Qual lähmte und erſtarrte. Der Boden überzog ſich mit ſpiegelhellem Glatteis; jeder Schritt koſtete eine furchtbare Anſtrengung, und faſt jeder Fehltritt führte den Tod herbei, denn den Fallenden war es oft unmöglich, ſich wieder aufzurichten, da ſie zumeiſt aus Kraftloſigkeit niederſanken.

In dichter Finſterniß hatte Raſinski mit den Seinigen ein verlaſſenes Haus erreicht, welches, zur Seite der Straße gelegen, durch Zufall von einem ſeiner Leute entdeckt worden war. Die Nacht in dieſer engen, aber doch ſicheres Obdach gewährenden Hütte wurde erträglich geweſen ſein, wenn nicht die beunruhigendſten Nachrichten eingetroffen wären. Regnard, deſſen eherner, unverwüſtlicher Körper von keiner Strapaze erſchüttert wurde, und der unermüdlich im Aufſammeln jeglicher Kundſchaft war, trat noch ſpät Abends ein, um Ra-

ſinski von Allem, was er erfahren hatte, in Kenntniß zu ſetzen, hauptſächlich aber um ſein Töchterchen, welches noch immer in Bianca's Obhut ſtand, noch zu ſehen. Denn dieſer Grund beſtimmte ihn, ſich auf dem Marſch wie im Bivouac und im Quartier ſtets ſo nahe als möglich an Raſinski und die Seinigen zu halten.

„Nun, Regnard, was bringt Ihr Neues?" fragte ihn Raſinski, der ſchon, in ſeinen Mantel gewickelt, auf dem Boden lag, um zu ſchlafen.

„Ich kann Euch nicht helfen, aber ich muß Euch ſtören," antwortete der Eintretende. Ich bin freilich immer der krächzende Unglücksvogel; aber der Teufel ſei eine Nachtigall oder ein Freudenkukuk auf einem ſolchen Felde voller Leichen, wie unſer Marſch von Moskau bis hieher. Die Raben ſind hier an ihrem Platz."

„Nun ſo krächzet denn," antwortete Raſinski, indem er aufſtand. Jaromir, Boleslaw, Bernhard und Ludwig traten gleichfalls um den Obriſten herum.

„Wir ſitzen richtig im Garn," fing Regnard an. „Die Brücke bei Boriſow iſt verbrannt, und der Fluß ſo breit, daß an eine Herſtellung nicht zu denken iſt. Das andere Ufer iſt überdeckt mit Feinden; das ganze Heer Tſchitſchagoff's breitet ſich an allen Punkten aus, wo man über die Berezina kommen könnte; kurz, ich ſehe keine Möglichkeit, den Übergang über den Fluß zu machen."

„Nur eine einzige Nacht ſtrenger Kälte," rief Raſinski; „und es wäre nichts verloren."

„Um ſo weniger," erwiderte Regnard; „als ich Euch auch eine gute Nachricht mitzutheilen habe, die, daß wir endlich dem nachdringenden Kutuſow ein geordnetes Corps entgegenſtellen können; denn der Marſchall Victor rückt mit zwanzigtauſend Mann friſcher Truppen heran, auf die wir morgen

in der Frühe stoßen müssen. Soeben ist die leichte Cavalerie seiner Avantgarde eingetroffen.

„Es sind nur so viele Opfer mehr," antwortete Rasinski d[illegible]r. „Freilich, wenn es möglich würde, über den Fluß [illegible] kommen, wenn der Himmel ein Wunder thäte, wenn er den Strom der Beresina in die Banden des Winters schlüge und ihn still stehen hieße, wie die Sonne zu Jericho — freilich dann kommen uns diese frischen Kräfte Rettung bringen. Es wäre noch eine Möglichkeit," fuhr er rasch, als sei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, fort, „wenn man Tschitschagoff über den Punkt unseres Überganges täuschen könnte! Es müßten falsche Nachrichten ausgesprengt, Demonstrationen den Fluß abwärts etwa nach Ukolada und Beresino hin gemacht und dann plötzlich der Übergang an einer andern Stelle bewerkstelligt werden. Jetzt, da ein frisches Armeecorps uns vielleicht einige Tage Aufschub gewinnen kann, ist dies möglich."

„Etwas der Art ist im Werke," entgegnete Regnard; „es werden bereits alle Anstalten dazu getroffen. Die Schwierigkeit ist nur die, das Heer unbemerkt an dem wahren Übergangspunkte zu concentriren. Doch es ist spät; gute Nacht. Ihr bedurft der Ruhe und ich gleichfalls; morgen, hoffe ich, sehen wir uns wenigstens noch wieder!"

Mit diesen Worten wollte er die Hütte verlassen; doch blieb er stehen und warf noch einen zärtlichen Blick auf sein Kind, das in Blanca's Armen im Hintergrunde der Hütte mit dieser auf einem Lager, so gut man es von wenigem Stroh und einigen Decken hatte bereiten können, tief schlummerte. Er schlich näher, doch behutsam, um die Schlafenden nicht zu wecken. „Der Himmel beschütze nur diese," sprach er weich; „was uns anlangt, so wollen wir nicht kla-

gen, denn wir ſind da, um zu fallen.“ Hierauf ging er raſch hinaus. Raſinski und die Übrigen warfen ſich wieder aufs Lager, wo ſie bald feſt entſchlummerten. Die Anſtrengung führte den Schlaf herbei, ſelbſt wo man wußte, daß man am tiefſten Abgrunde der Gefahr gelagert war.

Am Abende des folgenden Tages erreichte das Heer Boriſow, welches hart an den Ufern der Bereſina liegt, die hier einem breiten ſumpfigen See gleicht. Die feſte Brücke über dieſelbe war, da die Stadt wenige Tage zuvor den Ruſſen erſt hatte entriſſen werden müſſen, durch Feuer völlig zerſtört worden. Der Marſchall Oudinot hielt Boriſow beſetzt. Raſinski hatte in Erfahrung gebracht, daß man, wie er ſelbſt gerathen haben wurde, Alles gethan hatte, um den Feind glauben zu machen, man werde den Übergangspunkt ſüdlich von Boriſow wählen, wo in der That der Fluß einige ſeichte Stellen und ſogar zwei ziemlich gangbare Furthen darbot. Der General Laurencé hatte als Chef des Generalſtabes, der mit der Herſtellung der Brücken beauftragt war, mehrere Juden, welche die Spionsdienſte verrichteten, kommen laſſen, und fragte ſie über jene Furthen aus. Er wußte zu gewiß, daß ſie, nachdem ſie ihre Bezahlung erhalten hätten, dem Feinde Alles verrathen würden, um auch von ihm belohnt zu werden. Daher wurden alle Fragen und Aufträge, die man ihnen gab, ſo eingerichtet, daß ſie keinen andern Zweck vermuthen ließen als den, die Armee werde mit einer plötzlichen Wendung ſüdlich den Strom hinabziehen, um ſo die Verfolger zu täuſchen, Tſchitſchagoff in den Rücken zu gelangen und das über Alles wichtige Minsk durch Überraſchung zu nehmen. Während dieſe Anſtalten getroffen wurden, marſchirte das Corps des Marſchalls Oudinot in tiefſter Stille aus, nach Stubianka, wo der wahrhaftige Übergang bewerkſtelligt werden ſollte. Auch Raſinski erhielt, nachdem ſeine Leute

einige Stunden geraſtet hatten, Befehl, dahin aufzubrechen. Bei dieſem Marſch war es aufs ſtrengſte geboten, jedes Geräuſch zu vermeiden; noch weniger durfte Feuer geſchlagen oder ſonſt etwas Ähnliches gethan werden, was man vom jenſeitigen Ufer aus bemerken konnte. Denn dort zog ſich eine ruſſiſche Poſtenkette entlang, deren einzelne Feuer man auf den Waldhöhen gleich trüben Sternen wahrnahm. Sollten ſie mit ihrem blutigdüſtern Schimmer den Untergang des Heeres bedeuten, dem in dieſem Lande ſo unglückſelige Geſtirne geſtrahlt hatten? Um das Unheil auf das äußerſte Maß zu treiben, ſchien es vom Schickſal beſchloſſen, daß das Verderben im Angeſicht der Rettung vollendet werden ſollte. Eine düſtere Beſorgniß, durch das tiefe Schweigen, die ängſtlich beobachtete Stille noch erhöht, ſenkte ſich in die Bruſt der Krieger. Zu allen harten Entbehrungen fügte ſich jetzt auch die eines tröſtenden, ermuthigenden Wortes; ja, die Finſterniß der Nacht geſtattete nicht einmal die Erquickung eines Blicks der Liebe und Freundlichkeit auf die Nächſten, Theuerſten. Raſinski hatte Ludwig und Bernhard bereden wollen, mit Bianca das Heer zu verlaſſen und, ſo weit ſie es vermochten, ihren Weg den Strom abwärts fortzuſetzen, weil er glaubte, es werde ihnen nicht ſchwer fallen, unter Bianca's Schutz, die überall als eine Eingeborene des Landes auftreten konnte, einen Zufluchtsort und vielleicht bald die offene Straße nach Warſchau zu gewinnen. Allein beide Freunde, und aufs entſchloſſenſte Bianca ſelbſt, erklärten, ſie würden ihr Schickſal nicht von dem Raſinski's und der Seinigen trennen. Mit gleich rührender Anhänglichkeit hatten Willhofen und Jeannette der Überredung Bianca's widerſtanden, welche ihnen ebenfalls dieſen Weg der Rettung aufdringen wollte. So gab es doch noch Herzen, denen mit der Stärke der Prüfung die Kraft wuchs, die nicht von dem ehernen Fuß des Geſchicks tief hinab-

getreten wurden in den Staub der Verwerflichkeit, sondern in dem Druck nur die Aufforderung zum Widerstande fanden.

Bernhard und Ludwig gingen zu Fuß dicht neben dem Wagen, auf welchem Bianca saß; es gewährte ihr und ihnen Trost, einander wenigstens nahe zu wissen und die dunklen Umrisse der Gestalten zu erkennen, wenngleich die Gefahr des Augenblicks jede Mittheilung des Gesprächs verbot.

Je näher man nach Studianka kam, je zahlreicher wurden die Feuer auf den Höhen. Rasinski sah es mit Besorgniß, da sich aus ihnen schließen ließ, daß ein bedeutendes russisches Heer auf dem jenseitigen Ufer aufgestellt sei, und Alles war rettungslos verloren, wenn es nicht glückte, den Feind zu täuschen.

Um vier Uhr Morgens erreichte Rasinski den Versammlungsplatz bei Studianka. Hier waren seit dem Anbruch der Nacht die Ingenieure geschäftig, zwei Brücken über den Strom zu schlagen, deren Vollendung man vor Anbruch des Tages hoffte, um noch in der Dunkelheit wenigstens mit so vielen Truppen überzugehen, als nothwendig waren, um sich jenseits eine Bahn zu brechen. Aber diese Hoffnung ward auf das grausamste getäuscht, denn wiederum scheiterte sie an dem Zorn der Elemente, ja an ihrer wahrhaft erbitterten Tücke. Denn durch das Thauwetter der vorigen Tage angeschwollen, war der Fluß um mehrere Fuß gewachsen, so daß die Furth, durch welche die Infanterie im Nothfall ihren Weg hätte nehmen können, selbst für die Reiterei zu tief wurde. Die seit gestern wieder eingetretene Kälte reichte gerade hin, starke Eisschollen zu bilden, die den Strom hinuntertrieben und Alles mit sich fortrissen; doch sie vermochte nicht eine feste Decke über denselben zu wölben. So war die rauhe Kraft der Natur der äußersten Anstrengung der

menſchlichen überlegen. Vergeblich hatten die Pioniere die ganze Nacht hindurch oft bis an die Bruſt im Waſſer und Moraſt gearbeitet, vergeblich mit der Kälte, den ſcharf verwundenden Eisſchollen, der Macht des Stroms gekämpft. Der Morgen war nahe, und noch ſtand nicht ein einziger der Brückenböcke feſt, denn zweimal hatte die Gewalt der Schollen Alles zertrümmert, was mit aufreibender Anſtrengung aller Kräfte zu Stande gebracht war.

Die Noth ſtieg aufs höchſte. Brach der Tag an, und die Brücke war nicht vollendet, ſo mußte man erwarten, daß die ganze Artillerie des Feindes von den jenſeitigen Höhen in Kernſchußweite die gebrechlichen Arbeiten zertrümmerte, und alsdann ſchwand jede Möglichkeit, auch nur einen Mann zu retten.

Raſinski's Leute waren auf einer Anhöhe nahe bei Studianka gelagert. Er ſelbſt begab ſich mit Regnard an das Ufer, wo ſich die Führer vergeblich beriethen, um ein Mittel der Rettung zu erſinnen.

Mortier, Davouſt, Ney, Eugen, ſie ſtanden beiſammen und hefteten ihre düſtern Blicke auf das jenſeitige Ufer, wo die ruſſiſchen Lagerfeuer als eben ſo viele Brandfackeln des Verderbens loderten. Selbſt der unerſchrockene Ney warf im ſchwermuthigen Zorn über das verrätheriſche Glück die Worte hin: „Wenn ſich hier ein Ausweg findet, ſo hat der Kaiſer die Glücksgöttin mit Ketten an ſich gefeſſelt, und ſie gehorcht ihm als Sklavin.“

Da erſchien er plötzlich ſelbſt mitten in dem Kreiſe der Marſchälle und Führer. Er war mit ſeinen Garden von Borisow herangerückt und hatte auf dem halben Wege bei einem Schloß in der Stille ein Lager bezogen. Hier waren ihm von Minute zu Minute die Berichte über die Vergeblichkeit aller Anſtrengungen, die Brücke zu vollenden, zuge-

kommen; ſo betrachtete er denn den Urtheilsſpruch des Geſchicks als erlaſſen und erſchien nun an der Stelle der Gefahr, um ſie zu prüfen, zu meſſen und wenigſtens ruhmlich mit ihr zu kämpfen, wenngleich er ſie nicht zu bezwingen vermochte.

Er grüßte kurz, ernſt, aber wohlwollend. Dann fragte er mit Beſtimmtheit nach allen Umſtänden, allen Ereigniſſen. Die Berichte lauteten ſo, daß er ſelbſt faſt die Unmöglichkeit der Rettung zugeben mußte. Auf einen gewaltſamen Durchbruch mitten durch die Feinde war er im günſtigſten Falle bereit geweſen.

Raſinski hing mit unverwandtem Blicke an dem ernſten, aber völlig ruhigen Antlitz des gigantiſchen Mannes, der ſich dem Verhängniß noch nicht unterworfen hatte, ſondern auf neue Waffen ſann, um mit ihm zu kämpfen. Ein duſteres Schweigen herrſchte um ihn her. Da blitzte plötzlich der Gedanke in Raſinski auf: Wenn nur er gerettet wird, ſo iſt nichts verloren als ein großes Heer; ganz Frankreich, halb Europa kann ſich neu für ihn waffnen! Dieſe Maſſen ſind todt, ſie zerſtäuben, wie zerſchmetterter Geſtein, wenn ſeine Kraft ſie nicht bindet; ſie ſind unüberwindlich, wenn er ſie mit der Flamme ſeines Geiſtes beſeelt. Hunderttauſende ſind in dieſen Schneegrüften erſtarrt; was kommt auf Einige mehr oder weniger an? Er muß gerettet werden, und Alles iſt gerettet.

Von dieſem Gedanken entzündet, ſtrebt er zum Marſchall Ney hinan, zieht ihn auf die Seite und enthüllt ihm ſeine innerſte Geſinnung. Der kühne Krieger faßt den Gedanken mit glühender Begeiſterung auf; er ſelbſt würde zwar in einen ähnlichen Vorſchlag ſeiner Untergebenen nie gewilligt haben, doch jetzt fühlt er nur als Soldat, nicht als Feldherr. „Iſt die Rettung möglich, ſo muß ſie geſchehen,“ ruft er aus.

„Ich verbürge mich mit meinem Haupt für das Gelingen," betheuert Rasinski im edlen Feuer. „Von hier ab kenne ich jeden Pfad; eben so meine Polen. Jeder gibt zehnmal sein Leben für das des Kaisers. Weiter aufwärts nach Wolkowa zu ist der Fluß schmal; wir schwimmen mit unsern Pferden hindurch; noch vor Tagesanbruch können wir drüben sein. In fünf Tagen schaffe ich den Kaiser nach Wilna, von dort steht ihm Europa offen, und er kann Paris erreichen, bevor nur eine Ahnung von unserm Verderben über Rußlands Grenzen dringt. Beschwören Sie den Kaiser, Marschall! Seine Rettung ist ja auch die unsrige; weiß Rußland, daß er von Paris aus neue Heere sendet, so sind wir höchstens Kriegsgefangene, theilt aber der Kaiser unser Loos, so sind wir mit ihm Staatsgefangene, und Sie kennen den unermeßlichen Kerker, welchen Rußland für uns birgt."

Rasinski's Feuer überzeugte den Marschall vollends. „Er muß wollen," rief er eifrig aus; „und es darf kein Augenblick verloren werden."

Der Kaiser hatte sich eben in eine Hütte dicht am Ufer begeben. Ney eilt dahin, er trifft den König von Neapel und den Vicekönig von Italien, ihnen entdeckt er Rasinski's Vorschlag. Beide heißen ihn willkommen; gemeinschaftlich beschließen sie, ihn sofort dem Kaiser mitzutheilen, und folgen ihm in die Hütte.

In gespannter Erwartung harrte Rasinski auf die Entscheidung. Es vergeht über eine Viertelstunde; Niemand läßt sich sehen. Schon wird es zu spät — schon will Rasinski es wagen, selbst in den Kaiser zu dringen, — da tritt Ney wieder heraus, geht ihm langsam entgegen und spricht:

„Graf Rasinski! Der Kaiser ist nicht zu bewegen, das

Heer zu verlaſſen. Wir erwarten hier gemeinſchaftlich den Tag, den Feind, den Untergang!"

Der rauhe Ton, mit dem der Marſchall ſprach, zeigte, wie tief er bewegt war, und wie viel Gewalt er ſich anthat, um es nicht zu ſcheinen. Raſinski ſtand unbeweglich; ein unnennbarer Schmerz zuckte durch ſeine Bruſt, aber nicht warm und erweichend, ſondern kalt, grauend. „Haben Sie dem Kaiſer geſagt, —" begann er endlich wieder, wurde aber ſogleich vom Marſchall unterbrochen:

„Alles! Alles, was Vernunft und Liebe vermögen; der König von Neapel, der Vicekönig von Italien, Davouſt, Mortier, Rapp, Graf Daru, Berthier ſelbſt — es fehlte wenig, ſo hätten wir uns ihm zu Füßen geworfen. Aber er blieb wie ein ehrner Fels: „der Soldat hat ſein Vertrauen auf mich geſetzt, ich will es nicht täuſchen," war ſeine Antwort.

„Und Paris, Frankreich, Europa — wogen dieſe Gewichte in der andern Schaale noch zu leicht?"

„„Hier iſt die dringendere Gefahr,"" ſprach er kurz, „„eher gehe ich nicht, bis ſie vorüber iſt.""

„Dann iſt's zu ſpät!" rief Raſinski außer ſich. „Erlauben Sie mir, daß ich noch einmal —"

„Nichts, Graf," antwortete der Marſchall; „der Kaiſer läßt ſich nicht durch Bitten in ſeinen Beſchlüſſen irre machen. Auch ich ſagte ihm: dann iſt's zu ſpät. „Jetzt aber iſt's zu früh," war ſeine Antwort. „und," ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, „wollt Ihr denn mit Gewalt, daß ich zu dem Unglück Schande auf mein Haupt lade? Ich werde gehen, ich werde nicht bis Paris an der Seite des Heeres marſchiren, aber erſt dann, wenn Eure Gegenwart hier genugt. Der Augenblick iſt noch nicht gekommen."

Raſinski ſchwieg. So tief ihn der Gedanke erſchütterte und ſeine Bruſt zerriß, daß der große Mann hier im Ange

ſicht der Rettung unwiderruflichen Untergang finden ſollte, ſo tief durchdrang ihn doch auch das Gefühl erhebender Bewunderung, welche der feſte Beſchluß des Kaiſers erweckte. Einige Minuten dauerte dieſer Kampf in ſeiner Bruſt, dann rief er, durchdrungen von dem würdigen Entſchluß, aus: „Wahrlich, er durfte nicht anders, er hat uns auch diesmal übertroffen und beſchämt. So iſt es beſſer. Wir wollten ihm die menſchliche Berechtigung jeder Bruſt nehmen, edel, muthig, groß zu handeln. Wohl ihm, wohl uns, daß er es nicht duldete. Auch der wahre Vortheil iſt hier! Die Weltgeſchichte gewinnt wenig, wenn er noch einige Jahre über Europa herrſcht; ſie gewinnt aber, wenn er würdig fällt. Für den Glanz des Ruhms hat er zehnfach genug gethan, jetzt handelt er für das echte Gold deſſelben. Marſchall, ich bin mehr als getröſtet, ich bin freudig erhoben und geſtärkt.“

„Und Sie haben Recht, und unſer tiefer Schmerz iſt der untrüglichſte Beweis dafür.“ Sie reichten einander die Hände mit herzlichem Druck; dann ſchieden ſie. Raſinski ritt zurück zu den Seinigen und erzählte ihnen, was geſchehen war. Da ſchlug ihre flammende Begeiſterung für den Feldherrn mächtig lodernd empor, und Alle erwarteten die Sonne des Verderbens, die über ihnen aufgehen ſollte, mit Stolz und trotzigem Muth.

Drittes Capitel.

Der Tag fing an zu grauen. Jetzt ſpähten Aller Blicke durch die weichenden Schleier der Nacht, um die Feinde zu

zählen, die ſich vor die Pforten der Rettung gelagert hatten. Raſinski war mit Boleslaw, durch Buſchwerk gedeckt, eine kleine Anhöhe hinangeritten, von der er den Lauf des Stroms und die Krümmung ſeiner Ufer weit überſchauen konnte. Noch ſchimmerten die Flammen der ruſſiſchen Wachtfeuer mattröthlich durch die Morgennebel und das bläulich dämmernde Licht des Tages. Doch war Alles ſtill auf den beſchneiten Höhen.

„Mir däucht," ſprach Raſinski, „man müßte doch ſchon die Leute ſich bewegen ſehen; oder ſollten ſie ſich etwas hinter den Rand der Anhöhen gezogen haben?"

„So weit ich erkennen kann, ſind die Wachtfeuer verlaſſen," antwortete Boleslaw; „wenigſtens die vordern. Dort hinten am Waldſaum mögen ſie wol beſetzt ſein."

„Sie werden ſich," erwiderte Raſinski, „dem Feuer unſerer Artillerie nicht ſo nahe haben ausſetzen wollen; doch wundert mich's, daß ich nirgend Kanonen aufgefahren ſehe."

Sie ritten noch einige hundert Schritte weiter, auf die Spitze eines Hügels, der ſich näher gegen den Fluß zog, indeſſen verwehte der Wind die neblichen Dünſte, und es wurde allgemach heller.

„Bei Gott!" rief Raſinski, der mit ſteigender Verwunderung umherblickte, „die jenſeitigen Ufer ſind verlaſſen! Dahinter muß irgend eine Abſicht ſtecken. Man will uns vielleicht den Übergang beginnen laſſen, um dann eine deſto furchtbarere Verheerung unter uns anzurichten."

„Vielleicht bleibt uns wenigſtens ſo viel Zeit, um die Brücke zu bauen," meinte Boleslaw und deutete auf den Strom, wo man jetzt die Arbeiter in voller Geſchäftigkeit erkennen konnte.

„Auf den Hügeln dort rechts" bemerkte Raſinski, „ſehe ich Reiter; ſie ſcheinen mir ebenfalls zu recognoſciren. Laß

aus dort hinüber, man muß von jenem Hügel die Windung des Stromes tief hinabsehen können."

Sie ritten auf den bezeichneten Punkt zu und trafen daselbst den Marschall Ney, Regnard und einige andere Offiziere. Diese waren eben so erstaunt als Rasinski, das jenseitige Ufer von Truppen entblößt zu finden. Plötzlich rief Regnard: „Dort drüben, nach Borisow zu, sehe ich Truppen im Marsch; es ist eine starke Colonne. Rasinski, Ihr habt ein Falkenauge, was meint Ihr, ist das nicht russische Cavalerie?"

Rasinski hielt die Hand über das Auge, weil die eben aufgehende Sonne schon zu blenden anfing, blickte scharf hin und rief dann: „Es ist Artillerie und Infanterie; ich sehe zwei Colonnen, sie marschiren nach Borisow."

„Sollte der Feind vielleicht abziehen?" rief der Marschall Ney mit dem Tone der Ungläubigkeit. „Es ist unmöglich!"

„Aber es ist nicht mehr daran zu zweifeln," fiel Rasinski ein.

„So leuchtet der Stern des Kaisers noch immer hell an seinem Himmel!" rief Ney mit einem flammenden Blick der Freude aus; „man muß ihn sogleich benachrichtigen."

Alle sprengten hinunter gegen die Brücke zu, wo der Kaiser aufmunternd und antreibend bei den Arbeitern stand und auf die Berichte wartete.

Jetzt trafen die zur Recognoscirung ausgesandten Offiziere von allen Seiten ein. Niemand hatte eine Spur des Feindes entdeckt. Mehrere die abziehenden Truppen bemerkt.

„So wäre es doch gelungen, Tschitschagoff zu täuschen!" rief der Kaiser aus. „Man muß einen Gefangenen zu bekommen suchen, der uns Gewißheit gibt."

Rasinski erbot sich, einen herbeizuschaffen. Er sprengte sogleich mit Boleslaw den Strom aufwärts, nahm einige

Chasseurs mit und schwamm mit ihnen durch den Fluß. Als sie die jenseitigen Höhen erreichten, bemerkten sie alle Spuren eines bedeutenden Corps, das die Nacht über hier gelagert haben mußte. Die Feuer brannten noch meist alle; man sah, daß sie erst seit einigen Stunden heimlich verlassen worden waren, und daß ihre Flamme den Kaiser täuschen sollte. Die Spuren des Weges, welchen das russische Heer genommen hatte, waren auf dem Schnee bald zu erkennen; sie zogen sich südlich nach Borisow zu. Rasinski folgte ihnen rasch, aber mit Vorsicht; als er durch ein kleines Gehölz geritten war, sah er jenseit desselben einige zerstreute Kosacken; unvermuthet überfiel er sie, sie flüchteten, doch einer stürzte auf dem glatten Schnee mit dem Pferde und fiel so in Rasinski's Hand, der sogleich mit dieser Beute umkehrte.

Unterwegs befragte er seinen Gefangenen aufs genaueste nach allen Umständen und erfuhr, daß in dieser Nacht der General Tschaplitz mit zehntausend Mann und dreißig Kanonen die Höhen, Studianka gegenüber, besetzt gehalten habe, aber auf Tschitschagoff's Befehl gegen Morgen über Borisow nach Beresino aufgebrochen sei. Sein Herz frohlockte, als er die Bestätigung dieser Vermuthung erhielt, denn jetzt war die Rettung möglich, falls nur im Lauf dieses Tages der Übergang beginnen konnte. „Freue Dich, Beleslaw," rief er diesen an, „noch glänzt unsere Sonne. Heute hat die Göttin des Glücks gezeigt, daß sie den Kaiser noch nicht verlassen will. Dies sind die unbesetzten Engpässe von Cilicien; des Macedoniers Stern strahlt nicht leuchtender als der des Corsen." Ungeduldig, dem Kaiser diese Nachrichten zu bringen, spornte Rasinski sein Pferd an, setzte über den Strom und berichtete, was er gesehen und was er erkundet hatte.

Der Kaiser vernahm diese Botschaft mit zufriedenen Blicken, aber doch eben so ruhig, als er gestern die Berichte über die drohendsten Gefahren anhörte. Er gab sogleich Befehle, den Bau der Brücke aufs äußerste zu beschleunigen. Mit diesem war man endlich so weit gekommen, daß zwei Böcke aufgestellt und durch Bohlen verbunden waren; nun mußte das Werk sich rasch fördern, und der General Eblé versprach, es bis Mittag zu vollenden.

Indessen zogen sich auch bereits Truppenmassen von allen Seiten heran. Studianka selbst war mit Kanonen, Pulverwagen, Trainfuhrwerken, der Bagage des Kaisers, der Marschälle und anderer Offiziere überfüllt; ebenso die Wege, welche nach dem Örtchen hinunterführten, und die Höhen, die es rings umgaben. Rasinski sah mit bedenklichen Blicken diese ordnungslose Häufung der Massen, welche nur aus dem Zustande der Auflösung, in dem sich das Heer befand, erklärt werden konnte. Jetzt noch eine Aufstellung, eine Anordnung zu bewirken, schien unmöglich, zumal da Menschen und Pferde, aufs äußerste entkräftet, diesen kurzen Zustand nutzten, so viel die Umstände es gestatteten. Man sah die angespannten Thiere vor Ermattung sich auf den Schnee lagern und mit heißhungriger Begierde schlechten Häcksel, Stroh, oder was sonst nur dem Futter ähnlich war, verschlingen. Die Fahrer hatten theils ein Obdach in den Hütten gefunden, theils sich an Feuern gelagert, wo nur irgend Raum war. Wenn sich dieser verworrene Knäul erst zu lösen und in Bewegung zu setzen begann, wenn Wagen zusammenbrachen, Pferde stürzten, die engen Wege sich sperrten, die Hast und Begierde, sich zu retten, die Besonnenheit raubte, und, wie es so oft auf diesem Rückzuge geschehen war, Jeder dem nächsten, eignen Vortheil das dauernde Wohl des Ganzen aufopferte — dann konnte hier,

ſo glücklich ſich die Umſtände geſtaltet hatten, das Unheil ſeinen Gipfel erreichen und ſich an den Ufern dieſes Stromes noch ein letztes furchterliches Denkmal ſetzen. Dieſe Ahnungen Raſinski's trafen nur mit zu ſchreckenvoller Wahrheit ein.

Als er eben die Höhen wieder hinanritt, auf denen ſeine Leute gelagert waren, hörte er in der Ferne, von Berisow her, den dumpf hallenden Laut eines Kanonenſchuſſes. Einige Augenblicke blieb es ſtill, dann wiederholte ſich der Schuß, und es begann ein regelmäßiges Feuer.

„Hörſt Du, Boleslaw," ſprach er zu dieſem, „dort unten ſchlägt man ſich; wir wollen wünſchen, daß das Ungewitter nicht heute noch heranziehe."

Boleslaw horchte geſpannt auf und erwiderte dann: „Ich weiß nicht, ob mich der Wind täuſcht, aber dort hinüber glaube ich auch Kanonenſchüſſe zu hören. Jetzt eben wieder! Hörſt Du wohl? Nach der Richtung von Niamaniza."

Raſinski's Stirn umwölkte ſich düſter. „Sollte es doch beſchloſſen ſein?" ſprach er. „Drei ruſſiſche Heere ſind auf dem Punkte, ſich zu vereinigen. Nur zwei Tage Aufſchub!"

Indeſſen wurde das Schießen lebhafter; es mußten bedeutende Gefechte ſich entſponnen haben. Wenn es den Ruſſen gelang, das Corps des Marſchalls Victor zu werfen, ſo drangen die Maſſen gewaltſam nach, und die Überreſte des franzöſiſchen Heeres waren vernichtet. Das ſah Raſinski unvermeidlich vor ſich, und dieſer Beſorgniſſe voll, kehrte er zu den Seinigen zurück.

Hier herrſchte noch allgemeine Freude über den Abzug des Heeres auf dem jenſeitigen Ufer, zwar hatte man den

fernen Donner der Kanonen ebenfalls vernommen, doch glaubte man die Gefahr nicht so nahe.

In der That verlor sich das Feuern wieder und gegen Mittag wurde Alles still. Um ein Uhr kam endlich die Nachricht, daß eine der Brücken, die für die Infanterie bestimmte, vollendet sei, und die Brigade Legrand bereits unter den Augen des Kaisers mit ihrer Artillerie übergehe. Die zweite Brücke war der Vollendung nahe.

Schon entstand ein unruhiges Bewegen und Drängen unter den Massen, weil Jeder zuerst das jenseitige Ufer zu erreichen wünschte; doch, noch war der Kaiser in Studianka und zu viele regelmäßige Truppen gegenwärtig, auch die Zahl der waffenlosen, ungeordneten Flüchtlinge noch nicht so angewachsen, daß ihr Strom Alles mit sich fortgerissen hätte. Gegen den Nachmittag hörte man wieder Kanonendonner und zwar näher und stärker als am Morgen. Das Gefecht wandte sich offenbar herwärts; es schien möglich, daß mit Anbruch der Nacht die Colonnen bis Studianka zurückgeworfen sein konnten. Indessen sah man in zwei schwarzen Reihen die Artillerie und ihre Wagen, sowie einige andere Truppentheile die Beresina passiren. Es schien Alles so mit Ordnung herzugehen, daß man erwarten durfte, noch vor Mitternacht den größten Theil der Bagage, der Verwundeten und der Wagen überhaupt, für welche die eine Brücke ausschließlich bestimmt war, am jenseitigen Ufer zu sehen.

Rasinski rieth jetzt Bernhard an, sich mit dem Wagen Bianca's nunmehr dem Zuge anzuschließen, damit er nicht in den Strudel der Verwirrung gerissen würde, wenn etwa neu herankommende Colonnen oder gar der anrückende Feind eine größere Hast und Bestürzung erzeugen sollte. Mit bangen Gefühlen trennten sich Bernhard und Ludwig von Ra-

sinski; doch sie sahen ein, daß er mit den Seinigen vielleicht einer der Letzten sein werde, ja sogar hier noch ins Gefecht kommen könne. Überdies hätte er doch auf der andern Brücke übergehen müssen, da den Wagen die obere ausschließlich angewiesen war. Sie nahmen daher, von unglücklichen Ahnungen bewegt, einen wehmüthigen Abschied und begleiteten den wieder von Willhofen geführten Wagen hinunter nach Studianka. Jetzt brach die Dämmerung ein. Der Zug der Fuhrwerke rückte langsam vorwärts; gegen das Ufer hin glich er einer ungeheuren Wagenburg, bei der an Festhaltung der Reihe und Ordnung nicht mehr zu denken war; sondern wie Jeder sich am besten aus dem verworrenen Knäul loswickelte und die Brücke zuerst erreichte, ging er über.

Bianca warf ängstliche Blicke über dieses Getümmel von Rossen, Menschen, Wagen und Schlitten; ein dumpfes Brausen rufender und kreischender Stimmen, das von Minute zu Minute mit dem Dunkel der Nacht wuchs, erhöhte den beängstigenden Eindruck, den diese unermeßliche Verwirrung machen mußte.

„O wäret Ihr jetzo nicht in meiner Nähe, Ihr Geliebten," sprach Bianca sanft zu Bernhard und Ludwig, indem sie Beider Hände ergriff, „wie verlöre ich mich in diesem grauenden Gewühl! Aber so ist mein Herz ohne Sorge und ohne Furcht."

Ludwig fühlte wohl, daß sie mit dieser scheinbaren Ruhe nur seine und des Bruders Besorgnisse um sie mildern wollte, wie es denn ihrer schönen Seele eigen war, stets zuerst den fremden Schmerz, die fremde Sorge zu fühlen und zu lindern. Er antwortete daher auch für sie tröstend und beschwichtigend und scherzte, um sie zu zerstreuen, mit dem Kinde, das, keine Gefahr ahnend, mit rührender Unschuld plauderte und schäkerte. Bernhard blickte indessen auf

merkſam umher, um jeden Vortheil, der ſich darböte, raſch wahrzunehmen. Ein unruhiges Murmeln zu ſeiner Linken bewirkte, daß er ſich dorthin wandte. Eine Menge von Kriegern deutete auf die Schneehügel abwärts vom Fluſſe, und das Gemurmel, welches durch die Reihen lief, zeigte, daß ein Ereigniß von Wichtigkeit ihre Aufmerkſamkeit beſchäftige. Anfangs konnte Bernhard nicht errathen, was es ſein mochte, plötzlich aber entdeckte er einen röthlichen Schein über dem Schnee, der an Größe und Helle zu wachſen ſchien.

„Borisow ſteht in Flammen!“ rief eine Stimme neben ihm; es war Willhofen.

„Glaubſt Du?“ fragte Bernhard.

„Es kann kein anderer Ort ſein; ich weiß, daß es gerade dort hinaus liegt.“

Die Flammen ſchlugen höher auf, allgemach wurden Alle, die an dem Ufer verſammelt waren, die Erſcheinung gewahr, und indem jeder ſeine Aufmerkſamkeit darauf richtete, wurde das brauſende Geräuſch der Stimmen dadurch einige Augenblicke unterbrochen. In dieſen vernahm man deutlich ſtarken Kanonendonner von dort her. Es wurde alſo um Borisow, kaum zwei Stunden von Studianka, gefochten.

Noch in dieſer Nacht kann der Feind anrücken. Dieſe Betrachtung ſchien ſich in jeder Bruſt zugleich zu geſtalten und plötzlich eine überſtürzende Haſt und Eile der Rettung auf das jenſeitige Ufer zu erregen. Von drei Seiten zugleich wurden die Wagen heftig auf den engen Zugang der Brücke zugetrieben; ſie fuhren gegen einander an, daß die Räder und Achſen brachen, warfen um und ſtopften ſo die Bahn. Dies verurſachte ein grimmiges Toben und Schreien von allen Seiten her. Mit Wuth warfen ſich die Nachfolgenden auf Die, welche verunglückt waren und ihnen ſo den

Weg der Rettung verſperrten. Ohne Erbarmen riſſen ſie die Unglücklichen, welche auf den Wagen geſeſſen hatten, herab und zerſchlugen die zerbrochenen Fahrzeuge in tauſend Trümmer, um ſich Bahn zu brechen. Doch, noch bevor ihnen dies völlig gelang, drängten ſchon wieder andere Wagen nach, die vordern jagten daher in wilder Eil über die Trümmer zerbrochener Räder und Geſtelle hin der Brücke zu, verfuhren ſich ebenfalls ineinander, brachen die Achſen, ſtürzten um und erneuerten ſo ſelbſt das Schauſpiel, das eben ihre Wuth erregt hatte. Pferde und Menſchen ſtürzten über einander; fürchterliches Geſchrei und Toben erſcholl. Die Cavalerie ſprengte dazwiſchen und ſuchte Ordnung zu erhalten, indem ſie Diejenigen mit Säbelhieben zurücktrieb, welche ſich außerhalb der Reihen eindrängen wollten; allein kaum gelang ihr dies an der einen Seite, ſo hatte ſich an der andern ſchon das dreifache Unheil ereignet. Verwundete geriethen unter die Räder der Wagen und erhoben ein durchdringendes Geſchrei um Hülfe; doch es wurde übertäubt durch die Flüche und das wilde Rufen, womit Diejenigen, die, dem Ziele nahe, nur noch einer letzten Anſtrengung bedurften, um geſichert zu ſein, ihre Geſpanne antrieben.

„Heiliger Gott, was ſoll daraus werden!“ rief Bianca erblaſſend und heftete, indem ſie das ängſtlich gewordene Kind faſt bewußtlos an die Bruſt drückte, erſtarrte Blicke auf das Gemälde des Grauſens rings umher.

„Sei ruhig, Theure,“ ſprach Ludwig begütigend; „es iſt nur der erſte Augenblick des Schreckens, gewiß wird ſich bald Alles wieder beruhigen; denn Jeder kann ja ſehen, daß er auf dieſe Weiſe nur ſein eignes Verderben beſchleunigt.“

„O, laß uns lieber zurück zu Raſinski,“ bat ſie ſanft; „dieſer entſetzlichen Rettung über die zermalmte Bruſt hülfloſer Verwundeten entſage ich. Lieber erwarte ich den Tod

durch die feindlichen Kugeln, als daß ich diesen blutigen Weg betrete."

„Die Rückkehr ist unmöglich, Bianca," entgegnete Ludwig, indem er seine Blicke rings umher warf. „Siehe, mit welchen Massen von Wagen und Menschen diese Abhänge und alle herabführenden Wege bedeckt sind; man könnte sich leichter eine Bahn durch den Fels graben als durch dieses Gewühl dringen."

Bernhard, der gleich Ludwig neben dem Wagen gestanden hatte, schwang sich auf die Achse des Hinterrades, um einen freiern Überblick zu haben. Ein unabsehbares, düsteres Gewimmel, welches sich, so weit man die Ufer verfolgen konnte, an ihren Krümmungen entlang und die beschneiten Anhöhen hinaufzog, bot sich seinem Auge dar. Durch die einbrechende Dämmerung erschien es noch unbestimmter und riesenhafter.

„Hm!" murmelte er vor sich hin, „das schwarze Meer mitten im Eismeer; und es fängt an die Wogen im Sturm zu erheben."

Am äußersten Rande des Horizonts, wo Nacht und Ferne sich verschmolzen, glühte der düsterrothe Widerschein des brennenden Borisow. Ein Nachtsturm fing an, die Flügel zu erheben und brauste hohl mit eisigkaltem Hauch über die Fläche hin.

Selbst dem felsenherzigen Bernhard erfüllte ein banger Schauer die Brust, und es ahnete ihm, hier werde sich alles Entsetzliche, was dieser Krieg geboren, zusammenhäufen und die früheren Schrecken riesenhaft überbieten. Für sich allein fühlte er Kraft, Allem zu trotzen; doch, wenn er den Blick auf die Schwester warf, wenn er ihre Jugend, ihre Schönheit betrachtete, sich der Opfer erinnerte, die ihre reine Liebe ihm gebracht, und dann zurückschaute auf dieses unergründ-

lich tiefe Meer des Verderbens und des Entſetzens, das rings umher die finſtern Wogen erhob — dann mußte er einen ehernen Harniſch des gewaltſamen Wollens um ſeine Bruſt ſchmieden, damit ſie nicht ermattet breche unter der Laſt ihrer Schmerzen.

Aus jungfräulicher Schüchternheit richtete Bianca ihr Vertrauen in dieſen Drangſalen noch immer mehr zu dem Bruder als zu dem Geliebten; auch hielt ſie ihn wegen ſeiner raſchen Art zu handeln für entſchloſſener und umſichtiger in Gefahren als den eben ſo männlich gefaßten, aber weichern Ludwig. Deshalb wandte ſie auch jetzt ängſtlich fragende Blicke zu ihm, die Rath und Troſt ſuchten. Sie drangen in ſeine tiefſte Bruſt; abſichtlich aber richtete er kein Wort an ſie, denn er war zu erſchüttert, um dies nicht durch ſeine Stimme zu verrathen; ſeine rauhe Larve aber, ſeinen ſtachligen Panzer wilden Scherzes mochte er dieſer Sanften gegenüber nicht anlegen, weil er wußte, daß ſie ſich daran verwundete.

Glücklicherweiſe hielt der Wagen, auf welchem ſie ſich befand, an einer Stelle, die nicht in die Fluthen des ſtrömenden Gedränges hineingeriſſen wurde, von welcher man daher, wenngleich es keinen Rückweg gab, doch wenigſtens nicht gewaltſam in den Alles verſchlingenden Strudel getrieben werden konnte. Dies gereichte zwar zu Bianca's eigenem Heil; doch da ſie ſich ſtets in fremder Seele fühlte, ſo litt ſie deſto unausſprechlicher bei dem Anblick des Jammers und Schreckens, den ſie vor Augen hatte, ohne retten oder lindern zu können. In ſtummer Qual ſaß ſie, wie ein Opferlamm, das unter dem geſchwungenen Beil zittert, unbeweglich da und wandte das Auge auf das ängſtlich gewordene Kind in ihrem Schooße; ſelbſt zitternd, herzte ſie es und ſuchte es zu beruhigen. Jeannette neben ihr war

bleich, wie eine Leiche, sie wagte keinen Laut zu sprechen, aber kalte Thränen der Angst rollten unaufhaltsam über ihre Wangen herab. Beiden Frauen gegenüber saßen zwei schwer verwundete Offiziere, die jedoch durch ein betäubendes Fieber, welches schwere Kopfwunden erzeugten, unempfindlich gegen die Schrecken um sie her gemacht wurden. Unter diesem Druck der Angst und schweren Sorgen schlichen die Minuten mit bleierner Langsamkeit dahin.

Viertes Capitel.

Plötzlich vernahm man ein dumpfes, donnerndes Krachen und gleich darauf zerriß ein Schrei des Schreckens die Lüfte. Aller Augen wandten sich nach dem Strom, woher der durchdringende Weheruf erscholl, und ein erstarrendes Grausen fesselte Brust und Lippe, als man die Brücke unter ihrer Last und dem Andrang furchtbarer Eisschollen inmitten des Stromes gebrochen und mehrere Joche hinweggerissen sah. Nur von den nächstliegenden erhöhten Punkten des Ufers konnte man dies bemerken; die bei weitem größere Masse aber, die sich auf der Brücke selbst und am tiefern Ufer befand, ahnete nichts von dem Unfall, sondern drängte mit rasender Verblendung vorwärts und trieb Die, welche am Rande des Abgrundes standen, gewaltsam in ihren Untergang. Vergebens klammerten sich die Unglücklichen an die Trümmer der Brücke, vergebens riefen sie mit herzzerreißendem Laut das Erbarmen ihrer Brüder an — es gab keine Wahl mehr, gewaltsam wurden selbst die Mitfühlenden zum

grauſenvollen Morde ihrer Gefährten gedrängt, um im nächſten Augenblick auf dieſelbe Weiſe unerbittlich in den ſchwarzen Schlund des Stromes geſtürzt zu werden. Die Angſt erzeugte Verzweiflung und Wuth. Die ſich verloren Glaubenden wurden zu raſenden Tigern, denn mit gezogenem Schwert ſtürmten ſie rückwärts in die gedrängten Scharen ihrer Brüder hinein, um ſich eine Bahn nach dem Ufer zu brechen. So erſtand ein empörender Kampf, ein wahnſinniges Morden unter befreundeten Kameraden; die rückwärts wogende Fluth des Gedränges kämpfte mit der vorwärts ſtrömenden, und dadurch erzeugte ſich ein furchtbares Zuſammenpreſſen gegen die Mitte hin. Die ſcheuen Pferde bäumten ſich empor oder ſuchten in der Angſt ſeitwärts einen Ausweg und ſtürzten ſo ſammt den Wagen an der Seite der Brücke in den Strom hinunter. Angſtruf, Wehgeſchrei, Gebrüll der Wuth, wildes Getümmel und Getöſe von allen Seiten!

Nur wenige Minuten dauerten dieſe Schreckensſcenen, die ein furchtbares Nichtwiſſen, ein unſeliger Irrthum erzeugte; doch jede Minute koſtete Hunderten das Leben, die ſchon den Saum der Rettung berührt hatten. Und in die Bruſt vieler Tauſende tauchte das grauſe Geſpenſt des Entſetzens ſeine kalte Hand, und ſie empfanden ahnend, welch ein Geſchick die düſtern Zukunftsſchweſtern auch ihnen webten.

Während die Brücke wiederhergeſtellt wurde, trat eine erwartungsvolle Stille ein. Das Unheil, was bereits geſchehen war, hätte, ſo ſollte man glauben, die noch Übrigen belehren können; auch geſchah, was irgend möglich war, um eine beſſere Ordnung des Zuges vorzubereiten. Allein jetzt erſchwerte die Nacht noch jede Leitung der unüberſehbaren Menge, und nur der kleinſte Theil konnte wiſſen oder vermuthen, was geſchehen war. Jeder wurde gleichſam mit

verbundenen Augen seinem Schicksal entgegengeführt, und erst wenn er mitten auf dem strudelnden Strome des Verderbens trieb, wo es keine Kunde, keine Rückkehr mehr gab, wurde ihm die Binde von den Augen gerissen und er stand schaudernd am Rande des Abgrundes.

Die Zahl Derer, die zu Opfern bestimmt waren, wuchs überdies von Minute zu Minute an, da immer noch Nachzügler, Verwundete, Entkräftete von allen Seiten herankamen. Plötzlich wurde das dumpfe, schauerliche Gemurmel, welches man an den Ufern des verderblichen Stromes hörte, wieder durch lauten Kanonendonner unterbrochen. Die Flammen von Borisow schlugen heller auf; von dort her schien sich der glühende Lavastrom des Kampfes langsam heranzuwälzen. Während man gespannt auf die rollenden Donner dieses neuen Ungewitters horchte, öffnete sich der Krater noch auf einer andern Seite, und verkündete seinen Ausbruch mit lautem Krachen des Geschützes.

Dieser zweite Kampf hatte sich offenbar vor Studianka, vielleicht gar auf den Höhen, wo auch Rasinski lagerte, entfernen, so nahe vernahm man den Klang der Schlacht. Diese Vermuthung wuchs, denn man sah Eilboten von mehreren Seiten an den Kaiser kommen, der noch immer mit Majestät und ruhiger Haltung am Ufer weilte, und an der Brücke für die Infanterie den Übergang leitete. Andere Boten wurden eilig zurückgesandt; an Allem bemerkte man, daß wichtige Vorfälle sich ereignet haben mußten.

An der Herstellung der Brücke arbeitete man bereits mit höchster Anstrengung, doch sandte der Kaiser einen Offizier nach dem andern, um die Vollendung zu beschleunigen. Indessen dauerte der Kanonendonner mit kurzen Zwischenräumen immer fort, ohne sich jedoch zu nähern. Die Dunkelheit der Nacht machte eine Schlacht unmöglich, das gegen-

ſeitige Feuern ſchien daher nur den Zweck zu haben, einander fortwährend in Aufmerkſamkeit zu halten.

Mitternacht war vorüber. Die übermäßig angeſpannten Kräfte des Körpers und der Seele hatten die meiſten der am Ufer verſammelten Unglücklichen in Schlaf geſenkt; doch Hunger und Kälte, vor Allem aber ein ſcharfer Nordoſtwind, der ſich immer gewaltiger erhob und Alles erſtarrte, was er berührte, trieben ſie an, eine andere Zuflucht zu ſuchen. Sie verbargen ſich unter die Wagen, krochen zwiſchen die Pferde, um ihre verklammenden Glieder an der thieriſchen Wärme aufzuthauen, lagerten ſich in dichte Haufen übereinander hin. Plötzlich beleuchtete eine röthlichglühende Fackel das düſtere Nachtſtück, und ein blutiger Widerſchein glänzte auf dem Strom und auf den beſchneiten Anhöhen. Als man ſich umwandte, ſah man das Dorf Studianka in hellen Flammen. Die Unglücklichen von den Uferhöhen, die noch bis dahin zurückkommen konnten, hatten daſelbſt eine Zuflucht geſucht; doch die Hütten waren überfüllt und die Kälte der rauhen Nacht wuchs mit dem Sturm. Holz fand ſich nicht in der Nähe, daher riſſen die Verzweifelnden die elenden Häuſer über den Häuptern Derer zuſammen, die ſich hineingeflüchtet hatten, und zündeten die Balken, Dielen und Dachſplinte an, um ſich daran zu erwärmen.

Der Kaiſer war höchſt erzürnt über dieſen Verfall, der dem Feinde den Übergangspunkt verrathen und das Verderben Aller herbeiführen konnte. Indeſſen war die That geſchehen, und überdies der Drang der Umſtände ſo gewaltig, daß ſelbſt ſein mächtiger Wille nichts mehr dagegen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Defiliren der geordneten Truppen über die unverſehrte Brücke fort; doch wurde auch ſie jetzt für die Artillerie benutzt, ſo lange die

zweite gesperrt war. Nach ihrer Herstellung hätte man Hoffnung gehabt, den Übergang regelmäßiger bewerkstelligt zu sehen, da theils die Menge am Ufer sich vermindert hatte, theils die bittern Erfahrungen, die man gemacht, zur Lehre dienen konnten. Da aber ereignet sich ein neues Unheil. Unvermuthet kommt eine Reihe von Wagen mit schwer Verwundeten, von Frauen und leichter verwundeten Kriegern zu Fuß begleitet, bei dem Heere an. Es sind Jammerbilder, von Frost, Hunger und Schmerzen gequält. Man staunt, man fragt, woher sie kommen? Von Borisow, wo der Feind die Brigade des Generals Partheuneau in dieser Nacht zum großten Theil gefangen genommen hat. Nur einem Theil ist es gelungen, sich zu retten; er zieht sich vor den nachdrückenden Russen zurück, und ihm gehen diese Verwundeten und eine unübersehbare Schar waffenloser, halbverhungerter Nachzügler voran, die hier ihre Rettung suchen. Kaum sind diese ersten Erkundigungen eingezogen, so erblickt man auch schon dichte schwarze Scharen, welche die Höhen und die Uferränder bedecken.

Bei dem fahlen Schein der verglimmenden Hütten von Studianka, bei der Dämmerung des Schnees und der Gestirne erkennt man, daß es viele Tausende sind, die in ungeordneten Zügen herannahen. Kaum gewahren sie gewaffnete Kameraden, von denen sie sich Schutz versprechen, als sie in wilder Hast, als sei der Feind ihnen schon auf den Fersen, heranstürzen und ihre Reihen bedrängen. Bleich, hohlwangig, die Gier des stachelnden Hungers im Blick, vor Angst und Frost schlotternd, mit leisem Gewimmer nahen diese Unseligen und flehen mit aufgehobenen Händen um Schutz und Nahrung. Von Mitleid bewegt, will man sie anfangs nicht zurückweisen; doch ihre Massen drängen so gewaltsam nach, daß sie die geordneten Reihen der Krieger

durchbrechen; und als ſie vollends die Brücke erblicken, ſtürzen ſie in beſinnungsloſer Eile auf dieſen Rettungsweg zu und drohen ſo, das Unheil von geſtern zu erneuen. In dieſem Augenblick befiehlt der Kaiſer, der neue Nachrichten vom Anrücken der Ruſſen erhalten hat, und dem man zugleich meldet, daß die Brücke für die Wagen wiederhergeſtellt ſei, den Übergang der Garden auf beiden Brücken. Er ſelbſt ſetzt ſich zu Pferde, um an der Spitze derſelben das jenſeitige Ufer zu gewinnen und ſie bei Bilowa mit den bereits übergegangenen Truppen in Schlachtordnung aufzuſtellen, weil leider auch an jenem Ufer der Feind gefürchtet werden muß. Dieſer Befehl zum Aufbruch bringt Alles in Bewegung; Jeder glaubt, jetzt ſei der günſtigſte Augenblick der Rettung auch für ihn, und ſo ſtürzen und drängen Alle zugleich, zumal aber die neuen vor Schreck halb berauſchten Ankömmlinge, auf die ſchmalen Zugänge der Brücken ein. Dieſer Maſſe iſt kein Widerſtand zu leiſten; die geordneten Reihen der alten Garden ſind durchbrochen, zwiſchen ihre Artillerie drängen ſich fremde Fuhrwerke ein, jede Ordnung iſt aufs Neue geſtört, Alles von der entſetzlichſten Verwirrung bedroht. Selbſt das Anſehen des Kaiſers reicht nicht mehr hin, ihm Bahn zu machen. Nachzügler, Verwundete, Wagen mit Gepäck, Weiber und Kinder ſtopfen den Eingang zu der erſten Brücke, und die Wogen der Menſchen drängen ſo unaufhaltſam nach, daß ohne Gewalt hier kein Durchgang mehr gewonnen werden kann. Die Nothwendigkeit erzeugt den ſchrecklichſten Entſchluß. Cavaleriemaſſen müſſen in die Unglücklichen eindringen und ſie mit ſcharfer Waffe zurücktreiben; ſchaudernd vollbringen ſie den Befehl, der ſie zwingt, das Blut hülfloſer Kameraden zu vergießen und die Körper der Stürzenden mit den Hufen ihrer Roſſe zu zermalmen. Ein lautes Angſtgeheul, welches ſelbſt den

brausenden Nord übertönt, zerreißt die Lüfte, und um den Schrecken aufs höchste zu treiben, erschallt in diesem Augenblick auch schon wieder der feindliche Kanonendonner. Er führt wenigstens den Beweis, daß das unmenschliche Gebot nur von der dringendsten Nothwendigkeit erzwungen werden konnte. Die Bahn ist nun geöffnet; eine Abtheilung Cavalerie rückt hinein; dann folgt der Kaiser, umgeben von seinen Offizieren, und ihm schließen sich die Garden an; doch immer neu, je näher und furchtbarer der Donner des Geschützes auf den Höhen hinter ihnen ertönt, drängen die Scharen der Flüchtigen auf die Truppen ein. Nur ihrer geschlossenen, geordneten Gewalt gelingt es, sie zurückzuwerfen, und es müssen Hunderte von Opfern in diesem widernatürlichen Kampf fallen.

Als die letzten Colonnen die Brücke erreichen, beginnt es zu dämmern, und nach und nach heben sich die schwarzen Schleier von dem Gemälde, zu zeigen, was sie in ihrer düstern Hülle verbargen. O, die Nacht war mild gewesen, als sie mit ihren Flügeln diese Schreckniße bedeckte! Der mitleidlose Tag zeigte die entsetzliche Wahrheit! Zerschmetterte Leichname, Trümmer von Wagen und Geschützen, gefallene Rosse, die sich in ihren letzten Zuckungen über noch blutende menschliche Körper hinwälzen, bedecken die steilen Abhänge, die sich neben der Brücke in den Strom senken. Zwischen den gegen die Uferwände getriebenen Eisschollen gewahrt man halbversunkene Unglückliche, die der Tod und die Kälte in dem Augenblick erstarrt hatten, wo sie die Arme noch hülfeflehend gegen Himmel und Menschen ausstreckten; doch vergeblich, denn beide waren taub für die Qualen der Angst und Verzweiflung. Wandte sich das Auge schaudernd ab von diesen Bildern des Grauens, so floh es noch scheuer zurück, wenn es sich auf die Lebenden am Ufer richtete;

denn es erblickte nur eine zahlloſe Schar bleicher Geſpenſter, aus deren hohlen erloſchenen Augen die Verzweiflung ſtarrte, die zitternd, weinend, heulend oder fluchend durcheinander irrten und, von eigenen Qualen zerriſſen, die des Bruders nicht mehr empfanden. Nur ein wildes, wahnſinniges Drängen nach Rettung aus dieſem Elende leitete, wie ein dunkler thieriſcher Trieb, alle ihre Bewegungen und Schritte. Viele aber vermochten ſelbſt dazu weder Kraft noch Wunſch mehr zu erheben, ſondern ſaßen regungslos wie Leichen auf der eisumpanzerten Erde und blickten ſtarr auf die Stelle, die ihr Grab werden ſollte. Nur der Wehruf der Zerſchmetterten, der Zermalmten, Derer, die in den Strom ſtürzten und von ſeinen Eisſchollen hinweggeriſſen wurden, nur die Flüche und das Toben der Ruchloſeſten, die ſich über die Leichen ihrer Brüder den Rettungsweg bahnten, miſchten in dieſes gigantiſche Bild des Todes die letzten wild grauſenvollen Zuckungen des Lebens. Doch es ſollte ſich noch entſetzlicher geſtalten. Zwar das menſchliche Maß des Jammers und Entſetzens ſchien erſchöpft, doch die waltenden Rachegötter wußten das Unheil aus neugefüllten Urnen in noch furchtbareren Wogen auszuſtrömen; denn plötzlich brach es wie der Donner des jüngſten Gerichts über den Häuptern dieſer Verdammten krachend herein. Aufgeſchreckt aus der dumpfen Betäubung, fuhren ſelbſt die der Hoffnungsloſigkeit willenlos Hingegebenen empor. Da ſahen ſie die Höhen rings umher von ſchwarzen Rauchwolken dampfen; die Schlacht tobte über ihren Häuptern. Als ob ein Dämon des blinden Schreckens plötzlich mitten unter die Scharen ſtürze und ſie in beſinnungsloſe Flucht ſcheuche, wälzten ſie ſich jetzt, keine Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit der Rettung mehr erwägend, in dichten ſchwarzen Wogen auf den Strom und ſeine Brücken zu. Und als bräche ſie

aus tausend geöffneten Schlunden hervor, wuchs die Fluth durch die Ströme der Fluchtenden, die durch die Schlacht gejagt von den Höhen gegen Studianka und Borisow zu herabkamen. Der Augenblick war da, wo das unaufhaltsame Rad der Vernichtung von den eisigen Höhen herabrollte, um, was da athmete, zu zermalmen.

Bianca, von Angst und Qual fast erschöpft, wandte das Haupt langsam nach jenen donnernden und rauchenden Höhen. „Glaubst Du, mein Bruder," fragte sie Bernhard leise, als ob sie bebe, die Antwort zu vernehmen, „glaubst Du, daß der edle Rasmeki dort im Kampf ist?"

„Es kann nicht anders sein, Liebe," antwortete Bernhard.

„So nimm mein Herz Abschied von ihm," sprach sie mit sanfter Festigkeit und dem Ton innigster Liebe.

„Warum?" fragte Ludwig bestürzt.

„O mein Theuerster," entgegnete Bianca sanft, „gewiß vertraue ich fromm auf Gott, doch schon unsere Rettung aus diesem Alles verschlingenden Strudel zu hoffen, scheint mir Vermessenheit, wie vollends auch die seinige aus jenem tobenden Ungewitter der Schlacht. Ich schließe mit der Liebe ab, die ich verehrte, und die ich liebte — jenseits werde ich sie ja wiedersehen."

Dieser entsetzende Schmerz der Schwester stachelte in Bernhards Brust seine ganze Kraft auf, und ermannte ihn, sie trotzig dem Geschick entgegen zu werfen. „Sei ruhig, Schwester; Du hast noch nie gewürfelt, wo es Eins gegen Eins stand; ich habe noch so viel Hoffnung auf Gewinn als auf Verlust. Und unser Spiel steht gut, denn wenigstens haben wir hier einen Anker im Schnee geworfen, der uns festhält gegen die Bergströme, die dort hinunterrollen.

Einmal müssen sie sich doch verlaufen, und dann wird Raum für uns."

„Gewiß, Du Holdeste," setzte Ludwig mit männlicher Festigkeit hinzu; „und denke, welche Wunder der Himmel schon an uns gethan; sie sind mir Bürge für die Zukunft, ein fester Schild gegen den sausenden Speer der Todesgöttinnen."

„Ähnlich sprach der segnende Gregor freilich auch, „antwortete Bianca; „doch wer ergründet des Himmels Rathschläge?"

„So würde doch auch unser Untergang unser Heil sein," entgegnete Ludwig ernst. „Das sei Dein Trost!"

„Er ist es, Geliebter," antwortete sie fromm und erhob das Auge gen Himmel; „darum aber nehme ich auch Abschied von der Erde."

„Ich nicht," sprach Bernhard, „und Du sollst es auch nicht, Schwester; aus irdischen Bedrängnissen und Gefahren hat uns die Hand des Schicksals auch für irdisches Glück errettet. Ludwig hat Recht; wir haben ein Unterpfand; der Himmel ist nicht so verschwenderisch mit Gnaden und Wundern —"

„O frevle nicht," unterbrach Bianca ihn erschrocken, da er in seinen alten, rauhen Ton verfallen war, indem er sich die schweren Bedrängnisse trotzig wie ein Löwe abschüttelte, dem ein Insektenschwarm um das Haupt schwirrt; „frevle nicht hier, wo der Allmächtige sein furchtbares Gericht hält!"

„Nein, nein, Schwester," antwortete Bernhard; „Du mißverstehst mich; Ludwig weiß wohl, wie ich's meine; er kennt mich länger!"

Dieser drückte ihm bewegt die Hand. „Und der Ewige kennt ihn am besten," sprach er zu Bianca, „und nie hat

Univ. Bibl.

er ein treueres, redlicheres Herz in einer menschlichen Brust gesehen."

„Das mag unerörtet bleiben," warf Bernhard fast leicht hin; „aber laßt uns nicht schwatzend den Augenblick versäumen, wo wir hier in die Speichen des Schicksalsrades packen müssen, damit es uns dort hinüberrolle auf die andere Seite. Willhofen! hast Du noch etwas Futter für die Pferde? sie können uns sonst im Augenblicke der Noth im Stich lassen."

„Vor Tagesanbruch habe ich sie in der Stille abgefüttert," antwortete dieser leise; „denn man darf hier nicht viel zeigen; für eine Fütterung ist noch Vorrath. Aber seht doch einmal dort hinüber, Herr! Das sieht mir ja fast aus, als sollte es uns gelten?"

Er deutete bei diesen Worten nach einem Hügel abwärts von den Brücken, von dem man das ganze Thal überschauen konnte, und auf welchem eben eine Batterie auffuhr.

„Sollten das Russen sein?" fragte Bernhard, und fast erstarb jetzt auch ihm das Wort auf der Lippe.

Er hatte es kaum vollendet, als es schon aus der ersten Kanone blitzte und nach wenigen Secunden das dumpfe Krachen des Knalles rings an den Schneehügeln widerbebte. Gleich darauf schlug eine Kugel mit schmetternder Gewalt in den dichtesten Haufen vor der Brücke, daß er entsetzt nach allen Seiten auseinanderstieb. Man hatte nicht Zeit, sich zu besinnen und diesen neuen Schrecken zu ermessen, denn gleich darauf folgte ein zweiter Schuß und dann eine volle Lage, die furchterliche Lücken in diese gedrängten Menschenmassen riß.

In der ersten Secunde heilt das Entsetzen die Unglücklichen in starre Bildsäulen verwandelt, und selbst die Sprache versagte ihnen, daher trat eine bange Todtenstille ein, die der Donner der Batterie desto furchtbarer zerriß. Dann

aber machte sich die Angst in einer heulenden Wehklage Luft. Alles überstürzte sich in blinder, wahnsinniger Flucht, gleichviel wohin, wenn man nur diesen todtspeienden Schlunden entkam. Reiter warfen sich in den Strom und suchten ihn trotz der Eisschollen zu durchschwimmen; die meisten wurden nach wenigen Schritten von den brausenden Wellen hinweggerissen. Andere hieben die Stränge angespannter Pferde vor fremden Wagen durch, schwangen sich hinauf, und wollten sich so gleichfalls schwimmend retten, ohne der Unglücklichen zu achten, die sie nun ganz hulflos zurückliessen. Der Lohn ihrer That traf sie nach wenigen Minuten. Die Massen wogten so gewaltsam gegen das Ufer des Stroms hinan, daß sie jetzt nicht allein nach der Brücke, sondern gerade in die Flut drängten. Vergeblich kämpften die Vordern gegen dieses lastende Übergewicht; wie gestern Hunderte an der gebrochenen Brücke hinabgestürzt wurden, so wurden heut Tausende in den freien Strom gedrängt. Mutter mit ihren Säuglingen auf den Armen sah man in den treibenden Eisschollen, und vergeblich tönte ihr Ruf nach Hulfe, nach dem Gatten, dem sie erst in diesem Augenblick von der Seite gerissen waren, den aber vielleicht die Flut schon verschlungen hatte, wenn er nicht unter den Fußen der Nachdrängenden zertreten wurde. Die Wege schwoll ihnen bis an den Gürtel, bis an die Brust; noch immer hielten sie die Kinder über der Flut; da erreichte diese das Hauet, sie wurden fortgetrieben, versanken, aber noch im Sinken hoben die starren Hände das theuerste Leben über den schwarzen Abgrund der Wellen empor, bis der Strom Alles verschlang und begrub.

Fünftes Capitel.

Bianca hielt beide Hände vor das Antlitz und athmete krampfhaft; auch nicht eine Thräne hatte sie mehr, so faßte sie der starre Krampf des Entsetzens an. Ludwig und Bernhard traten dicht an sie und suchten sie durch milden Zuspruch zu beruhigen. Jeannette saß leichenblaß und zitternd; auch sie weinte nicht mehr, ihre Lippen bebten, als wollte sie sprechen, doch sie vermochte es nicht. Das Kind schmiegte sich scheu an Bianca's Brust.

Da krachte und schmetterte es plötzlich dicht um sie her, und wie von einem Erdstoß aufgerüttelt fuhren sie von ihren Sitzen auf.

„Allbarmherziger Gott," rief sie, als sie aufblickte, und streckte beide Hände abwehrend vor sich hin. Eine Kugel hatte den vordern Theil des Wagens getroffen, ihn zerschmettert und die beiden Offiziere blutig zerrissen auf den Boden geschleudert. Die scheuen Pferde bäumten sich hoch auf und hätten den Wagen seitwärts gerissen, wenn nicht die Deichsel und die Vorderachse zersplittert gewesen wären. Willhofen sprang herzu, um sie zu halten; Ludwig und Bernhard eilten ihm beizustehen. Doch schon hatte sich Jeannette mit flatterndem Haar vom Wagen geschwungen, und Bianca, ohne zu wissen, was sie that, folgte ihrem Beispiel, indem sie das Kind an sich druckte.

„Lebt es noch? lebt es?" rief eine männliche Stimme neben ihr, und sie fühlte sich plötzlich von hinten her angehalten. Als sie sich umwandte, stand Reinard vor ihr, den rechten Arm in der Binde tragend; er hatte sich eben zwi-

ſchen den Wagen hindurchgedrängt. „O, ich habe Euch gefunden," ſprach er weich und herzte und küßte das Kind in Bianca's Armen, die, noch ganz betäubt von Schrecken, nicht einmal die Fähigkeit hatte, ſich über Regnards plötzliche Erſcheinung zu verwundern.

Bernhard aber erblickte ihn, eilte auf ihn zu und fragte ſtaunend: „Sie hier, Obriſt? Wie kommen Sie hieher?"

„Von dort oben aus dem Gefecht," antwortete er. „Es geht furchtbar her; unſere Leute ſtehen wie die Mauern von Troja, aber bald wird Alles zuſammengeſtürzt ſein, denn ſie begraben uns unter ihren Kugeln!"

„Sahen Sie Raſinski? Lebt er? Leben Boleslaw und Jaromir?" fragte Bernhard haſtig.

„Sie fechten wie die Löwen, wie die Teufel, dieſe Polen," erwiderte Regnard. „Doch es wird Alles umſonſt ſein, wir werden keine Stunde mehr Stand halten können. Und dann dieſes Defilée, was ſo gut wie der offene Höllenrachen zu ſein ſcheint."

„Sie ſind verwundet, Obriſt?" fragte Bernhard, da er ihn eine krampfhafte Bewegung gegen den Arm machen ſah, den er in ein Schnupftuch eingebunden hatte.

„Mein rechter Arm iſt zerſchmettert," antwortete er. „Mein Pferd wurde von einer Granate zerriſſen; ich ſchleppte mich nach Studianka, um einen Chirurgus zu ſuchen; aber dort oben iſt nichts zu finden als Aſche und Leichen. Zum Gefecht tauge ich nicht mehr; ich wollte daher den Verſuch machen, ob ich über die Brücke kommen könnte. Da ſah ich von oben die Wagen; ich wußte, daß Ihr geſtern hier aufgefahren waret und dachte: ſollte ich ſie wol noch finden? Wenn du dein kleines Töchterchen noch einmal ſehen könnteſt! ſprach es in mir, und — lacht meinethalben, Freund — es klang mir aber wie eine Stimme Gottes. Viel

leicht iſt es der letzte Wunſch, der dir erfüllt werden ſoll, dachte ich und ging gerade hieher. Und als habe mich ein unſichtbarer Führer geleitet, drängte ich mich eben dort hindurch, als Euch der Zwölfjunger da oben den Streich ſpielte. Nun ſeht nur, wie das Kind noch freundlich iſt; es ſieht doch der Mutter ähnlich! Ja, wenn ich etwas für Dich hätte, Wurmchen! Wenn wir in Paris wären, und ich Dir eine Taſche voll Bonbons geben könnte!"

Er verlor ſich in Koſen und Plaudern mit der Kleinen und ſchien ſowol ſeinen zerſchmetterten Arm, als das tobende Verderben ringsumher ganz zu vergeſſen. Die Kugeln ſchreckten ihn nicht; er war ihrer gewohnt aus zwanzig Schlachten. Doch die Vaterliebe war ihm neu, und eine Ahnung ſchien ihm zu ſagen, daß er dieſes Glück nicht lange mehr genießen ſolle.

Indeſſen trat auch Ludwig wieder heran und begrüßte ihn. Bianca gab Jeannetten das Kind, das Regnard mit ſeinem einen Arm nicht halten konnte; ſie fühlte, daß ſie wanke und lehnte ſich daher auf das Rad des Wagens. Bernhard bemerkte es und ſchlang ſanft den Arm um ſie und küßte ihr die bleiche Wange. Er ſprach nicht, aber ſein heißeſtes Gebet drang zu dem Allmächtigen empor und flehte ihn an: „Rette mich um dieſer willen und dieſe um meinetwillen; oder verdirb uns Alle!"

„Du biſt ſo erſchreckt worden," redete er ſie nach einigen Augenblicken an; „das macht, Du verſchließeſt Dein Auge vor dieſen Bildern; betrachte ſie lange, und Du wirſt Dich daran gewöhnen, und ſo die Erſchütterung machtlos werden."

„O Bruder!" rief ſie ſchmerzlich, „das ſoll mein Herz lernen? Nein, nein, das vermag es nicht!"

„Sieh dort jene Frau," drang Bernhard wieder in ſie;

„nimm Dir ein Beiſpiel an ihr; ſieh, Liebe, wie ruhig ſie mitten unter den Verwüſtungen des Todes bleibt.“

Wirklich ſah man etwa zwanzig Schritte von ihnen eine hohe weibliche Geſtalt, die, ein etwa dreijähriges Kind in den Armen haltend, auf einem Roſſe ſaß und, wie es ſchien, feſten Blickes in das Getümmel ſchaute. Ein ſchwarzer Schleier ſchlang ſich um ihr Haupt, doch ließ er das Antlitz frei, deſſen edle Züge mächtig ergriffen. Sie konnte erſt ſeit wenigen Minuten gekommen ſein, denn ihre Erſcheinung hätte ſonſt ſchon früher, ſelbſt in dieſem Getümmel, wo Jeder nur an ſich ſelbſt dachte, die Theilnahme Aller erregen müſſen, die ſie ſahen. Bernhard machte auch Ludwig darauf aufmerkſam.

„Ruhig?“ ſprach Bianca, die ſie lange unverwandt betrachtet hatte; „ruhig, ſagſt Du? Verſteinert mußt Du ſagen; denn ſiehſt Du nicht die Thränen, die ihr über das unbewegliche Antlitz rollen, und den hoffnungsloſen Blick, den ſie irr in den weiten Himmelsraum ſendet? — O die Unglückſelige!“

„Es iſt die Witwe des Obriſt Lavaanac,“ ſprach Regnard; „ihr Gatte blieb vor drei Wochen bei Wirzma; das Kind auf ihrem Schooße iſt ihre Tochter.“

Alle hingen an der hohen, tief trauernden Geſtalt. Da ſchlug eine Kugel ſchmetternd herein und ſtürzte ſie ſammt ihrem Pferde zu Boden.

Selbſt den Männern wurde bei dieſem Anblick ein Ausruf des Schreckens entriſſen. Die Unglückliche war verſchwunden, man ſah ſie vor dem Gedränge dazwiſchen nicht mehr.

„Um des Himmels willen, iſt ſie todt?“ rief Bianca; „o eilt ihr zu Hülfe, ſeht, ob ſie zu retten iſt!“

Bernhard, Ludwig, Regnard ſuchten ſich Bahn durch die zuſammengedrängten Roſſe und Menſchen zu machen;

doch es war nicht möglich schnell hinanzudringen. Bianca folgte den Männern theils von ihrer Theilnahme getrieben, theils auch, um sie in dem furchtbaren Gedränge keinen Augenblick zu verlassen. Nach einigen Minuten öffnete sich die schwarze Masse, sodaß man die Niedergeschmetterte am Boden auf dem Schnee liegen sehen konnte, obwol ein umgestürzter Wagen es hinderte, bis zu ihr heranzukommen.

Da saß die hohe Gestalt, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, auf dem blutgetränkten Schnee gegen einen Baumstumpf gelehnt und hielt ihr Kind in den Armen; die Kugel hatte ihr beide Füße zerschmettert, doch das Kind schien unversehrt und umklammerte mit den kleinen Händchen ängstlich den Hals der Mutter. Niemand dachte daran, ihr Hülfe zu leisten. Jeder trieb sich, mit seinem Elend allein beschäftigt, an ihr vorüber; nur weil Alles vor dem sich krampfhaft wälzenden, von der Kugel zerrissenen Pferde auf die Seite wich, hatte sich ein freier Raum um sie gebildet, sonst wäre sie vielleicht unter die Füße getreten worden. Ludwig und Regnard wollten den Versuch machen, über den Wagen zu klettern, während Bernhard die bebende Bianca unterstützte. In diesem Augenblick löste die edle Dulderin eine Haarschnur von ihrem Nacken, faßte sie, ehe eine Hand es hindern konnte, um den entblößten Hals des Kindes und zog sie mit den letzten Kräften zusammen, daß das kleine Wesen mit herabsinkendem Köpfchen erdrosselt in ihren Schooß sank. Jetzt umklammerte sie es in krampfhafter Todesangst; ihr Blick richtete sich starr gen Himmel, sie seufzte noch einmal auf und sank dann entseelt zurück.

In diesem Augenblick sprangen Ludwig und Regnard hinzu, doch es war zu spät; Bianca preßte sich gegen die Brust des Bruders und verbarg ihr Antlitz, als suche sie dem der Jungfrau gleich der Medusa versteinernden Anblick zu ent-

fliehen, Bernhard ſchlang die Arme um ſie und vermochte nicht zu ſprechen, noch ſeine hervordringenden Thränen zurückzuhalten. Plötzlich wand ſie ſich los, blickte ihn ſtarr an und ſprach mit tonloſer Gewaltſamkeit: „Jetzt ſoll mich nichts mehr erſchüttern, Bruder: habe ich Das geſehen, ohne vernichtet zuſammenzuſinken, ſo iſt mein Herz nun für ewig gehärtet, und ich kann mit dem Entſetzen ſpielen.“

Bernhard ſchauerte zuſammen; er führte ſie langſam zurück, dahin, wo Jeannette mit dem Kinde ſtand, und ſprach zu ihr: „Weine nur, Schweſter, löſe das ſtarre Eis, das ſich um Dein Herz legen will, durch milde Thränen: ſiehe, ich weine ja auch, und ich denke, ich bin ein Mann.“

Das Kind rief ihr entgegen: „Komm, ich will wieder zu Dir,“ und ſtreckte die kleinen Händchen verlangend nach ihr aus. Bianca nahm es, drückte es an ihren zitternden Buſen und brach nun in einen Strom von Thränen aus; ihre Kniee ſanken zuſammen, Bernhard ließ ſie ſanft niedergleiten auf den Schnee und ſetzte ſich zu ihr, daß ſie ſich an ihn lehnen konnte.

Indeſſen dauerte das mörderiſche Feuer der Ruſſen fort; die Batterien auf den Höhen wurden verſtärkt, Kugeln und Granaten ſchmetterten unaufhörlich gegen die Brücke und in die dichten Maſſen hinab. Auch im Rücken, von Studianka her, rückte die Schlacht näher und näher, und bald mußte man den nachdringenden Feind auch von dort fürchten. So hallten die Donner der Kanonen ringsumher und miſchten ſich mit dem Wehegeſchrei halb Zerſchmetterter, dem Angſtruf der im Strom Verſinkenden, dem Wuthgebrüll Derer, die ſich mit verzweifelter Gewalt die Bahn zur Rettung zu brechen verſuchten.

Die Kugeln ſchlugen jetzt wieder dicht in Bianca's und ihrer Freunde Nähe ein, ſodaß Willhofen Mühe hatte, die Pferde zu bändigen. Regnard liebkoſte abwechſelnd ſein Kind

und dann beobachtete er wieder den Gang der Schlacht und des Rückzuges. Über die Schmerzen seines zermalmten Arms hörte man kein Wort der Klage; doch sah er mit düstern Falten auf der Stirn die Woge des Unheils immer höher und gewaltiger anschwellen.

Eine Granate fuhr mitten in den Kreis der Freunde hinein, stäubte Eis und Schnee empor und wühlte sich in den Boden. „Werft Euch nieder, Alle nieder," rief Regnard; doch in dem Augenblick zerbarst das Ungethüm schon in eine Wolke von Rauch und Glut und schmetterte die Stücken ringsumher. Ein Schreckensruf erscholl von allen Seiten, die Luft selbst schienen prasselnd zu krachen. Bernhard fühlte sich unverletzt, die Schwester in seinem Arm war es ebenfalls, doch eine dichte Rauchmasse wälzte sich so um sein Haupt, daß er keinen der Freunde entdecken konnte. „Ludwig!" rief er; „Ludwig, lebst Du?" Doch das Krachen der Geschütze, das Angstgeschrei ringsumher und das Geheul des Nordsturmes, der sich mit erneuter Gewalt erhoben hatte, übertäubten seine Stimme. Endlich zog der Rauch wie der langsam sich wälzende Acheron hinweg, und man konnte um sich blicken.

„Du lebst!" ertönte Ludwigs Stimme, und er lag zu Bianca's Füßen und drückte die Geliebte mit süßem Dankgefühl für ihre Rettung an seine Brust. Doch plötzlich riß er sich los und rief, indem er aufsprang: „Heiliger Gott, auch Das noch!" Sein Blick traf auf Willhofen, der schauderhaft zerrissen und zerschmettert zwischen den Pferden am Boden lag. Nur das Angesicht war unverletzt; sein erlöschendes Auge suchte verlangend nach einer Hand, die es drückte. Ludwig eilte auf ihn zu und erhob ihm stützend das Haupt. Bernhard hatte die Rechte des Gefallenen ergriffen und kniete neben ihm. „Lebst Du noch, Getreuer? Kannst Du uns

noch ein Lebewohl ſagen?" fragte Ludwig mit vor Schmerz erſtickter Stimme. Doch der Sterbende vermochte keinen Laut mehr hervorzubringen; er bewegte nur mühſam die Lippen und ſeine ermattende Hand verſuchte einen leiſen Druck. Ein ſchmerzliches Lächeln ſchwebte über ſeinem Angeſicht, dann ſank ſein Haupt zurück und das Auge brach.

„So haſt Du doch die Heimat nicht wieder geſehen," rief Ludwig, „Du treuſtes Herz! Nun iſt die Qual vorbei, Du biſt der Glückliche!" Sie wollten den Leichnam emporheben, doch eine donernde Lage aus den ruſſiſchen Batterien ſchleuderte eben wieder eine Maſſe Kugeln und Granaten dicht um ſie in das Gedränge. Ein Wehgeheul erhob ſich, Alles ſtürzte über einander hin, die Wogen des Gedränges packten nun auch dieſen Zufluchtsort.

„Laßt uns zuſammenhalten," rief Regnard; „ſonſt ſind wir für ewig getrennt." Indem wollte er Ludwigs Hand ergreifen; doch zwiſchen Beiden ſauſte eine Kugel hindurch und warf den Obriſten zu Boden. „Regnard!" rief Ludwig außer ſich, indem er ihm zu Hülfe ſprang; „ſeid Ihr tödtlich getroffen?"

Bernhard richtete den Gefallenen an den Schultern empor und beugte ſich über ihn.

„Ich habe mein Maß," ſprach er matt; „wo iſt mein Töchterchen?"

Bianca kam, wiewol bebend, doch entſchloſſenen Schrittes, das Kind auf dem Arme, heran; ſie kniete vor dem Vater nieder und hielt es ihm dar. „Hier, hier," — ſprach ſie mühſam, aber mit Faſſung. Regnard blickte die Kleine wehmüthig an, dann küßte er ſie und ſprach gerührt:

„Leb wohl! Du haſt keinen Vater mehr — aber eine Mutter — nicht wahr? — Grüßt Raſineli — wenn noch Einer zum Grüßen bleibt. Es lebe der Kaiſer!"

Dieſen Ausruf that er mit letzter, zuſammengerafſter

Kraft in rauhem Soldatenton; dann brach er zusammen — und war nicht mehr.

Es ist ein Schnitter, der heißt der [illegible],

summte Bernhard, um den wilden Schmerz zu bekämpfen, nach einem alten Liede; aber die Töne starben ihm auf der Lippe.

Hat Gewalt vom höchsten Bett!

sprach er dennoch, sich selbst bezwingend, weiter. „Gottes Wille! Ich bin gefaßt!“

Doch es blieb ihnen nicht Zeit, sich ihrem Schmerz zu überlassen, denn ein furchterliches Toben und Rasseln in ihrer Nähe, ein Gemisch von Kreischen und Brüllen, ein Alles zerreißendes Drängen und Wogen der Flüchtenden trieb sich heran.

„Weicht dieser Woge aus, sie verschlingt uns,“ rief Bernhard. „Zurück! Dort die Höhe hinan, dort wird Luft.“

Ludwig faßte Bianca, Bernhard riß die betäubte Jeannette mit sich fort. Alles im Stich lassend, suchten sie nur der Gefahr des Augenblicks zu entgehen. Es gelang ihnen noch glücklich, eine freiere Stelle seitwärts zu gewinnen, wohin das Gedränge sich nicht wälzte, weil von dort aus freilich auch die Brücke nicht mehr zu erreichen war, und Niemand anderes als über diese die Rettung suchte.

„Hier ist Luft,“ rief Bernhard, als er athemlos dahin gekommen war; „der Strom geht dort hinaus. Hier kann uns nichts Schlimmeres mehr begegnen, als von den feindlichen Kugeln getroffen zu werden, oder dem Feinde selbst in die Hand zu fallen. Unbarmherziger wird er nicht sein, als die Tigerwuth, mit der das Verderben dort unten um sich rafft.“

Jetzt war aber auch der entsetzlichste Augenblick da, denn von den Höhen von Studianka kamen flüchtende Theile des Heeres herab. Die Artillerie raffeite im vollen Trabe

die Eisabhänge hinunter; die Pferde vermochten die Kanonen nicht zu halten. So blieb keine Wahl, der Wag ging mitten in das dichte Gewoge der Unglücklichen hinein. Jermalmend rollten die Räder auf einer Straße von Leichnamen, und über brechende Gebeine vieler tausend Lebenden hinweg. Das Angstgeheul schien aus dem Bauch der Erde heraufzudringen; Wagen, Kanonen, Pferde und Menschen stürzten übereinander hin die Abhänge gegen den Strom hinunter.

Gebete und Flüche, Wehgeschrei und Wuthgebrüll tobten durch einander, und wurden kaum übertäubt durch die Donner der Geschütze und das schmetternde Einschlagen der Kugeln. Grimmig heulte der Sturm auf, jagte wirbelnde Schneewolken empor und trieb den schwarzen Strom in schäumenden Wellen heran. Alle Kräfte der Elemente und der Menschen waren im Kampf.

Am fürchterlichsten sättigte sich das Entsetzen auf der Brücke selbst. Hier liefen Rettung und Verderben auf dem schmalsten Pfade am Abgrunde nebeneinander hin. Der Fuß trat nicht auf Leichen, sondern auf Lebende, die sich halb zerstampft in wilden Zuckungen wälzten. Gierig öffnete die Flut von beiden Seiten den schwarzen Rachen und verschlang Tausende von Opfern, die erbarmungslos in ihren Abgrund hinabgestürzt wurden. Ein entmenschter Kampf entbrannte auf diesem Punkte. Der Bruder wollte sich Bahn brechen über die Leiche des Bruders und trat sein Antlitz unter die Füße.

Die hinuntergestürzt wurden in die kalte Todesumarmung der Wellen, klammerten sich mit Wuth an die Nahenden an, und wollten sie mit in den Untergang reißen, oder von ihnen mit auf das Rettungsufer geschleppt werden. Diese setzten sich zur Wehr, als ob sie von Hyänen angefallen wurden. Mit dem Säbel, mit dem zerschmetternden Stoß der Kolbe lösten sie die angstvolle Umklammerung der Verzwei-

feinden, und ſtießen die verſtummelten Opfer in die Brandung hinunter, daß ſie ſich blutig rothete. Doch der Wahnſinn der Angſt gab neue Mittel ein, mit grimmigem Zahn biſſen ſich die Stürzenden in Füße oder Kleider ein, bis ein drohnender Keulenſchlag auf den Schädel, oder ein das Angeſicht zerreißender Fußtritt ſie betäubt in den Schlund des Todes hinabwarf.

Sechstes Capitel.

In dichten Scharen ſtrömten die Krieger, die die letzte Schlacht geſchlagen hatten, von den Bergen herab. Da ſie die Brücke und die Ufer umher von den Flüchtlingen ſo überſchwemmt ſahen, daß es unmöglich war, ſich hier die Bahn zu brechen, wandten ſie ſich weiter ſtromaufwärts, um ſchwimmend oder eine Furth durchwatend das jenſeitige Ufer zu erreichen. Dieſe Flut bedrohte auch den Zufluchtsort, den Bernhard aufgeſucht hatte. Ludwig bemerkte es zuerſt und rief an, Jenen voran, weiter gegen die Quelle des Stroms hinauf zu flüchten. Es geſchah in ſtürzender Eile, ſo viel die von Angſt und Qualen erſchöpften Kräfte der Frauen es vermochten. Doch auch hier war die Natur feindlich geſinnt, denn der Sturm tobte ihnen entgegen und jagte ihnen den aufſtäubenden Schnee ins Angeſicht. Viele, die an der Rettung aber die Brücken verzweifelten, folgten ihnen, und ſo zog ſich auch dahin eine dichte, ſtrömende Schar. Von der Höhe herab ſtürzten die aus der Schlacht zurückkehrenden Reiter, Fußvolk, Wagen und Kanonen durcheinander. Bald

miſchten ſich beide Ströme, und jetzt erneuten ſich die Schrecken des wilden Dranges. Bernhard rief Ludwig zu: „Folge mir; immer aufwärts nach den Höhen laß uns ſtürzen; wohin Niemand ſich retten will, da iſt unſer Heil zu ſuchen.“

Sie mußten ſo den Strom der Flüchtlinge durchſchneiden und hatten daher einen gewaltigen Kampf zu beſtehen; keuchend, athemlos, faſt von den letzten Kräften verlaſſen, erreichten ſie endlich doch die Grenze des Gewühls. Eilig ſchritten ſie über einen glatten Abhang hin; da lauerte das Schickſal noch einmal tückiſch auf. Zwei Karoſſen kommen von der Höhe herab, ſie gerathen auf die ſchiefe Abdachung, die Pferde gleiten, ſie drohen zu ſtürzen. Nichts kann mehr retten, als ein blindes Fortſtürmen. Von Peitſchenhieben und tobendem Zuruf gejagt, brauſen die Roſſe vollen Laufs hinab, und ſtürzen gerade auf Bernhard an. Dieſer will, Jeanetten mit ſich reißend, zur Seite ſpringen; doch es iſt zu ſpät. Die vorderſten Roſſe faſſen ihn und ſchleudern ihn ſammt dem Mädchen zu Boden, und über ihn hin geht der zermalmende Weg der Räder.

Mit einem lauten Schrei fällt Bianca auf die Kniee, flehend erhebt ſie die Arme und ruft: „Auch über mich nehmt Euren Weg, Unmenſchliche, zermalmt auch mich!“ In ihrem ſinnverwirrenden Schmerz will ſie ſich den Pferden in die Bahn werfen; doch Ludwig umſchlingt ſie mit der Angſt der Liebe und reißt ſie zurück an ſein Herz; betäubt ſinkt ſie mit ihm zu Boden; das Geſpann brauſt mit betäubendem Raſſeln dicht an ihr vorbei, die Sinne ſchwinden ihr, ſie liegt in ſtarrer Ohnmacht.

Endlich dringt ein ſanfter Laut zu ihrem Ohr: „Schweſter, o meine Schweſter, erwache,“ tönt Bernhards Stimme. Sie ſchlägt das Auge auf, Bernhard kniet unverſehrt vor

ihr und breitet seine Arme gegen sie aus. „O Du Allbarmherziger,“ ruft sie aus und sinkt an das Bruderherz; „blickt denn Dein behutendes Auge hinab bis in diese Schlünde des Entsetzens?“

In schlagen Thränen strömt ihre Liebe, ihr Schmerz, ihre Angst, vergessen ist aller Jammer, vergessen, womit die Zukunft droht.

„Also hat es kein Opfer gekostet?“ fragt sie noch einmal, und will Bernhards Lippe mit süßen Kussen versiegeln. Doch rasch hält er sie zurück und spricht: „Eins hat dennoch gekostet, obwol der Himmel das Verderben von mir abgewendet hat. Jeannette fand den Tod; ihre Treue soll wie die unsres Wildhofen nur jenseits ihren Lohn finden.“

„Jeannette todt!“ rief Bianca mit bebender Stimme. „O,“ seufzt sie nach einigen Augenblicken in beklemmtem Schmerzgefühl; „wenn hier Alles vernichtet wird, sollen wir es denn ein Glück nennen, allein zu entrinnen? Aber wo ist sie?“

„O, verlange sie nicht zu sehen,“ bat Bernhard und wollte sie hindern, sich umzuwenden, denn der Leichnam lag hinter ihr: „sie starb zu schrecklich.“

Doch schon war es geschehen. Bianca hatte, den Blutspuren mit den Augen folgend, den Leichnam gesehen erblickt; sie schrie laut auf und fuhr zuckend zusammen, bei dem schaudervollen Anblick desselben. Das Rad war über Stirn und Brust gegangen und hatte das blühende jugendliche Antlitz gräßlich verquetscht und zerrissen. Noch drang das Blut in dunklen Strömen hervor und mischte sich mit den blonden Locken, die aufgelöst und zerstreut von dem Haupt der Unglücklichen herabwallten und über dem Schnee ausgebreitet lagen.

„Ach, ich muß sie dennoch sehen," bat Bianca zu den sie zurückhaltenden Männern; „ich muß noch Abschied von ihr nehmen, wie schaudernd sie auch entstellt ist; so weichlich ist mein Herz nicht, daß ich dieses Gefühl nicht um der Pflicht der Liebe willen überwinden sollte. Sie hat ja mir ihr jugendliches Leben geopfert! O, leitet mich zu ihr!"

Bernhard und Ludwig nahmen sie in die Arme und führten sie zu der Entseelten. Ludwig trug auch das Kind, an dem, als sei es von Engelsflügen geschirmt, bis jetzt noch alle Schrecken, ohne es zu versehren, vorübergegangen waren.

Der Strom der Menge rings umher hatte sich verloren, doch weiter unten und zurück tobte und drängte er noch; nur von ferne her drang das verworrene Brausen der Stimmen herauf. Selbst die Kugeln reichten nicht bis an diese Stelle, obwol der Donner der Geschütze noch immer den Boden erschütterte. So waren sie denn einsam mit ihrem Schmerz und dem bangen Grauen ihrer Seele; aber dennoch, trotz alles Jammers, im Tiefsten dankbar bewegt, daß die stürmende Wuth des Verderbens wenigstens die heiligsten Bande der Liebe verschont hatte. Schweigend stand Bianca, auf die Arme ihrer Führer gelehnt, vor der nun Entschlummerten, und ihre Thränen flossen leise. „O, wenn Du ihr das Haupt umwenden könntest, Bernhard," bat sie diesen, „dann sähe ich vielleicht noch einmal ihre freundlichen Züge." Bernhard that es; zugleich verhüllte er die blutenden zerschmetterten Stellen in das Gewand und bedeckte die Stirn mit einem Theil der Locken, die noch nicht von Blut genetzt waren. Bianca hatte Recht gehabt, nur die linke Seite des Hauptes war so fürchterlich zerrissen, die rechte zwar ein wenig krampfhaft verzogen, doch noch unversehrt genug, um an das Bild der Lebenden zu erinnern.

Mit Rührung beugte sich Bianca über die Todte hinab

und sprach: „Wie sanft sie aussieht; so freundlich, wohlwollend und milde war auch ihr Herz!“

„Und das liebe Wesen mußte so rauh von der Keule des Geschicks zerschmettert werden!“ setzte Ludwig hinzu, indem er Bianca's Hand küssend drückte und sie an seine Brust zog.

„Freilich,“ warf Bernhard hin, „hier wird Keinem sanft gebettet; wer den Tod nur hier ersehen, wird ihn nicht wie die Alten als Genius mit der umgekehrten Fackel bilden. Selbst unser Weingeist ist noch zu freundlich; er ist ein ehrner Koloß, der unter seinen Füßen und mit seiner Keule Alles zerstaumpft und zermalmt. Doch wie heilig die Pflichten der Liebe und Trauer sein mögen, wir können nicht länger bei ihnen verweilen. Seht, dort eben an der Höhe zeigen sich schon wieder schwarze Massen; Russen oder Franzosen, gleichviel, hier ist Alles Feind, denn die Menge verderbt sich unter einander. Laßt uns eilen, dort um die Krümmung des Ufers zu kommen, ob wir vielleicht weiter aufwärts eine Hütte oder ein Dorf finden, das uns Obdach gewähre.“

Er wollte die Schwester fortziehen, doch sie bat: „Nur eine Locke laß mich entnehmen von ihrem Haupt!“

„Gern,“ antwortete Bernhard, indem er ihr zugleich eine kleine Schere aus seiner Brieftasche darreichte und ein Blatt herausriß um das Haar einzuwickeln; „doch beeile Dich, Schwester.“

Sie kniete auf den Schnee nieder, schnitt eine schöne Locke aus dem reichen blonden Haar, rollte sie auf und barg sie wohlverwahrt in ihrem Busen. Dann drückte sie einen schmerzlichen Kuß auf die bleiche Wange des Mädchens, benetzte sie noch einmal mit ihren Thränen und hauchte ihr [illegible]pelndes „Schlummre suß“ zu.

Mit haſtiger Eile ſetzten ſie jetzt ihre Flucht fort, den Strom aufwärts. Eine ſtarke Biegung deſſelben brachte ihnen die Brücke und das Getümmel daſelbſt völlig aus dem Geſicht, und ſie hörten nichts mehr als den dumpfen Donner der feindlichen Kanonenſchüſſe; ſonſt umgab ihren Pfad ſchauerliche Wintereinſamkeit. Zur Linken ſchoß die Schollen treibende Bereſina dahin, zur Rechten begleiteten ſie die Höhen, von denen der Sturm, der ihnen kalt, daß Angeſicht und Hände erſtarrten, entgegenbrauſte, den Schnee ſtäubend aufjagte. Und dennoch war dieſe rauhe Winterwüſte ein freundlicher Zufluchtsort gegen die Stätte der gräßlichen Verheerung, der ſie entflohen.

Allein es mußte ſich bald ein Obdach zeigen, ſonſt verſagten ihnen die Kräfte, denn Bianca war aufs Äußerſte erſchöpft. Bernhard hielt ihre Hoffnung damit aufrecht, daß Weſelowa nicht mehr entfernt ſein könne. Wenn ſie dort auch nur Ruſſen fanden, ſo war ihre Rettung geſichert, da Bianca ſich nach Bernhards Anweiſung für eine vor den Franzoſen geflüchtete Ruſſin, und ihn und Ludwig für ihre ausländiſchen Hausbeamten ausgeben ſollte. Fanden ſie Franzoſen, ſo war es an den Männern, von dieſen Hülfe und Rettung zu gewinnen.

Über eine Stunde hatten ſie jetzt die Wanderung fortgeſetzt und noch immer wollte das erſehnte Weſelowa nicht ſichtbar werden. Da machte Ludwig Bernhard aufmerkſam darauf, daß auf der Höhe, rechts, ſich einzelne Reiter zeigten. Bernhard mit ſeinem ſchärfern Auge rief ſogleich: „Das ſind Koſacken; ich erkenne ſie an den Lanzen, wenn uns dieſe halbſüchtigen Gäſte hier überfielen, ſo würde uns ſchwerlich etwas vor der Plünderung retten. Dem Beutegierigen iſt es gleich, ob er den Landsmann oder den Feind beraubt, wenn er es ungeſtraft vermag. Wir wollen uns hier unten ſo

dicht am Ufer hinschmiegen als möglich." Dies geschah in größter Eile, doch es war vergeblich, denn schon hatten die Reiter sie bemerkt und sprengten ihnen, wie es schien, verfolgend nach. Abermals machte der Fluß eine Biegung, die sie glücklicher Weise den Verfolgern aus dem Gesicht brachte; zugleich sahen sie in der Ferne die beschneiten Dächer Wesslowa's vor sich und hatten so die Rettung im Angesicht.

Doch Bianca's Kräfte waren durch die Anstrengung dieser letzten Eile völlig erschöpft, sie sank auf die Kniee und rief: „Ich vermag nicht mehr! O, flüchtet Ihr und rettet Euch, und laßt mir das Kind; ich werde Erbarmen bei diesen wilden Horden finden."

„Wir tragen Dich," rief Bernhard; „bis zu jener Hütte reichen unsere Kräfte." Und schon hatten er und Ludwig sie emporgehoben und versuchten das Unmögliche. Doch nach wenigen Schritten mußten sie es aufgeben, denn sie versanken fast im tiefen ungebahnten Schnee.

„Entflieht, ich beschwöre Euch! Bruder, Geliebter, entflieht, das ist die einzige Rettung für Euch und mich; so aber stürzen wir Alle ins Verderben."

„O, Bianca," sprach Ludwig sanft, aber mit dem Tone der Kränkung, „darfst Du wirklich von uns so unwürdig denken? Nein, Dein Herz weiß nichts von Dem, was Deine Lippe fordert!"

„Warum hörst Du nur danach, Ludwig," antwortete Bernhard fast lächelnd. „Aber es ist nun nichts weiter zu thun, und so wollen wir uns hier in den Schnee setzen und unser Schicksal ruhig erwarten. Wir kommen indessen doch wenigstens wieder zu Athem."

Bianca fühlte, daß sie vergeblich bitten würde. Schweigend setzte sie sich daher auf den kalten Boden nieder und

nahm das Kind in den Schooß. Bernhard und Ludwig setzten sich ihr zur Seite, legten den Arm um sie, drückten das schöne edle Wesen sanft an sich und erwarteten so in gemeinsamer süßschmerzlicher Umarmung ihr Geschick.

Jetzt hörten sie den Hufschlag der Pferde hinter der Spitze des Schneehügels, um den sich der Fluß wand; noch eine Minute, und ihr Loos war gefallen. Sie blickten nicht auf, sondern hielten sich in inniger Umschließung und erwarteten gleichsam mit gebeugtem Haupt den Streich des Todesschwertes, das über ihnen schwebte.

Die Reiter sprengten heran, dicht an ihnen hielten sie, und eine Stimme fragte auf russisch: „He, ist das dort Weselewak?“ Bianca fuhr, da sie diese Worte aus gebildetem Munde hörte, freudig auf; aber mit einem unbeschreiblichen Laut rief sie, als sie das Angesicht des Fragenden erblickte: „Allmächtiger Gott, Rasinski.“

Mit aufjauchzender Freude sprangen Ludwig und Bernhard bei diesem Wort empor und zugleich warf sich Rasinski vom Pferde und in ihre Arme. Auch Boleslaw und Jaromir, die sich unter den nachfolgenden Reitern befanden, flogen heran und an die Brust der Freunde: „Ihr lebt, Ihr lebt! und hier müssen wir uns finden!“ tönte der Ruf aus jedem Munde, und das Herz vermochte sein überschwellendes Glück nicht zu fassen, und heilig selige Thränen netzten selbst Rasinski's Heldenangesicht.

Bianca hing in seinen Armen wie eine Tochter an der Brust des Vaters. Der gewaltige Strom der Geschicke hatte die nichtigen Unterschiede und Grenzen, mit denen der Mensch sich kümmerlich umgibt, mächtig hinweggerissen. Zwischen den Edlen standen keine Schranken kleinlicher Gewohnheit und Sitte mehr, die der Argwohn um sich her zieht, die aus den verderbten Keimen der Seele aufwachsen. Das erhabene

Glück und Unglück vernichtet alles Trügerische und Falsche in der menschlichen Brust, und nur das geläuterte Herz bleibt zurück, und das edle schlägt an dem edlen.

Die schäumend aufbrausende, halb betäubende Minute voll überschwänglicher Seligkeit war vorüber; ihr folgte eine lächelnde Ruhe, wie der Strom nach dem prächtig donnernden Wassersturz in sanften Wellen dahinzieht und die ganze Tiefe des Aethers in sich abspiegelt.

Auch schmerzliche Rückblicke fehlten nicht; Willhofens, Regnards, Jeannettens Schicksal wurde erzählt. Rasinski hörte es mit wehmuthigem Blick der Trauer. Dann wandte er sich zurück, deutete auf die Wenigen, die ihm folgten und sprach mit tief bewegter Stimme: „Das sind Alle, die ich von meinen Getreuen aus jenem mörderischen Kampf zurückbringe! Wir sind hierher verirrt!“

Eine ernste Stille herrschte umher; Jeder bedachte mit düsterm Nachsinnen, welche Opfer in dieser Stunde des Wiederfindens gefallen waren!

Endlich begann Rasinski: „Damit wir von diesen wenigen Freunden keine mehr verlieren, so laßt uns aufbrechen; dort liegt Weselowa, dort hoffe ich über den Fluß zu kommen. Jenseits, denke ich, sind wir geborgen.“

Er hob die entkräftete Bianca mit dem Kinde auf sein eignes Pferd und leitete es am Zügel. Boleslaw und Jaromir boten Ludwig und Bernhard ihre Rosse an, doch diese schlugen sie aus, weil sie sich noch kräftig genug fühlten, den Weg zu Fuß zu machen.

So brachen sie auf. Nach einer Stunde hatten sie den Ort erreicht, ein lithauischer Bauer führte sie auf Rasinski's Fragen nach einer Furth, wo der Strom nicht volle Mannshöhe tief war; trotz seiner treibenden Eisschollen wagten sie sich muthig hinein, Rasinski saß bei einem seiner Leute mit

auf, Bernhard und Ludwig ſchwangen ſich auf Jaromirs und Boleslaws Roß. Diesmal lauerte keine Tücke finſterer Mächte auf ſie, ſie erreichten glücklich das jenſeitige Ufer, und nun endlich gerettet aus dieſen furchtbaren Dramafalen, erhoben ſie Blick und Herz dankbar gen Himmel.

Vierzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Ein langes Krankenlager hatte Ludoiska in betäubenden Feſſeln gehalten; ihr Leben in dieſer Zeit war nur einem ſchweren Traume zu vergleichen, in welchem ſie ohne Bewußtſein litt und genoß, je nachdem düſtere oder holde Geſtalten auf den bewegten Wellen ihrer Bruſt vorübergleiteten. Die Bilder der Außenwelt fielen nur durch einen trüben Flor, mit dem das dämmernde Halbbewußtſein ſie verhüllte, in ihre Seele. Bisweilen erkannte ſie Die, welche pflegend an ihrem Lager ſaßen, umweilt aber waren ſie ihr fremd, und ſie ſprach irr und mißkennend aus der Welt ihrer Träume zu ihnen. Es war eine Wohlthat für die Unglückliche zu nennen, daß die Krankheit ihr nicht das volle Bewußtſein ihres Zuſtandes ließ, denn bei der Reizbarkeit ihrer Gefühle wurde ſie dem Seelenſchmerz, der ſich nicht auf eine andere Art Luft gemacht hätte, erlegen ſein durch innerlich geheime Untergraben.

Nach einigen Wochen fing die Heftigkeit des Übels an ſich zu brechen, und man durfte hoffen, daß nun die Klarheit des Bewußtſeins zurückkehren würde. Marie freute ſich deſſen mit ſchweſterlicher Rührung, doch die Gräfin ſah dieſe Wiederkehr zur Wahrheit des Lebens mit immer wachſender Sorge, denn der Genesenden mußte mit dem Begreifen der Wirklichkeit um ſie her auch die Erkenntniß der

Urſache ihres tiefen Leids zurückkehren, und dann war zu fürchten, daß das Übel ſich entweder mit tödtlicher Heftigkeit erneuern, oder in eine ſtille, aber deſto unvertilgbarere, alle innerſten Lebenskräfte verzehrende Schwermuth verwandeln werde. Ach, und leider konnte ihr Niemand auch nur einen Schein des Troſtes geben, denn ſeit jenen unglückſeligen Zeilen Jaromirs waren keine Briefe von dem Heere angelangt, mit Ausnahme einiger flüchtigen Worte von Maſinski, die ein durchgehender Courier mitgebracht hatte; dieſe aber ſagten nichts, als daß alle Freunde noch am Leben ſeien, und waren ſichtlich in großer Eile geſchrieben, nur um den Augenblick nicht vorübergehen zu laſſen, der ſich zu einem Gruß in die Heimat darbot. Die Gräfin dagegen hatte ſogleich nach Empfang des Unglücksbriefes von Jaromir ihrem Bruder geantwortet und ihn um die genaueſte Auskunft über die Urſache ſeiner ſchonungsloſen Anklage gebeten. Eine Antwort auf ihren Brief konnte ſie freilich jetzt noch nicht erwarten; allein das plötzliche Verſtummen aller Übrigen, denn auch Marie hatte keine Zeile erhalten, erfüllte ſie mit duſtern Ahnungen.

„Was werden wir dem armen Mädchen ſagen,“ ſprach ſie daher eines Morgens zu Marien, während die Kranke ſchlummerte; „wenn ſie nun erwacht und uns fragt: Sprecht, war es ein Traumbild, was mich mit ſo tödtlichem Gift der Angſt und Schmerzen durchdrang? oder gibt es auf dieſer Erde ſo fürchterliche Wahrheit? Was werden wir ihr antworten, wenn dieſer ſanfte Schlummer ſie wieder in das helle Bewußtſein ihrer unſchuldigen Seele hinüberführt?“

„Ich glaube nicht,“ ſprach Marie, „daß ſie die Wahrheit erfahren darf; wir müſſen verſuchen, ſie mit einem Gewebe milder Täuſchung zu umſpinnen, bis ihr Herz wieder ſtärker geworden iſt und dies ſcharfe Gift zu faſſen vermag.

Der unglückliche Brief darf ihr nicht vor Augen kommen; wir müssen sie glauben machen, daß es eine Täuschung ihrer Krankheit ist, ihn erhalten zu haben."

„Das wäre möglich, wenn wir ihr andere Briefe zeigen könnten," erwiderte die Gräfin; „so wird sie höchstens auf die Vermuthung gerathen, Jaromir sei todt, und dieser Gedanke, diese Furcht malt die Arme vielleicht noch schrecklicher. Ach, ich sehe kein Heil aus diesen dunklen Verwirrungen, und ich hoffe auch keins, denn längst habe ich mich daran gewöhnen müssen, daß die Blüthen meiner Freuden sich nur öffnen, um durch rauhe Stürme des Geschicks herabgeschüttelt zu werden, damit jeder Schritt der rauh fortrollenden Zeit sie tiefer in den Boden trete!"

Das düstere Gespräch wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der die Auflösung der Zweifel in der Hand trug; denn er brachte Briefe von Rasinski. Hastig griff die Gräfin danach und erbrach sie, um so schnell als möglich Gewißheit zu erlangen. Sie fand den Brief ihres Bruders, in welchem derselbe Jaromirs ganzes trauriges Geschick erzählte, und den, welchen der Unglückliche nach seiner Genesung an Lodoiska geschrieben hatte, um in seiner tiefsten Reue sich die Buße der gänzlichen Verbannung aus ihrem Herzen aufzulegen. Die Gräfin hatte schweigend bis zu Ende gelesen, während Marie mit fragenden Blicken an ihr hing und ihre Mittheilung erwartete; und doch wagte sie es nicht, sie zu unterbrechen, weil sie wußte, daß ihr Schweigen kein vergeßliches, noch weniger ein theilnahmloses war, sondern zu der starken selbständigen Eigenthümlichkeit der Gräfin gehörte, mit der sie so lange alle Gefühle verschlossen in sich trug, bis sie sich Meisterin derselben wußte und ihren festen Entschluß gefaßt hatte. Eine Röthe des Unwillens flog öfter über die Züge der Lesenden dahin und

wechselte dann mit einem wehmüthigen Lächeln. Endlich nahm ſie auch Jaromirs Brief und las ihn unverwandten Auges. Da aber traten ſelbſt dieſer feſten Frau verdunkelnde Thränen ins Auge, und ſie ſprach halb vor ſich hin: „Er iſt doch unglücklicher als ſchuldig!“ dann gab ſie Marien die Briefe hinüber und ging, während dieſe las, im Gemach auf und nieder.

„O dieſe Françoiſe Aliſette!“ rief ſie faſt laut aus. „Wer hätte ihr eine ſo giftige Verſchlagenheit zugetraut! So lernt man denn niemals die Tiefen der Bruſt ergründen! Für leichtſinnig hätte ich ſie halten mögen, aber doch wurde ich ihr keinen kalten, flatternden, ſondern nur jenen ſchwärmeriſchen Leichtſinn des Herzens zugetraut haben, der ſich ſelbſt mehr täuſcht als Andere — und dennoch! Sie ſei vergeſſen und verachtet!“

Marie hatte geendet. Den Brief Rafuski's hatte ſie unter fliegendem jungfräulichen Erröthen, gemiſcht mit ſittlichem Unwillen gegen die Verführerin, geleſen, doch Jaromirs reuige Buße drängte ihr mitleidige Thränen ins Auge. „Arme Lodoiska,“ ſprach ſie, „mit welchen Schmerzen ſollſt Du noch gefoltert werden! Doch Dein liebendes Herz wird Alles überwinden und vergeben.“

„Das darf ſie nicht,“ ſprach die Gräfin entſchloſſen, „Jaromir iſt ihrer nicht mehr werth. Sie muß ſich ſelbſt achten! Könnte ſie ihm vergeben, er dürfte ſich nicht vergeben laſſen.“

Indem ſchlug die Kranke die Augen auf; ſie glich einer lieblichen blaſſen Roſe; ihr ſonſt ſo feuriges dunkles Auge hatte die Flamme verloren, aber den milden Glanz behalten; mit holder Zutraulichkeit wandte ſie den Blick zu der mütterlichen und ſchweſterlichen Pflegerin und ſprach: „Ich

habe recht sanft geschlummert, mir ist recht leicht und wohl geworden."

Die Gräfin beugte sich über sie und hauchte einen milden Kuß auf ihre Stirn. „Das freut mich, Liebe," sprach sie, und fast hätte sie durch den Ton ihrer Stimme ihre innerste Bewegung verrathen. Marie trat mit einem holdseligen Lächeln zu der Kranken und fragte: „Ist Dir nun wohl, ganz wohl?" Und sie nahm liebkosend ihre Hände und blickte ihr ernsthaft ins Auge. „O ja, ich glaube, ich bin ganz gesund," erwiderte Lodoiska, doch man sah an ihrem Blick, daß sie etwas Anderes dachte als sprach; sie schien sich auf irgend etwas Vergessenes mit quälender Unruhe zu besinnen. „Ich weiß nicht, Marie," sagte sie, indem sie die Freundin forschend anblickte, „es beunruhigt mich etwas, als hätte ich einen schweren Frevel begangen, den ich nicht beichtete."

„Du, einen Frevel?" antwortete Marie. „Nein, der Gedanke blieb Dir noch von den verwirrten Träumen Deiner Krankheit zurück. Das holde Licht der Gesundheit wird dies finstere Nachtgevogel bald ganz verscheuchen."

„Ich fürchte, das wird es nicht," antwortete Lodoiska; „mir will scheinen, als stehe ein schauerliches Gespenst in meiner Seele, das nicht wanken und nicht weichen will! Ich weiß nur nicht, was es in seine schwarzen Schleier einhüllt; aber es dringt immer näher auf mich ein und ängstigt mich."

Da trat die Gräfin mit entschlossenem Schritt an das Lager, nahm die Hand der Kranken und fragte sie sanft, aber mit ernster Stimme: „Meine Tochter, ist Dir Wahrheit oder Täuschung lieber? Wirst Du jetzt die herbe Wahrheit, die Dich niederwarf, als sie überraschend vor Dich hintrat, zu tragen vermögen, wenn eine Mutter sie Dir sanft enthüllt?"

Lodoiska sah die Gräfin mit ängstlich prüfenden Blicken

an, als ſuche ſie das Geheimniß zu errathen; eine erwartungsvolle Stille herrſchte in dem Gemach. Endlich ſprach ſie mit Ergebung: „Von Dir kann ich Alles hören, und will ruhig bleiben und dulden, denn Du biſt ja ſo gut.“

Die Gräfin ſetzte ſich an das Lager, legte die Rechte ſanft umfaſſend um Lodoiska's Nacken und ergriff mit der Linken ihre Hand. „Ich will Dir ſagen, was Dir doch nicht verſchwiegen bleiben kann,“ begann ſie. „Erinnerſt Du Dich noch der letzten Worte, die Dir Jaromir ſchrieb?“

„O Gott!“ rief Lodoiska ängſtlich; „alſo wäre das kein Traum geweſen! Und die Furie verfolgt mich noch immer?“

„Nein, nein, liebſtes Herz,“ beruhigte die Mutter ſie liebkoſend; „es war ein halber Traum, eine halbe Wahrheit. Jaromir klagte Dich an, in der Wahnverwirrung ſeines ſchuldigen Herzens; jetzt aber iſt er zur Erkenntniß gekommen; ſein war die Schuld, ſein iſt nun die Reue und Buße.“

„Wie?“ rief Lodoiska aus, der jetzt alle Erinnerungen mit den brennendſten Farben wieder in der Seele erwachten, die aber nicht verſtand, was die letzten Worte der Gräfin andeuten ſollten; „ſo glaubt er wieder an meine Liebe und zertritt mein Herz nicht mehr? O dann bin ich ja ſo glücklich! Er hat mich tief verwundet, aber Alles, Alles ſei ihm vergeben. Ach, meine Mutter, wie glücklich machen mich Deine Worte!“

Sie erhob die ermatteten Arme, um ſie um den Hals der liebſten Mutter zu ſchlingen, aber ſie war zu entkräftet; doch die Gräfin folgte dem zärtlichen Wink, beugte ihr Antlitz zu der Liebenden nieder und ließ es ſanft von ihren ſchmeichelnden Händen an die wallende Bruſt drücken. Selige Thränen benetzten das Angeſicht der Kranken; aber eine düſtere Beſtürzung drang in die Bruſt der Mutter und Mariens ein, die ihr die neue Täuſchung rauben ſollten.

Doch die Gräfin erkannte die Nothwendigkeit; sie hatte ihren Entschluß gefaßt; sie führte ihn aus.

Nachdem Lodoiska ruhiger geworden war, fuhr sie fort: „Dein liebendes Herz vergibt; aber darf Jaromir, der die Schuldlose so tief kränkte, die Vergebung empfangen?"

„Ach, das Gefühl seines Unrechts wird seine Buße sein, und Buße versöhnt!"

„Wenn er aber nun selbst schuldig wäre, wenn er —"

„Verläßt er mich?" rief Lodoiska außer sich, und mit so heftiger Bewegung, daß der Gräfin bange wurde, die wilden Träume ihrer Krankheit möchten zurückkehren. „Nein, liebstes Kind," sprach sie; „aber er hat schwer gegen Dich gefehlt, so schwer, daß Du ihm nicht vergeben darfst, er sich nicht vergeben lassen kann."

„O Mutter, ich weiß nicht, was er verbrochen, doch ein Härteres gab es nicht für mich, als daß er mein Herz verkannte, es des Verraths anklagte. Der Allbarmherzige vergibt jedem Bereuenden, und ich soll nicht dürfen?"

Auf ihrem Angesicht glänzte eine so himmlische Güte, als sie diese Worte sprach, eine so fromme Verklärung leuchtete aus ihren Blicken, daß die Gräfin ihre strenge Gesinnung überwunden fühlte. „Ja, Du darfst ihm vergeben, Du darfst es," sprach sie gerührt; „Du hast es gethan, noch ehe Du seine Schuld kanntest — jetzo erfahre sie."

Sie gab ihr den Brief des Bruders. Lodoiska betrachtete ihn einige Augenblicke, dann sprach sie: „Nein, lies Du ihn nur, wenn ich ihn hören soll; am liebsten weiß ich gar nichts, es ist ja genug, wenn er bereut. Würde er denn so grausam gegen mich sein, wenn ich gefehlt hätte?"

Das reine Herz Lodoiska's ahnete Jaromirs Schuld nicht; ihre Seele wußte nichts von den vielen Verbrechen, mit denen der befleckte Verkehr des Lebens den Mann bis zur

Gleichgültigkeit vertraut macht. Doch die Gräfin erkannte die Nothwendigkeit, ihr Alles zu entdecken. „Wahrheit sei zwischen Dir und ihm," sprach sie; „dann vergib, wenn Du kannst und willst. Aber wissen mußt Du; denn selbst die Vergebung wäre ja sonst nur eine halbe, und Jaromir dürfte sie nicht annehmen, denn er müßte wähnen, sie sei nicht wahrhaft und vollkommen, weil Du Dir nicht zugetraut habest, die Schuld zu kennen, die Du verzeihen wolltest."

So begann sie den Brief Rasinski's langsam vorzulesen, indem sie sorgfältig die Kranke dabei im Auge behielt, um zu sehen, ob ihre Kräfte dadurch auch nicht zu heftig angegriffen würden. Doch es war nicht der Fall, Lodoiska blieb ruhig; auf ihren Lippen schwebte nur ein wehmuthiges Lächeln, welches der Freundlichkeit ihrer Pflegerinnen galt, und aus den Augen flossen ihr leise Thränen herab, die sie über Jaromirs Fall und Schmerz vergoß, welche beide Rasinski mit einfachen Farben der Wahrheit schilderte.

Der Brief war zu Ende. Lodoiska blieb einige Augenblicke schweigend und still weinend auf ihrem Lager sitzen, während Marie sich liebkosend bemühte, sie zu trösten.

„Jaromirs Brief laß mich selbst lesen," sprach die Kranke endlich und unterstützte ihre Bitte durch einen in das tiefste Herz dringenden wehmüthigen Blick. Die Gräfin reichte ihn ihr; sie las mit häufig durch Thränen verdunkeltem Auge, las ihn ein-, zwei-, dreimal. „O mein Gott," rief sie endlich aus, „wie unermeßlich hat der Unglückliche gelitten, und wie tief gebüßt! Und ich sollte ihm nicht vergeben? Ach, er liebt mich ja noch, er liebt mich heißer als jemals! Alles, Alles sei vergessen! Er darf meinen liebenden Arm nicht zurückweisen!"

Eine selige Freude röthete ihre bleichen Wangen und leuchtete sanft aus ihrem Auge; sie war wie neugeschaffen

durch den großmuthigen Entschluß der Liebe, der ihrer schönen Seele nicht einmal einen Kampf gekostet hatte. Das dustere Gespenst der Krankheit schien plötzlich verscheucht zu sein und zu fliehen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, bis die Gräfin ihr gestattete, die Zeilen der Versöhnung und Verzeihung sogleich zu schreiben; selbst die Besorgniß ihrer Pflegerinnen, daß die Kraft ihr fehlen werde, war unbegründet, denn die drängende Heftigkeit ihres Wunsches und Willens hatte sie so aufgeregt, daß offenbar Versagen jetzt schlimmer war als Erfüllen. Aufrecht auf dem Lager sitzend schrieb sie an Jaromir:

„O, mein Geliebter! Die Liebe vergibt Alles; sie kann nur weinen und bluten — ich zürnte Dir niemals. Schaudernd sank ich nieder, als Dein hassendes Herz mich verstoßen wollte. Du zeigst mir eine Brust voll Reue, und ich weiß nichts mehr von Schuld; ein Herz voll Liebe, und ich weiß nichts mehr von meinem Schmerz. Nein, Geliebter, fordere nicht, daß ich selbst die Blüthen meines Lebens zertrete. Umgib Deine Brust nicht mit dem kalten Erz des Stolzes!"

„Freund meiner Seele! Der Richter Deines Fehls ist nur die Liebe, und ihr sanfter Spruch lautet: Alles, Alles sei vergessen! Willst Du taub sein gegen ihre süße Stimme — o, so werden Nacht und kalte Schauer mein Herz umgeben, bis es erstarrt und bricht — und ewig verloren ist das selige Glück, auf das es noch jetzo hofft! Jaromir! Höre die reine Stimme der Liebe!"

„Deine Lodoiska."

Als Lodoiska vollendet hatte, reichte sie das Blatt der Gräfin dar. Diese las es mit tiefer Rührung; es war ihrer Sinnesart entgegen, allein sie erkannte die heiligen Rechte eines liebenden Herzens, das nur sich selber fragt und hört. Marie fühlte wie Lodoiska; sie wurde sich nicht so demüthig,

ja faſt möchte man ſagen ſo unterwürfig, aber doch eben ſo liebend und vergebend gezeigt haben. Da der Schritt nun einmal gethan war, zeigte die Gräfin auch ihren vollen thätigen Eifer, Alles zur Vollendung zu führen. Sie ſchrieb ſogleich an ihren Bruder, ſchlug Lodoiska's Brief in den ihrigen ein und fuhr mit beiden zu dem franzöſiſchen Geſandten, um die Beförderung durch deſſen Bureau zu veranlaſſen, weil auf dieſe Weiſe Briefe am richtigſten und ſchnellſten zur Armee gelangten. Sie wählte ſonſt dieſen Weg nicht; allein, ſei es, daß ſie zu viel Wichtigkeit darauf legte, grade dieſen Brief möglichſt ſchnell und zuverläſſig befördert zu ſehen, ſei es, daß eine Ahnung ſie antrieb, die vielleicht durch einige Andeutungen Raſinski's erweckt war, welcher ſeinen Brief am Abende des erſten Rückzugstages von Moskau abgeſandt hatte, wo ſein vorausſehender Blick freilich ſchon manches Unheil wahrſagte, kurz, ſie glaubte dieſe Verſichtsmaßregeln anwenden zu müſſen.

Als Lodoiska wußte, daß ihr Brief auf dem Wege zu dem Geliebten ſei und nun mit jeder Stunde ihm näher und näher komme, kehrte Hoffnung und Vertrauen in ihre Bruſt zurück. Jeder Tag ſah ſie friſcher erblühen, und ſchon nach Verlauf der erſten Woche konnte ſie das Lager verlaſſen. So ſchienen denn Glück und Freude wieder in den ſtillen Kreis der Frauen zurückzukehren, wo ſo lange nur bange Sorge und tiefer Gram gewohnt hatten.

Zweites Capitel.

Indeß verging eine Woche nach der andern, ohne daß Nachrichten von den Freunden beim Heere einliefen; der No-

vember nahte seinem Ende, und noch war die heiß ersehnte Antwort nicht eingetroffen. Lodoiska beunruhigte sich, ob ihr Brief wol in Jaromirs Hände gelangt sein möge; dann quälte sie sich wieder mit Zweifeln über die Art der Antwort. Dieses unstäte Schwanken in ihrer Brust fing schon an, sie wieder krankhaft zu reizen. Vergeblich bemühte sich die Gräfin sie zu beruhigen, und ihr nach Tagen zu berechnen, daß vor dem Schluß des November eine Antwort gar nicht zu erwarten sei; vergeblich zählte sie ihr alle die Zufälligkeiten auf, welche im Kriege, bei dem zwischen Thauen und Kälte wechselnden Winterwetter, bei der unvollkommenen Einrichtung der Feldposten, auf den Gang des Briefwechsels Einfluß haben mußten. Bange Ahnungen bemächtigten sich der Brust des liebenden Mädchens, und selbst Das vermochte sie nicht zu trösten, daß auch Rasinski, Ludwig und Bernhard keine Zeile geschrieben. Freilich war dieser Umstand eine Quelle der Besorgnisse anderer Art für die Gräfin wie für Marien; denn diese fing an, für das Leben der Ihrigen zu zittern, dem tiefern Blick der Gräfin aber drängten sich noch andere Ahnungen auf, die der Wahrheit nur zu nahe kamen.

In den ersten Tagen des Decembers, wo die drei Frauen, welche überhaupt in der tiefsten Eingezogenheit lebten, eines Abends in trautem Verein beieinander saßen, schellte es zur ungewohnten Stunde. Der Kammerdiener meldete einen fremden Offizier, der mit Nachrichten von dem Heere komme. Eine fliegende Röthe der Freude färbte Lodoiska's bleiche Wangen, denn sie dachte: Sollte es vielleicht Jaromir selbst sein? Die Gräfin war gleichfalls gespannt darauf, wer der Fremde sein möchte, und nahm daher den Besuch an, obwol kein Name genannt worden war; wenigstens hofften

Alle auf nähere Kunde von ihren Freunden, nach der sie sich ja schon so lange gesehnt hatten.

Die Thür öffnete sich — Arnheim trat ein.

War gleich durch sein Erscheinen die Hoffnung verschwunden, daß er Nachrichten von Rasinski bringe, so hatte man sich doch so nahe mit dem gebildeten Manne befreundet, daß er Allen herzlichst willkommen war.

Die Gräfin wandte nach den ersten Begrüßungen das Gespräch auf die Kriegsangelegenheiten. Sie fragte, was Arnheim darüber denke; denn seit einiger Zeit waren allerlei Gerüchte in Umlauf gekommen, die Betrachtungen und Besorgnisse mancher Art erregten.

„Wir wissen nichts, als daß der Kaiser mit der großen Armee sich zurückzieht," entgegnete Arnheim. „Doch glauben wir, daß es zu einer bedeutenden Schlacht in der Gegend von Minsk oder Wilna kommen muß. denn die russischen Corps der Nord- und Südarmee ziehen sich näher und näher zusammen. Dies ist die Ursache, weshalb der Fürst Schwarzenberg sich jetzt zur Deckung hieher gewandt hat. Diesen Nachmittag ging ein Gerücht, Minsk selbst sei durch Tschitschagoff genommen; allein der französische Gesandte widerspricht demselben."

„So möchte ich um so eher geneigt sein, es zu glauben," sprach die Gräfin unruhig; „denn seit einiger Zeit hat sich grade Das bestätigt, was in den Bureaus der Gesandtschaft den entschiedensten Widerspruch fand."

„Der Stellung der Armee nach müssen die Russen Minsk besetzt haben," erwiderte Arnheim; „ja es kann schon seit vierzehn Tagen der Fall sein."

„Das würde mich nicht wundern," sprach die Gräfin; „denn die unglücklichen Nachrichten werden uns so lange als möglich verborgen gehalten. Doch was glauben Sie von

den Planen und Absichten des Kaisers? Wo wird er dem Rückzug Einhalt thun? Denkt er in Litthauen die Winterquartiere zu nehmen, oder hieher zu kommen?"

„Ich vermuthe," war Arnheims Antwort, „er wird Witepsk, Wilna, Minsk, wenn es nicht verloren ist, oder wiedererobert wird, zu seinen Cantonnements wählen und von dort aus den Krieg im nächsten Frühjahre mit frischen Kräften beginnen; falls er sich nicht zu erschöpft fühlt und daher dem Frieden geneigter zeigt."

„So hätten," bemerkte die Gräfin, „die Ergebnisse dieses Feldzuges also doch nicht den Opfern entsprochen?"

„Aufrichtig gestanden, nein!" erwiderte Arnheim frei. „Wenn es dem Kaiser gelungen wäre, in Moskau Frieden zu schließen — dann allerdings. So aber wurde er wenigstens eben so weit gelangt sein, wenn er nach der Einnahme von Smolensk den Feldzug beschlossen und Polen organisirt hätte."

Die Gräfin wiegte das Haupt sinnend: „Es war wenigstens unsere Hoffnung so," seufzte sie mehr, als sie sprach.

„Doch, erzählen Sie uns etwas von Ihrem eignen Ergehen, liebster Freund!" fuhr sie, das Gespräch abbrechend, fort. „Was führt Sie zu uns? Sie sind schneller zurückgekehrt, als wir glaubten."

„Es sind Geschäfte mancher Art und nicht die erfreulichsten," antwortete Arnheim, „die mich nach Warschau führen; Eintreibung von Lieferungen, kleine Unterhandlungen wegen tausend verschiedener Dinge, zum Theil auch eigne Angelegenheiten." Er warf hierbei einen Blick auf Marien hinüber, die, ein wenig verwirrt, das Auge fest auf die Arbeit richtete, mit der sie eben beschäftigt war.

„So sind Sie uns nicht ein so flüchtiger Gast als neulich?" nahm die Gräfin mit Zuvorkommenheit das Wort

auf. „Ich hoffe, Sie werden dann mein Haus als die Zuflucht betrachten, wo Sie sich von Geschäften erholen können, wenn die Stille einer weiblichen Zurückgezogenheit Ihnen nicht zu unbefriedigend ist nach dem vielbewegten Treiben, das der Krieg mitbringt.“

„Was könnte mir Willkommeneres gestattet werden!“ rief Arnheim freudig. „Der Krieg verdirbt uns nicht für das Glück vertraulicher Zurückgezogenheit, er erzieht uns vielmehr dazu, weil sich jeder Genuß durch Entbehrung erhöht. Ich wenigstens habe mich oft aus dem Gewühl des Krieges in die beglückende Ruhe Ihres einsamen Gartens zurückgesehnt; jenes Spaziergangs gedenke ich noch heute mit tief bewegter Erinnerung.“

Marie stand auf und verließ unter einem Vorwande das Zimmer. Ihre Bewegung mochte Arnheim daran erinnern, daß er sich zu lebhaft ausgedrückt habe, denn er lenkte ein und sprach im Allgemeinen von dem Genuß, den er in der Schönheit der Natur finde, und wie er dabei genügsam und unersättlich zugleich sei. Genügsam, weil ein Baum, ein Wiesenplan, ein Sonnenblick ihm den reichsten Genuß verschaffe, der mit der Schönheit der Landschaft wenig wachse; unersättlich, weil er in diesen einfachen Freuden an der Natur ohne Maß schwelgen könne. Doch gelang es ihm nicht, unbefangen zu bleiben, zumal als Marie, mit den deutlichsten Spuren tiefer innerer Bewegung in den stets die reinste Wahrheit ihrer Seele enthüllenden Zügen, zurückgekehrt war. Die Sorge, wie er sich dies zu deuten habe, beunruhigte ihn zu sehr, als daß er sich nicht einem so geübten Auge, wie das der Gräfin war, hätte verrathen müssen.

Arnheim hatte, seit er Warschau verließ, nur den Gedanken mit sich getragen, um Marien, für die er eine tiefe Neigung gefaßt, zu werben. Daher war sein ganzes Bestre-

ben seit jener Zeit darauf gerichtet gewesen, sich ein äußerliches Verhältniß zu bilden, was ihm das Glück des Ehestandes gestatten könne. Seine Stellung als Soldat war nicht von der Art, auch nicht seiner Neigung entsprechend, so lange die politischen Verhältnisse Alles dem Willen Frankreichs unterordneten. Der Abschied war ihm, sobald der Feldzug beendigt war, versprochen, und er wollte sich dann dem Staatsdienst als Diplomat widmen, wozu Vorkenntnisse und Gewandtheit des Benehmens ihn geeignet machten. Diese Hoffnungen waren der Erfüllung nahe, und der Hauptzweck seines Aufenthalts in Warschau daher in der That kein anderer als der, um Mariens Hand zu werben. Ein richtiges Gefühl sagte ihm, daß sie mehr als Wohlwollen für ihn hege, doch eine fast eben so bestimmte Ahnung ließ ihn fürchten, daß es nur eine warme freundschaftliche Neigung, ja mehr Theilnahme für den Landsmann sei, als wirkliche Liebe. Um sie daher nicht ferner zu beunruhigen, hütete er sich wohl, diese zarte Saite wieder zu berühren und blieb bei den allgemeinsten Gesprächen. Doch brach er seinen Besuch früher ab, als er sonst wol gethan hätte.

Die Gräfin würde sich einer Verbindung Mariens mit Arnheim mehr als erfreut haben; sie glaubte, und gewiß nicht mit Unrecht, das Glück des von ihr so geliebten Mädchens werde dadurch begründet werden; denn Arnheim war eines edlen Herzens werth, und Marie bedurfte eines Anhalts bei ihrer einsamen Stellung. Und was überdies für einen heitern Schmuck des Lebens gilt, versprach dieses Bündniß gleichfalls in nicht gewöhnlichem Maße. Deshalb beschloß sie, Alles zu thun, wozu ihre mütterliche Stellung zu Marien sie berechtigte, um es zu Stande zu bringen. Unvermuthet suchte sie daher noch am späten Abend Marien

in ihrem Zimmer auf, als dieſe eben damit beſchäftigt war, an ihrem Tagebuche zu ſchreiben.

„Ich möchte wol wiſſen, was meine junge Freundin heute in dieſes Buch einträgt," begann ſie, jedoch, weil ſie Mariens Weiſe kannte, die in ernſten Dingen niemals eine ſcherzende Wendung liebte, im Tone einer mütterlichen Theilnahme.

„Wenn Sie es ernſtlich wünſchen," entgegnete Marie, die die Abſicht des Beſuchs ahnen mochte, „ſo will ich es Ihnen nicht verbergen."

„Nein, Marie," ſprach die Gräfin; „es gibt Geheimniſſe, welche ſogar die Tochter gegen die Mutter haben darf. Vieles in uns muß rein in uns bleiben; mir däucht, man verkennt die innerſten, ſelbſtändigen Rechte des Menſchen, wenn man in Freundſchaft, Liebe oder ſonſt irgend einem Verhältniß das unbedingte Vertrauen fordert. Und die es fordern, gewähren es oft am wenigſten."

„In dieſer Sache darf ich es Ihnen ſchenken, ja, ich würde Sie vielleicht morgen ſelbſt darum gebeten haben," erwiderte Marie; „denn Ihr mütterlicher Rath wird mir jetzt unentbehrlich."

„Und ich komme, ihn Dir anzutragen," fiel die Gräfin raſch ein, da ſie eine glückliche Stimmung für ihre Abſichten zu erkennen glaubte. „Nun öffne mir denn Dein Herz, Liebe, und glaube, Du ſeiſt meine zweite Tochter."

Marie blickte ſie mit ihren treuen blauen Augen dankbar an und ſprach bewegt: „So fühlte ich mich ja von dem erſten Augenblick an, als Sie in die Leere traten, die der Tod der liebevollſten Mutter meinem Herzen ließ. O, ich habe es ſtets mit innigſtem Dank gegen die Vorſehung erkannt, wie mild Sie für mich ſorgten, als ich ſchutz- und rathlos, als ich ganz verlaſſen war! Ich flüchtete mich wie

eine geſcheuchte Taube unter Ihre ſchirmenden Flügel. Und wie treu wurde ich gehegt! Darum muß ich auch jetzt mein Herz öffnen, wiewol es mir einige Überwindung koſtet, weil Sie mir vielleicht eine ſelbſttäuſchende Eitelkeit ſchuldgeben. Doch ich muß dieſen Schein eines Unrechts ertragen, um nicht ein wirkliches zu begehen."

Die Gräfin hörte mit geſpannter Erwartung zu; Marie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie unter einem lieblichen Erröthen mit niedergeſchlagenen Blicken fort: „Ich glaube — ich fürchte, mochte ich ſagen — der Rittmeiſter Arnheim nährt Abſichten —"

Hier brach ſie in Thränen aus. Die Gräfin, ganz erſchrocken, zog ſie näher zu ſich und ſuchte ſie zu beruhigen. Sie konnte dieſes Weinen freilich nicht in ſeiner ganzen Bedeutung verſtehen, weil Marie über Raſinski's Werbung um ſie niemals die Lippen geöffnet hatte. Doch in dieſer mußten die aufgeregten Erinnerungen Gefühle erzeugen, denen ihre weiche Seele ſich wehmüthig hingab.

„Du würdeſt ſeine Neigung nicht erwidern können?" fragte die Gräfin mit ſanfter Stimme.

„Das iſt es ja eben, was mich betrübt, und was ich mir vorwerfe," erwiderte Marie. „Er iſt gut, ja ich muß ihn edel nennen, und ich bin nicht ohne Schuld, denn ich habe ihm vielleicht zu unvorſichtig meine Geſinnung enthüllt — ach, es trat auch Manches dazu, was meine Freundſchaft für ihn ſtärker anregte — und nun ſoll ich ihm ſagen: ich verſchmähe Dich! Das thut mir im Innerſten weh und beängſtigt mich. Darum bedarf ich eines mütterlichen Rathes, wie ich das unvermeidliche Übel mildere."

„Gute Marie!" antwortete die Gräfin freundlich, „Du weißt, ich gehöre nicht zu Denen, die die heiligſte Empfindung des Herzens, die Liebe, zu den ſchwärmeriſchen Thor-

heiten zählen; doch glaube ich, daß Bündniſſe, auf dem feſten Ankergrund der Achtung und Freundſchaft gebaut, meiſt dauernd glücklichere ſind als die, welche ſich auf den ſchwankenden Wellen der Leidenſchaft knüpfen. Sollten wir Frauen, denen die Freiheit der Wahl nicht zuſteht, wol das Recht haben, da zurückzuweiſen, wo die ſchärfſte Prüfung keine andere gültige Einwendung aufzufinden vermag als die, daß in uns keine unaufgeforderte Neigung erwacht war? Es iſt ſchön, wenn ſich die Herzen entgegenkommen; aber wie ſelten iſt es! Glauben wir uns berechtigt, auch da ein Nein zu ſprechen, wo wir Achtung und Freundſchaft im höchſten Maße empfinden dürfen, ſo vernichten wir faſt die Möglichkeit, unſere weibliche Beſtimmung zu erfüllen. Liebe erweckt ja Liebe; wie könnten ſich ſonſt ſo viele Bündniſſe der Herzen geſtalten! Man liebt, weil man geliebt wird —"

„Wenn dem aber doch nicht ſo iſt!" rief Marie ſchmerzlich ausbrechend und verhüllte das Geſicht in ihr Tuch. „Wenn nun dieſes ſchöne Echo der Neigung nicht im Herzen widerklingt," ſprach ſie nach einigen Augenblicken ruhiger, „dann iſt es doch wol nicht Pflicht, ein Band zu knüpfen, nur weil es in äußeren Beziehungen verſtändig erſcheint. Das Recht der Wahl iſt uns verſagt; ſollten wir deshalb auch das verlieren, ein Nein zu ſprechen, wo unſer Herz das Ja nicht über ſich zu gewinnen vermag?"

Die Gräfin ſchwieg. Ihr Geſetz war eines des Gebrauchs, der Wirklichkeit, wie es das Leben in ſeiner Erſcheinung erzeugt; Mariens ein höheres aus dem freien Reich des Gedankens, das freilich ſelten in Kraft tritt, aber darum doch ſeine heilige Gültigkeit nicht verliert.

„Und wozu bedürfteſt Du nun meines Rathes, Liebe, wenn Du ſo entſchloſſen biſt?" fragte die Gräfin nach einer Pauſe.

„Nicht Ihres Rathes allein, Ihrer That bedarf ich,“ erwiderte Marie. „Bis jetzt iſt kein entſchiedenes Wort geſprochen worden; Sie könnten es uns Beiden erſparen, daß ſchroff und hart hingeſtellt würde, was man beſſer ſchonend umgeht.

„Wie gern will ich das, ſo weh es mir thut,“ antwortete die Gräfin. „Doch, Liebe, biſt Du ganz unwiderruflich entſchloſſen? Wenn nun — ich muß Dich an dieſe bittere Möglichkeit erinnern — wenn nun Ludwig nicht heimkehrte aus dieſem blutigen Kampfe! —“

„O, er wird, er wird!“ rief Marie. „Und ſollte ich meine Hand einem Manne reichen, wenn ich ſie ihm nur als hülfloſes Flehende entgegenſtrecken könnte? Das darf nicht entſcheiden; die Noth ſoll mich nicht in ſeine Arme treiben, wenn es die Liebe nicht vermochte!“

„Du urtheilſt falſch, Marie,“ erwiderte die Gräfin ruhig, aber mit überzeugendem Ton. „Es iſt das höchſte Glück der Liebe, Freude und Segen jeder Art ausſtrömen zu können. Der Edle rettet ſein Glück am liebſten aus ſtürmenden Wellen, aus einem Schiffbruch des Lebens; ja, er möchte der Geliebten Alles rauben, um ſie mit Allem neu ausſtatten und ſchmücken zu können.“

„Die Liebende,“ antwortete Marie, „darf ein ſolches Opfer annehmen, wenngleich ſie es lieber ſelbſt brächte; doch wer nicht ſein ganzes Herz zur Erwiderung geben kann, der darf es nicht — ich nicht.“

Sie ſprach dieſe Worte ſehr ſanft, aber mit Entſchiedenheit, dann wandte ſie ſich wieder bittend zu der mütterlichen Freundin, damit ſie gütig vermittelnd eintrete. „Sagen Sie ihm,“ ſchloß ſie, „daß ich ihm meine ganze Freundſchaft weihe. Auch auf meine Dankbarkeit hat er ein Recht! Vorerſt freundlich und ſchweſterlich will ich gegen ihn ſein,

weil ich ihm wehe thun muß — aber ich kann nicht anders, wahrlich ich kann nicht!"

Stumm weinend ruhte ſie an dem Buſen der Mutter, und dieſe ſuchte ſie durch ſtumme Liebkoſungen zu tröſten; denn Beiden verſagten die Worte. Endlich trennten ſie ſich, um dem milden Arm der Nacht und des Schlummers die Beruhigung ihrer wallenden Herzen anzuvertrauen.

Drittes Capitel.

Arnheim hatte geahnet, wie Marie fühle; deshalb kam er am nächſten Morgen zur Gräfin, um dieſer Frau, deren mit Weiblichkeit gepaarte Würde Jedem Vertrauen einflößte, ſeine Bruſt zu öffnen. Ernſt, aber mit Faſſung vernahm er die Entſcheidung.

„Ich hoffte kaum anders," ſprach er, „denn ich bin nicht an Glück und Freude gewöhnt; nur die Außenſeiten des Lebens zeigen ſich mir lockend, im Innern haben mich ſeine Stacheln ſchon oft im Tiefſten verwundet. Ich zürne ihr nicht; ich ehre ihren Beſchluß. Doch vor ihr zu erſcheinen, iſt mir jetzt unmöglich. Einiger Tage bedarf ich, um die unruhigen Wellen meiner Bruſt zu beſänftigen. Leben Sie wohl, Gräfin! Bevor ich ganz ſcheide, ſehen Sie mich noch einmal."

Er ging.

Die trübe, bange Stille, welche ſeine Erſcheinung auf einige Augenblicke unterbrochen hatte, kehrte neu zurück und

laſtete noch mit ängſtlicherm Druck als zuvor auf den Bewohnern des Hauſes. Das Herz verlor die Kraft zu frohen Hoffnungen; die unheilvolle Nähe irgend eines Schreckniſſes drang ahnungsvoll in die Seele. Man bebte vor der Zukunft, von der man dennoch die Erlöſung aus dieſer peinigenden Spannung erwartete.

Eines Morgens, es war am 1ſt. December, ſtand die Gräfin in ihrem Zimmer am Fenſter und blickte, in trübes Sinnen verloren, auf die Gaſſe hinaus. Sie bemerkte ein unruhiges Wogen und Treiben; die Vorübergehenden eilten haſtig die Straßen abwärts. Begegnende riefen einander an, ſchienen ſich eine Nachricht von Wichtigkeit mitzutheilen und ſetzten dann ihren zuvor entgegengeſetzten Weg gemeinſam nach eben der Richtung fort, wohin man ein eiliges Bewegen der Vorübergehenden wahrnahm. Es war das erſte Beginnen eines durch eine bedeutungsvolle Begebenheit veranlaßten Zuſammenſtrömens. In den letzten Tagen waren ſo manche dunkle Gerüchte in Umlauf gekommen, und unheilvolle Nachrichten, wie die Wegnahme von Minsk durch die Ruſſen, hatten ſich beſtätigt. Die Gräfin ahnete daher Schlimmes; auch war ſie ſorgenvoller geworden durch das gänzliche Ausbleiben der Briefe ihres Bruders. Vor Lodoiska ſuchte ſie zwar ruhig zu erſcheinen, weil dieſe ſich ſchon in einer Spannung befand, bei der man fürchten mußte, daß ſie in die tödtliche Aufregung ihrer Krankheit zurückfallen werde; doch im Innerſten ſtiegen ſelbſt ihrer heldenmüthigen Seele düſtere Ahnungen auf, die ſie kaum den Muth hatte, ſich als Möglichkeiten feſt vor Augen zu ſtellen. Daher erfüllte dieſes Treiben und Bewegen auf der Gaſſe ſie mit unruhigen Beſorgniſſen, und ſie wollte eben dem Kammerdiener ſchellen, um nach der Veranlaſſung fragen zu laſſen, als dieſer eintrat und Arnheim meldete.

„Sehr willkommen!“ ſprach ſie erleichtert. Arnheim trat ein.

„In ihren Mienen leſe ich's,“ rief ſie ihm entgegen, „daß ſich etwas Ungemeines begeben hat; ſeien Sie ſchnell damit, denn das drohende Schwert ſchreckt mehr, als das gefallene. Was iſt geſchehen? Reden Sie, wir ſind allein!“

„Das Ungeheuerſte, was je die Weltgeſchichte erlebt hat,“ erwiderte Arnheim mit einem Antlitz, auf dem nur ſtaunende Erſchütterung, aber weder Freude noch Trauer zu leſen war. „Vor wenigen Minuten iſt der franzöſiſche Kaiſer hier eingetroffen; allein, flüchtend, verhüllt! Sein Heer iſt vernichtet — den Trümmern deſſelben iſt jeder Weg der Rettung verſperrt —“

„Genug, genug!“ rief die Gräfin und hielt ſich wankend und erblaſſend an einem Seſſel. Arnheim wollte ihr zu Hülfe eilen, doch ſie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Noch ſtand ſie athemlos, unvermögend zu ſprechen, als die Thür ſich raſch öffnete; Lodoiska, bleich wie ein Marmorbild, das Entſetzen in dem erloſchenen Blick, ſtürzte herein. Mit ausgebreiteten Armen, als fliehe ſie vor einem grauenhaften Geſpenſt, eilte ſie auf die Mutter zu, umſchlang ſie krampfhaft, und vor ihr in die Kniee ſinkend, verbarg ſie das Angeſicht in ihrem Schooße.

Wie Niobe im Schmerz erſtarrend, ſtand die Gräfin ſtumm über die Unglückſelige gebeugt und legte ihr die bebenden Hände auf das Haupt.

Arnheim blickte finſter zur Erde; zwar ſah er aus dieſer furchtbaren Nacht ſchon den Stern des Heils für ſein Vaterland ſchimmern, doch er ging zu blutig auf, um Freude in ein menſchlich fühlendes Herz zu ſtrahlen. Das Entſetzen der vernichtenden Nemeſis erfüllte die Bruſt noch zu mäch

tig, um der Hoffnung Raum zu laſſen, die aus dieſer Saat des Todes erblühen ſollte.

Jetzt trat auch Marie ein; blaß, zitternd, aber mit mehr Liebe als Schrecken in den ſanften Zügen. Als ſie Arnheim erblickte, überflog ſie eine ſchnelle Röthe, und ihr Fuß ſtockte einen Augenblick; doch ſie faßte ſich, ging ihm entgegen, bot ihm freundlich die Hand und ſprach mit halb verſagender Stimme: „O helfen Sie mir dieſe Unglücklichen tröſten!“ Dann wandte ſie ſich zu der Gräfin und Lodoiska und löſte ihre Erſtarrung durch die warmen Bitten und Thränen der Liebe in einen mildern Schmerz auf.

„Es iſt vorbei,“ ſprach endlich die Gräfin mit feſter Stimme; „ich finde mich wieder. Dieſes Geſchick muß würdig und ſtandhaft erduldet werden. Indem wir die Macht zum Widerſtande in uns zu erringen ſuchen, gewinnen wir ſie wirklich. Komm, meine Lodoiska, erhebe Dich; zeige, daß Du die Tochter eines heldenſinnigen Polen biſt.“

„Das will ich,“ ſprach Lodoiska, in deren Augen ein neues Feuer aufloderte; „zeigen will ich es durch die That. Nun Du, meine Mutter, verſprich mir, daß Du mich nicht verlaſſen willſt!“

Die edlen Züge ihres Angeſichts rötheten ſich mit der Gluth, die ein großer Entſchluß über die Wangen haucht. Selbſt die Gräfin wußte ſich dieſe Erſcheinung nicht zu erklären. Nur Marie ahnete die Bedeutung des Verſprechens, welches Lodoiska forderte, denn ihre Schweſterbruſt war der der liebenden Lodoiska verwandt.

„Soll ich Dir erſt jetzt verſprechen, was ich Dir durch jede That meines Lebens gelobt, wofür ich Dir jeden Tag eine neue Bürgſchaft geleiſtet habe?“ erwiderte die Gräfin auf die Bitte Lodoiska's, und in dem Ton ihrer Rede lagen Gram und Verwunſ zugleich.

„Nein, Du ſollſt es nicht!“ ſprach Lodoiska ſanft, „denn ich weiß, Du thuſt, was Du mir nicht verſagen kannſt, ohne mein Leben zu rauben! Ich muß zu ihm — ehe der Krieg ihn hinwegrafft — mein Herz ſagt mir, daß er noch lebt, daß ich ihn finden werde — wir müſſen uns verſohnen — nein, nicht verſohnen, denn ich zurne nicht und zürnte nimmer; aber er muß den reinen Himmel der Liebe noch einmal wieder lächeln ſehen, und wäre es in der letzten Stunde ſeines Lebens. Mutter, Mutter! wenn Du mir Das verſagſt, ſo bricht meine Bruſt, und hier wie dort iſt nicht mehr Ruhe für mich zu hoffen.“

„Unbegreifliches Kind,“ rief die Gräfin, von Rührung und Staunen überwältigt, und druckte das liebende Weſen mit einer Zärtlichkeit an ihr Herz, die die Gewährung der ſchwärmeriſchen Bitte ſtumm verhieß.

Mariens Bruſt wurde von Wehmuth und Beklemmung überdrängt. Die Erſchütterung des mächtigen Ereigniſſes, die Rührung über Lodoiska's Schmerz und Liebe, das ſchweſterliche Gefühl banger Sorge um den Bruder, und endlich in innerſter Tiefe das Bild des edlen Mannes, dem ſie entſagt hatte, ohne ihrer Liebe zu entſagen, über dem das Verhängniß, wenn es ihn nicht ſchon hinweggerafft hatte, eben ſo düſter ſchwebte, — Alles wogte zugleich in ihrer Seele auf und umwob ihr die Stirn mit verdunkelndem Schleier. Da traf ihr Auge den finſter zu Boden blickenden Arnheim, und ein neuer Pfeil der Schmerzen drang ihr in die Bruſt. Was mußte er leiden, dem die Liebe verſagt wurde, wo er ſah, mit welcher Macht ihre heilige Flamme das zarteſte Herz durchdrang! Von dieſem Glück war er ausgeſchloſſen — — ach und Marie, mußte ſie es nicht ſelbſt aus ihrer Bruſt verbannen? Die Gleichheit ihres Geſchicks mit dem des edlen Freundes führte ihm ihre reine

Seele ſchweſterlich nahe. Sie trat mit heiliger Offenheit zu ihm heran und ſprach ſanft: „Edler Freund, vielleicht hat dieſe Minute mir meinen Bruder geraubt, wollen Sie ſeine Stelle einnehmen — er lebe oder ſei dahin — das Herz hat Raum für doppelte Schweſterliebe.“

Er nahm ihre Hand und preßte ſie heftig an die Lippen. „O Marie! — ſei es ein Vermächtniß oder ein Geſchenk — es iſt das Schönſte, was ich von nun an beſitze.“ — Doch der Schmerz überwältigte ihn, er eilte hinweg.

Als die drei Frauen allein waren, und ſie ihre Herzen, die ſchon ſo nahe aneinander ſchlugen, durch die mächtigen Bande eines gleichen Trauergeſchicks noch feſter vereint fühlten, ſprach die Gräfin:

„Dieſer furchtbarliche Schlag, der in Emora's einer Hälfte Jammer, in der andern Freude verbreiten wird, weckt in Deinem Herzen, Marie, vielleicht eine vaterländiſche Hoffnung, während das unſere in düſterer Verzweiflung verblutet. Aber laß uns jetzt nicht Deſſen gedenken, was unſere Seelen trennen könnte; eine gemeinſchaftliche Sorge, die um unſere theuerſten Freunde, verſchwiſtert uns innig, unauflöslich. Lodoiska's liebendes Herz hat das Rechte und Wahre im raſchen Blitz des Augenblicks erkannt. Es treibt ſie dem Geliebten entgegen, ob ſie dem grauſamen Schickſal noch einen labenden Augenblick entreißen kann. Dürfen wir ſie allein ziehen laſſen?“

„Nein, nein!“ rief Marie zu Lodoiska gewandt, „meine Ahnung macht mich längſt zu Deiner Gefährtin. Eine Schweſter liebt auch!“

„Ja, eine Schweſter liebt auch,“ wiederholte die Gräfin, und der Glanz einer Thräne füllte ihr großes Auge. „So iſt es denn beſchloſſen, wir brechen auf! Unſere Freunde ſind uns nahe; in wenigen Tagen können wir ſie erreichen. Viel-

leicht hat das Schickſal ſie aufgeſpart, damit wir ſie noch einmal an unſer Herz drücken; vielleicht iſt es uns verhängt, ihr brechendes Auge ſanft zu ſchließen; vielleicht kann unſere weiblich pflegende Hand ſie dem Tode entreißen. Man mag uns tadeln; unſer Herz ſpricht uns frei. Nur die rohe Menge, die nie in eigner Bruſt groß und tief empfunden, verkennt jeden freien Entſchluß, der ſich über Sitte, Gewohnheit und Berechnung ſtolz erhebt. Ich bin Eure Mutter; mir iſt das Heiligthum Eurer jungfräulichen Sitte anvertraut. Aber ich erhebe das Auge vertrauend zu den Verklärten, deren Schooß Euch gebar, denn ich weiß, ſie heißen wohl, was ich vollbringe."

Viertes Capitel.

Nachdem es Maſinſki glücklich gelungen war, mit ſeinen Freunden und den wenigen Kameraden, die ihm geblieben waren, das rechte Ufer des Stroms zu gewinnen, der ſo viele Tauſende verſchlang, ſetzte er ſeinen Weg noch bis Zembin fort. Hier traf er den Marſchall Ney, dem wiederum die ſchwerſte Aufgabe, den Rückzug zu decken, geworden war. Die größten Drangſale und Beſchwerden ſchienen jedoch nun überwunden zu ſein, denn man befand ſich in einem nicht ſo verwüſteten Lande mehr, und die Einwohner hegten befreundetere Geſinnungen. Die Sehnſucht nach Erlöſung ſah den mindeſten Hoffnungsſchimmer zur Erfüllung an; doch der unerbittliche Zorn des Geſchicks war

noch nicht gefattigt. Er ſchlummerte nur, um mit neuem Heißhunger auf ſeine Opfer einzuſtürzen.

In Jembin gelang es Ludwig, einen kleinen Schlitten, der kaum für zwei Menſchen Raum hatte, für Bianca zu erhalten, die bis dahin zu Fuß gegangen war. Rasinski ließ das Pferd eines Verwundeten, dem das Reiten nicht mehr möglich war, einſpannen und ſchaffte dieſen ſelbſt dadurch fort, daß er das Geſchäft des Führers übernehmen mußte. Bernhard und Ludwig drangen vergeblich in Bianca, daß ſie jetzt, da es möglich ſei, einen Vorſprung zu gewinnen ſuchen ſolle, um Wilna zu erreichen, auf welches Alle, wie der verſchlagene Schiffer auf einen Rettungshafen, hofften. Sie war unerſchütterlich in ihrem Vorſatz, Bruder und Geliebten nicht einen Augenblick mehr zu verlaſſen. „Nennt es nicht aufopfernde Liebe, was mich Euren Bitten Widerſtand leiſten läßt," ſprach ſie; „es iſt eigennützige: in Eurer Nähe habe ich die furchtbarſten Gefahren, innerlich getroſtet, überdauert; ferne von Euch würde der kleinſte Unfall mich rathlos und verzagt finden. Nein, laßt mich bei Euch; was uns gemeinſam trifft, iſt ſüßes Leid, wenn es auch das ſchwerſte wäre. Doch nur das ſtarre Grauen der Verzweiflung würde die Einſame umgeben."

Es gibt Liebesopfer, die wir mit Schmerz und Bangen annehmen und ſie dennoch nicht zurückweiſen können. Die Grenze, wo gegenſeitige Pflichten ſich ſcheiden, iſt dem ſchärfſten Blick nicht mehr erkennbar. Das Herz ergibt ſich endlich willenlos der Zukunft und wagt keine ſelbſtändige Entſcheidung mehr zu treffen. So auch hier; Bernhard und Ludwig unterwarfen ſich den rührenden Bitten Bianca's; denn wer hätte es auch ermeſſen, ob die äußern Gefahren und Drangſale, welche ſie abzuwehren dachten, den innern Qualen, die Ferne und Angſt der von Freund und Bruder

Getrennten auflegen mußten, das Gleichgewicht halten würden?

An eine Ordnung des Armeecorps, an eine feste Abtheilung des Heeres war nicht mehr zu denken. Jeder hielt sich zu den Truppentheilen, bei welchen er die meiste Sicherheit zu finden hoffte, oder wohin der Zufall ihn führte. Rasinski schloß sich wieder an Ney an; theils aus Neigung für den Feldherrn, mit dem er so Vieles getragen und überwunden hatte, theils, weil seine kriegerische Ehrliebe ihm die Gefahren des Kampfes immer als die ruhmwürdigern zeigte. Endlich blieb ihm auch keine andere Wahl, da die Erschöpfung seiner Leute, mit denen er bis zum letzten Augenblicke zusammenzuhalten beschlossen hatte, es nicht gestattete, diejenigen Truppentheile zu erreichen, die schon einen Vorsprung gewonnen hatten.

Der Feind drängte auf den nächsten Tagemärschen zwar nach, aber er verfolgte doch nicht heftig; nur einige Kosackenschwärme, die man oft mit einem einzigen Kanonenschuß auf Stunden verjagte, belästigten den Rückzug.

Da kam der Tag, für den der erbittertste Feind des Heeres, der Winter, seinen ganzen Zorn aufgespart zu haben schien. Es war in der Nacht zum 1. December, als der Südwest plötzlich in einen schneidenden Nordost umsetzte und auf seinen Flügeln alle Schrecken des Eispols heranführte, um die letzten Trümmer jenes stolzen Heldenheeres zu vernichten, das sich endlich durch den Strom tausendfacher Drangsale bis zum rettenden Ufer herangekämpft zu haben glaubte. Tückisch lauernd hatte der Winter sich bisher halb verhüllt und nur die ahnenden Schrecken seiner Gegenwart in die grauende Brust gesenkt; jetzt war er durch die finstere Nacht dicht herangeschlichen und überfiel die Wehrlosen im Schlaf. Von seiner starren Hand mit schnei-

dendem Schmerz berührt, schlugen sie das Auge auf, und das erbarmungslose Ungeheuer stand in seiner ganzen Entsetzlichkeit vor ihnen.

Rasinski hatte mit allen den Seinigen und vielen andern Kameraden in einer großen Scheuer gelegen, wo nur gegenseitige Nähe sie erwärmte, weil der Raum kein Feuer zuließ. Gegen Morgen erwachte er von einem stechenden Schmerz in Händen und Füßen; er wollte aufspringen, fand sich aber wie gelähmt. Mit Mühe beugte seine Willenskraft endlich die starren Sehnen, und er richtete sich empor; da sagte ihm ein Athemzug, daß jetzt der moskowitische Winter vor den Pforten gelagert sei, und sein erstarrender Hauch tödtlich über alles Lebende dahinwehe.

„He!" rief er sogleich und rüttelte Jaromir, der ihm zunächst lag: „He! Auf! Boleslaw, Jaromir, Bernhard!"

Taumelnd fuhren diese aus den festen Banden des Schlafes empor; doch ihre Glieder waren an dem kalten Boden so erstarrt, daß sie sie nicht regen konnten.

„Thut Euch Gewalt an," rief Rasinski, „sonst seid Ihr verloren. Heut bricht die Morgensonne des wahren Winters an. Bisher hat er nur von ferne gedroht, heut, ich fühle es, stürmt er mit seinen Alles lähmenden Waffen durch unsere Reihen."

Bei diesen Worten schüttelte und rüttelte er die Freunde und war ihnen behülflich, sich emporzurichten. Nach und nach entstand in dem ganz düstern Raum der Scheuer, in den nur der Widerschein einiger draußen angezündeten, halb verglimmenden Feuer hineinfiel, ein dumpfes Murmeln und Bewegen. Dazwischen ertönte ein jammerndes Wehklagen des Schmerzes, welches Kranke oder Leichtverwundete oder Solche ausstießen, die schon den scheidenden Tod in den

Gliedern fühlten, welche die Kälte wie mit einem feinen, furchtbar zerstörenden Gift durchdrang.

„Teufel, ist das ein Wetter!“ murmelte Bernhard, indem er sich dichter in seinen Pelz einmummte; „es packt an wie die Tatzen eines Eisbären! Bianca, liebstes Herz, wie ist Dir?“

Die Standhafte unterdrückte Schmerz und Besorgniß. „Mir ist wohl, Lieber,“ erwiderte sie; „ich bin an dieses Klima gewöhnter als Du. Auch sind wir ja noch so gut mit Kleidern versehen.“

„Durch Deine Sorge und Güte,“ fiel Ludwig ein. „Doch wehe den Unglücklichen, die keinen so dichten Schild gegen die scharfen Pfeile dieser Kälte haben!“

Das zunehmende Getön des Jammers umher entriß diese Worte fast unwillkürlich den Lippen Ludwigs.

„Haltet Euch dicht beisammen, Freunde,“ ermahnte Rasinski; „in diesem Gedränge verliert man einander gar zu leicht.“

Diejenigen, welche erwacht waren, hatten sich aufgerafft und eilten den Feuern zu, die draußen brannten, weil sie sich dort zu erwärmen hofften. Zugleich trieb sie der Hunger an, indem sie die während der Nacht von den wachenden Kameraden bereiteten Speisen zu genießen dachten. Doch bei weitem nicht Alle hatten die Kräfte, dies nahe Ziel zu erreichen. Die Meisten taumelten, von Schlaf und Kälte betäubt, übereinander hin; Viele blieben traumlos am Boden liegen. Müdigkeit und Frost hatte sie so gelähmt, daß sie sich nicht aufzurichten vermochten; die Macht des Willens war auch bei den Stärksten gebrochen, und sie zogen es vor, in dumpfer Erstarrung den Tod zu erwarten, als sich zu neuen Martern emporzuraffen.

Bernhard und Ludwig nahmen Bianca, die das dicht

in Pelze gehüllte Kind Affections trug, in ihre Mitte. Rasinski ging mit Boleslaw und Jaromir vor ihnen her; die noch übrigen Leute des Regiments folgten nahe hinter ihnen. So erreichten sie, über manchen am Boden Liegenden und schwer Aufstehenden hinausschreitend, das Freie. Der Schnee knirschte pfeifend unter ihren Füßen; die Luft schien mit einem eisigen Staub erfüllt, der beim Athmen fast stechend auf die Brust fiel; Augen, Lippen, Wangen fingen an zu schmerzen, sowie der Hauch des nicht heftigen, aber schneidendkalten Windes sie traf.

Einige Trommeln erschallten mit dumpfem Klang, um zum Aufbruch zu mahnen; doch dieses Zeichen, wobei sonst der Krieger, aufmerksam wie eine Gemse, das Haupt erhebt und mit den Waffen in der Hand gerüstet aufspringt, verhallte jetzt wie in einem Todtengewölbe.

Mit grösster Mühe setzte sich endlich die Masse in Bewegung, indem sich, als ob jedes innere Band losließe, einzelne Theile von dem Ganzen lösten und so nach und nach die Straße nach Westen einschlugen.

Auf einem Hügel, der vom Dämmerschein des Schnees, der hellen Sterne und der Feuer seltsam beleuchtet wurde, stand ein grosser stattlicher Mann in den Pelzmantel gehüllt, und überschlug mehrfach die Arme, um sich zu erwärmen. Mit lauter Stimme rief er: „Hieher zu mir! Das erste Armeecorps, hieher!“ Es war der Marschall Davoust. Nach und nach sammelte sich ein kleines Häuflein, der Überrest seines ganzen Heeres, um diesen ausdauernden Krieger, den kein Elend, kein Verderben die Rettung aufgeben ließ, die das Gesetz der Ordnung und des Gehorsams in sich trug. An der Spitze der Seinigen schritt er zu Fuß, mit den Soldaten jede Beschwerde, wie mit seinen nächsten Officieren jedes Gute theilend, was sein Rang ihm selbst

unter dieſen Alles furchtbar gleichmachenden Geſchicken voraus ließ.

Glücklicherweiſe hatten die Pferde Raſinski's noch ein leidliches Obdach gefunden. Dennoch waren zwei vor Entkräftung und Kälte gefallen. Man ſaß auf. Bianca beſtieg ihren kleinen Schlitten, Ludwig und Bernhard gingen zu Fuß ſo dicht als möglich an demſelben, und die beiden jetzt unberittenen Leute von Raſinski's Regiment ſchloſſen ſich ihnen an.

Der anbrechende Tag, der ſonſt immer die Hoffnungen wieder neu erweckte, die in der ſchauerlichen Nacht erſtorben waren, hatte heut dieſe Kraft verloren; denn mit dem Licht wuchs die ſchneidende Schärfe der Kälte, und als das blutige Auge der Sonne über den Schnee hereinglühte, ſchien es nur mit Hohn auf das Elend ſo vieler tauſend Unglückſeliger herabzublicken; denn nicht die leiſeſte Spur der Wärme war in den Strahlen, die ihren rothen Schimmer in das Antlitz der Wandernden warfen, zu ſpüren. Nur in das Auge, das, ſchon vom Schneeglanz geblendet, vom Rauch und Schein der nächtlichen Lagerfeuer entzündet war, drangen ſie mit brennendem Schmerz ein und fügten eine neue Folter zu der Laſt von Qualen, unter denen die Unglücklichen zuſammenbrachen.

Als Bianca ſah, wie Ludwig und Bernhard das Auge zuckend abwandten und vergeblich einen Gegenſtand ſuchten, wohin ſie den Blick ohne Schmerzen wenden konnten, fiel ihr plötzlich ein Hülfsmittel ein. „Wartet, wartet, wenige Augenblicke," rief ſie und machte eine haſtige Bewegung mit den Händen gegen die Bruſt, als wollte ſie ein Tuch losknüpfen. Wirklich zog ſie ein grünes Florgewand hervor, riß es entzwei und gab die eine Hälfte Bernhard, die andere Ludwig. „Es iſt der grüne Schleier," ſprach ſie zu

dieſem, „den ich auf dem St. Bernhard trug. Seit ich wußte, daß er das Zeichen war, woran Du mich wieder erkanntest, trug ich ihn auf meinem Herzen. Jetzt ſoll er mir das holde Licht der liebſten Augen erhalten. Verhülle Dich damit, Geliebter, denn Alles, was in dieſem Lande glänzt und ſchimmert, iſt kalt und grauſam, wie dieſer Schnee und dieſe Sonne.“

Mit Rührung erblickte Ludwig das erſte Zeichen, woran er ſeine Liebe knüpfte; es erquickte ihn mit neuer Hoffnung, daß es ihm gerade jetzt, in ſchreckenvoller Stunde, wo das Antlitz der Gnade ſich ganz von der Erde wegzuwenden ſchien, wieder entgegenſchimmerte. Eine tiefe Ahnung ſeiner Bruſt hatte es vom erſten Augenblicke an als einen Talisman betrachtet, der eine zauberiſche Bedeutung für ſein Leben habe. So galt es ihm auch jetzt. Doch indem er es aus Bianca's Hand empfing, blickte er ſie ſorglich an und fragte: „Aber Du, Geliebte, wirſt Du geſchirmt ſein gegen das tödtliche Gift dieſes Glanzes?“

„Mich umhüllen ja noch die ſchwarzen Trauerſchleier,“ antwortete ſie; „ich ſollte ſie wol nicht tragen, denn aus ihrer Nacht brach ja mein ſchönſter Lebenstag an!“

Sie lächelte dabei mit holder Freundlichkeit und vergaß über ihr inneres Glück, daß der Rachen, der es trug, auf den Wogen äußerer Geſchicke wie auf einem todten Meere des Grauens und Verderbens verloren ſchwankte.

Bernhard ſuchte, als er ihre bewegte Stimmung wahrnahm, heiter zu ſein.

„Ich danke Dir, Schweſter,“ ſprach er; „hier wird der Scherz Ernſt, und der Ernſt Scherz. Unſer ganzer Zug iſt nur noch ein Maskenzug, doch tragen wir Alle verwünſchte Leidenlarven. Ich will denn über die meinige das grüne Netz hangen. Ein Maler muß überdies ſeine Augen ſchonen;

ich würde über das Eismeer bei Chamouny so wandern, warum nicht über dieses größere?" Dabei knurfte er das dünne Gewebe an seine Pelzmütze und druckte sie sich tiefer ins Auge. Die scharfe Kälte erschwerte das Athmen so, daß strenges Schweigen ein Gesetz wurde, welches sich Jedes zuletzt auflegte. Der Zug glich einer langen Reihe weißer Gespenster, so hatten die als Reif niederfallenden Dünste ihre dichte Hülle von Eisspitzen über Roß und Mann gewoben. Mühselig schleppte man sich fort, und in den langsam sich bewegenden Massen herrschte eine dumpfe Todesstille. Alles, selbst der Laut der Lippen, wurde durch die furchtbare Kälte in die Banden der tiefsten Erstarrung geschlagen. Sogar der Hauch des Windes war gefesselt; Vögel stürzten todt aus der Höhe herab, die letzte Spur des Lebens schien aus der Natur verschwunden.

Die Wandernden vernahmen nichts als das pfeifende Kreischen des Schnees, das dumpfe Rasseln des Gebisses und das beklommene Stöhnen Derjenigen, die mit dem versteinernden Tod in den Adern zu Boden sanken, um sich nie wieder empor zu richten.

Diese sah man wanken, wie betäubt einige schwankende Schritte seitwärts taumeln und dann in die Kniee sinken, deren abgestorbene Sehnen sie nicht mehr zu tragen vermochten.

Bei Einigen erzeugte die äußerste Verzweiflung noch eine trotzige Kraft, mit der sie sich gewaltsam aufstachelten. Sie lachten wild auf bei dem Anblick des Elends und riefen den Zusammenstürzenden ein frevelhaft höhnendes Lebewohl zu. Nur die edelsten und kühnsten Naturen zugleich behielten auch hier eine männliche Ruhe und Fassung; Rasinski hatte sie sich bewahrt. Sein Pferd, das er am Zügel führte, war vor Kälte zusammengestürzt. Er nahm die Pistolen aus der

Hilfter und ſetzte ſeinen Weg gleichmüthig fort. Vergeblich boten Jaromir und Boleslaw, die der Kälte halber ebenfalls zu Fuß gingen und ihre Roſſe führten, ihm die ihrigen an, er erwiderte: „Wir ſind nur noch Einzelne. Als Führer hätte ich ein ſolches Opfer nicht nur angenommen, ſondern gefordert. Ein Regiment von unſerer Stärke aber kann ein Rekrut ſo gut befehligen als ich; es gibt keinen Rang mehr.“

Doch hatte Boleslaw den Mantelſack, den Raſinski im Stich laſſen wollte, abgenommen und ſchnallte ihn auf den ſeinigen. Über das todte Pferd fiel eine hungerwüthige Schaar her, und zerriß es in tauſend Stücke, zur Mahlzeit für die Nacht. Raſinski ging düſtern Blicken vorwärts, um nicht zu ſehen, wie ſchmählich das treue Thier, das ihn in ſo mancher Schlacht getragen, endete. Es verging keine halbe Stunde, ſo ſtürzte auch Boleslaws Pferd, und gleich darauf Jaromirs. Die trotz des herannahenden Mittags immer wachſende Kälte hauchte mit tödtlichem Athemzuge Menſchen und Roſſe ohne Unterſchied an und warf ſie um ſo leichter nieder, je mehr die Anſtrengung ſie erſchöpfte. Der Weg zog ſich eine kaum bemerkbare Anhöhe hinan; doch ſie war ſpiegelglatt. Als Bianca's Schlitten ſich derſelben näherte, vermochte das Thier nicht, ihn hinaufzuziehen; ſie ſtieg ſogleich ab, doch es fruchtete nichts. Zweimal ſetzte das Roß an, Ludwig, Bernhard, Jaromir, Boleslaw, Raſinski ſelbſt ſuchten Hülfe zu leiſten. Allein es war vergeblich; das Thier vermochte ſich ſelbſt nicht mehr zu tragen; es ſtürzte zu Boden und erſtarrte in wenigen Minuten. Rubia ſprach Bianca zu den ſie umgebenden Freunden: „Ich werde nun ganz Eure Mühen theilen, und es ſoll mir nicht ſchwer werden. In dieſer grimmigen Kälte iſt das Gehen ſo beſſer.“

Bernhard erwiderte nichts; er nahm ihr ſtumm das Kind aus den Armen und trug es. Ludwig unterſtützte die Geliebte; ſo wandelten ſie düſter ſchweigend nebeneinander hin.

Sie ſchlugen einen neben der Straße hinlaufenden Pfad ein, der bequemer ſchien, und wo ſie von den Maſſen nicht ſo gedrängt waren; nur einige Einzelne hatten ihn gewählt. Bianca ging mit Ludwig voran; Bernhard folgte in einiger Entfernung mit dem Kinde, deſſen ahnungsloſe Munterkeit, da Bianca's Sorge es ſelbſt gegen dieſe Kälte völlig geſchützt hatte, in einem die Bruſt erſchütternd bewegenden Abſtich gegen das Entſetzen ringsumher ſtand. „Du biſt ein kleiner Schmetterling, der im aufgeſpannten Rachen eines Haifiſches flattert," ſprach Bernhard halb für ſich. „Aber ich weiß Dich eben ſo gern hier, als ich Dich einem ſchlafenden Tiger das bunte Fell ſtreicheln ſehe. Schelmchen, lachſt Du?"

In dieſem Augenblicke rief ihn eine brüllende Stimme von hinten her an: „Steh, Hund! Gib mir Deinen Pelz oder ich ſchieße Dich nieder!"

Bernhard fuhr auf und herum.

Ein Soldat, in elende Lumpen gehüllt, groß, mit verwilderten Zügen, langem, ſtruppigem Bart, das Geſicht von Erde und Rauch geſchwärzt, die blutig entzündeten Augen wild rollend, ſtand vor ihm und ſchlug mit dem Gewehr auf ihn an.

„Was willſt Du, Unglücklicher?" rief Bernhard von Entſetzen ergriffen und trat ſchaudernd einen Schritt zurück, das Kind ſchrie ängſtlich auf, umklammerte ihn und verbarg das Köpfchen an ſeinem Buſen.

„Deinen warmen Pelz, oder ich ſchieße Dich nieder!" rief der Wüthende. „Hier gibt's keine Kameradſchaft mehr, ich habe ſo gut ein Recht, mich zu retten, wie Du."

Bernhard sah sich fast allein mit dem erbitterten Mörder; obwol Tausende zu errufen waren, so wurde der Schuß des Verzweifelnden doch Allen zuvorgekommen sein, wenn auch ein Einziger noch so viel Herz für fremde Gefahr gehabt hätte, um deshalb seinen Weg und seine Qual um einige mühselige Schritte zu verlängern. Er mußte also der Drohung Gehorsam leisten, obwol er wußte, daß er mit der wärmenden Bekleidung sein Leben hingebe.

„Du willst durch den Mord eines Kameraden Dein Leben fristen?" antwortete er mit der Würde der festesten Entschlossenheit; „wohl denn, es sei, aber Du wirst Dich dessen nicht lange freuen. Deine Stunde wird Dich doch ereilen."

„Rasch! denn schon packt mich der Tod," rief der wahnsinnige Mensch, der fortwährend im Anschlag liegen blieb, und die blutigen Augen wild in ihren Höhlen rollte.

Bernhard buckte sich, um das Kind niederzusetzen, das ihn am Ausziehen seines Pelzes hinderte; da hörte er einen lauten Schrei, und als er sich umwandte, sah er Bianca, die sich wehmend zu Füßen des Wüthenden niederwarf.

„Nimm das Geld, diesen Schmuck," rief sie, „nimm diesen warmen Mantel, nur laß mir den Bruder leben!" Mit der Schnelligkeit der Todesangst hatte sie eine reiche Kette von ihrem Halse gerissen und warf ihren kostbaren Pelz ab, sodaß sie mit leicht bekleideten Armen, der grimmigen Kälte preisgegeben, vor dem Mörder kniete.

Dieser blickte sie mit starren Augen an, dann ließ er die Arme mit der Waffe langsam sinken, das Gewehr entfiel ihm, er drückte sich beide Hände vor's Gesicht und brach in ein lautes Wimmern und Weinen aus. Indessen war auch Ludwig näher getreten, und er und Bernhard hoben

die noch immer knieende und die Arme mit ihren Gaben ausstreckende Bianca empor.

„Solch ein wildes Thier konnte ich werden?“ rief der Fremde plötzlich aus; „nein, diese Schmach überlebe ich nicht. Vergebt mir; Ihr habt mich einst besser gekannt, die furchterliche Qual machte mich rasend! Aber ich weiß, was ich zu thun habe!“

Bianca hing mit Blicken, in denen die zweifelnde Besorgniß mit dem Ausdruck der höchsten Freude wechselte, an dem seltsam grauenhaften Menschen, da dieser sich jetzt nach dem am Boden liegenden Gewehr bückte und es aufnahm. Bernhard hielt das Auge fest auf ihn gewandt und suchte in seiner Erinnerung nach den Zügen, die ihm selbst in dieser entstellenden Verwilderung bekannt schienen.

„Wo habe ich Euch gekannt?“ fragte er, als sich der Fremde emporgerichtet hatte.

„Ich wundere mich nicht, daß Ihr mich nicht wieder kennt,“ antwortete er düster; ich hätte mich selbst nicht erkannt. Des Ordens hier bin ich lebend nicht mehr werth!“ rief er wild und riß das Band der Ehrenlegion aus seinen Lumpen heraus und warf es in den Schnee; „so will ich's zu verdienen suchen, daß Ihr's auf meine Leiche legt. Ich richte meine That selbst, wie sie es verdient.“

Indem stemmte er die Kolbe seines Gewehrs gegen den Boden, drückte die Brust auf die Mündung und trat gewaltsam mit dem Fuße gegen den Hahn. Der Schuß krachte, der Unglückliche stürzte zusammen.

„Barmherziger Gott!“ rief Bianca entsetzt und sank bewußtlos in Ludwigs Arme.

Bernhard sprang auf den Gefallenen zu und richtete sein Haupt auf. Noch glimmte ein matter Lebensfunke in der Brust. „Wenn Ihr nach Frankreich kommt, grüßt mein

Weib und meine Buben — Sergeant Ferrand — aus Laon.“

Er war nicht mehr.

In dem Augenblicke, wo er das Auge ſchloß, erkannte ihn Bernhard. Er war derſelbe Sergeant Ferrand, deſſen ſtrenge dienſtliches, aber menſchenfreundliches Benehmen ihm und Ludwig bei ihrer Gefangenſchaft zu Smolensk das Leben gerettet hatte. Die Bedingung ſeines Daſeins war die kriegeriſche Ehre; er glaubte ſie durch die meuchelmörderiſche That, zu der ihn die Betäubung des Elendes, der Schmerzen, der Verzweiflung trieb, verloren; eine Jungfrau hatte ihn an Muth beſiegt — das ertrug er nicht. Streng richtend ſprach er ſelbſt ſein Urtheil und vollſtreckte es mit eigener Hand.

Erſchüttert kniete Bernhard neben der Leiche; ſtumm nahm er das Band, welches der Todte als ſein höchſtes Gut erſchätzt hatte, legte es auf ſeine Bruſt und ſprach: „Wer will Dir's rauben? Es ſchmücke Dich jenſeits, wenn Du in den Kreis der Tapfern trittſt, die Dir vorangingen. Leb wohl!“

Sie ſetzten ihren Weg fort, denn hier galt kein Verweilen. Unerbittlich riß das Schickſal die Herzen voneinander, und jagte die träumende Liebe mit grimmiger Geißel vorwärts.

Fünftes Capitel.

Die kalte Scheibe der Sonne röthete ſich ſchon wieder und ſenkte ſich gegen das Schneemeer hinab, als die Wandernden Malebrenne in der Ferne einer Stunde vor ſich

ſahen. Die Hoffnung, ein Obdach zu erreichen, belebte die geſunkenen Kräfte wieder. Doch als wollte das Schickſal jeden leiſeſten Schimmer des Glücks nur gewähren, um die Kräfte für ein neues größeres Unheil aufzuregen, ſo folgte auch hier der Schrecken mit furchtbarer Eile der Freude nach. Denn plötzlich bedeckten ſich die Höhen mit ſchwarzen Maſſen; der Feind, auf andern Wegen herangedrungen, erſchien, um den unglücklichen Flüchtlingen den Zufluchtsort für die Winternacht ſtreitig zu machen. Bei dem erſten Anblick dieſer dunklen Linien, die den Horizont zu ſäumen begannen, drängte ſich die Schar der waffenloſen Flüchtigen wie eine Heerde zuſammen, in die ein Wolf einbricht. Der Marſchall Ney rief mit lauter Stimme den Bewehrten zu, ſich um ihn zu ſammeln. Noch gab es einige Trümmer des krieggewohnten Heeres, die ſelbſt jetzt das Geſetz der Ehre noch nicht vergeſſen hatten. Die Reihen ordneten ſich, die wenigen Reiter ſchloſſen ſich, wenngleich aus allen Regimentern gemiſcht, aneinander, die Artillerie, ſo viel durch die noch am Leben gebliebenen Pferde hatte fortgeſchafft werden können, nahm eine Stellung.

„Kameraden," rief der Marſchall, „wir müſſen heut um ein Obdach fechten; denn die Winternacht iſt mörderiſcher als die Waffen des Feindes. Auch ihn treibt nur die Noth; Ihr vernichtet ihn, wenn Ihr Euch behauptet. Denkt an Euer Heil, an Frankreichs Ruhm, an Euren Kaiſer!"

„Es lebe der Kaiſer!" tönte der Ruf der Heldenſchar, die nur den fernen Donner der Schlacht hören durfte, um inmitten der ſchwerſten Drangſale den begeiſterten Muth wieder zu finden, der ſie durch alle Länder Europa's geführt hatte.

„Wir haben keine Pferde," rief Raſinski den Seinigen

zu, „laßt uns das Geschütz bedienen, denn es fehlt an Mannschaft.“

Ein dumpfer Donner ertönte von den Höhen; die ersten Kugeln wurden herabgesandt; sie flogen, auf dem erstarrten Boden widerprallend, in weiten sausenden Bogensprüngen über die zur Schlacht geordneten Krieger hinweg.

„Ihr schießt zu hoch, wir wollen besser treffen,“ sprach Rasinski keck scherzend, und lehnte sich auf das Geschütz, um es zu richten. „So! Jetzt Feuer!“ Jaromir feuerte ab.

„Seht Ihr, wie die Kugel eine Lücke reißt?“ rief Rasinski freudig, als die schwarze Linie auf der Höhe zerriß, daß der helle Himmel dahinter sichtbar wurde. „Ich wollte nur, sie ständen so tief als breit, so sollte ihnen dieser Schuß dreißig Rotten gekostet haben.“

Der Kampf war eröffnet; die Artillerie des Feindes donnerte jetzt von drei Seiten zugleich, und die Kugeln schmetterten sowol in die Schar der waffenlosen Flüchtlinge, die in blinder Hast auf den Flecken Malodeczno zustürzten, als in die geordneten Reihen der Tapfern, die ihr Leben für die Rettung Jener wagten, verheerend hinein.

„Wir müssen uns langsam zurückziehen,“ befahl der Marschall, „daß sie sich nicht zwischen uns und den Flecken eindrängen, denn sonst sind wir Alle eine Beute des heißhungrigen Winters.“

Die Artillerie gab noch eine Lage zur Erwiderung, dann nahm sie eine Stellung einige hundert Schritte weiter rückwärts. Die Truppen folgten geschlossen. So gewann man ohne ein sehr ernstliches Gefecht nach und nach eine Stellung dicht am Eingange Malodeczno's. Aber diese kurze Bewegung hatte die Kräfte der Artilleriepferde so erschöpft, daß sie jeden Augenblick übereinander stürzten und endlich nicht mehr emporzubringen waren. Was Hände hatte, mußte

daher angreifen, um die Geſchütze vollends auf einen Hügel zu ſchaffen, von dem ſie den Eingang des Fleckens vertheidigen konnten.

„Retten können wir unſere Kanonen nicht mehr, Kameraden," rief der Marſchall, als er an den Reihen derſelben hinunterſprengte, „ſo wollen wir ſie wenigſtens theuer verkaufen."

Die Ruſſen waren langſam feuernd nachgerückt; jetzt ſchienen ſie ihre Kräfte zu ſammeln, um einen ſtürmenden Angriff zu verſuchen. Doch ſowie ſie ſich in vollen Colonnen zeigten, gab die Artillerie der Franzoſen eine furchtbare Salve, die tauſendfachen Tod in ihre Reihen ſchleuderte. Die Erde zitterte, die Lüfte krachten, Rauch und Dämmerung webten einen dichten Schleier der Nacht über das Heer. Der Feind füllte ſeine Lücken und rückte entſchloſſen weiter vor, indem er den Angriff durch ſeine Artillerie unterſtützte. Eine zweite Lage ſtäubte ihn zum zweiten Male auseinander. Doch immer neue Scharen drangen nach; er hatte Erſatz für ſeine Todten, denn er focht mit Tauſenden gegen Hunderte und ſchien den Gewinn des Fleckens um jeden Preis erkaufen zu wollen.

Raſinski, Boleslaw, Jaromir, Bernhard und Ludwig bedienten ein Geſchütz; denn auch dieſe Letzteren hatten es für eine Pflicht der Ehre gehalten, thätigen Antheil am Kampfe zu nehmen und ihre Freunde, obwol ſie nicht mehr die Uniform des Regiments trugen, nicht jetzo zu verlaſſen, wo entſchloſſene Männer den zehnfachen Werth galten. Auch war der Gedanke, mit den Freunden vereinigt zu bleiben, der einzige Troſt, die einzige Quelle ihrer Hoffnungen und Freuden in dieſer Zeit des öden Grauens. Nur für Bianca hatten ſie einen Ort des Schutzes aufgeſucht, wo dieſe, ſo geſichert als es überhaupt möglich war, in ihrer Nähe bleiben

konnte. Gegen Malederzzo hin senkte sich, dicht hinter der Stellung, die die Artillerie einnahm, der Hügel etwa in Mannshöhe fast ganz steil abwärts und bildete so eine natürliche Brustwehr. Dort weilte Bianca mit dem Kinde, während eben die Schlacht tobte. An dieser Stelle waren auch die Munitionswagen aufgefahren, aus denen die Batterien auf der Höhe mit allem Schießbedarf versehen wurden.

Obwol Bianca für sich selbst nichts zu befürchten hatte, so schlug doch ihr Herz in krampfhafter Angst, da sie die Geliebten wenige Schritte vor sich allen Schrecken des Todes preisgegeben wußte. So theuer sie es Bernhard gelobt hatte, den sichern Zufluchtsort nicht zu verlassen, so konnte sie doch, da das Krachen der Kanonen bis zu einer betäubenden Stärke wuchs, ihrer Angst nicht länger gebieten. Sie mußte den Hügel hinan, um zu sehen, ob die Ihrigen noch verschont waren von dem Geschick, das seinen eisernen Todesstrom mit donnernden Wogen über das Gefilde wälzte. Doch vergeblich war das Spähen ihres Auges, denn der Rauch lag in dichten Wolken über den Feuerschlunden, und man sah nur schwarze Gestalten sich unbestimmt und unkenntlich darin bewegen.

Da es ihr unmöglich war, sich von dem Loos der Ihrigen zu überzeugen, wankte sie wieder zurück an die Stelle, wo sie zu verweilen gelobt hatte. Todesangst pochte in ihrer Brust; jeder Donnerschlag der Geschütze traf ihr eignes Herz; so dem äußersten Verzagen hingegeben war sie noch nie.

Das Kind wurde durch das furchtbare Getöse der Schlacht geängstigt und weinte. Bianca legte dem kleinen Wesen die Hände gefalten aneinander und sprach: „Unschuldiges Herz, flehe zu dem himmlischen Vater. Deine reine Bitte wird ihn rühren; o laß diese grauenvolle Stunde an uns vorübergehen!“ Das Kind gehorchte fast bewußtlos, kniete auf den Boden

und sah mit thränenden Augen bittend empor gen Himmel. Auch Bianca warf sich auf die Kniee; die Worte versagten ihr, sie vermochte nur die Hände zitternd zu erheben, doch der Allmächtige vernahm ihr stummes Flehen. Wie viele tausend Gebete der Angst machtlos von dem ehernen Gewölbe des Himmels zurückschlugen, ihr war der Lenker der Dinge nicht taub, ihr neigte er sich mild entgegen. Ein tröstender Glaube senkte sich in ihre Brust und verscheuchte die düstern Ahnungen des Grausens, die sie umwoben. Sie athmete freier. „Nein, Du unendlich Gütiger," bat sie mit innigem Vertrauen, „Du hast Dein Antlitz nicht ganz von der Erde gewendet. Du hörst das Flehen der Unschuld und der bebenden Liebe, Du wirst mein angstzerrissenes Herz nicht zermalmen!"

Sie drückte das Kind an ihre Brust, und ihre Thränen flossen in erleichternden Strömen.

Jetzt wurde der Donner der Schlacht schwächer, plötzlich schwieg er. Bianca riß sich gewaltsam empor; nun mußte sie zu den Ihrigen. Jetzt hatte sich's entschieden, ob das schwarze Verhängniß auch ihnen gefallen war. Hastig klimmte sie, mit dem Kinde an der Hand, den Hügel hinan. Da tönte eine Stimme aus Rauch und Dämmerung: „Schwester! Wo bist Du?" Es war Bernhard. Außer sich vor Freude rief sie: „Hier, hier! Ihr lebt, Beide, Alle," und eilte auf den Bruder zu, der von der Höhe herabkam. Er flog ihr entgegen; sie lag an seiner Brust; unaussprechlich war die Fülle ihrer Seligkeit. Doch er entwand sich sanft abwehrend ihrer Umarmung.

„Frohlocke nicht," sprach er schmerzlich — „wir mußten ein Opfer bringen! Boleslaw —"

„Gott der Gnade," fiel Bianca erblassend ein, „er ist dahin?"

„Wir fürchten es; dort tragen die Freunde ihn heran."

erwiderte der Bruder und deutete auf einige Gestalten, die sich langsam näherten. Dann lehnte er, bis zur Ermattung erschüttert, das Haupt an die Schulter der Schwester und seufzte tief auf. Seine starke Seele war bezwungen durch den Schmerz um den Freund, seine feste Kraft gebrochen. „Es muß getragen sein!“ sprach er sich aufrichtend, „wie tief der Stachel in die Brust dringe! Laß uns ihnen entgegen!“

Unsichern Schrittes ging er mit der Schwester den Kommenden entgegen, die in ihren Armen den erblaßten Jüngling trugen. Eine Kugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert, die furchtbare Erschütterung die Lebenskeime des ganzen Körpers zerstört.

„Legt mich nieder,“ sprach er matt, „ich bitte Euch!“

„Thut ihm seinen Willen,“ gebot Räsinski leise und schüttelte das Haupt, als wolle er sagen, unsere Sorge rettet ihn doch nicht mehr.

Sie ließen den Verwundeten vorsichtig auf den Boden nieder. Räsinski kniete zu seinem Haupte und nahm ihn halb aufgerichtet sanft in seine Arme. Jaromir hatte die Rechte des Sterbenden ergriffen. Ludwig wandte sich erschüttert ab. Bianca trat ihm mitleidsvoll entgegen und hauchte leise: „Auch das noch, mein Theurer!“ Er drückte sie stumm ans Herz; zu sprechen vermochte er nicht. Es vermochte es Keiner. Mit dem heiligen Schweigen der tiefsten Bekümmerniß wandten Alle die Blicke auf den Verwundeten, der, den Kampf des Todes in den Zügen, mit geschlossenen Augen dasaß. Jetzt schlug er sie auf, sah verwundert umher und suchte sich zu besinnen.

„Ihr Alle seid mir nahe,“ sprach er freundlich, als er die Freunde um sich her erblickte, und ein sanftes Lächeln der Dankbarkeit schwebte um seine Lippen. „Ich sterbe schön,“ fuhr er nach einigen Augenblicken fort und richtete sich em-

vor; „Ihr dürft nicht um mich trauern. Ich sterbe in Freundes Armen den Tod der Ehre!“ Ein edler Stolz rothete des Jünglings erbleichte Wange mit leichtem Hauche; noch einmal flammte der Muth in seinem brechenden Auge auf. „Ich sterbe gern,“ setzte er wehmüthiger hinzu. „Jaromir! mein Freund, mein Bruder!“ Er drückte die Hand des vor ihm Knieenden mit warmer Liebe und tiefster Rührung; denn seine Gedanken wandten sich zu dem Bilde der fernen Geliebten hinüber, das er stumm, aber unverbrüchlich treu in seinem Herzen getragen hatte. Seine Liebe wurde ihm jetzt ein heiliges Vermächtniß für den unglücklichen Freund.

„O warum liege ich nicht an Deiner Stelle!“ rief dieser schmerzensvoll aus, indem er das Antlitz auf die Hand des Scheidenden drückte; „warum hat der Tod mich nicht erlöst!“

„Nein, nein — Du sollst noch glückliche Tage sehen,“ antwortete Boleslaw bewegt — „glückliche Tage in ihren Armen. Bringe Deiner Lodoiska den Gruß des Sterbenden; Dir gesteht es meine erblassende Lippe — ich habe sie geliebt — schweigend, aber aus tiefster Seele!“

„O Gott! O Bruder!“ rief Jaromir außer sich. „Du, Du — Du wärest treu geblieben! O, ich Unglückseligster!“

„Du hast schwer gebüßt, Alles ist gesühnt, mein Bruder,“ sprach Boleslaw sanft. „Gehört Euch — um des Schmerzes willen, den ich getragen — es ist meine letzte Bitte an Dich; an Sie — das sei mein Glück dort droben.“

Hier sank er matt zurück. Jaromir beugte sich heftig über ihn: „Bleib noch bei uns — o Bruder, noch jetzt stirb mir nicht,“ rief er von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen und drückte sein Angesicht auf die erkaltende Hand des Theuren. Noch einmal erhob Boleslaw das brechende Auge —

„Rasinski — Ihr Freunde!“ sprach er matt. Sie hielten seine Hände — sein Blick gleitete liebend über Alle dahin und winkte Jedem einen lächelnden Abschiedsgruß zu. Auf Jaromir weilte er am längsten; dann seufzte er mit brechendem Laut: „Lodoiska!“ — und müde schloß er die Augen — lehnte das Haupt an Rasinski's Vaterbrust — und verschied.

Der Tod verklärte seine edle männliche Schönheit; ein Marmorbild saß er da; die schwarzen Locken wallten ihm von der Stirn, die noch im Tode den Adel des Muths trug; um die Lippen schwebte ein sanfter Zug des Schmerzes, aber heilige Ruhe wohnte auf den erloschenen Zügen. Heilige, sanfte Ruhe, denn sein grambeladenes Herz schlug nicht mehr. Jaromir drückte sein weinendes Antlitz gegen die Brust des Todten und umschlang ihn mit heftiger Umarmung.

„Der Herr habe seine Seele,“ sprach Rasinski mit ernster Fassung und legte die Hände segnend auf das Haupt des Abgeschiedenen. Dann wandte er sich zu den Freunden: „Wohl uns, daß wir wenigstens diesen theuren Leichnam nicht der Wildniß lassen müssen. Die Nacht bricht herein. Wir müssen das theuer erkämpfte Obdach zu erreichen suchen; und dort soll er bestattet werden!“

Er deutete mit dem Finger auf Malodecino, wohin die Truppen sich jetzt zurückzogen, nachdem der Feind, durch ihren ausharrenden Muth bewungen, es endlich aufgegeben hatte, ihnen diesen Zufluchtsort zu entreißen.

Jaromir allein hörte Rasinski's Stimme nicht; der Schmerz hatte ihn zu heftig betäubt; bewußtlos ruhte er noch immer an der Brust des Todten.

„Raffe Dich zusammen, Jaromir,“ redete Rasinski ihn an und suchte ihn emporzuheben; „zeige ein männliches

Herz. Du verlorst Deinen theuersten Gefährten, ehre sein Gedächtniß durch kräftige Erhebung über Deinen großen Schmerz. Starb Dir ein Bruder, so starb mir ein Sohn; ermanne Dich, ersetze Du mir den Verlorenen."

Der sanfte, ernste Trost drang in das Herz des Unglücklichen ein; er erhob sich schweigend, aber mit gewaltsamer Anstrengung, und Rasinski schloß ihn tröstend wie ein Vater an sein Herz. „Hilf uns unserm Gefallenen den letzten Dienst der Liebe erweisen," sprach er und beugte sich zu Boleslaw herab, um sein Haupt emporzuheben. Die vier Freunde nahmen den Entseelten in ihre Arme, um ihn die kurze Strecke bis in den Flecken hinabzutragen. So wanderten sie im düstern Trauerzug dahin.

Sechstes Capitel.

Doch die ingrimmige Natur überbot mit ihren Schrecken selbst den tiefsten edelsten Schmerz.

Mit der gesunkenen Sonne stieg die Kälte höher und höher. Die Arme erstarrten den Tragenden fast, so kurz der Weg war. Nur die heiligste, unverbrüchlichste Freundschaft vermochte die Pflicht dieses letzten Liebesdienstes aufzulegen; für jeden Andern hätte er unvollführt bleiben müssen. Doch in ihrer Liebe fanden die Getreuen die Kraft.

Nach unsäglicher Anstrengung erreichten sie ein kleines Haus, welches zur Seite der Hauptstraße, auf der die Massen sich in wildem Gedränge dem Eingange des Fleckens zuwälzten, gelegen war. Unvermuthet fanden sie hier noch

ein bewohntes Obdach; ein Greis öffnete den Kommenden die Thür und näherte sich mit bittender Geberde. Rasinski rief ihm zu: „Ist Raum in Eurer Hütte?"

„O freilich!" erwiderte der Alte, erfreut, seine Landessprache zu hören; „ich will Euch gern beherbergen. Nur flehe ich Euch an, treibt mich nicht selbst hinaus in diese furchtbare Winternacht. Gönnt auch meinem alten Haupte ein Plätzchen!"

„Hältst Du uns für entmenschte Barbaren?" fragte Rasinski unwillig schaudernd; „Du hast nichts zu fürchten!"

„So segne Euch der Herr!" rief der Greis; „aber gestern haben sie meinen Sohn und meine kleinen Enkelinnen hinausgetrieben, und sie sind erstarrt vor meiner verschlossenen Thür! Ach ich habe ihre Leichen in meiner Hütte!"

„Gott der Barmherzigkeit!" rief Bianca, von einem entsetzenvollen Grauen ergriffen, aus. „war es möglich!"

„Auch wir bringen Dir einen Todten," sprach Rasinski; „seine heiligen Überreste sind uns so theuer, wie unser Leben. Willst Du bei der Mutter Maria schwören, ihn fromm, christlich zu bestatten, wenn uns die Gewalt des drängenden Krieges hindert, so verheiße ich Dir und Deinem Hause Sicherheit, so lange wir darin weilen."

„Bei der gebenedeiten Mutter schwöre ich's, er soll an der Seite der eignen Kinder ruhen," rief der Greis und erhob die Hand zum Eide.

So traten sie in die Hütte.

„Bringt den Todten hier herein, liebe Herren," sprach der Alte und öffnete vorleuchtend eine Seitenthür, die zu einem Kämmerchen führte.

„O, mein Gott!" rief Bianca aus, als sie einen Blick hineinwarf. Auf einem mit weißen Linnentüchern bedeckten Strohlager lag in einem Todtenhemd ein Mann,

noch in frischen Jahren, doch von kränklichem Ansehen. Neben ihm zwei kleine Mädchen, höchstens sieben bis acht Jahre alt.

Ludwig und Rasinski trugen Boleslaws Leiche hinein, legten sie zur Seite der entschlummerten holden Kleinen nieder.

„Seht Ihr, liebe Herren, das sind sie," sprach der Greis, und Thränen erstickten seine Stimme. „Gestern waren die Kinder noch frisch wie die Röschen — der Vater kränkelte zwar seit dem Frühjahr — wo sein Weib, — nein, laßt mich das nicht erzählen! Das nicht! — Gestern stürmten so viele Krieger in mein Haus, daß sie nicht Raum fanden — sie trieben uns hinaus — freilich waren sie elend genug, aber ein Plätzchen hätten sie uns doch gönnen sollen. Wir brachten die Nacht im Freien zu; mein Sohn, den die Krankheit zerstört hat, überdauerte die grimmige Kälte nicht; die Kleinen konnte ich vorm Schlaf nicht schützen — sie erstarrten in meinen Armen. Ich allein blieb übrig. Ich hätte mich gern zu den Todten auf den Schnee gelegt, doch ich habe noch eine Tochter — um ihretwillen lebe ich. Sie ist aber jetzt in Wilna."

Während der Alte sein Herz klagend eröffnete, hatten die Männer Boleslaws Kleidung und Haar geordnet und ihn mit dem weiten Mantel bedeckt, daß die Spuren der Zerschmetterung und das schon erstarrte Blut verhüllt wurden. Jetzt glich er einem Schlummernden, so ruhig, ernst und edel waren seine Züge.

„Laßt ihn hier ruhen," sprach Rasinski wehmuthig. „Sein Bild steht in unsern Herzen, lebend, würdig, freundlich. So laßt es uns bewahren; es ist nicht gut, bei der erstarrten Hülle zu weilen."

Seinem Wunsche folgend traten Alle in das Gemach zurück, dessen wohlthuende Wärme sie erquickend empfing.

Es war seit langer Zeit das erste sichere Obdach, das sie aufnahm. Ein gastliches Feuer loderte auf dem Herde und erwärmte die innern Räume. Der Schiffer, der nach dem Sturm auf wüstem Meere den Hafen erreicht, wird nicht so von dem Gefühl des Heils und des Dankes gegen den allmächtigen Retter durchdrungen, als dieses Bild der Gastlichkeit und des Schutzes gegen den Ingrimm der Natur der Seele der Müden, von Schmerz und Qual Gebeugten mit neuen Lebenshoffnungen durchströmte.

„Ein lenkender Gott der Gnade ist mit uns," sprach Ludwig, zu Bianca gewandt, die er wiederum als neu gewonnen aus dem Drang der Gefahren und Beschwerden an's Herz schloß. „Wie hart wir geprüft werden, der Schutz des Allmächtigen verläßt uns nicht."

„Sein holder Engel wandelt ja mitten unter uns," sprach Rasinski und berührte leise Bianca's Locken, die die Wange sanft gegen Ludwigs Brust geneigt hatte; „dieses reine Haupt wendet auch von uns das Verderben ab. Sei getröstet, Du schöne Seele — wer eine Vorsehung glaubt, darf in Deiner Nähe nichts fürchten."

Bianca erröthete und senkte in Demuth das Auge. „Solche Worte spricht Dein mildes Erbarmen mit der Hülflosen," erwiderte sie; „ich aber weiß wohl, daß der Arm des Herrn hier Bessere beschützt und vernichtet als mich. Du edler Freund! Ich fühle in Unterwürfigkeit meinen niedern Werth; laß mir den Glauben, daß Dein höherer unser Aller Schutz ist."

Rasinski war noch nie so weich gewesen. Der Tod des liebsten Freundes hatte seine männliche Kraft zu so sanft anklingenden Saiten herabgespannt. Schwermüthig setzte er sich nieder und stützte sein Haupt nachdenkend in die Hand. Es herrschte eine tiefe Stille ringsumher; nur die flackernde

Flamme beleuchtete das ärmliche Gemach. Jaromir saß vor der Glut, blickte mit ſtarren Augen hinein und ſchürte gedankenlos darin. Mit heimlichem Grauen bemerkte Bernhard die Stumpfheit des Schmerzes, die ihn ergriffen hatte; es erneuten ſich die alten Sorgen und Befürchtungen in ihm, die ſeit den letzten Tagen wieder verſchwunden waren, weil ſich die Zeichen von der innern Zerrüttung des Unglücklichen, vielleicht durch die Macht der zu gewaltigen Ereigniſſe zurückgedrängt, verloren hatten. Doch als er ihn jetzt der Flamme gegenüber ſitzen und mit gleichgültigen Augen hineinſtarren ſah, tauchte das verſcheuchte Geſpenſt ſeiner böſen Ahnungen aufs Neue aus der Tiefe ſeines Buſens empor.

„Was iſt Glück?“ unterbrach Raſinski das tiefe Schweigen. „Fühlen wir uns nicht glücklich, beiſammen zu ſein in dieſer ſichern Hütte, die uns ein Obdach gewährt? Ja ich dürfte ſagen, wir wären glücklich, wenn nicht der liebſte Freund in unſerm Kreiſe fehlte! Wäre er bei uns — ja, wir wären glücklich in dieſer Stunde!“

„Die Wünſche wachſen mit der Erfüllung,“ erwiderte Ludwig; „wem das Schickſal zeigt, was es bedrohen, was es rauben kann, der wird genügſamer, und preiſ't ſich glücklich, wenn er nur den kleinſten Antheil ſeiner Hoffnungen aus dem unermeßlichen Reich des Verlorenen rettet. Und des Menſchen Seele iſt wunderbar gemiſcht! Sie kann den tiefſten Schmerz neben dem höchſten Glück empfinden — ja ſie fühlt oft Eines nur durch das Andere.“

Ein Blick auf Bianca, ein Druck ihrer in der ſeinen ruhenden Hand ſagte der Geliebten, wie er dieſe Worte verſtehe und ihre Wahrheit an ſich ſelbſt gepruft habe; denn ſeine Liebe drang unter den Gefahren, denen er ſie entreißen, unter den Schmerzen, in denen ſie ihn troſtend erheben mußte, mit immer tiefer greifenden Wurzeln in ſein Herz.

„Glück gibt eine zu zarte Haut," warf Bernhard hin; „ein geknicktes Rosenblatt drückt uns wie den sybaritischen Alcibiades. Das Unglück zieht uns einen schuppigen Harnisch über die Brust, daß die schärfsten Pfeile zuletzt matt und stumpf abprallen. Es schlägt dann freilich nicht mehr viel Herz hinter einem solchen Panzer, sondern die Versteinerung dringt bis mitten hinein, und die Wunden bluten nur deshalb nicht, weil sie schon verblutet sind."

Er hielt während dieser Worte sein beobachtendes Auge fest auf Jaromir gespannt, der noch immer in der Glut des Ofens schürte.

„Eine schöne, helle Flamme, nicht wahr, Rasinski?" sprach er, da Alle umher schwiegen, mit tonloser Stimme und sah sich mit einem seltsamen Lächeln um.

„Freilich, freilich," erwiderte der Gefragte halb zerstreut; „der Mensch wird gedemüthigt und lernt, daß er aus Erde, aus Staub, aus Asche besteht."

„Wohl, wohl," fiel Bernhard ein; „ich weiß, was Du eigentlich sagen willst. Man kann ihm das Herz mit einem glühenden Schwert durchbohren und es zur Kohle ausbrennen; falls der Magen unverletzt geblieben ist, wird ein tüchtiger Hunger doch nicht ausbleiben. Mich hungert, beim Himmel. Und ich wünschte," setzte er leise hinzu, „Jaromir hätte Trank und Speise und ginge schlafen, daß seine stumpfgeweinten Nerven ausruhten und wieder neues Gefühl bekämen."

Erst jetzt warf Rasinski einen forschenden Blick auf den Unglücklichen und entfärbte sich, als er die gleichgültigen Züge desselben scharf ins Auge gefaßt hatte. „Du hast Recht," sprach er hastig leise zu Bernhard; „wir müssen Anstalten treffen."

Entschlossen, thatkräftig wie er war, riß er sich sogleich

aus seiner brütenden Schwermuth auf und suchte den Wirth auf, der hinausgegangen war. Er fand den Alten willig, herzugeben, was man bedurfte, zumal da Rasinski ihm die Versicherung gab, daß er die letzten Feinde beherberge und vom nächsten Morgen an nur Rassen nachrucken würden, die mit Allem so reichlich versehen wären, daß sie die ausgesogenen, geplünderten Einwohner noch unterstützen könnten.

„Freilich haben wir wenig gerettet," begann der Alte, „doch ist noch Brot da und etwas Honig, auch ein Fäßchen Branntwein. Ich kann Euch eine warme Suppe bereiten."

„Bringt uns, was Ihr vermöget. — wir wollen Euch auch zur Hand gehen."

„Heilige Mutter Marie!" rief der Alte plötzlich erschreckt und kreuzte die Arme; „da pocht es an der Thür. Wenn ihrer Mehrere hier eindringen, sind wir verloren!"

„Laßt mich öffnen," sprach Rasinski; „wir können, so lange Raum ist, nicht so unmenschlich sein, unsere Kameraden der erstarrenden Nacht preiszugeben." Er schritt gegen die wohlverwahrte Thür und fragte auf Französisch: „Wer ist da draußen? Was wollt Ihr?"

Indem eilte Bernhard schon heraus und rief: „Es sind von unsern Leuten dabei, ich habe sie erkannt."

Sie öffneten schnell. Fünf halb erstarrte Krieger von Rasinski's Regiment umlagerten die Thür. Sie hatten ihren geliebten Führer in der Verwirrung des Gefechts verloren und nun ein Obdach im Flecken gesucht. Doch waren alle Häuser überfüllt, weil der Marschall Victor den Ort schon besetzt hatte, was freilich aus andern Ursachen ein Glück genannt werden mußte, indem seine Truppen die von der Westseite eindringenden Russen zurückgeschlagen hatten. Von Haus zu Haus suchend, überall zurückgewiesen, gab ein Offizier den vor Frost schon fast Umkommenden endlich eine

Sem von Rasinski, den er mit Jaromir und den Übrigen, als sie den Leichnam Boleslaws trugen, hatte über das Feld gehen sehen. Seiner Weisung folgend, erreichten sie glücklich das kleine Haus, was, wie es oft zu geschehen pflegt, indem Alles nur dem Hauptstrom der Massen folgte, ganz unbemerkt geblieben war.

Die Freude der Rettung strahlte aus den Augen der Unglücklichen, als sie in die erwärmten Raume des Gemaches eintraten, und vollends, da sie ihren Führer, ihre geliebten Offiziere, denn auch Bernhard und Ludwig galten ihnen dafur, erblickten. Diese waren eben so herzlich froh, einige der verloren Geglaubten aufs Neue begrußen und von dem Verderben erretten zu konnen.

Mit stummem Schmerz uberlickte Rasinski diese wenigen Getreuen, die ihn umgaben; sie waren Alles, was er von seinem stattlichen Regiment heimfuhrte! Und dennoch mußte er dem Schicksal danken, daß es ihm die theuersten Freunde erhalten hatte. Nur Einer war heut als das erste Opfer gefallen! Er flehte innerlich zu dem Allmächtigen, daß es das letzte sein möge!

Siebentes Capitel.

Eine nährende Mahlzeit hatte die Ermüdeten erquickt; jetzt überwältigte die Abspannung des Körpers selbst den tiefsten Schmerz der Seele. Alle sanken sie bald in langentbehrten, süßen Schlaf, der sie, fast dem Tode gleich, in gänzliches Vergessen versenkte.

Der Winter ließ indeſſen von ſeinem Grimm nicht nach, ſondern ſandte ſeine Schrecken in immer wachſendem Maße auf die Gefilde herab. Ein Heil lag in dieſem Unheil; die ſtarren Feſſeln der Kälte, die ſich den Flüchtenden als Schlingen um die Füße legten, lähmten auch die Schritte der Verfolger. Die Schrecken der Natur überboten die des Kampfes ſo gewaltig, daß ſie einen unverabredeten Waffenſtillſtand erzeugten.

Ein tobendes Pochen an der Thür und ein wildes Geſchrei vor derſelben weckte Raſinski aus dem Schlaf. Er fuhr raſch empor, und kriegeriſch gewohnt, ſogleich ſeine ganze Beſonnenheit beiſammen zu haben, horchte er, bevor er auf das Anrufen und Sprechen antwortete, ſcharf hin, um zu erkennen, ob Freunde oder Feinde ſich näherten. Bald unterſchied er, daß es Ruſſen waren, die an der Pforte rechten. Er ſah raſch nach der Uhr; die ſechste Stunde war vorbei. Es mußte draußen noch völlig dunkel ſein. Seine Gefährten ringsumher ſchliefen noch feſt, nur der Wirth fing an zu erwachen, und fragte halb im Schlafe: „Wer da?“

Raſinski ſprang auf, rüttelte ihn vollends wach und raunte ihm leiſe zu: „Du biſt verloren, wenn Du uns mit einer Sylbe verräthſt; laß mich allein handeln.“ Der erſchrockene Alte deutete durch Zeichen an, daß er gehorſam ſein wolle. Raſinski ging hierauf aus dem Gemach gegen die Thür zu und fragte in ruſſiſcher Sprache:

„Wer iſt da?“

„Wir ſind Ruſſen, Freund,“ tönte die Antwort. „Die Kälte bringt uns um, wir haben einen Nachtmarſch gemacht, öffne geſchwind, wir ſind nur Wenige!“

„Bei der heiligen Mutter Marie,“ antwortete Raſinski, „ſo ſeid Ihr verloren, wenn ich öffne; denn das Haus iſt ganz voller Franzoſen. Reitet ja eiligſt zurück.“

„Teufel!“ rief es draußen. „Wie viel sind ihrer?“

„O, so viel das Haus fassen kann. Über funfzig, Herr, und viele Offiziere!“

„So schweig bei Deinem Leben. In einer halben Stunde müssen meine Leute heran sein. Ich eile ihnen entgegen. Was dieses Haus an Feinden verbirgt, muß in unsere Hände fallen. Ist der Ort auch noch besetzt?“

„Ich weiß es nicht, Herr! Vielleicht sind sie schon aufgebrochen!“

„So müssen wir eilen! In einer halben Stunde sind wir wieder hier. Halte Deine Gäste ja so lange auf!“

Mit diesen Worten entfernten sich die Reiter. Vorsichtig horchte Rasinski, bis der Hufschlag der Pferde sich verlor; dann rüttelte er die Freunde aus dem Schlafe auf.

„Was gibt's?“ fuhr Bernhard empor.

„Der Feind ist uns auf der Ferse,“ antwortete Rasinski. „Eilt, wir müssen Augenblicks fort und hinunter in den Flecken und Alles wecken, was noch nicht wach ist. In einer halben Stunde rücken die Kosacken heran.“

Diese Worte brachten die Schlaftrunkenen zur vollsten Besinnung. Ehe drei Minuten vergingen, hatte sich Alles aufgerafft und war zur Wanderung durch die grimmige Winternacht bereit. Der Wirth mußte herbeischaffen, was er von Lebensmitteln und Branntwein besaß, um es zu theilen und mitzunehmen. Der zitternde Greis ergriff Rasinski's Hand und sprach: „O, Herr, wie wird mir's ergehen! Wird man mich nicht für einen Verräther halten und Rache an mir nehmen?“

„Nein, Alter, gewiß nicht,“ erwiderte Rasinski; „sprich die volle Wahrheit, sie wird Dich schützen. Doch halt — ich will Dich noch sicherer stellen.“

Er nahm ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb mit Bleiſtift franzöſiſch folgende Worte darauf:

„Herr Kamerad! Es lag nur an uns, Sie zu unſerm Gefangenen zu machen, wenn wir hinterliſtig offneten. Wir wollten aber nur unſere Rettung; denn die Opfer dieſes Krieges zu mehren, erſcheint nur als Grauſamkeit. Werfen Sie keinen Verdacht auf den greiſen Wirth dieſes Hauſes, denn nicht er, ſondern ein Offizier, der ihrer Sprache mächtig iſt, ſprach mit Ihnen, während alle Übrigen im tiefſten Schlafe lagen."

Hierauf faltete er den Zettel zuſammen, gab ihn dem Alten und ſprach: „Dieſes Blatt ſichert Dich vollkommen. Vergiß Deinen Schwur nicht! Beſtatte den Todten, den wir Dir zurücklaſſen. Laß ihn in dem Gewölbe Eurer Kirche beiſetzen. Nimm dieſe Börſe, ſie wird Dir die Mittel dazu und überdies einen reichlichen Lohn gewähren. Vielleicht vergönnt es mir der Friede, bald zurückzukehren. Kannſt Du mir dann den Sarg mit dem theuren Leichnam zeigen, ſo ſollſt Du zehnfach ſo viel Gold empfangen. Jetzt leb wohl, Alter! Der Himmel ſegne Dich, wenn Du Dein Verſprechen redlich erfüllſt."

Alle waren bereit; man brach auf, Raſinski ſchritt voran.

Schwarze Nacht umhüllte die Erde. Rings eine lautloſe Stille; nur das Kniſtern des Schnees unter den Füßen der Wanderer war zu hören. Niemand ſprach, denn die ſchneidende Kälte machte jeden Athemzug ſchmerzlich. Das Antlitz ſo dicht als möglich verhüllt und verbunden, ſchritt Jeder, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, in ſtummem Grauen vor ſich hin.

Als ſie an die erſten Hütten des Fleckens kamen, fanden ſie die Thüren offen, die Häuſer leer. Man war ſchon aufgebrochen.

„Es scheint, wir sind allein zurückgeblieben und haben den Feind nahe auf den Fersen," sprach Rasinski zu Bernhard. Wir müssen unsere Schritte beschleunigen, damit wir jenseits den Wald erreichen; dort finden wir wol Schutz genug, selbst wenn der Tag anbricht." Die eine ruhige Nacht hatte die Kräfte der Wandernden so gestärkt, daß sie neuen Beschwerden gewachsen waren. Nur die entsetzliche Kälte packte Diejenigen, deren Kleidung nicht dicht genug war, mit zu moderischer Gewalt an, zumal als sie jenseit des Fleckens in freiem Felde eine kleine Anhöhe hinanstiegen. Bald trafen sie die Spuren des Heeres; denn der Fuß stieß im Finstern häufig an Leichen, die, zu Stein erstarrt, mitten im Wege lagen. Mit grausender Brust schritten sie daran vorüber, und Niemand wagte dem Nächsten seine Empfindungen zu enthüllen. Doch trug Jeder das bange Gefühl der Angst in sich, vielleicht bald selbst erschöpft auf diesen unwirthbaren Boden niederzusinken und in den eisigen Armen des Winters fürchterlich zu erstarren.

Rasinski, der diese Gegend genau kannte, bog von der großen Straße ab, um Smorgoni auf einem nähern und sichereren Wege zu erreichen. Zugleich entzog der Wald sie den Blicken des etwa verfolgenden Feindes. Die Kälte trieb zur möglichst raschen Wanderung an, sodaß man, als die dunkelrothe Scheibe der Sonne am Horizont emporstieg und ihre ersten Strahlen durch die düstern Gitter der Fichten warf, schon eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatte.

Bianca trug die Beschwerden mit heldenmüthiger Entschlossenheit; man hörte keinen Klagelaut, keinen Seufzer von ihr, wiewol ihr zarter Körperbau unter solchen Anstrengungen erliegen zu müssen schien. Ja selbst ihr Blick wurde nicht traurig und besorgt, und da sie das Sprechen vermeiden mußte, sah sie doch Bernhard und Ludwig oft mit freund-

lichen Augen an, als wollte sie sagen: „Bekümmert Euch nicht um mich; es geht mir wohl.“

Endlich gebot die Erschöpfung einige Augenblicke der Rast, so gefährlich diese bei der Kälte; war denn sobald der Schlaf den ermüdeten Körper übermannte, stand auch schon der Tod lauernd hinter dem sanftern Bruder, um das Augenlid, das dieser milde herabgesenkt hatte, mit eherner Hand auf ewig zu schließen. Rasinski hieß die Freunde sich auf einem starken Baumstamm, der am Wege lag, niedersetzen; er selbst ging auf und nieder und bewachte die ihm Anvertrauten mit sorgender Treue, damit Keinen der Schlummer überfalle. Diesen Dienst leisteten Alle einander gegenseitig. So brachten sie zwei Mittagsstunden, meist sitzend, und somit ruhend zu. Dann setzten sie den Weg fort und erreichten am späten Abend Smorgoni. Die Stadt war voller Truppen, doch Rasinski traf durch einen glücklichen Zufall den Marschall Ney, der ihm für sich und die Seinigen ein Obdach verschaffte und ihn dann sogleich zu sich berief.

Nach einer Stunde kam er zurück.

„Um des Himmels willen, was ist Dir?“ fragte ihn Bernhard, der ihn noch nie so verstört gesehen hatte.

„Ihr werdet's zeitig genug erfahren,“ erwiderte Rasinski, „bis jetzt ist es ein Geheimniß.“

Schweigend setzte er sich nieder und stützte das Haupt in die Hand. Alle hielten sich still, Niemand wagte ihn mehr zu fragen; sie ehrten seinen stummen Schmerz.

Bernhard beobachtete ihn unvermerkt. Sein dunkles Auge heftete sich an keinen bestimmten Gegenstand; er blickte nur starr vor sich hin und schien die Gegenstände, auf die er traf, nicht zu bemerken. Von Zeit zu Zeit erhob er den Blick gen Himmel, und eine große Thräne drang daraus her-

ver und kam über die Wange herab. Endlich stand er auf. Er schien den Kampf mit seinem Schmerz überstanden zu haben.

„Und was ist's denn mehr? — Es mußte so sein! — Er hatte Recht!“ murmelte er vor sich hin. Dann unterbrach er sich plötzlich und sprach freundlich: „Ach Ihr Lieben, hört nicht auf mich — ich bin zerstreut. Es liegt mir etwas schwer im Sinn. Der Schlaf wird Alles versöhnen.“

Mit diesen Worten hüllte er sich in den Mantel und legte sich auf den Boden nieder, wo die Leute seines Regiments schon seit einer Stunde fest schliefen. Jaromir lag in einer andern Ecke des Zimmers. Er hatte sich, ohne ein einziges Wort laut werden zu lassen, gleich bei seiner Ankunft niedergelegt. Seine Züge glichen denen eines Todten, so unbewegtlich und gleichsam erstarrt erschienen sie.

Ludwig, Bianca und Bernhard waren allein noch wach. Sie blickten einander wehmuthig an, aber Keiner wagte es, seine Besorgnisse zu gestehen. Eine öde Beklemmenheit preßte ihnen die Brust zusammen; nur ihre unendliche Liebe leuchtete mit sanftem Schimmer in diese finstere Nacht hinein und stellte das verzagende Herz.

So verfloß abermals eine Nacht, bis die Dämmerung zu neuen Gefahren und Qualen erweckte. Als sie zum Aufbruch gerüstet waren, trat Rasinski unter die Freunde und sprach: „Jetzt kann ich Euch entdecken, was mich gestern fast erdrückte. Der Kaiser hat das Heer verlassen!“

Alle blickten ihn fragend mit vor Schrecken erstarrten Augen an.

„Und er that Recht!“ fuhr Rasinski fort. „Ich war gestern so erschüttert wie Ihr jetzt, denn ich weiß, daß nur das unerschütterliche Vertrauen zu diesem Riesengeiste das Leben

in den Trümmern des Heeres erhielt. Aber es mußte ſein. Wir können nichts mehr retten als uns ſelbſt; der Kaiſer hat größere Aufgaben zu löſen. Paris iſt jetzt das Schlachtfeld, wo er gebieten muß. Hier iſt Alles verloren; er mußte eilen, dort Alles zu retten. Wir bleiben uns ſelbſt überlaſſen und wollen uns ſelbſt genügen."

So brachen ſie auf.

Achtes Capitel.

Die Sonne ſenkte ſich hinter düſtere nebelgraue Gewölke; vereinzelt, langſam, ermattet wankte eine Schar bleicher Schattenbilder durch den Schnee. Es ſchienen Weſen aus einer andern Welt, wohin niemals der freundliche Blick der Sonne gedrungen war. In den hohlen, blutenden Augen wohnte der Jammer; das Geſpenſt des Hungers grinſte aus eingeſunkenen Wangen und verzerrten Lippen; heulend und klappernd ſchlug der Froſt die Zähne gegeneinander, und auf der öden Stirn, in dem irren Blicke ließ ſich das Grauen des Wahnſinns ſpüren. So taumelten die entſetzlichen Geſtalten betäubt, bewußtlos durcheinander hin, und wo noch ein fühlendes Weſen unter ihnen wandelte, das wurde überſättigt mit dem Grauſen rings umher, bis der Schauder jeden Nerv abgeſtumpft hatte, oder das Geſpenſt des Wahnſinns endlich doch die Übermacht gewann und mit langſamen Qualen den vergeblich abwehrenden Geiſt mit ſeinen ſchauerlichen Feſſeln umgab.

Bianca hatte den Schleier über ihr Antlitz gezogen, und verhüllte sich so die Gemälde des Entsetzens um sie her. Bernhard und Ludwig gingen ihr zur Seite, sie trugen abwechselnd das Kind in eine große Decke gehüllt auf dem Rücken, denn die erstarrten Arme vermochten es nicht mehr zu umfassen. Das kleine Wesen allein weilte wie ein ahnungsloser Engel unter diesen Schreckensgestalten; die Kälte ermüdete es so, daß es meist in Schlaf sank, aber ohne zu erstarren, denn Bianca's Liebe hatte es in undurchdringliche Hullen eingehüllt.

Rasuski schritt voran mit Jaromir, der, schwach und schwankend, der Stütze bedurfte; der edle, väterliche Freund leitete den Jüngling mit unermüdlicher Sorge. Sein Zustand stoßte selbst inmitten dieses allgemeinen Jammers ein tiefes Erbarmen ein; denn der innere Gram erfüllte ihn so mit bittern Schmerzen, daß er die äußeren Qualen fast bewußtlos ertrug.

Er sprach nicht; nur ein leiser, banger Seufzer entschwebte von Zeit zu Zeit seinen Lippen.

So lange das Licht, diese Bürgschaft der ewigen Gnade, den Luftkreis erfüllte, hielten sich die Hoffnungen noch aufrecht. Aber sobald die Nacht herabsank und sich finster über die erstarrte Erde lagerte, schwand der letzte glimmende Funke des Muthes aus der Brust und ein banges Verzagen beugte auch die Stärksten.

Nun war die Sonne verschwunden, die Dämmerung begann, der Weg senkte sich in die ungemessenen Tiefen eines dustern Waldes; keine Hoffnung mehr auf ein schirmendes Obdach. Wie finstere Riesen stiegen die mächtigen Fichten am Wege auf und streckten ihre schwarzen Arme schauerlich überhin. Das dichte Geflecht ihrer Zweige verbarg jeden Schimmer des Himmels; sie schienen ein ungeheures Gruft-

gewölbe zu bauen, das Raum für viele Tausende bot. Vergeblich spähte der Blick, das Ende der Waldung zu ermessen, ob nicht hinter ihrem düstern Reich eine wirthliche Hütte der Menschen sich aufthue, um den Ermatteten Rast und Obdach zu bieten. An diesen langsam sterbenden Flämmchen der Hoffnung schleppten sich die Qualbelasteten Schritt vor Schritt weiter, bis die letzten Kräfte versagten. Dann taumelten sie, der Fuß glitt aus auf dem glatten Spiegel der Eisrinde, sie stürzten zusammen oder sanken ermattet in die Kniee. Vergeblich streckten sie die Arme noch einmal zu den vorüberschwankenden Unglücksgefährten aus, kein Ohr vernahm mehr die Stimme des flehenden Jammers. Der Winter umschlang seine Opfer mit kalten Armen und hauchte sie mit eisigem Todesathem an; das Blut erstarrte in den Adern, so drang der Tod bis an das Herz; jetzt hatte er es erreicht, es hörte auf zu schlagen, die Marter war geendet, das Haupt sank vorwärts, ein dunkler Blutstrom stürzte aus dem Munde hervor, und mit ihm war die letzte Lebenskraft entflohen.

Die Hoffnung, ein Obdach zu gewinnen, wurde endlich von Allen aufgegeben; es blieb keine Wahl mehr, man mußte sich der Kälte ohne Schutz und Schirm preisgeben. Viele Scharen machten auf Befehl der Führer Halt und richteten sich zum Bivouac ein.

Bernhard ließ denselben Wunsch laut werden, doch Rasinski munterte ihn auf, den Weg noch eine Zeit fortzusetzen. Gewohnt, dem Führer zu vertrauen, folgten Alle seinem Rath. Plötzlich stand Rasinski still. „Jetzt haltet an, meine Freunde," sprach er, „hier wollen wir Feuer anzuzünden suchen, und sehen, ob wir diese entsetzenvolle Nacht überdauern."

„Gut denn," sprach Bernhard so entschlossen er vermochte

mochte, um Bianca's erſterbenden Muth neu zu beleben. „Weiſe flüchten ja vor den Flammen, laßt ſehen, ob dieſes Ungethüm, das uns ſchon die kalten Zähne an die Bruſt ſetzt, nicht zu verjagen iſt.“

Rasinski hatte ſelbſt in dieſer verzweifelndſten Lage weder den ſcharfen Blick, der mitten im Drange der Gefahren alle Rettungswege erſpäht, noch die entſchiedene Kraft verloren, die mit feſter Hand dem brauſenden Geſpann des Verderbens in die Zügel fällt, und es auch dann noch zu lenken und zu bändigen verſucht, wo es ſchon mit uns in den Abgrund zu ſtürzen droht.

Darum war er bis jetzt, trotz der äuſerſten Erſchöpfung, weiter gewandert; denn er ſpähte nach einer Stelle, wo das Anlegen der Feuer ausführbar war. Überall traf er nur ſtarkſtämmiges, hochgewachſenes oder ganz junges Holz. Wie ſollte das zu fällen oder in Brand zu ſetzen ſein? Wer beſaß noch die Kräfte, eine hohe Fichte hinanzuſteigen und droben mit dem ſtumpfen Säbel oder Beil Zweige abzuhauen? Zudem war der Boden überall hoch mit Schnee bedeckt, ſo daß, wenn man die Feuer drauf anzündete, Alles ringsum ſchmelzen und das Lagern unmöglich machen mußte. Hier aber hatte ſein unabläſſig umherſpähendes Auge zwei verdorrte Stämme entdeckt, deren einer halb eingebrochen gegen einen umgehauenen Nachbarſtamm gelehnt war. Dieſe konnte man fällen, dieſe in Brand ſetzen, und alsdann war in den hochlodernden Flammen auch jüngeres Holz zu nutzen. Auch hatte er ſein Augenmerk auf einen ſteilen Erdabſturz von einigen Fuß Höhe gerichtet, vor welchem kein Schnee lag, weil der Wind ihn im Fallen ſchräg über den Abſatz hingejagt hatte. War es möglich, die Nacht zu überdauern, ſo konnte es am ſicherſten hier geſchehen.

Eilig hieß er daher die Leute von jener Stelle und jenen Bäumen Beſitz nehmen, und war der Erſte, der ſelbſt Hand anlegte.

Bernhard, der, ſeit der Sergeant Ferrand ihn angefallen hatte, wieder Waffen trug, eilte mit einem breiten Hirſchfänger zum Holzfällen heran. Ludwig war beſchäftigt, den Schnee noch weiter hinweg zu räumen, ſodaß man einen freien Lagerplatz gewann. Raſinski brach mit Jaromir, der unaufhörlich aber ſtumm Alles mit that, die dünnen Zweige von den Stämmen. Die vereinte Thätigkeit ſo vieler Wackern erreichte in wenigen Minuten das Ziel. Eine helle Flamme loderte auf; der Boden wurde mit friſchen Fichtenzweigen zur Lagerſtatt bedeckt, die man dicht unter dem Abhang anlegte, um gegen den Sturm gedeckt zu ſein; man ſchickte ſich an, die ſorgſam aufgeſparten Nahrungsmittel zu bereiten.

Die erwärmende Flamme flößte neues Leben in die erſtarrten Glieder; die erſchöpft geglaubte Kraft kehrte nach dem Genuß einiger Speiſe wieder zurück. Faſt mit Erſtaunen empfanden ſie Alle, daß die Natur noch nicht unterliege, und ein neuer Lichtblick der Hoffnung dämmerte ihnen auf.

Das lodernde Feuer hatte bald auch fremde, einzeln wandernde Krieger herangezogen; im dichten Kreiſe lagerten ſie ſich umher, ſo nahe wie die Glut es zuließ. Es ſchien, als könnten ſie ſich nach der langen Entbehrung nicht erſättigen in dem Gefühl lebenerzeugender Wärme. Doch der Andrang der heranſchwankenden Unglücklichen wurde immer großer. Schon gebrach es an Raum, und wollte man einen neuen Gefährten aufnehmen, ſo mußte ein bereits gelagerter es mit dem Opfer erkaufen, die eigne Lage zu verſchlimmern. Aber es war nicht mehr die Zeit, wo Einer für den Andern mit menſchlicher Bereitwilligkeit einen Theil ſeiner

Vortheile aufgab, um ihn vom Verderben zu retten. Das Bedürfniß war zu dringend geworden, die Grenze zwischen Leben und Tod zu schmal. Die kleinste Nachgiebigkeit konnte so von der Flamme entfernen, daß man hinterrücks von der Mitte gepackt wurde. Darum gab es nur für Einen Raum; wer ihn abtrat, mußte selbst verderben. Es war ein grauses Wurfelspiel des Zufalls um Rettung oder Vernichtung. Hagere Schattenbilder schwankten aus dem Dunkel, das den Feuerkreis umgab, heran, und erschienen wie gräßliche Gespenster in dem dusterrothen Glanze der Flammen; vom bewußtlosen Trieb der Erhaltung getrieben, wollten sie sich in den Kreis der Gelagerten eindrängen, doch sie wurden grausam unerbittlich zurückgewiesen. Die Angst erzeugte eine ohnmächtige Wuth, sie versuchten ihre Kameraden bei den Schultern, bei den Haaren zurückzureißen, doch diese setzten sich mit verzweiflendem Grimm zur Wehr und trieben die Elenden mit den Waffen zurück.

Diese letzte Anstrengung der Todesangst hat die Kräfte der Hulflosen bald erschöpft; jammernd werfen sie sich auf die Knie und flehen ihre Brüder um Rettung an. Vergebens! Menschen und Himmel bleiben gleich taub gegen den herzzerreißenden Ruf um Erbarmen. Im verzweifelnden Kampfe des Todes sinken die Unseligen zu Boden, ihr lauter Jammern verliert sich in ein leises Achzen und Wimmern, und bald zeigt das Verstummen ihrer letzten Seufzer an, daß der starre Tod ihre Qualen geendet hat. So bildet sich ein schauderhafter Kreis von Leichen um den der Lebenden.

Bianca's zu weiches Herz hätte diesen Foltern nicht widerstanden; ihre Milde würde sich so lange selbst geopfert haben, bis das Verderben ihr eigenes Haupt ereilte. Doch über ihr waltete die Gnade des Erbarmers; noch ehe das

Gräßliche ſich an ihrer Seite begab, hatte tiefer, todtenähnlicher Schlaf eine Binde um ihr Auge gelegt, daß ſie das Schauſpiel des Entſetzens nicht ſah; die dämmernde Hülle des Vergeſſens umwob ihre Seele mit tiefen Schleiern. Es war das ſüßeſte Labſal, welches die Hand der Gnade an dieſer grauenvollen Stätte reichen konnte.

Ludwig und Bernhard ruhten zur Seite der Schlummernden und ſchützten ſie durch ihre Nähe. Gegen Bernhards Bruſt hatte ſich Jaromir ängſtlich ſchauernd gedrückt; ein innerer Froſt ſchien ihn fieberartig zu ſchütteln, denn der Gewalt des Winters hatte ſein jugendlicher Körper bisher ausdauernder getrotzt, als irgend einer der Gefährten; doch jetzt brach er ſogar ſein tiefes, beängſtigendes Schweigen und fing, was in ſeiner Art nicht lag, bitterlich an zu klagen. „Mich friert, Bernhard, die Kälte umſchleicht mir lauernd das Herz. Ach, laß mich an Deiner Bruſt ruhen! — Und hier, hier glüht es wie Feuer!“ Dabei ſtreifte er ſich mit der Hand ſchwer über die Stirn, als wolle er den brennenden Schmerz lindern.

Mit tiefſtem Erbarmen blickte Bernhard ihn an, denn das Auge des Jünglings irrte unſtät umher und verrieth die Verwirrung ſeines einſt ſo hellen Geiſtes. Die ſtumpfe Betäubung deſſelben, welche die Freunde bisher mit banger Sorge beobachtet hatten, ging nun in eine wilde, ängſtigende Aufregung über, deren zerſtörendes Gift die Keime des Lebens ſchnell vernichten mußte. Nur Schlummer, tiefer erquickender Schlummer konnte Rettung bringen, doch ſchien es, als ob ſein milderndes Öl gegen die aufgeſtürmten Wogen der qualbeladenen Seele nichts mehr vermöchte; Denn der Schlaf, der nach dieſer ungeheuern Anſtrengung jedes Haupt mit bleierner Laſt zu Boden drückte, ſobald die Anſpannung des Willens nur einen Augenblick nachließ, gaukelte um den

Ermatteten nur wie ein geſcheuchter Nachtſchmetterling und ſenkte die ſanften Schwingen nicht herab.

„Komm, komm,“ ſprach Bernhard mit dem ganzen Ausdrucke der Liebe, „laß Dein heißes Haupt hier an meiner Bruſt ruhen, der Schlaf wird es bald kühlen. Trinke mit uns dieſe Flut des Lethe, damit wir vergeſſen, was ringsum geſchieht. Alles vergeſſen, iſt ja das Beſte, was wir hier von den Göttern erbitten können! Komm, komm, ſchlafe, mein Bruder!“

„Ja, vergeſſen!“ ſeufzte Jaromir ſchwer, indem er ſich ſchauernd an den Freund drängte; er umklammerte ihn feſter mit ſeinen Armen und drückte das Haupt gegen ſeine Bruſt. Bernhard fühlte, wie der Unglückſelige fieberhaft zitterte, und ſchloß ihn mit Freundesangſt und Liebe an ſein Herz. „Nur dieſes eine Leben,“ flehte er innerlich, „erhalte uns, Allmächtiger; die Wunde würde das ſchönſte Herz zu grauſam durchſchneiden!“

Doch die Erſchöpfung ließ den Geſunden nicht lange wach; wenige Augenblicke und er lag feſt umwunden von den Armen des Schlafes und wußte nicht mehr, ob ein Freund an ſeiner Bruſt, eine Schweſter ihm zur Seite ruhe.

Naſinski allein lag wachend in dem Kreiſe, über dem jetzt eine tiefe grauenvolle Stille waltete. Regungslos, als hätte der ſtarre Tod ſie hingeſtreckt, waren die Gefährten umher gelagert; der düſtere Schimmer der Glut beleuchtete die von ſeltſam abenteuerlicher Tracht umhüllten Geſtalten. Immer zuerſt für Andere ſorgend, hatte Naſinski es auch zuerſt übernommen, des Feuers zu wahren. Er ſchürte die Glut, daß die Funken in langer Garbe aufſprühten, und warf friſches Holz hinein, junge Tannenzweige, von denen eine ſchwarze Rauchſäule düſter emporwirbelte und über die Häupter der Schlummernden hinwegzog. Finſter blickend,

den Arm auf das gebogene Knie, das Haupt in die Hand geſtützt, ſaß der heldenmüthige Mann, und ſchwere Gedanken zogen durch ſeine Seele. Er überblickte den Lauf ſeines Lebens. Was war es geweſen? Schmerz und Qual, heißes Sehnen, Streben und Drängen, Arbeit und Muhen, Waagniß und Gefahren — und nirgend Lohn, als das Zeugniß der Ehre und des Rechts in der eignen Bruſt. Von Jugend auf der Gram und die nagende Erbitterung um das in Schmach und Unheil geſtürzte Vaterland; ſeit dem Jünglingsalter in die wilden Strudel der Weltgeſchicke geſchleudert; fortgetrieben auf dem Strome des Lebens an den grünen Ufern vorbei, ohne Friſt zum Landen und Verweilen, kaum durch den fernen Gruß einer holden, winkenden Geſtalt erquickt; jedes freundliche Bild des lächelnden Glücks raſch durch rauhe Stürme verweht — was hatte dieſe Bruſt erduldet und getragen!

„Hm, Hm," murmelte er vor ſich hin, „was willſt du denn? Hat nicht die glänzende Sonne der Ehre deinem Leben von Jugend auf geſtrahlt? — Ach, ſie iſt keine Sonne, nur ein Stern, der auf dunklem Nachthimmel glänzt, aber dieſe trauliche Wohnſtätte der Erde nicht erleuchtet, nicht erwärmt! Durch! Vorwärts! Empor die Stirn! Haſt du Schickſal meine Bruſt mit deinem ehernen Harniſch umgeben, daß ſie nie berührt werden konnte von der weichen Umarmung der Liebe und des Friedens, ſo ſei ſie wenigſtens gewaffnet für den Kampf, und der ſcharfe Pfeil pralle eben ſo machtlos zurück. Ich fordere dich heraus, häufe deine Schrecken, deine Qualen! Die Stunde wird kommen, wo du mir obſiegſt, aber niemals die, wo ich mein Haupt verzagend vor deinem drohenden Arm verberge."

Er richtete ſich auf; ſelbſt als der Muth der Stärkſten

brach, erwachte in ihm das stolze Bewußtsein edler Kraft, und er zeigte dem Schicksal ein trotzendes Antlitz.

Schweigend, aufmerkend, wachsam saß er vor der Flamme; den Schlaf scheuchte sein mächtiger Wille, denn er hütete das theure Leben der Freunde.

Neuntes Capitel.

Die Stunde war vorüber, da rüttelte er Jaromir auf. „Nun ist's an Dir, zu wachen; vermagst Du's aber auch? Du scheinst krank, denn Du lagst nur im unruhigen Halbschlaf, während die Andern regungslos von seinen bleiernen Banden gefesselt sind."

Das Gefühl für kriegerische Pflichten hatte Jaromir noch nicht verloren; hier gehorchte er pünktlich und wußte sich aus Gewohnheit der Ehre zusammenzuraffen. Darum antwortete er schnell: „Ich bin wach, lege Du Dich jetzt nieder, kein Schlaf soll auf meine Augen sinken!"

Rainski war beruhigt, als er die entschlossene Miene Jaromirs sah, auf den er sich sonst unbedingt verlassen konnte. Er wickelte sich daher fester in den Mantel ein und lehnte sich zurück, um der Ruhe zu genießen.

Jaromir nahm einen langen Stab von Fichtenholz und schürte die Flammen. Alles war todtenstill umher, kein Fuß rührte sich, kein Laut wurde hörbar.

„Es ist doch kalt," sprach der Einsame vor sich hin und starrte in die Gluth. Ein Schauer schüttelte ihn. Im Nacken fühlte er die eisige Hand des Winters, während ihm die

Flamme das Angeſicht faſt verſengte. Doch mehr als dieſe zwiefache Marter peinigten ihn die Nattern in ſeiner Bruſt. Noch war die Klarheit ſeines Geiſtes nicht entwichen, denn er empfand noch mit ahnungsvollem Grauen, wie ſich duſtere Wolken des Wahns im wechſelnden Vorüberziehen vor die reine Sonne des Bewußtſeins wälzten. „Ich weiß nicht," dachte er, „träume ich mehr im Wachen, oder wache ich mehr im Traume. Ich fühle kaum einen Unterſchied zwiſchen Schlaf und Wachen; es wälzt ſich wie ein langſam kreiſender Nebel um mich her. Wie ruhig dieſe Alle ſchlafen!"

Seine Blicke weilten auf dem Antlitz der Freunde. „Ja, ſie ſchlafen feſt, ſie träumen wol gar ſüß! Ach! Wer alle Qual ſo verträumen könnte! Wer nie, nie wieder erwachte!" Es überkam ihn wie übermannender Schwindel; er mußte die ganze Gewalt ſeines Willens, den ſcharfen Stachel ſeines Ehrgefühls zu Hülfe nehmen, um nicht betäubt zurückzuſinken.

Plötzlich hörte er ganz in der Nähe, aber aus dem unbeſtimmten Raume des Dunkels, laut auflachen.

Als ſchlüge ein kalter Blitz des Entſetzens in ſeine Bruſt, ſo zuckte er bei dieſem Tone zuſammen, der in der grauſen Umgebung wie die frechſte Gotteslaſterung klang.

„Wer da?" wollte er laut anrufen, aber die Stimme erſtarb ihm auf der Lippe und ſein Auge ſuchte unſtät ſtarrend in der Finſterniß den böſen Geiſt des Abgrunds, der hier lauern mußte.

Da trat aus dem Schattenkreis der Nacht eine grauſenhafte Geſtalt in den Glanz des Feuers. Es war ein rieſengroßer Küraſſier, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, das Haupt unter dem Helm mit einem blutigen Tuche umwun-

den, er trug einen jungen Fichtenbaum als langen Wanderſtab in der Hand.

„Guten Abend," ſprach er mit hohler Stimme herüber zu Jaromir, „guten Abend, Kamerad! Hier geht's luſtig zu!"

„Was willſt Du?" rief Jaromir entſetzt, „hebe Dich hinweg, Du Unthum!"

Der Kuraſſier ſtarrte ihn aus hohlen Augen an, verzerrte den Mund zu einem furchterlichen Grinſen und fletſchte wie ein ergrimmtes Thier die Zähne.

„Ha, ha, ha!" lachte er gellend auf. „Schlaft Ihr ſo feſt, Ihr Faullenzer?" Dabei ſtampfte er mit dem Fuß auf den Leichnam eines Erſtarrten, auf dem er ſtand. „Wacht auf! Kommt mit mir!"

Einen Augenblick ſtand er wie lauſchend; dann taumelte er mit muhſamen Schritten näher und wankte auf das Feuer zu.

„Zurück!" rief Jaromir. „Zurück, oder ich ſchieße Dich nieder." Er zog das Piſtol, hielt es aber in zitternder Hand und vermochte nicht es zu erheben.

Der Wahnwitzige ſtarrte ihn mit ſtumpfer Gleichgültigkeit an; bald zuckte ein wildes Lachen, bald der Ausdruck des tiefſten Elends über ſeine eingefallenen Züge. Jaromir das Entſetzen lähmte ihm jede Muskel — hing ſprachlos, bleich, mit unverwandten Blicken an der Geſtalt. Sie ſtand aroß aufgerichtet, ſtreckte die hageren Arme unter dem Mantel hervor und machte ſeltſame Bewegungen.

„Was willſt Du, gräßlicher Unhold?" fragte er endlich mit halb verſagender Stimme, ſchon ſelbſt betäubt und irr.

„Du, mich friert!" heulte der Raſende und ſchüttelte ſich. Dann griff er wie ein frierendes Kind nach der Flamme und wankte ihr näher und näher, bis er dicht am Kreiſe der Schlafenden ſtand, über die er beide Arme weit hinaus-

ſtreckte. Erſt jetzt ſchien er die Wärme der Gluth zu empfinden. Ein leiſes Wimmern entſtieg ſeiner Bruſt, dann rief er plötzlich, halb lachend, halb jammernd: „Zu Bett! Ins warme Bett!“ warf ſeinen Fichtenſtab weit weg, taumelte vorwärts über die Gelagerten hin und ſtürzte ſich in raſender Verblendung mitten in die Gluth.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie Jaromir, dem das Entſetzen das Haar emporſträubte, laut auf und packte Raſinski, mit krampfhafter Gewalt aufrüttelnd, an.

Dieſer fuhr empor: „Was gibt's?“

„Da! da!“ ſtammelte Jaromir mühſam, und deutete auf die Flammen, in denen ſich der Unglückſelige in gräßlichen Verzuckungen laut aufheulend, wälzte.

Raſinski ahnete mehr, als er begriff, was vorging; raſch entſchloſſen ſprang er auf, um den Unglücklichen zu retten. Doch es war zu ſpät. Schon hatte die Gluth ihn erſtickt; er lag regungslos, die Flamme leckte gierig um ſeine Glieder, und ein dichter, verpeſteter Qualm dampfte in ſchweren Gewölken empor.

Schaudernd trat Raſinski zurück und wandte ſein Antlitz ab, um ſeine Erſchütterung zu verbergen; da ſah er, daß rings im Kreiſe Alles im todtenähnlichen Schlafe lag. Keiner war erwacht von dem ſchaudervollen Ereigniſſe, das in der Mitte ſo vieler Lebenden vorging.

Doch regte ſich eine Geſtalt, es war Bianca. Das gräßliche Geheul des Verbrennenden hatte im Schlummer ihr Ohr getroffen und ihre Seele mit einem ungewiſſen Grauſen erfüllt. In der Ahnung, daß etwas Entſetzliches vorgehe, entrang ſie ſich mühſam den ſchweren Feſſeln des Schlafes und richtete ſich angſtvoll umherblickend auf. Da fiel ihr Auge auf Jaromir, der bleich, zitternd, betäubt, noch immer in die Flamme ſtarrte. Mitleidig wandte das

ſchone Herz ſich zu dem Ungluecklichen, denn ſie ahnete nicht den Zuſammenhang, ſondern glaubte, der Wahn, deſſen unheimliche Vorzeichen ihn ſeit dieſen letzten Tagen ſchon mehrfach angetreten hatten, habe ſich nun ganz ſeiner bemächtigt.

„Lieber Jaromir!“ redete ſie ihn mit innigſtem Tone der Liebe beſänftigend an und legte die Hand auf ſeine Schulter.

Er ſah ſich befremdet um und ſchien wie aus einem Traume zu erwachen. „Ach!“ ſeufzte er leiſe aus tiefſter Bruſt und ein ſeltſam wehmüthiges Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen.

„Es iſt nichts, Bianca,“ ſprach Raſinski raſch hinzutretend; er wollte es vermeiden, daß ſie erfahre, was geſchehen war. „Schlummere nur weiter, wir wachen ſchon für Dich, Liebe!“

„Ach, Ludmiska! haſt Du mir endlich vergeben —“ rief Jaromir plötzlich, und ſeine Stimme brach in ein lautes Weinen aus und er druckte das Haupt auf Bianca's Hand und überſtrömte ſie mit Thränen.

„Heiliger Gott, was iſt das!“ rief dieſe bebend, wagte aber nicht, die Hand zurückzuziehen.

„Beſinne Dich, Jaromir!“ redete Raſinski ihn ernſt an und wollte ihn aufrichten. „Beſinne Dich, raffe Deine Kraft zuſammen und erkenne, wo Du biſt.“

„Ach, Raſinski, ſie vergibt mir,“ rief der Jüngling aus und ſank dem väterlichen Freunde an das Herz; „ſie iſt eine Heilige, ſie zürnt nicht mehr! Um meines ſterbenden Boleslaws willen hat ſie mir vergeben! Nicht wahr? O Du nimmſt ſie nicht zurück. Ich bin Deiner nicht mehr werth — aber ich kann es ja nicht ertragen, ohne Dich zu leben. Komm nun wieder an meine Bruſt!“ Er faltete die Hände und ſah Bianca mit flehenden Blicken an; große Thränen

rollten ihm die bleichen Wangen herab, aber doch überwehte ein leichter, fliegender Rosenschimmer der Freude sein Antlitz.

„Ich bin ja nicht Lodoiska," erwiderte Bianca mit vergeblich bekämpfter Rührung und suchte die Hände des Unglücklichen sanft zu lösen.

„Du bist es nicht?" rief er plötzlich mit verstörtem Ausdrucke. „Du willst es nicht sein — Du hassest mich, Du verachtest mich! Ach, nun ist Alles vorbei!"

Verzweifelnd warf er sich wieder an Rasinski's Brust und wollte die Arme um seinen Nacken schlingen; doch die Kraft fehlte ihm, er sank bewußtlos zurück.

„Auch Das will noch getragen sein!" rief Rasinski aus, und beugte sich über den bleichen Jüngling. Bianca wollte in ihrer Angst Bernhard und Ludwig wecken, doch Rasinski hinderte es. „Was können sie uns helfen," sprach er dustier aber fest, „warum sollen noch Andere als wir diese Qual tragen? Es ist vielleicht bald vorüber!"

„O, entsetzlicher Trost," rief Bianca und rang die Hände. „Nein, nein, das verhängt der Allgütige nicht über uns. Das Maß ist überfüllt, es kann nicht sein, es kann nicht!"

„Bete Du zu ihm, reines Herz," sprach Rasinski dustier, „ich kann nur handeln und Dein Flehen ist mehr als mein Thun!"

Bianca gehorchte Rasinski's Worten mit demuthiger Ergebung vor dem Allmächtigen. Sie kniete nieder und flehte aus inbrünstigstem Herzen, um Rettung für den Unglücklichen. Doch ihre Brust wollte sich nicht erleichtern, die Angst blieb lastend auf ihrer Seele.

Rasinski hatte dem Ohnmächtigen die Schläfe mit Schnee gerieben. Er schlug endlich das Auge auf, blickte aber unstät und fremd umher. „Was nehmt Ihr mich aus dem Grabe?" fragte er dumpf; „es war so still und kühl da

unten. Ach, ich sehe, die Sonne geht prächtig auf und funkelt in die Gruft. Sie ist schön!"

Er starrte unbeweglich in die Flamme. Plötzlich riß er sich mit überwältigender Kraft aus Rasinski's Arm, sprang auf und rief: „Das ist der brennende Höllenpfuhl! Da stürzen mich die Finstern hinein! Schnell, schnell!" Und mit furchtbarer Miene wollte er vorwärts in die Flamme. Rasinski umschlang ihn mit der Gewalt der Angst, Bianca warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee. „Hülfe, Hülfe, Bruder, Ludwig!" rief sie mit äußerster Anstrengung, da sie Beide den Rasenden nicht mehr zu bändigen vermochten. Von dieser Stimme aus dem tiefen Schlaf geweckt, sprang Ludwig empor.

„Himmel, was geschieht?" rief er aus, als er Jaromir im Kampf mit Rasinski und Bianca sah; zugleich erwachte Bernhard und sprang ebenfalls auf. Es war die höchste Zeit, denn Rasinski vermochte mit seiner vollen Manneskraft den Unglückseligen, der sich mit Gewalt in die Flamme stürzen wollte, nicht mehr zu halten. „Helft, Freunde," rief er, „helft mir ihn bändigen, sonst ist er verloren."

Ohne zu wissen, was vorging, eilten Bernhard und Ludwig zu Rasinski's Hülfe herbei. Als sie Jaromirs entstellte Züge sahen, ahneten sie freilich, was geschehen sein mochte.

„O, ich habe es längst gefürchtet," seufzte Bernhard aus tiefster Brust; „ihm lag zu viel auf der Seele, er konnte es nicht überdauern."

Nach der übermäßigen Anspannung der Kräfte folgte eine eben so rasche Erschlaffung. Die Arme sanken dem Unglücklichen matt herab, die Kniee brachen unter ihm zusammen. Da schien es, als ob folternde Schmerzen in ihm wüthleten, denn er brach in ein lautes, herzzerreißendes Jammern aus. Diese Töne, sowie die Unruhe des ganzen Auf-

tritts, hatten endlich alle Schläfer ringsum geweckt. Sie richteten ſich auf, blickten Anfangs verſtört, dann unwillig über die Störung umher; es entſtand ein dumpfes Murmeln, das von Minute zu Minute wuchs. Sie fingen an auf den Unglücklichen zu deuten, und eine dunkle Vorſtellung, als bringe er ihnen Gefahr oder Verderben, bemächtigte ſich ihrer Seele.

„Wer iſt der Raſende, was will er?“ rief endlich ein bärtiger Grenadier voller Ingrimm. „Was raubt er uns die koſtbaren Minuten des Schlafes! Werft ihn hinaus aus dem Kreiſe, er mag erfrieren, wenn er uns ſtört!“

„Werft ihn hinaus, hinaus!“ ertönte beiſtimmend der tobende Ruf der Erwachten, und Mehrere ſprangen auf, um die grauſame That ſogleich zu vollführen.

Bianca that einen lauten Schrei des Schreckens, Ludwig fing die Sinkende in ſeinem rechten Arme auf, und wehrte einen wild Andringenden mit der Linken ab.

Raſinski, der die Größe der Gefahr ſogleich überſah, ließ Jaromir in Bernhards Arme und ſprang mit funkelndem Auge mitten in den Kreis. Schnell entſchloſſen riß er einen halb brennenden Aſt aus dem Feuer, ſchwang ihn hoch über dem Haupt und rief mit ſeiner Löwenſtimme, die ſelbſt in den Donnern der Schlacht mächtig herrſchte: „Zurück, Elende! Wer einen Schritt vorwärts wagt, dem zerſchmettert dieſer glühende Stamm das Haupt!“

Die Erbitterten hemmten betroffen und ſtaunend ihre Schritte; die geiſtige Übermacht Raſinski's hielt ſie gefeſſelt. Nur jener bärtige Krieger riß den Säbel heraus und ſchrie wüthend: „Wie, Ihr Memmen, furchtet Ihr Euch Alle vor einem Einzigen? Vorwärts! Nieder mit den polniſchen Hunden!“

„Raubthier Du!“ donnerte Raſinski ihm entgegen, und

ſprang wie ein gereizter Löwe auf den Wüthenden zu. „Zu Boden mit Dir, entmenſchtes Ungeheuer!“ Zugleich packte er ihn mit kräftiger Gewandtheit im Gelenk der gehobenen Fauſt, ſodaß er ſeine Waffe nicht zu brauchen vermochte, und ſchlug ihm mit dem brennenden Aſt über den Kopf, daß er zerſplitterte und Kohlen und Funken rings umher ſtoben. Doch der Schlag war durch die dichte Bärmütze entkräftet und hatte nur den Zorn des Erbitterten bis zur ſchäumenden Wuth geſteigert. Gebaut wie ein Athlet, an Größe ſeinen Gegner um die Hälfte des Hauptes überragend, ließ er den Säbel fallen und warf ſich ringend über Raſinski her, um ihn in die Flamme zu werfen. Dieſer kämpfte nur einen Augenblick mit ihm; da glitt er aus, ſchwankte, ſank in die Kniee. Er war verloren! Ein ruchloſes Ungeheuer drohte das edelſte Heldenleben mit roher Übermacht zu zerſtören! Da ſprang Ludwig mit Blitzesſchnelle ihm zu Hülfe, umſchlang den Wüthenden von hinten her und riß ihn zurück, ſodaß er mit ihm zu Boden ſtürzte. Raſinski raffte den entfallenen Säbel auf, riß dem Niedergeſtürzten mit der Linken die Bärmütze vom Haupt und führte mit der Rechten einen Hieb auf ſeine Stirn, der ihm den Schädel mitten entzweiſpaltete. Wie ein König, gebietend, ſtolz, richtete er ſich jetzt empor und trat mit Majeſtät unter die Staunenden und Erſchreckten. „Werft den Leichnam in den Schnee,“ gebot er, „lagert Euch wieder und ſchlaft. Es kümmere Euch nicht mehr, als ob ich einen Wolf erſchlagen hätte.“

Als bedurfe er ihrer nicht, warf er die Waffe verächtlich von ſich, nur durch ſeine erhabenere Seele die Menge beherrſchend. Es wagte Niemand, ſich zu regen; ſondern gehorſam packten Zwei den blutenden Körper des Gefallenen, trugen ihn einige Schritte weit und warfen ihn auf den Boden.

Rasinski ging, denn der Zorn wogte bei ihm noch wie die See nach dem Sturme, einige Augenblicke auf und nieder, ohne selbst der Freunde zu gewahren. Dann wurde er plötzlich ruhig und milder, reichte dem mit Blut besprizten Ludwig, der Bianca mit sanften Liebesarmen umfangen hielt, die Hand und sprach: „Du bist mein Retter! Siehst Du, das hat der Krieg selbst in dieser grausenden Gestalt noch Schönes vor dem flachen Leben der Alltage voraus, daß er uns jede Stunde Gelegenheit zu größeren Diensten der Freundschaft und der Liebe bereitet, als ein Menschenalter des schläfrigen Friedens. Du Wackerer! Aber lagert Euch wieder, Freunde; es ist nichts als ein Todter mehr unter den Legionen, die um uns erstarrt sind. Ein Krämerhandel gegen den Welthandel des Geschicks!"

Sein Auge wandte sich wieder auf Jaromir; er schien in Ermattung oder Schlummer gesunken und fest mit dem blonden Lockenhaupt an Bernhards Brust gelehnt. In den stillen, bleichen Zügen lag ein namenloser Schmerz, den kein Lächeln mit einem milden Schleier bedeckte.

„Laß uns ihn in unsere Mitte nehmen, Bernhard," sprach Rasinski. „Was ist hier zu thun, als ihn der Gnade des Himmels anheim zu stellen? Vielleicht beruhigt der Schlaf sein krankes Haupt."

Er hatte sich wieder gelagert, nahm Jaromir liebend in seine Arme und drückte ihn innig an die Brust: „Hier ruhe aus; die Schauer des Winters sollen Dich nicht finden in meinen Armen. Und kannst Du, so erwache zu einem mildern Tage!" Damit lehnte er sich zurück, verhüllte das Haupt und ruhte Herz an Herz mit dem kranken Jünglinge. Bald, so mächtig gebot die allbezwingende Natur, sank er wieder in festen Schlaf. Die Krieger ringsum waren schon längst wieder von seinen betäubenden Banden umschlungen;

so entfloh das gräßliche Ereigniß schneller als ein flüchtig aufdammerndes Traumbild.

Bernhard und Ludwig wachten gemeinsam, weil ein Einzelner doch vielleicht dem Schlafe zu leicht unterlegen ware, und theilten die Sorge fur die Flamme, mit der das Leben Aller zur ewigen Nacht erloschen sein würde. Ein scharfer Nachtwind erhob sich; er streifte ihre Wangen mit eisiger Berührung und bewegte die Wipfel der hohen Tannen, daß der Schnee in leichten Flocken herabgeschüttelt wurde.

„Wie uns der Winter im Rücken lauert," murmelte Bernhard; „es ist mir ordentlich, als fühlte ich die ehernen, starren Tatzen im Genick, mit denen er seine Opfer würgt. Fort, Du Raubthier! Hier hat Dein Reich ein Ende! Hier brennt die Flamme des Heils, die wir heiliger bewahren wollen als die der Vesta!"

„Wie schmal," bemerkte Ludwig, „ist der Ring des Lebens, der sich um diese Sonne zieht. Wir liegen zwischen dem Flammentode und dem des Erstarrens auf der fast untheilbaren Grenzlinie."

„Wenn der Wind uns so scharf anhaucht, wie jetzt," erwiderte Bernhard, indem er die Flamme schürte, „und das Feuer uns so glühende Pfeile ins Auge schießt, so ist es freilich fast, als fühle man beide Martern zugleich. Doch was willst Du? Ist es nicht das Bild des Weltalls im Kleinen? Unsere Erde, eine Spanne näher der Sonnenflamme, verglüht und zerstäubt in Asche, eine Spanne ferner und alles Leben erstarrt in dem öden, kalten, unermeßlichen Weltraum. Der Mensch ist überall so hülflos, so nichtig als hier. Er verschließt nur sein Auge und blickt nicht hinaus über sein schmales Grenzgebiet im Leben, Wissen und Genießen!"

„Nein, Bernhard, Du ſprichſt nicht wahr, nicht einmal wahrhaftig für Dich ſelbſt," entgegnete Ludwig ernſt. „Du denkſt ſo klein nicht vom Leben und mißkennſt die Bürgſchaft des Ewigen in ſeiner kurzen Erſcheinung nicht. Wer könnte denn dieſes Leben nur einen Augenblick ertragen, ohne die Ahnung des Jenſeits, die ewig als das Siegelbild des Himmels unter den bewegten Wellen des irdiſchen Verkehrens ſchimmert! Und iſt das Schönſte, womit ſich unſer Daſein ſchmückt, nicht auch ein Abglanz von dort — die Liebe —"

„Aber hab ich's denn geleugnet," unterbrach ihn Bernhard, und ſeine ganze weiche Seele glänzte in ſeinem Auge. „Sieh nur Dieſe dort," er deutete auf Bianca, „ſieh ſie ſchlummern und frage Dich dann ſelbſt! Sie macht mich ſogar fromm, wie die Leute es gewöhnlich meinen. Denn wenn ſie betet und kniet, iſt es ſo ſchön und wahr, daß ich denke: Was kannſt denn Du Beſſeres? Nur von ihr lerne ich, daß Demuth ſtärker iſt als Stolz; freilich vergeſſe ich's zu ſchnell wieder! Geſtern, als das Elend uns zu zermalmen drohte, ſah ich ſie hinter jenem Fichtenſtamm knieen und beten; und ich that es auch, aber nur für ſie. O, Ludwig, werden wir ihr holdes Leben retten aus dieſem Abgrund des Entſetzens, in den wir täglich tiefer und tiefer ſinken?"

„Ich hoffe es noch," ſprach der Freund innig bewegt.

„O, jetzt ſehe ich's," erwiderte Bernhard, „wie Du beſſer biſt als ich. Ich handle raſcher als Du, ſcheine ungebeugter, aber Du biſt es. Ich fühle, daß mein Hoffen, mein Vertrauen, meine Kraft eine Grenze hat, und ich ſtehe ihr nahe. Eben zuvor wähnte ich ſie erſchöpft; bin ich aber erſt einmal muthlos, dann werde ich es ganz ſein. Du in Deiner edlern Ruhe, Deiner feſten, unerſchütterten Männertugend wirſt es niemals werden. Ich eile, dringe, ſtiege;

ſo bin ich Dir freilich eine Zeit lang voran geweſen. Du gehſt feſten, ruhigen Schrittes; ſo wirſt Du noch aufrecht ſtehen, wenn ich ſchon mit gebrochener Kraft am Boden liege! Dann Ludwig — dann beglücke meine Schweſter — und gruße die Deine! Nein, nein, ſprich nichts, ich bitte Dich," rief er heftig, als Ludwig ihm antworten wollte. Er wandte ſich ab und hüllte ſich dichter ein.

Ludwig, der ihn kannte, ſchwieg; aber ſeine Seele war voller Liebe.

So ſaßen ſie ſtumm nebeneinander. Da ließ ſich ein leiſer ſingender Ton neben ihnen hören. Es war Jaromir, der ſchlummerlos mit offnen Augen lag und, unheimlich lächelnd, leiſe ſang.

„Er träumt von ihr," ſprach Ludwig, „das iſt die Melodie des Liedes, das uns Lodoiska an jenem Abende in Warſchau ſang. Ich habe die Weiſe oft von ihm gehört. Alſo dort weilt ſeine Seele?"

Bernhard betrachtete den Armen mit düſtern Blicken. „Dort weilt ſie," wiederholte er langſam, „bei ſeiner Liebe! Es iſt verhängt über uns," ſprach er endlich mit tiefer Stimme, „wir ſollen untergehen. Der Abgrund klüftet ſich zu tief. Ich kann nicht mehr hinabblicken, ſonſt ſtürze auch ich ſchwindelnd hinunter!"

Der Wahnſinnige ſang leiſe fort und blickte dabei mit unendlichem Schmerze zu den Freunden auf. Nach einigen Minuten erſtarb der Ton auf ſeiner Lippe, und er verfiel wieder in ſtumpfe Bewußtloſigkeit.

„Wäre unſere Zeit vorüber, daß ich ſchlafen könnte!" rief Bernhard. „Schlafen! Ich bin müde. Das plumpe Thier wälzt ſich ſchwer über meine Seele hin und erſtickt ihre letzten glimmenden Funken! Es iſt vorbei mit Menſchlichkeit, Freundſchaft, Liebe und Haß; Alles ſtumpf und öde,

und todt. Denn wer könnte sonst schlafen bei solchem Elende! Was ist die Uhr?"

„Gleich Mitternacht!"

„So sind wir bald erlöst!"

Die Minuten schlichen mit schwerem schleppenden Schritt vorüber. Endlich war die Stunde abgelaufen. Sie weckten ihre Nachbaren und legten sich zum Schlaf nieder, um die Bürde aller Qualen, alles Schauders, aller Schmerzen, in den öden Raum dumpfer Vergessenheit hinabzusenken.

Funfzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Als Rasinski Alles zum Aufbruch antrieb, hatten sich dichte Morgennebel herabgesenkt und hüllten den Wald in graue Schleier ein. Aber es war nicht feuchtes wogendes Gewölk, welches zwischen den Gebüschen hinzog, sondern schwebender Eisstaub, der die Atmosphäre verhüllte. Er athmete sich wie ein scharfes Gift ein. Die Stunde der Vernichtung alles Lebenden schien gekommen.

„Auf, auf, Ihr Schläfer!“ rief Rasinski; „vorwärts, heut könnt Ihr das Ziel Eurer Leiden erreichen!“

Aber nur die Wenigsten vernahmen seinen Ruf. Einige regten sich noch dumpf aufstöhnend und taumelten dann wieder zurück, um den Überrest des Lebens auszuhauchen; die Meisten lagen schon in den starren Armen des Todes, und nur ein Kreis von Leichen umgab das verglimmende Feuer. Jaromir richtete sich empor. Er sah einer Geistergestalt ähnlich; aber noch war er am Leben. Ludwig und Bernhard fühlten, daß sie heut ihre letzten Kräfte anstrengten. Seltsamerweise schien Bianca am wenigsten erschöpft, als ob der weibliche Körper der weiblichen Seele gleiche, und, wie sie, im Dulden stärker als der männliche sein wollte.

Mit schauderndem Gefühl mußte sie über den Kreis von Erstarrten hinwegschreiten; weithin war der Boden damit überdeckt, so, daß sie es nicht vermeiden konnte, den Fuß auf menschliche Körper zu setzen.

Jaromir schien nichts zu empfinden; er schritt neben Rasinski hin und folgte jedem seiner Winke mit willenlosem Gehorsam.

Es herrschte noch eine Todesstille in dem oden, dämmernden Walde; denn Die, die um die verglimmenden Feuer gelagert waren, schliefen noch fest, oder lagen schon in den unauflöslichen Armen des Todes. Man ging an hohen Fichtenstämmen vorüber, von denen dürftere Zweige sich herabsenkten. Hier erblickte man Erstarrte in allen Stellungen, als habe der Tod sie plötzlich ergriffen und in Steinbilder verwandelt. Einige hielten noch die Axt in krampfhaft geballter Faust, mit der sie den ohnmächtigen Versuch gemacht hatten, diese Riesenfichten zu fällen. Andere hatten eben so vergeblich Feuer um die Stämme gelegt, um sie so in Flammen zu setzen; man sah sie knieend, das Antlitz auf die knotigen Wurzeln gebeugt, in der Hand noch den halb angeglimmten Kienbrand haltend. Vom Nebelgerieſel umfloſſen, glichen diese Gestalten riesigen Schattenbildern, in unheimlich gespenstischer Todesstille und Versteinerung.

Rasinski beschleunigte seine Schritte, um dem grausenvollen Orte zu entfliehen. Aber die ganze Straße war mit Schrecken und Entsetzen umlagert, und bei jedem Schritt stieß der Fuß an ein grauses Hinderniß. Endlich nach einer Stunde lichtete sich der Wald, und da die Nebel sanken, erblickte man von fern ein Haus, das Obdach und Wärme gewähren mochte. Mit verdoppelter Eile schritten die Wanderer darauf zu. Doch als sie näher kamen und die hohlen Fenster, aus denen Scheiben und Holzwerk herausgebrochen

waren, und Feuerfeuren auf dem Boden gewahrten, sahen sie wohl, daß auch diese Hoffnung täusche, und hier keine Stätte lebender Menschen zu treffen sei. Doch trat Rasinski heran und öffnete das Thor des großen Gebäudes, welches einer Scheuer oder einem Stalle glich. Aber grausend fuhr er zurück, denn er sah nur Leichen, die in ekiem Gedränge, ja selbst übereinandergehäuft, den Boden gräßlich bedeckten und mit offnen Augen emporstarrten. „Lebt hier noch irgend ein menschliches Wesen?" fragte er voller Grauen mit lauter Stimme. Es blieb todtenstill in dem ungeheuren Sarge und die Stimme verhallte nachklingend in dem öden Raume. „Lebt hier noch Jemand?" wiederholte er den Ruf stärker, denn sein Herz wehrte sich gewaltsam gegen den entsetzlichen Gedanken, daß in diesem grausen Gedränge und Gemisch menschlicher Körper auch nicht ein Funke des Lebens mehr glimmen sollte. Aber es war so, denn, als er sein Pistol nahm und einen Schuß hinein über die Häupter der Gelagerten that, regte sich dennoch Niemand, sondern Alles blieb still wie in der tiefsten Einsamkeit der Wüste. Unter andern Umständen hätte er sich bei diesem Versuche nicht beruhigt, aber jetzt, wo er selbst und die theuersten Seinigen unmittelbar von den Schrecken der Vernichtung bedrängt wurden, jetzt war selbst sein edles Herz stummer geworden, und er wandte sich ab und sprach: „Es ist Alles vergeblich! Nur weiter, weiter!" So setzten sie ihren Weg fort in so hastiger Eile, als es irgend möglich war, denn das Verderben folgte ihnen wie ein Raubthier, das nach Beute jagt und sich seines Opfers bemächtigt, sowie es, von Entkräftung übermannt, einen Augenblick Athem zu schöpfen versucht.

Die Straße bedeckte sich jetzt mehr und mehr mit Wandernden, die aus den Wäldern zur Seite, oder aus nahe gelegenen verlassenen Dorfern zusammenströmten. Bald be-

fand man ſich wieder im dichten Gewimmel jener gefrenſtiſchen hohläugigen Schreckensgeſtalten, die der Winter mit grauſamem Hohn in die abenteuerlichſten Hüllen getrieben hatte, ſo, daß das Lächerliche ſich in die fürchterliche Nähe des Entſetzens gewagt zu haben ſchien. Jeder Hauch der Lippe erſtarrte augenblicklich, daher waren die langen verwilderten Bärte der Krieger, ja ſelbſt Haar und Brauen mit ſcharfen Reifnadeln beſäet, die ihnen das Anſehen uralter ſilberhaariger Greiſe gaben. Doch mitten unter allen dieſen Schrecken blieb die höchſte Pein für die ſo eng verſchwiſterten und befreundeten Herzen der unſelige Zuſtand Jaromirs, der, in völliger Verworrenheit des Gemüths, zwar äußerlich faſt abgeſtumpft gegen die Qualen war, die Alle duldeten, ja ſogar oft in wahnſinnigen Scherz und Lachen ausbrach, aber innerlich in ſtets ſich erneuenden Anfällen bald vom tiefſten Jammer, wobei er in lautes Weinen ausbrach, bald von ungebändigter Wuth und Verzweiflung ergriffen wurde. In dieſen Zuſtänden des Raſens, die die letzten Lebensbanden plötzlich zu ſprengen drohten, kannte er Niemand und ſtieß ſelbſt Raſinski in blinder Wuth von ſich; die Freunde mußten ihn umringen und halten, damit er nicht Hand an ſich ſelbſt legte. Sie thaten es, doch reichte ihre Kraft nicht aus, und ſie ſahen den Augenblick kommen, wo das Schrecklichſte geſchehen, wo ſie den Unglückſeligen als ein nicht mehr zu rettendes Opfer den Furien zum Raube überlaſſen mußten. Zweimal war der Anfall der Wuth vorübergegangen; als ſie ihn zum dritten Male antrat, packte es ihn fürchterlicher und dauernder als zuvor. Endlich rief Raſinski: „Es iſt unmöglich, wir müſſen ihn aufgeben; uns bleibt nur die Hoffnung, daß das Übermaß ſeiner Folter ihr Ende beſchleunigen werde.“

Und ſchon wollten ſie ihn loslaſſen, daß er in ungebän-

digter Wuth fortstürzen könne, da sandte der Himmel einen Engel der Rettung. Es war Bianca! Ihr Herz vermochte es nicht zu überwinden, daß ein solcher Freund dem Verderben überlassen werden sollte, so lange der heilige Funke des Lebens in seiner Brust glühte. Weinend und flehend warf sie sich zwischen die Männer und rief: „O nein, gebt ihn nicht auf, rettet ihn oder laßt uns mit ihm verderben!" Dann wandte sie sich zu Jaromir selbst und scheute sich nicht, den Rasenden sanft anzurühren; sie flehte ihn mit einem Tone, dessen fromme Kraft der Bitte selbst in die tiefe Nacht und Verworrenheit des Wahnsinns eindrang: „O sei ruhig! Kehre zu Dir zurück, erkenne Deine Freunde und sei wieder Du selbst!"

Jaromir blickte sie, wie aus einem wilden Traume auffahrend, starr an und vergaß plötzlich das Toben gegen die hemmenden Arme der Freunde. Die empörten Wogen seines Wahnsinns ebneten sich, als die holde Gestalt mit mildem Sonnenblick die düster verhüllenden Wolkenschleier seiner Seele theilte. Fromm und gehorsam wie ein Kind hob er die Hände halb gefalten gegen sie empor und sprach mit bebender Stimme: „Ich will Dir ja gern folgen, nur laß mich an Deiner Seite gehen und verstoße mich nicht wieder!" Sie reichte ihm mitleidsvoll den Arm und entgegnete: „Komm, ich will Dich führen." Und willig ließ er sich von ihr leiten, und brach nicht mehr in seinen Jammer, nicht mehr in seine Wuth aus, sondern lächelte still wie in seligen Träumen. Mit gerührtem Erstaunen gewahrten die Männer diese Macht der reinen weiblichen Seele, und ihre Brust füllte sich mit Demuth und Verehrung. Bianca aber schritt dahin wie ein Engel der Barmherzigkeit, der einen Verirrten durch die Wüste führt.

Es war die letzte Prüfung! Endlich schlug die Stunde

der Erlöſung. Plötzlich tönte durch die Reihen von den Vorderſten her ein Ruf des Staunens und der Freude, dem die Schwingen im Augenblick mächtig und mächtiger wuchſen. Er verwandelte ſich in ein anſchwellendes Brauſen, denn Alles fragte und forſchte nach der Urſache, und im beſchleunigten Lauf drängte die Menge vorwärts, ſo viel die aufs äußerſte erſchöpften Kräfte es noch zulaſſen wollten. Endlich erreichte auch Raſinski mit den Seinigen die Biegung des Weges, woher der Freudenruf erſchollen war, und Wilna, dieſes lang erſehnte Ziel der Rettung, dieſe erſte bevölkerte, wohnliche Stadt, lag vor ihren Augen. Bei dieſem Anblick jauchzte die Seele auf im Dank gegen den Allbarmherzigen; die Freunde hielten einander in den Armen, heiße Thränen des dankenden Entzückens floſſen, denn das Ufer der Rettung lag endlich vor ihrem Angeſicht nach unnennbaren Drangſalen, Schmerzen und Opfern.

Selbſt die bitterſten Rückerinnerungen ſchmolzen in dieſer Minute hinweg vor dem Sonnenblick des Glückes; nur der Pfeil der Gegenwart, der noch in der friſchen Wunde des Herzens ſteckte, ſchmerzte brennend.

Mit Jammer betrachtete das Auge den unglückſeligen Freund, den das ſchwerſte Verhängniß getroffen, die Stunde der Erlöſung nicht mehr empfinden zu können. Nur einen Tag früher, und auch ihm hätte die milde Sonne der Freude gelächelt! Doch mit dumpfem Donner ſchlug das grauſame Geſchick die Pforten zu, eben da er vor den Eingang trat, und verwehrte ihm auf ewig die Rückkehr in die glückſeligen Gefilde des Lebens.

Gleichgültig ſah Jaromir den weinenden Dank der Freunde. Nur einen Augenblick ſchien es, als dämmere ihm ein ferner Schimmer der Wahrheit auf, er athmete raſcher, beklemmter; es war, als wollte der Strom der Freude ge-

wahrsam hervorbrechen aus der Brust und die finstern Banden des Wahnsinns sprengen. Doch sie blieben mächtiger; seufzend senkte der Unglückliche wieder das Haupt, und das aufflammende Feuer seines Auges erlosch in mattem Glanz. „Führe mich weiter, Podoiska," sprach er endlich bittend zu Bianca, die, von der Freude überwältigter als von Schmerz und Schrecken, in Ludwigs Armen hing, unvermögend, sich auf den wankenden Knieen zu erhalten. Erst das Gefühl, daß ein grenzenlos Unglücklicher ihrer bedurfte, gab ihr die Kraft wieder. Sie reichte ihm aufs Neue den leitenden Arm, und sie wanderten vorwärts, von den Kräften der Hoffnung frisch belebt.

Doch das nahe Ziel war schwer zu erreichen. Denn schon sah man die Straßen breit vom schwärzlichen Gewimmel der Unglückseligen überdeckt, welche der Anblick des ersehnten Zieles ihrer Leiden aus der starren Betäubung geweckt hatte, in die sie durch das Übermaß der belastenden Qualen versenkt waren. In blinder Hast — wie es denn überhaupt der Fluch war, der auf diesem ganzen Zuge lastete, Heil und Verderben mit gleicher Verblendung zu verkennen — stürzten sie gegen die Stadt hinan. Schon entstand ein treibendes, wogendes Gedränge, obgleich noch das offene Feld eine freie, zerstreute Verbreitung der Massen verstattete. Wie sollte es werden, wenn engere Eingänge das Abströmen dieser Fluth hemmten? Masinski sah es mit Besorgniß. Er fürchtete eine zweite, schrecklichere Beresina, weil nicht einmal der Feind, sondern nur die rasende Verblendung der Freunde das Verderben zu beschleunigen drohte. Wie dort folgte der ganze Strom einem Zuge; von einem thierischen Triebe bewußtlos gedrängt, ging Jeder ohne Urtheil und Besinnung Dem nach, der vor ihm wanderte. Die Begierde, das Ziel zu erreichen, ließ nur dieses sehen, und auf

dem nächſten Wege wollten es Alle gewinnen. Raſinski ſpähte umher, ob ſich nicht ein Seitenweg auftue, den man unbemerkt einſchlagen könne; denn er befürchtete einen zu ſtarken Strom nachzuziehen, wenn er mit ſeinen Freunden plötzlich querfeldein wanderte. Jetzt erreichte man ſchon einige Häuſer, die vereinzelt vor der Stadt lagen, und die Vorſtadt war nahe. Hier ließ ſich der Plan ins Werk ſetzen.

„Haltet Euch dicht an mich, Freunde,“ ſprach er voranſchreitend, „und folgt mir ſogleich, wenn ich zur Seite einbiege. Hinter jenem Zaun herum muß man ein anderes Thor der Stadt erreichen, was vielleicht nicht ſo belagert durch das Gedränge iſt.“

Da Jaromir völlig ruhig geworden war, nahm er dieſen wieder an ſeinen Arm und ließ Bianca zwiſchen Bernhard und Ludwig gehen. Schon fing der Strom an, ſich zu ſtopfen, ſchon wurde man mehr vorwärts gedrängt, als man freiwillig ging. Es war daher die höchſte Zeit, den Plan auszuführen.

„Jetzt,“ rief Raſinski und brach ſeitwärts aus. Bernhard und Ludwig, die Schweſter in der Mitte, folgten ihm. Von einer dunklen Ahnung getrieben, drängten ſich ihm ſogleich ganze Scharen nach, ſodaß ſie einen Zweig des ſtrömenden Gedränges auf dieſe Weiſe ableiteten. Die Straße ging zur Seite in einen ſteilen glatten Abhang aus. Raſinski war ihn glücklich hinunter, doch Bianca glitt aus und fiel nieder. Zwar unterſtützten Bernhard und Ludwig ſie ſogleich, doch waren auch ſie zu geſchwächt und unſicher, um ſich feſt auf den Füßen zu halten, zumal da Bernhard das Kind trug; ſo fielen ſie gleichfalls. Der Strom der Menge ging ſogleich von beiden Seiten neben ihnen hinweg; er wälzte ſich nicht über ſie hin, ſchnitt ſie aber mit ſeinen

dichten Wellen von dem führenden Freunde ab. Mühsam rafften sie sich empor; Bianca hatte sich den Fuß verletzt, so daß sie nur mit größter Mühe auftreten konnte. Bernhard spähte nach Rasinski umher; er war verschwunden, und bereits überdeckte ein schwarzer Strom der Menge das Feld.

„Vorwärts, vorwärts, um des Himmels willen vorwärts!“ rief er daher, „sonst werden wir völlig von ihm getrennt.“

Allein es war zu spät. Schon zu Viele hatten sich zwischen sie und den Freund eingedrängt, und von der Seite her mehrte sich die Masse derselben, weil die Nachkommenden auf der großen Straße diese früher verließen und quer über das Feld eilten, um sich den Vorangehenden so rasch als möglich anzuschließen, indem sie glaubten, hier sei das Ziel der Rettung schneller zu erreichen. Gegen diesen Strom zu kämpfen war unmöglich, ihn vordrängend rascher theilen zu wollen, schien eben so vergeblich. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich von seinen Wellen forttreiben zu lassen. Der Weg schlang sich um die winkligen Zäune mehrerer einzelnen Gehöfte. Plötzlich theilte er sich in verschiedenen Richtungen, und alle waren sie bereits von der anströmenden Menge erfüllt. Welche hatte nun Rasinski eingeschlagen? Es war nicht zu ermitteln; und wäre dies auch möglich gewesen, es hatte nichts mehr nützen können, denn auch hier war es dem freien Willen nicht mehr überlassen, den Weg zu wählen, sondern Jeder mußte dahin, wohin die zufällige Richtung der immer mächtiger drängenden Scharen ihn trug. Nach demselben Grundsatze, der ihm an dem stygischen Strom der Beresina zum Heil gedient hatte, trachtete Bernhard nur darnach, sich aus dem Strom der Menge herauszukämpfen, um endlich wieder die Wahl des Pfades frei zu haben. Dies gelang ihm kurz vor den ersten Häu-

fern der Vorſtadt, in deren enge Gaſſen ſich die Scharen wie eine vom Wolf geſcheuchte Herde hineindrängten. Athemlos, erſchöpft, gewannen ſie endlich freies Feld; der Winter, der ſie ſo lange verfolgt hatte, wurde jetzt ihr Retter; denn Gräben und Sümpfe, die es ihnen ſonſt unmöglich gemacht hätten, auf dieſem Wege die Stadt zu erreichen, waren feſt gefroren. Ihre Wanderung verlängerte ſich um eine halbe Stunde; freilich für die Erſchöpften eine lange Zeit, doch endlich erreichten ſie eine entgegengeſetzte Vorſtadt, ganz allein, als ob es gar kein Heer in der Gegend gebe. Doch gewährten ihnen die wenigen ärmlichen Häuſer keinen Schutz, denn ſie waren durch ihre Bewohner verlaſſen; allein das offene Stadtthor lag wenige hundert Schritte vor ihnen, und ſie erblickten bereits mit unausſprechlicher Freude einige, zwar dicht eingehüllte, aber doch wohlgekleidete Menſchen auf der Gaſſe, deren Äußeres verrieth, daß hier die Wüſtenei des Krieges ein Ende hatte. Zitternd vor Freude traten ſie in das Thor ein; denn ſelbſt die Sorge um Rafinski bekümmerte ſie jetzt nicht mehr ſo ſchwer, da ſie beim Anblick der bewohnten Häuſer, des Verkehrs und aller jener Zeichen des Friedens und ruhigen Beſitzes vorausſetzen mußten, daß auch er ein ſicheres Obdach erreicht habe. Nur erſt einige Stunden der Erholung, der Erwärmung, dann wurde ja der theure Freund wol aufzufinden, das Wiederſehen doppelt glücklich ſein.

Das nächſte Obdach war das willkommenſte; die Noth erhob jede Hütte zu einem Palaſt; daher eilten ſie mit haſtigen, wankenden Schritten auf ein kleines, freundliches Haus zu, aus deſſen Thür ſie ein junges Weib treten ſahen, die, gleich einigen Vorübergehenden, die Ankommenden mit erſtaunten Blicken maß.

Bianca, als des Ruſſiſchen mächtig, rief der jungen

Frau ihnen aus einiger Entfernung zu: „Kennt Ihr uns ein Obdach geben, gute junge Frau? Wir wollen es reichlich belohnen."

Da stutzte diese plötzlich mit dem Ausruf: „Um aller Heiligen willen, Gräfin Feodorowna, was führt Euch hierher?" der Kommenden entgegen, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen. „Was führt Euch hierher? Und in diesem Zustande! Barmherziger Gott! Erkennt Ihr mich denn nicht?"

„Arinia! Du bist es!" rief Feodorowna mit versagender Stimme aus. „Arinia! Du unsere Retterin?"

Hier schwanden ihr Kraft und Sinne zugleich; sie wankte, Ludwig und Bernhard empfingen sie in ihren Armen, Arinia ergriff das Kind und voraneilend rief sie: „Mir nach, hier herein!"

So fanden sie nach unermeßlichem Dulden endlich Rettung, Pflege und Liebe. Sie waren zurückgekehrt aus der Wildniß in wirthbaren Wohnungen der Menschen. Ihr Leben sollte keine Folter mehr sein; freundlich bot ihnen die Wirklichkeit die Hand — der Wechsel war zu unermeßlich; so rasch, wie er eintrat, vermochten sie ihn nicht zu fassen.

Zweites Capitel.

Arinia brachte die ärztliche Gebieterin, der sie einst ihre Rettung verdankte und der sie jetzt vergelten konnte, sogleich auf ein Lager. Was das kleine Haus vermochte, schaffte sie zur

Pflege herbei. Nach wenigen Minuten ſchon öffnete Bianca das Auge wieder und blickte, mit vollem Bewußtſein, ſelig umher. „O mein Bruder, o mein Geliebter!“ redete ſie Bernhard und Ludwig an, die an ihrem Lager ſaßen, und reichte ihnen die Hand dar. „Iſt es denn wahr? Sind wir gerettet? Hat dieſer unſägliche Jammer ein Ende erreicht?“

„Ja, es iſt ſo! Wir zählen uns zu den Wenigen von den vielen Tauſenden, die dem entſetzlichen Geſchick entkamen!“

„Und welche Hand iſt die erſte, die mir Rettung beut! — Ach Ludwig, ich opferte einſt viel für dieſes freundliche Weſen! Ich opferte ihr meine Liebe zu Dir! Freilich wohnte ſie damals nur als tiefſtes Geheimniß, faſt mir ſelbſt unerklärt, in meiner Bruſt und glänzte unerreichbar fern wie ein ſchönes Geſtirn in der Nacht meines Schickſals; aber ſie war auch der einzige Strahl der Hoffnung, der mir lächelte, ſie war das einzige Glück meiner einſamen Träume! Doch wie unausſprechlich reich lohnt die gütige Hand des Allmächtigen und wie wunderbar führt ſie die Pfade unſeres Geſchicks! Nun iſt es Arinia, die uns aus dem tiefſten Verderben rettet.“

Dieſe war indeſſen eingetreten und näherte ſich mit dem Ausdruck des höchſten Glücks in den Zügen. Bianca fragte ſie jetzt nach ihren Schickſalen, nach der Urſache, die ſie in Rußland zurückgehalten habe, aus dem ſie für immer entfliehen wollte. Mit einem leichten Erröthen erwiderte die junge Frau, daß ein zu frühes Kindbett ſie überraſcht und auf ein langes Krankenlager geworfen habe. Dies zehrte die kleine Reiſebaarſchaft faſt auf, und da ſich indeſſen die Gelegenheit für Paul bot, weil er franzöſiſch, deutſch und ruſſiſch ſprach, einen vortheilhaften Dienſt als Aufſeher in

einem Lazareth zu erhalten, nahm er dieſen um ſo freudiger an, als bei den Kriegsleuten ſeine Ausſichten auf Verſorgung in Deutſchland doch nur ſehr unſicher waren, und Arinia ſich unterdeſſen vollig von ihrer Krankheit erholen konnte. Dies war nun auch jetzt noch ihr Verhältniß.

Indem das freundliche junge Weib ihre kleinen Schickſale berichtete, entſtand auf der Straße ein ſeltſames Geräuſch und Getummel. Es verſammelten ſich Leute in verſchiedenen Gruppen, Andere liefen eiligſt die Gaſſen aufwärts nach der Mitte der Stadt zu, in allen Häuſern öffnete man die Fenſter und blickte neugierig heraus. Arinia that Daſſelbe. „Heilige Mutter Gottes, was gibt es denn?“ rief ſie erſchreckt aus. „Ah da kommt Paul, er wird uns Nachricht bringen.“

Sie eilte hinaus ihrem Manne entgegen, der, als er durch ſie die Kunde von Dem, was in ſeiner Wohnung geſchehen war, erhalten hatte, voller Freude eintrat.

„Gnädigſte Gräfin!“ rief er, „darf ich meinen Augen trauen? Und Sie wären mit jener Schar Unglückſeliger gekommen, die heulend und wild in die Gaſſen einbricht? Unmöglich!“

„Wir kommen mit dem Heere,“ entgegnete Bianca, „es iſt nur zu wahr!“

„Mit dem Heere?“ fragte Paul erſtaunt. „Alſo das iſt das Heer? Nimmermehr! Es iſt unmöglich!“

Jetzt erſt entdeckte ſich's, daß die Bewohner Wilna's, ſo geheim hatte der Kaiſer ſein Unglück zu halten gewußt, noch keine Ahnung von den furchtbaren Geſchicken hatten, durch die die Macht des Weltbeherrſchers zertrümmert worden war. Starr vor Staunen und Schrecken vernahmen Arinia und ihr Gatte dieſe Kunde, vernahmen die Schilde-

rung des unermeßlichsten Elends, das jemals über ein Heer gekommen war.

Arinia erblaßte und bebte, als sie hörte, daß ihre Gebieterin dieſe Drangſale und Gefahren getheilt habe. Zitternd warf ſie ſich vor einem kleinen Muttergottesbilde auf die Knie und brachte unter ſtrömenden Thränen der Heiligen den Dank für die Rettung Feodorownens dar. Nun verdoppelten ſich Sorge, Pflege und Liebe auch gegen die ihr noch fremden Begleiter ihrer Gebieterin. Ach, es that ihrem dankbaren Herzen ſo wohl, daß ſie wenigſtens zeigen konnte, wie gern ſie die heilige Schuld abtrug, zu der Bianca's edle Großmuth ſie ewig verpflichtet hatte.

Der Lärmen auf der Gaſſe wurde größer; man ſah einzelne jener Unglücklichen, die, Obdach und Erquickung ſuchend, bis in dieſe entfernten Gaſſen eilten. Die Erſten wurden aufgenommen; doch als ſich Mehrere, als ſich ganze Trupps zeigten, ſperrten die erſchreckten Bewohner ihre Häuſer.

Die Zurückgewieſenen, die im Angeſichte der Rettung verderben ſollten, da ihre ausgehungerten, ermatteten Körper der furchtbaren Kälte nicht länger widerſtehen konnten, erhoben ein gräßliches Geheul und Wuthgebrüll. Sie rüttelten die Hausthüren, ſie drohten Feuer anzulegen.

Paul war unſchlüſſig, was er thun ſollte; ſein menſchliches Gefühl trieb ihn an, die Unglücklichen aufzunehmen, die Vorſicht gebot, ſie zurückzuweiſen. Bianca rief entſchloſſen: „Nehmet auf, was Euer Haus vermag! Wir haben das Elend mit getragen, wir wiſſen, daß das Erbarmen unerläßlich iſt.“

Paul wollte hinunter, um den Worten der Gräfin zu gehorchen; doch es war nicht mehr nöthig. Nur ein kleiner Trupp hatte ſich bis hierher verirrt und Aufnahme gefunden; die Andern waren ſchon auf dem Wege zurück in die Stadt.

um dort ihr Heil zu versuchen. Er eilte wieder hinauf zu seinen Gästen und erstattete ihnen Bericht.

Bernhard fragte: „Aber wie ist es möglich, daß jetzt erst diese Leute in die Stadt dringen, daß Niemand für sie sorgt, Niemand ihre Aufnahme bereitet? Wir würden schon eine halbe Stunde früher hier gewesen sein, hätten wir nicht, um dem Gedränge zu entgehen, den Umweg bis an dieses Thor gemacht."

„Das ist's ja eben, was das Unheil verursacht," erwiderte Paul. „Die Masse hat sich in der engen Vorstadt so zusammengedrängt, daß Niemand rück- noch vorwärts kann. Das Thor ist verstopft durch Wagen, Pferde und Menschen; nur einzeln ringen sie sich hinein. Aber wer hätte geglaubt, daß dies das Heer sei! Wir hielten es für eine Schar von Marodeurs, die, wie beim Rückzug immer, sich vor dem geordneten Heere hinwälzen und von diesem gedrängt werden. Daher ist auch sogleich in den Magazinen Befehl gegeben, ihnen nichts auszuliefern, und in kein Lazareth dürfen wir sie aufnehmen."

„Heiliger Gott!" rief Ludwig, „so verderben diese Unglücklichen durch die eigne, rasende Fürsorge der Ihrigen! Eilt, eilt! wackerer Freund, eilt in die Stadt zurück, erzählt, daß es das ganze Heer ist, welches in diesem Zustande einrückt, stellt ihnen vor, daß eine Stunde Verzug Tausenden das Leben kosten muß, und werdet so ein gesegneter Retter zahlloser Unglücklichen!"

Paul eilte hinweg.

Jetzt fingen die Geretteten an, ernste Besorgnisse um Nasinska und Jaromir zu hegen. Bisher hatten sie geglaubt, sie hätten fast am frühesten ein Obdach gefunden; nun aber zeigte sich's, daß sie zu den Glücklichsten gehörten. Bianca strach ihre Besorgnisse aus; doch milderte sie dieselben

ben, denn ſie fürchtete, Ludwigs und Bernhards Edelmuth würde ſie beſtimmen, trotz ihrer Erſchöpfung ſich den weichen Armen der rettenden Pflege zu entreißen, um den Verſuch zu machen, Rasinski aufzufinden. Sie hatte ſich nicht geirrt, denn wie auf Verabredung ſprachen Beide plötzlich: „Wir müſſen ihn aufſuchen!“

Jetzt überkam Bianca die Angſt um ihre Theuerſten. „Iſt es aber nothwendig, könnt Ihr ihm Hülfe oder Rettung bringen?“ fragte ſie. „Oft ſcheint uns Das eine Pflicht, was am ſchwerſten zu üben iſt. Wo ſollt Ihr ihn auffinden in der unbekannten Stadt, in dem Drängen und Treiben der Obdach ſuchenden Krieger? Wißt Ihr mehr von ihm als er von Euch? Gebt Ihr Euch nicht auf's Neue preis, wenn Ihr in das Getümmel gerathet, wenn — — ach, Ihr überlaßt mich der furchtbarſten Folter der Angſt!“ —

„Ich habe mir alle dieſe Einwürfe ſelbſt gemacht, Geliebte,“ erwiderte Ludwig mit ſanftem Ernſt; „aber die Stimme meiner Bruſt widerlegt ſie Alle. Vor wenigen Minuten hielt ich's für vernünftig, wenn wir uns erſt kräftigten und dann gegenſeitig nach einander forſchten, denn ich wähnte, dieſe Stadt ſei für Alle der Strand der Rettung. Da aber auch ſie, wie Alles in dieſem furchterlichen Kriege, zur Klippe des Verderbens wird, ſo tritt die Nothwendigkeit ein, gleich zu handeln. Auch fühle ich mich durch Wärme und Speiſe ſchon wieder ſtärker. Wie, wenn er, wie die Andern, zurückgewieſen in den Straßen irrte, und nur unſer Säumen ſein Verderben verſchuldete? Nein, Theuerſte, wir müſſen hinaus, ihn zu ſuchen.“

Bernhard hatte indeſſen ſchon ſeine Pelzmütze wieder aufgeſetzt; Arima verſorgte Beide mit Pelzſtiefeln und andern wärmenden Kleidungsſtücken und gab ihnen Rum und Brot

mit, um sich oder Andern, die es bedurften, zu laben. Sie gingen und versprachen in einer Stunde zurückzukehren.

Die Stadt bot ein schreckenvolles Schauspiel dar; vor den Magazinen, vor den Krankenhäusern waren die bejammernswerthen Flüchtlinge versammelt und umlagerten die Thüren, die ihnen die Strenge des Befehls verschlossen hielt. Geheul, Flüche und Gebete schallten durcheinander; die Bewohner bargen sich in ihren sichern Häusern und schlossen sich furchtsam ein. Denn freilich glichen die Ankommenden von Rauch und Erde geschwärzt, mit dem hohlen Blick der Angst und des Hungers, einer Schar grausenvoller Harpyen, die sich mit ekler Gier auf Speise, Trank und Alles, was ein wohnlich behagliches Leben verrieth, zu stürzen drohte. Wo man ihnen mitleidig eine Pforte geöffnet hatte, da mußte man es schnell bereuen, denn es gab kein Maß mehr, sie drangen ein wie durchbrechende Wasserfluten und, nur von dem Stachel der Pein getrieben, hatten sie auch jedes Gefühl des Dankes, der Schonung verloren. Wie der Fluch überall waltete, wohin dieses Heer seinen Fuß setzte, so auch hier; die Rettung war da, das Ziel des Jammers erreicht, aber mit grausamem Hohn lauerte das Schicksal gerade hier am tückischsten auf. Es riß den Unglückseligen den Becher der Erquickung von den Lippen, eben da sie ihn berührten, und ließ sie in furchtbarer Folter verschmachten.

Vergeblich irrten Ludwig und Bernhard durch dieses Getümmel hin, wo Keiner sich mehr um den Andern bekümmerte, sondern Jeder nur mit blinder Wuth die Rettung erkämpfen wollte; vergeblich riefen sie Rasinski's und Jaromir's Namen laut durch die Gassen — sie entdeckten keine Spur von ihnen.

So sollten denn auch sie diese schneidende Verhöhnung des Geschicks erfahren, den edelsten Freund, der ihr Schutz

und Retter in tausend Gefahren des stürmischen Meeres gewesen, am sichern Ufer zu verlieren, wo sie freudigdankbar in seine Arme sinken wollten! Hoffnungslos wandten sie endlich die Schritte wieder zurück nach ihrer Wohnung, denn auch die eigne Kraft verließ sie. Durch lange Gassen voll erstarrter Leichen, die an den Häusern lagen, an deren Pforten sie vergeblich geklopft, mußten sie den Heimweg suchen. Noch immer wuchs der Ingrimm des Winters, wer sich wenige Secunden willenlos hingab, lag erwürgt von seiner versteinernden Umstrickung.

So waren die Gassen, die noch kurz zuvor von Jammer und Wuthgeschrei hallten, bald zu öden Kirchhöfen geworden, wo keine Spur des Lebens mehr sich regte und der Tritt schauerlich widerhallte. Mit unnennbarem Schmerz und Grauen in der Brust näherten sich die Freunde dem Hause Arimens. Keiner sprach, Keiner gestand dem Andern, was er fürchtete, Keiner wagte eine Frage. Eben waren sie der Schwelle ganz nahe, als sie einen mit Postpferden wohlbespannten Schlitten in das Thor fahren sahen. Voll Erstaunen über diese Erscheinung, die sie seit Monaten nicht gehabt und die ihnen vollends jetzt in dieser Stadt des Entsetzens auffiel, richteten sie ihre Blicke dahin.

Plötzlich rief Bernhard aus: „Allmächtiger Himmel! Ich werde wahnsinnig oder sehe Geister! Es ist Marie!“ Er packte Ludwig mit krampfhafter Wildheit am Arm und deutete vorgebeugt, heftig zitternd hinüber nach einer weiblichen Gestalt, die mit eben zurückgeschlagenem Schleier aus dem geöffneten Schlittenfenster blickte. Kaum wurde Ludwig ihrer ansichtig, als auch er das geliebte Antlitz erkannte und mit dem Ruf: „Schwester, Schwester!“ ihr mit wankenden Schritten entgegen zu eilen versuchte. Doch es war un-

möglich, die Kräfte verließen ihn; auch Bernhard stand wie an den Boden gefesselt und schlang die Arme um den Freund, kaum wissend, ob er sich oder ihn aufrecht erhalten wolle. „Schwester! — Marie!“ tönte ihr Ruf noch einmal, und jetzt erst hörte sie ihn. Sie stieß einen lauten Schrei des Schreckens und der Freude aus, die Thür des Schlittens flog auf, und, noch ehe die Pferde standen, sprang sie hinab, sank in die Kniee, raffte sich wieder auf und stürzte betäubt und athemlos den offenen Armen des Bruders entgegen.

Sprachlos hingen die Geschwister aneinander und konnten sich nicht fassen in ihrer Liebe, ihrem Glück. Vor Bernhards Auge wurde es dunkel, ein trüber Thränenschleier verhüllte es; er wandte sich ab und weinte, bezwungen von tiefster Wehmuth. Heftig riß er sich endlich auf und sprach: „Ich habe ja auch eine Schwester und kann in ihren Armen glücklich sein!“

Er wollte sich rasch umwenden und hineineilen. Da trat Marie vor ihn wie ein holdes Engelbild und sprach sanft anredend seinen Namen. Er blickte auf; in ihren Augen standen selige Thränen, ein verklärender Schmerz veredelte ihre Züge, die Lippe flüsterte nur leise, weil die Wallungen der Brust ihr die Stimme raubten: „Bernhard, lieber Freund!“ Er ergriff ihre dargebotene Hand; — die Minute war übermächtig, wie mit unsichtbarer Gewalt drängte es ihn, das süße Wesen in seine Arme zu ziehen, es zu umfassen und unauflöslich am Herzen zu halten. Doch ein Blick auf ihr jungfräuliches Antlitz, in dem heiliges Vertrauen und zarte Scheu zugleich wohnten, ließ ihn vor seinem Ungestüm zurückbeben, und er bezwang sich mit männlicher Kraft. Sanft drückte er die Lippe auf ihre Hand und sprach dann: „Marie! auch ich habe eine Schwester gefunden. O, ich bin jetzt ganz umgewandelt!“

Sie wollte seine Worte erwidern, als er sich selbst durch den erstaunten Ausruf: „Wie? die Gräfin!“ unterbrach, und alle Schrecken und Schmerzen zugleich empfand, welche ihre Erscheinung in diesem Augenblicke erwecken mußte.

Die Gräfin hatte bei Mariens Ruf und ihrem Enteilen sogleich anhalten lassen, und folgte ihr mit Lodoiska. Diese Letztere war vom freudig überraschenden Schreck so ergriffen, daß sie sich nur zitternd, mühsam von ihrer mütterlichen Freundin geführt, zu nähern vermochte.

„O Freunde!“ sprach die Gräfin bewegt, doch mit Fassung, und reichte Beiden die Hand zur Begrüßung dar. „Sagen Sie mir schnell,“ fuhr sie fort, „was wissen Sie von meinem Bruder, von Jaromir“ —

„Sie wanderten mit uns hier ein,“ unterbrach Bernhard die Fragende schnell, damit sie nicht auch Boleslaws Namen nennen solle; „doch im Gedränge verloren wir einander. Aber folgen Sie uns; wir haben hier ein Obdach für Sie. Die Stadt ist überfüllt mit Soldaten; Sie möchten schwerlich ein Unterkommen finden!“

Die Gräfin nahm Bernhards Anerbieten sogleich an, doch warf sie einen unruhigen Blick auf ihn und Ludwig, deren Züge keine Freude ausdrückten. Lodoiska's Auge hing angstvoll an Bernhards Lippen, während er sprach; eine Ahnung der Wahrheit schien sie zu durchbeben, denn sie wurde bleich wie der Schnee, auf dem sie stand, als sie den Namen des Geliebten hörte.

Bernhard führte die Gräfin ins Haus, dessen Thür Axinia, die die Kommenden aus dem Fenster bemerkt hatte, bereits öffnete. Ludwig folgte, die Schwester am Arme, an deren Seite Lodoiska mit wankenden Schritten ging. Voll Erstaunen erblickte Axinia die fremden Damen und sah Bern-

hard fragend an, als wolle sie sagen: woher kommen diese, und wohin soll ich sie beherbergen?

„Schläft die Fürstin?“ fragte er.

„Sie ist so erschöpft, daß sie in tiefer Betäubung liegt,“ erwiderte Arimia: „doch kann ich das nicht Schlaf nennen, denn sie fährt oft verstört empor, und ruft die Namen Jaromir, Rasinski.“

Bernhard erschrak, denn diese Antwort enthüllte fast Alles.

„Was bedeutet das?“ rief die Gräfin; „ich beschwöre Sie, verhehlen Sie mir die Wahrheit nicht über meinen Bruder und Jaromir. Auf ihren Tod ist unsere Seele längst gefaßt, und wird das Unvermeidliche ertragen. Diese Spannung der Angst zerreißt meine Brust, wie soll Lodoiska sie ertragen?“

Glücklicherweise war diese noch so weit zurückgeblieben, daß sie das Gespräch nicht vernommen hatte. Bernhard erwiderte leise: „Ich kann Ihnen die Angst nicht ersparen, doch ist meine Hoffnung größer als meine Furcht.“

Arimia führte die Ankommenden in ein anderes Zimmer, als das, in welchem Bianca in ihrem Halbschlummer lag.

Mit welcher Mischung der Freude, des Glücks, der Angst, des Erstaunens vernahmen die Frauen dort den flüchtigen Überblick der Schicksale und Gefahren, welche die Männer in diesem furchtbarsten aller Kriege überstanden hatten! Die Fürst zauderte, von Boleslaws Tod zu sprechen, doch endlich nahm Ludwig das Wort: „Einen unserer nächsten Freunde hat das grausame Schicksal doch unsern Armen entrissen. Boleslaw fiel; er starb einen Heldentod, — er starb schön!“

Marie weinte sanft in den Armen ihres Bruders, und barg ihr mildes Angesicht an seiner Brust. Bernhard saß

finſter, das Haupt auf eine Hand geſtützt und ſtarrte auf den Boden. Lodoiska hörte die Nachricht mit bebender Bruſt und bleichen Lippen; nur kalte Thränen rollten über ihre Wangen. Waren es Ahnungen, die ſie erfüllten, oder war es der Schmerz um den edlen Jüngling, der ſie ſtumm und treu geliebt und dem ſie wenigſtens ein befreundetes Weh, wollen gewidmet hatte, — wer mag es entſcheiden? Die Gräfin war aufgeſtanden und ging, wie ſie bei großen Erſchütterungen pflegte, heftig bewegt durch das Gemach. „O, Ihr ſeid glücklich," ſprach ſie ſchauernd, „denen die Laſt des Schmerzes noch in erleichternden Thränen von der Bruſt hinwegſchmilzt. Ich kann nicht weinen; mein Herz iſt erſtarrt unter der ehernen Hand des Geſchickes, die es zermalmend faßt. Ich weine nicht, und ich will nicht weinen. Wahrheit, Gewißheit iſt die einzige Gnade, die ich noch von dem Allmächtigen zu erbitten weiß. Sagtet Ihr mir Alles über Raſineki und Jaromir?"

Ludwig zögerte zu antworten, denn von Jaromirs Wahnſinn hatten ſie geſchwiegen; doch Bernhard war entſchiedener. „Alles," ſprach er ſchnell, „was ſich in die wenigen Striche zuſammendrängen ließ, mit denen wir das Gemälde der ungeheuerſten Weltereigniſſe und der wunderbarſten, eigenen Schickſale zu zeichnen verſuchten." Die Gräfin ſtand wie das Marmorbild einer Minerva, unbeweglich, groß emporgerichtet. Ihr dunkles Auge blickte in die troſtloſe Zukunft hinaus, edler Gram ſchwebte um ihre Lippe, erhabener Ernſt auf ihrer Stirn; lange ſtand ſie ſchweigend und erſtarrt. Da hauchte endlich die Liebe ein ſanftes Lächeln über das edle Angeſicht gleich einem Sonnenblick, der über die öde, nebelverhüllte Herbſtlandſchaft ſtreift. „Ich habe ja noch eine Tochter!" rief ſie, und breitete die Arme gegen die bleiche, zitternde Lodoiska aus, die ſich zuſammenbrechend an ihre

Brust warf. So hielten sie sich stumm umschlungen und nur die beklemmten Athemzuge ihrer angst- und schwerbelasteten Brust waren hörbar in diesen Minuten heilig-düsterer Grabesstille.

Drittes Capitel.

Paul war nach Hause gekommen; seine Erzählungen von dem Zustande der Stadt, um den Bernhard ihn heimlich befragte, konnten wenig Trost erwecken. Überdies brach die Nacht an; man mußte mit der Sonne des nächsten Tages die Wiederkehr der Hoffnung erwarten.

Die Frauen befanden sich bei Bianca im Gemach, der Ludwig sie jetzt zugeführt hatte. Welche glückselige Stunden der Liebe, der Freundschaft, des heiligsten Dankgefühls hätten sie jetzt feiern können, wenn nicht dieser jüngste Schmerz um die Vermißten alle Herzen so tief zerrissen hätte!

Um den Beforgten wenigstens einigen Trost zu schaffen, und damit sie die Nacht nicht in zu banger Spannung durchwachen mochten, beredete Bernhard den wohlwollenden Paul, den Zustand der Stadt günstiger zu schildern, und führte ihn deshalb hinauf in Bianca's Zimmer. Dort berichtete Paul der Gräfin, daß nur die erste Verwirrung so schreckenvoll gewesen sei, daß sich jetzt schon Alles zu ordnen beginne, die Leute in den Häusern der Burger wohl aufgenommen der Ruhe pflegten, und morgen neu gestärkt erwachen würden. Heut sei das Wiederfinden eines Verlorenen schon um deffentwillen unmöglich, weil Jeder, der ein Obdach erreicht habe,

sich dort der tiefsten Ruhe, die von allen Bedürfnissen das dringendste sei, überlasse. Die Gräfin hörte diese Mittheilungen schweigend an; sie ergab sich in ihr Geschick, doch drang kein belebender Hoffnungsstrahl in ihre Brust.

Die unabweisbaren Rechte der irdischen Natur hatten sich an den Übermüdeten geltend gemacht. Bernhard, Ludwig und Bianca lagen in festem Schlaf; doch die Gräfin und Lodoiska wachten in bangem Schmerz. Marie theilte ihre Sorgen, und nicht allein aus innigster Theilnahme der Freundschaft, sondern auch weil ihr Herz, wie mächtig sie es bekämpft hatte, in stummer, heiliger Wehmuth noch immer für Rasinski schlug.

Paul und Arinia blieben theilnehmend wach, wiewol sie sich bescheiden von ihren Gästen zurückzogen. In den Straßen der Stadt war es völlig still geworden; auch nicht ein leiser Laut ließ sich vernehmen. „Horch!" sprach Paul plötzlich auffahrend zu Arinien, „war das nicht, als ob Jemand ächze und wimmere? Wahrhaftig, schon wieder." Er öffnete ein Fenster, und lehnte sich lauschend hinaus. „Es kommt von dort drüben aus der schmalen Gasse her, wo die Juden wohnen! — Mir ist auch, als ob ich ihre murmelnden Stimmen hörte." Beide horchten ängstlich beobachtend auf. Nach einigen Augenblicken hörte man den dumpfen Schall eines schwer fallenden Körpers und zugleich einen kreischenden Laut des Jammers, der durch die stille Nacht herüberdrang. „Was ist das?" rief Paul. „Was geht dort vor? Hörst Du, wie es jammert und winselt? Sollten diese grimmigen Teufel —"

Eine männliche Stimme rief, laut wehklagend, um Hülfe. Arinia rang geängstet die Hände. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und die Gräfin trat, ein Licht in der Hand, ein.

„Was bedeuten jene fürchterlichen Töne?“ fragte sie ahnungsvoll grausend. „Sie dringen schauerlich durch die Nacht; es klingt wie der Jammerlaut hülflos Sterbender. O geht, Freund, seht zu, was es gibt!“

Paul warf seinen Pelz über und griff nach einer Laterne. Doch Arinia hielt ihn ängstlich an und bat: „O geh nicht allein! Wer weiß, welche Greuel sich dort begeben, und ob die Wuthenden nicht wieder Einen um's Leben bringen! Geh nicht allein.“

„Ich muß!“ rief Paul; „die Menschlichkeit gebietet es.“

„So wecke ich wenigstens die Herren, daß sie Dich begleiten,“ entgegnete Arinia.

„O laß den Entkräfteten doch ihren Schlummer; und wir kämen vielleicht zu spät!“

„Nein nein, sie sind ja angekleidet und liegen in ihren Pelzen,“ erwiderte Arinia rasch und eilte in das Nebengemach, wo Bernhard und Ludwig, da es an Betten im Hause mangelte, angekleidet auf dem Strohlager fest schliefen. Die kriegerische Gewohnheit war noch so lebendig in ihnen, daß sie auf den ersten Ruf emporsprangen und sogleich ermunkert waren.

„Wir begleiten Euch,“ rief Bernhard auf das erste Wort Pauls, und bereits hatte auch Ludwig die Pistolen ergriffen und den Hirschfänger umgeschnallt.

Paul ging mit der Laterne voran, der Gegend, aus der der Jammerruf ertönte, zu. Es war eine enge Seitengasse, die längs der Stadtmauer hinziehend, nur von Juden bewohnt wurde. Eben wollten sie in diese einbiegen, als eine feste Männerstimme sie von hinten her anrief: „Wer da, wer seid Ihr, was gibt's hier?“

„Rasinski!“ rief Ludwig beim ersten Laut, und als der Laternenschein des sich rasch umwendenden Paul auf das

Antlitz des Kommenden fiel, erkannte auch sein Auge den Freund.

„Rasinski! Du hier und am Leben!“ rief er außer sich und lag in seiner Umarmung.

„Ich habe Euch wieder, Euch, die ich verloren gab! Und Ihr lebt! Bianca lebt?“

„Wir Alle, Alle,“ rief Bernhard und drängte sich zu der Umarmung. „Wir suchten Dich auf, aber vergeblich!“

„Ich Euch gleichfalls!“ erwiderte Rasinski.

Sie würden sich im Drange des Herzens ihre gegenseitigen Schicksale erzählt haben, wenn nicht eben wieder der jammernde Hülferuf aus der Gasse ertönt wäre. Rasinski entwand sich dabei sogleich den Armen Bernhards. „Diese Töne,“ rief er, „haben mich aus dem Schlaf aufgejagt. Laßt uns jetzt zuerst der Hülfsbedürftigen gedenken.“

Paul mit der Laterne schritt voran, die Übrigen folgten. Die Gasse war eng und gekrümmt, sodaß man nicht weit vorwärts blicken und daher auch nicht so bald gesehen werden konnte. Als man die erste Biegung erreichte, und der Lichtschimmer den vorgelegenen Raum erhellte, sah man deutlich einige Gestalten, die aufgeschreckt zu flüchten schienen, an die Mauer gedrückt hineilen.

„Wer da?“ rief Rasinski russisch. „Steht, oder ich schieße!“

Aber die Schatten flogen an der Mauer hin und glitten über den Schnee hinweg. Rasinski sprang hastig nach; doch er stolperte über einen im Wege liegenden Gegenstand, fiel, und im Fallen ging sein Pistol los. Ludwig und Bernhard waren ihm rasch gefolgt und wollten ihm emporhelfen, doch er rief ihnen zu: „Vorwärts, vorwärts, verfolgt nur die Flüchtenden.“

Sie eilten nach, sahen aber nur noch eine einzelne Gestalt

haſtig flüchten; ſie riefen ihr zu, zu ſtehen, doch vergeblich. Ein Schuß, den Bernhard that, ging fehl, doch da der Fliehende ſich unwillkürlich, oder weil er die Kugel pfeifen hörte, bückte, glitt er aus und fiel zu Boden. Ludwig packte ihn zuerſt.

„He! Wer ſeid Ihr?“ rief er den Verdächtigen an, der eine Art von langem, ſchwarzem Kaftan trug, „weshalb flüchtet Ihr?“

„Gott meiner Väter!“ bat der Fremde mit kläglichem Ton. „Habt Erbarmen, anädiger Herr! Was verfolgt Ihr einen armen Juden, da er dem Greuel entflieht?“

„Leuchtet her, Paul,“ gebot Bernhard, der jetzt ebenfalls herbeigekommen war; „wir müſſen zuvor ſehen, was das für ein Geſchöpf iſt, das hier ſo angſtvoll um Erbarmen jammert. Es ſcheint nicht das beſte Gewiſſen zu haben.“

Paul hob die Laterne empor, daß der helle Schein derſelben auf das Geſicht des Juden fiel.

„Teufel! dieſe Larve ſollte ich kennen!“ rief Bernhard erſtaunt. „Wo habe ich denn dies vermaledeite Geſicht ſchon geſehen? Ärgerlich die litauiſchen Rothbärte ſehen alle einander ähnlich! Aber ich glaube doch, Jude, Du biſt der Spion, mit dem wir noch eine Rechnung abzumachen haben, die ſeit fünf Monden läuft.“

Raſinski's Ruf unterbrach dieſe Worte. „Kommt hieher, Freunde,“ gebot er, „hier gilt es, noch Hülfe zu bringen.“

Sie wendeten alle Drei um und zogen den Juden trotz ſeines Sträubens und Jammerns mit ſich fort.

„Seht hier das ſchauderhafteſte Verbrechen, was die Menſchheit erlebte,“ ſprach Raſinski bebend vor Zorn und Grauſen, als ſie näher traten. „Leuchtet hieher! — Seht unſere Kameraden halb nackt herausgetrieben in dieſe Kälte, geplündert, erwürgt, aus den Fenſtern geſtürzt! Unge-

heuer," rief er mit furchtbarer Stimme den zitternden Juden an, „wenn Du Schuld hieran trägst, so lasse ich Dich lebendig von Hunden zerreißen! Seht hier — hier liegen sie. Es ist namenlos entsetzlich!"

In einem Winkel, wo ein Haus ein wenig hinter der Reihe der übrigen stand, sah man acht Leichname, halb nackt, nur mit einem Hemd und etlichen zerlumpten Kleidern bedeckt, am Boden liegen. Auf einen dieser Unglücklichen, der noch am Leben war, hatte Rasinski seinen Pelz geworfen, um ihn gegen die schneidende Kälte zu schützen.

Alle schauderten bei diesem Anblick, an dem sie zuvor in der Eile der Verfolgung vorübergestürzt waren.

„Gott Abrahams, ich hebe meine Rechte zu Dir auf, ich bin unschuldig an dieser That!" rief der Jude. „Verflucht will ich sein mit Kindern und Kindeskindern, wenn ich Antheil daran habe! Sollen mir doch die Raben lebendig die Augen aushacken, soll mein Fleisch verdorren an meiner Hand, wenn mein Eid falsch ist!"

„Er war unter den Mördern," stöhnte der Verwundete am Boden matt; „er wollte mir die Kehle abschneiden, da der Sturz aus dem Fenster mich nicht getödtet hatte, und ich um Hülfe rief. Nur Eure Ankunft wurde meine Rettung!"

„Scheusal Du, entmenschtes, grinsendes Scheusal! Das unnennbare, grausenvolle Elend, das einem Teufel Thränen auspressen muß, konnte Dich nicht rühren?" knirschte Rasinski und erhob den Säbel über das Haupt des Juden, um ihm den Schädel zu spalten. Doch dieser warf sich in convulsivischer Angst auf die Kniee und rief händeringend: „Gott Jehova, Erbarmen, Herr Graf, Erbarmen!"

Ludwig war Rasinski in den Arm gefallen und hielt ihn zurück. „Besudle Dich nicht mit diesem Elenden," bat er dringend; „überlaß ihn dem allwaltenden Rächer!"

„Du haſt Recht, ich muß anders verfahren," erwiderte er ſchnell gefaßt. „Wähnſt Du, ich erkenne Dich nicht?" ſprach er mit dem Ausdruck des tiefſten Abſcheues zu dem Juden, der ſeine Füße umklammerte. „Ich erkenne Dich wie Du mich erkanntest, feiler, erkaufter, elender Betrüger, der ſchon einmal der gerechten Rache entramm! Nichts könnte Dich retten, wenn nicht ſelbſt ein Ungeheuer wie Du ein Werkzeug des Himmels werden könnte. Ich weiß, der ganze Auswurf der Deinigen brütet hier Thaten der Hölle aus, zu denen die Megäre der Habgier Euch ſtachelt. Gehe denn hin und verkunde Deinen Mordgenoſſen, daß, wenn ich morgen hier in dieſen Häuſern auch nur einen Leichnam, nur eine Spur der Gewaltthat entdecke, ſo laſſe ich ſie alle in Aſche legen, und Eure Gebeine ſoll die Flamme vertilgen, und ich ſelbſt will den Säugling in die Gluth ſchleudern! Fort, Ungeheuer! Doch zeichnen will ich Dich, daß Du nicht entkommſt!"

Bei dieſen Worten trat er ihm dreimal mit dem Fuß ins Antlitz, daß der Jude brüllend wie ein Thier aufheulte, und das Blut in den Schnee ſtrömte. Dennoch raffte er ſich auf und wankte mit Jammergeſchrei der nächſten Hausthür zu, an die er voll krampfhafter Angſt pochte und zu ſeinen Glaubensgenoſſen um Hulfe und Erbarmen rief.

„Helft mir dieſen Gemißhandelten hinwegtragen," bat Raſinski und wandte ſich zu dem Unglücklichen, der mit erſtarrenden Gliedern noch lebend auf dem Schnee lag.

Sie hoben ihn empor. Sein jammervolles Stöhnen erfüllte die Lufte; doch noch ehe ſie die große Straße erreicht hatten, verſtummte es, denn ſeine Lebenskraft war erſchöpft. „Dank Euch, Kameraden, es war zu ſpät!" das waren die letzten Worte, die ſeinen Lippen entflohen.

„Ein Grab kann ich Dir nicht ſchaffen," ſprach Ra-

sinski finster, während sie den Leichnam auf den Boden niederlegten; „ruhe hier aus bei den Tausenden, denen die grausame Härte dieses Bodens Alles, selbst die Grabstätte, verweigert. Ist es denn nicht genug, daß die Natur uns mit allen ihren Schrecken unerbittlich verfolgt? Muß auch noch der Mensch zur Hyäne werden, und in das Heiligthum des wehrlosen Schlafes einbrechen?"

Ludwig trat theilnehmend zu ihm. „Dir soll ein sanfter Balsam des Trostes auf diese Wunden werden," sprach er; „wir haben Dir eine frohe Kunde zu bringen!"

„Ihr? eine frohe Kunde?" fragte Rasinski fast bitter betonend.

„Deine Schwester und Lodoiska sind uns nah — sie sind hier, in wenigen Minuten kannst Du sie umarmen."

„Meine Schwester hier?" rief er mehr erschreckend als freudig und sah Ludwig staunend an. „O Johanna, zu welchem Anblick kommst Du hieher! Also kannte man in Warschau unser Geschick! Ludwig, Ludwig, Deine Nachricht ist so herb als süß! Ich war nicht gefaßt, sie jetzt zu sehen! Und doch," setzte er weich hinzu, „daß ich sie noch sehe, welch ein unaussprechliches Glück ist das für mich!"

Die Freunde führten ihn nach Pauls Hause; bevor sie eintraten, stand Rasinski still. „Und Lodoiska begleitet sie? Was sollen wir der Armen sagen? Jaromir liegt in düstern Träumen des Wahnsinnes, sinnberaubt, rasend, — vielleicht schon erlöst!"

„Und wäre sie nur gekommen, seinen letzten Seufzer zu vernehmen," sprach Ludwig aus innerster Überzeugung, „dennoch würden ihr alle Schätze der Erde dieses Glück im tiefsten Schmerz nicht aufwiegen. Weißt Du denn aber, ob ihr Anblick nicht eine heilende, rettende Wunderkraft auf den Unglücklichen ausübt?"

„So oder so! Es muß getragen sein; laß uns ein männlich gefaßtes Antlitz zeigen.“ Mit diesen Worten schritt Rasinski entschlossen die Stufen hinan, und die hohe Kraft des Muthes und des Duldens thronte wieder auf seiner edlen Stirn. Indem er die Thür öffnen wollte, hielt er noch einmal inne und fragte Ludwig mit beklemmter Stimme, als zittere er vor dem Nein. „Ist auch Deine Schwester hier?“

„Auch sie,“ entgegnete dieser.

Das Dunkel verbarg den Schmerz, der über sein Angesicht zuckte, und Niemand gewahrte die fliegende Röthe, welche die Nähe dieses holden Wesens auf seine gramgebleichte Wange hauchte. Da er keinem der Freunde das Geheimniß seiner tiefsten Brust eröffnet hatte, ahnete auch keiner seine innerste Erschütterung. Er besiegte sie durch die mächtige Herrschaft des Willens, mit der er seinem ganzen Leben gebot.

„Laß mich zuerst eintreten,“ bat Bernhard; „Dein Anblick könnte die Frauen zu heftig überraschen.“

„Meine Schwester nicht,“ erwiderte Rasinski, „doch die jungern Mädchen vielleicht. Geh denn und erzähle, daß Ihr mich gefunden.“

Bernhard trat zu der Gräfin ein; einige Augenblicke darnach öffnete er Rasinski die Thür. Lodoiska flog mit einem lauten Schrei auf ihn zu und sank, das Antlitz verbergend, an seine Brust; er hielt sie mit der Rechten innig umfaßt. Die Schwester trat bebend zu ihm, lehnte sich, von seinem linken Arm fest umschlungen, gegen seine Schulter und ergoß Schmerz und Liebe in einen stummen, thränenlosen Kuß. Marie blieb beklommen, leise weinend im Hintergrunde stehen.

„Schweſter," ſprach Raſinski nach langer tiefer Stille und löſte die Umarmung.

„So müſſen wir uns wiederſehen," rief ſie mit einem Ton des Schmerzes aus, der in die tiefſte Seele drang. „So!" Und als ſei die düſtere Wolke der beklemmenden Angſt mit dieſem Ausruf zerriſſen, athmete ſie jetzt freier auf, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Tröſte Dich, Du Edle, über das Grab hinaus reicht kein Schmerz," ſprach Raſinski mit jener Stärke, die ſelbſt der Hoffnung zu entſagen vermag. „So lange werden wir's zu tragen wiſſen. Aber Du, Arme," wandte er ſich jetzt mitleidsvoll zu der bleichen, zitternden Lodoiska, die in ſeinen Armen hing und ohne Bernhards ſanfte Unterſtützung längſt in die Kniee geſunken wäre, „was ſoll ich Dir für Troſt bringen? Du biſt noch ſo jung, Du haſt eine zu lange Bahn vor Dir!"

Sie hing mit forſchenden Blicken voller Angſt an ſeinen Lippen; doch gewann ſie nicht die Kraft zu einer Frage nach Jaromir.

„Ich verſtehe Dich, holdes Kind," ſprach er mit gerührtem Ton; „Du fragſt nach Jaromir? Lodoiska, Du biſt eine Tochter Polens. Feſtigkeit im Schmerz muß Dein Erbtheil ſein, denn wir werden geſäugt mit Gram und genährt mit Kummer. Du ſollſt die Wahrheit hören. Dein Freund lebt, aber er iſt krank, ſchwer erkrankt, düſtere Fieberträume verſchleiern ſeine Seele! Bereite Dich, ihn zu verlieren!"

Ihre Bruſt flog von heftigen Athemzügen, endlich brachte ſie mühſam die Worte hervor: „Wo iſt er? Laßt mich zu ihm!"

„Morgen, liebſtes Herz," beruhigte ſie Raſinski; „jetzt mitten in der Nacht iſt es unmöglich!"

Aber als durchdränge ſie ein höherer Geiſt mit plötzlich neu belebender Kraft, rief ſie aus: „Morgen! Morgen! Und ſein Leben hängt an der Minute! Vielleicht haucht er in der nächſten Stunde den letzten Athemzug aus. Und ich ſoll warten, dieſe ewige Nacht hindurch? O Mutter, Mutter, Du kennſt mein Herz, Du weißt, ob es möglich iſt, ob ich nicht erliege in Angſt und unnennbaren Qualen. Mutter, hilf Du mir ihn erbitten!“

Flehend hob ſie die ſchönen Arme zu der Gräfin empor, wankte zu ihr hin und ſank vor ihr nieder, mit dem Haupt in ihren Schooß.

Jetzt trat auch Marie ſchüchtern näher und redete Raſinski an. „Wir haben uns noch nicht begrüßt. Mein erſtes Wort ſei die Unterſtützung ihrer Bitte. Sie liebt, und ein liebendes Herz muß brechen auf ſolcher Folter.“ Die letzten Worte waren kaum vernehmbar.

„Marie!“ erwiderte Raſinski mit einem unnachahmlichen Ton der Stimme, in dem ſeine männliche Kraft zuſammenzubrechen ſchien, „Marie! Beim allmächtigen Gott,“ rief er endlich mit jener heftigen Anſtrengung, durch die er ſich gewaltſam wieder emporzureißen ſuchte, wenn das Gefühl die Klarheit ſeines Thuns zu überwältigen drohte; „beim Allmächtigen, ich vermag nichts. Jaromir liegt im Lazareth. Nachts wird Keinem dort die Pforte geöffnet; ſonſt würde ich die Arme ja ſogleich ſelbſt zu ihm führen. Aber ich müßte den Marſchall im Schlafe aufſtören, müßte —“

„In welchem Lazareth liegt der Kranke, von dem Sie ſprechen, Herr Graf?“ fragte Paul raſch.

„Hier gleich am Thore, zur Linken in dem großen Gebäude.“

„Dazu hab' ich die Schlüſſel,“ fiel Paul freudig ein; „ich führe die junge Gräfin ſelbſt dahin.“

„Dank der Mutter Maria," rief Lodoiska aufſpringend; „Dank, heißer Dank — ſo ſoll ich ihn noch einmal ſehen!"

„Ich begleite Dich," ſprach Raſinski feſt entſchloſſen.

„Und ich," fiel die Gräfin ein. „Wir Alle," ſprach Marie voll ſchweſterlicher Theilnahme.

„Nein, Marie," erwiderte Raſinski mild verweiſend; „der Gang iſt nicht leicht und nicht erfreulich. Wir müſſen ihn allein thun, ich beſtehe darauf."

Es währte nicht zwei Minuten, bis die Gräfin und Lodoiska zu dem traurigen Wege gerüſtet waren. Raſinski drang auch darauf, daß Ludwig und Bernhard zurückblieben; dieſe dagegen forderten, daß er ſich die nothwendige Ruhe gönnen ſolle.

„Handelt zum letzten Male nach meinem Befehl," ſprach er endlich ſanft, aber gebietend. „Ihr bleibt zum Schutz des Hauſes; ich muß der Führer der Unglückſeligen ſein, da ſonſt Niemand ſeine Lagerſtätte auffindet."

Sie gingen durch die düſtere Winternacht hinaus.

Viertes Capitel.

Das koloſſale, alterthümliche, ſchwerfällige Gebäude, in dem die Kranken und Verwundeten lagen, war vormals ein Kloſter geweſen. Mit ſeinen düſtern Umriſſen auf den Nachthimmel gezeichnet, ſtand es ſchauerlich vor den Ankommenden.

„Ungern öffne ich dieſes Haus," ſprach Paul, „denn es ſieht keiner Stätte der Pflege und des Mitleids ähnlich. An Allem iſt hier Mangel, oft ſogar an der nothwendigſten

Nahrung, an Stroh zum dürftigen Lager! Die Ärzte wechseln schnell, und die wenigen jungen Leute, die man uns läßt, zeigen sich kaum, weil sie sehen, daß doch Alles vergeblich ist und ihre Kunst nur das Elend verlängert. Darum vermeiden sie den gräßlichen Anblick. Nicht einmal gehörig erwärmt können die alten Gewölbe werden, sodaß bei dieser strengen Kälte der Brand gleich in die meisten Wunden tritt und die Unglücklichen hinwegrafft. Das Haus ist nur ein großer Sarg, in den die Lebendigen gelegt werden."

Während dieser Worte hatte er mit seinen schweren Schlüsseln das Thor geöffnet, und mühsam, auf den Angeln kreischend, wurden die Flügel aufgedreht.

„Ist denn über Nacht kein einziger Wärter hier?" fragte die Gräfin schauernd.

„Keiner," erwiderte Paul, „es ist kein Raum. Hier müssen immer die Todten den Lebenden die Stätte überlassen; ehe das Bett eines Verstorbenen noch erkaltet ist, nimmt es oft schon einen neuen Gast auf."

Lodoiska schwieg; sie weinte auch nicht, sondern zitterte nur wie im heftigsten Fieber.

Man stieg die halbverfallenen Steintreppen hinauf und ging einen langen dunklen Kreuzgang hinunter.

„Hier am Ende des Ganges in dem letzten Gewölbe rechts zur Seite fand ich eine Lagerstatt für ihn," sprach Rasinski; „dorthin führt uns, mein Freund!"

„Dort liegt er?" fragte Paul mit erschrecktem Erstaunen.

„Warum betont Ihr das so?"

„Hm! Das Gewölbe ist wüst und kalt; es liegt grade nach der Nordseite hinaus."

„Es war kein anderer Raum mehr zu finden, und der

Arzt, den ich dort traf, verſprach mir pünktliche Sorge für den Kranken zu tragen."

„Ich glaub's ſchon!" erwiderte Paul, aber in einem Ton, als denke er das Gegentheil.

Die Schritte der Wandernden hallten in dem öden Gange wider; man hörte keinen Laut, als zu beiden Seiten bisweilen ein dumpfes Wimmern und Stöhnen, das um ſo ſchauerlicher war, als es geheimnißvoll aus den Mauern ſelbſt zu dringen ſchien.

„Hier," ſprach Paul und öffnete eine Thür.

Selbſt Raſinski ſchauderte, als er jetzt in dieſen Aufenthalt des Grauſens trat, den er am Tage wählen mußte, um nur ein Obdach für Jaromir zu finden; denn ſeit dieſer von Bianca getrennt war, fiel er zuerſt in ein heftiges Raſen, und dann in eine finſtere, todesmatte Abſpannung, bei der er ſich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten vermochte. Jetzt, um Mitternacht, war dieſe grauſe Höhle faſt zu ſchauerlich, ſelbſt für einen Bewußtloſen. Eine einzige, trübe, flackernde Lampe erfüllte den Raum mit halbdunklem Schimmer. Ringsum lagen auf ſpärlichem Stroh kaum bedeckte Elende, theils mit entſetzlichen Wunden, oder grauſenvoll verſtümmelt, theils vom Jammer bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Tiefſchweres Athmen, dumpfes Röcheln waren die einzigen Laute, die man vernahm. Ein eiſiger Hauch wehte durch das Gewölbe; denn die Fenſter waren zum Theil zerbrochen, ſodaß Eis und Schnee wie wachſende Gletſcher eingedrungen waren, die faſt die Lagerſtätte der Unglücklichen berührten.

„Alſo hier!" ſprach Lodoiska, indem ſie eintrat, mit bebender Stimme, und das kalte Entſetzen rührte ihr an die Bruſt.

Paul leuchtete einigen Kranken mit der Laterne ins

Geſicht. Sie ſtarrten ihn mit gräßlich offenſtehenden Augen an, ohne eine Wimper zu rühren.

„Das ſind Todte, Freund," ſprach Raſinski ſchaudernd; „ſie ſind vor Froſt erſtarrt." Lodoiska hielt ſich wankend an die Gräfin.

Man mußte zwiſchen den Reihen der Gelagerten, dieſem grauſen Gemiſch von Leichen und Sterbenden, hindurch, ſodaß der Fuß faſt über die Hülfloſen ſtrauchelte. Bebend am Arme Raſinski's hängend, ſchwebte die ſchöne Geſtalt Lodoiska's wie die eines tröſtenden Engels durch dieſe Räume der Verdammniß.

„Es war doch gut, daß wir Dich begleiteten, Kind," ſprach die Gräfin, die ſelbſt aller Kraft bedurfte, um ihre Faſſung zu behalten.

„Ich würde es auch allein gewagt haben, vertrauend auf den Beiſtand meiner Heiligen," erwiderte ſie mit einem frommen Blick gen Himmel.

Paul erhob die Laterne und leuchtete nach einer dunklen Ecke hinüber, wohin noch kein Lichtſtrahl gedrungen war, weil die an der Decke brennende Lampe den Schatten eines breiten Pfeilers dahin warf.

„Dort liegt noch ein Kranker," ſprach er, und deutete mit dem Finger dahin.

„Allbarmherzige Mutter Gottes, das iſt er," rief Lodoiska entſetzt aus, daß der herzzerreißende Ton im Gewölbe erſchallte, und ſank betäubt in Raſinski's Arm zurück. Die düſtere Einſamkeit des Ortes ſchien zu erſchrecken über den Jammerlaut, der die ſchauerliche Stille zerriß. Raſinski umfaßte die Sinkende mit väterlichem Arm. „Ja, er iſt es," ſprach er mit tiefer Stimme; „er leidet ſchwer!"

Lodoiska's Betäubung dauerte nur einen Augenblick, dann gab ihr die Liebe neue Kräfte. „O laß mich zu ihm,

an ſeinem Lager knieen," bat ſie mit erſterbender Stimme; „o laß mich!"

Raſinski unterſtützte ihre wankenden Schritte; doch mußte Paul erſt einige Leichname aus dem Wege räumen, damit man bis zu Jaromirs Strohlager herankommen konnte.

Er lag in ſeinen Mantel dicht eingehüllt; als er das Licht erblickte, richtete er ſich empor. Starr, den ſtillen Wahnſinn im Blick, heftete er das Auge darauf; eine fliegende Fiebergluth röthete die abgezehrte, bleiche Wange; er griff mit der Hand der Flamme entgegen.

Die entſchloſſene Gräfin trat grauend einen Schritt zurück. Iſt das der Jüngling, fragte es in ihr, der vor wenigen Monaten noch friſch wie der goldene Morgen blühte? Dieſes bleiche Gebilde des Grabes?

„Was wollt Ihr?" ſprach Jaromir langſam mit hohler Stimme. „Was kommt Ihr hinunter in meine Gruft? Fort mit der Fackel!"

Lodoiska's Lippen verſchloß der lähmende Schmerz mit unzerreißbaren Banden; ſelbſt die Liebe erſtarrte bei dieſer entſetzlichen Prüfung, und vermochte die Feſſeln des Grauens nicht zu ſprengen.

„Jaromir! Faſſe Dich! ſei ein Mann! Erkenne uns!" redete Raſinski den Unglücklichen an und berührte ihn mit ſeiner lebenswarmen Hand.

Man ſahe, wie des Jünglings wahnſinnige Betäubung mit dem Bewußtſein, das Raſinski's Anblick in ihm erweckte, rang; es arbeitete in ſeinen Zügen, ſich aus der grauenhaften Umſtrickung loszuwinden.

Endlich hatte Lodoiska den Kampf überwunden. Sie knieete zu dem Geliebten nieder, nahm ſeine Hand, blickte ihm ins Auge und fragte mit brechender Stimme: „Jaro-

mir, erkennſt Du mich nicht mehr? O, gib mir nur ein Zeichen Deiner Liebe!"

Er fuhr ſich mit der Hand zweimal über die Stirn, als wollte er einen ſchweren Schmerz oder Druck entfernen; dann leuchtete plötzlich ein flüchtiger Glanz in ſeinem erloſchenen Auge: „Lodoiska!" rief er aus und ſtrebte die Arme zu erheben; doch vergebens, er athmete noch einmal aus tiefſter Bruſt, dann brach der Körper zuſammen, das Auge ſchloß ſich, und er ſank regungslos auf das Lager zurück.

„Hülfreiche Heilige, beſchirme ihn, er ſtirbt!" rief Lodoiska und rang die Hände.

„Nein, nur die Freude hat ihn überwältigt," tröſtete ſie Raſinski. „Laßt uns ſeine Ohnmacht benutzen, um ihn von dieſem Orte des Grauſens zu entfernen."

„Freund, es wird eine Zeit der Vergeltung kommen," wandte er ſich zu Paul. „Aber jetzo leiht mir noch Euren Beiſtand; helft mir den Unglücklichen bis in Eure Wohnung bringen. Hier muß ihn der Tod hinwegraffen."

Der redliche Paul war freudig bereit. „Gern, gern," rief er, „und es wird ſich leicht machen. Auf dem Gange ſtehen Krankenbahren und in meinem Hauſe iſt ja wol noch ein Plätzchen offen."

Sie legten ſogleich Hand an und trugen den Ohnmächtigen hinaus. Lodoiska ſchwankte am Arme der Mutter nach. Rüſtig griffen Paul und Raſinski ſelbſt die Bahre an; die Frauen trugen Sorge, den Kranken vorſichtig einzuhüllen.

Lodoiska fand Kraft und Faſſung in ſich, als die Liebe jetzo Pflichten von ihr forderte. Sorgſam wachend ging ſie neben der Bahre und geleitete ſo den ſterbenden Freund bis an die gaſtliche Stätte, wo ſo viele befreundete Geſtalten ſtatt jener Bilder des Entſetzens ſein Lager umgaben.

Bald hatte man Pauls Wohnung erreicht; mit ſtummer Trauer empfingen die treuen Gefährten den bejammernswerthen Freund, und pflegend und wachend, wie Engel des Heils und Erbarmens, ſetzten ſich Marie und Lodoiska an der Bahre nieder, um die Nacht hindurch ſeiner zu warten.

Er lag in unruhigem Halbſchlaf und ſprach oft in ſeiner Fieberverwirrung. Lodoiska's und Bianca's Namen nannte er am häufigſten. Einmal rief er: „Aliſette, Aliſette — fort, fort, Du ſchöne Schlange!"

Mit welchem Gefühl hörte die liebende Lodoiska dieſen Namen! Sie hatte ihm ſo rein, ſo völlig vergeben — ſie vergab auch der Verführerin! O wenn ſie es vermocht hätte, ihm dieſen Troſt in die von glühenden Qualen gefolterte Bruſt zu flößen!

Marie war, übermüdet, in einem Lehnſeſſel in Schlummer geſunken.

Tiefe Nacht und Einſamkeit umgab die Liebende jetzo. Welch ein Augenblick der Seligkeit, wenn die furchtbar gähnende Kluft ſie nicht von ihm getrennt hätte, die ſich unüberſteiglich wie das Todtenreich aufthut, ſowie das Band des hellen Bewußtſeins zerreißt.

Nur im heißen Gebet fand Lodoiska Hoffnung und Troſt. Sie kniete nieder und wandte Herz und Antlitz zum Himmel und flehte aus inbrünſtiger Seele: „O Allgütiger, nur noch einmal laß das helle Licht der Wahrheit in ſein Herz fallen! Führe ſeine Seele noch einmal zurück auf dieſe Erde, ſo ſchön und rein, wie ſie einſt in ihm wohnte! Ach, der Tod trennt ihn ja nicht ſo ſchrecklich von mir, als dieſes düſtere Gefängniß, in dem er gebunden liegt; denn haſt Du ihn hinweggenommen, ſo wohnt er im ewigen Licht bei Dir, und der Gedanke ſchwingt ſich tröſtend zu ihm auf. Jetzt aber hauſet er, wie ein Verdammter in der Hin-

ſterniß; ſein Geiſt irrt im wilden Chaos und findet nirgend eine Stätte der Ruhe, des Troſtes! O, ſchließe ihn los von dieſen glühenden Banden, die ihn an den ſtarren Fels der Verdammniß ketten — o ſei milde, Du Allbarmherziger, und laß Dich dieſen namenloſen Jammer rühren!"

So lag ſie knieend und that fromme Gelübde der Buße, wenn ihr Erhörung würde.

Allgemach wich die unendliche Nacht, und ein grauer Schimmer der Dämmerung fiel in das Gemach.

Sie trat ans Fenſter. Der Himmel war hell; das Licht erbleichender Sterne blinkte noch mit letztem matten Glanze durch das tiefe Blau. Am ſüdöſtlichen Horizont glimmte ein röthlicher Schein und färbte das leichte Gewölk. Loboiska ſtand in tiefes Sinnen verloren, und Thränen verdunkelten ihr Auge; aber ſie waren milde, ſie entquollen einem heiligen Vertrauen, das ihre Bruſt nach den fernen Qualen mit ſanfter wehmüthiger Hoffnung erfüllte. Sie wandte das Haupt nach dem Lager des Freundes. Er ſchlief ſtill und athmete ruhig; ja, ein Lächeln ſchwebte über ſeine Lippe, und der erſte dämmernde Roſenſchimmer des Tages fiel auf die blaſſen Wangen.

Es war nicht mehr die Betäubung des Wahnſinns, die ihn feſſelte, ſondern ein erquickender Schlaf, der der Erſchöpfung folgte.

„Heilige Mutter Gottes, umſchwebe Du ihn mit ſegnender Nähe," flehte Loboiska und nahte ſich zitternd. Eine ſüße Beklemmung der Freude drang in ihr Herz, die Hoffnung dämmerte ihr auf, das Auge des Erwachenden werde die Geliebte erkennen. Mit zurückgehaltenem Athem über ihn gebeugt, lauſchte ſie auf den Hauch ſeiner Lippen, auf den Schlag ſeines Herzens. „O, er genießt jetzt einer milden,

erquickenden Ruhe," rief ſie innerlich jauchzend und ſank in heißem Dankgefühle auf die Kniee vor ſein Lager.

Die Morgenröthe erfüllte das Gemach mit mildem Duft; ſie glänzte wider von dem Angeſichte des Schlummernden. Plötzlich ſchlug er das Auge auf und ſprach matt: „Nun iſt's vorüber!" Sein Blick war nicht mehr wild und verwirrt; ein ſprachloſes, ſeliges Staunen malte ſich in ſeinen Zügen. Ein Himmel des Entzückens ſenkte ſich in Lodoiska's Bruſt; doch mit heldenmüthiger Stärke bezwang ſie ſich, weil ſie bebte, durch einen plötzlichen Ausbruch der Freude das zarte, neugewobene Band des Bewußtſeins wieder zu zerreißen. Zitternd blieb ſie auf den Knieen liegen und fragte mit liſpelndem Laute der Liebe: „Iſt Dir beſſer, lieber Freund?"

Er faltete die Hände über die Bruſt, erhob das Haupt ein wenig und ſprach leiſe, mit dem Tone ſchauernder Verehrung: „O, ich erkenne Dich, Du Heilige, von goldnem Himmelsglanze umfloſſen; Du biſt nun eine Selige, und auch mir öffnen ſich die Pforten des Friedens. O reiche mir zum Zeichen der Verſöhnung Deine Hand."

Er weilte noch unter ſeinen Traumgeſtalten, in denen er vor Allen Lodoiska geſehen; jetzt, wie ſie, vom Morgenrothe umſtrahlt, mit herabwallenden Locken vor ihm kniete, zogen die erblaſſenden Gebilde des Traumes, allmälig verſchwimmend, in die Wirklichkeit hinüber, und er wähnte jenſeits erwacht zu ſein.

Sie reichte ihm die milde Hand und fragte mit dem ſüßen, brechenden Ton der Liebe, der in Thränen des Entzückens verſiegt: „Erkennſt Du mich endlich wieder? O, Du haſt ſchwer geträumt! Ich bin es, mein Jaromir, lebend und wirklich, liebend und glückſelig!"

„Heiliger Gott," ſtammelte er, „wo bin ich denn, wo

war ich — nein, nein, ihr furchtbaren Geſpenſter der Nacht, kehrt nicht wieder aus dem grauſen Dunkel!"

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und blickte ſcheu ſeitwärts. Lodoiska, als wolle ſie ihn an ihrer Bruſt vor den Schrecklichen verbergen, ſchlang liebend und zitternd den Arm um ſeinen Nacken und zog ihn, ſanft küſſend, an ſich. „Nein, nein, Lieber," ſprach ſie mit ſchmelzendem Tone der Stimme, „fürchte nichts, Du lebſt und ruhſt an meinem Herzen; hier ſoll kein furchtbarer Traum Dich quälen."

In ſeliger Trunkenheit drückte er das Antlitz an die Bruſt der Geliebten; und als ſeine Wange an ihrem Herzen ruhte und ſein Ohr den pochenden Schlag vernahm, da erwachte er ganz wieder zur Wirklichkeit und Wahrheit, und zerriſſen war der Schleier, der ſeine Seele finſter umhüllte — zerriſſen aber auch die letzten Banden des Lebens in dem zerſtörten Körper!

Müde hob er das Antlitz zu der Geliebten empor, trank einen ſehnſüchtigen Kuß von ihren Lippen und hauchte matt: „Nun weiß ich Alles! Und Du vergibſt mir, Lodoiska?"

„Mein Herz kann nur lieben," rief ſie, halb erſtickt von dem hervorbrechenden Strome der Thränen.

Noch ahnete ſie nicht, daß dieſer Augenblick überdrängender Seligkeit ihr auch den Becher des tiefſten unerſchöpflichen Schmerzes reichen ſollte. Nur die höchſte Anſpannung aller Kräfte ſeiner Seele hielt das Leben noch in Jaromirs Bruſt zurück.

„O, Du wurdeſt edler, reiner, treuer geliebt als von mir," ſeufzte er ſchmerzlich. „Boleslaw war Deiner werth! Die Lippe des Sterbenden übergab mir das heilige Vermächtniß! Nun werde ich dort frei zu ihm treten können!"

Nach dieſen Worten ſank er bleich zurück, und die Arme vermochten nicht mehr die Geliebte zu umfaſſen.

„Allerbarmende Mutter des Heilands," rief ſie aus, als ſie ihn erblaſſen ſah, „er ſtirbt, er ſtirbt!"

Bei dieſem angſtvollen Rufe erwachte Marie; mit einem Blicke erkannte ſie, was geſchah, und eilte der Unglücklichen zum Troſte herbei.

„Er ſtirbt, er ſtirbt, Marie!" rief dieſe nochmals und rang verzweifelnd die Hände.

Marie ſah wohl, daß hier von menſchlicher Hülfe nichts mehr zu erwarten ſei. Sie gedachte daher eines Verſprechens, das ſie der Gräfin geſtern in der Stille geben mußte, dieſe ſogleich herbeizurufen, wenn ſich etwas Bedenkliches ereignen ſollte. „Ich werde die Mutter holen," entgegnete ſie daher der Jammernden und eilte ins Nebenzimmer.

Sie fand die Gräfin ſchon erwacht und angekleidet und Raſinski bei ihr, der ſehr bewegt ſchien. Ihr blaſſes Antlitz voller Thränen weiſſagte nichts Gutes.

„Was geſchieht?" fragte die Gräfin.

„Ich fürchte, er ſtirbt," war ihre leiſe, mit einem bedeutſamen Winke gegebene Antwort, damit Lodoiska, deren Hoffnung ſie aufrecht zu erhalten ſuchen wollte, ſie nicht vernehmen ſolle. Eilig und beſtürzt traten Beide ein. Sie fanden die Unglückliche zärtlich über den Sterbenden gebeugt, ſeine Hände in den ihren haltend, die er im Gefühle des nahen Todes geſucht und ſanft gefaßt hatte.

Noch erkannte er die Eintretenden, denn er lächelte ihnen mit den Augen zu; aber die Sprache fehlte ihm.

Durch Xrinia herbeigerufen, die im Vorderzimmer Lodoiska's ſchmerzlichen Ausruf gehört hatte, traten jetzt auch Ludwig, Bernhard und Bianca ein und näherten ſich dem Lager des Sterbenden. Bianca hatte erſt in der Frühe

durch Bernhard erfahren, daß Rasinski wiedergefunden sei. Auf ihn ging sie daher zu, reichte ihm die Hand zur Begrüßung und lehnte sich schmerzvoll mit ihrem schönen weinenden Haupte an seine Brust. „Dich haben wir wieder," sprach sie, „aber doch — ein neues Opfer wird gefordert! — O, Freund!" — da erstarb ihre Stimme in Thränen, und sie mußte sich das Antlitz verhüllen.

Rasinski trat, in tiefster Seele gebrochen und erschüttert, aber doch mit heldenmüthiger Zusammenraffung, an das Lager seines jungen Freundes. „Mein Sohn, erkennst Du Deinen Vater nicht mehr? Mein Jaromir, erkennst Du Deine Waffenbrüder nicht?"

Das Auge des Sterbenden wandte sich der Stimme zu, und ein leises Lächeln schwebte über seine Lippe. Er bewegte die Rechte ein wenig, als wollte er sie gegen Den, der ihm Vater, Bruder und Freund zugleich gewesen, ausstrecken. Rasinski ergriff sie, und Lodoiska ließ sie ihm willig.

Ein heiliges Schweigen herrschte rings umher, nur der unwillkürliche Laut der Schmerzen unterbrach die tiefe Stille. Da erhob sich die Brust des Sterbenden noch einmal und that einen tiefen Athemzug. „Lebt wohl, Freunde, Geliebte," seufzte er mühsam, dann trat ihn der Tod an, seine Lippe erbleichte, das Auge brach.

In stummem Jammer warf sich Lodoiska über den Todten und hielt ihn in unauflöslicher Umarmung.

Die Geschwisterpaare, welche das Sterbelager umstanden, hielten sich umfaßt, es war, als sollten sie Herz an Herz die Seele ausweinen!

Fünftes Capitel.

Da tönte in die hehre Stille der dumpf krachende Donnerschlag eines Kanonenschusses, so nahe, daß die Fenster des Gemachs klirrten.

„Was ist das?“ rief Rasinski und fuhr schlachtgewohnt empor.

Aber noch ehe er das Wort vollendet hatte, krachte die volle Lage einer Batterie, daß der Erdboden bebte.

„Heiliger Gott!“ rief die Gräfin, „so nahe sind wir dem Kampfe?“

Marie stand erblassend, denn sie war dieses Klanges noch ungewohnt.

„Ich muß hinaus,“ sprach Rasinski entschlossen, „wir sind angegriffen.“

„Wir begleiten Dich,“ rief Ludwig eben so rasch, und Bernhard sprang nach den Waffen, die auf einem Sessel lagen.

„Nein, nimmermehr,“ gebot Rasinski mit Hoheit. „Ihr habt in diesem Kampfe nichts mehr zu erfechten! Bleibt hier und behütet, was mir und Euch das Theuerste ist.“

„Wir lassen Dich nicht allein ins Gefecht,“ rief Ludwig heftig und wollte ihn aufhalten.

„Ihr sollt, Ihr müßt! Mich ruft die Pflicht hinaus, Euch bindet sie hier,“ erwiderte Rasinski fest und wies Ludwig zurück.

„Nein, Du darfst uns das Recht, Dir zur Seite zu stehen, nicht nehmen,“ sprach Bernhard; „denn Du kannst den Vorwurf nicht von unserer Seele wälzen, wenn Du bleibst, wo Freundesbeistand Dich gerettet hätte.“

Draußen ertönten die Trommeln mit furchtbarem Getöſe in den engen Gaſſen. Wildes Geſchrei, Kanonendonner, Trompetenſchmettern hallten durcheinander, Volk und Soldaten liefen zuſammen.

„Wenn Ihr je meinen Willen geachtet habt," rief Raſinski und richtete ſich mit der ihm angeborenen Würde empor, „ſo bleibt zurück. Gehorcht in dieſer Minute mir zum letzten Male als Führer. Ich gebiete Euch, bleibt."

Die Frauen waren von Schmerz und Angſt zu bewegt, um die neue Spannung, welche dieſer edelmüthige Streit in ihnen hätte erzeugen müſſen, in ihrer ganzen Kraft zu empfinden. Unbewußt ward ihnen die ſo oft eintretende Wohlthat ſtrenger Schickungen, daß die von vielen Seiten zuſammentreffenden Schläge einander ſelbſt entkräften, weil die menſchliche Bruſt, gleich einem Gefäße, nur für ein beſtimmtes Maß empfänglich iſt. Mag der Strom der Verhängniſſe dann noch ſo gewaltig darüber hinbrauſen, er füllt es nicht höher an, ſondern das Übermaß des Schmerzes fluthet unempfunden überhin.

Marie allein, die der Tod Jaromirs nur mit entfernterem Antheil berühren konnte, theilte die bange Sorge um die Wendung dieſes Streites ganz. Indem ſie ſah, wie der edle Mann, der ihr einſt ſeine Liebe bot und die ihre gewann, ſich jetzt in die Gefahr des Kampfes ſtürzen und muthig dem Tode für Ehre und Vaterland weihen wollte, flammte die tiefverhüllte Gluth wieder in ihr empor, und ſie zitterte für das theure Haupt.

Von dieſem Gefühle getrieben trat ſie zwiſchen die Männer. „Fordert der Kampf Sie denn auch jetzt noch?" fragte ſie und blickte bittend zu Raſinski auf; „iſt es noch Pflicht, ſich dem Tode zu weihen, wo aus dem gänzlichen Schiffbruche nichts mehr zu retten iſt? O bleiben auch Sie, daß

ſo hoffe ich, bleiben innig verbunden; der Bruder wird nicht ganz vergeſſen, daß er einen Freund und eine Freundin beſitzt, die ihm mehr als ihr Leben dankt!"

Bernhard blickte ſie erſtaunt an. Sie hob zuerſt die reine Hand gegen ihn und reichte ſie ihm unbefangen dar: „O, ich weiß, was Ludwigs Schweſter ſeinem Freunde ſchuldet!" Ich denke, ich habe nun zwei Brüder, und — wir ſind Schweſtern!"

Mit dieſen letzten Worten wandte ſie ſich zu Bianca, die ihr die liebevollen Arme öffnete.

Bernhard wollte antworten, doch zum erſten Male fehlte ihm die Sprache, ſo war ſein Herz im Innerſten erſchüttert und wehmuthsvoll gebrochen. Sollte dieſe offne, herzlich gebotene Freundſchaft und Verſchwiſterung ſeine Hoffnung beginnen oder enden? Er wußte es nicht, ja er wußte kaum, was er wünſchen dürfe; denn edel, wie er war, hätte ihn der Gedanke ſchon belaſtet, daß ſein Glück nur aus fremdem Schmerze erblühen könne. Raſinski's hohes trauerndes Bild ſtand vor ihm, und ſein großmüthiges Herz empfand das Geſchick des Freundes wie ſein eignes.

Die Gräfin trat aus dem Hintergrunde des Gemachs, wo ſie am Lager des Todten nur um Lodoiska beſchäftigt geweſen war, hervor. Ihr Gang war langſam; man ſahe es, die hohe Geſtalt trug ſich nur mit Mühe aufrecht. „Mein Bruder iſt hinaus," begann ſie, weniger fragend als ſich die Halbfrage ſelbſt beantwortend; „er hätte ſich doch Zeit zum Abſchiede laſſen ſollen. Wer weiß, ob wir uns wiederſehen; denn zu hoffen habe ich verlernt!"

Sie ſtand bleich, aber königlich emporgerichtet, als weigere ſie ſich ſtolz, der Schmach ihren Nacken unter der Laſt des Geſchicks zu beugen; doch perlte eine Thräne in ihren Wimpern und bedeckte das große, dunkle Auge mit feuchtem Schimmer. Marie und Bianca traten theilnehmend

zu ihr; ſie reichte ihnen die Hände und zog ſie mild bewegt näher.

„O meine Töchter! Ihr ſeid jung; das Leben faßte Euch frühe mit rauher Hand an — aber es zerſchmetterte Euch doch nicht ſo furchtbar wie dieſe Arme.“ Hier deutete ſie auf Lodoiska, die, einem Marmorbilde gleich, ſtumm an Jaromirs Lager ſaß und ſeine kalte Hand nicht ließ.

„Welch ein Geſchick! Hier ein erſtarrender Schmerz, den keine Thräne erweichend ſchmilzt, und ringsum Verwüſtung, Tod, Grauen, Entſetzen! Hört Ihr, wie der mordbegierige Donner rollt? O, er wird auch das edelſte Haupt treffen, das ſo männlich dem Sturme getrotzt! Vielleicht können wir aus dieſen Fenſtern die ſchaudernden Zeugen ſein, wenn ihn das zermalmende Erz niederſchmettert!“

„O nimmermehr!“ unterbrach Marie ſie weinend.

„Du weinſt? Armes Kind! So wähneſt Du den Grimm des Schickſals zu verſöhnen? Erz wäre geſchmolzen in meinen glühenden Thränen, doch die waltenden Mächte droben blieben unerweicht. Nein, nein! Wähne nicht, daß der Himmel das Flehen aus zerriſſener Bruſt vernimmt! Er iſt taub, undurchdringlich ſeine eherne Wölbung, Flüche und Gebete verhallen gleich ungehört im öden Weltraum! Und meint Ihr, wir hätten den Boden dieſes Abgrundes erreicht? O, wir können noch unermeſſen tiefer ſtürzen. Zum Jammer wird ſich die Schmach fügen. Bald wird der Feind triumphiren! Vielleicht ſehe ich den Bruder gebunden, verblutend hier vorüberſchleppen, vielleicht auch dieſe Jünglinge, uns ſelbſt; denn ich bin eine Polin, und uns iſt unerlöſchlicher Haß, unvertilgbare Schmach geſchworen. Doch eh' ich dieſe zarten Hände,“ ſie deutete auf Lodoiska, „in rauhe Banden geſchnürt, ehe ich ihre keuſche Schönheit der Tigerwuth barbariſcher Schergen preisgegeben ſehe, eher ſoll meine

eigne Hand ſie durchbohren! Eine polniſche Mutter iſt nicht ſchwächer als ein römiſcher Vater — und ſie wird vor dem Tode nicht zittern!"

Bebend hatte ſie vollendet; ihre überlaſtete Bruſt mußte ſich Luft machen. Sie athmete tief und erleichtert auf und ſank dann erſchöpft auf einen Seſſel.

Bianca trat zu ihr und umſchlang ſie mit tröſtender Liebe. „Nein, Du Edle," ſprach ſie aus feſter Überzeugung, „dahin ſoll es nicht kommen. Jetzt will ich es geltend machen, daß ich mich Rußlands Tochter nennen darf. Wer es auch ſei, der dieſe Stadt feindlich, im Sturme gewinne, ich will zu ihm, und er wird uns Schutz gewähren. So weit geht ſelbſt der Grimm des Krieges nicht. Es gibt kein Herz auf dieſer Erde, das kalt bei unſerm Schmerze bliebe. Auch die rauhen Männer dieſes Landes werden ſich rühren laſſen, und entwinden ihnen meine Bitten nicht das Schwert, ſo ſoll es mein Name thun. Ich habe das Recht, ihn geltend zu machen, noch nicht verloren!"

Indeß rückte das Getöſe des Kampfes näher und näher. Paul war hinausgeeilt, um zu ſehen, von welcher Seite der Angriff geſchehe. Er kehrte jetzt athemlos wieder und berichtete: „Ein wilder Kampf entbrennt vor den Thoren. Ich ſah den Grafen mit dem Marſchall Ney flüchtenden Soldaten die Gewehre entreißen und nach der Mauer eilen, um dem Feinde ſelbſt das Eindringen ſtreitig zu machen. Auf dieſes Heldenbeiſpiel ſammelten ſich die Scharen wieder und fochten, während die andern aus allen Thoren abziehen. Schon iſt die Straße nach Memel mit Truppen bedeckt. Noch wenige Stunden, und der Feind muß Herr in der Stadt ſein."

Er hatte kaum vollendet, als die Thür ſich raſch aufriß, und Raſinski hereinſtürzte.

„Allmächtiger Gott, mein Bruder!“ rief die Gräfin und hing in ſeinen Armen.

Er blutete an der Stirn; ſein Geſicht war mit Pulverdampf geſchwärzt, doch ſein Auge flammte wie das des Löwen, der ſich auf ſeinen Raub ſtürzt.

„Die dringendſte Gefahr iſt vorüber,“ rief er; „einen Augenblick gewann ich zum Abſchied von Euch. In wenigen Minuten erwartet mich der Marſchall wieder. Bald werden die Ruſſen die Stadt beſetzen. Zur Flucht iſt nicht mehr Raum; darum haltet Euch verborgen, bis der erſte Sturm vorüber iſt. Dann geh' nach Warſchau, Schweſter; dort wirſt Du wieder von mir hören. Lebe wohl! Euch, meine Freunde,“ wandte er ſich zu Bernhard und Ludwig, „rathe ich, nach Preußen zu gehen. Für Euch iſt dies der nächſte, ſichere Aufenthalt. Unſer Weg geht nun auseinander. Wir haben treulich mitſammen ausgedauert — lebt nun wohl.“

Sie lagen in ſeinen Armen; er ſchämte ſich der Thränen nicht, die ſein männliches Antlitz benetzten, doch er blieb feſt, denn er wollte es bleiben.

„Es muß geendet ſein,“ ſprach er nach einer heiligſtillen Minute; „ich habe nicht mehr Zeit für alle meine Lieben! Auch Ihr lebt wohl, Ihr ſchönen Geſtalten! Bianca — Marie!“

Bianca, die ihn wie einen Vater liebte, lehnte ſich weinend an ſeine Bruſt; er küßte ihr die Stirn und legte ſegnend ſeine Hand auf ihr Haupt. „Du warſt unſer holder Schutzengel in namenloſer Bedrängniß; Deine Nähe war mein Troſt. Jetzt reißen uns rauhe Stürme auseinander — mögeſt Du von nun an nur ſanfte Pfade wallen!“

Marie ſtand in ſchüchterner Ferne; Raſinski trat ihr einen Schritt näher. „Marie,“ redete er ſie an, „wir ſehen uns zum letzten Mal!“

Da nahmen Liebe und Schmerz ſich ihr heiliges Recht,

frei nur ſich ſelber zu gehorchen. Im ſiegenden Gefühl ihrer Berechtigung ſank Marie, hingegeben in Weh und Seligkeit, an das Herz des edlen Mannes, und ihre jungfräuliche Lippe hing an den ſeinigen.

„Mein warſt Du einen ſchönen Augenblick, Marie,“ ſprach er ſanft und löſte die Umarmung; „nun ſei ganz wieder Dein! Du hatteſt Recht, edles, ſchönes Herz; zwiſchen uns brauſt ein Strom, über den kein Steg führt als der der Schuld. Wohl uns, wir werden ihn nicht wandeln!“

Er legte die in Thränen Vergehende an das Herz des Bruders.

„Die Minuten ſind verronnen, ich muß fort!“ Entſchloſſen wandte er ſich raſch hinweg.

Da riß ſich Lodoiska aus ihrer dumpfen Erſtarrung auf; angſtvoll ſchmerzlich rief ſie: „Willſt Du mich vergeſſen?“ und wankte auf ihn zu.

Er fing die Niederſinkende in ſeine Arme auf. „Nein, nein, Du holde, bleiche Roſe! Wie ſollte ich Dein vergeſſen!“ ſprach er weich, und drückte ſie mit väterlicher Zärtlichkeit an die Bruſt. „Aber Thränen habe ich nicht für Deinen Jammer — Thränen ſind zu arm!“

Sie hing ſprachlos in unzertrennlicher Umarmung an ſeinem Herzen; das reiche Haar wallte ihr aufgelöſt herab; feſter und feſter drückte ſie das Antlitz an ſeine väterliche Bruſt. Doch ermattet ſanken die Kniee unter ihr ein, das bleiche Haupt fiel zurück, und mit geſchloſſenen Augen ruhte ſie leblos in ſeinen Armen. Er ließ ſie ſanft auf einen Seſſel gleiten, drückte noch einen Kuß auf ihre Marmorſtirn und ging dann mit raſchen Schritten der Thür zu. Bernhard und Ludwig wollten ihm folgen, doch er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, rief überwältigt mit faſt erſtickter Stimme: „Es iſt genug!“ und eilte hinab.

Marie eilte ans Fenſter, um ihm noch einen Blick der Liebe nachzuſenden. Auf den Gaſſen ſtürzten Volk und Soldaten in wildem Getümmel durcheinander. Raſinski trat unter einen dichten Haufen und warf ſich mit dem Übergewicht ſeines herrſchenden Geiſtes ſogleich zum Führer auf. Den Säbel ziehend ſchritt er voran, nach dem Innern der Stadt zu. Vergeblich harrte Marie, daß er das Antlitz noch einmal zurückwenden ſolle.

Er that es nicht; die Brücke, die ihn mit den lieblicheren Ufern des Lebens verband, hatte er jetzt hinter ſich abgeworfen und wandte nun auch ſelbſt das Auge nicht mehr zurück, denn ſich erweichender Sehnſucht fruchtlos hinzugeben, war nicht in ſeiner Art. Der ſchweſterlichen Bruſt, den Armen der Freundſchaft, der Liebe hatte ihn ſeine ſtrenge Pflicht entriſſen; nun folgte er ihr allein und zeigte den Kriegern nur das eherne, unerſchütterte Antlitz des Helden.

Der brauſende Strom des Kampfes führte ihn ſchnell hinweg und ſchlug mit kühlenden Wogen an ſeine Bruſt. Schon drang der Feind vor und griff die Stadt von allen Seiten an. Kanonendonner erſchütterte die Gebäude, Trommeln hallten in allen Gaſſen, Angſtgeſchrei der Weiber, Klageruf der Verwundeten theilte die Lüfte.

Der unnennbare Schmerz, der die Bruſt der Frauen ganz erfüllte, ließ der ſchwächern Empfindung der Angſt keinen Raum. Lodoiska hörte kaum das brauſende Getümmel auf den Gaſſen, in ſo ſtarren Banden der Betäubung lag ihre Seele. Die Gräfin war auf jedes Äußerſte gefaßt, ſie hoffte und fürchtete nichts mehr; Thanka und Marie ſchloſſen ſich Troſt ſuchend an die Brüder an, die allein noch Raum' zur Sorge in der Bruſt behielten und den Gang des Gefechtes verfolgten.

Plötzlich krachten Flintenſchüſſe dicht vor dem Hauſe, und

ein wildes Gebrauſe von Stimmen erhob ſich. Bernhard ſprang ans Fenſter.

„Die Stadt muß umgangen ſein,“ rief er; „das ſind Koſacken, die hier hereinſprengen.“

In der That drang eine Abtheilung Koſacken in das Thor und griff eine kleine Schar von Franzoſen, die eben durch daſſelbe den Ausgang aus der Stadt ſuchten, an. Doch dieſe ſetzten ſich, obwol auseinandergeſprengt, entſchloſſen zur Wehr, und ſo wurde der Raum unmittelbar vor dem Hauſe zum Kampfplatze zwiſchen Einzelnen.

„Zieht Euch zurück in die Gemächer nach dem Hofe,“ bat Ludwig die Frauen; „wie leicht könnten hier Kugeln hereinſchlagen.“

„So darfſt auch Du hier nicht weilen,“ erwiderte Bianca; „wo Du bleibſt, bleiben auch wir.“

„Heiliger Gott, ich ſehe Raſinski,“ rief Bernhard plötzlich, und gleich darauf ertönte eine ſtarke Musketenſalve.

Alle, ſelbſt Lodoiska, eilten auf Bernhards Ruf den Fenſtern zu. „Wo?“ fragte die Gräfin. „Wo iſt mein Bruder?“

„Dort, wo die geſchloſſene Infanterie anrückt, ſah ich ihn mitten im Pulverdampf zu Pferd,“ erwiderte Bernhard; „aber jetzt iſt er in der Wolke verſchwunden!“

„Allmächtiger Gott, breite deine Schwingen über ihn,“ betete Marie und warf ſich auf die Kniee.

„Da iſt er, da iſt er, jetzt ſprengt er hervor,“ ertönte Bernhards freudiger Ruf.

„Wie kommt er aber zu Pferd?“ fragte Ludwig erſtaunt.

„Beute! Beute! Es iſt ein Koſackenpferd!“ rief Bernhard und das Feuer der Kampfesluſt röthete ſeine Wangen. „Hinter ihm hält der Marſchall Ney. Siehſt Du dort? Sie wollen hier durchbrechen!“

Die Frauen zitterten. Der Kampf tobte heftig; der er-

grimmte Tod hielt seine Sense über die Streiter geschwungen; die Wetterwolke des Verderbens schwebte dicht über der Scheitel des Theuersten. Sie wollten sich wegwenden von dem Anblick, doch sie vermochten es nicht; starr gefesselt hing das Auge an dem Geliebten, als könne es ihn schirmend bewachen.

Wie der Schlachtengott sprengte Rasinski im Pulverdampf daher, die pelzverbrämte polnische Mütze stolz auf dem Haupt, den Säbel geschwungen.

„Vorwärts, Kameraden, wir müssen uns Bahn brechen," tönte seine mächtig gebietende Stimme, und selbst den Frauen durchbebte sie muthig das Herz.

Die Scharen rückten geschlossen an, Rasinski auf scheubäumendem Roß vor ihnen her. Die Kosacken waren besiegt und irrten verwirrt durcheinander; sie hätten sich schleunig zur Flucht gewandt, wenn das Thor nicht durch die nach ihnen eindringenden Reiter gesperrt gewesen wäre. Der Marschall Ney hielt weiter zurück in der Straße, und ordnete nachrückende Massen. Rasinski sah sich scharf aufmerkend nach ihm um. Jetzt zog der Feldherr den Hut und schwenkte ihn mit dem Federbusch hoch über dem Haupte. Dies schien das verabredete Zeichen.

Von den vordersten Reihen der Masse umgeben ritt Rasinski vorwärts; die Reiter rückten geschlossen an. „Feuer!" erscholl jetzt sein Ruf, und die Salve krachte. Die Fenster erbebten, die Frauen thaten einen lauten Schrei; die Straße lag in Wolkennacht des Pulverdampfs dicht eingehüllt, wildes Kampfgeschrei der Krieger brauste aus der schwarzen Tiefe herauf.

Ein Windstoß zerriß das Gewölk. Da sprengte Rasinski durch den hellen offenen Raum. Sein kräftiger Säbelhieb stürzte einen Kosacken vom Pferde, einen zweiten streckte er mit dem Pistol nieder. Über ihre Leichen hinweg setzte sein

muthiges Roß mit verwegenem Sprunge. „Vorwärts, Kameraden," rief er halb zurückgewandt, „die Bahn iſt offen, brecht hindurch! Sie fliehen! Sieg! Sieg!"

Einen Blick warf er zu den Freunden und den bebenden Frauen am Fenſter empor, und winkte grüßend mit leuchtenden Augen hinauf. Dann ſtürzte er in das Gedränge der fliehenden Feinde, die Seinigen folgten ihm mit Jubelgeſchrei, und nach wenigen Augenblicken war er im Pulverdampf und brauſenden Getümmel verſchwunden.

Sechzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Zwei Monden waren verfloſſen. Der furchtbare Sturm, der ſo viele Lebensgeſchicke in ihren tiefſten Tiefen erſchüttert hatte, war endlich vorüber. Alſo auch dieſes Maß des Duldens und der Drangſale konnte erſchöpft werden! Die finſtern Gewölke verzogen ſich, der Himmel lächelte milder, das Herz vermochte wieder an eine gnadenreiche Vorſehung zu glauben.

Ludwig und Bernhard hatten mit Bianca und Marie Königsberg erreicht, und dort endlich einen ſichern Aufenthalt, den die Schrecken des Krieges nicht ſtörten, gefunden.

Dieſe Zeit hatte ihren erſchöpften Körper geſtärkt, und begann auch die blutenden Wunden der Seele zu heilen.

Die Gräfin war, durch Bianca's Vermittelung unter ſichern Schutz geſtellt, mit Lodoiska nach Warſchau gegangen.

Der Schmerz um das Geſchick dieſer Unglückſeligen, die Sorge und Theilnahme für Raſinski, der ſich unermüdlich weiter treiben ließ auf den Wellen des Krieges, waren die einzigen Schatten der Trauer, welche in das ſtille, glückliche Leben der Geſchwiſter fielen, die das Schickſal auf ſo wunderbaren Wegen geführt und behütet hatte.

Welch eine Zeit der ſüßeſten Mittheilungen, wenngleich mit den wehmüthigſten Erinnerungen gemiſcht, lebten Ludwig und Marie jetzt mit einander! In den erſten Stunden ihres Wiederſehens wurden ſie von den Stürmen gewaltiger Ereigniſſe ſo umbrauſt, daß das Herz keine Muße fand, ſich dem ſanften Glück der Betrachtung zu weihen. Jetzt in den langen Winterabenden, wo ein trauliches Gemach vier treue, ſchöne Seelen vereinte, wurden alle Sorgen und Qualen ihnen ſüß belohnt. Ihr Geſpräch weilte gern bei der Vergangenheit, denn ſchon warf die aufſteigende Sonne der Zukunft roſige Strahlen auf die fliehenden Tage zurück; ja ſelbſt bei dem Grabe der Mutter weilten die Gedanken der Geſchwiſter gern, wenngleich eine heilige Wehmuth ſie bei der Erinnerung an dieſes ſanfte Herz, dieſe milde Hand, welche die Tage ihrer Jugend ſo treu geleitet hatte, durchdrang.

Mit gerührter Freude ſah Ludwig die Freundſchaft zwiſchen Bianca und Marie blühen und wachſen; mit noch tieferem Gefühl des Dankes gewahrte er, daß Mariens ſchweſterliche Theilnahme für Bernhard mit jedem Tage, wo ſein edles großes Herz ſich ihr weiter öffnete, wärmer und inniger wurde. In Bernhard war eine ernſte Umwandlung vorgegangen. Es wurde allmälig ruhiger und klarer in ihm. Wie edler Wein läuterte ſich die ſtürmiſche Glut der Gährung zu einem klaren, dauernden Feuer. Schon die furchtbaren Kämpfe hatten die überſtrömende Fülle herber Kraft gemildert und eine ernſtere Ruhe der Betrachtung in ſein Herz geſenkt. Doch noch tiefer drang jetzt der reine Strahl der Liebe in ſeine wogende, ungebändigte Bruſt ein, und ihre Wellen ebneten ſich, als trügen ſie Scheu, das heilige Bild ſeiner Verehrung getrübt zurückzuwerfen. Die beſänftigende Macht, mit der früher ſchon Bianca's ſchweſterliche Nähe auf ihn wirkte,

übte Marie jetzt in höherem Maße. So tief und schmerzlich die Glut in ihm brannte, er beherrſchte ſie männlich, als ſuche er Mariens Liebe durch ſeine Beherrſchung und Entſagung zu verdienen. Er hatte in das innerſte Heiligthum ihrer Seele geblickt, und wie der Edle den Edlen leicht erräth und verſteht, ſo ahnete auch er alle die Kämpfe, die ſie beſtanden, und begriff, weshalb ſie gekämpft. Ihre vaterländiſche Begeiſterung, die jetzt in neuen, ſchönen Hoffnungen auflebte, kannte er und wußte, welche Opfer ſie ihr zu bringen vermochte. Hoffnungen für ſeine Liebe wagte er nur entfernt zu nähren, doch er hatte die Gewißheit ihrer wärmſten Freundſchaft und darum wollte er jetzt nicht weiter in ſie dringen; denn er ehrte den Schmerz, der noch immer ſtill blutenden Wunden ihrer Seele, die, durch die heilende Kraft der Entſagung kaum geſchloſſen, von der Hand des Schickſals jüngſt ſo grauſam wieder aufgeriſſen waren. Sie dankte ihm dieſe großmüthige Zurückhaltung mit innerſter Rührung, denn ihr war nicht verborgen, mit welchem Kampf er ſie errang.

Je ehrfurchtsvoller daher Bernhard zurücktrat, je näher mußte ſich Marie zu ihm gezogen, je heiliger ihm verpflichtet fühlen. Vielleicht hätte ſie es nicht über ſich vermocht, ſeiner heißeſten Bitte ihr Herz zu gewähren; doch da er ſtill und ſtreng entſagte, wandte ſie es ihm ſelbſt darbringend näher und inniger zu, und mit jedem Augenblick fühlte ſie die Pflicht ſtärker, Deſſen Glück hingebend zu gründen, der es ihr ſo männlich edel zu opfern vermochte. Je mehr ihr die Liebe Pflicht wurde, je mehr wurde ihr die Pflicht Liebe. So entfaltete ſich die reine ſchönſte Blüthe edler Neigung im warmen, milden Strahl der Dankbarkeit und höchſten Achtung. Nur noch der leiſe, zartgewebte Schleier ihrer jungfräulichen Scheu und ſeiner heiligen Ehrfurcht ver-

hüllte den liebenden Herzen das süßeste Geheimniß. Er wagte die Blüthe nicht zu berühren, die sich ihm mit schüchtern gesenktem Kelch entgegenneigte. In diesem schwebenden bangen Glück weilten jetzt ihre Herzen; doch still und unbemerkt zeitigt sich die köstliche Frucht, und prangt sie in vollendeter Fülle, so fällt sie, eine reine Gabe des Himmels, beim leisesten Hauch günstiger Lüfte wie von selbst in den offenen Schooß herab.

Die Saaten der Weltgeschichte reiften der Sichel golden entgegen; in derselben Sonne füllte sich die Purpurrose der Liebe.

Schon regte es sich mächtig in allen deutschen Herzen; man fühlte den ehernen Druck des Joches, das so lange auf dem Nacken gelastet hatte, einen Augenblick gelüftet und stolz und frei und hoffnungsgroß athmete die Brust auf.

Eines Abends, als die Geschwister im trauten Verein beisammen saßen, pochte es bei später Weile an die Thür. Sie öffnete sich auf Ludwigs Ruf. Arnheim trat ein. Ein Erröthen und Erblassen überflog Mariens Wangen, als sie ihn erblickte. In diesem Augenblicke ahnete sie aus dem Unterschiede ihrer Gesinnung gegen ihn und gegen Bernhard ihre Liebe zu diesem. Der Kommende ging ihr, als der Einzigen, die er in diesem Kreise kannte, grüßend näher und redete sie an:

„Kaum traute ich meinen Augen, als ich Sie diesen Nachmittag in der Dämmerung hier am Fenster erblickte; ich erfuhr bald, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Erlauben Sie, daß ich meinen kühnen Besuch durch eine freudige Nachricht entschuldige, die ich gerade Ihnen so schnell als möglich zu verkünden mich verpflichtet fühlte."

„Sein Sie in jedem Falle willkommen geheißen," erwiderte Marie, „und doppelt willkommen, wenn sie eine

freudige Kunde für unſer Vaterland bringen.“ Hierauf machte ſie ihn mit ihrem Bruder, mit Bianca und Bernhard bekannt.

„Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ſchon in Warſchau von einem geheimen vaterländiſchen Bündniß erzählte,“ begann Arnheim; „jetzt iſt es Zeit, freier davon zu ſprechen, denn die Stunde, wo es Früchte tragen ſoll, iſt gekommen. Deutſchland wird aufſtehen in ſeiner Kraft; das ganze Volk ſoll zu den Waffen gerufen werden. Preußen ſchreitet mächtig voran. Mein Vaterland iſt noch durch andere, hinterliſtig geknüpfte politiſche Bande gekettet; doch es iſt Hoffnung da, daß auch Öſtreich ſie gewaltſam zerreiße. Bis dahin, wo es als Freies und Ganzes auftreten will, begnügt es ſich, die Geſinnung der Einzelnen für die heilige Sache zu entflammen und ihre Entſchlüſſe zu unterſtützen. So bin ich ſeit einigen Wochen bereits aus dem Dienſt meines Kaiſers in den des Königs von Preußen getreten. Die Führer unſeres Bundes hatten ſchon ſeit längerer Zeit die Weiſung erhalten, auf einen entſcheidenden Schritt des Königs vorbereitet zu ſein. Heut, vor einer Stunde iſt endlich die ſehnlich erwartete Nachricht eingetroffen, daß er geſchehen iſt. Preußens König redet mächtig zu ſeinem Volk; er ruft es herbei zum Kampfe für das Heiligthum des Herdes, des Vaterlandes, der Freiheit. Ein heiliger Krieg entflammt ſich, wo die Völker ihre theuerſten, ſo lange mißkannten Rechte mit ihrem Blute wiedererringen werden; ein Krieg, der den Fallenden die Palme des Märtyrers, den Siegern die des ewigen Ruhmes reicht! So wird denn unſer Vaterland endlich erlöſt werden aus den Ketten der Schmach und des Elends! Dieſe ſtolze Freude hebt meine Bruſt und läßt mich, was ich an eignem Schmerz zu tragen habe, über das große Glück des Ganzen vergeſſen.“

Er warf bei dieſen letzten Worten einen bedeutſamen Blick auf Marien, den dieſe nur zu wohl verſtand.

„Sie," fuhr er zu ihr gewendet fort, „habe ich als eine ſolche Tochter des Vaterlandes kennen gelernt, daß ich es, lächeln Sie nur, für eine heilbedeutende Fügung des Himmels hielt, Sie gerade in dieſem Augenblick unvermuthet wiederzufinden, wo ich Ihnen eine ſolche Botſchaft bringen konnte."

„O nehmen Sie meinen innigſten Dank," erwiderte Marie gerührt, und ein lichter Freudenglanz verklärte ihr Auge. „Welch eine Morgenröthe laſſen Ihre Worte an dem düſtern Himmel unſeres Vaterlandes anbrechen!"

„Und eine herrliche Sonne wird ſchimmernd aufgehen," rief Ludwig begeiſtert aus. „Jetzt, jetzt erſt kommen die Tage, wo ich frei und glücklich athme! Selbſt meine Liebe blüht erſt voll und duftend in dieſem neuen Licht! O Bianca, bisher warſt du eine Blüthe, deren Duft eine ſüße Frühlingsahnung in einen dunklen, beängſtigenden Kerker trug. Jetzt trifft uns der zitternde Morgenſtrahl! Er fällt auf mein Herz wie auf Memnons Säule, daß es von wunderbaren Himmelsklängen tönt. Friſche Lüfte umſpielen Bruſt und Scheitel — der ſchwere Vorhang des Gewölkes zerreißt, und im Morgenglanz der Freiheit liegt die reiche Frühlingsflur, ſtrahlend in der Perlenfülle des klarſten Himmelsthaues! O Bianca, welche Tage brechen für uns an!"

Bernhard hatte ernſt, aber tief durchglüht und erwärmt Arnheims Botſchaft vernommen. „Ich trete in die Reihen der Kämpfer," ſprach er mit unwiderruflicher Entſchloſſenheit und reichte Arnheim die Hand.

„Und ich fechte an Deiner Seite," rief Ludwig feurig. „Jetzt werden wir erſt erfahren, mit welchem Gefühl ein Mann die Donner der Schlacht um ſich rollen hört! O!

nun ſegne ich das Jahr der Duldung, das wir überſtanden; denn es war unſere ſtrenge, lehrreiche Schule. Doppelt kann ich jetzt das Unrecht vergüten, das ich wider Willen dem Vaterlande zugefügt. Gehärtet in dem furchtbaren Kampfe, der hinter uns liegt, wiegen wir das Dreifache für den, welchen die Zukunft uns bereitet. Nicht mehr Neulinge, erprobte Männer, geſtählt in Gefahren und Drangſalen, wiſſen wir jetzt unſer Schwert zu führen. O wahrlich, Schweſter, Du ſpracheſt wahr, der Roſenglanz des Morgenroths bricht durch die tiefſte Nacht!"

Bernhard ging, während Ludwig ſich ſeiner freien Begeiſterung überließ, unruhig und gedankenvoll auf und nieder. „Ich fühle, was geſchehen muß," begann er endlich, „und ein edles Gefühl hebt auch meine Bruſt. Aber Freude kann ich es nicht nennen. Thaten wir Unrecht, an dem Kampfe dieſes Jahres Theil zu nehmen, war es unſere höhere Pflicht, das Haupt auf den Block zu legen und als wehrloſe Opfer der Argliſt zu fallen, ſo trifft uns jetzo auch die Nemeſis. Und ſie trifft ſchwer!"

Marie ahnete die Gedanken, die ſich in Bernhards Bruſt bewegten. Ludwig aber erwiderte: „Ich verſtehe Dich nicht, Bernhard; welche Nemeſis ſiehſt Du in den Fügungen, die ich für die gnadenreichſten des Himmels halte?"

„Auch ich halte ſie dafür; doch haftet nicht für uns Beide ein ſchweres Geſchick daran? Deine ſchöne Begeiſterung, Ludwig, hat Dich in trunkener Freude hingeriſſen. So muß ich Dir ſagen, was ich ſonſt von Dir, der Du immer beſſer geweſen, edler empfunden als ich, gehört hätte?"

„Vollende nicht," unterbrach ihn Ludwig ſchnell; „ich weiß, was Du ſagen willſt. Gewiß, dies Opfer wird ſchwer; es iſt der Ring des Polykrates, den wir ins Meer werfen müſſen."

in der ganzen Schar meiner heimatlichen Brüder wird mein Herz für kein so theures Leben zittern, als für das, was höhere Gesetze mich feindlich zu bekämpfen zwingen. Das Gebet der Unsern sei unser Schutzengel; Bianca und Marie werden, wenn die Donner der Schlacht ertönen, ihre reine Hand flehend erheben, daß der Allgütige uns das Äußerste erspare. Durch das finstere Dunkel des dampfenden Schlachtgewölks glänzt mir ein holder Stern, der Stern des Friedens. Auch diese Stürme werden austoben, welche die Geschicke der Menschheit in ihren tiefsten Tiefen aufwühlten; endlich muß der donnernde Vulkan, der Europa's Grundvesten in bebende Erschütterung setzt, erlöschen, und die blutigen Lavaflüsse werden stehen, die brausenden Ströme der Völker, die jetzt kämpfend gegen einander wogen, in ihr altes, friedliches Bett zurückkehren. Dann, Rasinski, wenn die schönen Ufer der Erde sich wieder in ruhigen Fluten spiegeln, wenn der Himmel neu erheitert lacht, wenn der erschöpfte Mars in ferner Höhle den Schlaf sucht und der Themis das Schwert läßt, daß sie die Gebiete der Völker mit schlichtender Hand neu abmesse und ihre Rechte mit strenger Wage prüfe: dann, Rasinski, kommt der Tag, wo auch uns der Lohn für die schwersten Opfer des Herzens wird! Auf der Brandstätte der Schlachtfelder werden wir uns mit alter Liebe und Treue umarmen, und die Verwüstung um uns her schreckt uns nicht mehr, denn schon sprossen die neuen Keime des Lenzes empor, der in doppelter Schönheit da erblüht, wohin der Vulkan seinen zerstörendsten Aschenregen getrieben. Dahin laß uns die Blicke richten, auf dieses ferne, leuchtende Ziel. Fern? Was sage ich! Er, der die Sonnen aus der Nacht plötzlich schaffend hervorbrechen läßt, er, vor dem tausend Jahre ein Tag sind, er kann uns mit allmächtigem Arm im Flug des Augenblickes dahin

führen. Darum laß uns ihm vertrauen, denn seine Gnade ist noch unerschöpflicher als seine Macht.

Ewig Dein Ludwig."

Auch Bernhard hatte geschrieben:

„Rasinski!"

„Wenn ich Dir Auge in Auge sehen, von Mund zu Mund zu Dir reden könnte, so sollten weicher Blick und Ton das scharfe Gift meiner Worte mildern. Doch trinken müssen wir es Beide, wie qualvoll es die Brust zerreiße. Das Schicksal rächt sich an mir. Du weißt, Rasinski, um des Freundes willen verrieth ich mein Vaterland und nahm das Schwert und verwundete die Brust, die mich genährt. Jetzt rollt die Kugel um; die tückische Nemesis waffnet mich nun gegen den Freund und ich verrathe ihn an das Vaterland. Was wehrt sich mein thörichtes Herz dagegen und will bald brechen, bald sich empören und aus der Brust hervorstürmen? Hinunter zur Ruhe! Ich hatte und habe Recht. Trotzig will ich nun mit ehrner Stirn ausharren, und wie ein Spartaner zu der Folter lächeln, auf der mich das Schicksal zu einem falschen, feigen Geständniß zu zwingen denkt. Dir, Rasinski, thue ich das wahre: Es ist meine heilige Pflicht, mit der Waffe in der Hand gegen Dich anzudringen, und die Brust zu durchbohren, die mir so treuen Schutz gewährte, an der mein Herz in heißester Liebe geschlagen. Thue Du mir auch so! — O, Rasinski! Der Tag wird schön sein, wo wir uns in Donnern und Wetterwolken, wie bei Mosaisk, finden, und gleich dem Brüderpaar vor Thebens Mauern mit dem Speer gegen einander anrennen, daß wir Beide durchbohrt niedersinken! Hier betheure ich Dir, ich werde Dich nicht schonen; denn einen schwerern Verrath wüßte ich nicht zu begehen an meinem Vaterlande. Thue Du mir auch so! Wenn wir aber neben einander hingesun-

ken ſind und unter den todten Brüdern liegen, dann will ich mit ſterbender Stimme rufen: „Raſinski," und Du rufe „Bernhard". Mit unſerm Herzblut ſtröme dann der Völkerhaß dahin; und je mehr die verſiegende Kraft das Lebens unſere Bruſt erkalten läßt, um ſo heißer wird ſie in heiliger Freundesliebe erglühen. Unſere wunden Herzen ſollen aneinander ausſchlagen! Es wird ein ſchöner Tod ſein und ſie werden um uns weinen, Bianca — Marie! — Jetzt aber vorwärts; alle Ströme, wie wild ſie brauſen, finden ja doch endlich das Meer und dann ruhen ſie aus, und ihre Wellen dringen nicht mehr raſtlos weiter. Bis dahin leb wohl! — — —

Bernhard."

Marie und Bianca begehrten die Briefe zu ſehen.

„Wie Ihr wollt, meine Lieben," entgegnete Ludwig, „doch iſt es beſſer, Ihr laßt es."

„Nein," rief Bernhard, „es iſt beſſer, Ihr leſet. Ihr wißt, was geſchieht, warum ſolltet Ihr nicht wiſſen, wie?"

Mit dieſen Worten gab er ihnen die Blätter und ſie laſen, Beide zugleich, ſtumm, unter hervordringenden Thränen. Bernhard ging indeſſen in heftiger Wallung auf und ab; endlich blieb er vor Ludwig ſtehen und ſprach: „O, es geht mir durch die Seele!" Und der Freund lag am Herzen des Freundes.

Marie und Bianca ſchrieben jede einen innigſten Gruß der Liebe unter die Worte des Bruders. So wurden die Briefe abgeſandt.

Über eine Woche verſtrich, bevor Antwort eintraf. Dieſe Zeit war indeſſen eine unruhig bewegte, da ſie ſich mit Vorbereitungen zu dem neuen Kampfe ausfüllte. Eines Abends endlich kam das Schreiben Raſinski's an. Bernhard em-

pfing es, doch er öffnete es nicht, sondern legte es zurück bis Ludwig nach Hause käme.

Als sie Alle beisammen waren, gab er es ihm und sprach: „Lies es uns.“ Ludwig nahm den Brief, erbrach ihn, warf einige flüchtige Blicke hinein und las dann mit schmerzlich erschütterter Stimme:

„Meine Freunde!“

„Ich habe Eure Briefe empfangen; ich erwartete sie bereits. Ihr handelt, wie es eine unerläßliche Pflicht von Euch fordert; könnte meine Liebe zu Euch noch wachsen, sie würde es dadurch. Der Altar des Vaterlandes ist der heiligste, auf dem ein Mann seine Opfer zu bringen hat. Mit seiner Geburt leistet er ihm den stummen, aber unverbrüchlichen Eid der Treue. Haltet ihn; auch ich werde ihn halten, denn ich schwur ihn wie Hannibal schon als Knabe, obgleich kein Hamilcar mich an den Opferherd führte. Stets verehrte ich die erhabene Tugend des Brutus, der seinen Söhnen das Todesurtheil sprach, weil sie das Vaterland verriethen; ich müßte es Euch sprechen, wenn Ihr wie Brutus Söhne fehltet. Kein neuer Schmerz trifft meine Seele. Ich bin daran gewöhnt, daß der eherne Fuß der Weltgeschicke die Blüthen zertrete, die ich für mein Herz zu pflanzen hoffte. Das sorglose Glück der Jugend, das schönere der Liebe, habe ich dem strengen Gott geopfert; auch das Band der Freundschaft will er jetzt zerreißen, doch das vermag er nicht. Ja, meine Freunde, ich habe den Schmerz in ernster Schule gelernt und bin gehärtet gegen seine Pfeile. Ein undurchdringlicher Stahl deckt meine Brust. Die rauhen Schläge des Schicksals zermalmen sie nicht mehr, sie erschüttern sie nur mit dumpfer Betäubung. Wir müssen uns bekämpfen, doch wir dürfen uns lieben. Das schöne

Band unſerer Herzen ſoll ſelbſt das Schwert des Schlachtengottes nicht trennen. Iſt es uns gleich nicht geſtattet, wie die homeriſchen Helden das heilige Gaſtrecht der Freundſchaft auch im offenen Kampfe zu ehren, ſo können wir, edler als ſie, die Hand mit Liebe drücken, von der wir fallen. Doch dieſes Äußerſte wird der Gott der Milde verhüten, dem wir unſere Tage anvertrauen. Freunde, Brüder! Eine gnädige Hand legte die Binde um das Auge des Menſchen, daß er die Zukunft nicht ſchaue; oft iſt es ihm heilſam, daß auch die Gegenwart ſich verſchleiere. Dieſes Heil laßt uns als eine Wohlthat erbitten und es nicht frevelnd von uns ſtoßen. So lange der Kampf dauert, der uns feindlich gegen einander führt, wollen wir unſere Freundſchaft nur in ſchweigender Bruſt tragen. Keiner wiſſe, Keiner erfahre von dem Andern. Denn nicht zu vermeſſen troße der Menſch auf ſeine Kraft. Wüßte ich, wo Ihr als Gegner mir gegenüber ſtändet, das Schwert entſänke vielleicht meiner Hand, und ich vermöchte nicht das heilige Gelübde zu löſen. Darum trenne dieſer Streit der Völker, der ſich ehern erhebt, jeßt alle ſanfte Bande der Liebe und Mittheilung, die ſich ſonſt zwiſchen uns und den Unſrigen geknüpft hätten. Vielleicht erſcheint einſt der Tag des Friedens, auf den Du hoffeſt, Ludwig, und dann werden wir uns wiederfinden. Fällt das Loos der Schickſals anders, ſei's darum. Wir werden es zeitig genug erfahren. So lebt denn wohl, Ihr Freunde! Und Ihr, holdſelige Geſtalten, an die meine Seele mit ſüßem Schmerze zurückdenkt, Bianca, Marie! — Leb wohl, Marie, ſei glücklich, Du kannſt es, denn die Jugend lächelt noch auf Deiner Wange, und noch blüht der Lenz, der neugeſtreute Saaten zu goldenen Früchten reift. Sei glücklich und beglücke! — Es iſt genug! Wir ſcheiden, vielleicht auf lange Zeit, vielleicht — doch meine Hand will an dem

Schleier rühren, der das heilige Antlitz der Zukunft verhüllt; die Zeit allein soll ihn heben. Lebt wohl bis in den Tod."

„Euer Rasinski."

So war denn der letzte schwerste Kampf der Herzen gekämpft; nur der leichtere, der des Schwertes, blieb noch übrig.

Am nächsten Morgen tönten die Glocken feierlich von den Thürmen; die Scharen der Krieger sammelten sich auf dem Marktplatze, Tausende der Bürger strömten herbei, um die scheidenden Kämpfer noch einmal zu begrüßen.

Bernhard und Ludwig waren gewaffnet; ihre Rosse stampften unruhig vor der Thür. Bianca und Marie standen, in bangen Thränen, aber heilig erhoben durch die Größe des Augenblicks, an die Brüder geschmiegt.

„Leb wohl, Schwester," brach endlich Bernhard das bange Schweigen, „leb wohl! Und Du, Marie? Und Du?"

Sie wollte ihm die Hand reichen, er zog sie näher, sie sank, überdrängt von seiner edlen Liebe, weinend an sein Herz. Bernhard drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirn, dann sprach er fest: „Nein, Du Holde, jetzt fordere ich das entscheidende Wort nicht von Dir, vor dem die Blüthen meines Lebensglücks sich duftend öffnen oder welkend fallen sollen. Nicht der überwältigende Sturm des Augenblicks soll es Dir entreißen! Du mußt wissen, ob Deine tiefe Wunde heilen konnte. Aber der Tag der Wiederkehr wird nahen; diese leuchtende Sonne, die dort die Kuppeln beglänzt, verheißt ihn uns. Dann trete ich zu Dir, Marie, und frage Dich: „Will das schönste Herz sich einem treuen widmen? — Doch jetzo nicht!"

Mit diesem Worte riß er sich los und eilte mit Ludwig hinab. Marie sank weinend, betäubt an Bianca's Brust.

Eines Abends, gegen das Ende des Auguſts, als ſchon die Dämmerung ihren Schleier leiſe über den Glanz der geſunkenen Sonne zu ziehen begann, ſaßen Bernhard, Ludwig, Bianca und Marie vor dem Gartenſaal beiſammen. Sie erblickten von dem buſchumkränzten Hügel einen Reiſewagen, der die dicht am Garten vorbeiführende Landſtraße daher kam. Er hielt an der Gartenpforte; ſie öffnete ſich, eine hohe weibliche Geſtalt in Trauerkleidern trat ein und ſchritt auf die Erſtaunten zu. „Ich ſollte dieſe Juno kennen," ſprach Bernhard ahnungsvoll, da ſie ſchon ſo nahe gekommen war, daß man ihre Züge hätte unterſcheiden können, wenn ſie nicht von dem Schleier verhüllt geweſen wären.

„Es iſt die Gräfin!" rief plötzlich Marie, die ſie am längſten und genaueſten gekannt, und eilte ihr beklommen überraſcht entgegen.

„Ja, ich bin es," ſprach die Kommende ſtillſtehend und ſchlug den Schleier zurück; dann öffnete ſie die Arme, um Marien zu empfangen, ſchloß ſie heftig ans Herz und drückte heiße Küſſe auf ihre Lippen. Auch Ludwig, Bernhard, Bianca hatten ſich genähert; ſie empfingen einen ſtummen, ſchmerzvoll innigen Gruß von der hohen Frau.

Sie war bleich; der Gram hatte ihre edlen Züge tief gefurcht; Thränen vergoß ſie nicht, aber der Glanz des Auges war erloſchen.

„Ich wollte Euch noch einmal wiederſehen," ſprach ſie nach langem Kampfe mühſam, und reichte Bernhard und Ludwig die Hand dar; dann verſtummte ſie wieder.

Die Frage nach Raſinski ſchwebte auf Aller Lippen, doch wagte ſie Niemand zu thun.

„Und Sie kommen allein, ganz allein?" begann endlich Bianca mit zagender Stimme. „O laſſen Sie uns nicht länger in banger Ungewißheit um das Geſchick ſo theurer Weſen."

Die Gräfin ſeufzte aus tiefer Bruſt und blickte gen Himmel. „Ich komme allein! Ganz allein! Das iſt meine Antwort!“ erwiderte ſie und ſchauerte zuſammen.

„Und Lodoiska?“ fragte Marie mit bebenden Lippen.

„Wähnteſt Du, ſie würde ihren Schmerz überleben? Seit einem Jahre ſchlummert ihr gequältes Herz in Frieden. Ihr iſt wohl!“

„Und Raſinski!“ rief Bernhard, der nicht mehr an ſich zu halten vermochte.

Ein ſchwerer Kampf war auf dem Antlitz der Gräfin zu leſen: „Auch ihm iſt Ruhe geworden!“ ſprach ſie endlich langſam. „Man ſah ihn zuletzt in der Schlacht bei Leipzig in der Nähe des Fürſten Poniatowski; — weiter weiß ich nichts von ihm.“

Längſt hatte das bebende Herz es geahnet; doch die Erfüllung berührte es mit vernichtender Erſchütterung. Marie ſank ſchauernd an Bernhards Bruſt; er ſchloß ſie feſt an ſich, ſein Haupt neigte ſich auf das ihre, und ſeine Thränen netzten ihre Stirn. Ludwig ſtand vom tiefſten Schmerz bezwungen und heftete den von Thränen umdunkelten Blick auf den Boden. Bianca verhüllte ſich das weinende Auge und lehnte die Wange ermattet gegen die Schulter des Freundes.

„Ich weine nicht mehr um ihn,“ ſprach die Gräfin, doch bebte ihre Stimme wie ſanft gerührt; „ich habe auch wenig geweint. Wohl ihm, daß ſein Auge ſich geſchloſſen hat, daß es dieſe Tage nicht ſieht! Würde ſein edles Herz unſere Schmach ertragen? Gewiß, ihm iſt beſſer.“

Marie wankte zu ihr, und warf ſich ihr weinend ans Herz. „O meine Mutter!“ ſchluchzte ſie in Thränen erſtickend.

„Tochter, meine Tochter!“ rief die Gräfin, und jetzt brach ein heißer Strom von Thränen auch aus ihren Augen hervor: „Eine Tochter an meiner Bruſt! O ich kann wieder weinen!“

Auch Bianca näherte ſich und legte ihren Arm weich um den Nacken der hohen Geſtalt. „Ruhe bei uns aus, Du Schwergebeugte,“ bat ſie tröſtend; „wir wollen Deine Töchter ſein!“

Die Gräfin ſah ſie einen Augenblick mit fragenden Blicken an; ein heftiger Kampf bewegte ihre Bruſt; es zog ſie mit ſanften Armen wieder in das Leben, in das milde Reich der Freude zurück. Doch plötzlich richtete ſie ſich auf, entzog ſich der Umarmung der Weinenden, bewegte verneinend das Haupt und ſprach: „Nein, nein, es iſt unmöglich! Sollte ich, ein ewiges verſteinertes Bild des Grams mich hinſetzen in die Hallen Eures Glückes und jeden Kelch der Freude vergiften? Nein, nein, nimmermehr!“

In Haltung und Stimme drückte ſich die Unabänderlichkeit ihres Entſchluſſes ſo feſt aus, daß Niemand die Bitte zu wiederholen wagte. Indem hüpfte das blondlockige Töchterchen Aliſettens, Nadine, zwiſchen den Gebüſchen hervor, und blieb erſtaunt vor der Fremden ſtehen und betrachtete ſie mit ihren großen unſchuldigen Augen.

Eine ſeltſame Rührung bewegte die Bruſt der Gräfin beim Anblick dieſes Kindes, das ſie ſogleich erkannte. „Kennſt Du mich noch, Nadine?“ fragte ſie mit kaum hörbarer Stimme.

Statt zu antworten ſah das Kind ſie noch immer an und ſchmiegte ſich dann mit dem Lockenköpfchen vertraulich in ihren Schooß.

Zu erſchüttert, drängte die Gräfin es ſanft hinweg und wandte ſich ab, um zu gehen.

„Bleibe bei uns, schöne Dame," rief Nadine ihr freundlich nach, als sie gegen die Gartenpforte zuging. Rasch wandte sie sich um, hob das Kind auf, küßte es, drückte es ans Herz und fragte bewegt: „Willst Du mit mir gehen? Dieses Kind wäre ein süßer Trost in meiner tiefen Einsamkeit," wandte sie sich zu Bianca und blickte sie fragend an.

„Was Du forderst, nichts, nichts kann ich verweigern," erwiderte diese, wie tief ihr auch die Wehmuth einer Trennung von dem liebgewordenen kleinen Wesen ins Herz drang.

„Nein, auch das nicht," sprach die Gräfin nach einigen Augenblicken stummen Kampfes sanft, aber fest, und ließ das Kind auf den Rasen nieder. „Soll ich den schwarzen Trauerflor über seine heitere Jugend werfen? Soll es nur unter Cypressen wandeln, wo Todtenurnen trauernd stehen? Nein, ich will die Tage, die ich noch leben muß — zum Allmächtigen hoffe ich, es werden nur wenige sein — nicht mit diesem Vorwurf belasten. Weile unter Glücklichen, holdes Wesen!"

Sie küßte das Kind und ließ es von sich; es ging zu Bianca hin und fragte theilnehmend: „Mutter, Du weinst?"

„Ich kam nur, um Abschied zu nehmen," begann die Gräfin nach einer Minute der tiefsten Stille gesammelt; „ich zitterte vor dieser Stunde, doch es wäre ungerecht gewesen, sie zu vermeiden. Ich gehe nach' Amerika! Es kann mir ein Vaterland werden, denn es ist das einzige Land der Erde, wo eine freie Seele zu athmen vermag. Meine Heimat ist ein Kirchhof, ein Gefängniß, eine schmachvolle Richtstätte, — ein Weltmeer liege zwischen ihr und mir! — Wir wollen uns den Abschied nicht erschweren; rasch, entschieden zerreiße das letzte Band, das mich fesseln will. Lebt wohl, Ihr

Theuren, folgt mir nicht — erst nach meinem Tode sollt Ihr wieder von mir hören."

Sie ließ den Schleier über das Antlitz herab und ging mit raschen, stolzen Schritten hinweg, noch einmal mit der Hand zurückdeutend, daß Niemand ihr folgen möge. Doch das thränendunkle Auge der Bleibenden hing begleitend an der majestätischen Gestalt, bis sie sich im Dunkel der Bäume und des Abends verlor.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.